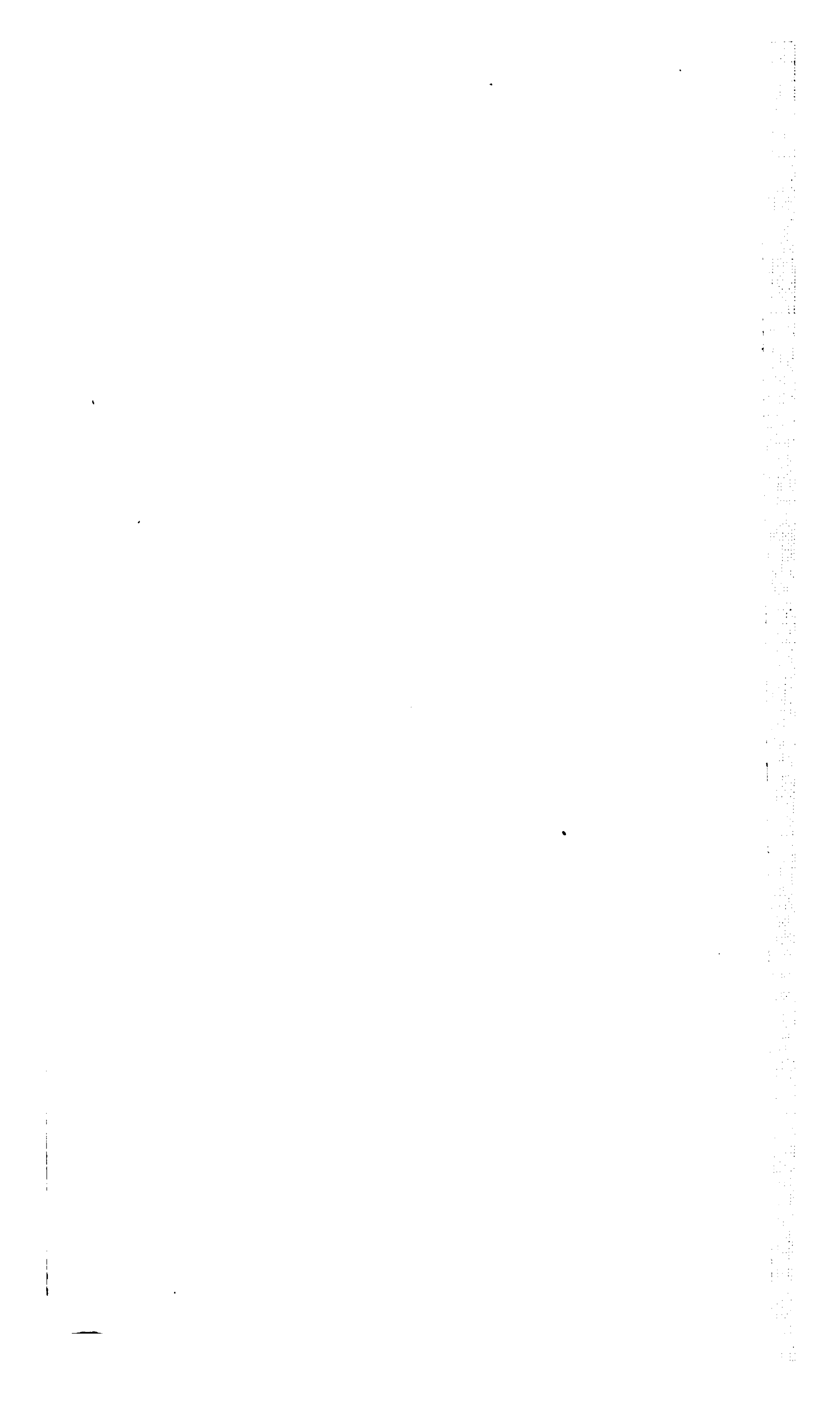
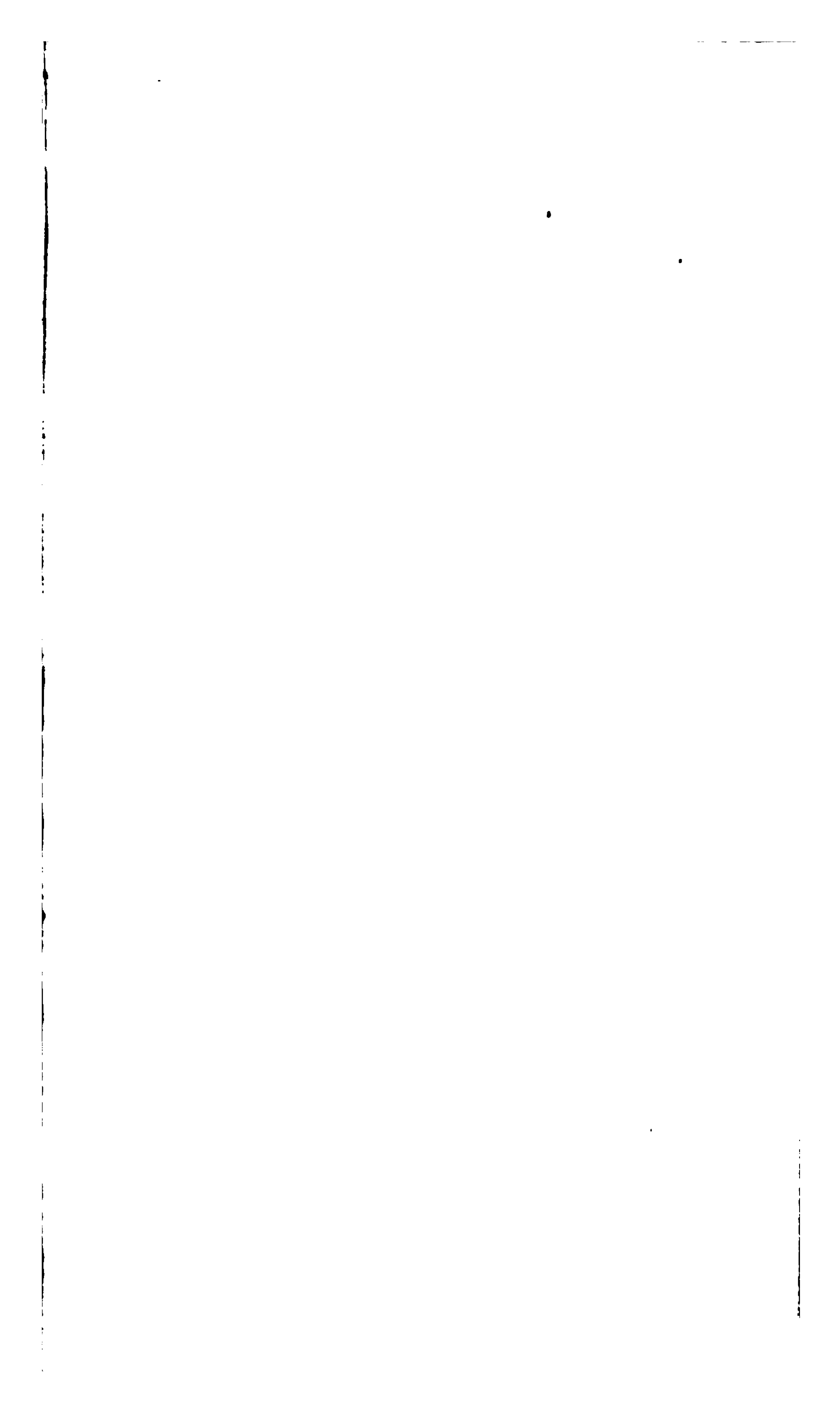
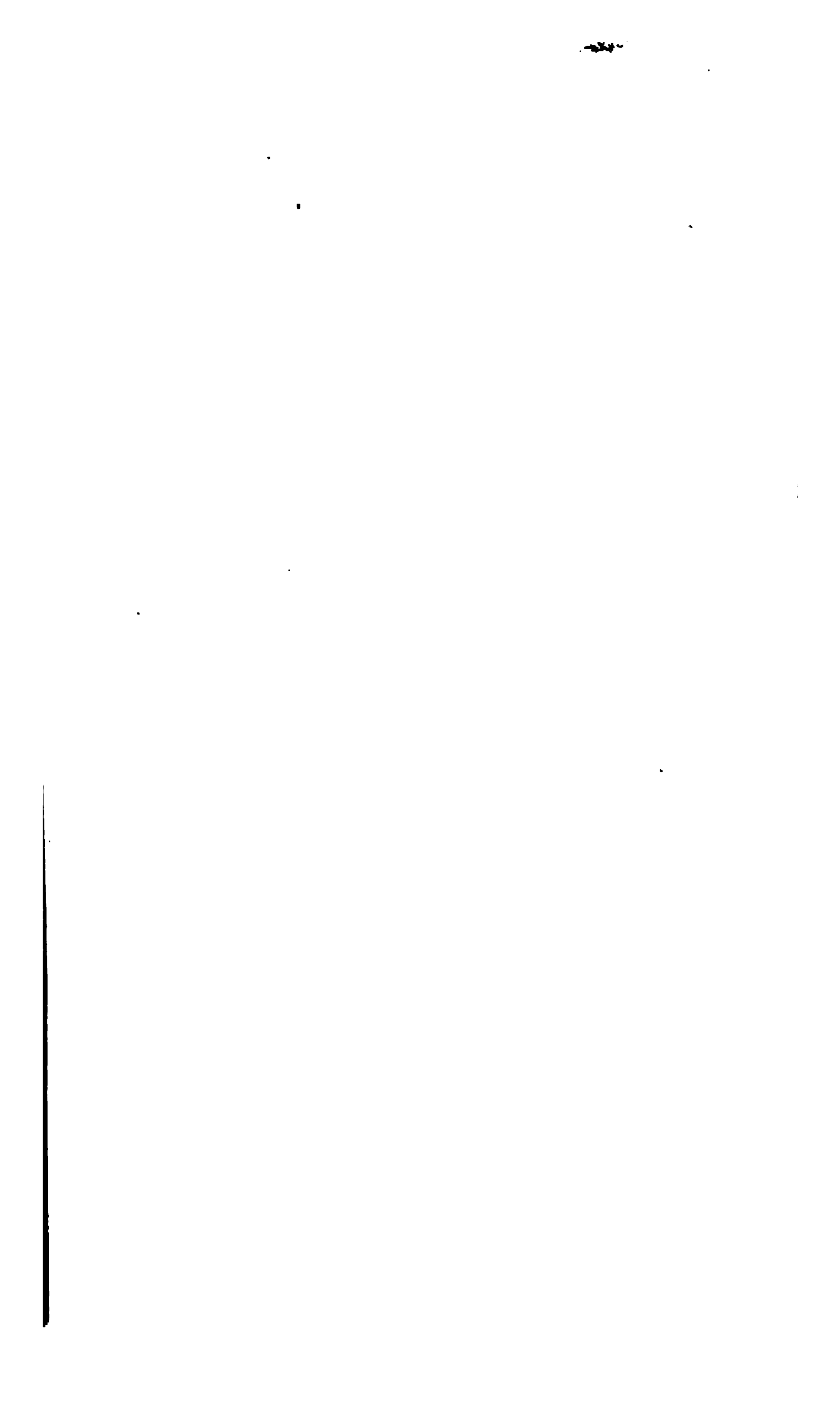








Friedrich Carl Gottlob Hirsching's

Historisch = litterarisches

Handbuch

berühmter und denkwürdiger Personen,

welche in dem achtzehnten Jahrhundert gelebt haben:

---

oder

historische, bio = und bibliographische

Nachrichten

von

berühmten und denkwürdigen Monarchen, Fürsten, Feldherren, Staatsmännern, Päpsten, Cardinälen, Erz- und Bischöfen, Geschäfftsmännern und Gelehrten in allen Wissenschaften, Künstlern jeder Art, Kaufleuten, Mechanikern, und anderen interessanten Personen beyderley Geschlechts.

Fortgesetzt und herausgegeben

von

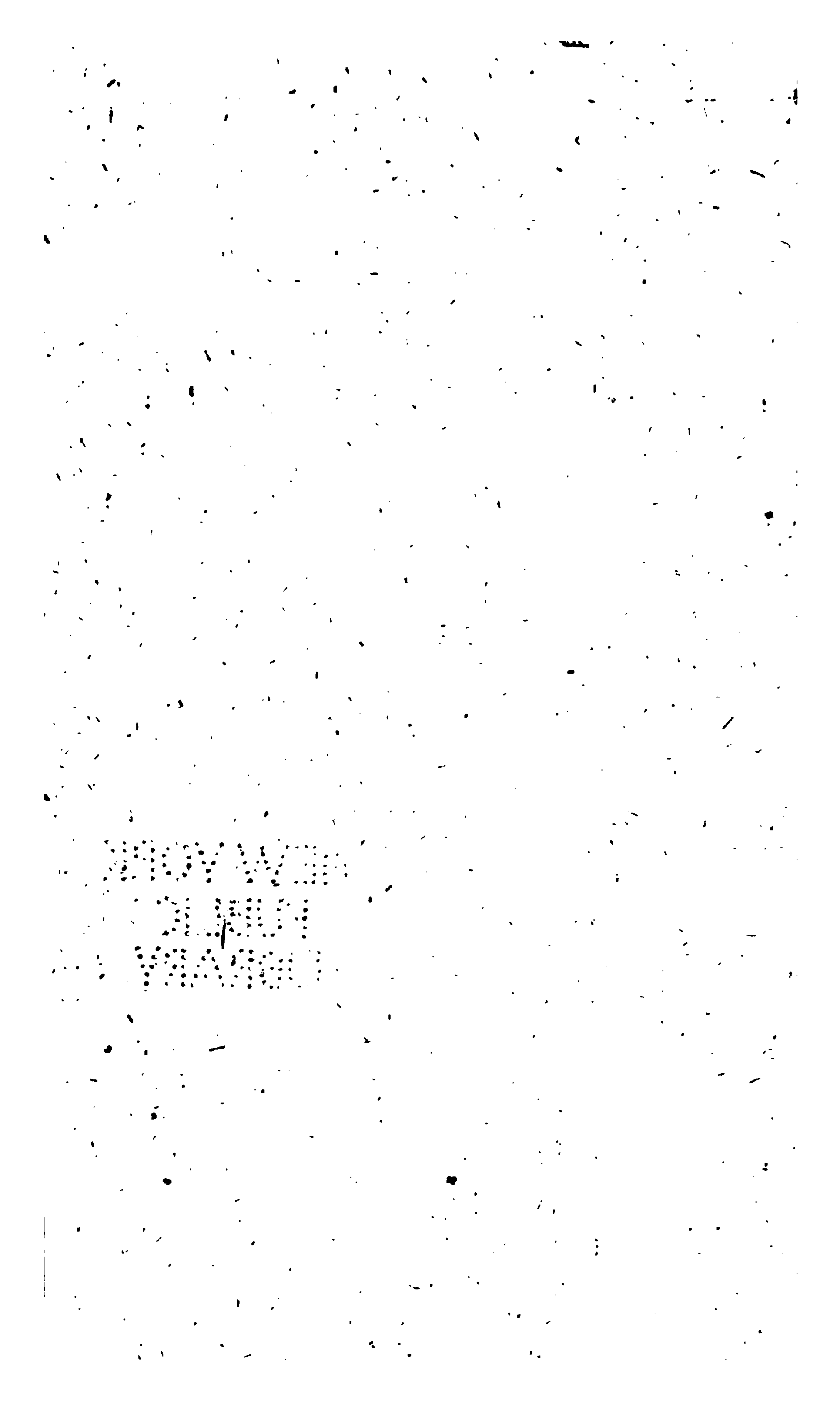
Johann Heinrich Martin Ernesti.

Funfzehnter Band. Erste Abtheil. Tröltsch — Villars.

Leipzig,

im Schwickertschen Verlage.

1812.



T.

Tröltsch, Johann Friedrich, Reichsfreyherr von, Kaiserlicher Hof- und Pfalzgraf, Licentiat der Rechte, ältester Rathsconsulent der freyen Reichsstadt Augsburg, Deputirter in Reichs- und Kreissachen, zum Münz- und Landquartierwesen, zum engern Ausschusse und zur Büchercensur, auch Archivar und Scholarch, ein einsichtsvoller Staatsmann, der im Stillen seinem Vaterlande die wichtigsten Dienste geleistet, und sich auch durch verschiedene Deductionen und mehrere, grossentheils anonyme Schriften bekannt gemacht hat.

Er wurde am 8. März 1728 in der freyen Reichsstadt Nördlingen geboren, und war der erste Sohn zweyter Ehe des dasigen Stadtamtmanns Wallfried Daniel Tröltsch's. Dieser hat nach vollendeten akademischen Studien auf einer Reise durch Frankreich, die Schweiz und einen Theil von Teutschland, seinen Geist und Geschmack gebildet und der Ton, der in seinem Hause herrschte, gehörte deßhalb zu dem feinern der Stadt. Er war ein gerechter, aber strenger Vater, und diese Gemüthsart hatte, in vereinter Wirkung mit der Sanftmuth der Mutter, auf die Characterbildung ihres ältesten Sohnes den wohlthätigsten Einfluß. Seine Neigung zu den Wissenschaften zeigte sich früh, und wurde durch körperliche Schwachheiten, die Folge einer Krankheit aus seinen Kinderjahren, nicht gemindert. Den Elementarunterricht verdankte er seinem Vater, der sich zugleich eifrigst bemühte, in ihm mit dem Gelehrten auch den Menschen zu erziehen. Unter der Lenkung dieses trefflichen Lehrers, besuchte er späterhin auch noch das Gymnasium seiner Vaterstadt. Seine Fortschritte in dieser Zeit waren schnell; und ausgerüstet mit festen moralischen Grundsätzen und mehr als gewöhnlichen Vorkenntnissen, sah er sich im 18. Jahre im Stande, seine akademische Laufbahn anzutreten. Er bestimmte sich, vielleicht nach dem Beyspiel seines Vaters, zum Studium der Rechte, und ging zur Erreichung dieses Zwecks 1746 nach der Universität Erlangen ab; der unter frohen Hoffnungen ertheilte Segen seiner Aeltern, die Freundschaft und die herzlichsten Glückwünsche seiner Lehrer begleiteten ihn. Den ersten Schritt auf die Universität that der junge Tröltsch nicht planlos, und zeichnete sich also schon durch seinen Antritt der mißlichsten Periode in dem Leben der studierenden Jugend vor Tausenden seines Gleichen vortheilhaft aus. Frühzeitig hatte er den Menschen in seinen Handlungen kennen gelernt, und daher eine Liebe für die practische Philosophie gefaßt, die bey ihm nie erlosch und nie erkaltete. In allen Verhältnissen seines Lebens, selbst unter der Last der gehäuftesten Amts- und Nebengeschäffte, versäumte er nie, dieses zur Würde der Menschheit gehörige Studium ferner zu treiben; er nahm also darauf

auch gleich in den ersten Jahren seines akademischen Lebens hauptsächlich Rücksicht. Das non multa, sed multum in Absicht seiner Kenntnisse war das Grundgesetz, nach dem er seinen Studienplan entwarf. Er wollte nicht als vielfältiger Gelehrter einst grossen Umfang seiner Wissenschaften zeigen, aber er strebte voll Eifer darnach, das Studium, das er, um seinem Lande künftig practisch brauchbar zu seyn, ergriffen hatte, gründlichst bis in seine kleinsten Theile zu erlernen. Männern, die sich dem Staate widmen, hat er hierin ein der Nachahmung würdiges Beyspiel aufgestellt. Er widmete sich ihm und blieb mithin von den Reizen der schönen Künste oder andern Fächer unversucht; aber er lernte seine Wissenschaft in ihren weitesten Gränzen kennen, und sah daher mit Recht die practische Philosophie als einen wesentlichen Theil derselben an. Bey der unabsehbaren Grösse des Feldes, das die Wissenschaften in unsern Zeiten einnehmen, und das in seiner eilenden Erweiterung jede Gränze zu verlieren scheint, kann die Wahrheit und Einsicht, die diesen jungen Mann in seinem Werden leitete, und ihn allein wirklich an das gewünschte Ziel brachte, nicht genug beherzigt werden. — Der nachherige kaiserliche Reichshofrath von Braun, Gonne, Roßmann und Schierschmidt sind die Männer, unter denen der junge Tröltsch in Erlangen den Grund zu seiner Wissenschaft legte, denen er als seinen Mustern nacheiferte und die er, so lange er lebte, mit Dankbarkeit nannte. Gleich im ersten Jahre seines Aufenthalts zu Erlangen schrieb er eine Lateinische philosophische Abhandlung de enuntiationibus identicis, Erlangae 1746. 4. und das Jahr darauf eine juristische de Iurisdictione in genere ejusque a legis actione et reliquo judicis officio differentia, jure Romano. Erl. 1747. 4.

Von Erlangen ging er 1747 nach Göttingen ab, wo er sich unter Gebauer, Köhler, Schmauß, Ayrer und Mosheim die Kenntniß der noch übrigen ihm fehlenden Theile der Rechtsgelahrtheit und der Kirchengeschichte erwarb, und sich bestimmt zum Publicisten bildete. Er überzeugte sich bald von der Richtigkeit des Satzes, daß ein Staatsmann hauptsächlich in den Geschäfften und in der Praxis selbst seine Bestimmung erreiche, und er scheute daher keine Mühe, Acten und Processe zu bearbeiten, Registraturen und Archive kennen zu lernen, und in Cabinetten und Canzleyen Einsicht zu erlangen; dabey versäumte er jedoch nicht, die Theorie seiner Wissenschaft, durch manchfaltiges Lesen und Nachschlagen in den Quellen und neuern Schriften, immer gründlicher zu erforschen. Seinen vierthalbjährigen Aufenthalt zu Göttingen, und mit ihm seine ganze akademische Laufbahn, schloß er mit der öffentlichen Vertheidigung einer juristischen Dissertation unter Ayrer's Vorsitze, ohne jedoch die Doctorwürde oder einen andern Universitätstitel anzunehmen.

Eine Reise, wie sein Vater, zu unternehmen, erlaubten die öconomischen Umstände seiner zahlreichen Familie nicht. Er kehrte daher in seine Vaterstadt zurück, und ob er gleich, durch thätige

Unterstützung des damahls kranken Consulenten Scheiffelhut, Proben von seinen gründlichen Kenntnissen ablegte, so hatte er doch keine Aussicht zu einer förmlichen Beförderung, bis er im J. 1752 von der verwitweten Fürstin Sophia Louise, gebornen Landgräfin von Hessen-Darmstadt, einen Ruf nach Oettingen mit dem Character eines Witthumsraths erhielt, und annahm.

Tröltsch lernte den Hof kennen, ohne mehr als seine gute Seite anzunehmen. Seine äussere Form gewann mehr Feinheit, ohne daß die Selbstständigkeit seines Characters verloren gegangen wäre, und er wurde der Gesellschafter seiner Fürstin, ohne ihr Schmeichler zu werden. Im J. 1758 starb seine Gönnerin. Eine Geschäfftsreise, die er in ihren Angelegenheiten nach Augsburg unternehmen mußte, machte ihn zum ersten Mahl mit dieser Stadt bekannt. Er trat hierauf als wirklicher Hof- und Regierungsrath in die Dienste des Fürsten von Oettingen-Spielberg, Johann Aloys, womit er zugleich die Stelle eines Oberamtmanns zu Auffirch verband. Er gab in dieser Zeit mehrere kleine und grössere Schriften heraus, die zuletzt zu einer beträchtlichen Zahl anwuchsen und sämmtlich im gelehrten Teutschland aufgezeichnet sind. Sein gemeinnützlichstes Werk ist sein: Chronologischer Auszug der Geschichte von Frankreich rc. aus dem Französischen des Präsidenten von Henault 1760. 4. eine Uebersetzung der bekannten Abregé chronologique dieses berühmten Historikers.

Die Dienste, die Tröltsch dem Oettingischen Hause mehrere Jahre hindurch geleistet hat; die Verwandtschaft dieses Hauses seit Kaiser Carls VI. Zeiten mit dem Erzhause Oestreich, öffneten ihm den Weg, durch den Wiener Hof in den Adelstand erhoben zu werden, und 1765 erhielt er auch wirklich den Adelsbrief für sich und seine zwey Brüder. Er nahm ihn an; denn er glaubte mit Recht, Verdienstadel nicht ausschlagen zu müssen. In demselben Jahre verheyrathete er sich mit Anna Sophia Christiana, der Tochter des Dänischen Canzleyraths von Mouk. Im J. 1767 erhielt Tröltsch den Ruf als Rathsconsulent in Augsburg; nach einigem Schwanken hielt er beym Fürsten um seine Dimission an, und ging in seinen neuen Beruf ab. Ein Rathsconsulent in Augsburg war in die wichtigsten und manchfaltigsten Arbeiten, Verrichtungen, Haupt- und Nebengeschäffte verwickelt, daß ihm kein Theil der Rechtswissenschaft unanwendbar blieb. Dazu kam, daß Tröltsch's Wirkungskreis nun in eine Handelsstadt versetzt wurde, und so hatte er in Augsburg erst seine tiefen Kenntnisse, seine durchdringende Erfahrenheit, im Römischen, kirchlichen, Teutschen Privat- und Staatsrechte, seine gründlichen Einsichten im practischen Rechte völlig entfaltet. Seinen ehrenvollen Posten behauptete er mit Würde durch die eifrigste Thätigkeit, Ordnung, Vorsichtigkeit in Staatsangelegenheiten, Klugheit in Anschlägen, und so gewann er in Kurzem allgemeines Ansehen und die Liebe und Achtung seiner Collegen. Im J. 1770, da auch in Augsburg eine schleichende Hungersnoth

zu befürchten war, bewirkte Tröltsch, in Begleitung des Barons von Liebert und des Barons von Carli, durch eine Audienz vom Wiener Hofe die freye Zufuhr des Getreides durch Tyrol nach Augsburg, und rettete Hunderte seiner Mitbürger vom Rande des Grabes. In demselben Jahre bearbeitete er die Augsburger Proceßordnung, und erhielt die Advocatur an der Hospitalstiftung.

Seine Thätigkeit, mit welcher er sich durch die schwere Masse seiner Amtsgeschäffte, seiner Correspondenzen, seiner Verbindung mit Staatsmännern und Geschäfftsleuten, seiner häuslichen Angelegenheiten endlich, (denn unter allen diesen Lasten versäumte er auch Nichts in der Erziehung seiner Kinder), bey einem schwächlichen Körper hindurch arbeitete, ist fast unglaublich; sie lebte von Neuem auf, als ihn die Aerzte 1771 zum ersten Mahl dem Tode entrissen. Im J. 1777 starb sein ältester College Rathsconsulent Tauber, und die grosse Menge seiner Arbeiten ward jetzt noch mit neuen vergrössert. Er erhielt die Stelle eines Reichs- und Kreisdeputirten, die eines Deputirten zum Münzwesen; er wurde zum engern Ausschusse der Burgauischen Insassen und zu dem Scholarchat gezogen. Hier kam er in collegialische Verbindungen mit dem thätigen Rector des dasigen Gymnasiums, Hieronymus Andreas Mertens, und nach dessen Urtheil zeigte er auch die Richtigkeit seines Blicks als Schulvorsteher, und machte sich um die Schule in mehr als einer Hinsicht trefflich verdient. Eben so wirkte er auch in seinen neu angetretenen Aemtern mit Würde und Nutzen, und es war natürlich, daß er sich bey den ausserordentlichen Vorzügen, die er als Geschäfftsmann besaß und die sich täglich mehr entwickelten, je mehr er Verrichtungen übernahm, die Achtung der angesehensten Männer im höchsten Grade erwarb. Seine Arbeiten vermehrten sich unaufhörlich; er erhielt weiterhin auch die Deputationsstelle zum Landquartierwesen, zur Finanz- und Oeconomieverbesserung, und war jetzt zum ersten Mahl gänzlich ausser Stande, seinen Kindern eigenen Unterricht zu ertheilen. In den J. 1778 und 1779 bearbeitete er auch die Pflege- und Wechselordnung. Als Richter war er gerecht und handelte streng nach den Gesetzen, die positives Recht und Moral ihm vorschrieben. Im J. 1784 fiel er in eine zweyte tödtliche Krankheit, ward aber auch wieder gerettet, und setzte mit neuer Thätigkeit seine Laufbahn fort; ja er wurde wirklich im J. 1790 nach dem Absterben Kaiser Josephs II. von dem Churfürsten von Bayern Carl Theodor als Assessor des Reichsvicariats-Hofgerichts zu München angestellt, und am Beschlusse desselben mit seinen zwey Brüdern zu Nördlingen in den Reichsfreyherrlichen Stand erhoben. Nach Leopolds II. Tode, wurde Tröltsch zum zweyten Mahl als Beysitzer beym Reichsvicariats-Hofgerichte angestellt, eine Ehre die noch keinem Augsburger jemahls zu Theil wurde. Sie war der letzte Triumph seiner Wirksamkeit.

Eine gänzliche Entkräftung aller Theile seines Körpers, di

mit einer Diarrhöe ihren Anfang nahm, raffte ihn nach einem 14tägigen Krankenlager im 65. Jahre hin. Dem Staat, welchem er so ausgezeichnete Dienste leistete, wird sein Andenken stets ehrenwerth bleiben.

Obgleich Tröltsch ganz in juristischen Geschäfften lebte, so beschäfftigte sich sein Geist doch auch gern mit der practischen Philosophie, und liebte Schriftsteller, wie Garve, Zimmermann, Bäsch und Knigge. Im Fache der Gelehrsamkeit hielt er Pütter's Schriften vorzüglich hoch; das neue Preussische Gesetzbuch war ihm eine sehr angenehme Erscheinung, und wurde fleissig von ihm gelesen. Täglich beschäfftigte er sich mit religiösen Betrachtungen; Hermes Handbuch und Morus Epitome schätzte er besonders. Das, was er im J. 1790 an seinen Bruder, den Superintendenten in Nördlingen, schrieb, kann ein Zeichen von seiner Denkungsart über Religionssachen seyn: „Ich feyere dermahlen die Feyertage mit der Communion bey dem Tische des neuen Testaments, und führe meine zwey Söhne, nachdem sie gestern vom Hrn. Pastor Steiner confirmirt worden sind, zu dem Bundesaltar. Bete mit mir für sie, daß sie Gott und Religion nie vergessen, und wache für ihr Gewissen, wenn ich nicht mehr kann. Ich missbillige die allzufrühe Eilfertigkeit zum Abendmahle, die man oft zu einer Art von Emancipation bey uns macht.“ — In der Erziehung befolgte er strenge Grundsätze und sah davon die besten Folgen; seine kluge und wirthschaftliche Gattin unterstützte ihn dabey, so wie er überhaupt mit ihr in der größten Eintracht lebte. Er war im patriarchalischen Sinn das Haupt und der Rathgeber seiner ganzen Familie.

Sein Bildniß nebst kurzer Biographie kommt vor in J. P. Moser's Sammlung von Bildnissen gelehrter Männer u. s. w. Heft 17. (J. 1796.)

Ausser der schon genannten gemeinnützigsten Schrift von ihm führen wir noch an:

*Unparteyische Gedanken über die Anmerkungen des Teutschen Hippolithus a Lapide, Cöln (Ulm) 1762. 8. — *Fortgesetzte unparteyische Gedanken über die Anmerkungen des Teutschen Hippolithus. Ebend. 1763. 8. — Anmerkungen und Abhandlungen über verschiedene Theile der Rechtsgelahrtheit, 2 Theile. Nördlingen 1775 u. 1777. 8. — Anton Faber's neue Europäische Staatscanzley, 31. bis zum 44. Theil. Ulm 1772 — 1782. Diese Theile haben auch den Titel: Fortgesetzte neue Staatscanzley.

S. Michel's-Oettingische Bibliothek, Pütter's Litteratur des Teutschen Staatsrechts, Th. 2. S. 47. Ehrendenkmahl (unseres Tröltsch's) von H. A. Mertens. Augsburg 1793. 4. Koppe's jurist. Almanach auf das J. 1794. S. 450. und vornehmlich Schlichtegroll's Supplementband des Nekrologs für die J. 1790. 91. 92 u. 93. S. 266. nebst Mensel's gel. Teutschl. 4. Ausg. Bd. 4. S. 54. Nachtr. 2. S. 395. Nachtr. 4. S. 749. Nachtr. 5. Abth. 2. S. 441.

Tromel, ein Teutscher, Einer der größten practischen Mechaniker, starb am 8. Februar 1803 zu Paris, alt 76 Jahre.

Er erfand eine Spinnmaschine, gewann einst durch eine mechanische Arbeit den Preis, und wurde wegen seines Talents und seiner Geschicklichkeit allgemein geachtet und bewundert.

S. den Biograph, 3. Bd. 2. St. S. 228.

Tronchin, Theodor, Doctor der Arzneywissenschaft, erster Arzt des Herzogs von Parma, und des Herzogs von Orleans, wie auch Mitglied der Akademieen zu Paris, Berlin, St. Petersburg, London, Edinburg, Stockholm, Einer der berühmtesten Schüler Boerhaave's, geboren 1709 zu Genf.

Er studierte zu Cambridge, hernach unter Boerhaave die Medicin zu Leyden. Die Universität zu Leyden ertheilte ihm auch den Doctorhut, und sein grosser Lehrer brachte ihn als ausübenden Arzt nach Amsterdam, wo er die Tochter des Pensionärs van Witt heyrathete. Er ward zu Amsterdam Aufseher der Hospitäler und des Collegiums der Aerzte. Nach ungefähr 19 Jahren wurde er nach Genf als Professor der Medicin berufen. Die Methode, die Pocken einzuimpfen, war von den Circassiern nach Constantinopel, und von da durch die Gemahlin des Englischen Gesandten, Wortley Montague, und ihren Wundarzt, Maitland, nach England gebracht, und daselbst, nach einem an etlichen zum Tode verurtheilten Personen gemachten Versuche, an den Königlichen Prinzen ausgeübt worden. Groß war die Theilnahme der einsichtsvollsten Aerzte, theils für, theils wider die Methode. Tronchin nahm sie an, und machte sie geltend. Er kam 1756 nach Paris, den Herzog von Chartres und die Prinzessin des Herzogs von Orleans zu inoculiren. Noch mehrere Vornehme wurden eingeimpft, und der glückliche Erfolg brachte ihn sehr in Ruf. Tronchin vermehrte den Eifer, womit man ihn besuchte, und um Rath fragte, durch seine sanfte und bescheidene Conversation, durch seinen artigen und angenehmen Ton, und durch seine edle und glückliche Physiognomie. Diejenigen, die von Dünsten geplagt waren, kamen besonders häufig zu ihm, und fanden die erwartete Hülfe. Einige Zeit darauf ernannte ihn der Herzog von Orleans zu seinem ersten Arzt, und er erwarb sich als practicirender Arzt einen ausgebreiteten Ruhm zu Paris. Er hielt es für den Hauptgrundsatz der Medicin, daß man eher die Menschen zu unterhalten als zu heilen suche, und beobachtete mehr den Gang der Natur bey den Krankheiten, um ihr nachzuhelfen, als sie mit einer Menge Arzneyen zu bestürmen. Verschiedene Akademieen der Wissenschaften, wie wir oben anführten, oder sie nannten, nahmen ihn zu ihrem Mitgliede an. Tronchin blieb zu Paris.

Die Menge seiner Beschäfftigungen erlaubte ihm nicht, Vieles von seinen Beobachtungen dem Publicum mitzutheilen. So sehr er aber der Arzt der Vornehmsten war; so hatte er doch Abends eine Stunde ausgesetzt, wo jeder Arme bey ihm Hülf-

suchen konnte, die dieser eben so oft in seinem Beutel fand, als in seinen Arzneyen. Er nannte diese Zeit sein Bûreau der Menschenliebe. Sein edler menschenfreundlicher Character, seine ausgebreitete glückliche Praxis, seine gründliche Gelehrsamkeit, verschafften ihm grossen Ruhm, den er noch durch gelehrte Schriften vermehrt hätte, wenn er nicht durch seine Berufsgeschäffte wäre verhindert worden. Er starb am 11. December 1781 in einem Alter von 72 Jahren. Er verdiente die öffentliche Dankbarkeit dadurch, daß er Einer von denen war, die zur Aufnahme des nützlichen Gebrauchs der Blatterninpfung das Meiste beytrugen, daß er ein neues Behandlungssystem bey den Pocken einführte, und statt erhitzender Getränke kühle verordnete, daß er die Fortschritte gewisser Krankheiten verhinderte, indem er den Kranken, die man in einer verpesteten Atmosphäre erstickte, frische Luft gab, daß er die Weiber der grossen Welt lehrte, sich von ihren Dünsten mehr durch Arbeit und Leibesübung, als durch Arzneyen zu befreyen, und sie endlich überredete, Ammen zu werden, nachdem sie Mütter geworden waren.

Er hinterließ mehrere Werke in der Handschrift über diese verschiedenen Gegenstände, über die venerischen Uebel, über die Kunst der Geburtshülfe, über die Augen- und Lungenkrankheiten, und lieferte verschiedene, meistens medicinische Artikel zur Encyclopädie, auch einige Memoires im Recueil de l'Academie de Chirurgie à Paris, von welcher er gleichfalls ein Mitglied war.

Sein Tractat de Colica Pictonum (von der der Provinz Poitou eigenen Colik). Amsterd. 1758. 4. (Neue Edit. von J. Ch. Schlegel). Ienae 1771. 8 maj. (S. Götting. gelehrt. Anz. J. 1758. S. 917 — 920) ist bekannt: er ist auch von C. G. Kühn mit einigen andern in's Teutsche übersetzt worden. Leipzig 1784. 8. Er hat auch Oeuvres de Baillou mit einer Vorrede zu Genf 1762 in 4 Voll. 4. herausgegeben. — Sein Eloge vom Condorcet s. in den Memoires de l'Acad. des Sciences 1782. und eine andere im Journal de Paris 1782.

S. l'Histoire litter. de Geneve, par Senebier, T. III. und Ladvocat, Th. 8. S. 845.

Troschel, Jacob Elias, Archidiaconus an der St. Petrikirche in Berlin, wurde am 9. August 1735 zu Heiligenbeil in Ostpreussen geboren, wo sein Vater damahls als Oberprediger lebte. Den ersten Unterricht erhielt er in der Stadtschule seines Geburtsorts, bis sein Vater zum Prediger an der Jerusalems- und Neuen Kirche in Berlin berufen wurde. Hier unterwiesen ihn geschickte Hauslehrer unter der Aufsicht seines gelehrten Vaters, der ihn selbst im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen so weit leitete, daß er in die erste Classe des Friedrichswerderschen Gymnasiums aufgenommen, und daselbst den Unterricht des berühmten Brandenburgischen Geschichtforschers Küster und des gelehrten Samuel Mursinna benützen konnte. Vom Herbste 1753

an studierte er auf der Universität zu Halle besonders die Theologie. Die verdienten Gottesgelehrten (Siegmund Jacob) Baumgarten und Semler hatten den ersten und wichtigsten Antheil an der Bildung des jungen Mannes zu einem helldenkenden Theologen. Unter Letzterem vertheidigte er im J. 1757 eine Dissertatio theologica, sistens demonstrationem aeternae peccatorum damnationis speciatim ex scientia Dei media, da Baumgarten, dessen Name als Präses genannt war, wegen einer tödtlichen Krankheit das Präsidium nicht führen konnte. Er versuchte darin zu beweisen, daß die Ewigkeit der Höllenstrafen, ohne den Beweis der ewigen Beharrlichkeit der Verdammten in Sünden, nicht bewiesen werden könne. Noch in diesem Jahre kehrte er nach Berlin zurück, und übte sich im Katechisiren und Predigen. Der Beyfall, den seine Kanzelvorträge erhielten, veranlaßte es, daß die Louisenstädtische Gemeine, die vorher nur Einen Prediger hatte, sich ihn zum zweyten Prediger erbat. Manche Umstände, besonders die Gegenvorstellungen des bey der Kirche stehenden Predigers Reinbeck, verzögerten die Ansetzung Troschel's.

Dieser übernahm daher 1761 das Geschäfft, den alten Inspector Kupkovius in Treuenbrietzen in seinen Berufsarbeiten zu unterstützen, und erhielt zugleich die Aussicht auf dessen Nachfolge. Aber auch dieses wurde vereitelt, Troschel kehrte daher wieder nach Berlin zurück, und half abermahls seinem kränklichen Vater, bis endlich der Staatsrath im December 1763 die Anstellung Troschel's, bey der Louisenstädter Gemeine, und die Einnahmen für diesen zweyten Prediger festsetzte. Die Gemeine schenkte ihm und seinen Vorträgen allgemeinen Beyfall, der besonders in seinen ersten Amtsjahren vorzüglich ausgezeichnet war. Eilf Jahre hindurch stand er auf diesem Platz, bis er 1775 dem Rufe des Berlinischen Magistrats als Hülfsprediger an der St. Petrikirche folgte. Zwey Jahre später rückte er in das zweyte Diaconat, und 1805 in das erste, nach dem Ableben seiner Vorgänger, ein.

Sein Tod erfolgte am 17. September 1807 *). In seinem Leben und seinen häuslichen Verhältnissen erfuhr er manche Freuden, aber auch bittere Prüfungen, die er mit männlicher Kraft bis an sein Ende ertrug.

Sein Bildniß ist vor der 3. Ausgabe seiner Schrift: Lazarus von Bethanien, und auch in grosser Aehnlichkeit im 11. Bde. des Beyerschen Magazins für Prediger.

*) Man bemerke wohl, daß ich schon mit dem sechsten Bande dieses historisch-litterarischen Handbuches den (mit dem 8. und noch mehr 9. Bande logischern und umfassendern) Titel dahin geändert habe, daß es nicht mehr heißt: ber. und denkw. Personen, welche in dem 18. Jahrh. gestorben sind, sondern welche in dem 18. Jahrh. gelebt haben. Wenn sie im 18. Jahrh. gewirkt haben, warum sollten sie, weil ihr Tod in das erste Decennium des 19. Jahrh. fällt, von diesem Werke gegen den wahren Zweck und Nutzen ausgeschlossen werden?

Unter seinen Schriften, welche die Herausgeber sowohl des gel. Teutschlands, als des gelehrt. Berlins verzeichnet haben, nimmt unstreitig sein eben erwähnter Lazarus von Bethanien, welcher 3 Auflagen erlebt hat, die erste Stelle ein. Vieles Aufsehen erregte eine andere Schrift. Die geistliche Immediat-Examinations-Commission hatte ihn hart gekränkt; indem er auf ihren Antrag durch eine Cabinetsordre vom 13. April 1794 streng admonirt werden sollte, nach der Privatbeichte der Ordinanden (indem die Examina und Ordinationen der anzustellenden Prediger der Churmark von ihm und seinen Gehülfen geschahen), nichts wider die Lehre Jesu, wie bisher geschehen, vorzubringen. In seiner abgenöthigten Ehrenrettung, die er auch unter seines Collegen Reinbecks Namen am 30. Aug. 1794. 8. (2te Aufl. im Octob. 1794. 8.) herausgab, legt er die Acten dem Publicum vor, und berichtet in einer trefflichen Nachschrift, wie und was er zweyen Candidaten vorgehalten habe. Er zeigt darin ferner, daß seine Aeusserungen mit der Lehre Jesu übereinstimmen, und belegt jene mit biblischen Beweisstellen.

Wie der am 30. May 1802 verstorbene Königl. Preuss. geheime Kriegsrath Christian Ludwig Tröschel zu Berlin, auch als Schriftsteller bekannt, mit unserm Troschel verwandt war, wissen wir nicht; aber der noch lebende Herr Prediger Daniel Philipp Troschel (an der Nicolai- und Klosterkirche zu Berlin) ist der jüngere Bruder von unserem Jacob Elias Troschel.

S. Intelligenzbl. der allgem. Litteratur-Zeitung, J. 1807. Nr. 85. und Biograph, 7. B. 4. St. S. 508. Meusel's gelehrt. Teutschl. Bd. 8. S. 127.

Troschke, Ernst Gotthilf von, Königl. Preussischer Oberster und Commandeur des Infanterieregiments von Alt-Woldeck, Ritter des Verdienstordens, Amtshauptmann zu Himmelstedt und Carzig, war am 6. December 1724 zu Powodawe in Pohlen geboren, und der vierte Sohn zweyter Ehe Friedrich Abraham von Troschke, Erbherrn auf Langmeil bey Crossen, der 1713 als Fähndrich des Regiments du Trossel den Abschied genommen. Nachdem er von 1738 an Hofpage der Königin gewesen war, ward er 1740 Fahnjunker des Kleistischen, nachher Alt-Woldeckischen Regiments und marschirte im December in dem ersten Feldzuge nach Schlesien, wo er der Schlacht bey Molwitz beywohnte, in welcher das Regiment sich besonders hervorthat, aber auch den erlangten Ruhm mit vielem Blute erkaufte, indem 30 Officiere und über 800 Gemeine theils getödtet, theils verwundet wurden. Er half sodann Brieg erobern, und that auch 1742 den Zug nach Mähren mit. Im zweyten Kriege wohnte er der Belagerung von Prag bey, nach welcher er 1744 im Lager bey Tabor Fähndrich ward. Das Regiment kam darauf nach Glatz in Besatzung, und hatte an allen den glücklichen Unternehmungen seinen Antheil, durch welche der Commandant, General von Fouqué, über 2000 Gefangene machte. Nach geschlossenem Frie-

den ward er auf Werbung im Reiche und in der Schweiz mit Nutzen gebraucht und 1748 zum Second- 1754 aber zum Premierlieutenant ernannt. Im dritten Kriege fand er häufige Gelegenheiten, sich hervorzuthun. Er wohnte der Schlacht bey Prag und der Belagerung dieser Stadt bey. Da das Regiment seinen Posten beym Wischerat hatte; so fand er Gelegenheit, sich durch Vertheidigung der zweyten Redoute, in welcher er commandirte, auszuzeichnen. Der Feind griff ihn Nachts um 11 Uhr an, fand ihn aber in Bereitschaft, und er trieb die Croaten durch ein Kartäschen- und Kleingewehrfeuer, welches eine Stunde dauerte, zurück. In der Schlacht bey Roßbach war er auch gegenwärtig, und in der von Leuthen zeichnete er sich so aus, daß er unter den drey Lieutenants war, welchen der König nebst allen Stabsofficieren und Capitains des Regiments den Verdienstorden gab, weil das Regiment den Feind aus dem Verhack bey dem Vorwerk Sackschütz vertrieben und sowohl bey diesem, als dem zweyten Angriff 18 Kanonen und 2 Haubitzen erobert hatte. Im J. 1758 ward er Stabshauptmann, und wohnte dem Feldzuge in Böhmen und Mähren, wie auch der Schlacht von Hochkirch bey, aus welcher das Regiment noch nicht völlig 400 Gesunde zurückbrachte. Nach derselben bekam er eine Compagnie. Im J. 1759 machte er den Feldzug in Schlesien und Sachsen mit. Im J. 1760 in der Belagerung von Dresden deckte das zweyte Bataillon des Regiments, bey welchem er Majorsdienste that, die Laufgräben bey der Ricochet-Batterie, und verhielt sich bey dem Ausfalle, den der General von Amadei am 19. July Abends um 9 Uhr mit 2500 Mann that, so wohl, daß der Feind die Batterie nicht erobern konnte. Er focht auch 1760 in den Schlachten von Liegnitz und Torgau, und 1762 in der Action und Schlacht bey Freyberg. Während des Friedens ward er 1774 Commandeur des Regiments, und 1775 Oberstlieutenant. Bey dem 1778 entstandenen Kriege diente er unter des Königs Armee und that sich besonders bey dem Angriff von Weiskirch und von Mösnik in Oberschlesien hervor. Der König schenkte ihm dafür 1000 Rthlr. und erhob ihn zum Obersten. Er ernannte ihn 1779 zum Amtshauptmann von Carzig und schenkte ihm eine Vicarie zu Soest und die Propstey von Münstereiffel, welche er zu verkaufen Erlaubniß erhielt. — Alle seine Brüder haben, wie er, dem Staat gedient. Der älteste, Johann Abraham, kam 1760 aus Französischen Diensten und ward Rittmeister des Freydragonerregiments, wohnte bis zum geschlossenen Frieden allen Feldzügen bey, und ging nach Reduction des Regiments auf sein Gut Rickern. Der zweyte, Friedrich Wilhelm, blieb am 5. December 1757 in der Schlacht bey Leuthen als Premierlieutenant des Regiments Fürst von Anhalt, und der dritte, Carl Gottlob, starb am 2. Januar 1760 als Major des Husarenregiments Ruesch, zu Neustadt bey Meissen. Der verstorbene Oberste hatte das seltene Glück, in allen Feldzügen niemahls verwundet, gefangen, oder krank gewesen

zu seyn. Er starb am 20. Januar 1786 zu Berlin am Schlagflusse.

In dem biographischen Lexicon aller Helden und Militärpersonen, welche sich in Preussischen Diensten berühmt gemacht haben, fehlt dieser Artikel, wie mehrere.

Trosky, August Wilhelm von, wirklicher geheimer Rath, Präsident der Regierung, und Director des Consistoriums zu Lübben in der Niederlausitz, ein um diese Provinz sehr verdienter Patriot. Durch seine geräuschlose Wirksamkeit vorzüglich wurde ein neues Gesangbuch eingeführt, die Liturgie überhaupt verbessert, ein Schullehrer-Seminarium errichtet, die Armenanstalt neu organisirt, eine Hebammen- und manche andere Anstalt mehr für die Provinz begründet. Vornehmlich aber machte er sich, als Vormund des Grafen von Lynar, um Lübenau (oder Lübbenau), und um seinen Familiensitz Groß-Jehser sehr verdient; hier war er für Kirche, Schule und Gemeine, was der verewigte Rochow für Rekahn war. So viele Verdienste konnten, seiner ausserordentlichen Bescheidenheit ungeachtet, die besonders nie fremdes Verdienst sich zueignete, höhern Orts nicht unbemerkt bleiben. Noch wenige Monathe vor seinem Tode wurde er zum wirklichen geheimen Rathe mit dem Excellenz-Prädicat ernannt.

Er starb drey Tage nach dem Tode seiner Gattin, deren Tod er nicht erfuhr, betrauert von seinen Kindern und Untergebenen.

S. den Biograph, 8. Bd. 2. St. S. 225.

Trotz, Christian Heinrich, Doctor der beyden Rechte und des Staats- und Lehnrechts, oder des Lehn- und öffentlichen Holländischen Rechts, ordentlicher Professor zu Utrecht *). Da wir eben im Begriffe sind, die Geschichte dieses berühmten humanistischen Rechtsgelehrten zu beschreiben, fällt uns des Professors Peter Bondam zu Zütphen wohlgerathene Oratio inauguralis de linguae Graecae cognitione, jurisconsulto necessaria, (Zütphen 1755. 4.) in die Hände, und wir lesen darin S. 5 und 9 Folgendes: „Praeter solidam omnis boni et aequi doctrinam perfectum denique jurisconsultum efficiunt earum litterarum, quae ab elegantia et humanitate nomen habent, intellectus haud proletarius, veteris philosophiae, Stoicae in primis, notitia, criticae artis, non temerariae, nec etiam nimis superstitiosae, gnaritas, antiquitatum, Graecarum aeque ac Romanarum, explorata peritia, accurata tandem historiarum cognitio. — Atque haec est regia illa via et a summis viris calcata etc.“ Dieß Zeugniß ist wahr, und viele wahre Gelehrte haben es von jeher vor der Welt abgelegt. Den Holländern muß man das Recht wiederfahren lassen, daß unter ihnen die critische, die

*) Wir finden ihn verschiedentlich angegeben; in dem neuen gelehrten Europa heißt es: des bürgerlichen und öffentlichen Holländischen Rechts ord. Professor.

in der That gelehrte Rechtsgelehrsamkeit vor nicht langer Zeit noch mehr blühte, als in Teutschland und unter andern Nationen; und daß man auf ihren Universitäten die schönste Gelegenheit hatte, in diesem Theile der Wissenschaften etwas Gründliches zu erlernen. Es ist aber eine Undankbarkeit von Leuten eines gewissen Geschmacks unter ihnen, wenn sie nicht erkennen, daß die Teutschen unter ihnen Vieles dazu beytragen, sondern sich wohl gar nicht scheuen, dieselben für Verderber ihrer gründlichen Gelehrsamkeit auszugeben. Man hat dieser üblen Gesinnung im 4. Th. des neuen gel. Europa (S. 882 und 883.) das Nöthige entgegengesetzt, und zugleich den berühmten Professor Troz unter denjenigen Teutschen mit aufgezählt, welche gewiß um die Rechtsgelehrsamkeit in Holland nicht geringe Verdienste haben. Als er nachher zu Utrecht stand, bestätigte auch sein Exempel dasjenige, was eben daselbst von dieser Universität in's Besondere angemerkt worden ist.

Seine Geburtsstadt ist Colberg, die Hauptstadt des Herzogthums Cassuben in Hinterpommern; und ist er also kein Westphälinger, patria Westphalus, wie in den Actis Erudit. Lips. 1737. p. 240 steht. Dort war sein Vater, Christian Troz, Secretär des Salzwesens, und er ist als sein Erstgeborner im J. 1701 auf diese Welt getreten, und in der Lutherischen Religion erzogen worden. Nachdem er in seinem Vaterlande die Gründe der Wissenschaften wohl gelegt hatte, besuchte er die Universitäten zu Halle, Leipzig und Marburg, wo er die berühmtesten Lehrer, Wolff, Waldschmidt, von der Velde, Homberg, hörte, that hierauf eine gelehrte Reise durch einen Theil Teutschlands nach Holland, und ließ sich auf der Universität zu Utrecht nieder. Hier hatte er die berühmten Männer, Drakenborch, Duker, von Eck und Otto, mit welchem er gleichwohl hernach zerfiel, zu seinen Lehrern, und erwarb sich daselbst, nach einer zehnjährigen Abwesenheit von Hause, am 8. Juny 1730 die höchste akademische Ehre in der Rechtsgelehrsamkeit, nach öffentlich vertheidigter Kathederschrift de termino moto. Er hätte dieses weit eher thun können. Denn er gab schon zuvor seit dem J. 1727 verschiedenen Studierenden besondern Unterricht in den Rechten, bereitete solche zu dem Examine pro gradu zu, und schrieb auch einigen die Inauguraldisputationen. Es ist leicht abzunehmen, daß er hierdurch zu Utrecht in so gute Umstände gesetzt worden, daß er auf die Zurückkehr in sein Vaterland nicht bedacht zu seyn nöthig hatte. Auch bekannte er sich allhier zur Reformirten Religion, und fuhr mit sehr gutem Erfolge in solcher Privatunterweisung fort bis in das J. 1741. In diesem Jahre ward er am 24. Juny, in die Stelle des nach Utrecht abgegangenen Abraham Wieling, als Professor der Rechte nach Franecker berufen. Am 9. October desselben Jahres ward er öffentlich eingeführt, und hielt seine Antrittsrede de libertate sentiendi dicendique, jurisconsultis propria. Am 18. März 1743 kam die Profession des öffentlichen Rechts hinzu. Am 17. May 1750

hielt er die feyerliche Leichenrede auf seinen verstorbenen Amtsgenossen, Dominicus Balk, und 1751 nahm er das akademische Rectorat an, und legte solches am 2. October 1752 nieder, mit einer, so wie jene, bald darauf gedruckten Rede de immortalitate legum instauratoris, Wilhelmi IV. Principis Auriaci, Belgii foederati supremi Praefecti etc. Endlich ward er zu Ende des J. 1754 von dem Utrechter Magistrat zum Professor des bürgerlichen und öffentlichen Holländischen Rechts auf dortiger Universität berufen. Ein Ruf, welcher ihm zu desto grösserer Ehre gereichte, da keine von den Professionen ledig war, und ihm ein ausserordentlicher ansehnlicher Gehalt ausgemacht wurde. Auch säumte Trotz nicht, demselben zu folgen; und hielt am 2. Juny des folgenden J. 1755 seine Anzugsrede de jure publico Belgico.

Er starb im J. 1773, nachdem er ein Jahr vorher durch einen Schlagfluß den Gebrauch der Sprache und des rechten Arms verloren hatte, in einem Alter von 72 Jahren.

Was er herausgegeben hat, ist Folgendes:

Diss. jurid. inaug. de termino moto. Traj. ad Rh. 1730. 4. 8 Bog. Das 1. Kapitel handelt de origine terminorum ex jure gentium, das 2. de religione terminorum, das 3. de positione et jure terminorum, das 4. de crimine termini moti. — Iacobi Gothofredi Opera juridica minora, sive libelli, tractatus, orationes, et opuscula rariora et praestantiora, quibus continentur selectae, non modo in jure, sed et omni antiquitate Romana et Graeca, jus antiquum illustrante, materiae. Omnia ab innumeris mendis purgata, cum icone auctoris, indice copiosissimo et praefatione C. H. *Trotz*, Icti. Lugd. Bat. 1733. fol. 5 Alph. 10 Bog. — Christfr. Waechtleri Opuscula cum praef. Vergl. miscell. Observ. crit. Vol. III. T. I. p. 115. — De memoria propagata, damnata et restituta tractatus juris. Traj. ad Rh. — Hermannus Hugo de prima scribendi origine et universa rei litterariae antiquitate, cui notas, opusculum de scribis, apologiam pro Waechtlero, praefationem et indices adjecit C. H. *Trotz*, Ictus. Traj. ad Rh. 1738. 8 maj. 2 Alph. 7 Bog. In der Biblioth. raisonnée, T. XXI. p. 71 sq. ward von den Anmerkungen unseres Gelehrten sehr verächtlich geurtheilt, welches auch Heumann, im Consp. reip. litter. p. 39. anzumerken fur gut gefunden hat. Er erinnerte Etwas dawider in der Vorrede zu dem folgenden Werke. Eine weitläuftige und rühmliche Recension davon findet man in den Nov. Act. Erud. 1739. p. 8 — 24. — Edmundi Merilli, Tricassini, Icti, a consiliis Regis, antecessoris in academia metropolis Biturigum primicerii, in quatuor libros institutionum imperialium Commentarii principales, instituti anno 1636 aetatis auctoris 58. professionis 36. Quibus adjecta est earundem institutionum synopsis per definitiones et divisiones, in qua totum earum artificium expansum est. Ex mente et manuscriptis ejusdem E. Merilli, opera et studio Claudii Mongin, juris utriusque

professoris, concinnata, cum praefatione C. H. *Trotz*, Icti. Traj. ad Rh. 1739. 4. 2 Alph. 8 Bog. — Guilielmi Marani, antecessoris Tolosani, Opera omnia, seu paratitla digestorum et varii tractatus juris civilis, cum auctoris vita, Bernardo Medonio scriptore. Omnia ab innumeris mendis repurgata, atque indicibus copiosissimis locupletata, cum icone auctoris, recensuit et praefat. adjecit C. H. *Trotz*, Ictus. Traj. ad Rh. 1741. 6 Alph. 2 Bog. — Orat. inaug. de libertate sentiendi dicendique, jurisconsultis propria. Franequ. 1741. 1 Alph. 5 Bog. S. Nova Acta Erud. 1743. p. 358. — Theses juris publici ad leges fundamentales foederati Belgii, sind Disputationen, welche in den J. 1745 und 1746 zu Franecker gehalten, und zusammen herausgegeben worden. 2 Alph. 6 Bog. S. Ebd. 1747. p. 206. — Oratio in obitum Dominici Balk. 1750. — Oratio de immortalitate legum instauratoris, Wilhelmi IV. etc. 1751. — Ius agrarium foederati Belgii. Franequ. 1753. Voll. II. 4. — Ius agrarium Romanorum. Ibid. 1753. 4. Dieses und das vorige Werk sind aus verschiedenen Disputationen gesammelt und mit einem Register versehen worden. In dem Boekzaal des Novembers 1753 wird gemeldet, daß nur 50 Exemplare davon durch den Buchhändler Brower würden können versandt werden. Folglich haben sie ihre Stellen unter den raren Büchern. — Oratio inaug. de jure foederati Belgii publico. Ultraj. 1755. 4. — Trotz hat auch vorgehabt, den Symmachus mit seinen Anmerkungen herauszugeben. Wir zweifeln, daß Solches wirklich geschehen ist: Saxe (Saxius) hätte doch wohl dieser Ausgabe gedacht. Man hat versichern wollen, daß er auch der Verfasser des Holländischen Machiavel republicain sey, von welchem Buche Schlichter's Catal. Plagiarior. nachzusehen ist, in den Bremischen Symbolis litter. T. I. P. II. p. 71 sq. Doch wir haben keine Gewißheit. — Noch wird in den Actis Erud. 1737. p. 240. gemeldet, daß er mit einer Ausgabe der Werke Alberici und Scipionis Gentilis umgehe, auch Petiti Commentarium ad leges Atticas neu herausgeben wolle. Dieß letzte Vornehmen hat des Professors Wesseling Ausgabe rückgängig gemacht.

S. des neuen gel. Europa 9. Th. S. 193. und 21. Th. S. 1437. Vriemoet Series professorum et lectorum academiae Frisicae, quae est Franequerae, p. 95. Ejusd. Athenae Frisiac. p. 841. Saxii Onomast. litter. P. VI. p. 459. Analect. p. 736. Hamberger's gel. Teutschl., neue Aufl. S. 811. 3. Ausg. fortg. von Meusel, S. 1471.

Troy, Franz von, Professor und Director der Königl. Mahlerakademie zu Paris, erblickte zu Toulouse im J. 1645 das Licht der Welt. Der Vater Nicolaus de Troy war der Mahler des Rathhauses zu Toulouse, und führte sowohl ihn, als den ältern Sohn, der sich nachgehends zu Toulouse setzte und vielen Ruhm erlangte, zur Mahlerey an: von dem Letztern sieht man

ein schönes Bild von der unbefleckten Empfängniß Mariä bey den Karmelitern zu Toulouse. Franz de Troy kam im 24. Jahre nach Paris, und arbeitete unter Nicolaus Loir, dessen Schwager er in der Folge ward, weil er des Mahlers Cotelle Tochter heyrathete. De Troy hatte sich, vermöge der ersten Neigung seines Genies, anfänglich auf die Geschichtmahlerey gelegt. In der Folge wandte er sich zum Bildnißmahlen, und ging deßwegen in die Schule des bekannten Claudius le Fevre, der in dieser Art von Mahlerey besonders geschickt war. Die geringe Anzahl von Bildnißmahlern, welche es damahls in Paris gab, bewog ihn nach des Lehrmeisters Tode dabey zu bleiben. Er verfertigte die Bildnisse im Kleinen, aber mit einem vortrefflichen Colorit und in einer ausfü[illegible]en Manier. Weil er darauf die Geschichte, seines natürlic[illegible] Talents ungeachtet, ganz liegen ließ, so versäumte er auch alle Gelegenheit nach Italien zu reisen. Nichts desto weniger wurde er 1674 als Geschichtmahler, nach Ueberreichung eines schätzbaren Gemähldes vom Merkur, der des Argus Kopf abhauet, in die Mahlerakademie aufgenommen, und in der Folge zum Professor, Rector und zuletzt Director ernannt. Er machte der Akademie ein Geschenk mit dem Bildnisse des Mansard, darum sie ihn gebeten hatte.

Man findet in den Werken des de Troy den Ausdruck, die richtige Zeichnung, wohlgewählte Formen, viel Edles, eine fein ausgeführte und kräftige Manier, und eine vortreffliche Harmonie im Colorit mit einander vereinigt. Seine Gemählde dürfen sich nicht schämen, bey den größten Italienern und Niederländern zu hängen. Er beobachtete den Wohlstand, ohne zu viel Gewänder zu machen, die nur die Augen von der Hauptsache abziehen. Insonderheit war er sehr geschickt, Frauenspersonen zu mahlen. Die Damen wählten ihn vorzüglich, weil sie wußten, daß aus dieser Wahl ein Vortheil für sie erwüchse, denn de Troy verstand die Kunst, sie schön zu mahlen, wenn es ihnen gleich fehlte. Er mahlte sie oft als heidnische Gottheiten, gab ihnen poetische Charactere, und wußte durch seinen schmeichelhaften Pinsel mit Beybehaltung der natürlichen Züge neue Reize zu verschaffen. Man könnte des Boileau Verse in seiner Art poetique von dem Homer auf diesen Künstler anwenden:

On diroit que pour plaire, instruit par la nature,
Homere ait à Venus derobé la ceinture.

De Troy besaß alle Eigenschaften eines rechtschaffenen Mannes, und ein gutes Herz, sah wohl aus, und wußte sich bey Jedermann beliebt zu machen. Er konnte die Damen während der Zeit, daß er sie mahlte, angenehm unterhalten, und ihre Mienen durch lustige Einfälle aufheitern. Einige behaupten, daß er bey Männerbildnissen nicht so glücklich gewesen: inzwischen hat er doch einige gemacht, die vortrefflich sind. Ludwig XIV. trug ihm auf, seine Geschichte in Gemählden zu Tapeten zu entwerfen: er machte auch kleine Cartons für die Madame von

Montespan, die des Königs kriegerische Beschäfftigungen in jungen Jahren vorstellten. Sie wurden klein in Tapeten und groß auf seidenen Mohr gebracht. Man schickte ihn darauf nach Bayern, um die Dauphine zu mahlen, und er brachte ihr mit vieler Kunst ausgeführtes Bildniß zurück. Bey der Geburt des Herzogs von Bourgogne, der aus dieser Ehe erzeugt wurde, that sich de Troy durch ein Feuerwerk hervor: er ließ das Gerüst dazu vor seiner Thüre aufrichten, und hatte auf durchsichtiger Leinwand allerley symbolische Figuren dazu gemacht. Er mußte die ganze Königliche Familie, viele andere Prinzen und Vornehme vom Hofe abschildern; sogar Fremde von Stande gingen selten aus Paris, ohne ihr von ihm gemahltes Bild mitzunehmen.

Auf dem Rath- oder Stadthause zu Paris [illegible] in der Kirche der heiligen Genevieve trifft man grosse histori[illegible] Bildnisse an, die so gut als wirkliche historische Gemählde sind. Die Familie und der ganze Hofstaat des Herzogs von Maine ist ganz allegorisch, und stellt das Gastmahl der Dido vor, bey welchem ihr Aeneas seine widrigen Begebenheiten erzählt. Alle Köpfe, die sich über 50 erstrecken, sind Bildnisse mit einem sanften und markigen Pinsel gemahlt; der Rang der Hofleute, ihr Character, mit einem Worte, alles Uebliche ist genau dabey beobachtet.

Ohne Italien gesehen zu haben, zeichnete de Troy mit einer der Römischen Schule sonst eigenen Richtigkeit: sein grosser Geschmack im Colorit näherte sich der Lombardischen Schule, und in der feinen Ausführung schien er ein Niederländer zu seyn. Als etwas Sonderbares ist bey ihm zu merken, daß seine letzten Werke den ersten vorzuziehen sind. Dahin gehört das Gemählde von der Schulmeisterin, welches er nicht lange vor seinem Ende verfertigte. Es ist ganz im Niederländischen Geschmack gemahlt, und stellt eine schwarzgekleidete Frau vor, die sich mitten unter ihren artigen Schülerinnen befindet. Die Stellungen sind so glücklich gewählt und gut abgewechselt, daß es Jedem beym ersten Anblick gefällt.

De Troy mußte endlich nach einem langen und ruhmvollen Leben, und nachdem er viel von den Schwachheiten des Alters ausgestanden, zu Paris 1730 im 85. Jahre die Schuld der Natur bezahlen. Er wurde zu St. Eustache begraben und durchgehends sehr bedauert.

In Ansehung der schönen Gewänder und klugen Vertheilung der Lichter sind seine Zeichnungen mit denen von Vandyk zu vergleichen. Sie sind auf blauem oder grauem Papier mit schwarzer Kreide gemacht und mit Weiß gehöht, in den Schatten getuscht, und darüber mit grober Kreide schraffirt. Es herrscht eine sehr freye Hand darin. Man findet auch Studien von stehenden Figuren. Ueberhaupt kennt man den de Troy an der dreisten und kunstmäßigen Führung der Hand, an den Köpfen und Händen, an der gut ausgedruckten Wäsche und den Perücken, an der Nachahmung der Kleider und an der Aehnlichkeit. Hin und wieder ist die Kreide gemischt, an andern Orten mit gewissen Drucken gebraucht, und das Weisse nach der Natur und den Regeln der

Kunst angebracht. — Seine vornehmsten Gemählde zu Paris be- stehen in einem grossen Stücke zu St. Genevieve, welches diese Kirche im Hintergrunde und vorn den Vorsteher der Kaufmann- schaft und den Rath der Stadt, an der Zahl zehn oder zwölf vorstellt, wie sie die Heilige auf den Knieen bey der Hungers- noth vom J. 1709 um Hülfe anrufen. Zwey grosse Bilder in einem Saal des Rathhauses. Das eine bey Gelegenheit der Ge- burt des Herzogs von Bourgogne, des Vaters des nachherigen Königs. Der Genius von Frankreich hält den neugebornen Prin- zen im Arme; die Figur von Frankreich selbst ist zu seinen Fü- ssen; Apollo, Minerva und die Fama zeigen sich oben in dem Gemählde; einen grossen Theil des Vorgrundes nehmen die acht Figuren der Vorsteher der Kaufleute und der Rath der Stadt Paris in ihren gewöhnlichen langen schwarzen Kleidern ein. Das andere stellt die Heyrath des Königs vor, und besteht aus sehr vielen Figuren, dabey ihm sein Sohn geholfen hat. Es war noch ein drittes da, welches die Bekanntmachung des Friedens vom J. 1719 abbildete: man hat es aber weggenommen. Der König besaß nur ein Gemählde von ihm, nämlich das Bildniß der Dauphine, Christina von Bayern. Man sah es in der Gal- lerie des Apollo. In den Zimmern der Mahlerakademie: Mer- kur, der dem Argus den Kopf abhauet.

De Troy hat sich selbst, wie er auf der Baßgeige spielt, gemahlt.

Es sind ungefähr 30 Blätter nach ihm in Kupfer gestochen worden. Die Meister sind: Vermeulen, Barras, Simonneau, Edelink, Poilly, Bouys, Bernard, Vanschuppen, Dossier, Drevet und Petit.

S. ausser dem Nouv. Diction. hist. d'Argensville's Leben der berühmtest. Mahler, Th. 4. S. 288.

Troy, Johann Franz von, Director der Französischen Aka- demie zu Rom, der Sohn des Vorhergehenden, welcher unter die besten Mahler der Französischen Schule gerechnet werden kann. Wenn de Troy bey seinem Genie, und den von der Natur empfangenen Gaben hätte den gehörigen Fleiß anwenden wollen, so könnten wir vielleicht keinen grössern Meister in der Kunst aufweisen. Dieß bezeugte der berühmte Rigaud oft, wel- chen der Vater als einen guten Freund gebeten hatte, diesen Sohn dazu aufzumuntern. Allein de Troy war ganz anderer Meynung; er glaubte, es wäre hinreichend diesem natürlichen Triebe den freyen Lauf zu lassen, ohne sich weiter um Ausbesse- rung desselben zu bekümmern. Es ist wahr, eine angeborne Neigung kann Viel thun: wenn aber der Fleiß damit verknüpft ist, so richtet man weit mehr aus. Die Natur überläßt es, wie es scheint, den grossen Künstlern ihren Werken die Vollkom- menheit zu geben, die sie ihnen selbst nicht mittheilen will.

Der junge de Troy wurde im J. 1680 zu Paris geboren. Als Sohn und Enkel von berühmten Mahlern war es gleichsam

seine Pflicht, ihr würdiger Nachfolger zu werden. Die natürliche Neigung, welche von einem geschickten Vater unterstützt wurde, bildete frühzeitig einen guten Mahler aus ihm. Bey einer solchen Anführung entwickelte sich der Verstand geschwind, ohne eines langweiligen und trockenen Unterrichts zu gebrauchen.

De Troy bahnte sich den Weg allenthalben selbst, und würde gewiß nach erhaltenen Preisen als Königlicher Pensionär nach Italien gekommen seyn; der Vater fand aber für gut, ihn auf eigene Kosten nach Rom zu schicken, und erst in der Folge den Unterhalt als Pensionär des Königs für ihn auszuwirken. Er trat im J. 1699 die Reise an, und hielt sich 9 Jahre lang theils zu Rom, theils in Pisa und Venedig auf. Während dieser langen Anwesenheit arbeitete er mit grossem Fleiße, und verfertigte eine Menge von Zeichnungen und Gemählden, und brachte dadurch seinen Ruf gleichsam zur gehörigen Reife.

Nach der Zurückkunft in Frankreich im J. 1708 nahm ihn die Akademie zum Mitgliede auf: er übergab bey dieser Gelegenheit ein Gemählde von der Niobe, die den Zorn der Götter sich und ihrer Familie zuzog, weil sie das Opfer der Thebaner für die Latona gestört hatte. Man sieht die Niobe mitten in einer Ebene in einen Stein verwandelt; sie ist mit den todten Körpern ihrer Kinder, welche mit in der Mutter Schicksal verwickelt wurden, umgeben. Das ganze Gemählde scheint mit vielem Feuer und Genie ausgeführt; es entdeckt sich eine reiche und glänzende Einbildungskraft darin. Man kann dem Bilde nicht vorwerfen, daß die Figuren aus andern berühmten Gemählden genommen sind; Alles ist originell. Er hätte auch mit Recht Vorwürfe verdient, wenn er von fremden Etwas entlehnt, da er Stoff genug in sich selbst fand. Alterius non sit, qui suus esse potest.

De Troy gebrauchte ein liebliches picantes Colorit; seine Anordnungen waren reich, die Gedanken neu und glücklich ausgedrückt. Er besaß eine Stärke in Vorstellungen der Gemüthsbewegungen. Seine Hintergründe sind mit einer edlen Einfalt angeordnet. Man sieht es seinen Formen an, daß er in Italien gewesen, und die Antiken studiert habe. Mit einem Worte, er besaß das schöpferische Genie, welches ein Künstler besitzen muß, der sich über das Mittelmäßige erheben will. Im J. 1719 ernannte ihn die Akademie zum Professor: er mußte verschiedene öffentliche Werke in den Kirchen des heil. Lazarus, Augustinus, der Genevieve und auf dem Stadthause übernehmen. Im J. 1726 mahlte er die Kapelle des Schlosses zu Passy bey Paris. Er stellte an der Gypsdecke mit Oelfarben die Apostel vor, wie sie nach der Maria Himmelfahrt ihr Grab besuchen. Die Figuren sind meist knieend rund um die ovale Decke geordnet, und in der Mitte befindet sich die Laterne der Kuppel. Auf dem Altar hängt eine heilige Familie in Tizian's Geschmack; die vier Thürstücke zeigen die Religion, den Glauben, die Hoffnung und die Liebe in Figuren bis auf den halben Leib. Die Liebe hä-

man unter allen Figuren für die schönste. Im J. 1727 arbeitete de Troy mit andern Meistern um den Preis, und mahlte ein Dianenbad, ein Bild von einem harten Colorit und gemeiner Zusammensetzung. Allein er fand Gönner, und Franz le Moine muste, der mittelmäßigen Arbeit ungeachtet, die Belohnung mit ihm theilen, ob sein Bild von der Enthaltsamkeit des Scipio gleich einen unendlichen Vorzug wegen der sanften angenehmen Manier und der schönen Charactere in den Köpfen behauptete. Weil seine Gemählde sich sehr ungleich waren, so fand er auch nicht Liebhaber genug, um sie allemahl anzubringen. Dazu kam der hohe Preis, den er dafür verlangte. Der Verfasser sah einmahl 30 fertige Stücke bey ihm, die auf Käufer warteten. Wie er merkte, daß es in Paris nicht mit ihm fortwollte, so bat er sich unter dem Vorwande, daß er nicht mit Anstand in Paris leben könnte, eine Beförderung in Rom aus. Er ward auch wirklich im J. 1738 zum Vorsteher der Französischen Akademie in dieser Stadt ernannt, und bekam den Orden von St. Michael.

De Troy wußte auf eine ungemein höfliche Art mit dem schönen Geschlechte umzugehen. Die Natur hatte ihn mit einer einnehmenden Bildung versehen. Er kam fleißig in das Haus einer reichen liebenswürdigen Witwe; diese hatte eine Tochter, deren jugendliche Reize ihm die Wahl zwischen beyden nicht schwer gemacht haben würden, wenn er bey seinem geringen Vermögen bloß nach Neigung hätte wählen können. Der Tod der Witwe verhinderte ihn, seine Absichten auszuführen. Er tröstete sich und glaubte nunmehr mit allem Rechte, sich an die Tochter wenden zu dürfen. Die Heyrath kam glücklich zu Stande, und er liebte sie dergestalt, daß er ihren Kopf in allen galanten Stücken, die man von ihm sieht, anbrachte, aber nur im Profil, weil sie einen Fehler auf dem einen Auge hatte. So machte es Cäsar, der sich mit einer Lorbeerkrone bedeckte, um seinen kahlen Kopf nicht sehen zu lassen. Durch diese Heyrath erwarb er ein ansehnliches Vermögen, weßwegen er sich auch 1737 als Königlichen Secretär bey dem grossen Collegium aufnehmen ließ.

Weil er sich zu beschäfftigen suchte, so that er den Vorschlag, die Gemählde zu den Tapeten in der Gobelinsfabrik wohlfeiler *) zu liefern; machte sich aber dadurch bey den andern Mahlern sehr verhaßt. Man überließ ihm die Wahl zu zwey Stücken zu diesem Endzweck, und er übernahm die Geschichte der Esther und des Jason vorzustellen. Die Skizzen von dem Gemählde der Esther, nebst drey dazu gehörigen Stücken, wurden 1738 im Louvre öffentlich ausgestellt, ehe er mit seiner Frau und Kindern nach Italien gieng. Nach der Ankunft in Rom führte er die vier übrigen Stücke zur Geschichte der Esther voll-

*) Der Preis war bisher gemeiniglich 3000 Livres; er verfertigte sie für 2000.

lends aus, und schickte sie darauf gleich nach Frankreich. Die Anordnung war groß und prächtig darin, zumahl im Triumphe des Mardochai: das Colorit fand sowohl in Italien, als in Frankreich, Beyfall. Die Römer gaben davon einen öffentlichen Beweis, weil sie ihn zum Vorsteher (Principe) der Akademie von St. Lucas ernannten, und ihm diese Stelle ein Jahr länger, als die Gesetze erlaubten, ließen. Er machte sich bey den jungen Mahlern in der Akademie durch sein Betragen ausserordentlich beliebt. Sie sahen ihn nicht sowohl als einen Vorgesetzten, sondern als einen Mitschüler an. Wenn er ihre Arbeiten betrachtete, sagte er oft mit der größten Freundlichkeit zu ihnen: „Das ist so gut, daß ich es selbst gemacht zu haben wünschte.“ Der Cardinal Aquaviva zeigte ihm einmahl eine durch einen gewissen Römer, Namens Benefial, gemahlte Decke, und verlangte sein Urtheil darüber; de Troy antwortete Nichts weiter darauf, als daß er nicht gern von Jemanden übel rede.

De Troy verlor im J. 1742 seine Gattin, deren Tod ihm sehr zu Herzen gieng. Seine guten Freunde riethen ihm, auf einige Zeit nach Neapel zu gehen, um sich die traurigen Gedanken etwas zu vertreiben. Er hielt sich drey Monathe daselbst auf, und brachte die Zeit mit Besichtigung der Werke des Lucas Giordano und Solimene, den er als einen damahls noch lebenden Künstler besuchte, ganz angenehm zu.

Er kehrte darauf wieder nach Rom zurück, und fieng an die Geschichte des Jason in sieben Gemählden auszuarbeiten; sie fanden aber nicht so starken Beyfall, als die von der Esther. Bey den letztern konnte er seine Geschicklichkeit in galanten oder zierlichen Kleidungen, die mehr nach seinem Genie waren, besser anbringen. In den Stücken von Jason waren Haß und Wuth die hauptsächlichsten Gemüthsbewegungen, anstatt daß in jenen mehr das Gefällige herrschte. Sein Feuer schien auch von Tage zu Tage schwächer zu werden. Dazu hatte der Gram über den Tod seiner Frau und der Verlust seiner einzigen Tochter, die sie ihm hinterlassen, Viel beygetragen.

Man bemerkte die Veränderung auch in dem Styl der vier letzten Staffeleygemählde, die er nach Paris schickte, und die bey der Eröffnung des Saals im Louvre vom J. 1750 öffentlich ausgestellt wurden.

Weil er über das Betragen des Französischen Hofes unzufrieden war, forderte er seinen Abschied, und die Erlaubniß nach Paris zurückzukehren. Er bildete sich ein, erster Königlicher Hofmahler zu werden; oder wenigstens eine freye Wohnung im Louvre, nebst einem ansehnlichen Gehalt zu bekommen; erhielt aber weder das Eine, noch das Andere. Der König ernannte darauf den Natoire zum Vorsteher der Akademie in Rom. Es befanden sich also damahls zwey Vorsteher zu gleicher Zeit in Rom.

De Troy ließ sich dieses gefallen, und hatte heimlich die Absicht, in Rom zu bleiben; es half ihm aber in der Folge nicht

al er es gleich verlangte. Als er seine Frau und die Kinder verloren, sah er sich gezwungen, einen grossen Theil des mit ihr bekommenen Vermögens ihren Verwandten wieder herauszugeben. Der Mensch ist diesen Zufällen unterworfen; es fällt aber in einem gewissen Alter schwer, sie mit Gelassenheit zu ertragen.

Als er sich eines Abends im Theater Capranica mit der Gattin eines Arztes, in deren Schönheit er sich, wie man sagte, verliebt hatte, in der Loge befand, erhielt er plötzlich Befehl, den andern Morgen nach Civita Vechia zu reisen, um sich mit dem Französischen Gesandten, dem Herzog von Nivernois, der nach Paris zurückreiste, zu Schiffe zu begeben. Die Person, welche ihm die Nachricht brachte, merkte eine schnelle Veränderung auf seinem Gesichte: er wurde auch wirklich den folgenden Tag krank, und starb am 7. Tage darauf im 72. Jahre. Dieß geschah 1752.

Er hegte eine solche Liebe zur Kunst, daß er, so zu sagen, bis auf den letzten Tag seines Lebens arbeitete. Seine beyden letzten Stücke sind: das Gebet Christi im Oelgarten, und eine Kreuztragung für die Kirche in Besançon. Die Zeichnungen dieses Meisters sind fast alle mit Röthel gemacht. In einigen Blättern hat er mit dem Schraffiren in den Köpfen und Händen wie die Kupferstecher gearbeitet. Zuweilen bediente er sich auch der schwarzen Kreide. Man kennt ihn an der verständigen Behandlung, und an der ungemein leichten Hand.

Seine Werke trifft man in allen Cabinetten zerstreut an. Die meisten sind artige angenehme Gegenstände, welche er mehr als Altarbilder liebte. Was hier und da noch geblieben ist, wissen wir nicht. In der grossen Augustinerkirche zu Paris sah man: die Ceremonie von den Rittern des heil. Geistordens unter Heinrich IV. in einem grossen wohl colorirten Gemählde, welches er, der gemeinen Erzählung nach, in 70 Stunden gemacht hat. Zu St. Genevieve: die Stadt Paris, unter der Figur einer Frauensperson, welche die Heilige auf den Knieen, wegen der Hungersnoth, wodurch die Stadt im J. 1725 heimgesucht wurde, anruft. Zu St. Lazare traf man fünf grosse Stücke von diesem Meister an, als: die Predigt des heil. Vincentius de Paula vor König Ludwig XIII. und seiner Mutter, der Anna von Oestreich. Der Tod Ludwigs XIII. im Beyseyn dieses Heiligen, und die Königin in Thränen; der Gewissensrath der Königin (le conseil de conscience) in Gegenwart dieses Heiligen; eine Versammlung der Geistlichkeit, wo er den Vorsitz führt. Und im letzten Stück der Tod des heil. Vincentius. Auf dem Rathhause hat de Troy den Rath der Stadt gemahlt, welcher dem Könige und der Königin Glück zu ihrer Vermählung wünscht; beyde sitzen auf dem Throne und werden von Hymen und der Liebe gekrönt. Für den König hat er in den kleinen Zimmern von Versailles eine Gesellschaft, die Austern ißt, und eine Löwenjagd gemahlt. Im Luxemburgischen Palaste zu Paris: ein Dianenbad, im Thronzimmer. Die Gemählde zur Geschichte der Esther, welche er von

mit leichter Mühe; er errieth Alles, und konnte Alles erklären. Serviere, der über seinen durchdringenden Verstand entzückt war, bat ihn, dieß Cabinet öfters zu besuchen, und ermunterte ihn aus allen Kräften, sich einer Kunst ganz und gar zu widmen, zu welcher sich bey ihm eine Geschicklichkeit zeigte, die ausserordentlich war.

Dieser junge Geistliche ließ auch von der Zeit an die Mechanik den vornehmsten Endzweck seines Fleißes seyn. Er ward nach Paris geschickt, um hier die Theologie und Philosophie zu studieren; aber er wendete seinen Fleiß nur auf die Physik, und lernte auch diese nur in so fern, als sie mit einer Wissenschaft verwandt war, in welcher er es auf's Höchste bringen wollte. Ein Zufall, der zu sonderbar ist, als daß man ihn hier nicht anführen sollte, gab ihm Gelegenheit zu zeigen, was für eine Stärke er in der Kunst erlangt habe, zu welcher ihn seine Neigung am Meisten angetrieben hatte. Der König hatte zwey Repetiruhren von dem Könige Carl II. aus England erhalten, die ersten, welche man in Frankreich zu sehen bekam, und welche aufzumachen ein Geheimniß war, das sich nicht leicht entdecken ließ. Da diese Uhren einmahl nicht recht gehen wollten, wurden sie zum Martineau, dem Königl. Uhrmacher, gebracht, der sich vergebliche Mühe gab, sie zu eröffnen. Er gieng daher zum Colbert, und trug kein Bedenken ihm zu gestehen, es wäre ihm nicht möglich, mit der aufgetragenen Arbeit zu Stande zu kommen, sagte ihm aber zugleich, daß er einen jungen Carmeliter wisse, welcher dieß Geheimniß würde finden können. Dieses war P. Sebastian, welcher diese Uhren auch in der That öffnete, und sie wieder in den Gang brachte, ohne zu wissen, daß sie dem Könige gehörten. Nicht lange hernach bekam er Befehl, sich an einem gewissen Tage des Morgens um 7 Uhr bey dem Minister einzufinden, ohne daß man ihm die Ursache gesagt hätte, warum er dahin bestellt würde. Er, welcher mit seinen Gedanken weit davon entfernt war, zu errathen, was für Ehre hier auf ihn wartete, gieng mit Zittern in das Haus des Ministers, welchen er in Gesellschaft Mariotte's und noch eines andern Mitglieds der Akademie der Wissenschaften antraf. Der Minister lobte seine Geschicklichkeit sehr, die er in der Eröffnung der Uhren gezeigt hatte, berichtete ihm, wem sie angehörten, ermahnte ihn, seinen Fleiß in der Mechanik zu verdoppeln, und sich besonders auf die Hydraulik zu legen, wobey er ihm rieth, unter der Aufsicht der beyden anwesenden Akademisten zu studieren, welche ihn sowohl in seinem Lesen, als in Versuchen, die er anstellen würde, leiten sollten, und sagte endlich diesem jungen Geistlichen, was sich für einen Minister zu sagen am Besten schickt, daß ihm ein Gehalt von 600 Livres ausgesetzt sey, wovon ihm das erste Jahr noch an demselben Tage ausgezahlt wurde.

Der P. Sebastian, welcher sich vorher der Mechanik aus eignem Triebe gewidmet hatte, widmete sich ihr nun noch weit mehr, um seine Erkenntlichkeit für die rühmliche Belohnung zu

gen, welche er durch sie erlangt hatte. Er legte sich nach und nach auf die Geometrie, Anatomie, Chemie, auf die Wissenschaft verschiedener mechanischen Künste, und ließ Nichts von allen demjenigen aus der Acht, wovon er glaubte, daß es Etwas beytragen könnte, ihn zu einem vollkommnen Mechanicus zu machen. Den Befehlen gemäß, welche ihm der Minister gegeben hatte, legte er sich vornehmlich auf die Hydraulik und gelangte in dieser Wissenschaft zu einer solchen weitläuftigen Einsicht, zumahl in dem, was die Pumpen und Wasserleitungen betrifft, daß bey seinem Leben in Frankreich wenig Vorschläge zur Vereinigung verschiedner Flüsse durch grosse Canäle gethan oder ausgeführt worden sind, über welche man nicht zum Wenigsten seine Meynung vernommen habe. Die schönsten Wasserleitungen zu Versailles, an denen er auf Befehl des Königs gearbeitet hat, werden ewig Denkmahle seiner Geschicklichkeit bleiben.

Das Verlangen, durch seine Arbeiten der Welt immer nützlicher zu werden, trieb ihn stets an, sich Mühe zu geben, solche neue Entdeckungen zu machen, welche zu der Verbesserung der Künste Etwas beytragen konnten. Deßwegen verfertigte er eine grosse Anzahl Modelle zu neuen Maschinen für verschiedne Handarbeiter, als für die Golddrathzieher zu Lyon, für die Leinwandbleichen zu Senlis, und für die Königl. Münzen.

Ein Schwedischer Edelmann, Namens Günterfeld, welchem eine Kanonenkugel beyde Hände weggenommen hatte, ward durch den Ruf, nach welchem der P. Sebastian überall für den geschicktesten Mann in der Mechanik gehalten ward, bewogen, nach Paris zu kommen, und von diesem Geistlichen zu verlangen, daß er ihm zwey Hände verfertigte, die sich ganz allein von dem ihm noch übrigen Theile des Armes bewegen ließen. Die Finger dieser Hände sollten mit Gelenken versehen seyn, und vermittelst starker Fäden von dem Arme in Bewegung gesetzt werden. Obgleich dieses Unternehmen bey dem ersten Anblicke ganz und gar unmöglich zu seyn schien, so ward unser Mechanicus doch dadurch nicht abgeschreckt: er machte einen Versuch, und war damit schon ziemlich weit gekommen, als ihm von dem Herzoge von Orleans, Regenten des Reichs, befohlen ward, sich nach Orleans zu begeben, und daselbst über die Arbeit bey der Verfertigung eines grossen Canals die Aufsicht zu haben. Vor seiner Abreise übergab er Alles, was er zur Ausführung seines Vorhabens schon fertig hatte, dem Duquet, einem berühmten Mathematiker, welcher diese künstliche Hand so weit brachte, daß der Schwedische Officier damit an den Hut greifen, ihn abnehmen, und wieder aufsetzen konnte. Aber die Ungeduld dieses Fremden, wieder in sein Land zurückzukehren, verhinderte ihn, dasjenige noch weiter auszuführen, was er bereits so glücklich angefangen hatte.

Hauptsächlich aber zeigte sich die Geschicklichkeit dieses grossen Mechanicus in den Werken, an welchen er oftmahls auf Befehl

des Königes gearbeitet hat. Zum Beweise dienen hier theils die wunderbare Maschine, durch welche man die größten Bäume von ihrer Stelle versetzen kann, ohne daß sie Schaden nehmen, theils die beyden beweglichen Gemählde, die er verfertigt hat, Marly damit auszuzieren.

Das eine von diesen Gemählden, welches der König seine kleine Oper nannte, veränderte sich fünfmahl auf den Schall einer kleinen Pfeife; denn diese Gemählde besaßen auch die Eigenschaft zu klingen, oder einen Ton anzunehmen. Eine kleine Kugel, welche unten an der Einfassung befindlich war, und die man ein Wenig zog, brachte den Schall der Pfeife hervor, und setzte alle Bilder in Bewegung, weil Alles auf eine einzige Triebfeder eingerichtet war. Die 5 Aufzüge der kleinen Oper wurden durch Bilder vorgestellt, die man in Wahrheit für die Pantominen der Alten ansehen konnte; sie spielten ihre Rolle bloß durch Bewegung, oder durch Geberden, welche die Sache ausdrückten, die sie hätten sagen sollen. Diese Oper ward viermahl nach einander wiederhohlt, ohne daß man die Feder von Neuem hätte aufziehen dürfen. Man konnte auch, vermittelst eines in der Einfassung verborgenen Drückers, die Vorstellung alle Augenblicke aufhalten; sogleich hatte man ein Gemählde, dessen Figuren, wie bey andern, nicht von ihrer Stelle wichen; so bald man aber die kleine Kugel anrührte, gieng die Bewegung wieder da an, wo sie inne gehalten hatte. Diese Tafel war, ohne die Einfassung, 16 Zoll, 6 Linien lang, 13 Zoll, 4 Linien breit, und hatte in der Dicke, um alle diese verschiedenen Maschinen einzuschließen, nicht mehr, als 1 Zoll und 13 Linien. Wenn man alle diese Figuren aus einander genommen sah, so mußte man über die grosse Menge, und die ausnehmend feine Arbeit erstaunen. Was muß das nicht für Schwierigkeiten gegeben haben, sie alle in der nöthigen Genauigkeit auszuarbeiten, und eine so lange Reihe verschiedner Bewegungen mit einander zu verbinden, welche von so kleinen und zerbrechlichen Werkzeugen abhangen! Hieß das nicht die mechanische Einrichtung, welche die Natur in den thierischen Körpern zeigt, so sehr, als nur möglich ist, nachahmen, da zumahl bey diesem mechanischen Bau der Körper der Thiere dieses eines von den unbegreiflichsten Wundern ist, daß eine solche Menge Maschinen oder sinnliche Werkzeuge, deren Wirkungen so viele und so erstaunlich sind, einen so kleinen Raum einnehmen?

Das zweyte Gemählde war noch grösser, und noch künstlicher ausgesonnen, und stellte eine Landschaft vor, in welcher Alles beseelt war. Es floß da ein Fluß; Tritonen, Sirenen, Delphine schwammen von Zeit zu Zeit auf dem Meere, welches an dem Ende des Horizontes zu sehen war. Man jagte, man fischte darauf: in einem Schlosse, welches auf der Höhe eines Berges lag, zogen die Soldaten auf die Wache: es liefen Schiffe in einem Hafen ein, und begrüßten die Stadt mit ihren Kanonen. Der P. Sebastian war selbst darauf zu sehen, wie er

aus einer Kirche kam, um dem Könige, der mit seinem Gefolge hier vorbey auf die Jagd ritt, für eine neuerhaltene Gnade seinen Dank abzustatten. Diese Gnade bestand darin, daß er den Carmelitern auf dem Platze Maubert 40 Stück Marmor zu ihrem hohen Altare geschenkt hatte. Man hätte sagen sollen, fährt Fontenelle fort, dem wir diese sinnreiche Beschreibung abgeborgt haben, der P. Sebastian habe durch seine Erfindung den berühmten Schild des Achilles, oder die Statüen wahrscheinlich machen wollen, denen Vulcan nicht allein Bewegung, sondern auch sogar Verstand mitgetheilt hatte.

So viel rühmliche Beweise, welche dieser berühmte Mann von seiner Geschicklichkeit in der Mechanik abgelegt hatte, erwarben ihm die Ehre, daß er zum Lehrer der Königl. Kinder in dieser Wissenschaft ernannt ward. Die grossen Herren in Frankreich, welche an diesem Theile der Mathematik ein Belieben fanden, fragten ihn öfters, als den geschicktesten Kenner derselben, um Rath; und er hatte auch öfters Gelegenheit, ihnen wichtige Dienste zu leisten. Er erfand die neuen Kanonen, deren sich der Herzog von Noailles in dem Catalonischen Kriege glücklich bediente. Denn, ausserdem daß man sie viel leichter über die Gebirge bringen konnte, als die, welche bisher gebräuchlich gewesen waren, so hatten sie auch noch den Vorzug, daß man zu ihrer Ladung weniger Pulver brauchte. Auf Bitten des Herzogs de Chaulnes, verfertigte auch dieser grosse Mechanicus einen sehr umständlichen und gründlichen Aufsatz, der einen Canal in der Picardie betraf.

Im J. 1699 ernannte ihn der König, Ludwig XIV. zu einem Ehrenmitgliede in der Akademie der Wissenschaften, und er behauptete diesen rühmlichen Titel durch die scharfsinnigsten Erfindungen, welche er dieser Gesellschaft vorlegte. Die vornehmsten von diesen Werken waren die schöne Maschine zu dem Systeme des Galilei von den schweren Körpern, und die Verbindung der halbgetheilten Vierecke (carreaux mi-parties). Beynahe alle Maschinen, welche der Akademie zur Untersuchung übergeben wurden, giengen durch die Hände dieses gelehrten Geistlichen, und man konnte es nicht genug bewundern, wie leicht und geschwind er dieselben zerlegte und berechnete, und wie richtig allemahl seine Ausrechnungen waren.

Zwey Begebenheiten, die wir noch anführen müssen, werden vollends zu erkennen geben, was für eine grosse Meynung man durchgängig von der Geschicklichkeit dieses vortrefflichen Mannes gehabt habe. Der Herzog von Lothringen hielt sich incognito zu Paris auf, und erwies dem P. Sebastian die Ehre, ihn in seinem Kloster zu besuchen, und sich mit ihm sehr vertraulich zu unterhalten. Nachdem dieser Prinz wieder in seine Lande zurückgekehrt, woselbst er verschiedene Werke anzulegen Willens war, darüber die Aufsicht nothwendig einem in der Mechanik sehr geschickten Manne anvertraut werden mußte, so that er bey dem Herzoge von Orleans um den P. Sebastian Ansu-

chung. Der Herzog bewilligte ihm sein Ansuchen desto leichter, weil es ihm ein Vergnügen war, zu der Ehre eines Mannes beförderlich zu seyn, welchen er selbst mit einer besondern Achtung und Freundschaft beehrte. Die Aufnahme, welche ihm an dem Hofe in Lothringen wiederfuhr, schien das Andenken der Ehrenbezeigungen zu erneuern, mit welchen ehedem die Poeten und Weltweisen Griechenlandes von den Fürsten aufgenommen wurden, welche sie an ihren Hof zu kommen gebeten hatten. Der Czaar, Peter der Grosse, gab unserm Truchet noch herrlichere Beweise von der Hochachtung, mit welcher er ihn beehrte. Nachdem er sich länger als drey Stunden in dem Zimmer dieses gelehrten Geistlichen verweilt hatte, wo er die Modelle von so vielerley Maschinen und so viele seltsame und nützliche Werke in Augenschein nahm, welche er entweder erfunden, oder ausgeführt; so verlangte er zu trinken, und hierauf, so sehr als sich auch der P. Sebastian weigerte, daß er nach ihm aus eben dem Glase trinken sollte, welches er selbst eingeschenkt hatte. — Bey aller seiner Verbindung mit der Welt, blieb er doch dem Orden und seinen Regeln treu. Vergeblich waren alle Versuche und Bitten vieler angesehenen und mächtigen Personen, die ihn bereden wollten, den Orden zu verlassen. Es schien auch alle die ihm erwiesene Ehre, was so leicht zur Eitelkeit verleiten kann, auf sein Herz nicht den geringsten Eindruck zu machen. Stets demüthig und bescheiden, erniedrigte er sich desto mehr vor Gott, je mehr ihn die Menschen erhöhen wollten. Sein Umgang mit der Welt ließ ihn doch nicht vergessen, was er der Würde seines Standes schuldig war. So sehr er wegen seiner seltenen Gaben des Verstandes gerühmt zu werden verdiente, so verdiente er es noch weit mehr um aller der Tugenden willen, die den Character eines guten Geistlichen ausmachen.

Dieser gelehrte und tugendhafte Geistliche brachte die letzten Jahre seines Lebens in beständiger Schwachheit zu, und starb endlich am 5. Februar 1729 in dem 72. Jahre seines Alters.

S. Lambert's gel. Geschichte der Regierung Ludwigs XIV. Bd. 2. S. 347.

Trugoni, Innocent, Einer von den besten neuen lyrischen Dichtern Italiens.

Er ist aus Genua, begab sich aber in früher Jugend nach Parma, wo ihn nachher die Herzoge von Farnsa und mehrere Grosse mit Ehre und Gütern überhäuften.

Er starb auch zu Parma in hohem Alter im J. 1768.

S. Ladvocat, Th. 6. S. 2058.

Trump, Joachim, Organist zu Irenak im Mecklenburg-Schwerinischen, geboren 1687, ein originelles Genie, dessen Vater Küster und Garnweber war.

Schon auf der Werkstube veredelte er das gemeine Linnen, und suchte figurirte Arbeit zu machen. Man bemerkte auch von

Jugend an in ihm einen unwiderſtehlichen Hang zur Beobachtung des Himmels, und widmete ſich derſelben ganze Nächte. Im J. 1743 erwachte dieſe Liebe bey Gelegenheit des erſchienenen Cometen vom Neuen, und nun erhielt er von mehreren Gönnern Unterſtützung an Büchern; und er brachte es noch durch derſelben Hülfe ſehr weit in allen Theilen der mathematiſchen Wiſſenſchaften, ſelbſt der Algebra. Er ward auch ein groſſer Meiſter in dem Generalbaß auf der Orgel, und ein vertrauter Freund des berühmten Componiſten Mattheſon. Er brachte eine Orgel von 36 Regiſtern zu Stande; er machte mancherley Entdeckungen bey ſeiner Stärke in der Mathematik, Naturlehre, Sternkunde, und in der Lehre der Electricität. Beſonders erfand er die Verfertigung eines groſſen Tubus von 130 Fuß Länge, welcher wohl der gröſte und der einzige in ſeiner Art in ganz Europa geweſen iſt. Man kann ihn dem ſehr geſchickten Mechaniker Harriſon zugeſellen.

Als er 1777 im 84. Lebensjahre ſtarb, hinterließ er 9 ſauber geſchriebene Quartanten, davon die eine Hälfte aſtronomiſche Dinge, und die andere Lieder und Poeſieen von ſeiner Erfindung enthielt. In einem beſondern Bande hatte er die Orgelbaukunſt beſchrieben.

S. Hiller's Nachrichten, Bd. 4. S. 233. Neues Bremiſches Magazin vom J. 1770. Bd. 3. St. 2. S. 383. Gerber's Lexikon der Tonkünſtler, Th. 2. S. 688.

Tſchepke, Daniel, Kauf- und Handelsmann, wie auch durch viele Jahre geweſener Rathmann zu Bojanowa in Südpreuſſen, Einer der merkwürdigen Menſchen, denen es nicht genug iſt, auf der gewöhnlichen Bahn fortzugehen, ſondern die gleichſam ſelbſt ſich einen Wirkungskreis bilden, in welchem ſie auf eine ausgezeichnete Art Wohlthäter für Viele werden können.

Er ward am 6. July 1720 zu Bojanowa geboren, wo ſein Vater Tuchfabrikant war. Obgleich ſeine Aeltern nur in mittelmäßigen Vermögensumſtänden waren; ſo ſparten ſie doch Nichts, um ihm die beſte Erziehung zu geben. Nach dem Willen ſeiner Aeltern mußte er das Gewerbe ſeines Vaters lernen, ob es ſchon ſeiner Abſicht nicht gemäß war. Er verehlichte ſich ſchon im J. 1743 mit Anna Regina Heller, eines Tuch- und Gewandſchneiders zu Bojanowa älteſten Tochter. Mit dieſer fing er an, ſein Gewerbe durch einige Jahre mit allem Fleiß auf die gewöhnliche Weiſe zu treiben; aber das war ſeinem thätigen Geiſt nicht genug. Seine hellen Einſichten in die damahligen Zeiten reizten ihn, einen Verſuch in der Handlung zu machen. So gering auch ſein Vorrath von Fabrikwaaren war, ſo wagte er es doch, und bezog damit die Jahrmärkte in dem ehemahligen Pohlen. Hier glückte es ihm über alle Erwartung; durch ſeinen frohen Sinn, und durch ſein angenehmes Betragen gegen Jedermann, fand er ſo viele Käufer zu ſeiner Waare, daß Andere, die neben ihm ein ungleich gröſſeres Waa-

renlager hatten, ihn wegen ſeiner reichlichen Einnahme beneide ten. Seine Handelsgeſchäffte erweiterten ſich ſchnell, da er, wegen ſeiner bekannt gewordenen Rechtſchaffenheit, Unterſtützung fand, wo ſeine Kräfte nicht hinreichten. Dieſe mühſamen Geſchäffte betrieb er durch mehrere Jahre mit aller Unverdroſſenheit und Gegenwart des Geiſtes. Auch da ihm im J. 1754 das Unglück begegnete, daß ihm bey einer nächtlichen Reiſe durch ſeinen mit Tuch beladenen Wagen der rechte Fuß zerſchmettert wurde, verlor er den Muth nicht. Er ertrug durch 16 Wochen die ſchrecklichſten Schmerzen mit einer bewundernswürdigen Gelaſſenheit, und war nicht ſo glücklich, völlig geheilt zu werden, ſondern hat einen ſehr ſchmerzhaften offenen Schaden am Fuße durch 50 Jahre bis an ſein Ende behalten. Gottes Segen war nun ſichtbar bey ſeinen Geſchäfften. Deßwegen errichtete er nun ein Handlungshaus in ſeiner Vaterſtadt, und fieng an die Tuchgeſchäffte im Groſſen zu treiben. Seine weitläuftigen Bekanntſchaften, die er bey ſeiner vorigen Lebensart unter Hohen und Niederen ſich erworben hatte, und ſein gegründeter Ruf von Rechtſchaffenheit, zogen bald Käufer in die Stadt, und es glückte ihm, Handlung an einen Ort zu ziehen, wo ſonſt keine geweſen war, und damit den Flor der Stadt zu befördern. Sein Name ward beynahe in ganz Pohlen bekannt. Nun bewies er aber auch, daß er nicht bloß für ſich, ſondern auch für ſeine Mitbürger gearbeitet habe. Aus ſeinen gemachten Erfahrungen zeigte er ihnen, welche Art von Waaren ſie verfertigen müßten, wenn ſie die möglichſten Vortheile aus ihrem Gewerbe ziehen wollten, und empfahl ihnen beſonders die ſtrengſte Rechtſchaffenheit. Den fleißigen betriebſamen Mann unterſtützte er, den Dürftigen ſuchte er wieder aufzuhelfen, Allen aber verſchaffte er den gröſſen Vortheil, daß ſie nicht mehr ihre Waaren in die benachbarten Städte mit groſſem Verluſt führen durften, ſondern bey ihm und andern Handlungshäuſern, die nach ihm entſtanden waren, den vortheilhafteſten Abſatz fanden: ſo wie ſein eigener Wohlſtand zunahm, ſo gab er auch Andern Mittel an die Hand, auf dem von ihm betretenen Wege ebenfalls ihr äuſſerliches Glück zu befeſtigen. Bey den öftern Unruhen in den vorigen Zeiten bewies er mehrere Mahle, daß er bereit ſey, für ſeine Mitbürger Alles aufzuopfern. Er war als Rathmann immer Einer von denen, welche ſolche Geſchäffte für die Erhaltung und Wohlfahrt der Stadt übernahmen, die oft mit Lebensgefahr und einem bedeutenden Koſtenaufwand verbunden waren, und er genoß die Freude, faſt allemahl ſeine redlichen Abſichten zu erreichen. Seine Glücksumſtände machten ihn nicht übermüthig, immer ſich gleich blieb er der beſcheidene, demüthige und freundliche Mann, welcher er von jeher geweſen, ſo wie denn auch ſein Herz keine Falſchheit und Heucheley kannte. Offen und redlich in ſeinem ganzen Betragen zeigte er ſich Jedem, der mit ihm auf irgend eine Art in Verbindung war. Auf dieſe Art mußte er ſich bey Allen Achtung und Liebe erwerben, wie er ſich denn auch der

Freundschaft sehr angesehener Männer rühmen konnte. Ausser mehreren häuslichen Leiden traf ihn auch die schreckliche Feuersbrunst 1791 sehr hart; denn sein Schaden war dabey sehr beträchtlich. Rechnen wir hierzu den wichtigen Verlust, den er in seinen Handlungsgeschäfften durch sein unbedingtes Vertrauen auf seine Mitmenschen erlitt, so verdient er Aller Bewunderung, daß er dennoch nicht kleinmüthig wurde. Wenn er wider alle Erwartungen grosse Summen verlor, so pflegte er zu sagen: „Hätte es mir Gott nicht gegeben, so könnte ich es nicht verlieren." Ueberall zeigte er sich auf einer edlen, liebenswürdigen Seite! Selbst bey Ausübung seiner grossen Wohlthätigkeit hatte er so viel Schonung für Menschenwerth, daß er, seinen eigenen Kindern immer unbemerkt, den Dürftigen half, ohne sie zu demüthigen, oder zu beschämen. Nicht leicht ist Jemand ungetröstet von ihm gegangen. In seiner letzten Krankheit, in welcher er mit tausend Schmerzen kämpfte, daß er auch äusserte: „es ist nichts Gesundes mehr an meinem Leibe," war es rührend, seine Geduld und Unterwerfung unter Gottes Willen zu sehen. So ein hohes Alter er auch erreicht hat, so ist er doch noch Vielen zu früh gestorben; er endigte seine rühmliche Laufbahn am 23. April 1804 in einem Alter von 83 Jahren und 9 Monathen.

S. Meißner's Characterzüge aus dem Leben edler Geschäfftsmänner und berühmter Kaufleute, S. 143.

Tscherkaskoi, Alexei Michailowitsch, Russisch-Kaiserlicher geheimer Rath und Reichscanzler, stammte von den alten Fürsten der Tscherkassen oder Gebirgstatarn ab, die sich im 16. Jahrhund. dem Czaar Iwan Wassiliewitsch unterworfen. Seine Vorfahren nahmen hernach die Christl. Religion an, und sein Vater war Statthalter von Tobolsk. Hier machten sich er und sein Sohn durch Anlegung von Stückgießereyen, Erhöhung der Einkünfte, Verbesserung des Landes, Auffindung verschiedener Bergwerke, und dergleichen so verdient, daß Peter der Grosse Beyden auf das Verbindlichste dankte, und auch dem Sohne diese wichtige Statthalterschaft übergab, nachdem er vorher schon den Beyfall seines Gebieters durch Beförderung des Anbaues von Petersburg erhalten hatte. Im J. 1724 aus Sibirien gerufen, wurde er geheimer Rath, Senator, endlich Reichscanzler, und mit schönen Gütern in Ingermannland belohnt. So erhielt er sich unter sechs Regierungen exemtus fatis, weil er an keiner Revolution besondern Antheil nahm, und wurde von Allen geehrt. Er starb am 4. November 1742.

S. Ladvocat, Th. 8. S. 849. und Mehreres in Dohm's Materialien, Th. 3. S. 430.

Tschiffeli, Johann Rudolph, oberster Ehegerichtsschreiber in Bern, geboren am 12. December 1716 als Sprößling einer altpatricischen Familie. Sein Vater war Canzler zu Rheinegg

im Rheinthale, wo er denn auch seine Jugendzeit zubrachte, und sich größtentheils aus Büchern bildete.

In seinem 18. Jahre begab er sich nach Bern, und arbeitete da als Freywilliger in der Staatscanzley. Nachdem er sich in der Folge auch als Sachwalter ausgezeichnet hatte, vertraute man ihm die obgedachte Stelle an, welche er bis an seinen am 15. Januar 1780 erfolgten Tod bekleidete.

So thätig er in seinen ordentlichen Amtsgeschäfften war, so beschäfftigte er sich doch auch vornehmlich mit der Landwirthschaft, und erwarb sich um deren Verbesserung nicht geringe Verdienste. Er stiftete im J. 1759 die landwirthschaftliche Gesellschaft in Bern, welche dem Vaterlande vielen Nutzen brachte, und bereicherte, als beständiger Secretär derselben, die Schriften der Gesellschaft mit mehreren gehaltvollen Abhandlungen, welche ihn auch im Auslande rühmlich bekannt machten; dahin gehört vorzüglich seine auch besonders gedruckte Schrift: von der Stallfütterung und vom Kleebau in der Schweiz, Bern 1789. 8. Er war ein eifriger Vertheidiger der Stallfütterung, welche er nach physischen Gründen und eigenen Erfahrungen beurtheilte und empfahl. Stets stellte er auf seinem eigenen Gute neue Versuche an, deren Endzweck viel weniger sein eigener Nutzen, als das allgemeine Beste war. Eine fast unbegrenzte Menschenliebe war ein Hauptzug seines Characters.

S. Schweiz. Museum, J. 1790. St. 12. S. 881.

Tschirnhausen, Ehrenfried Walter von, Herr von Kieslingswalde und Stolzenberg, in der Oberlausitz, wurde am 10. April 1651 zu Kieslingswalde von Christoph von Tschirnhausen und von Rüvon Sterlingen, Beyde von einem sehr alten adelichen Geschlechte, geboren. Es war länger als 400 Jahre, daß das Haus von Tschirnhausen, welches aus Mähren und Böhmen gekommen, nahe bey der Stadt Görlitz diese Herrschaft Kieslingswalde in Besitz hatte, wo derjenige das Licht der Welt erblickte, von dem wir jetzt reden. Er hatte zu Erlernung der Wissenschaften alle diejenigen Lehrer, die man Personen von seinem Stande giebt, und er krönte auch ihre sorgfältigen Bemühungen. Sobald er von der Geometrie hörte, so ergriff er dieselbe mit grossem Eifer, und schritt hernach zu den andern Theilen der Mathematik schnell fort, die, indem sie ihm tausend vergnügende Neuigkeiten vorlegten, unter einander um seine Neubegierde wetteiferten. Im 17. Jahre seines Alters schickte ihn sein Vater nach Leyden, um seine Studien zu Ende zu bringen; er kam daselbst mit einer Krankheit behaftet an, welche ihn in grosse Lebensgefahr setzte. Unerachtet seiner Jugend wurde er hernach von den Gelehrten in Holland sehr hoch gehalten. Allein da sich im J. 1672 der Krieg entzündete, so nahm er Kriegsdienste in den Niederlanden an, und zeigte, daß er eben sowohl seine Schuldigkeit zu thun, als seinen Neigungen zu folgen wisse. Er diente 18 Monathe als Freywilliger unter den Holländischen

Truppen; worauf er ſich genöthigt ſah, in ſein Vaterland zurückzukehren. Er gieng aber einige Zeit nachher wieder aus demſelben weg, um ſich auf Reiſen zu begeben. Er beſah England, Frankreich, Italien, Sicilien und Malta. Allenthalben bemühte er ſich mit den Gelehrten zu ſprechen, und Alles zu ſehen, was belehrend und angenehm für den Gelehrten iſt, als: Seltenheiten der Naturgeſchichte, ausserordentliche Kunſtſtücke und beſondere Manufacturen. Er gieng nachher nach Teutſchland, und blieb einige Zeit an dem Hofe des Kaiſers Leopold I. Mitten in dieſem ruhigen Leben war er doch jederzeit mit den Wiſſenſchaften und beſonders mit der Mathematik beſchäfftigt. Er gieng im J. 1682 zum dritten Mahl nach Paris, und brachte einige Erfindungen mit, die er der Akademie der Wiſſenſchaften vorlegen wollte: es waren die berühmten Brenngläſer, welche ſeinen Namen beybehalten haben; denn man nannte ſie gemeiniglich Tſchirnhauſiſche Brenngläſer; ſo wie man den Archimedes, Nicodemus, Diocles und Huygens beſondere Arten von Linien zuſchreibt. Tſchirnhauſen, ob er gleich erſt 31 Jahre alt war, wurde vom Könige unter die Zahl der Mitglieder dieſer Akademie aufgenommen, welche er um Rath zu fragen und ſie gewiſſermaßen als ſeine Richter zu gebrauchen gekommen war. Er gieng hierauf wieder nach Holland, wo er einen Tractat verfertigte, und den Händen ſeiner Freunde überließ, mit der Aufſchrift: De medicina mentis et corporis, der zu Amſterdam 1687 gedruckt wurde, und theils an ſich ſelbſt, theils wegen der Auszüge, welche die Journale davon gegeben haben, genug bekannt iſt. Die Art und Weiſe, welche er in ſeinen Beſchäfftigungen beobachtete, iſt folgende. Er machte ſeine Experimente im Sommer, und ſetzte ſie im Winter in Ordnung, zog aus denſelben entweder ſeine Schlüſſe, oder ſtellte ſeine groſſen theoretiſchen Unterſuchungen an. Gegen das Ende des Herbſtes war er beſonders auf ſeine Geſundheit bedacht, und unterſuchte ſeine Leibeskräfte, um zu dieſer geſetzten Zeit die wichtigen Arbeiten des Verſtandes über ſich nehmen zu können. Er las die Arbeiten des vorigen Winters durch, erinnerte ſich der daher gehabten Begriffe, erweckte in ſich ein Verlangen, ſie fortzuſetzen, und fieng alsdann an, das Abendeſſen zu verkürzen, und ſelbſt auf die Mittagsmahlzeit von Tage zu Tage weniger Zeit zu verwenden. Anſtatt zu eſſen, las er entweder diejenigen Materien, wovon er zu handeln gedachte, oder unterredete ſich mit einem gelehrten Freunde. Er blieb mit Sorgfalt einige Zeit hindurch in eben der Faſſung, wo ihn das Aufwachen vom Schlaf gefunden hatte, welches ihn verhinderte, den Traum zu vergeſſen, den er in dieſem Augenblicke hatte; und wenn dieſer Traum, wie es natürlicher Weiſe geſchehen konnte, auf eine ſolche Materie fiel, wovon ſein Geiſt angefüllt war, ſo war es ihm deſto leichter, dieſelbe fortzuſetzen. Er arbeitete in der Stille und Ruhe der Nacht. Er ſchlief wieder um 6 Uhr ein; allein nur bis um 7, und alsdann fieng er ſeine Arbeit wieder an. Er

Montespan, die des Königs kriegerische Beschäfftigungen in jungen Jahren vorstellten. Sie wurden klein in Tapeten und gros auf seidenen Mohr gebracht. Man schickte ihn darauf nach Bayern, um die Dauphine zu mahlen, und er brachte ihr mit vieler Kunst ausgeführtes Bildniß zurück. Bey der Geburt des Herzogs von Bourgogne, der aus dieser Ehe erzeugt wurde, that sich de Troy durch ein Feuerwerk hervor: er ließ das Gerüst dazu vor seiner Thüre aufrichten, und hatte auf durchsichtiger Leinwand allerley symbolische Figuren dazu gemacht. Er mußte die ganze Königliche Familie, viele andere Prinzen und Vornehme vom Hofe abschildern; sogar Fremde von Stande gingen selten aus Paris, ohne ihr von ihm gemahltes Bild mitzunehmen.

Auf dem Rath- oder Stadthause zu Paris und in der Kirche der heiligen Genevieve trifft man grosse historische Bildnisse an, die so gut als wirkliche historische Gemählde sind. Die Familie und der ganze Hofstaat des Herzogs von Maine ist ganz allegorisch, und stellt das Gastmahl der Dido vor, bey welchem ihr Aeneas seine widrigen Begebenheiten erzählt. Alle Köpfe, die sich über 50 erstrecken, sind Bildnisse mit einem sanften und markigen Pinsel gemahlt; der Rang der Hofleute, ihr Character, mit einem Worte, alles Uebliche ist genau dabey beobachtet.

Ohne Italien gesehen zu haben, zeichnete de Troy mit einer der Römischen Schule sonst eigenen Richtigkeit: sein grosser Geschmack im Colorit näherte sich der Lombardischen Schule, und in der feinen Ausführung schien er ein Niederländer zu seyn. Als etwas Sonderbares ist bey ihm zu merken, daß seine letzten Werke den ersten vorzuziehen sind. Dahin gehört das Gemählde von der Schulmeisterin, welches er nicht lange vor seinem Ende verfertigte. Es ist ganz im Niederländischen Geschmack gemahlt, und stellt eine schwarzgekleidete Frau vor, die sich mitten unter ihren artigen Schülerinnen befindet. Die Stellungen sind so glücklich gewählt und gut abgewechselt, daß es Jedem beym ersten Anblick gefällt.

De Troy mußte endlich nach einem langen und ruhmvollen Leben, und nachdem er viel von den Schwachheiten des Alters ausgestanden, zu Paris 1730 im 85. Jahre die Schuld der Natur bezahlen. Er wurde zu St. Eustache begraben und durchgehends sehr bedauert.

In Ansehung der schönen Gewänder und klugen Vertheilung der Lichter sind seine Zeichnungen mit denen von Vandyk zu vergleichen. Sie sind auf blauem oder grauem Papier mit schwarzer Kreide gemacht und mit Weiß gehöht, in den Schatten getuscht, und darüber mit grober Kreide schraffirt. Es herrscht eine sehr freye Hand darin. Man findet auch Studien von stehenden Figuren. Ueberhaupt kennt man den de Troy an der dreisten und kunstmäßigen Führung der Hand, an den Köpfen und Händen, an der gut ausgedruckten Wäsche und den Perücken, an der Nachahmung der Kleider und an der Aehnlichkeit. Hin und wieder ist die Kreide gemischt, an andern Orten mit gewissen Drucken gebraucht, und das Weisse nach der Natur und den Regeln der

Kunst angebracht. — Seine vornehmsten Gemählde zu Paris bestehen in einem grossen Stücke zu St. Genevieve, welches diese Kirche im Hintergrunde und vorn den Vorsteher der Kaufmannsschaft und den Rath der Stadt, an der Zahl zehn oder zwölf vorstellt, wie sie die Heilige auf den Knieen bey der Hungersnoth vom J. 1709 um Hülfe anrufen. Zwey grosse Bilder in einem Saal des Rathhauses. Das eine bey Gelegenheit der Geburt des Herzogs von Bourgogne, des Vaters des nachherigen Königs. Der Genius von Frankreich hält den neugebornen Prinzen im Arme; die Figur von Frankreich selbst ist zu seinen Füssen; Apollo, Minerva und die Fama zeigen sich oben in dem Gemählde; einen grossen Theil des Vorgrundes nehmen die acht Figuren der Vorsteher der Kaufleute und der Rath der Stadt Paris in ihren gewöhnlichen langen schwarzen Kleidern ein. Das andere stellt die Heyrath des Königs vor, und besteht aus sehr vielen Figuren, dabey ihm sein Sohn geholfen hat. Es war noch ein drittes da, welches die Bekanntmachung des Friedens vom J. 1719 abbildete: man hat es aber weggenommen. Der König besaß nur ein Gemählde von ihm, nämlich das Bildniß der Dauphine, Christina von Bayern. Man sah es in der Gallerie des Apollo. In den Zimmern der Mahlerakademie: Merkur, der dem Argus den Kopf abhauet.

De Troy hat sich selbst, wie er auf der Baßgeige spielt, gemahlt.

Es sind ungefähr 30 Blätter nach ihm in Kupfer gestochen worden. Die Meister sind: Vermeulen, Barras, Simonneau, Edelink, Poilly, Bouys, Bernard, Vanschuppen, Dossier, Drevet und Petit.

S. ausser dem Nouv. Diction. hist. d'Argensville's Leben der berühmtest. Mahler, Th. 4. S. 288.

Troy, Johann Franz von, Director der Französischen Akademie zu Rom, der Sohn des Vorhergehenden, welcher unter die besten Mahler der Französischen Schule gerechnet werden kann. Wenn de Troy bey seinem Genie, und den von der Natur empfangenen Gaben hätte den gehörigen Fleiß anwenden wollen, so könnten wir vielleicht keinen grössern Meister in der Kunst aufweisen. Dieß bezeugte der berühmte Rigaud oft, welchen der Vater als einen guten Freund gebeten hatte, diesen Sohn dazu aufzumuntern. Allein de Troy war ganz anderer Meynung; er glaubte, es wäre hinreichend diesem natürlichen Triebe den freyen Lauf zu lassen, ohne sich weiter um Ausbesserung desselben zu bekümmern. Es ist wahr, eine angeborne Neigung kann Viel thun: wenn aber der Fleiß damit verknüpft ist, so richtet man weit mehr aus. Die Natur überläßt es, wie es scheint, den grossen Künstlern ihren Werken die Vollkommenheit zu geben, die sie ihnen selbst nicht mittheilen will.

Der junge de Troy wurde im J. 1680 zu Paris geboren. Als Sohn und Enkel von berühmten Mahlern war es gleichsam

seine Pflicht, ihr würdiger Nachfolger zu werden. Die natürliche Neigung, welche von einem geschickten Vater unterstützt wurde, bildete frühzeitig einen guten Mahler aus ihm. Bey einer solchen Anführung entwickelte sich der Verstand geschwind, ohne eines langweiligen und trockenen Unterrichts zu gebrauchen.

De Troy bahnte sich den Weg allenthalben selbst, und würde gewiß nach erhaltenen Preisen als Königlicher Pensionär nach Italien gekommen seyn; der Vater fand aber für gut, ihn auf eigene Kosten nach Rom zu schicken, und erst in der Folge den Unterhalt als Pensionär des Königs für ihn auszuwirken. Er trat im J. 1699 die Reise an, und hielt sich 9 Jahre lang theils zu Rom, theils in Pisa und Venedig auf. Während dieser langen Anwesenheit arbeitete er mit grossem Fleiße, und verfertigte eine Menge von Zeichnungen und Gemählden, und brachte dadurch seinen Ruf gleichsam zur gehörigen Reife.

Nach der Zurückkunft in Frankreich im J. 1708 nahm ihn die Akademie zum Mitgliede auf: er übergab bey dieser Gelegenheit ein Gemählde von der Niobe, die den Zorn der Götter sich und ihrer Familie zuzog, weil sie das Opfer der Thebaner für die Latona gestört hatte. Man sieht die Niobe mitten in einer Ebene in einen Stein verwandelt; sie ist mit den todten Körpern ihrer Kinder, welche mit in der Mutter Schicksal verwickelt wurden, umgeben. Das ganze Gemählde scheint mit vielem Feuer und Genie ausgeführt; es entdeckt sich eine reiche und glänzende Einbildungskraft darin. Man kann dem Bilde nicht vorwerfen, daß die Figuren aus andern berühmten Gemählden genommen sind; Alles ist originell. Er hätte auch mit Recht Vorwürfe verdient, wenn er von fremden Etwas entlehnt, da er Stoff genug in sich selbst fand. Alterius non sit, qui suus esse potest.

De Troy gebrauchte ein liebliches picantes Colorit; seine Anordnungen waren reich, die Gedanken neu und glücklich ausgedrückt. Er besaß eine Stärke in Vorstellungen der Gemüthsbewegungen. Seine Hintergründe sind mit einer edlen Einfalt angeordnet. Man sieht es seinen Formen an, daß er in Italien gewesen, und die Antiken studiert habe. Mit einem Worte, er besaß das schöpferische Genie, welches ein Künstler besitzen muß, der sich über das Mittelmäßige erheben will. Im J. 1719 ernannte ihn die Akademie zum Professor; er mußte verschiedene öffentliche Werke in den Kirchen des heil. Lazarus, Augustinus, der Genevieve und auf dem Stadthause übernehmen. Im J. 1726 mahlte er die Kapelle des Schlosses zu Passy bey Paris. Er stellte an der Gypsdecke mit Oelfarben die Apostel vor, wie sie nach der Maria Himmelfahrt ihr Grab besuchen. Die Figuren sind meist knieend rund um die ovale Decke geordnet, und in der Mitte befindet sich die Laterne der Kuppel. Auf dem Altar hängt eine heilige Familie in Tizian's Geschmack; die vier Thürstücke zeigen die Religion, den Glauben, die Hoffnung und die Liebe in Figuren bis auf den halben Leib. Die Liebe hält

man unter allen Figuren für die schönste. Im J. 1727 arbeitete de Troy mit andern Meistern um den Preis, und mahlte ein Dianenbad, ein Bild von einem harten Colorit und gemeiner Zusammensetzung. Allein er fand Gönner, und Franz le Moine mußte, der mittelmäßigen Arbeit ungeachtet, die Belohnung mit ihm theilen, ob sein Bild von der Enthaltsamkeit des Scipio gleich einen unendlichen Vorzug wegen der sanften angenehmen Manier und der schönen Charactere in den Köpfen behauptete. Weil seine Gemählde sich sehr ungleich waren, so fand er auch nicht Liebhaber genug, um sie allemahl anzubringen. Dazu kam der hohe Preis, den er dafür verlangte. Der Verfasser sah einmahl 30 fertige Stücke bey ihm, die auf Käufer warteten. Wie er merkte, daß es in Paris nicht mit ihm fortwollte, so bat er sich unter dem Vorwande, daß er nicht mit Anstand in Paris leben könnte, eine Beförderung in Rom aus. Er ward auch wirklich im J. 1738 zum Vorsteher der Französischen Akademie in dieser Stadt ernannt, und bekam den Orden von St. Michael.

De Troy wußte auf eine ungemein höfliche Art mit dem schönen Geschlechte umzugehen. Die Natur hatte ihn mit einer einnehmenden Bildung versehen. Er kam fleißig in das Haus einer reichen liebenswürdigen Witwe; diese hatte eine Tochter, deren jugendliche Reize ihm die Wahl zwischen beyden nicht schwer gemacht haben würden, wenn er bey seinem geringen Vermögen bloß nach Neigung hätte wählen können. Der Tod der Witwe verhinderte ihn, seine Absichten auszuführen. Er tröstete sich und glaubte nunmehr mit allem Rechte, sich an die Tochter wenden zu dürfen. Die Heyrath kam glücklich zu Stande, und er liebte sie dergestalt, daß er ihren Kopf in allen galanten Stücken, die man von ihm sieht, anbrachte, aber nur im Profil, weil sie einen Fehler auf dem einen Auge hatte. So machte es Cäsar, der sich mit einer Lorbeerkrone bedeckte, um seinen kahlen Kopf nicht sehen zu lassen. Durch diese Heyrath erwarb er ein ansehnliches Vermögen, weßwegen er sich auch 1737 als Königlichen Secretär bey dem grossen Collegium aufnehmen ließ.

Weil er sich zu beschäfftigen suchte, so that er den Vorschlag, die Gemählde zu den Tapeten in der Gobelinsfabrik wohlfeiler *) zu liefern; machte sich aber dadurch bey den andern Mahlern sehr verhaßt. Man überließ ihm die Wahl zu zwey Stücken zu diesem Endzweck, und er übernahm die Geschichte der Esther und des Jason vorzustellen. Die Skizzen von dem Gemählde der Esther, nebst drey dazu gehörigen Stücken, wurden 1738 im Louvre öffentlich ausgestellt, ehe er mit seiner Frau und Kindern nach Italien gieng. Nach der Ankunft in Rom führte er die vier übrigen Stücke zur Geschichte der Esther voll-

*) Der Preis war bisher gemeiniglich 3000 Livres; er verfertigte sie für 2000.

lends aus, und schickte sie darauf gleich nach Frankreich. Die Anordnung war groß und prächtig darin, zumahl im Triumphe des Mardochai: das Colorit fand sowohl in Italien, als in Frankreich, Beyfall. Die Römer gaben davon einen öffentlichen Beweis, weil sie ihn zum Vorsteher (Principe) der Akademie von St. Lucas ernannten, und ihm diese Stelle ein Jahr länger, als die Gesetze erlaubten, ließen. Er machte sich bey den jungen Mahlern in der Akademie durch sein Betragen ausserordentlich beliebt. Sie sahen ihn nicht sowohl als einen Vorgesetzten, sondern als einen Mitschüler an. Wenn er ihre Arbeiten betrachtete, sagte er oft mit der größten Freundlichkeit zu ihnen: „Das ist so gut, daß ich es selbst gemacht zu haben wünschte." Der Cardinal Aquaviva zeigte ihm einmahl eine durch einen gewissen Römer, Namens Benefial, gemahlte Decke, und verlangte sein Urtheil darüber; de Troy antwortete Nichts weiter darauf, als daß er nicht gern von Jemanden übel rede.

De Troy verlor im J. 1742 seine Gattin, deren Tod ihm sehr zu Herzen gieng. Seine guten Freunde riethen ihm, auf einige Zeit nach Neapel zu gehen, um sich die traurigen Gedanken etwas zu vertreiben. Er hielt sich drey Monathe daselbst auf, und brachte die Zeit mit Besichtigung der Werke des Lucas Giordano und Solimene, den er als einen damahls noch lebenden Künstler besuchte, ganz angenehm zu.

Er kehrte darauf wieder nach Rom zurück, und fieng an die Geschichte des Jason in sieben Gemählden auszuarbeiten; sie fanden aber nicht so starken Beyfall, als die von der Esther. Bey den letztern konnte er seine Geschicklichkeit in galanten oder zierlichen Kleidungen, die mehr nach seinem Genie waren, besser anbringen. In den Stücken von Jason waren Haß und Wuth die hauptsächlichsten Gemüthsbewegungen, anstatt daß in jenem mehr das Gefällige herrschte. Sein Feuer schien auch von Tage zu Tage schwächer zu werden. Dazu hatte der Gram über den Tod seiner Frau und der Verlust seiner einzigen Tochter, die sie ihm hinterlassen, Viel beygetragen.

Man bemerkte die Veränderung auch in dem Styl der vier letzten Staffeleygemählde, die er nach Paris schickte, und die bey der Eröffnung des Saals im Louvre vom J. 1750 öffentlich ausgestellt wurden.

Weil er über das Betragen des Französischen Hofes unzufrieden war, forderte er seinen Abschied, und die Erlaubniß nach Paris zurückzukehren. Er bildete sich ein, erster Königlicher Hofmahler zu werden; oder wenigstens eine freye Wohnung im Louvre, nebst einem ansehnlichen Gehalt zu bekommen; erhielt aber weder das Eine, noch das Andere. Der König ernannte darauf den Natoire zum Vorsteher der Akademie in Rom. Es befanden sich also damahls zwey Vorsteher zu gleicher Zeit in Rom.

De Troy ließ sich dieses gefallen, und hatte heimlich die Absicht, in Rom zu bleiben; es half ihm aber in der Folge nicht,

als er es gleich verlangte. Als er seine Frau und die Kinder verloren, sah er sich gezwungen, einen grossen Theil des mit ihr bekommenen Vermögens ihren Verwandten wieder herauszugeben. Der Mensch ist diesen Zufällen unterworfen; es fällt aber in einem gewissen Alter schwer, sie mit Gelassenheit zu ertragen.

Als er sich eines Abends im Theater Capranica mit der Gattin eines Arztes, in deren Schönheit er sich, wie man sagte, verliebt hatte, in der Loge befand, erhielt er plötzlich Befehl, den andern Morgen nach Civita Vechia zu reisen, um sich mit dem französischen Gesandten, dem Herzog von Nivernois, der nach Paris zurückreiste, zu Schiffe zu begeben. Die Person, welche ihm die Nachricht brachte, merkte eine schnelle Veränderung auf seinem Gesichte: er wurde auch wirklich den folgenden Tag krank, und starb am 7. Tage darauf im 72. Jahre. Dieß geschah 1752.

Er hegte eine solche Liebe zur Kunst, daß er, so zu sagen, bis auf den letzten Tag seines Lebens arbeitete. Seine beyden letzten Stücke sind: das Gebet Christi im Oelgarten, und eine Kreuztragung für die Kirche in Besançon. Die Zeichnungen dieses Meisters sind fast alle mit Röthel gemacht. In einigen Blättern hat er mit dem Schraffiren in den Köpfen und Händen wie die Kupferstecher gearbeitet. Zuweilen bediente er sich auch der schwarzen Kreide. Man kennt ihn an der verständigen Behandlung, und an der ungemein leichten Hand.

Seine Werke trifft man in allen Cabinetten zerstreut an. Die meisten sind artige angenehme Gegenstände, welche er mehr als Altarbilder liebte. Was hier und da noch geblieben ist, wissen wir nicht. In der grossen Augustinerkirche zu Paris sah man: die Ceremonie von den Rittern des heil. Geistordens unter Heinrich IV. in einem grossen wohl colorirten Gemählde, welches er, der gemeinen Erzählung nach, in 70 Stunden gemacht hat. Zu St. Genevieve: die Stadt Paris, unter der Figur einer Frauensperson, welche die Heilige auf den Knieen, wegen der Hungersnoth, wodurch die Stadt im J. 1725 heimgesucht wurde, anruft. Zu St. Lazare traf man fünf grosse Stücke von diesem Meister an, als: die Predigt des heil. Vincentius de Paula vor König Ludwig XIII. und seiner Mutter, der Anna von Oestreich. Der Tod Ludwigs XIII. im Beyseyn dieses Heiligen, und die Königin in Thränen; der Gewissensrath der Königin (le conseil de conscience) in Gegenwart dieses Heiligen; eine Versammlung der Geistlichkeit, wo er den Vorsitz führt. Und im letzten Stück der Tod des heil. Vincentius. Auf dem Rathhause hat de Troy den Rath der Stadt gemahlt, welcher dem Könige und der Königin Glück zu ihrer Vermählung wünscht; beyde sitzen auf dem Throne und werden von Hymen und der Liebe gekrönt. Für den König hat er in den kleinen Zimmern von Versailles eine Gesellschaft, die Austern ißt, und eine Löwenjagd gemahlt. Im luxemburgischen Palaste zu Paris: ein Dianenbad, im Thronzimmer. Die Gemählde zur Geschichte der Esther, welche er von

Rom schickte, um Tapeten nach denselben zu wirken, bestehen aus sieben Stücken: die Esther, wie sie sich putzt, um vor dem Könige zu erscheinen; Mardochai, der verachtet wird; sein Triumph; wie die Esther vor dem Könige in Ohnmacht fällt; ihre Krönung; die Mahlzeit des Königs Ahasverus bey der Königin; und die Gefangennehmung des Haman nach Endigung desselben. Die Geschichte des Jason wurde zu eben dem Endzwecke von de Troy aus Rom geschickt. Sie besteht gleichfalls in sieben Stücken: Jason, wie er die Zauberkräuter empfängt; die Eroberung des goldenen Vliesses; wie er Drachenzähne säet; wie er die wüthenden Stiere bändigt; seine Heyrath mit der Creusa im Tempel des Jupiter; der Tod der Creusa, welche von dem giftigen Kleide, das sie von der Medea zum Geschenk empfangen hatte, verzehrt wird; Medea zündet die Stadt Korinth an, ermordet ihre Kinder und flieht nach Athen. Im J. 1750 schickte de Troy bey der Eröffnung des Saals vier Staffelengemählde zur öffentlichen Ausstellung: Loth mit seinen Töchtern; Susanna mit den beyden Alten; die zwey andern wären in der Höhe gemahlt und etwas grösser; sie stellten die Königin von Saba beym Salomon, und die Abigail zu den Füßen Davids vor. Man fand sie in der Ausführung nicht so gut, als die beyden ersten.

S. d'Argensville, Th. 4. S. 472.

Trublet, Nicolaus Carl Joseph, Abt, Mitglied der Französischen und der Berliner Akademie, Schatzmeister der Kirche zu Nantes, und nachher Archidiaconus und Canonicus zu St. Malo, seinem Vaterlande, wo er 1697 geboren wurde, ein geschätzter moralischer Schriftsteller.

Er war mit dem berühmten Maupertuis verwandt, der ihm den 3. Theil seiner Schriften zueignete. Schon im J. 1717 trat er als Schriftsteller auf, indem er in's Junius-Stück des Mercure Reflexions sur le Telemaque einrücken ließ, durch welche er mit La Motte und Fontenelle bekannt wurde. Diese liebenswürdigen Philosophen fanden in ihm, was sie bey ihren Freunden suchten — einen gebildeten Geist und einen sanften Character. Eine Zeitlang war der Abt Trublet der Gesellschafter des Cardinals von Tencin, und machte mit demselben eine Reise nach Rom. Da ihm aber seine Freyheit lieber war, so kehrte er nach Paris zurück, und blieb daselbst bis ums J. 1767. Seiner geschwächten Gesundheit wegen gieng er darauf nach St. Malo, starb aber schon im März 1770. Trublet wurde wegen seiner Kenntnisse, Rechtschaffenheit und Sitten allgemein geschätzt.

Seine vorzüglichsten Schriften sind:

Essais de Litterature et de Morale, 4 Thle. in 12. oft aufgelegt und in verschiedene Sprachen übersetzt. Teutsch, Greifswalde 1744, und Berlin 1762 unter dem Titel: Versuche über verschiedene Gegenstände der Sittenlehre und der Gelehrsamkeit

Der Verfasser hinterließ Materialien zu einem 5. Bde. So sehr dieses Werk, worin einige gemeine Dinge mit dem Tone der Entdeckung vorgetragen werden, auch getadelt wurde, so kann man doch nicht umhin, darin den Geist der Analyse, Scharfsinn, Feinheit und Bestimmtheit, welche alle Schriften des Abts Trublet characterisiren, anzuerkennen: es fehlt auch nicht an neuen Bemerkungen über verschiedene interessante Gegenstände. Alle Betrachtungen athmen Rechtschaffenheit, Menschenliebe und Geselligkeit. — Panegyriques des Saints, precedés de Reflexions sur l'Eloquence. Die erstern sind langweilig geschrieben, in den letztern sind gute und mit Feinheit vorgetragene Sachen enthalten. Bey der 2. Ausgabe 1764. 2 Theile, hieng der Verfasser verschiedene Auszüge aus rhetorischen Aufsätzen an, welche er für das Iournal des Savans und das Iournal Chretien, an welchen er einige Zeit mit arbeitete, gemacht hatte. Die Art und Weise, wie er sich in diesem letztern Werke über Voltaire ausdrückte, zog ihm, vorzüglich im Le Pauvre Diable, von Seiten dieses berühmten Dichters, der ihm vorher sehr schmeichelhafte Briefe geschrieben hatte, sehr beissende Epigrammen zu. — Memoires pour servir à l'histoire de Messieurs de la Motte et de Fontenelle. Amsterd. 1761. 12. Diese Memoiren enthalten Alles, was man von dem Leben und den Werken dieser erhabenen Freunde des Abts Trublet wissen kann. Man findet wenigstens darin die interessantesten Nachrichten und Anecdoten von diesen Männern, mit sinnreichen Bemerkungen.

S. Ladvocat, Th. 8. S. 847. und Rameau's Neffe von J. W. von Göthe, S. 476.

Truchet, Sebastian, gehört unter diejenigen Gelehrten seiner Zeit, welche durch ihre Wissenschaft in der Mechanik am berühmtesten gewesen sind, und war zu Lyon im J. 1657 geboren. Seinen Vater, einen reichen Kaufmann in dieser Stadt, der wegen seines rechtschaffenen und redlichen Characters hochgehalten wurde, verlor er noch in seiner zarten Kindheit: seine Mutter, die ihn auf das Zärtlichste liebte, gab sich um seine Erziehung alle Mühe, und hatte das Vergnügen, zu sehen, daß sein Wachsthum in der Tugend nicht geringer war, als seine Zunahme in den Wissenschaften. Jn seinem 17. Jahre trat er in den Carmeliterorden, und legte sich, aus Liebe zu seiner Mutter, welche Sebastienne hieß, den Namen Sebastian bey, welchen er hernachmahls stets geführt hat.

Seine Fähigkeit zur Mechanik zeigte sich, als er das Cabinet zuerst sah, welches der Herr von Serviere, ein Edelmann aus einem alten Geschlechte zu Lyon, angelegt hatte, und das mit allerhand Werken und neuen Maschinen zum Drechseln, mit vielerley Uhren, Modellen von verschiedenen Erfindungen in grosser Menge angefüllt war. So verborgen auch die Einrichtung aller dieser Dinge war, und so sehr man die Kunst an denselben versteckt hatte, so entdeckte sie doch der P. Sebastian

t leichter Mühe; er errieth Alles, und konnte Alles erklären.
rviere, der über seinen durchdringenden Verstand entzückt
ar, bat ihn, dieß Cabinet öfters zu besuchen, und ermunterte
t aus allen Kräften, sich einer Kunst ganz und gar zu wid-
n, zu welcher sich bey ihm eine Geschicklichkeit zeigte, die
sserordentlich war.

Dieser junge Geistliche ließ auch von der Zeit an die Me-
nik den vornehmsten Endzweck seines Fleißes seyn. Er ward
ch Paris geschickt, um hier die Theologie und Philosophie zu
dieren; aber er wendete seinen Fleiß nur auf die Physik, und
nte auch diese nur in so fern, als sie mit einer Wissenschaft
rwandt war, in welcher er es auf's Höchste bringen wollte.
n Zufall, der zu sonderbar ist, als daß man ihn hier nicht
führen sollte, gab ihm Gelegenheit zu zeigen, was für eine
ärke er in der Kunst erlangt habe, zu welcher ihn seine Nei-
ng am Meisten angetrieben hatte. Der König hatte zwey Re-
tiruhren von dem Könige Carl II. aus England erhalten, die
ten, welche man in Frankreich zu sehen bekam, und welche
fzumachen ein Geheimniß war, das sich nicht leicht entdecken
ß. Da diese Uhren einmahl nicht recht gehen wollten, wur-
n sie zum Martineau, dem Königl. Uhrmacher, gebracht, der
h vergebliche Mühe gab, sie zu eröffnen. Er gieng daher zum
lbert, und trug kein Bedenken ihm zu gestehen, es wäre ihm
cht möglich, mit der aufgetragenen Arbeit zu Stande zu kom-
en, sagte ihm aber zugleich, daß er einen jungen Carmeliter
sse, welcher dieß Geheimniß würde finden können. Dieses war
Sebastian, welcher diese Uhren auch in der That öffnete,
d sie wieder in den Gang brachte, ohne zu wissen, daß sie
m Könige gehörten. Nicht lange hernach bekam er Befehl,
h an einem gewissen Tage des Morgens um 7 Uhr bey dem
inister einzufinden, ohne daß man ihm die Ursache gesagt hätte,
irum er dahin bestellt würde. Er, welcher mit seinen Gedan-
ı weit davon entfernt war, zu errathen, was für Ehre hier
f ihn wartete, gieng mit Zittern in das Haus des Ministers,
lchen er in Gesellschaft Mariotte's und noch eines andern
itglieds der Akademie der Wissenschaften antraf. Der Mini-
r lobte seine Geschicklichkeit sehr, die er in der Eröffnung der
ren gezeigt hatte, berichtete ihm, wem sie angehörten, ermahnte
ı, seinen Fleiß in der Mechanik zu verdoppeln, und sich be-
nders auf die Hydraulik zu legen, wobey er ihm rieth, unter
: Aufsicht der beyden anwesenden Akademisten zu studieren,
lche ihn sowohl in seinem Lesen, als in Versuchen, die er an-
len würde, leiten sollten, und sagte endlich diesem jungen
istlichen, was sich für einen Minister zu sagen am Besten
ickt, daß ihm ein Gehalt von 600 Livres ausgesetzt sey, wovon
n das erste Jahr noch an demselben Tage ausgezahlt wurde.

Der P. Sebastian, welcher sich vorher der Mechanik aus
nem Triebe gewidmet hatte, widmete sich ihr nun noch weit
hr, um seine Erkenntlichkeit für die rühmliche Belohnung zu

ehen, welche er durch sie erlangt hatte. Er legte sich nach und nach auf die Geometrie, Anatomie, Chemie, auf die Wissenschaft verschiedener mechanischen Künste, und ließ Nichts von allem demjenigen aus der Acht, wovon er glaubte, daß es Etwas beytragen könnte, ihn zu einem vollkommnen Mechanicus zu machen. Den Befehlen gemäß, welche ihm der Minister gegeben hatte, legte er sich vornehmlich auf die Hydraulik und gelangte in dieser Wissenschaft zu einer solchen weitläuftigen Einsicht, zumahl in dem, was die Pumpen und Wasserleitungen betrifft, daß bey seinem Leben in Frankreich wenig Vorschläge zur Vereinigung verschiedner Flüsse durch grosse Canäle gethan oder ausgeführt worden sind, über welche man nicht zum Wenigsten seine Meynung vernommen habe. Die schönsten Wasserleitungen zu Versailles, an denen er auf Befehl des Königs gearbeitet hat, werden ewig Denkmahle seiner Geschicklichkeit bleiben.

Das Verlangen, durch seine Arbeiten der Welt immer nützlicher zu werden, trieb ihn stets an, sich Mühe zu geben, solche neue Entdeckungen zu machen, welche zu der Verbesserung der Künste Etwas beytragen konnten. Deßwegen verfertigte er eine grosse Anzahl Modelle zu neuen Maschinen für verschiedne Handarbeiter, als für die Golddrathzieher zu Lyon, für die Leinwandbleichen zu Senlis, und für die Königl. Münzen.

Ein Schwedischer Edelmann, Namens Günterfeld, welchem eine Kanonenkugel beyde Hände weggenommen hatte, ward durch den Ruf, nach welchem der P. Sebastian überall für den geschicktesten Mann in der Mechanik gehalten ward, bewogen, nach Paris zu kommen, und von diesem Geistlichen zu verlangen, daß er ihm zwey Hände verfertigte, die sich ganz allein von dem ihm noch übrigen Theile des Armes bewegen ließen. Die Finger dieser Hände sollten mit Gelenken versehen seyn, und vermittelst starker Fäden von dem Arme in Bewegung gesetzt werden. Obgleich dieses Unternehmen bey dem ersten Anblicke ganz und gar unmöglich zu seyn schien, so ward unser Mechanicus doch dadurch nicht abgeschreckt: er machte einen Versuch, und war damit schon ziemlich weit gekommen, als ihm von dem Herzoge von Orleans, Regenten des Reichs, befohlen ward, sich nach Orleans zu begeben, und daselbst über die Arbeit bey der Verfertigung eines grossen Canals die Aufsicht zu haben. Vor seiner Abreise übergab er Alles, was er zur Ausführung seines Vorhabens schon fertig hatte, dem Duquet, einem berühmten Mathematiker, welcher diese künstliche Hand so weit brachte, daß der Schwedische Officier damit an den Hut greifen, ihn abnehmen, und wieder aufsetzen konnte. Aber die Ungeduld dieses Fremden, wieder in sein Land zurückzukehren, verhinderte ihn, dasjenige noch weiter auszuführen, was er bereits so glücklich angefangen hatte.

Hauptsächlich aber zeigte sich die Geschicklichkeit dieses grossen Mechanicus in den Werken, an welchen er oftmahls auf Befehl

des Königes gearbeitet hat. Zum Beweise dienen hier theils die wunderbare Maschine, durch welche man die größten Bäume von ihrer Stelle versetzen kann, ohne daß sie Schaden nehmen, theils die beyden beweglichen Gemählde, die er verfertigt hat, Marly damit auszuzieren.

Das eine von diesen Gemählden, welches der König seine kleine Oper nannte, veränderte sich fünfmahl auf den Schall einer kleinen Pfeife; denn diese Gemählde besaßen auch die Eigenschaft zu klingen, oder einen Ton anzunehmen. Eine kleine Kugel, welche unten an der Einfassung befindlich war, und die man ein Wenig zog, brachte den Schall der Pfeife hervor, und setzte alle Bilder in Bewegung, weil Alles auf eine einzige Triebfeder eingerichtet war. Die 5 Aufzüge der kleinen Oper wurden durch Bilder vorgestellt, die man in Wahrheit für die Pantominen der Alten ansehen konnte; sie spielten ihre Rolle bloß durch Bewegung, oder durch Geberden, welche die Sache ausdrückten, die sie hätten sagen sollen. Diese Oper ward viermahl nach einander wiederhohlt, ohne daß man die Feder von Neuem hätte aufziehen dürfen. Man konnte auch, vermittelst eines in der Einfassung verborgenen Drückers, die Vorstellung alle Augenblicke aufhalten; sogleich hatte man ein Gemählde, dessen Figuren, wie bey andern, nicht von ihrer Stelle wichen; so bald man aber die kleine Kugel anrührte, gieng die Bewegung wiederum da an, wo sie inne gehalten hatte. Diese Tafel war, ohne die Einfassung, 16 Zoll, 6 Linien lang, 13 Zoll, 4 Linien breit, und hatte in der Dicke, um alle diese verschiedenen Maschinen einzuschließen, nicht mehr, als 1 Zoll und 13 Linien. Wenn man alle diese Figuren aus einander genommen sah, so mußte man über die grosse Menge, und die ausnehmend feine Arbeit erstaunen. Was muß das nicht für Schwierigkeiten gegeben haben, sie alle in der nöthigen Genauigkeit auszuarbeiten, und eine so lange Reihe verschiedner Bewegungen mit einander zu verbinden, welche von so kleinen und zerbrechlichen Werkzeugen abhangen! Hieß das nicht die mechanische Einrichtung, welche die Natur in den thierischen Körpern zeigt, so sehr, als nur möglich ist, nachahmen, da zumahl bey diesem mechanischen Bau der Körper der Thiere dieses eines von den unbegreiflichsten Wundern ist, daß eine solche Menge Maschinen oder sinnliche Werkzeuge, deren Wirkungen so viele und so erstaunlich sind, einen so kleinen Raum einnehmen?

Das zweyte Gemählde war noch grösser, und noch künstlicher ausgesonnen, und stellte eine Landschaft vor, in welcher Alles beseelt war. Es floß da ein Fluß; Tritonen, Sirenen, Delphine schwammen von Zeit zu Zeit auf dem Meere, welches an dem Ende des Horizontes zu sehen war. Man jagte, man fischte darauf: in einem Schlosse, welches auf der Höhe eines Berges lag, zogen die Soldaten auf die Wache: es liefen Schiffe in einem Hafen ein, und begrüßten die Stadt mit ihren Kanonen. Der P. Sebastian war selbst darauf zu sehen, wie er

aus einer Kirche kam, um dem Könige, der mit seinem Gefolge hier vorbey auf die Jagd ritt, für eine neuerhaltene Gnade seinen Dank abzustatten. Diese Gnade bestand darin, daß er den Carmelitern auf dem Platze Maubert 40 Stück Marmor zu ihrem hohen Altare geschenkt hatte. Man hätte sagen sollen, fährt Fontenelle fort, dem wir diese sinnreiche Beschreibung abgeborgt haben, der P. Sebastian habe durch seine Erfindung den berühmten Schild des Achilles, oder die Statuen wahrscheinlich machen wollen, denen Vulcan nicht allein Bewegung, sondern auch sogar Verstand mitgetheilt hatte.

So viel rühmliche Beweise, welche dieser berühmte Mann von seiner Geschicklichkeit in der Mechanik abgelegt hatte, erwarben ihm die Ehre, daß er zum Lehrer der Königl. Kinder in dieser Wissenschaft ernannt ward. Die grossen Herren in Frankreich, welche an diesem Theile der Mathematik ein Belieben fanden, fragten ihn öfters, als den geschicktesten Kenner derselben, um Rath; und er hatte auch öfters Gelegenheit, ihnen wichtige Dienste zu leisten. Er erfand die neuen Kanonen, deren sich der Herzog von Noailles in dem Catalonischen Kriege glücklich bediente. Denn, ausserdem daß man sie viel leichter über die Gebirge bringen konnte, als die, welche bisher gebräuchlich gewesen waren, so hatten sie auch noch den Vorzug, daß man zu ihrer Ladung weniger Pulver brauchte. Auf Bitten des Herzogs de Chaulnes, verfertigte auch dieser grosse Mechanicus einen sehr umständlichen und gründlichen Aufsatz, der einen Canal in der Picardie betraf.

Im J. 1699 ernannte ihn der König, Ludwig XIV. zu einem Ehrenmitgliede in der Akademie der Wissenschaften, und er behauptete diesen rühmlichen Titel durch die scharfsinnigsten Erfindungen, welche er dieser Gesellschaft vorlegte. Die vornehmsten von diesen Werken waren die schöne Maschine zu dem Systeme des Galilei von den schweren Körpern, und die Verbindung der halbgetheilten Vierecke (carreaux mi-parties). Beynahe alle Maschinen, welche der Akademie zur Untersuchung übergeben wurden, giengen durch die Hände dieses gelehrten Geistlichen, und man konnte es nicht genug bewundern, wie leicht und geschwind er dieselben zerlegte und berechnete, und wie richtig allemahl seine Ausrechnungen waren.

Zwey Begebenheiten, die wir noch anführen müssen, werden vollends zu erkennen geben, was für eine grosse Meynung man durchgängig von der Geschicklichkeit dieses vortrefflichen Mannes gehabt habe. Der Herzog von Lothringen hielt sich incognito zu Paris auf, und erwies dem P. Sebastian die Ehre, ihn in seinem Kloster zu besuchen, und sich mit ihm sehr vertraulich zu unterhalten. Nachdem dieser Prinz wieder in seine Lande zurückgekehrt, woselbst er verschiedene Werke anzulegen Willens war, darüber die Aufsicht nothwendig einem in der Mechanik sehr geschickten Manne anvertraut werden mußte, so that er bey dem Herzoge von Orleans um den P. Sebastian Ansu-

chung. Der Herzog bewilligte ihm sein Ansuchen desto leichter, weil es ihm ein Vergnügen war, zu der Ehre eines Mannes beförderlich zu seyn, welchen er selbst mit einer besondern Achtung und Freundschaft beehrte. Die Aufnahme, welche ihm an dem Hofe in Lothringen wiederfuhr, schien das Andenken der Ehrenbezeigungen zu erneuern, mit welchen ehedem die Poeten und Weltweisen Griechenlandes von den Fürsten aufgenommen wurden, welche sie an ihren Hof zu kommen gebeten hatten. Der Czaar, Peter der Grosse, gab unserm Truchet noch herrlichere Beweise von der Hochachtung, mit welcher er ihn beehrte. Nachdem er sich länger als drey Stunden in dem Zimmer dieses gelehrten Geistlichen verweilt hatte, wo er die Modelle von so vielerley Maschinen und so viele seltsame und nützliche Werke in Augenschein nahm, welche er entweder erfunden, oder ausgeführt; so verlangte er zu trinken, und hierauf, so sehr als sich auch der P. Sebastian weigerte, daß er nach ihm aus eben dem Glase trinken sollte, welches er selbst eingeschenkt hatte. — Bey aller seiner Verbindung mit der Welt, blieb er doch dem Orden und seinen Regeln treu. Vergeblich waren alle Versuche und Bitten vieler angesehenen und mächtigen Personen, die ihn bereden wollten, den Orden zu verlassen. Es schien auch alle die ihm erwiesene Ehre, was so leicht zur Eitelkeit verleiten kann, auf sein Herz nicht den geringsten Eindruck zu machen. Stets demüthig und bescheiden, erniedrigte er sich desto mehr vor Gott, je mehr ihn die Menschen erhöhen wollten. Sein Umgang mit der Welt ließ ihn doch nicht vergessen, was er der Würde seines Standes schuldig war. So sehr er wegen seiner seltenen Gaben des Verstandes gerühmt zu werden verdiente, so verdiente er es noch weit mehr um aller der Tugenden willen, die den Character eines guten Geistlichen ausmachen.

Dieser gelehrte und tugendhafte Geistliche brachte die letzten Jahre seines Lebens in beständiger Schwachheit zu, und starb endlich am 5. Februar 1729 in dem 72. Jahre seines Alters.

S. Lambert's gel. Geschichte der Regierung Ludwigs XIV. Bd. 2. S. 347.

Trugoni, Innocent, Einer von den besten neuen lyrischen Dichtern Italiens.

Er ist aus Genua, begab sich aber in früher Jugend nach Parma, wo ihn nachher die Herzoge von Farnsa und mehrere Grosse mit Ehre und Gütern überhäuften.

Er starb auch zu Parma in hohem Alter im J. 1768.

S. Ladvocat, Th. 6. S. 2058.

Trump, Joachim, Organist zu Irenak im Mecklenburg-Schwerinischen, geboren 1687, ein originelles Genie, dessen Vater Küster und Garnweber war.

Schon auf der Werkstube veredelte er das gemeine Linnen, und suchte figurirte Arbeit zu machen. Man bemerkte auch von

Jugend an in ihm einen unwiderstehlichen Hang zur Beobachtung des Himmels, und widmete sich derselben ganze Nächte. Im J. 1743 erwachte diese Liebe bey Gelegenheit des erschienenen Cometen vom Neuen, und nun erhielt er von mehreren Gönnern Unterstützung an Büchern; und er brachte es noch durch derselben Hülfe sehr weit in allen Theilen der mathematischen Wissenschaften, selbst der Algebra. Er ward auch ein grosser Meister in dem Generalbaß auf der Orgel, und ein vertrauter Freund des berühmten Componisten Mattheson. Er brachte eine Orgel von 36 Registern zu Stande; er machte mancherley Entdeckungen bey seiner Stärke in der Mathematik, Naturlehre, Sternkunde, und in der Lehre der Electricität. Besonders erfand er die Verfertigung eines grossen Tubus von 130 Fuß Länge, welcher wohl der größte und der einzige in seiner Art in ganz Europa gewesen ist. Man kann ihn dem sehr geschickten Mechaniker Harrison zugesellen.

Als er 1777 im 84. Lebensjahre starb, hinterließ er 9 sauber geschriebene Quartanten, davon die eine Hälfte astronomische Dinge, und die andere Lieder und Poesieen von seiner Erfindung enthielt. In einem besondern Bande hatte er die Orgelbaukunst beschrieben.

S. Hiller's Nachrichten, Bd. 4. S. 233. Neues Bremisches Magazin vom J. 1770. Bd. 3. St. 2. S. 383. Gerber's Lexikon der Tonkünstler, Th. 2. S. 688.

Tschepke, Daniel, Kauf- und Handelsmann, wie auch durch viele Jahre gewesener Rathmann zu Bojanowa in Südpreussen, Einer der merkwürdigen Menschen, denen es nicht genug ist, auf der gewöhnlichen Bahn fortzugehen, sondern die gleichsam selbst sich einen Wirkungskreis bilden, in welchem sie auf eine ausgezeichnete Art Wohlthäter für Viele werden können.

Er ward am 6. July 1720 zu Bojanowa geboren, wo sein Vater Tuchfabrikant war. Obgleich seine Aeltern nur in mittelmäßigen Vermögensumständen waren; so sparten sie doch Nichts, um ihm die beste Erziehung zu geben. Nach dem Willen seiner Aeltern mußte er das Gewerbe seines Vaters lernen, ob es schon seiner Absicht nicht gemäß war. Er verehlichte sich schon im J. 1743 mit Anna Regina Heller, eines Tuch- und Gewandschneiders zu Bojanowa ältesten Tochter. Mit dieser fing er an, sein Gewerbe durch einige Jahre mit allem Fleiß auf die gewöhnliche Weise zu treiben; aber das war seinem thätigen Geist nicht genug. Seine hellen Einsichten in die damahligen Zeiten reizten ihn, einen Versuch in der Handlung zu machen. So gering auch sein Vorrath von Fabrikwaaren war, so wagte er es doch, und bezog damit die Jahrmärkte in dem ehemahligen Pohlen. Hier glückte es ihm über alle Erwartung; durch seinen frohen Sinn, und durch sein angenehmes Betragen gegen Jedermann, fand er so viele Käufer zu seiner Waare, daß Andere, die neben ihm ein ungleich grösseres Waa-

renlager hatten, ihn wegen seiner reichlichen Einnahme beneideten. Seine Handelsgeschäffte erweiterten sich schnell, da er, wegen seiner bekannt gewordenen Rechtschaffenheit, Unterstützung fand, wo seine Kräfte nicht hinreichten. Diese mühsamen Geschäffte betrieb er durch mehrere Jahre mit aller Unverdrossenheit und Gegenwart des Geistes. Auch da ihm im J. 1754 das Unglück begegnete, daß ihm bey einer nächtlichen Reise durch seinen mit Tuch beladenen Wagen der rechte Fuß zerschmettert wurde, verlor er den Muth nicht. Er ertrug durch 16 Wochen die schrecklichsten Schmerzen mit einer bewundernswürdigen Gelassenheit, und war nicht so glücklich, völlig geheilt zu werden, sondern hat einen sehr schmerzhaften offenen Schaden am Fuße durch 50 Jahre bis an sein Ende behalten. Gottes Segen war nun sichtbar bey seinen Geschäfften. Deßwegen errichtete er nun ein Handlungshaus in seiner Vaterstadt, und fieng an die Tuchgeschäffte im Grossen zu treiben. Seine weitläuftigen Bekanntschaften, die er bey seiner vorigen Lebensart unter Hohen und Niederen sich erworben hatte, und sein gegründeter Ruf von Rechtschaffenheit, zogen bald Käufer in die Stadt, und es glückte ihm, Handlung an einen Ort zu ziehen, wo sonst keine gewesen war, und damit den Flor der Stadt zu befördern. Sein Name ward beynahe in ganz Pohlen bekannt. Nun bewies er aber auch, daß er nicht bloß für sich, sondern auch für seine Mitbürger gearbeitet habe. Aus seinen gemachten Erfahrungen zeigte er ihnen, welche Art von Waaren sie verfertigen müßten, wenn sie die möglichsten Vortheile aus ihrem Gewerbe ziehen wollten, und empfahl ihnen besonders die strengste Rechtschaffenheit. Den fleißigen betriebsamen Mann unterstützte er, den Dürftigen suchte er wieder aufzuhelfen, Allen aber verschaffte er den grössen Vortheil, daß sie nicht mehr ihre Waaren in die benachbarten Städte mit grossem Verlust führen durften, sondern bey ihm und andern Handlungshäusern, die nach ihm entstanden waren, den vortheilhaftesten Absatz fanden: so wie sein eigener Wohlstand zunahm, so gab er auch Andern Mittel an die Hand, auf dem von ihm betretenen Wege ebenfalls ihr äusserliches Glück zu befestigen. Bey den öftern Unruhen in den vorigen Zeiten bewies er mehrere Mahle, daß er bereit sey, für seine Mitbürger Alles aufzuopfern. Er war als Rathmann immer Einer von denen, welche solche Geschäffte für die Erhaltung und Wohlfahrt der Stadt übernahmen, die oft mit Lebensgefahr und einem bedeutenden Kostenaufwand verbunden waren, und er genoß die Freude, fast allemahl seine redlichen Absichten zu erreichen. Seine Glücksumstände machten ihn nicht übermüthig, immer sich gleich blieb er der bescheidene, demüthige und freundliche Mann, welcher er von jeher gewesen, so wie denn auch sein Herz keine Falschheit und Heucheley kannte. Offen und redlich in seinem ganzen Betragen zeigte er sich Jedem, der mit ihm auf irgend eine Art in Verbindung war. Auf diese Art mußte er sich bey Allen Achtung und Liebe erwerben, wie er sich denn auch der

Freundschaft sehr angesehener Männer rühmen konnte. Ausser mehreren häuslichen Leiden traf ihn auch die schreckliche Feuersbrunst 1791 sehr hart; denn sein Schaden war dabey sehr beträchtlich. Rechnen wir hierzu den wichtigen Verlust, den er in seinen Handlungsgeschäfften durch sein unbedingtes Vertrauen auf seine Mitmenschen erlitt, so verdient er Aller Bewunderung, daß er dennoch nicht kleinmüthig wurde. Wenn er wider alle Erwartungen grosse Summen verlor, so pflegte er zu sagen: „hätte es mir Gott nicht gegeben, so könnte ich es nicht verlieren.“ Ueberall zeigte er sich auf einer edlen, liebenswürdigen Seite! Selbst bey Ausübung seiner grossen Wohlthätigkeit hatte er so viel Schonung für Menschenwerth, daß er, seinen eigenen Kindern immer unbemerkt, den Dürftigen half, ohne sie zu demüthigen, oder zu beschämen. Nicht leicht ist Jemand ungetröstet von ihm gegangen. In seiner letzten Krankheit, in welcher er mit tausend Schmerzen kämpfte, daß er auch äusserte: „es ist nichts Gesundes mehr an meinem Leibe,“ war es rührend, seine Geduld und Unterwerfung unter Gottes Willen zu sehen. So ein hohes Alter er auch erreicht hat, so ist er doch noch Vielen zu früh gestorben; er endigte seine rühmliche Laufbahn am 23. April 1804 in einem Alter von 83 Jahren und 9 Monathen.

S. Meißner's Characterzüge aus dem Leben edler Geschäfftsmänner und berühmter Kaufleute, S. 143.

Tscherkaskoi, Alexei Michailowitsch, Russisch-Kaiserlicher geheimer Rath und Reichscanzler, stammte von den alten Fürsten der Tscherkassen oder Gebirgstatarn ab, die sich im 16. Jahrhund. dem Czaar Iwan Wassiliewitsch unterworfen. Seine Vorfahren nahmen hernach die Christl. Religion an, und sein Vater war Statthalter von Tobolsk. Hier machten sich er und sein Sohn durch Anlegung von Stückgiessereyen, Erhöhung der Einkünfte, Verbesserung des Landes, Auffindung verschiedener Bergwerke, und dergleichen so verdient, daß Peter der Grosse Beyden auf das Verbindlichste dankte, und auch dem Sohne diese wichtige Statthalterschaft übergab, nachdem er vorher schon den Beyfall seines Gebieters durch Beförderung des Anbaues von Petersburg erhalten hatte. Im J. 1724 aus Sibirien gerufen, wurde er geheimer Rath, Senator, endlich Reichscanzler, und mit schönen Gütern in Ingermannland belohnt. So erhielt er sich unter sechs Regierungen exemtus fatis, weil er an keiner Revolution besondern Antheil nahm, und wurde von Allen geehrt. Er starb am 4. November 1742.

S. Ladvocat, Th. 8. S. 849. und Mehreres in Dohm's Materialien, Th. 3. S. 430.

Tschiffeli, Johann Rudolph, oberster Ehegerichtsschreiber in Bern, geboren am 12. December 1716 als Sprößling einer altpatricischen Familie. Sein Vater war Canzler zu Rheinegg

im Rheinthale, wo er denn auch seine Jugendzeit zubrachte, und sich größtentheils aus Büchern bildete.

In seinem 18. Jahre begab er sich nach Bern, und arbeitete da als Freywilliger in der Staatscanzley. Nachdem er sich in der Folge auch als Sachwalter ausgezeichnet hatte, vertraute man ihm die obgedachte Stelle an, welche er bis an seinen am 15. Jannar 1780 erfolgten Tod bekleidete.

So thätig er in seinen ordentlichen Amtsgeschäfften war, so beschäfftigte er sich doch auch vornehmlich mit der Landwirthschaft, und erwarb sich um deren Verbesserung nicht geringe Verdienste. Er stiftete im J. 1759 die landwirthschaftliche Gesellschaft in Bern, welche dem Vaterlande vielen Nutzen brachte, und bereicherte, als beständiger Secretär derselben, die Schriften der Gesellschaft mit mehreren gehaltvollen Abhandlungen, welche ihn auch im Auslande rühmlich bekannt machten; dahin gehört vorzüglich seine auch besonders gedruckte Schrift: von der Stallfütterung und vom Kleebau in der Schweiz, Bern 1789. 8. Er war ein eifriger Vertheidiger der Stallfütterung, welche er nach physischen Gründen und eigenen Erfahrungen beurtheilte und empfahl. Stets stellte er auf seinem eigenen Gute neue Versuche an, deren Endzweck viel weniger sein eigener Nutzen, als das allgemeine Beste war. Eine fast unbegrenzte Menschenliebe war ein Hauptzug seines Characters.

S. Schweiz. Museum, J. 1790. St. 12. S. 881.

Tschirnhausen, Ehrenfried Walter von, Herr von Kieslingswalde und Stolzenberg, in der Oberlausitz, wurde am 10. April 1651 zu Kieslingswalde von Christoph von Tschirnhausen und von Rüvon Sterlingen, Beyde von einem sehr alten adelichen Geschlechte, geboren. Es war länger als 400 Jahre, daß das Haus von Tschirnhausen, welches aus Mähren und Böhmen gekommen, nahe bey der Stadt Görlitz diese Herrschaft Kieslingswalde in Besitz hatte, wo derjenige das Licht der Welt erblickte, von dem wir jetzt reden. Er hatte zu Erlernung der Wissenschaften alle diejenigen Lehrer, die man Personen von seinem Stande giebt, und er krönte auch ihre sorgfältigen Bemühungen. Sobald er von der Geometrie hörte, so ergriff er dieselbe mit grossem Eifer, und schritt hernach zu den andern Theilen der Mathematik schnell fort, die, indem sie ihm tausend vergnügende Neuigkeiten vorlegten, unter einander um seine Neubegierde wetteiferten. Im 17. Jahre seines Alters schickte ihn sein Vater nach Leyden, um seine Studien zu Ende zu bringen; er kam daselbst mit einer Krankheit behaftet an, welche ihn in grosse Lebensgefahr setzte. Unerachtet seiner Jugend wurde er hernach von den Gelehrten in Holland sehr hoch gehalten. Allein da sich im J. 1672 der Krieg entzündete, so nahm er Kriegsdienste in den Niederlanden an, und zeigte, daß er eben sowohl seine Schuldigkeit zu thun, als seinen Neigungen zu folgen wisse. Er diente 18 Monathe als Freywilliger unter den Holländischen

Truppen; worauf er sich genöthigt sah, in sein Vaterland zurückzukehren. Er gieng aber einige Zeit nachher wieder aus demselben weg, um sich auf Reisen zu begeben. Er besah England, Frankreich, Italien, Sicilien und Malta. Allenthalben bemühte er sich mit den Gelehrten zu sprechen, und Alles zu sehen, was belehrend und angenehm für den Gelehrten ist, als: Seltenheiten der Naturgeschichte, ausserordentliche Kunststücke und besondere Manufacturen. Er gieng nachher nach Teutschland, und blieb einige Zeit an dem Hofe des Kaisers Leopold I. Mitten in diesem ruhigen Leben war er doch jederzeit mit den Wissenschaften und besonders mit der Mathematik beschäfftigt. Er gieng im J. 1682 zum dritten Mahl nach Paris, und brachte einige Erfindungen mit, die er der Akademie der Wissenschaften vorlegen wollte: es waren die berühmten Brenngläser, welche seinen Namen beybehalten haben; denn man nannte sie gemeiniglich Tschirnhausische Brenngläser; so wie man den Archimedes, Nicodemus, Diocles und Huygens besondere Arten von Linien zuschreibt. Tschirnhausen, ob er gleich erst 31 Jahre alt war, wurde vom Könige unter die Zahl der Mitglieder dieser Akademie aufgenommen, welche er um Rath zu fragen und sie gewissermaßen als seine Richter zu gebrauchen gekommen war. Er gieng hierauf wieder nach Holland, wo er einen Tractat verfertigte, und den Händen seiner Freunde überließ, mit der Aufschrift: De medicina mentis et corporis, der zu Amsterdam 1687 gedruckt wurde, und theils an sich selbst, theils wegen der Auszüge, welche die Journale davon gegeben haben, genug bekannt ist. Die Art und Weise, welche er in seinen Beschäfftigungen beobachtete, ist folgende. Er machte seine Experimente im Sommer, und setzte sie im Winter in Ordnung, zog aus denselben entweder seine Schlüsse, oder stellte seine grossen theoretischen Untersuchungen an. Gegen das Ende des Herbstes war er besonders auf seine Gesundheit bedacht, und untersuchte seine Leibeskräfte, um zu dieser gesetzten Zeit die wichtigen Arbeiten des Verstandes über sich nehmen zu können. Er las die Arbeiten des vorigen Winters durch, erinnerte sich der daher gehabten Begriffe, erweckte in sich ein Verlangen, sie fortzusetzen, und fieng alsdann an, das Abendessen zu verkürzen, und selbst auf die Mittagsmahlzeit von Tage zu Tage weniger Zeit zu verwenden. Anstatt zu essen, las er entweder diejenigen Materien, wovon er zu handeln gedachte, oder unterredete sich mit einem gelehrten Freunde. Er blieb mit Sorgfalt einige Zeit hindurch in eben der Fassung, wo ihn das Aufwachen vom Schlaf gefunden hatte, welches ihn verhinderte, den Traum zu vergessen, den er in diesem Augenblicke hatte; und wenn dieser Traum, wie es natürlicher Weise geschehen konnte, auf eine solche Materie fiel, wovon sein Geist angefüllt war, so war es ihm desto leichter, dieselbe fortzusetzen. Er arbeitete in der Stille und Ruhe der Nacht. Er schlief wieder um 6 Uhr ein; allein nur bis um 7, und alsdann fieng er seine Arbeit wieder an. Er

sagt selbst, daß er niemahls in den Wissenschaften grössere Fortschritte gemacht habe, und daß es ihm niemahls munterer und geschwinder von Statten gegangen sey, als wenn er diesen Gebrauch mit der größten Richtigkeit beobachtet hätte. Es begegnete ihm oft in der Nacht, daß er eine grosse Anzahl sehr blitzender Funken sah, die in der Luft flatternd spielten. Wenn er dieselben starr ansehen wollte, so verschwanden sie; wenn er aber nicht darauf Acht hatte, so blieben sie nicht nur so lange, als seine Arbeitsamkeit währte, sondern sie verdoppelten auch ihren Blitz und Glanz. Endlich sah er sie sogar am hellen Tage, wenn er einen gewissen Grad der Geschwindigkeit im Nachdenken erlangt hatte. Er sah sie an einer weissen Mauer, oder auf einem Papier, welches er sich zur Seite gelegt hatte. Diese Funken, die nur ihm allein sichtbar waren, waren zu gleicher Zeit eine Wirkung und auch eine Vorstellung der heftig angestrengten Stärke und Munterkeit seines Gehirns.

Ob er gleich die Wissenschaften eifrig liebte, so hatte er doch keine Neigung zur Ehrbegierde, und er sagte zu seinen Freunden, daß er seit seinem 24. Jahre von der Liebe zu Ergötzlichkeiten, zu Reichthümern und selbst zur Ehre, befreyt zu seyn glaube. Nach der Bekanntmachung seines Werks fieng er, als er sich auf seinen Gütern in Sachsen befand, an, auf die Vollführung eines grossen Vorhabens bedacht zu seyn, auf welches er seit langer Zeit seine Gedanken gerichtet hatte. Er glaubte, daß, wofern nicht die Optik vollkommener gemacht würde, unsere Einsichten in die Physik fast nicht höher steigen und grösser werden könnten, als sie jetzt sind, und daß, um die Natur besser kennen zu lernen, man dieselbe genau betrachten müsse. Ausserdem sah er, als der Erfinder der Brenngläser, allzuwohl vorher, daß die größten und besten Hohlgläser, wenn sie der Sonne entgegengestellt wurden, neue Oefen seyn würden, die eine neue Chemie verursachen könnten. Aber in ganz Sachsen war keine solche Glashütte, welche zu diesen grossen Absichten hinreichend gewesen wäre. Er erhielt daher vom Churfürsten, seinem Herrn, dem Könige von Pohlen, die Erlaubniß, daselbst eine anzulegen; und da man den Nutzen, den das Land hiervon hatte, bald gewahr ward, so vermehrte er die Anzahl bis auf drey. Hieraus entstanden nun beynahe bewundernswürdige Neuigkeiten, sowohl der Dioptrik, als der Physik. Man kann sie in der Histoire de l'Academie Royale des Sciences, vom J. 1699 und 1700 sehen. Einige waren so beschaffen, daß sie leicht einen Ungläubigen antreffen konnten: denn indem er die Dioptrik vollkommen machte, so brachten diese sie wiederum in Unordnung; kurz der Brennspiegel, welchen der Herzog von Orleans von Tschirnhausen gekauft hat, ist zum Wenigsten ein unverwerflicher Zeuge eines grossen Theils von dem, wie weit er es darin gebracht hatte. Man lese hiervon die Beschreibung der angeführten Histoire 1709. S. 143. nach der Holländ. Ausgabe. Er überreichte dem Kaiser Leopold einen Spiegel von eben dieser

Art, der, für sein Geschenk und noch mehr seiner Verdienste wegen erkenntlich zu seyn, ihm den Titel und die Vorzüge eines Freyherrn geben wollte; allein er schlug dieses mit aller Ehrfurcht aus, und nahm von den Gnadenbezeigungen des Kaisers Nichts an, als das Bildniß Sr. Majestät nebst einer goldenen Kette. Auf gleiche Weise lehnte er den Titel eines geheimen Staatsrathes von sich ab, womit ihn der König August beehren wollte. Er kehrte zum vierten Mahl 1701 nach Paris zurück, und war bey der Akademie beständig arbeitsam. Er machte daselbst viele Methoden bekannt, welche er für die höhere Geometrie gefunden hatte; aber er gab hiervon keine Beweise. Er glaubte, daß man die Methode von dem unendlich Kleinen entbehren könne, und überreichte der Akademie von den Radiis evolutionis eine Probe derjenigen Methoden, welche er an deren Stelle setzte. Ueberhaupt wollte Tschirnhausen die Geometrie weit leichter und bequemer machen. Während seines Aufenthalts zu Paris machte er dem bekannten Homberg ein Geheimniß bekannt, welches ihm eben so bewundernswürdig vorgekommen war, als das Geheimniß seiner grossen Gläser. Es bestand im Porcellainmachen, welches dem Chinesischen an Güte völlig gleich kam, und folglich den Europäern viel Geld ersparen konnte. Man hatte bisher geglaubt, daß das Porcellain ein besonderes Geschenk wäre, womit die Natur die Chineser begünstigt hätte, und daß die Erde, woraus dasselbe gemacht würde, sich allein in ihrem Lande befände. Allein weit gefehlt; es ist eine Vermischung verschiedener Arten von Erde, die gemeiniglich allenthalben befindlich ist, deren Zusammensetzung aber durch besondern Fleiß herausgebracht werden muß. Tschirnhausen ließ sich von Homberg versprechen, daß er bey seinem Leben keinen Gebrauch von seinem Geheimniß machen wolle. Als er sich wieder auf seine Güter begeben hatte, so war er beständig mit Hausverdrießlichkeiten geplagt, und sein Leben war eine Reihe von Unglücksfällen. Jedoch er ertrug sie mit Standhaftigkeit, und ließ von sich wahrnehmen, was man in solchen Fällen nicht häufig sieht, nämlich den Gebrauch seiner Theorie, und die Anwendung seiner Lehren. Er unterwarf sich einer Vorsehung, welcher zu widerstehen eine unnütze, sich derselben aber zu unterwerfen, eine unendlich vortheilhafte Sache ist. Nachdem er 5 Jahre mit Sorgen und Verdrießlichkeiten gekämpft hatte, fiel er in eine Krankheit: vielleicht deßwegen, weil man über dieselben nicht lange siegen kann, ohne dadurch geschwächt zu werden. Er befürchtete kein Fieber, keine Schwindsucht, keine Wassersucht und kein Podagra; sondern er war vielmehr wegen der Steinschmerzen in grosser Furcht, welchen zuvorzukommen und sie mit leichter Mühe vertreiben zu können, er sich nicht überreden ließ. Doch hatte er eine Zubereitung von Molken erfunden, welche er für sehr gut hielt, und die er in einer Teutschen Ausgabe seines Buchs bekannt gemacht hat. Dieselbe verhinderte aber dennoch nicht, daß er im September 1708 von grossen

Blasenschmerzen angegriffen wurde, auf welche das Eitern des Urins folgte. Die Aerzte, welche ihn gar nicht gehorsam fanden, weil er selbst sein Arzt geworden war, verliessen ihn bald. Er verlor niemahls weder seine Herzhaftigkeit, noch das Vertrauen auf die Vorsehung, noch den Gebrauch seiner Vernunft, und starb endlich am folgenden 11. October. Seine letzten Worte waren: „Triumph, Sieg.“ Vermuthlich sah er sich als einen Ueberwinder der Unglücksfälle des menschlichen Lebens an. Sein Körper wurde mit Pomp nach einem seiner Güter geführt, und der König August wollte hiervon die Kosten tragen. Er hatte diesen Winter, in welchen er bald zu treten gedachte, zu grossen Vermehrungen seines Buchs bestimmt. Einen Theil seines Vermögens hatte er zu seinem Vergnügen, das ist, zu Briefen, angewendet. Er giebt in seinem Werke einen Entwurf einer Gesellschaft von vornehmen Personen und Liebhabern der Wissenschaften, die andern geschäfftigen und fleißigen Gelehrten Alles, was zur Beförderung ihrer Wissenschaften und zu ihrem eigenen Unterhalte nöthig wäre, geben sollte; und man sieht wohl, mit was für einem Vergnügen er die Beschwerden dieser Communität getragen haben würde. In der That trug er sie damahls schon, ohne doch dieselbe zu Stande gebracht zu haben. Er suchte Leute, die entweder zu nützlichen Wissenschaften, oder zu Künsten Fähigkeiten besaßen; er zog sie aus der Finsterniß, in welcher sie gemeiniglich zu leben pflegen, heraus, und war zugleich ihr Aufseher, ihr Gesellschafter, ihr Wohlthäter. Er hat oft die Besorgung und die Unkosten über sich genommen, Anderer Bücher drucken zu lassen, welche er der gelehrten Welt für nützlich hielt, unter welchen auch Lemery's Chemie befindlich ist, die er in die Teutsche Sprache übersetzen ließ, ohne sich die dafür schuldige Ehre in den Vorreden zueignen zu lassen, oder selbst zuzueignen. Bey andern Vorfällen war er nicht weniger von allem Stolze und der Prahlsucht entfernt. Er erzeigte seinen Feinden mit einer wahren Inbrunst Wohlthaten, ohne daß sie es wußten. Er war nicht etwa nur wegen seiner seltenen und hohen Einsichten ein Philosoph, und dabey wegen seiner Leidenschaften und Schwachheiten ein gewöhnlicher Mensch. Nein! die wahre Weltweisheit war bis in sein Herz gedrungen, und hatte in demselben die schätzbare Gemüthsruhe erzeugt, welche unter allen Gütern das Edelste, aber am Wenigsten Gesuchte ist.

Wir können ihn aber noch nicht verlassen, wegen seines Verdienstes um die Philosophie. Tschirnhausen hat das Verdienst der Erfindung, obgleich seine Erfindungen nur mittelbar für die Philosophie wohlthätig geworden sind. Als Tschirnhausen auftrat, war die Philosophie in Teutschland nicht die blühendste: die Aristotelische, nur verbrämt mit manchen Zusätzen und Modificationen, die theils aus anderen philosophischen Systemen der Alten, theils aus den neueren entlehnt wurden, war die herrschende. Leibnitz's Ideen bedurften eines Sammlers, der

sie in ein System ordnete, um wirksam zu werden, und der frühere Einfluß der Cartesischen Philosophie war durch die Beschaffenheit dieser selbst nicht allgemein und kräftig genug gewesen, als daß er die Aristotelisch-Eclectische Methode zu philosophiren hätte verdrängen können. Tschirnhausen unterscheidet die Teutschen Philosophen seiner Zeit in Wortphilosophen und historische Philosophen, wovon die Erstern mit der Kenntniß der gangbaren Eintheilung und Terminologie der Philosophie, und allenfalls der verschiedenen philosophischen Sitten im Allgemeinen sich begnügten; die Andern sich fleißiger mit der Geschichte der Philosophie beschäfftigt hatten, dergleichen z. B. Jacob Thomasius war, ohne sich übrigens zu dem wahren Geiste des Philosophirens erhoben zu haben. Die Philosophie als Wissenschaft selbst war damahls ein Aggregat von Sätzen, welchem es durchaus an festen Principien, und an wahrer Brauchbarkeit für das gelehrte sowohl, als das bürgerliche Leben fehlte. Tschirnhausen, der zugleich grosser Mathematiker und Physiker war, und die Werke der berühmten Neuern, des Galilei, Hobbes, Descartes, Arnault, Malebranche, Newton, Barrow und Anderer studiert hatte, mußte diese Schulrhapsodie, welche in Teutschland für Philosophie galt, sehr unbefriedigend finden. Ueberall findet er Mangel an ersten fest bestehenden Principien, und an Kenntniß der Mathematik, ohne welche kein Philosoph etwas Beträchtliches leisten könne. Von dem Hauptcharacter, welchen er der Philosophie beylegte, daß sie eine Kunst zu erfinden seyn sollte, enthielt jene wenig oder gar Nichts, und in dieser Hinsicht besonders hielt er sie einer Umschaffung für bedürftig, und trug selbst in seinem berühmten Werke: Medicina Mentis, dazu bey, diese zu veranlassen. Schwer wird es aber, über den eigentlichen Geist seiner Philosophie ein bestimmtes Urtheil zu fällen, da uns so manche Fragen aufstoßen, welche er selbst erst in künftigen Schriften zu beantworten versprach. Selbst die Untersuchung über die Realität unserer Erkenntnisse, über die Möglichkeit der Erkenntnisse a priori, verschiebt er nebst andern auf künftig herauszugehende Werke. Sie sind nicht erschienen, und wir bleiben also auf das Einzige, was wir haben, eingeschränkt. Selbstbeobachtung und Erfahrung ist es, wovon er bey seiner ganzen Untersuchung ausgeht. Hier hat er sich selbst folgende Fragen vorgelegt, die er in der Seele denkender Leser wiederhohlt: 1) Welche Kenntnisse sind für einen jeden Menschen die nothwendigsten, und welche Beschäfftigung ist also die vorzüglichste? Er antwortet, die Untersuchung der Wahrheit. 2) Wie finde ich Wahrheit? Diese Frage zerfällt in drey andere; Wie soll ich das Wahre vom Falschen unterscheiden? Wie soll ich meine Erkenntniß der Wahrheit in's Unendliche erweitern? Wie soll ich die Hindernisse bey diesem Geschäffte überwinden? 3) Welches sind nun die Gegenstände, mit deren Untersuchung ich mich beschäfftigen soll? Bey dieser Untersuchung müssen, nach seinem Urtheile,

allerdings gewisse erste Principien zum Grunde liegen, die allgemein, gewiß und unbestreitbar sind. Solche Principien können allein aus der Erfahrung genommen seyn, so, daß sich Jeder durch sein eigenes Bewußtseyn zu jeder Zeit davon überzeugen kann. Descartes hatte zum ersten Princip die Erfahrung: Ich denke, angenommen. Tschirnhausen faßte dieses noch allgemeiner so: Ich bin mir manchfaltiger Dinge bewußt. Ueberzeugt, daß selbst der Sceptiker dieses Factum nicht läugnen könne, zerlegt er nun dasselbe in folgende drey Erfahrungen: a) Einige Dinge machen einen guten, andere einen üblen Eindruck auf uns; b) Einiges können wir begreifen, Anderes nicht; c) Einiges nehmen wir durch die äussern Sinne, Einiges durch innere Vorstellungen und Empfindungen wahr. Das Factum des Bewußtseyns ist ihm das allgemeinste Princip aller Vorstellung und Empfindung. Der erstere Grundsatz ist das Princip der Moral; der zweyte das Princip der Erkenntniß der Wahrheit, und der dritte das Princip aller Erfahrung. Man sieht hieraus, daß Tschirnhausen unter Philosophie sich eine Wissenschaftslehre dachte, die aus einem theoretischen und practischen Theile bestand, wovon der erstere allgemeine Grundsätze und Regeln der Wahrheitsforschung, der andere eine Methodologie, oder Anwendung dieser Grundsätze und Regeln auf die übrigen rationalen und empirischen Wissenschaften enthalten sollte. Daher nennt er sie überhaupt eine Erfindungskunst, und die allgemeinen Regeln derselben eine Medicina Mentis. Er vergleicht diese mit einem Baume, welcher aus Wurzeln, Stamme und Zweigen mit Früchten besteht. Die Wurzeln sind die allgemeinen Regeln; der Stamm ist ein Inbegriff speciellerer Regeln in Hinsicht auf sinnliche, mathematische und physische Gegenstände; die Zweige nebst den Früchten sind die ganz speciellen Regeln für einzelne empirische Wissenschaften und ihre Anwendung. Der Stoff der Wurzeln, des Stammes und der Zweige sind Mark, Kern und Rinde; so sind auch der Stoff aller Theile der Philosophie sinnliche, mathematische und physische Objecte. Tschirnhausen's Plan zur Reformation der Philosophie war nicht bloß auf die Darlegung der allgemeinen Grundsätze und Methodologie der Erfindungskunst, oder die Medicina Mentis, eingeschränkt; sondern er wollte auch noch die specielleren und ganz speciellen Regeln der wissenschaftlichen Erkenntniß entwickeln. Alle Gegenstände der Forschung müssen entweder durch bloße Vernunft, oder durch Erfahrung, oder durch Beyde zugleich untersucht werden. Nun wollte Tschirnhausen in einem besondern Werke zeigen, wie das Unbekannte in der Mathematik erfunden werden könne; in einem andern, wie die Erfahrung zu gewinnen, und zur Entdeckung neuer und nützlicher Wahrheiten zu benützen sey; in einem dritten, wie die Physik mit Gewißheit erweitert werden könne. Dann sollte noch eine Erörterung der ganz speciellen Regeln der einzelnen Wissenschaften und ihre Anwendung auf

das wirkliche gemeine menschliche Leben folgen. Diese Werke hat er aber nicht ausgeführt. Büsch urtheilt in seiner Encyclopädie der historischen, philosophischen und mathematischen Wissenschaften (S. 228. alte Ausgabe) über Tschirnhausen's Medicina Mentis: „sie sey mehr ein wilder Discours, in welchem einzelne Funken des Lichts aufblicken, als ein allgemeines Lehrbuch zum Gebrauch unserer Vernunft in Einsicht jeder Wahrheit," und Fülleborn findet an diesem Urtheil Nichts zu ermäßigen, als den Ausdruck wild, der immerhin von den Sachen, aber nicht von der Darstellung gelten kann. Diese ist vielmehr musterhaft ordentlich und zusammenhängend, und macht die Lectüre des Werks überaus lehrreich und angenehm. Der Verfasser geht an dem Faden der Selbstbeobachtung fort, entwickelt uns seine ganze Geistesgeschichte, und bleibt seinem Plane durchaus getreu. Betrachtet man Tschirnhausen's Werk als eigentliche Medicina Mentis, so enthält es im Einzelnen viele heilsame Regeln und lehrreiche Winke, die benützt und verfolgt zu werden verdienen; aber auch solche, die auf irrigen Grundbegriffen und Voraussetzungen beruhen, und die philosophirende Vernunft von dem richtigen Wege ableiten. Tschirnhausen hatte den Zweck, die mathematische Methode in das Studium der Philosophie einzuführen, und dadurch der Wissenschaft mehr Gründlichkeit zu geben, weil er den Werth dieser Methode bey der Mathematik selbst erkannt hatte. Er hatte hier in sofern Recht, als eine gründliche Methode auch der Philosophie, wie jeder andern Wissenschaft, nöthig ist; nur übersah er, daß die mathematische Methode im engern Sinne, die vermöge des Objects der Mathematik von Axiomen zu Definitionen und Theoremen übergehen, und deßwegen auch demonstriren kann, auf die Philosophie bey der ganz heterogenen Beschaffenheit des Objects dieser, gar keine Anwendung leide. Inzwischen wurde doch Wolff, der dem Werke des Tschirnhausen einen Theil seiner philosophischen Bildung in frühern Jahren verdankte, durch ihn veranlaßt, das System der Philosophie nach mathematischer Methode aufzustellen, wiewohl er bey der Ausführung des Systems durch die Natur der Sache genöthigt wurde, in vielen Stücken von Tschirnhausen abzuweichen; denn Tschirnhausen verfehlte den Unterschied zwischen Philosophie und Mathematik gänzlich. Der Grund der unrichtigen Ansicht, welche Tschirnhausen von der Philosophie überhaupt hatte, lag darin, daß er in die Natur des menschlichen Erkenntnißvermögens nicht tief genug eingedrungen war. Daher hob er auch in der Philosophie mit Axiomen und Definitionen an, die sich doch nicht bewähren ließen. Er baute Alles auf das Princip: Einiges können wir begreifen, Anderes nicht; und das Begreifen erklärt er durch: Zwey Begriffe verbinden. Gerade darin bestand die Hauptschwierigkeit: Ob der Mensch überall Etwas begreifen oder erkennen könne? Die Sceptiker läugnen dieses. Das Criterium des Begreifens, welches Tschirnhausen annahm: wenn man eine Erkenntniß

Andern wieder mittheilen könne, wird von den Sceptikern nicht zugestanden, die ebenfalls läugneten, daß sich eine Erkenntniß Andern mittheilen lasse. Auch der Unterschied zwischen Sinnenerkenntniß und Verstandeserkenntniß wurde von Tschirnhausen nicht eingesehen. Er hielt Verstand und Einbildungskraft für die beyden einzigen menschlichen Erkenntnißvermögen, schrieb jenem die Erkenntniß realer, dieser die Erkenntniß sinnlicher Wesen zu, und erschlich zu jenen beyden Erkenntnißvermögen noch die Vernunft, welche die mathematischen Erkenntnisse erzeuge. Die sinnlichen Vorstellungen sind ihm bloß Bilder; die Erkenntnisse des Verstandes allein Realitäten; und der Irrthum ist eine Verwechselung des Bildes mit der Realität. Man sieht, der Unterschied zwischen Verstand und Sinnlichkeit schwebte ihm dunkel vor; nur daß er nicht im Stande war, ihn gehörig aufzuhellen, und in seiner wahren Beschaffenheit zu fassen. Bey der Eintheilung der Gegenstände der Erkenntniß in physische oder reale, sinnliche und mathematische, blieben die Fragen übrig: Wohin die abstracten Begriffe gehören? Was für ein Unterschied zwischen der eigentlich philosophischen, und jenen drey übrigen Arten der Erkenntniß sey? Was die Wahrheit sey? Würde zur Antwort auf die letzte dieser Fragen die Wahrheit durch das Begreifliche erklärt, so war dieses eine offenbare Cirkelerklärung. Ein anderer Grundirrthum Tschirnhausen's, der ihm den Gesichtspunct, aus welchem die Philosophie zu betrachten war, gänzlich verrücken mußte, war, daß er das Wesen der Philosophie in eine Erfindungskunst setzte: es gab auch nach seinem Urtheile nicht mehrere Theile der Philosophie, sondern nur Eine Wissenschaft, die Kunst zu erfinden, von welcher die gemeinen Philosophen Nichts wissen. Hiernach war ihm für die Philosophie als Wissenschaft gar nichts Anderes übrig, als ein Inbegriff von Regeln zu beobachten, und aus den Beobachtungen neue Wahrheiten zu entdecken. Eben deßwegen schätzte er unter allen Wissenschaften die Physik am Höchsten, weil sich bey dieser die Anwendung jener Regeln am Meisten und Auffallendsten zeigte; wozu noch kam, daß er selbst Erfinder mehrerer physikalischer Ideen und Instrumente war. Eine natürliche Folge dieser Denkart und seiner unbegränzten Achtung für die Erfahrungskenntniß war ferner der lebhafteste Widerwille gegen alle Erkenntniß aus bloßen Begriffen a priori, die er für leere scholastische Spitzfündigkeit ansah. Er verwarf die ganze scholastische Syllogistik und Ontologie als überflüssig, und wurde so verleitet, sich um den Ursprung der Erkenntniß a priori überhaupt gar nicht zu bekümmern, und dem gesammten Systeme der Philosophie ein erträumtes Fundament unterzulegen. Hätte er das Begreifen und Nichtbegreifen aus der Natur des Vorstellungsvermögens aufzuklären gesucht, so würde ihn bald die Frage nach der Objectivität der Erkenntniß beunruhigt haben. Allein er untersuchte gleich das Bewußtseyn empirisch, und fand den Grund der Begreiflichkeit in gegebenen Gegenständen, die unmit-

[illegible] begriffen würden, ohne weiter an die Schwierigkeit zu denken, wie Gegenstände gegeben und begriffen werden möchten.

Fülleborn giebt einen körnichten Auszug aus der Medicina Mentis. Den 1. Theil derselben übersetzte er ganz. Tschirnhausen erscheint hier in eigener Person als Mensch und Denker, und kann dem Anfänger, wie dem Geübtern, so lehrreich werden, wie ein Montaigne oder andere Selbstbekenner. Man hört allen seinen Urtheilen das practische Leben und die eigene Erfahrung an, und würde ihn schon wegen seines reinen Eifers für Wahrheit hochachten müssen, wenn er sich auch nicht durch so wichtige Entdeckungen die Hochachtung der gebildeten Welt erworben hätte. Selbst Christian Thomasius, der Anfangs in seinen monathlichen Unterredungen 1688 Monath März, so hämisch und bitter über die Medicina Mentis hergefallen war, gestand hinterher in der Vorrede zur practischen Logik, Viel daraus gelernt zu haben. Es kann überhaupt auf dieses Werk, was Garve bey Ferguson S. 287. sagt: „es giebt Bücher, die bloß verrathen, was der Verfasser gelernt hat; es giebt aber andere, die zugleich anzeigen, was er sey, wie er selbst denke, wie er empfinde, und wie er handeln möge" — wohlangewendet werden. Das Werk heißt genau: Medicina Mentis, sive artis inveniendi generalia praecepta, Amstelod. 1687. dann mit der Medicina Corporis vermehrt, Lipsiae 1695. 4. Die Zueignung ist an Ludwig XIV. gerichtet. Im Buche selbst heißt sie: Tentamen genuinae Logicae, ubi disseritur de methodo detegendi veritates incognitas. Was Brucker in seiner Hist. crit. philos. T. IV. P. II. p. 599. und aus ihm Andere, z. B. der sogenannte Cromaziano in der Geschichte der Revolutionen in der Philosophie, übersetzt von Heydenreich, Th. 2. S. 177 fg. gegeben haben, ist nur ein Auszug aus Tschirnhausen's Vorrede und den Randrubriken.

Eine Lebensbeschreibung Tschirnhausen's kam gleich nach dem Tode desselben heraus zu Görlitz 1709. S. auch Fontenelle in der Histoire du Renouvellement de l'Academie des Sciences, T. II.

S. u. vergl. Bruckeri Histor. crit. philosoph. T. IV. P. II. p. 598. Niceron, Th. 17. S. 271. Fülleborn's Beyträge zur Geschichte der Philosophie, St. 5. S. 32. und Buhle's Gesch. der Philos. Th. 6. 2. Hälfte. S. 1006.

Tucker, Josias, Doctor der Theologie, und Dechant zu Glocester, der berühmte Politiker und Theolog, aus dessen Feder eine beträchtliche Zahl schätzbarer Schriften geflossen sind, starb am 4. November 1799, im 81. Jahre seines Alters.

Er war Einer der Ersten, welche mit Erfolg die Meynung behaupteten, daß die Trennung der Amerikanischen Colonieen von Großbritannien eher nützen, als schaden würde.

Als Geistlicher hatte er nicht geringere Verdienste, als er sich durch seine Schriften erwarb: auch war er zur Freundschaft

und zur Wohlthätigkeit geneigt, verfuhr aber in Rücksicht beyder mit Klugheit.

Seine Schriften, in welchen er Recht und Wahrheit mit Ernst und Freymüthigkeit vertheidigte, sind in Reuß's gelehrtem England verzeichnet.

S. Intellgbl. der Jen. Allg. Litt. Zeit. J. 1800. Nr. 129.

Tuma, Franz, Einer der größten Tonkünstler, welcher Böhmen Ehre macht, ward zu Kosteletz im Kaurzimer Kreise in Böhmen 1704 geboren.

Die reizende Stimme des Knaben veranlaßte seinen Vater, ihn in der Tonkunst unterrichten zu lassen; und in dieser Absicht, zugleich aber, um sich in den übrigen Kenntnissen auszubilden, ward er in einem Seminarium der Jesuiten erzogen. Nach vollendeten Studien gerieth er nach Wien, und ward dem berühmten obersten Canzler Grafen von Kinsky bekannt. Dieser erhabene Minister, immer bereit, Talente seines Vaterlandes zu unterstützen, aufzumuntern, und zu befördern, sorgte auch für unsern Tuma. Er reichte ihm Geld, um die Französische und Italienische Sprache, hauptsächlich aber, weil er an ihm eine besondere Neigung zur Musik wahrnahm, die Kunst des Tonsatzes zu erlernen. Fuchs, der entschiedene Classiker und Kapellmeister Kaiser Carls VI. ward sein Lehrmeister. Die erstaunende Anlage, der ausserordentliche Eifer und Fleiß des Schülers wirkten in Kurzem dermaßen, daß seine Werke, vorzüglich in dem Contrapuncte und Kirchenstyle, jenen der größten Meister beygezählt wurden. Ja als nachher der verwitweten Kaiserin Elisabeth ein eigener Hofstaat und eine eigene Kapelle errichtet wurden, traf ihn unter einer Menge Mitwerber das verdiente Loos, bey derselben im J. 1741 Kapellmeister zu werden. In dieser Stelle erwarb er sich Ruhm und Beyfall. Noch jetzt sind seine Erfindungen geachtet, und sie werden immer das Gepräge eines gründlichen Satzes und einer dem Texte angemessenen Harmonie beybehalten. Nach dem Tode der Kaiserin wählte er, mit einem ansehnlichen Gehalte begnadigt, ein einsames Leben, brachte den Ueberrest seiner Tage in einem Kloster zu, und starb 1774, von Allen, die ihn kannten, äusserst bedauert. Seine musikalischen Werke, womit er die Kirchen und Liebhaber der Tonkunst beschenkte, werden noch immer von Kennern hochgehalten.

S. Abbildung Böhmischer und Mährischer Gelehrten und Künstler, Th. 2. S. 179.

Turgot, Baron von Aulne, Anna Robert Jacob, ein sehr berühmter Französischer Finanzminister, der Sohn des folgenden Michael Stephan Turgot, war am 10. May 1727 zu Paris geboren. Schon als Knabe verrieth er den künftigen grossen Mann; kindische Flüchtigkeit war fern von ihm. Das kleine Taschengeld, welches ihm seine Aeltern zum willkührlichen Ge-

brauche überließen, wenn er in die Schule gieng, verschwand immer, sobald er es erhalten hatte, ohne daß man errathen konnte, wozu er es angewendet habe. Endlich entdeckte man, daß er es unter arme Schüler austheilte, um sich Bücher dafür anzuschaffen. Als jüngerer Sohn war er zum geistlichen Stande bestimmt; allein je reifer seine Einsichten wurden, desto mehr Abneigung empfand er dagegen. Er nahm sich aber vor, seine Abneigung für diesen Stand seinem Vater nur dann erst zu offenbaren, wenn er seine Studien würde geendigt haben. Er studierte also die Theologie, ward 1750 Baccalaureus und Prior der Sorbonne. Hierauf entdeckte er sich seinem Vater, und ward nun Maitre des Requetes. Als Baccalaureus mußte er zwey lateinische Reden halten. Die eine handelt von den politischen Einflüssen des Christenthums. In der zweyten stellt er die Fortschritte des menschlichen Geistes dar, und führt den Satz aus, der in der Folge der Grundsatz seines Systems geworden ist, daß die Perfectibilität der Menschen unbegränzt sey. Das Studium der Theologie hatte Turgot nicht abgehalten, die Mathematik, Physik, Philosophie, die Sprachen und die Geschichte zu treiben. Man hat von ihm ein Verzeichniß von Werken, die er über alle diese Materien zu schreiben sich vorgenommen hatte. In seinem 23. Jahre entsagte er dem Studium der Theologie, und übernahm einen Commisposten beym Französischen Gouvernement, eine Stelle, in welcher er fast mit allen Zweigen der Verwaltung bekannt zu werden Gelegenheit hatte. Als Maitre des Requetes setzte er seine litterarischen Arbeiten fort. Er verfertigte für die Encyclopädie die Artikel Etimologie, Expansibilité, Existence, Foire und Fondation. Er war der Lehrling eines Kaufmanns, Namens H. von Gournay, nachherigen Intendant de Commerce, in dessen Umgange er sich die grossen Kenntnisse in Handlungsgeschäfften erwarb, welche ihn in der Folge in's Ministerium führten.

Im J. 1761 ward er Intendant der Provinz Limoges. Hier entwarf er schon den weitaussehenden Plan, an dessen Ausführung er, sobald er Minister wurde, Hand anlegte. Er that dem Ackerbau Vorschub, sorgte für die Verbreitung geschickterer Hebammen unter dem Landvolke, und bey Epidemieen für erfahrne Aerzte; er legte Arbeitshäuser an, führte die Erdäpfel unter den Limosinern zuerst ein, Anfangs mit ihrer Widersetzlichkeit, indem sie es der menschlichen Würde zuwider hielten, solche Früchte zu essen, hernach aber, da er selbst dergleichen auf seine Tafel bringen ließ, unter Darbringung ihrer Segenswünsche. Noch verdienter aber machte er sich um seine Untergebenen durch bequemere Vertheilung und Hebung der Auflagen, durch Erleichterung der Frohnen beym Wegbau, durch Verminderung der Gewaltthätigkeiten bey Rekrutenaushebungen, durch gute Anstalten gegen Theurungen, und durch seinen Eifer für die Freyheit des Handels, oder vielmehr für die Gerechtigkeit, die uns befiehlt, einem Jeden den freyeren Gebrauch seines rechtmäßig

erworbenen Vermögens zu lassen. Bey allen Geschäfften, welch der redliche Staatsmann in Limoges hatte, fand er doch Zeit verschiedene Schriften auszuarbeiten, unter denen sich seine schön Abhandlung: **Ueber den Ursprung und die Ausbreitung des Reichthums**, besonders ausgezeichnet — eine Schrift, di sich eben so sehr durch Tiefsinn und Schärfe des Raisonnements als durch Simplicität und Wichtigkeit der Grundsätze empfiehlt und in welcher man durch eine Kette natürlicher Schlüsse zu Auflösung der wichtigsten Probleme in der politischen Oeconom geführt wird.

Ludwig XV. starb am 10. May 1774, und hinterließ di Finanzen in der größten Verwirrung. In dieser critischen Lag sah man sich nach einem Manne von unternehmendem Geiste um den man an die Spitze der Finanzen stellen könne. Das Publi cum begehrte Turgot, und wirklich ward er zum Minister de Marine ernannt, ungeachtet er versicherte, daß er sich niemahl auf das Seewesen gelegt hätte. Folgende Stelle eines Briefes den er bey dieser Gelegenheit an den König schrieb, verdien ausgezeichnet zu werden, weil sie die Freymüthigkeit schildert die ein Zug in seinem Character war. Er schrieb: „Ihre Ma jestät belieben Sich zu erinnern, daß die bloße Hoffnung, daß Sie Ihr Wort halten werden, mich bewegt, die Last zu überneh men, die man mir auflegt. Ich verlasse mich in Ihnen meh auf den ehrlichen Mann, als auf den König."

Nur kurze Zeit besorgte Turgot das Seewesen; er ward schon am 24. August 1774 zum Finanzminister erhoben. Sein Geschäffte in diesem Posten waren manchfaltig und wichtig. Er sollte den Handel, die Finanzen und Manufacturen in Ordnung bringen, die Oberaufsicht über alle öffentliche Werke führen, und hundert andere Pflichten erfüllen. Bey der Uebernahme dieses vielumfassenden Berufs fand er bald, daß der Handel bisher der Sucht nach Revenüen aufgeopfert; die Indüstrie der Nation durch drückende Einschränkungen gefesselt; der arme Landmann durch schwere Abgaben erschöpft; die Schiffahrt des Reichs ge lähmt, und die Staatseinkünfte durch die vervielfältigten Canäle, wodurch sie in die Königliche Schatzkammer geleitet wurden, wirklich vermindert worden wären. — Unter solchen trüben Aus sichten betrat er seine Laufbahn. Das Erste, was er that, war, daß er dem Kornhandel durch die ganze Monarchie unumschränkte Freyheit ertheilte, die ausschließlichen Privilegien der Bäcker und den Mühlenzwang abschaffte, und diesem unentbehrlichen Be dürfnisse eine freye und weite Bahn eröffnete. Nun erst sah er Gelegenheit vor sich, seinen herrlichen Entwurf in Ansehung der Armensteuer, statt deren er das Grundeigenthum taxirte, durch das ganze Reich zur Wirklichkeit zu bringen. Durch diese Ver besserungen ward ein grosser Theil der Sclaverey auf dem Land abgeschafft; aber noch lagen die Einwohner der Städte an Ket ten, und auch diese wollte er zerbrechen. Gewisse Gesetze ver sagten Allen und Jeden, einige Corporationen ausgenommen,

den Handel; diese nichtswürdige Einschränkung zernichtete er, und die arbeitenden Classen in jeder Stadt erhielten das natürliche unverlierbare Recht zurück, ihre Talente nach Neigung und Fähigkeit zu gebrauchen.

Es ist nicht wohl möglich, dem trefflichen Turgot durch alle einzelne Theile seiner grossen und heilsamen Verbesserungen zu folgen, und es würde in der That eine nicht geringe Kenntniß des tyrannischen Systems der alten Französischen Regierung erfordert, um sie auch nur zu verstehen. Bey seinen Reformen fand allerdings das gedrückte Volk seine Rechnung, nicht aber die Hofleute, nicht die ansehnliche Classe von Personen, die ihr Glück und ihren Reichthum der Schwäche eines Finanzministers von der gewöhnlichen Gattung zu verdanken pflegen. Einer so mächtigen Verschwörung hatte Turgot Nichts entgegen zu setzen, als seine Rechtschaffenheit. Es kam ihm daher nicht unerwartet, daß er entlassen wurde, als er sein Amt 20 Monathe verwaltet hatte.

Als Turgot vom Schauplatze entfernt war, erhielt ihm ein gutes Geschick, was bey gefallenen Ministern höchstselten ist, alle seine alten Freunde, und verschaffte ihm noch neue. Er bewies als Freund wahre Zärtlichkeit, ausdaurenden Muth und rastlose Thätigkeit. In Freundesangelegenheiten zeigte er mehr Eifer, als in seinen eigenen, und eine Behutsamkeit, die das unverkennbare Merkzeichen grosser Geister ist. Wenn ein Unglück ihn selbst traf, so behielt er darin ganz jene Ruhe, die nur ein durch Vernunft und Religion gestützter und geleiteter Muth einflößen kann; was ihn aber heftig erschüttern konnte, war, wenn es seinen Vertrauten unglücklich gieng. Nie machte ihn die Freundschaft gegen ihre Fehler blind; er sah sie, beurtheilte sie, aber mit schonender Nachsicht. Uebereinstimmung einiger guten Eigenschaften, welche der Liebe und des Zutrauens würdig waren, war Alles, was er von dem Menschen erwarten zu dürfen glaubte. Er hatte die Menschen studiert, und das machte ihn nachsichtig gegen das ganze Geschlecht, am Nachsichtigsten gegen die, welche er liebte. — Was sein philosophisches System und seine politischen Operationen, welche mit jenem in einem sichtbaren Zusammenhange stehen, betrifft, so mag dieß hier noch zur kurzen Uebersicht stehen: Turgot war kein Materialist: im Gegentheil mehr dem Idealismus geneigt. Er hielt die Realität der Körper für vollkommen ungewiß, und sah sie als eine bloße Erscheinung an; glaubte aber, daß die Folge dieser Erscheinungen einem mathematischen Gesetze unterworfen sey. Er war eben so sehr zum Fatalismus, als zum Idealismus geneigt. Nach diesem nämlichen Gesetze, glaubte er, werde die Vollkommenheit des Menschengeschlechts beständig steigen, aber ihre Gränze nie erreichen. Er behauptete, daß die Wahrheiten der Moral und der Staatskunst sich eben so wohl müßten mathematisch demonstriren lassen, als die eigentlichen mathematischen Lehrsätze. Alsdann, wenn die mathematische Methode sich über die genannten Wissenschaften verbreiten würde, alsdann würden

auch die Irrthümer, unter deren Last die Völker noch seufze
von selbst wegfallen. Es darf nicht befremden, daß er gegen d
allerheiligste Religion mit Vorurtheilen eingenommen war, i
dem er die reine Christusreligion von den Auswüchsen, Mi
bräuchen und Verderbnissen nicht unterschied. Es lassen si
daher auch die Unternehmungen leicht erklären, welche unt
seinem Ministerium wider die Geistlichkeit geschehen sind. E
wollte auch ihre Güter steuerbar machen, und hatte schon ei
Menge aufgeklärter Geistlichen, welche wohl voraussahen, da
die Geistlichkeit auf die Länge ihre Vorrechte nicht würde beyb
halten können, vermocht, darein zu willigen; allein durch sein
Fall ward dieß Vorhaben vereitelt. Er gieng ferner damit um
die Erziehung aus den Händen der Geistlichkeit zu spielen. E
behauptete, daß sich die Vorurtheile nothwendig von Vater un
Sohn fortpflanzen müßten, wenn man nicht die Kinder de
Händen der Geistlichen entrisse. Er wollte daher Schullehr
von weltlichem Stande auf die Dörfer setzen, welche von d
Geistlichkeit unabhängig seyn, und dem Landvolke eine faßlich
von dem Christenthum getrennte Moral beybringen sollten: au
von der christlichen Moral, welche immer Feinde des Christe
thums bewundert und hochgepriesen haben, hatte er nicht d
würdigen erhabenen Begriffe. Wir wundern uns aber gar nic
über die unwürdigen Begriffe und Vorurtheile eines so erleuc
teten und moralischen Ministers, wenn wir den höchsttraurig
Zustand der Französischen Clerisey, besonders der höhern vo
und während der Revolution, und dazu die berührten jugen
lichen Data erwägen. — Da Turgot die Denkfreyheit auf ei
so ausgezeichnete Art begünstigte, so war es kein Wunder, da
er damit umgieng, die Preßfreyheit, und die Handlungsfreyh
einzuführen. Er sah wohl ein, daß die Vernichtung des Pre
zwanges die Folge der Vernichtung der Buchdrucker- und Bu
händlerzünfte seyn würde. Es erschien daher die berühmte Ve
ordnung, welche die Zünfte aufhob: gleichwohl sah sich Turg
genöthigt, die Buchhändlerzunft, auch die Zünfte der Apothek
und einige andere, davon auszunehmen. Nach dem Falle d
Ministers ward diese Verordnung widerrufen. So gieng es m
den Frohndiensten, die Turgot aufhob, und die nach sein
Falle wieder eingeführt wurden.

Einer der wichtigsten Entwürfe, mit welchen er umgien
war die Einrichtung der sogenannten Municipalitäten. Di
sollten Versammlungen seyn, die aus Besitzern liegender Grün
bestünden. Eine festgesetzte Einnahme sollte das Recht gebe
eine Stimme in der Versammlung zu haben. Diejenigen, der
Einnahme geringer sey, sollten in kleinere Gesellschaften zusa
mentreten, deren jede, die collectiv die festgesetzte Einnahme b
säße, einen Repräsentanten in der allgemeinen Versammlu
haben solle. Unter den geistlichen und weltlichen, den adelich
und bürgerlichen Mitgliedern sollte kein Unterschied seyn. Ei
jede Provinz sollte eine Municipalität haben, und die imm

Administration der Gegenstand ihrer Arbeiten seyn. Von diesen Güterbesitzern sollten die Steuern eingehoben, und bloß die liegenden Gründe mit Steuern belegt werden. Turgot hat über diese Art der Vertheilung der Steuern und Abgaben tiefsinnige Rechnungen entworfen. Dieß sind die vorzüglichsten Ideen des grossen Ministers, deren Ausführung durch den frühzeitigen Fall desselben größtentheils vereitelt wurden, ausgezogen aus Vie de Mr. Turgot, die 1786 zu Paris erschien, und daselbst streng verboten wurde. — Wir haben schon oben bemerkt, daß Turgot, nachdem er seine Stelle als Finanzminister 20 Monathe lang verwaltet hatte, gestürzt wurde. Vor seiner Administration hatte er an der Gicht gelitten, und die ununterbrochene Anstrengung, womit er sich so ganz seiner Pflicht hingab, hatte das Uebel dergestalt verschlimmert, daß selbst die Ruhe bey seiner nachherigen Entfernung nicht vermögend war, seine zerrüttete Natur wieder aufzurichten. Die Anfälle wurden stets gefährlicher, und am 20. März 1781 war er das Opfer seines Muths und seiner patriotischen Verläugnung.

Von seinem Werk sur les Finances, Teutsch durch J. Fr. Benzler, s. Götting. gel. Anz. J. 1781. S. 367 fg. von seiner Untersuchung über Reichthümer und deren Vertheilung, übersetzt durch J. von Mauvillon, ebend. J. 1775. S. 1024.

Ueber den Artikel selbst s. Ladvocat, Th. 8. S. 852. und Baur's Gallerie-histor. Gemählde aus dem 18. Jahrh. Th. 2. S. 309.

Turgot, Michael Stephan, Marquis von Sousmons, ward zu Paris am 9. Juny 1690 von Jacob Stephan Turgot, Requetenmeister, und von Maria Claudia le Peletier, geboren. Die Turgot haben ihren Ursprung aus der Normandie. Sie genossen daselbst seit langer Zeit ein Ansehen, welches grosse Güter und ein unstreitig uralter Adel gewähren. Ihr Name erscheint im J. 1272 in einem Verzeichnisse von Edelleuten der Provinz, die dem Könige dienen mußten, das in diesem Jahre aufgesetzt ward; man findet ihn auch noch in vielen Denkmählern jener Zeit. Um die Mitte des folgenden Jahrhunderts fängt eine durch Urkunden bewiesene Stammfolge an, deren Stufen eine von jener Epoche bis auf die neueste Zeit ununterbrochene Kette bilden. Der Hauptzweig hat vor Alters den Namen Touailles geführt und ihn fortbehalten. Es ist dieß der Name einer Landschaft, die er im J. 1445 durch eine Heyrath mit der Erbin dieses Hauses erlangte. Jacob Turgot de St. Clair, Aeltervater unsers Turgot's, ist der Erste, der sich in Paris niedergelassen hat. Anfangs hatte er sich, nach dem Beyspiele seiner Vorfahren, den Waffen gewidmet. Im J. 1614, da er erst 20 Jahre alt war, wurde er von dem Adel in der Normandie abgeschickt, um dem Könige die Schlüsse der versammelten Provinz zu überreichen. Nicht lange hernach übernahm er geistliche Angelegenheiten, und starb als ordentlicher Staatsrath,

nachdem er in vielen Provinzen Frankreichs Intendant gewesen war. Huet setzt ihn unter die aus der Stadt Caen gebürtigen berühmten Männer. Er war ein Freund des Bochart, der ihm seinen Phaleg zueignete. Der Geschmack an den Wissenschaften hat sich in dieser Familie von den Vätern auf die Kinder fortgepflanzt, so wie die Liebe zur Tugend. Dieß erbliche Verdienst ist das einzige, das Turgot bey einem berühmten Ursprung schätzte. Er rühmte sich auch damit, daß er unter seine mütterlichen Voreltern den berühmten Peter Pithou rechnen konnte.

Die glückliche Anlage, die Turgot von seinen jüngsten Jahren an äusserte, wurde sorgfältig gepflegt. Er war noch ein Kind, als sein Vater im 23. Jahre seines Alters zum Intendanten von Metz ernannt wurde. Le Peletier de Souzy, sein Großvater mütterlicher Seite, beschäfftigte sich mit seiner Erziehung, und ließ ihn im Collegium Ludwigs des Grossen studieren. Sanfte Sitten, eine angenehme und manchfaltige Gelehrsamkeit erhoben am de Souzy die gründlichen Eigenschaften, denen er das Zutrauen des verstorbenen Königs und die Achtung des Publicums schuldig war. Despreaux, Massieu, Tourreil, Herr und Madame Dacier versammelten sich in seinem Hause. Er machte sie oft zu Schiedsrichtern von den Fortschritten seines Enkels. Turgot wurde unter ihren Augen erzogen. Er schöpfte die Grundsätze des Geschmacks aus den auserlesensten alten Schriftstellern; und die Muster der Tugend, die er darin bey jedem Schritt antraf, machten auf seine Seele einen lebhaften und tiefen Eindruck. Die Geschichte zeigte ihm bey seiner Lectüre keine schätzenswürdige That oder Gesinnung, mit der ihn häusliche Beyspiele nicht vertraut machten, und wovon er den Beweis in seinem Herzen fand. Auf diese Art entwickelten sich in ihm diejenigen Eigenschaften, deren beständige Uebung den Lauf eines Lebens ausmachte, das ganz dem gemeinen Besten gewidmet war. Die Anhänglichkeit an seine Pflichten war die Seele seines Betragens; und da er sich in den verschiedenen Stellen, die er nach und nach bekleidete, immer gleich blieb, so besaß er bey allen das Verdienst, das einer jeden eigen war.

Im J. 1711 wurde er Parlamentsrath, und zweyter Commissär in der zweyten Requetenkammer des Palastes. Dieses Tribunal richtete zwar nicht ohne Appellation; aber die Menge und Verschiedenheit der Processe, die dahin gelangten, waren eine vortreffliche Schule für den Juristen. Ausserdem waren die beyden Kammern, aus denen es bestand, frey von dem Dienste der Criminalkammer. Turgot zog sie, aus diesen beyden Gründen, den Enquetenkammern vor. Er sah daselbst mehr Gelegenheiten, sich zu unterrichten; zu gleicher Zeit verschonte er die Empfindlichkeit seiner Seele mit allzupeinlichen Vorfällen. Nach 6 Jahren gelangte er von diesem Amte zu dem Amte eines Präsidenten in eben derselben Kammer, und that sich durch Eigenschaften hervor, die eine obrigkeitliche Person empfehlen. Bey Angelegenheiten zwischen Privatpersonen besaß er allen Diensteifer,

und von der Wichtigkeit seines Amts durchdrungenen Richters. Die öffentlichen Angelegenheiten gaben ihm auch mehr als eine Veranlassung an die Hand, sich selbst kennen zu lernen und erkannt zu werden. Die sonderbaren Umstände machten damahls, daß die Versammlungen des Parlaments sehr zahlreich waren. Man behandelte daselbst spitzfündige, verwickelte, problematische Fragen, von derjenigen Art, die man unter entgegenstehenden Gesichtspuncten betrachten kann. Daher entstanden oft widersprechende Rathschläge, ungeachtet der Uebereinstimmung in den Absichten. Turgot erklärte sich standhaft für diejenigen, die ihm die Ehre seiner Gesellschaft mit den Rechten des Throns und dem Vortheil des Staats zu vereinigen schienen. Tugendhaft ohne Hochmuth und bescheiden ohne Schwäche, wählte er mit einem festen Schritt das Gute: aber er verwechselte nie den Muth mit der Verwegenheit. Er dachte, er sprach, er handelte als Mensch, nach dem, was die Liebe des Friedens und Vaterlandes einflößen.

Eine neue weitere und schwerere Laufbahn, die Talente von einer verschiedenen Gattung erforderte, öffnete sich ihm im J. 1729. Durch Lambert's Tod wurde die Stelle des Prevot des Marchands zu Paris erledigt, und Turgot dazu ernannt. Kenntniß der Gesetze, Scharfsinn und Billigkeit scheinen für obrigkeitliche Personen, denen besonders die Rechtspflege aufgetragen ist, hinreichend zu seyn. Jene Binde, womit die Alten die Augen der unerbittlichen Themis bedeckten; jene Wage, die in ihren Händen nicht eher, als unter dem Gewicht der Gründe und Beweise sank, sind Sinnbilder einer strengen Unparteylichkeit, die sich weder an Umstände, noch Zeiten, noch Personen binden ließ. Allein diejenigen obrigkeitlichen Stellen, die eine Beziehung auf die allgemeine Staatsverwaltung haben, scheinen nicht allein eben diese Eigenschaften zu verlangen, sondern auch überdieß eine besondere Kenntniß der Menschen, eine beständige Aufmerksamkeit, eine gewissenhafte Genauigkeit in allen möglichen Nebenumständen. Ist diese Verwaltung ausgebreitet, so muß Thätigkeit mit Geduld verknüpft werden. Bezieht sie sich auf schlüpfrige Verbindungen, wird sie nicht immer durch unveränderliche Grundsätze geleitet; hängen ihre Verrichtungen bisweilen von einem gewissen Zeitpunct ab, so erheischt sie ein Verständniß, eine Biegsamkeit, eine Mischung von Vorsicht und Standhaftigkeit, die der Richter, der stets von dem Gesetz begleitet wird, so nöthig eben nicht hat. Allein, dieß ist noch nicht genug. Bey allen diesen Eigenschaften könnte die Verwaltung nur regelmäßig nur untadelhaft seyn; es wird auch erfordert, daß sie so nützlich werde, als es nur immer möglich ist; daß sie sich der Vollkommenheit immer mehr und mehr nähere. Dieses Ziel erreicht man nicht anders, als wenn man mit jenem sichern Blick, der das Wahre aussondert, mit jener Erhabenheit in den Aussichten, die durch neue Wege zum Grossen führen, mit jener Stärke der Vernunft, die keine Vorurtheile kennt, und mit jener muthi-

gen Klugheit, welche die Hindernisse vorhersieht und über sie zu triumphiren weiß, begabt ist. Die Stelle, welche Turgot übernahm, ist eine von denen, bey welcher die Vereinigung der Talente und Tugenden, wovon eben der Umriß entworfen ward, am Nothwendigsten ist. Der Erfolg, mit dem er sie verwaltete, zeigt, daß er sie vereinigte. Der Prevot des Marchands war eine von den beyden obrigkeitlichen Personen, die gemeinschaftlich für die Lebensmittel der Stadt Paris zu sorgen hatten. Alles, was die Seine und die hineinfallenden Flüsse an Lebensmitteln hierher bringen, war der Gegenstand seiner Sorgfalt. Was zu Land ankam, war an den Generallieutenant der Polizey gewiesen. Schon nach dieser Eintheilung kann man urtheilen, wie vielen Schwierigkeiten die dem Prevot des Marchands anvertraute Proviantsorge unterworfen war. In den gewöhnlichen guten Jahren lag die Herbeyschaffung des Getreides, dieses so nothwendigen und kläglich zu besorgenden Unterhalts, nicht sowohl auf ihm, als auf dem Polizeylieutenant: hingegen stand er in den Mißjahren fast allein dafür, wenn nämlich die Ausleerung des platten Landes die Nothwendigkeit bald verursachte, zu entfernten Provinzen, oft sogar zu Ausländern, seine Zuflucht zu nehmen, um Getreide daher zu hohlen, daß man auf dem Fluß nach Paris brachte. Alle die Französischen öconomischen Bücher erheben einmüthig ihre Stimme gegen das ausserordentliche Uebergewicht, das die Hauptstadt von Tag zu Tag über die Provinzen gewinnt. Mit Bekümmerniß sah man diesen verderbenden Abgrund alle Talente, alle Künste, alle Reichthümer, alle Menschen der Nation, ohne Unterlaß an sich zu ziehen und ohne Wiederkehr verschlingen, und die Augen durch das Phantom eines Ueberflusses und einer Bevölkerung verblenden, deren Quellen unvermerkt austrocknen. Das Meisterstück einer aufgeklärten Obrigkeit besteht vermuthlich darin, daß sie jene ungeheure, unnütze, oft gefährliche Menge anderswo beschäfftige: aber die Pflicht eines Prevot des Marchands war, sie zu ernähren, sie um den möglichst niedrigen Preis zu ernähren. Wie viele Maßregeln erfordert nicht jener Ueberfluß, der unaufhörlich mit einem ungeheuern Aufgang, mit den Unordnungen der Jahrszeiten, mit ausserordentlicher Kälte, mit Ueberschwemmungen, mit Austrocknungen, und mit tausend andern Zufällen, die man weder vorhersehen, noch denen man zuvorkommen kann, zu kämpfen hat! Man genießt desselben, ohne fast hieran zu denken: allein, welche Menge von Canälen, die von ihrem natürlichen Lauf abgeleitet werden, um einen Ueberfluß zu unterhalten, der allein das Nothwendige gewährt! Es wäre zu wünschen, daß die Obrigkeit allenfalls nur mit den Veränderungen der Natur zu streiten hätte; und daß selbst die Mittel, deren sie sich bedienen muß, um diesen Ueberfluß herbeyzuschaffen, nie eine Quelle von Verwirrung und Schwierigkeiten werden möchten. Die Gesetzgeber, die in den vorhergehenden Jahrhunderten diese Mittel zubereitet haben, hatten ohne Zweifel Nichts, als das gemeine

Beste, zum Augenmerk. Allein, bey den reinsten Absichten ist es nur gar zu leicht, sich in einem solchen Verfahren, das in Ansehung seines Gegenstandes und seiner Verhältnisse eben so ungeheuern Umfanges ist, als die Gesezgebung, zu irren. Es geschieht nur gar zu oft, daß man ein Uebel, welches man fürchtet, auf solche Art vermeidet, daß man sich in ein Labyrinth von Vorsichtsregeln begiebt, die oft zu tausend andern eben so gefährlichen Unschicklichkeiten Anlaß geben. Vergebens würde man behaupten, daß die von den Vorfahren angeordnete Polizey über den Handel mit den nothwendigsten Lebensmitteln die Folge einer gelehrten Verbindung der Umstände und einer Reihe systematischer Aussichten sey. Bey der Art von Anarchie, worein die Lehnsverfassung und die Menge unabhängiger Mächte, die sie ausmachen, alle Europäische Königreiche versetzt hatte, war kein Ansehen mit der nothwendigen Macht ausgerüstet, um der Mittelpunct aller zu gewinnenden Vortheile zu werden, um das Gleichgewicht zwischen den Städten und dem Lande, zwischen den Provinzen und der Hauptstadt, zu halten. Mitten unter den Veränderungen und Unruhen, die auf einmahl alle Theile Frankreichs zerrütteten, war die Aufmerksamkeit der Obern unaufhörlich, vermöge ihres persönlichen Interesse, auf die geschwinde Folge grosser Begebenheiten gerichtet. Konnte sie ja bisweilen auf Nebendinge in der Polizey und der innern Oeconomie Rücksicht nehmen, so geschah dieß nur in solchen dringenden Umständen, wo der Hunger und die Verzweiflung das Volk seinen Obern furchtbar machten. Alsdann ergriff die Verwaltung, die aller der Ungewißheit, welche vereinigte Furcht und Unwissenheit verursachen, ausgesezt war, übereilt und ohne Wahl die ersten, die besten Mittel, die das Ungefähr darbot. Jede Provinz, jede abgesondert gelegene Stadt sah nur auf ihre eigenen Bedürfnisse, und empfand nur das gegenwärtige Uebel. Bey jeder Gelegenheit erzeugten die erneuerten Unglücksfälle neue Gesetze; und in diesen Gesetzen, die oft einander entgegen liefen, herrschte lauter Verwirrung, indem sie durch die gebieterische Beschaffenheit der Umstände der obern Macht nach und nach entrissen, selten auf feste Grundsätze gebaut, öfters von den Vorurtheilen eines barbarischen Jahrhunderts eingegeben, bisweilen auch durch die Erfahrung veranlaßt wurden, aber freylich fast immer durch die Erfahrung einer sehr kurzen Zeit, die von derjenigen so sehr verschieden ist, welche einförmig ist, sich auf alle Zeiten erstreckt, und allein im Stande ist, ein sicherer Wegweiser zu seyn. — Es schien das Beyspiel einer benachbarten Nation die Franzosen zu berechtigen, um zu glauben, daß der Wetteifer, durch eine gänzliche Freyheit belebt, allein hinreichend sey, den Landmann von der einen Seite der billigen Belohnung seiner Arbeiten, und von der andern den Bürger eines zu allen Zeiten gleich leicht zu erlangenden Auskommens zu versichern. Die Urheber der Polizey Frankreichs haben nicht, wie seine Nachbarn, das ganze Vertrauen auf jene einzige und mächtige

Triebfeder gesetzt; und das System der Verwaltung solcher Dinge wurde von einer Menge Triebfedern verwirrt, deren verschiedenes Spiel nicht immer auf eben dasselbe Ziel hingerichtet war. Ein Haufen Anordnungen und Gesetze machte eine Bibliothek aus, deren Kenntniß allein schon ein sehr langwieriges Studium erforderte. Der Handel mit jeder Art von Lebensmitteln war noch immer durch ein ausschließendes Privilegium in verschiedenen Gemeinheiten concentrirt; welches eine unendliche Menge kleiner untergeordneter Interessen, die oft einander, und noch öfters dem öffentlichen Interesse, zuwider waren, Processen und Streitigkeiten unterwarf. Daher jene Verbindlichkeit, die Lebensmittel auf allen ihren Wegen zu verfolgen, um zu hindern, daß sie nicht durch Monopolien, die allzumachgebend geworden, anders wohin geleitet wurden. Daher jene unermeßliche Menge von Aufsehern und Bedienten, die durch die Nothwendigkeit, den Bedürfnissen des Staats bey schweren Zeiten zu Statten zu kommen, noch vervielfältigt wurden. Neue Ueberlasten für den Preis der Lebensmittel! neue Hindernisse für ihren Ueberfluß! Durch solche Klippen geht die Obrigkeit auf ihren Zweck los. Durch Unterdrückung der Habbegierde muß sie die Emsigkeit begünstigen; durch Zerstreuung der Bündnisse unter den Kaufleuten die Eifersucht erregen und im Zaum halten; diese in Furcht erhalten, ohne sie kleinmüthig zu machen; sie zu brauchen wissen, ohne von ihnen abhängig zu werden. Die Obrigkeit muß auf jene unvermutheten Theurungen und Fälle, die die Lebensmittel hemmen können, Quellen sparen; sie muß mit Einsicht Wohlthaten verbreiten, zur rechten Zeit die Kunst den Kunstgriffen entgegenstellen, sich das Zutrauen des Volks erwerben, und dasselbe hintergehen, wenn es nöthig ist. In der That würde oft ohne die Vorspiegelung eines verstellten Ueberflusses die Furcht des Volks eine wirkliche Theurung verursachen: allein, eine so wohlthätige Täuschung ist um so viel schwerer zu unterhalten, je mehr sich das Interesse des Kaufmanns bestrebt, sie durch eine entgegengesetzte Täuschung zu vernichten. Turgot würde sich allzuglücklich geschätzt haben, wenn er seine Talente in diesem Fache nie zu zeigen gehabt hätte: allein während seines Amts bekam er mehr als eine Gelegenheit hierzu. Die Aernte war in den letzten Jahren desselben sehr schlecht. Von dem J. 1738 bis zu dem Augenblick, da er seine Stelle verließ, gaben die Häfen fast einzig und allein den Unterhalt der Stadt Paris her. In diesen unglücklichen Zeiten bot Turgot alle Kräfte seines Genies auf, und der Erfolg krönte jederzeit seine Bemühungen. Allein, bey der Kunst, die Quellen wider die Theurung gewissermaßen zu vermehren, besaß er auch diejenige, eine Wahl unter ihnen zu treffen. Er kannte die Gefahr gewisser Hülfsmittel, die mehr einer Palliativcur als natürlichen Mitteln gleichen, und deren Gebrauch die Erfahrung schon längst hätte vorkommen sollen. Er wußte, daß allzuöffentlich genommene Maßregeln Schrecken verbreiten können, indem sie in den

gen der Menge das Uebel, das sie verkündigen, vergrössern. Er wußte, was für ungeheure Kosten bisweilen die auf öffentlichen Befehl unternommenen Getreidesammlungen mit sich führen, wie vielen Beschwerden sie zum Vorwand dienen können, wie sehr die Furcht, die von der Regierung geschehenen Vorstreckungen wieder zu erhalten, falsche Maßregeln eingeben kann, die im Stande sind, den Landmann muthlos zu machen und dem Volke Mißtrauen einzuflössen. Er wußte wohl, wie nützlich der Ueberfluß reicher und beglückter Bürger seyn könne, die Rückkehr des Ueberflusses zu beschleunigen; aber eben so wohl wußte er, mit welcher Gewissenhaftigkeit man bis auf den geringsten Anschein einer allzubesondern Gunst, deren Wirkung einen noch so heissen Wetteifer erkalten würde, vermeiden müsse, den Verdacht des Monopoliums unter die Leute zu bringen, und Murren anstatt der Erkenntlichkeit zu erregen. Die einzige Auskunft, die er kannte, und die er in den schwersten Zeiten anwandte, bestand in der Unterhaltung einer thätigen Nacheiferung unter den Handelsleuten, in der Aufmunterung durch den Reiz der Freyheit, in der Anfeurung zu den größten Bemühungen, durch wohlthuende Belohnungen. Alle Mittel, die er sich versagte, wurden durch eine ununterbrochene Wachsamkeit und durch die klügsten Vorsichtsregeln ersetzt. Eine Wirkung seiner Maßregeln war es, daß er im J. 1740 den Ueberfluß an Getreide in die Hauptstadt zog, und darin erhielt, so, daß das Volk selbst die ausserordentlichen Hülfsmittel, die seine Vorsicht in Bereitschaft hielt, für überflüssig ansah, und dadurch aller Vorwand zu Klagen erstickt wurde. Dieß war eben sein Wille; denn für ihn war es nicht genug, daß man zufrieden seyn mußte; er wünschte, daß man es wirklich wäre; er suchte nicht allein das Murren ungerecht, sondern auch unmöglich zu machen. Turgot zeigte, daß dieser Zweck nicht bloß in der Einbildung bestehen könne. Freylich hatte er zur Erreichung aller Hülfsmittel Eifer und Einsicht nöthig; allein, welchen Begriff wird man sich von seinen Gaben machen, wenn man bedenkt, daß diese drey so dürren Jahre, da die Last, eine ungeheuer grosse Stadt mit Lebensmitteln zu versehen, fast ganz auf ihm allein lag, die glänzendeste Epoche seiner Verwaltung waren! daß man ihn damahls mit der einen Hand seine Mitbürger aus dem Elend reissen, und mit der andern prächtige Feste anordnen, und die Ausführung jener nützlichen und kostbaren Werke, wovon wir sogleich reden werden, besorgen sah! Unter andern Gegenständen der Consumtion, die gewissermaßen zum Bedürfniß der Stadt Paris gehören, und die wir nicht alle einzeln nennen, geschweige beschreiben können, die aber Turgot so zu verwalten wußte, als wenn jeder Gegenstand besonders seine einzige Beschäfftigung wäre, ist einer, der von Tage zu Tage wichtiger, und der Aufmerksamkeit der Magistratspersonen und des Ministeriums würdiger wird; wir meynen das Holz. Alle Zweige dieses Handels, wovon der vornehmste das Brennholz ist, hiengen von dem

Prevot des Marchands ab. Die Polizey, die Turgot dieses Punctes wegen angeordnet fand, war, so wesentlich sie auch ist, bis hierher ziemlich vernachlässigt worden. So unvollkommen sie aber auch war, so konnte sie doch für solche Zeiten zureichen, wo die Consumtion, in Vergleichung mit dem Ueberfluß des Holzes, nicht sehr beträchtlich ist. Diese Consumtion ist heut zu Tage ausschweifend, und sie wurde es nicht eher, als gegen das Ende der Verwaltung Turgot's. In eilf Jahren sah er sie um ein Drittheil vergrössert; ein vielleicht gefährlicher Mißbrauch! allein, der Luxus, dessen Folge er ist, hängt von dem Zustand der Nationalsitten und von dem ganzen System der Staatsverfassung ab. Der Prevot des Marchands war kein Censor, sondern ein Aedil, dem die Vorsorge für die Consumtion aufgetragen war, die Ursache und Wirkung derselben mochte nun seyn, welche sie wollte; er mußte darauf bedacht seyn, durch eine Ausschweifung von Ueberfluß dasjenige zu ersetzen, was die Ausschweifung des Luxus den Bedürfnissen des Volks kärglich entzog. Unserm Turgot gelang es hierin; und ungeachtet der Hindernisse, welche er während dieses Amts zu bestreiten hatte, sah man fast immer den Vorrath auf zwey Jahre in den Holzmagazinen zu Paris beysammen; und dann war er doch schon auf die Anschaffung des Vorrathes auf ein drittes Jahr bedacht, der in den Häfen und in den entfernten Wäldern zubereitet wurde. Er hatte sich dieses guten Erfolgs durch ein tiefes Studium alles dessen versichert, was auf diesen Handel selbst eine entfernte Beziehung hat. Seinem Geiste war stets das Gemählde jenes weiten Bezirks gegenwärtig, dessen Producte dieser Art jährlich in der Hauptstadt zusammenkommen und daselbst in ein Nichts verwandelt werden. Correspondenten in allen Provinzen, die mit Sorgfalt gewählt waren und auf Alles genau Acht gaben, benachrichtigten ihn von dem Zustande der Häfen, der Wälder, der Gattung und Anzahl des Holzes, und von der Schwierigkeit seiner Nutzung. Aus diesem Gesichtspuncte betrachtete er alle Quellen des Unterhalts; er verfolgte ihn auf allen Wegen, auf denen er bis nach Paris fortgeht. Allgemeine und besondere Charten, die der Abt de la Grive unter seiner Aufsicht aufgenommen, stellten ihm den Lauf der Seine und der hineinfallenden Flüsse, den Lauf aller Bäche, die sie in ihr Bett aufnehmen, die Natur der Länder, welche diese Flüsse und diese Bäche benetzen, und den Umfang der benachbarten Wälder, beständig vor Augen. Dadurch hatte er sich in den Stand gesetzt, diejenigen, denen an den bestimmten Orten die Ausführung seiner Befehle aufgetragen war, zu leiten, und lauter billige und pünctliche Befehle zu ertheilen. Er wußte, an welchen Orten man nützliche Werke anordnen, Wege anlegen, zertheiltes Wasser vereinigen, Canäle graben, unbekannte Communicationen eröffnen, und, wenn uns dieser Ausdruck erlaubt ist, wie man den Ueberfluß, der vor dem Wachsthum des Luxus flieht, verfolgen könne. Turgot sah mit einem unruhigen Auge,

wie der täglich wachsende Luxus auf eine schon merkliche Art die ungeheuern Wälder in Morvant und Nivernois erschöpfte. Aus Liebe zum gemeinen Besten entwarf er im J. 1739 das Project, dem Holze in Lothringen einen Weg bis nach Paris zu öffnen, indem er eine Gemeinschaft zwischen der Maas und Oise, durch Hülfe des Flusses Aine, den einige Canäle mit der Maas vereinigen sollten, anlegen wollte. Alle Plane dieses Projects waren sorgfältig entworfen; er hatte den Werth der Producte vieler Französischen Provinzen angeschlagen; er hatte Paris auf immer gegen den Holzmangel gesichert; und man muß bedauern, daß höhere Hindernisse die Ausführung gehindert haben.

Bisher haben wir Turgot nur bey einer der Beschäfftigungen seines Amts betrachtet. Sehen wir ihn nunmehr als das Oberhaupt einer Gesellschaft an, welche die ganze Bürgerschaft repräsentirt, und als den Vertheiler der Einkünfte der Hauptstadt; so wird uns dieser neue Gesichtspunct neue Eigenschaften an ihm entdecken. Turgot ahmte nicht jene, mehr ehrgeizigen, als eifrigen, Männer nach, die sowohl auf ihre Vorgänger, als auf diejenigen eifersüchtig sind, die ihre Stelle ersetzen sollen, und das Gegenwärtige nur auf Kosten der Zukunft verschönern, die sich bemühen, auf dem Schauplatze zu glänzen, und sich dem Publicum durch schimmernde Unternehmungen ankündigen, ohne sich um die Quellen zu bekümmern, die sie nach sich lassen werden. Er, der bescheidener, vorsichtiger, und, was am Meisten, mehr Bürger war, wandte die ersten Jahre seines Amts dazu an, die Angelegenheiten der Stadt auf einen guten Fuß zu setzen, möglich zu machen, was er mit der Zeit ausführen wollte, in Geheim bey einer weisen Verwaltung die Mittel zur Erwerbung eines wahren und dauerhaften Ruhms zuzubereiten. Anfangs schränkte er sich auf nothwendige Ausbesserungen, auf Verschönerungen ohne Zahl, aber ohne Glanz, in dem Innern des Hotels de Ville, auf Wiederherstellung der Ordnung in den Archiven, auf Verbesserungen ein, die zwar unmerklich waren, die aber in der Folge den Grund des allgemeinen Wohls ausmachen sollten. Vergebens stellten sich weit aussehendere Entwürfe seinem Geiste dar; vergebens versuchten sie seinen Geschmack, den er natürlicher Weise an grossen Dingen fand. Er verstattete keinem derselben eher Gehör, als bis er fast eine Million zur Bezahlung der Renten aufgeopfert hatte, die durch die schlimmen Zeiten auf den funfzigsten Denier herabgesetzt werden musten, und an deren Capital die Eigenthümer, der Billigkeit gemäß, Nichts verlieren durften. Dieses vom Lambert angefangene und vom Turgot geendigte Werk vereinigte Ehre und Nutzen mit einander. Da dasselbe den Grundsätzen der Politik eben so sehr, als den Gesetzen der Billigkeit gemäß war, so befestigte es den öffentlichen Credit, der durch die gewaltsamen Stöße in den vorigen Jahren erschüttert worden war. Endlich, da der Gerechtigkeit Genugs

thung geschehen war, der Credit wiederhergestellt, die Einkünfte der Stadt durch alle Hülfsmittel der scharfsinnigsten Administration vermehrt waren, und ihn in den Stand gesetzt hatten, Etwas mit Vortheil zu unternehmen, so verbreitete er, zum Besten und zur Zierde der Stadt, alle Reichthümer der Künste, die er von je her sehr geliebt und aufgemuntert hatte. Nunmehr sah man mitten unter den schwersten Zeitläuften jene bewundernswürdigen Werke entstehen, die ihm die Unsterblichkeit gewähren. Nunmehr erschien, statt jenes stehenden Grabens, dessen Ausdünstungen die Luft ansteckten, und tödtliche Krankheiten in der Nachbarschaft verursachten, ein Canal, der für das Ablaufen des Wassers und der hineingeflossenen Unreinigkeiten angelegt wurde; eine der Römer würdige Arbeit, die mit dem Verdienst des Nutzens dasjenige einer sehr grossen überwundenen Schwierigkeit verbindet. Ohne von den Quellen zu reden, die sich an vielen Orten der Festigkeit des Baues widersetzten, so verschaffte die Lage der Gegend zwischen dem Punct, von dem das Wasser ausgieng, und zwischen dem Boden des Flusses, wohin es kommen sollte, einen zu schwachen Abhang, als daß es für sich hätte hineinlaufen können; hier mußte also die Kunst mit ihrer Hülfe eintreten. Ein weiter Behälter versammelt beym Anfange des Canals eine ungeheure Menge Wasser, das man monathlich öfters ablaufen läßt, und dessen Geschwindigkeit, die durch hier und da angebrachte Schleusen vermehrt wird, den Mangel des Abhangs ersetzt, das Ablaufen unterhält, dasselbe begünstigt und es geschwinder macht. Zu gleicher Zeit erhob sich ein Kay, über dessen Kühnheit die Kenner erstaunten, aber nicht diejenigen, die bey der Errichtung dieses unsterblichen Werks zugegen waren, die Einrichtung desselben studierten, und Turgot beständig an der Spitze der Arbeiter sahen, die er belebte, anführte, und gewissermaßen begeisterte. Diese wissen, durch welche Zaubereyen die mächtige Hand der Kunst jene ungeheuer grossen Massen aufgeführt, und wie sie das Gleichgewicht gegen die Bestrebungen der Schwere erhält. Auf einer andern Seite verzierten Bouchardon's Genie und Meißel um die Wette die Fontäne Grevelle mit den reichsten Schätzen der Baukunst und Bildhauerey; ein Denkmahl, das man in Athen bewundert haben würde, und von dem Turgot glaubte, daß er es dem der prächtigsten Stadt Europens so oft gemachten Vorwurf, als wenn sie die Verzierung ihrer Brunnen zu sehr vernachlässige, entgegensetzen müsse. Diese grossen und viele andere eben so nützliche, als dauerhafte Werke erhalten sein Andenken bey den Nachkommen. Doch, was er gethan, ist nur ein Theil dessen, was er entworfen hatte. Er wollte jenes Labyrinth, das so viele enge Gassen in der Gegend des Palastes bilden, gangbarer und bequemer machen, indem er den Quai de l'Horlog bis an das Ende der Isle Notre-Dame verlängerte. Er wollte Isle St. Louis mit dem Mittelpuncte der Stadt vereinigen, indem er an die Stelle der rothen Brücke eine steinerne bauen wollte. Das

Wasser der Seine wollte er überflüssig in alle Quartiere der Stadt leiten, indem er Willens war, über dem Thore St. Bernard eine Maschine anzulegen, die das Wasser bis auf den Gipfel des Bergs St. Genevieve heben sollte; daselbst wäre es dann in einem grossen Behälter gesammelt worden, und hätte von da leicht überall hingeleitet werden können. Er wollte das bewundernswürdige Portal St. Gervais, das, so zu sagen, versteckt ist, den Augen des Publicums darstellen. Endlich that er den Vorschlag, daß die Stadt angehalten werden sollte, den schönsten Palast in der Welt zu endigen, und daß sie die Seite dieses Palastes, die an dem Flusse hingeht, zur Belohnung erhalten sollte. Diese Seite wäre für die Stadt Paris ein grösseres, bequemeres, besser gelegenes und ihrer würdigeres Hotel gewesen, da unterdeß die drey andern Seiten für den Staatsrath, für die Akademieen, für die Königliche Bibliothek, und für alle Schätze der Staatssecretäre einen prächtigen Aufenthalt abgegeben hätten. Diese Entwürfe waren nicht die unreifen und eiteln Früchte der Einbildung eines Bürgers, der mit Hitze nach Absichten, die er für nützlich hält, jagt, das Verdienst derselben vergrössert, und weder die dabey möglichen Unschicklichkeiten, noch Hindernisse voraussieht. Alle Plane waren mit Sorgfalt bearbeitet und tief durchgedacht. Turgot haschte nicht nach der unnützen Ehre, alle diese Ideen allein oder zuerst gehabt zu haben, wovon er viele mit einer grossen Anzahl Einwohner der Hauptstadt gemein hatte. Er wußte dieß, und anstatt daß sein Eifer dadurch hätte erkalten können, fand er einen Bewegungsgrund mehr in den Wünschen des Publicums. Aber, er war der einzige, welcher hinreichend über die Mittel zur Ausführung nachgedacht hatte; er theilte mit Niemanden die Entdeckung der bequemsten Wege und der Quellen, wodurch seine Entwürfe zur Wirklichkeit gebracht werden konnten. Wurden sie durch höhere Hindernisse aufgehalten, so dienen sie doch zur Schätzung der Grösse seiner Absichten. Bey der Denkungsart eines Colbert besaß Turgot weder den Gebrauch eben so grosser Summen, noch eben die Unabhängigkeit.

Wir haben schon gesagt, daß Turgot nach dem Beyspiel des berühmten Colbert, dem Muster aller Männer dieser Art, die Künste liebte und aufmunterte. Mitten unter so vielen Beschäfftigungen, sparte er sich Musse, nicht allein die Theorie, sondern auch die verschiedenen Ausübungen derselben zu studieren; er besuchte die Werkstätte; er zog den gründlichsten Unterricht von allen Umständen des Manufacturwesens ein. Er begünstigte stets die Urheber nützlicher Entdeckungen; und mehr als einmahl ließ sich seine fruchtbare Einbildungskraft, bey öffentlichen Lustbarkeiten, mit den Talenten der Künstler, die er dazu brauchte, in einen Wettstreit ein. Nichts kommt dem Pomp der Feste bey, die er gab; Ordnung, Manchfaltigkeit, Neuheit stritten dabey mit einander um den Beyfall des Publicums. Alles zeugte von Turgot's Eifer und Geschmack. Er vergaß nie, daß diese dem

Anscheine nach unnützen Feste in der That feyerliche Zeugnisse von dem Antheil sind, den ein zärtliches und erkenntliches Volk an dem Ruhm und der Glückseligkeit seiner Beherrscher nimmt; ein Antheil, der sie veredelt, der sie der Blicke des Weisen, der Bemühungen des Künstlers und der Sorgfalt des Magistrats würdig macht. Turgot hatte vom Anfange seiner Laufbahn an, in der wir ihm folgen, die glücklichste Gelegenheit, den Augen seines Herrn die Freudensbezeigungen des Volks, dessen Haupt- und Triebfeder er geworden war, vorzustellen. Der Dauphin ward im ersten Jahre seiner Prevoté geboren. Diese grosse Begebenheit, die die Wünsche Frankreichs und Europens erfüllte, wurde durch Feste gefeyert, die der Monarch mit seiner Gegenwart beehrte. Der König speiste im Hotel de Ville, und geruhte, seine Zufriedenheit über Turgot's Eifer zu bezeugen. Unter den andern Festen, deren Herzählung hier eben so langweilig seyn würde, als der Anblick derselben interessant war, können wir nicht umhin, dasjenige in's Andenken zu bringen, das im J. 1739 auf die Vermählung der Dauphine folgte. Die Fremden sahen es mit Bewunderung; immer wird es seiner Pracht wegen merkwürdig bleiben, und es verdiente, in dieser Gattung ein Denkmahl des Geschmacks des 18. Jahrhunderts zu werden. Uebrigens verrathen dergleichen prachtvolle Feste, dergleichen reizende Werke, deren Schönheit unsere Blicke auf sich heftet, allemahl den Geschmack ihres Urhebers: allein dieß sind nicht immer Beweise seines Eifers für das gemeine Beste. Die Eigenliebe ist hinreichend zu dergleichen Unternehmungen, deren Glanz die Belohnung ist; und wenn Turgot Nichts für sich hätte, als Titel dieser Art, so würden wir ein unstreitiges Recht auf die Achtung der Liebhaber der Künste bey ihm gewahr werden: man konnte aber zweifeln, ob er die Erkenntlichkeit seiner Mitbürger verdiente. Allein, was uns überzeugt, daß selbst bey diesen Arbeiten, die so geschickt sind, ihm einen Namen zu machen, die Hoffnung des Ruhms weniger auf sein Herz wirkte, als die Begierde, nützlich zu werden, ist die fast unzählbare Menge unbekannter, versteckter, gewissermaßen unsichtbarer Werke, die Paris seiner Sorgfalt schuldig ist. Man durchlaufe seine Amtsverzeichnisse, sagt sein vaterländischer Biograph, und man wird sehen, daß er nicht einen einzigen Tag verlor, weil nicht ein einziger war, der nicht durch Dienstleistungen bezeichnet gewesen. Hier wird man sehen, wie seine Vorsicht eine Apparelle, eine Brustwehr, eine Bastion aufführte; dort Pfähle, die die Höhe des Wassers anzeigen konnten. Man wird das Bett der Seine gereinigt, an vielen Orten vom Sande befreyt, das angewachsene Ufer sorgfältig weiter gemacht sehen; ferner die Insel Louvier, die einen bestimmten Umkreis erhalten, über das Wasser gehoben, durch regelmäßige Strassen abgetheilt, und hernach ein beträchtliches Holzmagazin für Paris geworden ist; einen tiefen Canal, der zwischen dieser Insel und dem Ufer des Zeughauses gegraben worden, worin die Fahrzeuge gegen das

Angriffen der Eisschollen gesichert sind, deren Stoß durch eine von an diesem Canal angebrachte starke Verpfählung abgehalten wird. Man wird das Wasser des Flusses in Brunnen geleitet sehen, welche weniger reine Quellen bisher gefüllt hatten; eine langwierige Arbeit, um die verschiedenen Maße der flüssigen Sachen zu bestimmen; neuangelegte oder ausgebesserte Dämme; die Polizey, die durch Anlegung von Wachthäusern auf den Wällen und an den Hafen vollkommener gemacht; tausend Maßregeln, tausend Ausbesserungen, tausend Verschönerungen, deren Menge uns frey spricht, sie hier nach einander herzuzählen. Viele dieser unzählbaren Vorkehrungen scheinen geringschätzig: je mehr sie es aber scheinen, desto mehr Stärke und einen desto weitern Umfang haben sie für das Gesicht, welches, ohne die grossen Gegenstände zu vernachlässigen, beyde auf einmahl faßt. Der Nutzen dieser Arbeiten veredelte sie in Turgot's Augen. Bey einem hinreichend richtigen Verstand, keine derselben zu verachten, besaß er eine so grosse Seele, wodurch er ihnen bisweilen den mit glänzendern Unternehmungen verknüpften Ruhm aufopferte. Er sah sogar bey den meisten einen interessanten Bewegungsgrund, der fähig genug war, ihn zu beleben, eine fühlbare Beziehung auf das Leben der Menschen. So viele Feste, Verschönerungen, Freygebigkeiten, Arbeiten von aller Art, wovon die meisten in solchen Zeiten ausgeführt worden, deren Härte nur durch die Stärke der Unkosten konnte gemildert werden, schienen den Schatz der Stadt ganz erschöpft zu haben. Dessen ungeachtet — und dieß macht seinen Ruhm vollkommen — hat er ihn seinen Nachfolgern frey von Schulden, mit ansehnlichen Fonds, und weit reicher hinterlassen, als er vor seiner Prevoté gewesen war. Die Einkünfte des Schatzes waren im J. 1740 beynahe verdoppelt; eine unwahrscheinliche, aber doch gewisse Sache! Eine an Hülfsmitteln unerschöpfliche Oeconomie, eine einsichtsvolle Verwaltung, die die Unternehmungen nach den Mitteln abmaß, die zu seiner Zeit geschehene Wiedervereinigung vieler Rechte mit den Domänen der Stadt, die Frucht einiger alten Rechte, die auf eine natürliche Art vermehrt, oder durch eine weise Verwaltung auf ihren wahren Werth gesetzt wurde, waren die Ursachen dieses erstaunenden Zuwachses, und erleichtern die Auflösung des Problems. Man setze hinzu noch seine strenge Genauigkeit, wodurch er die Einkünfte seines Amts in die engsten Gränzen einschloß, und oft dasjenige ausschlug, was ein langer Gebrauch ihm als rechtmäßig anzunehmen erlaubt haben würde.

Die Liebe zur Ordnung und Billigkeit, die den rechtschaffenen Mann ausmacht, die Richtigkeit und Erhabenheit der Absichten, die den Mann von öffentlichen Geschäfften schildern, wurden in ihm durch jene Menschenliebe belebt, ohne welche die Talente fast immer gefährlich, und die Tugenden selbst oft unnütz sind; eine seltene, aber erhabene Eigenschaft, die in edlen Seelen mächtiger ist, als die Eigenliebe in den gemeinen. Sie

war einer von den vornehmsten Zügen, die die seinige characterisir- ten; und die Stelle, die er bekleidete, gab ihm nur allzuoft Gelegenheit, sie auszuüben. Der Prevot des Marchands, als eine der vornehmsten Magistratspersonen der Stadt Paris, theilte mit den Häuptern des Parlaments und mit dem Polizeylieutenant die Sorge, die öffentlichen Unglücksfälle zu hemmen und gut zu machen, die Unruhen zu stillen, den Feuersbrünsten und den Folgen der Ueberschwemmungen Einhalt zu thun. Die für dergleichen Zufälle nöthigen Hülfsmittel waren der Stadt aufgelegt, und beruhten vorzüglich auf dem Prevot des Marchands. Ihm gehörte vornehmlich der Ruhm, der Retter seiner Mitbürger in Gefährlichkeiten und ihr Tröster in Unfällen zu werden. Unter den Plagen, die diese ungeheure Stadt verwüsten können, ist die Feuersbrunst eine der furchtbarsten und gemeinsten; weßwegen auch Turgot Nichts unterlassen hat, ihr zuvorzukommen. Daher jene in alle Quartiere vertheilten Sprützen; daher jene in gewissen Entfernungen von einander angebrachten Oeffnungen bey den Brunnenröhren, durch deren Hülfe man in einem Augenblick jene erstaunende Menge Wassers, welches die Pumpe bey der Brücke Notre-Dame unaufhörlich aus dem Fluß pumpt, und welches so viele unterirdische Bäche in Paris herumführen, an den Ort der Feuersbrunst hinbringen kann. Allein, bey diesen allgemeinen Maßregeln ließ er es nicht bewenden. Bey dem ersten Lärmen von einer Feuersbrunst, eilte er selbst überall hin, wohin ihn die Gefahr der Bürger rief. Sie sahen ihn thätig, unerschrocken, unermüdet, überall gegenwärtig, sein Leben der Gefahr aussetzen, um das ihrige zu retten, seine Befehle mit kaltem Blute geben, sie ohne Verwirrung vollziehen lassen, die Arbeiter durch sein Beyspiel und durch Geschenke aufmuntern. So betrug er sich bey der Feuersbrunst im Hotel Dieu, dem vornehmsten, größten und ältesten Hospital in ganz Paris, und in der Rechnungskammer, die im J. 1737 gleich hinter einander folgten, und bey andern minder bekannten Feuersbrünsten. Besonders war die im Hotel Dieu mit Umständen begleitet, die am Geschicktesten waren, die Güte seines Herzens und die Thätigkeit seines Muths an den Tag zu legen. Eine Menge unglücklicher Leute, die nicht im Stande waren, sich selbst zu helfen und den Flammen zu entgehen, erwarteten in ihren Betten einen grausamen und unvermeidlich scheinenden Tod. Allein ein Schutzgeist wachte für ihre Erhaltung. Turgot erfährt ihre Gefahr, und eilt, sie mit ihnen zu theilen oder sie davor zu schützen. Er erhält von dem Erzbischofe die Erlaubniß, die Kranken in die Kirche unserer lieben Frauen zu schaffen. Der Transport geschah unter seinen Augen mit einer unglaublichen Emsigkeit; und indem er dieß ausführt, sorgt er für ihre Bedürfnisse. Seiner Klugheit und der Wirksamkeit seiner Maßregeln war es zu danken, daß Alles in weniger als sechs Stunden beysammen war, und die Kranken Fleischbrühe, andere Nahrung, Arzneyen und die gewöhnliche Bedienung hatten, und zwar in

demjenigen Ueberfluß, der allein bey einem solchen Unfall die Kleinmuth benehmen kann. Man stelle diesem rührenden Schauspiel ein Schlachtfeld entgegen, und sage uns, auf welcher Seite der wahre Ruhm sey. Sobald die Kranken in Sicherheit gebracht waren, so richtete Turgot seine ganze Sorgfalt auf die Erhaltung der Gebäude. Er brachte die Nacht mitten in der Gefahr zu, und verstattete sich nicht eher die Ruhe, bis er die Flammen gedämpft sah. Einige Tage hernach und auf den Ruinen der abgebrannten Gebäude überdachte er die unbequeme Lage derselben, indem sie mitten in der Stadt eingeschlossen sind, die schlechte Einrichtung, das geringe Verhältniß ihres Umfangs mit der Absicht, zu der sie bestimmt sind; und er machte den Entwurf, diese Anstalt nach der Schwaneninsel zu schaffen. Jedermann empfand die Vortheile einer solchen Lage; man hatte auch Plane, die sowohl für die äussere Form, als für die Vertheilung der Gebäude und für alle Anordnungen des Details entworfen waren. Hindernisse, die vielleicht unübersteiglich waren, widersetzten sich der Ausführung des Entwurfs. Turgot wollte wenigstens dem Hotel Dieu die Möglichkeit verschaffen, durch besser angelegte Säle diejenigen, die aus Mangel des Raums auf einer Brücke, die nur zur Passage dienen sollte, erbaut werden mußten, zu ersetzen. Durch Niederreissung der letzten würde man der durch so viele ungesunde Ausdünstungen angesteckten Luft die Bewegung und Güte verschaffen, die der Lauf des Flusses daselbst natürlicher Weise unterhalten muß. In dieser Absicht schenkte die Stadt dem Hotel Dieu das ganze Erdreich zwischen den alten Gebäuden dieses Hospitals und was man die hohen Stufen nennt. Das Volk läßt denen, die ihm dienen, nicht immer Gerechtigkeit wiederfahren; allein, man muß auch gestehen, daß es oft aus Mangel an Einsichten unbillig ist; und die Wohlthäter kommen oft um die Erkenntlichkeit desselben, weil ihm die Wohlthaten nicht in die Sinne fallen. Schien es undankbar gegen den unsterblichen Colbert, wollte es seine Asche entheiligen, so kommt es daher, weil die von Colbert in der öffentlichen Staatsverwaltung getroffenen Aenderungen zu erhaben waren, als daß es die Vortheile davon hätte einsehen können; oder, weil diese Vortheile zu weit von ihm entfernt waren, als daß es dieselben hätte fühlen können, besonders zu einer Zeit, da die Bedürfnisse eines fast unaufhörlichen Kriegs den wohlthätigen Absichten dieses grossen Mannes beständig zuwider waren. Allein das Gute, das Turgot dem Volk erwies, war, so zu sagen, handgreiflich, und das Volk sah ihm dieses Gute, welches dasselbe genoß, thun. Es war Zeuge von seiner edelmüthigen und fortwährenden Aufmerksamkeit auf die Wiederersetzung des geschehenen Schadens, auf die Linderung des gegenwärtigen Unglücks, und auf die Vorsicht wegen künftiger Uebel; es sah deutlich, wie der Mensch in ihm die Magistratsperson belebte; und es äusserte alle Kennzeichen einer billigen Dankbegierde.

Wenige Magistratspersonen sind auch so sehr geliebt worden, als Turgot. Er besaß Alles, was das Volk für ihn einnehmen konnte, einen vortheilhaften Wuchs, angenehme und regelmäßige Gesichtszüge, in denen sich die Bewegungen seiner Seele in der Geschwindigkeit abmahlten; eine edle Physiognomie, welche Sanftmuth und Leutseligkeit verrieth. Dieses äusserliche, durch einen grossen Ruhm der Rechtschaffenheit unterstützte Ansehen hatte die Augen aller gleich das erste Mahl auf ihn gezogen, als er an der Spitze der Bürgerschaft erschien; und bald gewann ihm sein Betragen Aller Herzen. Seine Gegenwart flößte dem Volk Ehrfurcht und Freude ein, erhielt die Polizey aufrecht, dämpfte die gewaltthätigsten Tumulte. Das Ansehen seiner Tugend überhob ihn der Nothwendigkeit, zu dem Ansehen seines Amts Zuflucht zu nehmen. Man darf sich nur an den blutigen Vorfall erinnern, der sich am Hafen St. Nicolas im Januar 1786 zwischen den zwey Garderegimentern äusserte. Er rührte von der Ausladung eines Fahrzeuges her, dessen sich die Schweizer zum Nachtheil der Franzosen bemächtigt hatten. Diese kamen des Morgens und griffen die Arbeiter an, die sich vertheidigten; und schon wurde der Streit hitzig, als Turgot, der sich überall finden ließ, wo Gutes gethan und Böses gehindert werden konnte, plötzlich erschien, und die Ruhe wiederherstellte: allein diese Ruhe war nur anscheinend. Gegen 3 Uhr Nachmittags stellten sich die Schweizer auf dem Turnierplatze in Schlachtordnung, und marschirten mit dem Säbel in der Faust auf den Hafen zu. In diesem Augenblick kamen vier Compagnien von den Französischen Garden von Versailles zurück und giengen über die neue Brücke; sogleich giengen diese mit aufgestecktem Bajonet gleichfalls in Schlachtordnung auf die Schweizer los. Sie kamen an einander, und der Streit fieng an. Turgot, den seine Vorhersehungskraft damahls natürlicher Weise zu dem Hafen St. Nicolas führte, um daselbst den gestifteten Frieden zu befestigen, wird durch das verwirrte Geschrey von dieser neuen Unordnung benachrichtigt; er läuft vor der Gefahr, die Jedermann mit Schrecken flieht, her; er stürzt sich unter den dicksten Haufen; ergreift den Arm eines wüthenden Soldaten, in eben dem Augenblick, da er zuhauen wollte; er schreyt, das Gewehr niederzulegen; und man gehorcht. Dann läßt er die Streitenden in zwey Reihen stellen, hört ihre Klagen an, thut den Ausspruch zwischen ihnen, und besänftigt sie. Er that seine Schuldigkeit, und vielleicht wagte er weniger, als man denkt. Eine Magistratsperson wird durch die Ehrfurcht bewaffnet, die ihre Würde einflößt. Turgot kannte die Macht der Seinigen: allein diese Zuversicht bey einer solchen Gelegenheit setzt allemahl viel Muth voraus. Um alsdann Alles das zu fühlen, was man vermag, muß man fähig seyn, Alles zu wagen, was man schuldig ist. — Turgot schränkte sich nicht darauf ein, die Stadt Paris zu verschönern, sie gewissermaßen wohnbarer zu machen, die Fremden durch einen Plan, der die Lobsprüche der Fama

rechtfertigte, in den Stand zu setzen, sie kennen zu lernen, der Versammlung, welche die Bürger repräsentirt, einen ihrer Würde angemessenen Glanz zu geben. Als ein hitziger Vertheidiger der Vorrechte der Hauptstadt verfocht er streitige Rechte; er machte Privilegien, die man schon im Begriff war, aufzuheben, wieder geltend; er erhielt sogar neue, die nicht minder Ehre bringend waren. Die Stadt Paris wird die Prevoté Turgot's als eine der schönsten Epochen in ihrer Geschichte betrachten.

Eine Stelle im Staatsrath wurde im J. 1737 die Belohnung seiner Dienste. Hierdurch gelangte er im J. 1741 zur Stelle eines ersten Präsidenten im grossen Rath. Die Eigenschaften, welche er ehedem bey dem Amte des Präsidenten einer Requetenkammer des Palastes geäussert hatte, erschienen in noch stärkerem Glanze auf einem grössern Theater. Sein Ansehen war ihm bey einem Amte, wo er Menschen mit aller Klugheit zu behandeln und ein verschiedenes Interesse, mit einander zu vereinigen hatte, nicht unnütz. Die ganze Gesellschaft ist eine Art von republikanischem Staate, der seine Politik und seine Gesetze hat, und der innerlichen Gährungen unterworfen ist. Die Freyheit, welche sie belebt, die Gleichheit, welche unter ihren Gliedern herrscht, heischen Ehrfurcht, obgleich nicht ohne Schranken. Man muß Talente und Einsichten ehren und mit Vorzügen belegen; doch so, daß diese Vorzüge diejenigen, die sie nicht erlangen sollen, nicht beleidigen. Das Ansehen des Anführers, das nothwendig eingeschränkt ist, hat nur in so fern Stärke, daß es sich nicht fühlen läßt, und daß, wenn man ihm nachgiebt, man sich bloß der natürlichen Hoheit des Verdienstes und der Vernunft zu unterwerfen glaubt. Niemand besaß diese so sanfte Hoheit unumschränkter, und Niemand übte sie bescheidener aus. Die Präsidentenstelle im grossen Rath war das Ende der Laufbahn, in der ihn das Publicum mit so vielem Eifer und so vieler Rechtschaffenheit laufen sah. Seine Tugenden, deren Glanz 12 Jahre hindurch die Blicke der Bürger an sich zog, kehrten alsdann in den Schatten des Privatlebens zurück.

Turgot hatte seine Gesundheit dem gemeinen Besten aufgeopfert, besonders in den drey letzten Jahren seiner Prevoté, da sie durch die Theurung des Getreides und durch die Menge der von ihm errichteten Magazine sehr beschwerlich wurden. Er war schon seit langer Zeit häufigen Anfällen des Podagra unterworfen; er befürchtete, diese möchten ihn hindern, so schweren Bedienungen gehörig obzuliegen. Um sich ihrer zu entledigen, brauchte er Mittel, die das Podagra herumschweifend machten, anstatt daß sie dasselbe vertreiben sollten, und wodurch er seine ganze übrige Lebenszeit unter unaufhörlichen Schwächlichkeiten zubringen mußte. Allein, er hörte nicht auf, nützlich zu seyn, ob er sich gleich nicht mehr sehen ließ. Die Dienste, welche er der unterdrückten Unschuld, dem nothleidenden Verdienst, der verlassenen Rechtschaffenheit, unerkannten Talenten, stets zu erweisen bemüht war, trösteten ihn wegen der anscheinenden

Unthätigkeit, die ihm seine Gesundheit zugezogen hatte. Seine Familie, alle diejenigen, die mit ihr in irgend einer Verbindung oder einem Verhältniß standen, genossen das, was der Staat verloren zu haben schien.

Die Akademie der schönen Wissenschaften, welche an den Werken, mit denen er Paris ausschmückte, die Schönheiten wieder fand, die sie an den kostbaren Ueberbleibseln des alten Griechenlands bewundert, wollte sich einen Theil seiner Nebenstunden zueignen, indem sie ihn im J. 1743 unter die Zahl ihrer Ehrenmitglieder setzte. Eine solche Wahl würde gewissermaßen den Herrn de Souzy, seinen Großvater, in der Akademie wieder haben aufleben lassen, wenn nicht Turgot's Krankheiten ihr den Eifer geraubt hätten, welche sie sich von seinem Geschmack an nützlichen Kenntnissen versprach. Diese Beraubung war der Akademie um so viel empfindlicher, da sie wußte, daß er selbst unwillig darüber war; bisweilen schmeichelte sie sich, daß es nicht immerfort so währen würde. Die Säfte, die Anfangs herumirrten, sich aber im J. 1742 über den Augen festsetzten, und ihm heftige Kopfschmerzen verursachten, schienen sich nach sechs Monathen zu verlieren, und seine Familie fieng an, auf seine nahe Genesung zu hoffen. Allein, im Januar 1745 verfiel er wieder in einen fast unaufhörlichen Zustand von Schmerzen und Krankheiten. Die Religion, für welche er sein ganzes Leben hindurch eine herzliche Zuneigung hegte, stärkte seinen Muth in dieser langwierigen und grausamen Versuchung. Sechs Jahre voll Leiden, unterstützt durch eine stets gleiche Ergebung in den göttlichen Willen, brachten ihn in's Grab am 1. Februar 1751, im 61. Jahre seines Alters. Er hatte sich im J. 1718 mit Magdalenen Francisken Martimeau, von einer alten Familie, verheyrathet. Es kamen aus dieser Ehe drey Söhne und eine Tochter. Der älteste seiner Söhne ward nachher Oberpräsident im Parlamente zu Paris.

Das 18. Jahrhundert hat wenig so tugendhafte Menschen gesehen, als unsern Turgot, den Vater des so berühmten Finanzministers. Seine Tugend hatte die Simplicität eines natürlichen Instincts und die Festigkeit der Grundsätze. Diese simple und feste Tugend hatte in ihm zur Triebfeder eine äusserst starke Empfindlichkeit; ein mächtiger Reiz, der aber nicht eher, als beym Anblick solcher Gegenstände, die seinen Eifer zu erregen oder sein Wohlthun zu erwecken fähig waren, in Bewegung gerieth. Dahin muß man die strenge Pünctlichkeit und die dringende Unruhe rechnen, die Turgot bey der Ausübung seiner verschiedenen Aemter äusserte. Nie verschob er eine nöthige Angelegenheit bis auf den andern Tag; lieber würde er zum Voraus daran gearbeitet, als sich dem Fall, sie durch einen kleinen Aufschub zu verschlimmern, ausgesetzt haben. Er sparte niemahls Gänge, die ihm nöthig schienen, und er sah sie gern als nöthig an. Da er beständig die ganze Sphäre seiner Verwaltung übersah, so beobachtete er sie in den geringsten Kleinigkeiten; er

merkte alle mögliche Zufälle vorher; bey dem ersten Anschein der Theurung oder irgend einer andern Plage suchte er sogleich Hülfsmittel, und kaum verließ er sich auf die Güte seiner Maßregeln, selbst dann, wenn er sie mit Uebereinstimmung des Publicums für zureichend hielt. Das Nachdenken, die Berechnungen und die allgemeine Sicherheit stärkten alsdann seinen Geist; aber sein Herz war nicht ruhig. Inzwischen weiß man, daß er bey persönlichen Gefährlichkeiten den Muth bis zur stärksten heroischen Unerschrockenheit trieb, und da er von Natur ein Freund der Ruhe war, so würde er sich ihr vielleicht überlassen haben, wenn sich nicht seine Neigung widersetzt hätte. Wenn man ihn bey Gelegenheiten sah, wo ihn Nichts aus einer Art von sanfter Melancholie, die seinem Character eigen war, reissen konnte, so würde man nicht geglaubt haben, daß er eines solchen Eifers und einer solchen Lebhaftigkeit der Empfindung fähig wäre, die ihn den Seinigen so werth und Allen, denen er Gutes thun konnte, so nützlich machte.

Einige Beyspiele aus der Römischen oder Spartanischen Geschichte könnten den Gedanken erwecken, daß eine lebhafte Liebe zu dem gemeinen Besten eine ausschliessende Leidenschaft wäre, die sich nicht mit einer jeden andern vertrüge, und daß ein und ebenderselbe Mensch nicht in einem gleich hohem Grade Vater, Freund und Bürger seyn könnte. Turgot ist ein Beweis für das Gegentheil. Wenige Römer haben ihr Vaterland, wenige Philosophen haben die Menschheit so geliebt, wie er Beydes liebte; und doch muß man ihn unter den Mustern der väterlichen Zärtlichkeit anführen; und seine Freunde hatten die lebendige Ueberzeugung, wie empfindlich er gegen die Reize der Freundschaft und wie getreu er ihren Gesetzen gewesen sey. Als ein bescheidener, aber lebhafter und aufrichtiger Wohlthäter, erwartete er nicht, daß die Bedürfnisse ihn um Beystand, womit er nie geizig that, ersuchen sollten. Er kam den Bitten zuvor; weit entfernt, in der Ungewißheit oder Schwierigkeit des guten Erfolgs eine Erlassung dieser oder jener Handlung zu suchen, erdachte er Hülfsmittel für Andere, die ihr eigenes Interesse ihnen nicht an die Hand gab. Bisweilen hatte er für seine Freunde einen Diensteifer, welchen er für sich selbst nicht empfand. Nicht, als wenn er sie sich eines Opfers wegen, das sie ihm vorher gebracht, vorgezogen hätte; sondern, weil er sich alsdann wirklich vergaß, und auf Nichts sah, als auf sie. Le Peletier des Forts, sein Oheim, meldete ihm eines Tages, daß er eine wichtige Stelle zu vergeben hätte, die von ihm abhienge. Die erste Regung bey Turgot war, sie für Einen seiner Freunde zu erbitten. Er erhielt sie sogleich, und eilte, seinem Freunde zu verkündigen, was er gethan hatte. Als er wieder nach Hause gekommen, fragte man ihn, warum er sich nicht selbst vorgeschlagen hätte? „Ich dachte nicht daran," war seine Antwort. Wird man sich nun wundern, daß ein Mann, der einer solchen Vergessenheit seiner selbst fähig ist, ein Testament ver-

brennen ließ, das den natürlichen Erben zum Nachtheil, ihm zum Besten gemacht war? Diese Handlung war nur bey Turgot gerecht, dessen reine und erhabene Moral die Edelmüthigkeit unter die Pflichten rechnete.

Turgot hatte Feinde, das heißt, sein Ruhm hatte Neider, und seine Tugend Verläumder. Allein, nie kannte er die Pein des Hasses; nie schmeckte er das unmenschliche Vergnügen der Rache; und man kann versichern, daß er niemahls mit Willen Jemanden geschadet habe. Er war hitzig, aber ohne Galle; sein Zorn erstreckte sich nicht über einen Augenblick. Da er im Stande war, gegen die Beleidiger, deren Ungerechtigkeit seiner nicht schonte, Schärfe zu brauchen, so ließ er nicht einmahl wissen, daß er sie schonte. Die Empfindlichkeit seines Characters hatte zum Theil seine Quelle in einer lebhaften und starken Einbildungskraft, die der Güte seines Verstandes keinen Eintrag that; oder vielmehr, der Verstand floß bey ihm mit der Empfindung zusammen. Er empfand das Wahre, so wie man das Schöne durch eine Art von Gefühl empfindet, das geschwinder ist, als Schlüsse, und die Ueberlegung rechtfertigte fast allemahl diese Empfindungen. Als eine Folge dieses glücklichen Gefühls besaß er den Geschmack einer seltenen Feinheit, und dieser Geschmack erstreckte sich sowohl über die Früchte des Verstandes, als über die Werke der Kunst. Sein Beyfall schmeichelte den grossen Künstlern, weil sie ihn für fähig erkannten, ihr Talent durch sich selbst, nicht auf dem Glauben eines oft schlecht gegründeten Ansehens, zu beurtheilen. Eben so richtig wußte er das Verdienst berühmter Schriftsteller zu schätzen: und ob er gleich die alte Litteratur wenig getrieben, so behielt er doch Lebenslang eine ziemlich feine Kenntniß von den Schönheiten der Lateinischen Sprache. Er redete seine Muttersprache mit Richtigkeit. Seine Aussprache war deutlich und natürlich, simpel, wie sein Betragen, und wahr, wie sein Herz. Er bemühte sich nie, in witzigen und manchfaltigen Wendungen zu glänzen. Seine Gedanken suchte er geschwind und gerade von sich zu geben, es müßte denn das Gespräch eine Materie betroffen haben, die würdig gewesen wäre, seine Seele zu interessiren; alsdann war er nicht mehr ebenderselbe Mann; er drückte sich mit Ueberfluß, mit Stärke aus; er besaß jene Beredtsamkeit, welche die Empfindung eingiebt. So war Turgot beschaffen. Was er that, was er hinterließ, versichert seinem Namen die Unsterblichkeit.

S. Mensel's Französische Biographie, Th. 1. S. 1.

Turner, J., Capitain in Diensten der Englisch-Ostindischen Compagnie, gestorben im Januar 1802 zu London.

Er wurde von der Ostindischen Compagnie zu mehreren wichtigen Geschäfften gebraucht, von welchen seine Mission an den Taschuh Lama in Tibet das bekannteste ist. Er vollendete seinen Auftrag so vollkommen, daß ihm die Compagnie ein Ge-

schenk von 500 Guineen machte. Die Beschreibung, welche er von seiner Reise und seinem Aufenthalte an dem Hofe des Lama herausgab, zeigt von seinen Kenntnissen und seiner feinen Beobachtung, und enthält wichtige Beyträge zu der Völker- und Länderkunde.

S. den Biograph, 1. Bd. 4. St. S. 481.

Turretin, Johann Alphons, Professor der Theologie und Pastor zu Genf, geboren am 13. August 1671, zu Genf, wo sein Vater, Franz Turretin, sowohl, als sein Großvater, Benedict Turretin als angesehene Theologen im Amte gestanden haben. Der frühzeitige Unterricht seiner Aeltern, und sein unermüdeter Fleiß, brachten ihn bald so weit, daß er mit Nutzen die Theologie erlernen konnte. Nachdem er zwey Jahre dieselbe getrieben, gieng er im 20. Jahre seines Alters auf Reisen, disputirte zu Leyden in Holland unter dem berühmten Friedrich Spanheim, gieng von da nach England, und machte sich unter andern Gelehrten mit dem Bischof Burnet und dem Erzbischof zu Canterbury bekannt. In Frankreich lernte er bey dem berühmten Abt von Longuerue die Arabische Sprache, und wurde nicht lange nach seiner Ankunft in das geistliche Ministerium zu Genf aufgenommen. Im J. 1697 wurde er Professor der Kirchenhistorie, 8 Jahre darnach aber in der Gottesgelahrtheit, in welchem Amte er bis an sein Ende gestanden. Sein Vater hatte ihm auf seinem Todbette eingeprägt, wenn er dereinst zu einem geistlichen Amte berufen würde, sollte er vor allen Dingen die Sorge für die Kirche Gottes, die Liebe der Wahrheit, die Demuth und Liebe des Nächsten sich angelegen seyn lassen. Dieses suchte er redlich zu halten. Denn, ob er gleich wegen seiner schwachen Gesundheit niemahls ein ordentliches Pfarramt angenommen, so predigte er doch sehr oft unter dem größten Zulauf. Sein ordentlicher Lehrvortrag war deutlich, rein und fließend: in den Religionsstreitigkeiten war er gemäßigt und im Studieren unermüdet. Dieses brachte ihm nicht nur bey den Gelehrten, sondern auch bey hohen Standespersonen eine ungemeine Hochachtung zuwege. Er starb an einem Fieber, das nur wenig Tage gedauert hatte, am 1. May 1737 im 66. Jahre seines Alters.

Man hat seine Schriften in gewisse Sammlungen gebracht, davon die wichtigste in 3 Quartbänden zu Genf 1737 herausgekommen ist. Der 1. Band begreift Orationes academicas. Der 2. und 3. Band hat die Aufschrift: Cogitationes et Dissertationes theologicae, quibus principia religionis cum naturalis, tum revelatae adstruuntur et defenduntur, animique ad veritatis, pacis et pietatis studium excitantur. — Ausser diesen sind auch noch einzeln gedruckte Schriften von ihm vorhanden, als (denn alle nennen wir nicht): Quaestiones academicae de ludis saecularibus. 1704. 4. — Nubes testium pro moderato et pacifico de rebus theologicis judicio, et instituenda inter Protestantes concordia, cum praemissa disquisitione de arti-

culis fundamentalibus, 1719. 4. Ist auch in das Teutsche übersetzt. — Historiae ecclesiasticae Compendium a C. N. usque ad a. 1700. 1734. 8.

S. Acta historico-ecclesiastica, T. III. p. 967. Tempe Helvet. T. III. p. 232.

Tuscher, Marcus, ein vortrefflicher Künstler, nicht nur Mahler, aus Nürnberg, wo er in dem Findelhause erzogen, und von J. Daniel Preißler in der Kunst unterwiesen wurde. Er verfeinerte aber seinen Geschmack selbst in Italien, wo er in verschiedenen Städten arbeitete; von da nach England gieng, und auch da sich weiter bildete.

Er brachte es so weit, daß er in allen bildenden Künsten gute Werke lieferte. Er ward endlich als Königlicher Historienmahler nach Kopenhagen berufen, wo er 1751 in einem Alter von ungefähr 45 Jahren zu grossem Leidwesen der Kunstverständigen starb.

S. Allgem. Künstlerlexicon, S. 663.

Tympe, Johann Gottfried, Doctor und ordentlicher Professor der Gottesgelahrtheit, wie auch der Morgenländischen Sprachen zu Jena, aus Biederitz im Herzogthum Magdeburg, wo er das Licht dieser Welt am 26. October 1699 erblickte. Sein Vater, Simon Tympe, war daselbst Prediger, und ist sein älterer Bruder, Simon Benedict Tympe, welcher auch Magister geworden, und eine philologische Disputation zu Leipzig in verba Davidis ultima 2 Sam. 23 gehalten, auch die Concordantias Pronominum separatorum Ebraicorum et Chaldaicorum zu der von unserm Tympe besorgten Edition von Noldii Concord. Partic. Ebr. Chald. hinzugefügt hat, in seine Stelle gekommen. Nachdem er zu Hause, theils von seinem Vater, theils von Andern unterrichtet worden, ward er in die öffentliche Schule nach Burg, und sodann ferner in die Domschule nach Magdeburg geschickt. Hier genoß er sonderlich des gründlichen Unterrichts des dasigen Rectors Christian Müller, unter dessen Anführung er im Hebräischen es so weit brachte, daß er in den öffentlichen Prüfungen in der unpunctirten Bibel lesen konnte: welches gewiß ein seltenes Beyspiel auf Schulen ist. Im Herbst 1717 wendete er sich nach Jena auf die Universität, und hatte das besondere Glück den Dr. Danz in den Orientalischen Sprachen zu hören, und ganz besonders bey ihm bekannt und beliebt zu werden. Er fieng damahls den ganzen Cursus der Orientalischen Sprachen zum letzten Mahl an, von den ersten Gründen, bis auf die Lesung des Talmuds, und sonderlich der Babylonischen Gemara, und brachte ihn auch glücklich zu Ende. Wie fleißig er darin müsse gewesen seyn, kann man aus dem Erfolg urtheilen. Er hatte seit 1720 das Vergnügen, bey ihm im Hause zu wohnen, auch nachmahls bey ihm zu speisen, ja bis an sein Ende einen ganz besondern Zugang zu ihm zu genießen, und sich seiner vortrefflichen Bibliothek nach Gefallen zu bedie-

nen. Weil eben damahls der bekannte Lector der Morgenländischen Sprachen zu Tübingen, David Bernhard, (welcher als ein gewesener Pohlnischer Rabbi sehr viel im Talmud gethan hatte) sich in Jena aufhielt, ergriff er diese Gelegenheit, um sich in dem Talmudischen noch weiter zu üben. Doch vergaß er dabey nicht, die Philosophie beym Syrbius, die Mathematik bey Wiedeburg, die Physik, Anthropologie und Anatomie bey Teichmeyer, und sonderlich die Theologie beym Buddeus, fleißig zu treiben. Nachdem er nun einen hinlänglichen Schatz der Wissenschaften eingesammelt hatte, so erlangte er daselbst am 17. May 1722 die erste Belohnung, nämlich die Würde eines Magisters in der Philosophie, und gleichwie er schon vorher bey drey Vierteljahren privatissime im Hebräischen Andere unterrichtet hatte: also that er nun solches privatim, nachdem er die Erlaubniß dazu sich durch die Disp. de Cultu divino ad stata loca restricto, inde a primis ejus auspiciis ad erectum usque tabernaculum, Ienae 1723. 4. erworben hatte, und hielt fleißig in den Orientalischen Sprachen Collegien. Im J. 1728 ward er daselbst auf besondere Empfehlung des sämmtlichen akademischen Senats zum designirten Adjunct der philosophischen Facultät ernannt, weil er sehr vielen Fleiß und Mühe in Einrichtung der Danzischen Bibliothek, welche die Universität bekommen, bewiesen hatte. Doch ward er erst etliche Jahre hernach, weil eben damahls keine Stelle leer war, wirklich Adjunct, und hielt seine Disp. pro loco am 31. Januar 1733, worauf er am 18. August 1734 ausserordentlicher Professor der heiligen und übrigen Morgenländischen Sprachen ward. Weil ihm aber auf andern Akademieen die ordentliche Profession derselben zugedacht und angeboten wurde, ward er von den meisten Fürstlichen Nutritoren noch in demselben Jahre zum ordentlichen Professor der heiligen Alterthümer *) ernannt, damit er keinen auswärtigen Beruf anneh-

*) Es ist dieses eine in Jena sonst nicht gewöhnliche Profession gewesen, ausser daß Dr. Walch anfänglich, als er von Leipzig nach Jena berufen wurde, ausserordentlicher Professor der Alterthümer geworden. Ueberhaupt ist die Profession der Alterthümer auf den mehresten Universitäten gar nicht alt. Vormahls begriff man solche unter der historischen Profession, weil aber ein Historiker sonst schon genug zu thun findet, hat man für dienlich gehalten, auf verschiedenen Universitäten einen Professor der Alterthümer zu setzen, und wurden die heiligen Alterthümer insgemein dem Professor der Hebräischen Sprache dabey gegeben. In Halle war Cellarius zuletzt Professor der Beredtsamkeit und der Alterthümer, worauf nach ihm Gundling, und dann Dr. Schulze diese Würde bekleidete. In Marburg ward fast zu Anfange des 18. Jahrhunderts eine Profession der Jüdischen Alterthümer gestiftet, welche Johann Heinrich Hottinger verwaltete: nachher bekleidete sie der Professor der Orientalischen Sprachen, Schröder: gleichwie daselbst Johann Caspar Santoroc darauf Professor der Griechischen und Römischen Alterthümer war. In Rinteln war Dr. Steuber Professor der Jüdischen Alterthümer, ob schon daneben noch ein eigener Professor der Hebräischen Sprache sich fand. In Giessen ist der jüngere Professor May der erste Professor der Alterthümer gewesen. In Leipzig ist im J. 1713 ein Professor der

men möchte, und als der ordentliche Professor der Griechischen und Orientalischen Sprachen, Leonhard Hoffmann, zu Ende des J. 1737 verstarb, erhielt er sogleich seine Stelle, nachdem ihn die philosophische Facultät dazu vorgeschlagen hatte. Im J. 1761 wurde er auch Professor der Theologie, und starb am 28. Juny 1768, alt 69 Jahre. Seine Gelehrsamkeit, und seine Stärke in den Orientalischen Sprachen ist allbekannt geworden. Nur Schade, daß er der gelehrten Welt nicht mehrere Schriften geliefert hat.

Seine Hauptschriften sind:

Schediasma, quo iterandae editionis Concordantiarum Ebraeo-Chaldaicarum Chr. Noldii novarumque Concordantiarum Pronominum tam separatorum, quam connexorum, nec non nominum propriorum Scripturae sacrae Vet. Test. originalis rationes exponuntur. Ienae 1723. — פרשת בראשית seu prima quinque Geneseos capita et pars sexti Ebraice. M. I. G. *Tympius* recensuit, et singularum vocum rationem grammaticam secundum principia Danziana exposuit in usum auditorum. Ienae 1727. 8. Davon auch eine 2. Edition. — Christiani Noldii Concordantiae Particularum Ebraeo-Chaldaicarum, in quibus partium indeclinabilium, quae occurrunt in fontibus, et hactenus non expositae sunt in Lexicis aut Concordantiis, natura et sensuum varietas ostenditur. Digeruntur ea methodo, ut Lexici et Concordantiarum loco simul esse possint. Accommodantur huc etiam particulae Graecae, conferuntur versiones, et multa Scripturae loca ita explicantur, ut ubi tenebrae vel dissensiones sunt, adjungantur adnotationes et vindiciae. Ioh. Gottfr. *Tympius* summa cura recensuit, et adnotationes, quibus formalis harum vocum significatio secundum principia b. Danzii exponitur atque illustratur, nec non emendationes in nonnulla vindiciarum loca, ut et indices novos adjecit, suisque locis inseruit Concordantias Pronominum separatorum Ebraicorum et Chaldaicorum, nunc primum congestas a M. Sim. Bened. *Tympio*, V. D. M. Denique adpendicis loco subjunxit Lexica Particularum Ebraic. Ioh. Michaelis et Chr. Koerberi. Ienae 1734. 4 maj. Er war damahls Willens, unter der Direction des Dr. Danz, welcher auch eine Vorrede dazu machen wollte, mit dem M. Andr. Conrad Werner, der nachmahls nach Stade als Rector gekommen ist, dieses Buch gemeinschaftlich herauszugeben, damit es desto eher an's Licht treten möchte. Allein es ist damit etwas langsam hergegangen, (davon einige Ursachen in der Vorrede) so, daß es erst

kirchlichen Alterthümer bestellt worden, welches Dr. Urban Gottfried Sieber war, der darin gewiß seines Gleichen kaum gehabt hat; auch sind in Leipzig seit dem J. 1742 M. Johann Martin Chladenius und zuletzt seit dem J. 1765 M. Anton Ernst Klausing ausserordentliche Professoren der Kirchenalterthümer gewesen. In Tübingen hat der berühmte Johann Nicolai die Profession der Alterthümer bekleidet.

nach 10 Jahren herausgekommen. Es ist zu bedauern, daß die Anmerkungen, die Tympe hat hinzuthun wollen, nicht durch's ganze Buch gehen, sondern sie sind bey dem Wort כאשר p. 363. 364. abgebrochen, und er hat zu Ende der Vorrede die übrigen besonders herauszugeben versprochen, mit diesen Worten: Habebis tamen istorum supplementa horumque emendationes, cum notis ulterioribus ad posteriores particulas, atque animadversionibus in loca quaedam vindiciarum maximam partem Rabbinica, nec non in Lexicon Michaelis, itemque indicibus novis, quum primum aliis laboribus ero levatus. — Ioh. Andr. Danzii Interpres Ebraeo-Chaldaeus, omnes utriusque linguae idiotismos dextere explicans, ad genuinum Scripturae sacrae sensum rite indagandum accommodatus. Editionem hanc novam recensuit, emendavit multisque accessionibus ad mentem b. auctoris locupletavit. Ienae 1754. 4. fast 3 Alph. S. Götting. gel. Anz. J. 1755. S. 746 fg.

S. Neubauer's Nachricht von den Theologen in und um Teutschland, Th. 1. S. 399. und akadem. Addreßkalender auf das J. 1767 und 68, S. 94 und 97.

U.

Uffenbach, Johann Friedrich von, Kaiserlicher Rath, Exconsul, Proto-Scabinus und Senator der freyen Reichsstadt Frankfurt am Mayn, wie auch Königl. Großbritannischer Oberstlieutenant und der Göttingischen Societät der Wissenschaften Mitglied, hat sich nicht weniger als sein weltberühmter Bruder, der zunächst folgt, die Aufmerksamkeit und Hochachtung der Gelehrten und vornehmlich der Verehrer der schönen Wissenschaften und Künste, erworben. Wir legen hier das Vornehmste seiner Geschichte vor.

Das Geschlecht, aus welchem er entsprossen, wird in dem Teutschen Leben seines Bruders, wovon in der Folge ein Mehreres, als ein solches beschrieben, das nicht allein in der gelehrten Welt Verschiedene dieses Namens aufweisen kann, die sich durch ihre gründliche Wissenschaft das Bürgerrecht in derselben erworben haben, sondern das auch noch in der neuesten Zeit blühte in der adelichen Gesellschaft zum Frauenstein *) in der freyen Reichsstadt Frankfurt am Mayn, in welche es vorlängst aufgenommen, und bey dem Anfange des 17. Jahrhunderts mit einem ansehnlichen Adelsbriefe von dem Kaiser Rudolph II. begnadigt worden. Es werden daselbst auch aus demselben zwey um das Reich der Gelehrsamkeit hochverdiente Männer angeführt, nämlich Peter Uffenbach und Johann Christoph von Uffenbach **). Jener, ein berühmter Arzt und Physicus seiner Ge-

*) S. hievon Joh. Bernhard Müller's Beschreibung des gegenwärtigen Zustandes der Stadt Frankfurt am Mayn, S. 112.

**) Von Beyden kann das Jöcherische Gelehrten-Lexicon nachgesehen werden.

burtsstadt, welcher verschiedene zur Arzneykunst gehörige Werke wieder auflegen lassen, und übersetzt hat; auch seines ehemahligen Lehrers in Italien, Heinr. Saxonia, Pantheum medicinae selectum daselbst 1603 in Folio aus der Handschrift zuerst an's Licht gebracht, und aus dem Schatze seiner eigenen Gelehrsamkeit und langen Erfahrung viele beträchtliche Werke in Druck gegeben hat, die den Beyfall der Kenner erhalten haben. Dieser ist Gräflich Ysenburg-Büdingischer Rath, auch Kaiserlicher Reichshofrathsagent gewesen, welcher, bey Gelegenheit seiner viermahligen Versendung nach Wien, das beträchtliche Werk, de excelsissimo consilio Caesareo imperiali aulico, vom Kaiserl. Reichshofrath, 1683 zuerst herausgegeben, das man hernach, wegen seines ausnehmenden Nutzens, zu zwey Mahlen wieder aufgelegt hat. Dieser um seine Vaterstadt sehr verdiente Mann hatte bey seiner letzten Rückreise von Wien das sonderbare Schicksal, daß er in Linz verstorben, und daselbst ein solches Grabmahl in einer Kirche bekommen, das seiner bis an's Ende geäusserten Evangelischen Religion offenbar widerspricht; wie der grundgelehrte Hamburgische Theolog, Johann Christoph Wolf *), deutlich erwiesen hat. Von den weitern Voráltern der Herren von Uffenbach finden sich auch in einer Leichenpredigt des Dr. Spener einige Nachrichten **). Der Großvater ist gewesen Achilles, der Vater Johann Balthasar von Uffenbach, welcher sich als Rathsherr um seine Vaterstadt wohlverdient gemacht hat. Seine Ehegattin war Anna Sibylla Mayer. Und von diesen Aeltern wurde unser Gelehrter am 10. May 1687 an's Licht der Welt gebracht.

Anfänglich ward er theils von geschickten Hauslehrern, theils von den öffentlichen Lehrern des Stadtgymnasiums in den Gründen der Wissenschaften, wie auch in allerley angenehmen und nützlichen Künsten unterrichtet. Darauf setzte er aber auf den Universitäten zu Giessen und Halle seine Studien fort. An ersterem Orte stiftete er eine besondere Freundschaft mit dem nachmahligen Fürstlich Hessen-Darmstädtischen geheimen Rath Wieger; welche er auch in einem seiner Gedichte besingt ***); wo er unter andern schreibt:

Dort hatten wir uns kaum erblicket,
So war schon was in's Herz gedrücket,
Das unser Bündniß hat gemacht.
Warum? Es war mir angegeben,
Nach Sitten Deiner Art zu streben.

Zu Halle besuchte ihn sein Bruder im May 1709, und überredete ihn, seine vorgenommene Reise mit ihm zu unternehmen, und ihm auf derselben in Abzeichnung aller Merkwürdig-

*) Im Conspectu suppellectilis epistolicae et litterariae manu exaratae, Hamb. 1737. 8. p. 100.
**) Gleich zu Anfange der 2. Abtheilung seiner zu Frankfurt 1685. 4. herausgekommenen Leichenpredigten.
***) Gesammelte Nebenarbeit, S. 196.

feiten behülflich zu seyn. Nach einer kurzen Reise durch verschiedene sehenswürdige Oerter Teutschlands *), und einem halbjährigen Verbleiben zu Frankfurt, traten die beyden Brüder am 8. November gemeldeten Jahres ihre Reise nach Holland und England glücklich an, besahen auf derselben eine Menge namhafter Oerter, und besuchten überall die berühmtesten Gelehrten. Da dieses eben diejenige Reise, welche in drey grossen Octavbänden aus den Handschriften des Bruders, und mit Beyhülfe unseres Gelehrten, umständlich beschrieben herausgekommen ist; so müssen wir uns entbrechen, uns in eine weitere Beschreibung derselben einzulassen. Denn die Reisebeschreibung des Einen ist zugleich als die des Andern anzusehen. Sie vollendeten dieselbe im Anfange des Aprils 1711. Wir wollen nur anmerken, daß, als er zu Amsterdam 1710 ein Holländisches Nachspiel, Haß und Neid, mit vielem Vergnügen aufgeführt gesehen hatte, ihm solches Gelegenheit gegeben, dasselbe mit einigen Veränderungen zu übersetzen, und hernachmahls seinen herausgegebenen Gedichten einverleiben zu lassen. Von dergleichen Uebersetzungen dürfte man sehr wenige Exempel aufzuweisen haben. Auf der Rückreise aus England hatte er auch das Vergnügen, seinen alten Freund Wiezer, welcher den Prinzen Franz von Hessen-Darmstadt begleitete, zu Utrecht anzutreffen. Nachher hat sich unser Uffenbach, vornehmlich um sich in den Rechtswissenschaften fester zu setzen, 1714 zu Straßburg aufgehalten. Er beschreibt auf eine scherzhafte anmuthige Weise in einem Gedichte, wie er seine Zeit daselbst zugebracht hat **). Im Julius 1718 that er wiederum mit seinem Bruder und dessen Gattin eine Lustreise durch beyde Niederlande, wovon gleichfalls in belobter Lebensbeschreibung die erforderliche Nachricht anzutreffen ist.

Nach seiner Zurückkunft in seine Vaterstadt brachte er seine Zeit in einer gelehrten Musse zu. Lesen, Dichten, Zeichnen, Musik, und allerley künstliche Arbeiten wechselten mit seinen vergnügenden Beschäfftigungen. An Umgang mit Gelehrten fehlte es auch nicht ***); unter welchen in's Besondere Dr. Kißner, und nachher die Herren von Lersner, von Nemritz, von Oehlenschläger, und der nachherige Regierungspräsident von Loen waren, dessen Gelehrsamkeit ihm mit Recht die größte Hochachtung aller seiner gelehrten Landsleute erworben hatte. Ja Uffenbach war ein beständiges Mitglied einer gelehrten Gesellschaft, welche wöchentlich der Untersuchung der Natur und Kunst etliche Abendstunden widmete, und welche von ihren Anmerkungen und Erfindungen sowohl, als Untersuchungen anderer, einige Bände gesammelt; wobey ihm die Feder und der Pinsel anvertrauet worden. Er setzte auch seine beträchtliche Sammlung von Kunstbüchern und Mahlereyen beständig fort. Der Gräflich Löwenstein-Wertheimsche Hofrath Müller giebt davon in seiner Be-

*) S. das Leben seines Bruders, S. 105 fg.
**) S. 156 fg.
***) Vergl. Keyßler's Reisen, 98. Brief.

schreibung des gegenwärtigen Zustandes der freyen Reichs, Wahl und Handelsstadt Frankfurt am Mayn (1747.) S. 192. die Nachricht davon, daß sie unter den wenigen beträchtlichen Privatbibliotheken daselbst sehr hoch zu schätzen sey, und aus einer Sammlung der allerseltensten mathematischen und anderer Kunstbücher bestehe; wobey sein kostbares Cabinet in Mahlereyen, Handzeichnungen und Kupferstichen von den berühmtesten Meistern ganz etwas Ausnehmendes hat, und dadurch noch schätzbarer wird, indem dessen geschickter Besitzer in allen schönen Künsten und Wissenschaften selbst ein grosser Meister ist, wie dessen vortreffliche Proben in der Baukunst, im Zeichnen, im Drechseln, in der Musik, und in allerhand Kunstarbeit zur Verwunderung zeigen.

Es wird nicht unschicklich seyn, Ebendesselben Worte aus S. 143 fg. sogleich hier beyzufügen. „Dessen bloßer Name, schreibt er von unserm Uffenbach, hegt schon einen weiten Umfang eines ihm eigenen Ruhms; die schönen Künste und Wissenschaften streiten gleichsam bey ihm um den Vorzug, weil er einer jeden ergeben, und einer jeden Ehre macht. In der Teutschen Dichtkunst, insonderheit derjenigen Gattung, die der Musik gewidmet ist, bewundert man seine Stärke und Gaben; wie das von dessen Nachfolge Christi in einem Kirchenjahrgange, welcher 1726 hier gedruckt worden, wie nicht weniger dessen gesammelte Nebenarbeit in gebundenen Reden, die 1733 in Hamburg herausgekommen, sattsam zeugen. In seiner Schreibart hat er die Zärtlichkeit mit dem Nachdruck der Musik auf's Beste zu vereinigen gewußt. Noch mehr setzt auch dieses in Verwunderung, daß er bey der Nachfolge Christi alle die Kupferstiche, welche auf die sonntäglichen Evangelien sehr feine Sinnbilder enthalten, nicht nur selbst erfunden, sondern auch gezeichnet und in Kupfer gestochen. Dieser Herr von Uffenbach hat auch einige Cantaten und Gedichte in Italienischer Sprache verfertigt, welche man keinem Teutschen zutrauen sollte. Er besitzt über dieses eine ungemeine Kenntniß in der Mathematik, Physik, und andern schönen Wissenschaften. Seine eigenen Experimente, und die darüber gehaltenen Tagebücher, wie nicht weniger die Beschreibungen von seinen gethanen Reisen mit den dazu gefügten Handrissen, werden dermahleinst noch der Nachwelt zeigen, was für einen geschickten und vortrefflichen Mann diese Stadt an diesem Herrn von Uffenbach gehabt.“ So viel wir wissen, ist unser Uffenbach der Erste und Einzige, welcher die lehrreiche Tabulam Cebetis in Teutsche Verse gebracht hat. Unter den Lob- und Glückwünschungsgedichten ist dasjenige merkwürdig, welches am 8. September 1723 dem Kaiser Carl VI. bey dessen jährlichem Krönungsfeste, überreicht, und genehm gehalten worden; wie auch die Auslegung des Kupfertitels vor den erneuerten, und 1727 wieder aufgelegten Kaiserl. Privilegien der Stadt Frankfurt. Unter den Inschriften und kleinen Gedichten findet man verschiedene sinnreiche. Die Singgedichte endlich

waren in der Teutschen Sprache etwas Neues. Zur Probe mag die Uebersetzung der bekannten Auflösung der Frage von der Gesellschaft der schönen Wissenschaften: Loin de rien dire de cet être supreme etc. dienen. Sie lautet:

Vergebens bild' ich mir das höchste Wesen ein,
So will ich still vor ihm in Ehrfurcht niederfallen,
Und nichts von diesem Meer, das unergründlich, lallen.
Denn wer es schildern will, der muß es selber seyn.

Darunter steht aber auch folgender Zusatz:

Was kann die Ohnmacht doch vom höchsten Wesen sagen?
Ein ehrerbietig Nichts mag wohl das Beste seyn.
Das weiß ich, daß es groß, ich aber viel zu klein,
Und Beydes thöricht sey, die Antwort und das Fragen.

Aber immer muß man ihn nach seiner Zeit beurtheilen.

Es war das J. 1714, in welchem ihn seine Vaterstadt zu der so ansehnlichen Würde eines Schöppen oder Scabinus und Rathsherrn erhob, welche er mit ausnehmendem Ruhme bekleidete. Seine weiteren Würden sind gleich Anfangs bemerkt worden. Am 19. May 1751 beehrte ihn die Königliche Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen auf eine sehr auszeichnende Weise, da sie ihn, obschon alle Stellen bereits besetzt waren, unter ihre Mitglieder der mathematischen Classe aufnahm.

Von seiner Stärke in der Baukunst hat er bey dem Frankfurter Brückenbau, und an seinem eigenen Hause untrügliche Proben abgelegt. Von seiner übrigen Kenntniß und von dem feinen Geschmack in Künsten und Wissenschaften zeigt selbst die ansehnliche Sammlung, welche er der Universität zu Göttingen noch bey seinen Lebzeiten, nur mit Vorbehalt des Nießbrauchs, übergeben hatte. Diese Uffenbachsche Sammlung, welche dem Willen des Besitzers zu Folge beysammen gehalten und aufgestellt ist, ward 1769 nach dem Tode des Besitzers an die Universitätsbibliothek zu Göttingen abgeliefert. Sie besteht aus etlichen 1000 Bänden hauptsächlich zur Civil- und Kriegsbaukunst gehöriger mathematischen, physikalischen und Kunstbücher, auch Ort- und Städtebeschreibungen, ingleichen iconographischer und Kupferwerke von Kupferstichen und Handzeichnungen, nebst einem ungemein beträchtlichen Vorrath von mathematischen und physikalischen Instrumenten und Modellen.

In den moralischen Gedichten des Präsidenten von Loen findet sich S. 124 fg. eines unter der Aufschrift: Der wahre Ruhm, welches an unsern Gelehrten geschrieben ist, und dessen wahren Ruhm sehr schön schildert. Es wird nicht unangenehm seyn, Folgendes daraus hier zu lesen:

Dein Name zieret Dich, und Du Dein Vaterland,
Und beyde machen Dich und Deinen Ruhm bekannt.
Ich lobe nicht das Glück, das Dich vor andern hebet,
Noch Deinen muntern Witz, der Deinen Geist belebet.
Ich lob' nicht Deinen Vers, der sinnreich, fließend, schön,
Nach aller Künste Stärk', die sich hier läßet sehn.

Ich lobe nicht die Huld der angenehmen Sitten,
Die fast macht Jedermann um Deine Freundschaft bitten.
Was mich bewundernd rührt, ist Dein bescheidner Geist,
Wenn Du, was Du nur thust, nur Kleinigkeiten heißt.
Der Tugend hoher Trieb geht nach Vollkommenheiten,
Demüthig, und doch stark die Laster zu bestreiten.
Sie selbst ist wider sich mit Großmuth aufgesetzt,
Und wird am Zärtlichsten durch einen Fehl verletzt;
Sie hasset ihren Ruhm, und, um ihn zu verdienen,
Hat ihr noch Nichts zu groß, noch trefflich gnug geschienen.
Ich sehe öfters auch, so wie Du hier gethan,
Mich und mein eitles Thun mit strengem Richten an.
Allein, ich schwöre Dir, ich muß mich drüber schämen,
Und wollte gerne Dir nur Deine Fehler nehmen.

Es ist schon erwähnt worden, daß Einiges die musikalische Litteratur seiner Musse verdankt; z. B. die Nachfolge Christi, in Texten zu einem Kirchenjahrgange, Wolfenbüttel 1726. 8. In der Vorrede zu diesen Texten handelt er: Von dem Recitativ und dem dramatischen Styl in der Kirchenmusik. Das zweyte Werk führt den Titel: Gesammelte Nebenarbeit in gebundenen Reden, worin nebst einer poetischen Auslegung des Sinnbildes Cebetis, des Thebaners, verschiedene moralische Schriften zur Ausbesserung menschlicher Sitten enthalten, und nebst einer Vorrede von der Würde der Singgedichte, mit dessen Genehmhaltung, an das Licht gestellt. Hamburg 1733. 8. 1 Alph. ohne Vorr. und Reg. Die gebundene Zuschrift ist an den König von Pohlen. In der Vorrede vertheidigt er die Oper gegen Gottsched's critische Dichtkunst sehr gut. Mizler giebt von dieser Vertheidigung das Wesentliche in dem 3. Th. des 3. Bd. seiner musikalischen Bibliothek.

S. des neuen gel. Europa Th. 11. S. 544. und Pütter's akad. Gelehrten-Geschichte von der Georg-Augustus-Universität zu Göttingen, Bd. 1. S. 224.

Uffenbach, Zacharias Conrad von, dieser grosse Litterator, der Bruder des Vorhergehenden, war Scabinus und Rathsherr in seiner Vaterstadt, Frankfurt am Mayn, und hat vornehmlich durch seine unvergleichliche Büchersammlung, merkwürdige Reisen, und den weitläuftigen Briefwechsel zur Erhebung und Verbreitung des Ruhms desselben Vieles beygetragen. Er ward geboren am 22. Februar 1683. Er studierte zu Straßburg, und zu Halle, wo er unter Christian Thomasius seine Inauguraldisputation de Quasi-emancipatione Germanorum, occasione Reformationis Francofurtensis, hielt. Nach seiner gelehrten Reise durch Teutschland — 1704 kam er zurück — machte er den Anfang, eine grosse Bibliothek zu sammeln, welche ihn durch ganz Europa berühmt gemacht hat. Im J. 1709 reiste er nach England, um zu sehen, ob es ihm etwa anständig seyn möchte, seinen beständigen Aufenthalt in einem Collegium zu Oxford zu nehmen,

wozu ihm der Antrag gemacht worden war. Weil er aber weder die Luft, noch andere Umstände vertragen konnte, so kehrte er 1711 über Holland nach Hause zurück. Er wurde 1721 in den Rath gezogen, verwaltete zweymahl das Bürgermeisteramt, und kam 1731 in den Schöppenstuhl. Seine Nebenstunden brachte er vornehmlich mit seiner Bibliothek zu, über welche er einen gelehrten und critischen Catalog vollständig verfertigte. Mit seinem litterarischen Apparat war er gegen Jedermann ausserordentlich dienstfertig, und starb in seiner Vaterstadt Frankfurt am 6. Januar 1735.

Sein hinterlassenes Hauptwerk ist:

Merkwürdige Reisen durch Niedersachsen, Holland und England, Ulm und Memmingen 1753. in 3 Theilen mit Kupfern. gr. 8. herausgegeben von seinem Freund Schelhorn. Sein vorhergedachter Bruder hat Antheil daran. In den wahrhaft merkwürdigen Reisen kommen auch mancherley Nachrichten von Musik und musikalischen Instrumenten vor: er war selbst in der practischen Musik nicht unerfahren, indem er nicht nur die Violine spielte, sondern auch zu Straßburg die Flöte von einem Virtuosen lernte. Uffenbach hatte verschiedene Werke unter den Händen, starb aber darüber. Im Manuscript hinterließ er: Bibliotheca Uffenbachiana apocrypha s. latens, h. e. librorum in corpus redactorum vel aliis insertorum Catalogus. — Selecta historiae litterariae et librariae. — Glossarium Germanicum medii aevii. — Adversaria s. excerpta realia ad rem librariam et litterariam facientia etc. in 9 grossen Octavbänden. — Ein Dialog, welchen er Bibliomaniam s. puerperium eruditum nennt, in quo saeculi hujus nostri cacoëthes scribendi stylo satyrico enarratur. — Commercium epistolicum, quod ipsi cum viris eruditis intercessit, in 18 Quartbänden. Den größten Theil der Manuscripte überließ er durch ein Vermächtniß an seinen Freund, den Litterator Schelhorn in Memmingen. Dieser gab ausser Uffenbach's Reisen auch Commercii epistolaris Uffenbachiani selecta. Ulmae 1753 — 56. in 5 Bänden heraus. Man hat auch: Bibliotheca Uffenbachiana MSt. ex recens. Ioh. Henr. Maji. Halae 1720. Fol. und Catalogus Bibliothecae Uffenbachianae. Francof. 1735. in 4 Th. 8.

Sein Leben hat (Joh. Georg) Schelhorn dem Werke: Commercii epistolaris Uffenbachiani selecta, vorausgeschickt, und diese Schelhornische Biographie ist auch dem 1. Theil der merkwürdigen Uffenbachschen Reisen vorgesetzt.

S. auch Saxii Onomast. litter. P. VI. p. 332.

Ugolini (Ugholini), Blasius, ein in Absicht auf die Alterthümer berühmter Gelehrter Italiens.

Von ihm ist nämlich: Thesaurus antiquitatum sacrarum, complectens clarissimorum virorum opuscula, in quibus veterum Ebraeorum mores, leges, instituta, ritus sacri et civiles illustrantur, Venetiis 1744 — 70. in 34 gr. Foliobänden. Der

Thesaurus enthält auserlesene kleine Schriften berühmter Männer, welche Ugolini hin und wieder um Vieles vermehrt und verbessert hat. So ist der 32. Band dieser kostbaren Sammlung ganz der Hebräischen Musik gewidmet, indem man darin 40 hierher gehörige Schriften, theils einzelne Abhandlungen, theils Auszüge aus grösseren Werken verschiedener Verfasser, findet, und den Anfang machen 10 Kapitel aus dem Schilte Haggiborim vom Ugolini aus dem Hebräischen in's Lateinische übersetzt. So hat Ugolini Mehreres übersetzt, z. B. I. R. Mosis Maimonidis Constitutiones de luctu, und dadurch brauchbar gemacht. Die letzte Abhandlung im Schlußbande, dem 33. (der 34. enthält die Register in sich) ist des Herausgebers Dissertatio de veterum Ebraeorum et reliquarum gentium, praesertim Graecorum et Romanorum, funere et praeficis. Neues findet man in der Ugolinischen Abhandlung nicht, und in Ansehung der Jüdischen Alterthümer ist es mehrentheils ein Auszug aus den in diesem Bande gelieferten Abhandlungen; in Ansehung der Griechen und Römer hat er das Verdienst, daß er das, was Andere vor ihm gesagt, wiederhohlt, wenn er eben dieselben Gebräuche unter den Juden gefunden. Den völligen Beschluß dieses Bandes macht eine Menge Jüdischer Leichenschriften, welche freylich von sehr geringer Erheblichkeit sind. Der 34., als der ganz letzte Band, enthält die Register: 1) der in diesem Werke angeführten Schriftsteller; 2) der erklärten Stellen der heiligen Schrift; 3) der erklärten Hebräischen Worte, und 4) der darin enthaltenen Sachen.

S. nächst Meuselii Bibliotheca historica, I. Matth. Gesneri Isagoge, T. I, p. 456. und Saxii Onomast. P. VII. p. 71.

Uhl, Johann Ludwig, ordentlicher Professor der Rechte zu Frankfurt an der Oder, geboren 1713 zu Maynbernheim im Fürstenthume Ansbach.

Er studierte auf den Universitäten zu Jena und Halle, gieng 1735 nach Hannover, hielt sich dann fast ein Jahr lang in Göttingen auf, kam nach Halle zurück, und wurde von Heineccius bey litterarischen Geschäfften gebraucht. Im J. 1744 wurde er als Professor der Rechte nach Frankfurt an der Oder berufen, wo er am 16. November 1790 in einem Alter von 77 Jahren starb.

Er war ein sehr gelehrter Mann, schrieb einen eleganten Lateinischen Styl, und besorgte eine sehr grosse Anzahl neuer verbesserter Ausgaben der Schriften berühmter Rechtslehrer und anderer Gelehrten, z. B. von Cujacius, Brunquell, Heineccius, Schilter, Nieupoort, J. Matth. Geßner, von Ludewig, Thomasius und Anderer mehr.

S. Weidlich's Geschichte jetztleb. Rechtsgel. Th. 2. S. 587. Ebendess. biogr. Nachr. Th. 2. S. 412.

Ulber, Christian Emanuel, erster Lehrer der vereinigten

Stadt- und Landgemeine zu Bollenhayn in Schlesien, zu Landshut am 10. November 1716 geboren, und am 13. November 1785 gestorben.

Er schrieb einen Antimachiavell in Lebensgrösse, der auf eine sonderbare Art durch den Druck verbreitet wurde. Als nämlich Friedrich der Einzige im J. 1759 auf einige Tage in seinem Hause Quartier nahm, fiel dieses Manuscript in die Hände eines Königlichen Pagen, der es dem Markgrafen Carl brachte. Diesem gefiel es so sehr, daß er es dem Könige, welcher es auch mit seinem Beyfall beehrte, überreichte, und in Breßlau ohne Vorwissen des Verfassers, der es nicht zur öffentlichen Bekanntmachung bestimmt hatte, drucken ließ.

S. Ladvocat, Th. 8. S. 859.

Ulfeld, oder Uhlefeld, Corfiz Anton Graf, ein berühmter Minister des Kaiserlichen Hofes, von einer Dänischen Familie. Wer kennt nicht Corfiz Uhlefeld, den Dänischen Reichshofmeister, 1604 geboren und 1664 gestorben, welcher zu den merkwürdigsten Männern der neuern Geschichte gehört? Unseres Ulfeld's oder Uhlefeld's Vater, Leo, trat erst in Kaiserliche Dienste und starb 1716 als Generalfeldmarschall; seine Mutter, welche ihn 1699 zu Wien gebar, war Oberſthofmeisterin der Gouvernantin der Niederlande. Sie war eine Lieblingin des Hofes: daher kam der Sohn auch bald zu ansehnlichen Würden. Im 24. Jahre war Ulfeld schon Reichshofrath, und 1728 wurde er als Gesandter nach Schweden geschickt. Im J. 1734 begab er sich nach dem Haag, und 1740 nach Constantinopel.

Nach des Kaisers Tode wurde er beständig am Hofe gebraucht, erstlich als Oberſthofcanzler, welche Würde er 11 Jahre bekleidete, sodann als erster Conferenzminister und Oberſthofmeister. Er hatte ein grosses Vermögen, das er zum Theil von seiner Gemahlin, Maria Anna Gräfin von Wiemont, der einzigen Tochter des Grafen Damian Hugo, erheyrathete. Er konnte also zur Ehre seines Hofes grosse Summen verwenden. Dadurch sowohl, als durch seine Klugheit und Erfahrung, stand er in grossem Ansehen.

Er starb im J. 1770 ohne männliche Erben, und mit ihm erlosch das Ulfeldische (Uhlefeldische) Geschlecht.

S. Ladvocat, Th. 6. S. 2064.

Ulloa, Antonio di, Ritter und Commandeur des St. Jago-Ordens, Generallieutenant der Flotten des Königs von Spanien und Generaldirector der Spanischen Marine, Einer der berühmtesten Männer seiner Nation im 18. Jahrhundert, dessen Schriften in die meisten Europäischen Sprachen übersetzt und in der Länder- und Völkerkunde unter die classischen Werke mit Recht gerechnet worden sind.

Er wurde 1716 zu Sevilla geboren, that sich frühzeitig durch seine Kenntnisse bey der Garde Marine hervor, so daß er schon

1734, als er nur 18 Jahr alt war, vom Könige nebst seinem Busenfreunde, Georg Juan, den ehrenvollen Auftrag erhielt, in Gesellschaft der Französischen Akademisten Condamine, Bouguer und Godin nach Südamerika zu reisen, um dort einige Grade des Meridians zur Bestimmung der Gestalt der Erdkugel zu messen. Er reiste mit den Uebrigen am 26. März 1735 nach Peru ab, und blieb zu Quito, bis alle Messungen am 12. May 1744 beendigt waren. Auf seiner Rückreise fiel er vor Fort Louis an Kap Breton den Engländern in die Hände, die ihn gefangen nach England führten, wo er aber sehr edel behandelt wurde. Er erhielt nicht nur alle seine wichtigen Papiere unversehrt zurück, sondern auch die ehrenvolle Mitgliedschaft der Königlichen Gesellschaft in London. Vielleicht hatte er es selbst dieser Auszeichnung in Feindes Lande zu verdanken, daß die Aufmerksamkeit des Hofes besonders auf ihn gerichtet wurde, und er vom Könige Ferdinand VI. den Auftrag erhielt, eine kameralistische Reise durch einen grossen Theil von Europa zu machen. Vorher gab er noch in Verbindung mit seinem Freunde Georg Juan seine Amerikanische Reisebeschreibung in 5 kleinen Foliobänden heraus: Relacion historica del Viage de Orden de S. Mag. para medir algunos Grados de Meridiano, Madr. 1748. Herr von Murr hat in seinem Journal, Th. 8. S. 309 fg. eine weitläuftige Anzeige davon gegeben. Eine Teutsche Uebersetzung erschien 1751 zu Leipzig als 9. Band der allgemeinen Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande, aber noch mehr wird die Französische mit Vorwissen des Verfassers selbst verfertigte Uebersetzung geschätzt, unter dem Titel: Voyage historique de l'Amerique meridionale, Amsterd. 1752. 2 Voll. 4. Alle Kenner werden dem Urtheil des Hrn. Hofraths Meiners nachschreiben, daß es keine zuverlässigere Nachrichten über das Spanische Amerika gebe, als diese. Auf seinen kameralistischen Reisen besuchte er, ausser England, Frankreich, Holland und Flandern, auch einen Theil des südlichen Teutschlandes. Es sollen im Spanischen Nachrichten darüber gedruckt seyn, die aber nie in Teutschland bekannt geworden sind. Eine Folge dieser Reise war, daß eine Zahl fähiger junger Leute in Spanien auf Unkosten der Nation nach Frankreich, Holland, Genf und Italien ausgesendet wurden, um die Medicin und Chirurgie, Kupferstecherkunst, Uhrmacherkunst rc. woran es in Spanien bis jetzt durchaus gefehlt hatte, zu erlernen. So wurde Ulloa auch der vorzüglichste Beförderer der Königlichen Wollenmanufacturen, und unter seiner Direction erhielten die Collegien der Geschichte und Wundarzneykunde die Organisation, welche sie noch haben. Auch war er es, welcher die grossen Canäle und Bassins von Carthagena und Ferrol vollendete. Er belebte die berühmten Quecksilberminen von Quancavelica, und wurde von da 1766 zum Gouverneur des an Spanien abgetretenen Louisiana ernannt, blieb aber wegen erfolgter Unruhen nicht lange in dieser Stelle.

Im J. 1776 commandirte er die Galleeren-Flotte, welche

von Cadix nach Mexico segelte, und wurde von den gemachten Beschuldigungen wegen Vernachlässigung seines Dienstes vor einem Kriegsrathe zu Cadix sehr rühmlich losgesprochen. Schon 1772 gab er sein zweytes Hauptwerk, seine physikalischen und historischen Nachrichten vom südlichen und nordöstlichen Amerika heraus, Teutsch von Dieze, Leipzig 1781: in 2 Bänden. Diese Uebersetzung hat dadurch wesentliche Vorzüge vor dem Original selbst erhalten, daß Professor Schneider in Frankfurt an der Oder sehr weitläuftige und gelehrte Zusätze gemacht hatte, die vornehmlich beym 2. Theile fast die Hälfte des Bandes einnehmen, und so wichtig sind, daß sie sich Robertson bloß für sich in's Englische übersetzen ließ.

Ulloa starb am 5. July 1795 in seinem 80. Jahre auf seinem Landhause unweit Cadix. Man muß ihn übrigens nicht mit einem sehr nahen Verwandten, dem Bernardo di Ulloa, verwechseln, welcher 1740 ein sehr interessantes Werk: Restablecimiento de las Fabricas, y commercio maritimo di Espagna herausgegeben hat, welches 1753 zu Amsterdam Französisch erschienen ist, allerdings auch wichtige Aufsätze von Anton di Ulloa selbst enthält.

S. Intellgzbl. der allg. Litter. Zeit. J. 1796. Nr. 110.

Ulrica Eleonora, Königin von Schweden, zweyte Prinzessin des Königs Carl XI. dem sie die Prinzessin aus Dänemark Ulrica Eleonora am 23. Januar 1688 geboren hat: die letzte Person aus dem Königlich Schwedischen Hause, da ihre Schwester kurz vor ihr 1739 unbeerbt starb. Ulrica Eleonora verlor beyde Aeltern sehr jung, genoß aber von der Großmutter, Königin Hedwig Eleonora, eine vortreffliche Erziehung. Sie hatte noch eine ältere Schwester, Hedwig Sophia, welche an den Herzog Friedrich von Holstein vermählt worden war, die auch den Prinzen Carl Friedrich geboren hatte. Auch war die Regierung ihres Bruders, des Königs Carl XII., voll Unruhe und Kriegsthaten; und während seiner vieljährigen Abwesenheit lenkte sie das Staatsruder zu seiner Zufriedenheit. Man dachte also wenig an die Vermählung dieser Prinzessin. Erst da sie schon 27 Jahre alt war, 1715, bewarb sich der Erbprinz Friedrich von Hessen-Cassel um sie. Sie wurde darauf am 4. April mit ihm vermählt. In den ersten Jahren war sie aber etliche Mahl in Gefahr, ihn zu verlieren, da ihn der König zur rauhesten Winterzeit mit zu Felde nahm. Er wurde nicht nur verwundet, sondern auch so krank, daß er 1717 den Feldzug nicht mitmachen konnte. Das folgende Jahr gieng er wieder mit zu Felde, und war zugegen, da der König vor Friedrichshall sein Leben einbüßte. Er verbarg diesen Todesfall auf's Möglichste vor dem Volke; seiner Gemahlin aber gab er die schleunigste Nachricht davon. Diese ließ unverweilt die Räthe versammeln, und that ihnen die Erklärung, sie wolle die Souverainetät aufheben, wenn man sie auf den Thron erheben würde. Sie nahm

auch sogleich Besitz von der Regierung, bis auf dem Reichstage ihre Thronbesteigung bestätigt würde. In Schweden war das Grundgesetz, daß zwar die Thronfolge auch den Prinzessinnen zukomme, aber nur wenn sie unvermählt wären. Die Schweden hielten also bey König Carls Tode den Thron für erledigt, bestätigten aber auf dem 1719 gehaltenen Reichstage die Thronbesteigung der Königin, und sie wurde am 17. März gekrönt. Ihr Erstes war, daß sie mit den vielen Feinden Frieden zu machen gedachte. Es mußte aber das Reich noch eine grosse Verheerung von den Russen erdulden, welche ob und unter Stockholm mit einem grossen Heere landeten, und ausser vielen Schlössern und Dörfern 13 Städte verwüsteten. Auch die Dänen thaten einen Einfall in's Reich, und nahmen die Provinz Bahus weg. Es schmerzte sie sehr, daß sie das Land so bedrängt sah; sie konnte aber mit keiner kriegenden Macht den Frieden bewirken, als mit Preussen, mit welchen 1720 am 21. Januar zu Stockholm der Friede unterzeichnet wurde, nach welchem Stettin, Usedom und Wollin an Preussen kamen. Sie entschloß sich daher, theils wegen der Regierung, theils aber auch aus Liebe zu ihrem Gemahl die Sachen so einzuleiten, daß sie ihm die Regierung übergeben könnte. Sie that daher auf dem Reichstage 1720 den Reichsständen den Antrag, ihren Gemahl zum Mitregenten zu erklären. Nach einigen Unterhandlungen wurde ihr Wille erfüllt, und am 2. April 1720 Prinz Friedrich zum Könige ernannt. Sie unterzog sich von dem an keinen Regierungsgeschäfften weiter, bis der König 1738 in eine so gefährliche Krankheit fiel, daß ihr die Regierung wieder aufgetragen werden mußte, am 4. September desselben Jahres: und sie führte sie bis zum 12. Januar 1739, da der König wiederum vollkommen genesen war. Sie lebte hierauf noch etwas über zwey Jahre. Sie genoß immer eine dauerhafte Gesundheit. Noch am Ende des Novembers 1741 merkte man an ihr keine solchen Umstände, die eine Krankheit, viel weniger einen Tod anzeigten. Aber am 3. December war schon alle Hoffnung des Lebens verloren, und am 5. starb sie. Man wußte lange die Art der Krankheit nicht: erst am 2. Tage vor ihrem Tode zeigte ein Ausschlag, daß es die Blattern waren. Da sich aber der Ausschlag schneller wieder verlor: so erwartete sie selbst Nichts als den Tod. Sie hatte vorzüglich grosse Frömmigkeit, nicht bloß in äusserlicher Hochachtung, sondern in wahrem Tugendwandel. Täglich widmete sie einige Zeit zu geistl. Betrachtungen; täglich gab sie auch nach Beschaffenheit der Dürftigen Almosen. Beleidigungen vergab sie leicht, oder vergaß sie wenigstens bald. Den Vorwurf, daß sie ihrer ältern Schwester Prinzen vom Throne verdrungen, widerlegten die Reichsräthe selbst, da sie nach den Schwedischen Gesetzen den Thron für erledigt erklärten.

S. Ladvocat, Th. 6. S. 2061.

Ulrich, Philipp Adam, Professor der bürgerlichen Rechte

zu Würzburg, geboren 1692 zu Lauda im Würzburgischen, ein Mann, dessen Andenken ein Oberthür durch eine Lebensbeschreibung der Vergessenheit entriß; da seine Verdienste um Wohlfahrt des Frankenlandes ewigen Dankes werth sind.

Er war zwar zum Lehrer des Rechts auf der Universität bestimmt; aber ganz hieng er an der Oeconomie, daß er gewöhnlich Professor juris et ruris genannt wurde. Im J. 1739 entzog er sich der Universität, und ward ganz Oeconom. Er säete den ersten Kleesamen im Frankenlande, pflanzte die ersten Maulbeerbäume, legte die erste Seidenzucht an, und lehrte seine Landsleute den Kartoffelbau.

Er ist auch der Erfinder eines nützlichen zur Ersparniß bequemen Ofens. Sowohl Kirchen, als Schulen genossen schon bey seinen Lebzeiten viele Stiftungen von ihm.

Er starb im J. 1748: sein Andenken blühet im Segen.

S. Oberthür's Lebensgeschichte Ulrichs (Würzburg 1784. 8.) und Meusel's histor. Litter. 1784. Bd. 1. S. 228.

Unger, Carl, Doctor der Philosophie und Theologie, Kais. Königl. wirklicher Rath, Professor der Theologie, Domherr und Bibliothekar der Universität zu Prag, ordentliches Mitglied, und zuletzt Director der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften, ein in seinen verschiedenen Aemtern, besonders um die Litteratur, sehr verdienter, und als Schriftsteller, vornehmlich über die Litteraturgeschichte Böhmens, rühmlichst bekannter Gelehrter. Als akademischer Lehrer lehrte er zuerst Philosophie, und zwar nach einer zweckmäßigern Methode, als sie bisher war vorgetragen worden; dann aber Theologie: und Jeder seiner Zuhörer fand bey ihm Aufmunterung. Eben so nützlich wirkte er als Aufseher der Bibliothek, deren neue Einrichtung ganz sein Werk war, vorzüglich auch durch Unterstützungen der Gelehrten, die sie zu ihrer Schriftstellerey benützten. Ueberdieß bewies er sich immer als Menschenfreund. Man verdankt ihm auch die Erhaltung des Waisenhauses zu St. Johann. Mit einem andern Unger, der auch den Vornamen Carl führt, der sonst theils zu Wien, theils zu Tuleschitz in Mähren, privatisirte, kann er schon wegen seines weitern Vornamens (Johann Carl) nicht verwechselt werden.

S. den Biograph, 7. Bd. 4. St. S. 495 und 496.

Unger, Johann Friedrich, Zwey dieses Namens, der Eine, Braunschweig-Lüneburgischer geheimer Justizrath, geboren zu Braunschweig 1716, gestorben am 8. Februar 178 ; der Andere der um seine Kunst und in anderen Rücksichten sehr verdiente Buchdrucker, auch Buchhändler zu Berlin. Ersterer war ein Mann von vieler Gelehrsamkeit, und machte sich besonders durch physikalische Schriften berühmt: auch ist er der Erfinder einer Maschine, wodurch Alles, was auf dem Clavier gespielt wird, sich von selbst in Noten setzt. Von dem Letztern, dem berühm-

ten Buchdrucker, welcher am 26. December 1804 im 54. Jahre seines Alters starb, ist Folgendes zu seinem Ruhme zu bemerken. Nicht leicht dürfte ein Teutscher Buchdrucker so Viel für seine Kunst gethan haben, als er. Er stand nicht nur einer grossen Officin vor, sondern er verbesserte auch bekanntlich die Lettern, oder vielmehr, er schuf neue Arten derselben, die weit und breit gesucht wurden, und vervollkommnete überdieß zu einem hohen Grad die Holzschneidekunst, welche er schriftlich und mündlich lehrte, so, daß er auch den Titel eines Professors erhielt, und Mitglied des Senats der Königlichen Akademieen der bildenden Künste und mechanischen Wissenschaften zu Berlin wurde. Auch war er noch kurz vor seinem Tode mit einer Notendruckerey beschäfftigt, welche auch bald nachher zu Stande kam. Aber nicht nur als Buchdrucker, sondern auch als Buchhändler war sein Wirkungskreis sehr ausgebreitet; seine Handlung theilte sich in verschiedene Zweige. Ausser dem Bücherverlage hatte er einen starken Verlag von Journalen, und überdieß beschäfftigte ihn die von ihm aus dem Vossischen Verlage übernommene Zeitung, vorzüglich aber die Besorgung der manchfaltigen Kalender, deren Pachter er seit Oesfeld's Abgange war, und die unter seiner Direction noch mehr gewannen. Aus dieser Uebersicht seiner Geschäffte ergiebt sich zugleich, wie viel Menschen durch ihn beschäfftigt und genährt wurden, und wie sehr sich diese Glück zu wünschen haben, daß durch ihn für die Fortdauer seiner Anstalten gesorgt war. Man kann als bekannt voraussetzen, daß er auch als Schriftsteller, besonders in seinem Fache, Viel leistete, und bey längerem Leben noch mehr geleistet haben würde.

S. Lemgoer Biblioth. Bd. 20. S. 479. und den Biograph, 4. Bd. 3. St. S. 379.

Unger, Johann Georg, ein grosser Meister in der Holzschneidekunst, die er ohne alle Anleitung für sich selbst erlernt, und auf einen Grad der Vollkommenheit gebracht hatte, auf welchem sie seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts nicht mehr gestanden war.

Er wurde 1715 zu Gos, einem Dorfe nahe bey Pirna, geboren, gieng zu Pirna auf Schulen, und kam daselbst 1733 zur Buchdruckerey. Hierbey machte er Versuche im Formschneiden, und erlernte diese Kunst ohne allen Unterricht. Sein erfinderischer Geist zeigte sich bey allen seinen Arbeiten. So erfand er z. B. zu seinem Gebrauche eine Presse, auf welcher geschwinder, als auf den gewöhnlichen Buchdruckerpressen, gedruckt werden konnte. Man hat viele Vignetten von seiner Hand, und im J. 1779 gab er fünf grosse Stücke in 4. nach Meilschen Zeichnungen heraus, die ihm Ehre machen. Seine letzte Erfindung war eine Rahmmaschine, womit man weit mehr ausrichten kann, als mit der gewöhnlichen. Auch von Seiten des Characters zeichnete sich dieser würdige Mann sehr vortheilhaft aus.

Ohne seine Verdienste hinreichend erkannt oder belohnt zu

sehen, starb der bescheidene Künstler zu Berlin an einer gänzlichen Entkräftung am 13. August 1788, im 73. Jahre seines Alters.

S. Jahrbücher der Preuss. Monarchie, Decemb. 1798.

Unselt, Samuel Friedrich, Prediger in Güttland bey Danzig, ein stets im Stillen wirkender und in seiner Art vollkommener Mann, der zwar nie Etwas gethan, auch nicht einmahl, bey allem innern Beruf dazu, Etwas geschrieben hat, um dem grossen Publicum seinen Namen bekannt zu machen, der aber mit dem Schlichtegrollschen Nekrolog als Muster zur Nachahmung im ewigen Andenken erhalten zu werden verdient. Der ungeheuchelte Enthusiasmus seiner Bekannten oder Schüler hat schon längst allenthalben seinen Namen zu einem Gegenstand der Achtung gemacht. „Als sich die Nachricht von seinem Tode, schreibt man aus Danzig, in der Stadt verbreitete, wollte sie anfänglich Niemand glauben, weil man das so gern unwahrscheinlich findet, was uns einen schmerzlichen Verlust verursacht; und als die Wahrheit des traurigen Vorfalls nicht mehr bezweifelt werden konnte, wie ausserordentlich war da der Ausbruch der Klage in allen Ständen, Geschlechtern und Altern! Bekannte und Unbekannte eilten zu einander, um davon zu sprechen, weil man bey Jedem der innigsten Theilnehmung gewiss war; und Greise und Jünglinge weinten gleich schmerzlich Thränen der Freundschaft, der Liebe, des Danks." Einen Mann, der so das grösste Glück des Lebens genoss, sich nämlich allgemein geliebt zu sehen, mögen wir Alle gern kennen, um von ihm, als einem Adepten, vielleicht ein Mittel mehr abzusehen, wie wir jenen allgemein gesuchten Stein der Weisen finden können.

Seine Zeitgenossen erzählen, daß schon in den Studentenjahren seine Bekannten ihm eine Ueberlegenheit zugestanden, ohne noch zu wissen, worauf sie sich eigentlich gründete; selbst die Fähigsten unter ihnen begegneten ihm mit einer Achtung, wie man sie sonst nur einem Lehrer bezeigt. Dieses war eine Wirkung der Würde, die er mit seinen durch Anlagen und Fleiss ihm eigenen Kenntnissen verband. Seine Herzensgüte mit vielem Scharfsinne, aber nicht mit der abweisenden Kürze des gelehrten Stolzes gepaart, machte, daß er sich anfänglich im Gespräch eine scheinbare Einfalt, und jene süße Geschwätzigkeit erlaubte, die den andern zutraulich macht, und sich der Herzen bemeistert; und dann wirkte er mit wenigen Worten sehr tief. Hierin unterstützte ihn sein entschiedener Geschmack für Philosophie, Dichtkunst und Beredtsamkeit, und man glaubte an ihm die Ursache doppelt deutlich zu sehen, warum die Alten diese Wissenschaften mit dem Namen der Humanioren belegt haben. Denn es war nicht eine einzige Empfindung oder Neigung in ihm, die nicht von ihnen ihre Richtung oder Verfeinerung erhalten hätte, und Alles, was er aus ihnen hervor hohlte, war nicht etwa ein

nur dem Kenner schätzbarer Edelstein, sondern brauchbares Gold, was sich sogleich umsetzen ließ. Dieser Geschmack war unstreitig Naturanlage. Sein Geist war im beständigen Streben nach hellen und mehrern Begriffen, die er lieber aus der Natur und dem geselligen Leben, als aus der todten Bücherwelt schöpfte. Zur Abbildung aller seiner Gaben that ihm sein Temperament den größten Vorschub. Er hatte jene glückliche Mischung von Fröhlichkeit und Stille, die man das sanguinisch-phlegmatische Temperament nennt, bey der das Leben ruhig und heiter verfließt, und die der festeste Grund ist, den nur immer die Natur zum wahren Lebensgenuß legen kann. Daher seine beständige Stimmung zur Freude und zum Genuß; daher jene Gemüthsruhe, mit der er seine Aufmerksamkeit eben so sehr auf Alles, was ihn umgab, als auf sein Inneres richtete, so, daß er keine Idee aufnahm, die er nicht vorher an dem Ganzen seiner Ueberzeugungen geprüft hatte. Seine ruhige und scharfe Urtheilskraft half ihm alles Blendende durchdringen, alles Unentwickelte abwarten, alles Räthselhafte und Verschlossene aufgeben. Sein Gedächtniß war von keiner grossen Stärke, und konnte weder leicht fassen, noch treu behalten, wenn es nicht von dem Verstande und der Einbildungskraft unterstützt ward. Daher er auch die neueren Sprachen, deren Nutzen er sehr erkannte, nicht inne hatte, und es sehr beschwerlich fand, Etwas wörtlich zu lernen. Aber an seiner Einbildungskraft, die ihn offenbar zum Dichter bestimmte, und an seinem Witze war eben sowohl die Wärme und Lebhaftigkeit, als die Unterwürfigkeit unter die Vorschriften eines prüfenden Verstandes, und eines guten Herzens zu bewundern; für die feinsten Empfindungen fand sein dichterisches Talent Bilder und Aehnlichkeiten, aber weder kühne, noch entfernte, größtentheils nur aus der ihm zunächst umgebenden Welt genommene, und immer so rein und unschuldig, daß seine Phantasie allgemein gefiel, und sein Witz Niemanden beleidigte. Um diese reichen und schönen Anlagen durch Fleiß und Kunst auszubilden, hatte er drey Männer genutzt, deren Namen er nie ohne sichtbare Rührung seines dankbaren Herzens aussprach; auf dem Gymnasium in Danzig, Hanov und Bertling, und in Leipzig, Gellert. Hanov, ein tiefer, strenger Denker, hatte ihn mit allen Theilen der Philosophie bekannt gemacht; aber was noch mehr war, ihm die Lust und Geschicklichkeit beygebracht, die verwickeltsten Sätze und Behauptungen zu zergliedern, und ihren Zusammenhang genau einzusehen. Bertling hatte ihn mit seinem unwiderstehlichen Feuer beseelt, und besonders für einen hinreissenden Vortrag der Wahrheit eingenommen. Unter ihm entstanden völlig eingerichtete Gesellschaften junger Studierenden, in denen Unselt vorzüglich thätig war; sie theilten einander Bücher, eigene Ausarbeitungen und die schärfsten Kritiken mit. Doch wer mit Unselt und seiner Art zu denken und zu handeln nur einigermaßen bekannt war, konnte am Wenigsten den Einfluß übersehen, den vorzüglich Gellert's Unterricht und Umgang

auf seine ganze Seele gehabt hatte. Von ihm hatte er jene fromme, auf Einen Punct gerichtete Denkungsart angenommen; jenen Trieb, seine Kräfte auf Nichts als Beförderung der Religion, der guten Sitten, und der unschuldigen Freude zu verwenden; jene Gabe, die erhabensten Wahrheiten in so gemeiner Sprache zu sagen, daß sie für Jedermann verständlich und für den feinsten Geschmack noch reizend waren; ihm hatte er die grosse Kunst abgelernt, Alles darzustellen, und die schwersten Pflichten durch einnehmende Schilderungen zu empfehlen.

So gebildet kam er 1767 aus Leipzig in seine Vaterstadt zurück. Bis dahin war er nur der Liebling seiner Lehrer, das Muster seiner Mitschüler, und die Seele manches frohen Cirkels gewesen; jetzt sahen alle seine Mitbürger auf ihn, und seine Obern glaubten die damahls erledigte Stelle eines Rectors an der Johannis- und bald nachher an der Marienschule nicht besser, als durch ihn, besetzen zu können. Erziehung war sein Lieblingsgeschäfft, und selten vereinigten sich auch wohl so viele Eigenschaften in einem Manne, um einen guten Pädagogen zu bilden, als in ihm. Das ihm vor so Vielen ganz Eigenthümliche war die Gewalt, mit der er aller Jünglinge Herzen fesselte und beherrschte. In seiner Gesellschaft fühlten sie sich so frey und froh, als wenn sie unter sich selbst wären, und wenn sie zu tändeln und zu spielen schienen, so verstand er die Kunst, sie unvermerkt in Ernst und Thätigkeit zu versetzen. Sein Ausspruch galt daher bald im Erziehungsfache für untrüglich, und das Vertrauen zu seiner Kunst, Herzen zu lenken, ist ohne Beyspiel. War irgend ein Jüngling ausgeglitten, oder verirrt, so führten ihn die bekümmerten Aeltern zu Unselt, welcher nach einigen Jahren das unaussprechliche Glück genoß, Manchen gerettet zu haben, der am tiefsten Abgrunde entweder sorglos schlummerte, oder sich leichtsinnig hineinstürzen wollte. Er führte diese Besserung gern bis auf den Grund aus; ließ sich nicht begnügen, bloß Ausschweifungen abzuhalten, und mittelmäßigen Fleiß zu erzwingen; sondern er brachte auch die fast erstorbenen Gefühle der Gottesfurcht, der Menschenliebe und Sittlichkeit wieder zum Leben, und sah nach mehreren Jahren seine musterhafte Seelsorge oft durch einen glücklichen Erfolg auf das Herrlichste belohnt.

Beym Unterricht in der Lateinischen und Teutschen Sprache pflegte er durch das Lesen und Auslegen der besten Muster, durch Uebungen in schriftlichen Aufsätzen, und durch Auswendiglernen classischer Stellen seinen Schülern Belehrung und Unterhaltung zu gleicher Zeit zu verschaffen. Bey Wissenschaften legte er kurze Dictate oder ein gutes Lehrbuch zum Grunde, und verfuhr dann beym mündlichen Unterricht nach der eigentlich Sokratischen Methode, wodurch es ihm möglich wurde, die jungen Seelen so sehr zum Selbstdenken zu bilden, und so auffallenden Nutzen zu stiften. Von Strafen war in seiner Schule die Rede nicht; er lenkte eine Menge rascher Jünglinge bloß

durch Worte, die dann aber auch tiefe Stacheln in dem Herzen des Zöglings zurückließen, und von denen völlig das galt, was Alcibiades von den Reden des Sokrates sagte, daß sie dem Bisse der Natter glichen. Er kannte vermöge seines Temperaments den aufbrausenden Zorn nicht; im Fall des erregten Unwillens trat bey ihm durch Miene und Sprache ein gewisser Ausdruck von Schmerz über die durch das schlechte Betragen ihm zugefügte Kränkung ein. Dieß wirkte mehr als alle harten Worte, als alle Strafmittel. Jeder Knabe oder Jüngling, in dem noch nicht alle edlen Gefühle vertilgt waren, wurde von Beschämung durchdrungen, den Mann, den Alle und auch er, so herzlich liebten, gekränkt zu haben. Wie sehr sein Herz an dem Wohl seiner Schüler hieng, bewies ein Unternehmen, dem er sich, ungeachtet seiner manchfaltigen Berufsarbeiten, freywillig unterzog. Um die wirksame Verbindung mit seinen jungen Freunden nicht ganz aufzugeben, wenn sie aus seiner Schule in das Gymnasium kamen, hatte er mit einem Professor desselben, der sein erprobtester Freund war, ein besonderes Institut aufgerichtet, welchem durch förmliche Gesetzbücher und seine zwey Obern ein feyerliches Ansehen gegeben war. Nur die Auserwähltesten wurden durch Einstimmung der Mitglieder und der Obern darin aufgenommen. Die Absicht der Anstalt gieng auf die Veredlung des ganzen Menschen, und da die Mitglieder Gelegenheit hatten, sich bey andern Lehrern in wissenschaftlichen Kenntnissen zu bereichern: so wurden hier mehr solche Arbeiten getrieben, durch welche der Jüngling zum richtigen Gefühl seiner Kräfte, und zur Bekanntschaft mit seinem Herzen gelangen konnte. Dazu gehörte nun, daß die Schüler mehr unter einander selbst arbeiteten, als daß der Lehrer Hand anlegte; dieser durfte nur zusehen, und die Arbeiten lenken. Man reichte Characterschilderungen ein, wodurch der Lehrer in den Stand gesetzt wurde, manches ihm zeither Verborgene zu bemerken, und auf Besserung zu dringen; und da Alles unter dem Siegel der Verschwiegenheit geschah, so konnte daraus keine Kränkung oder Erbitterung entstehen. Man besprach sich über das Lesen der Bücher für jeden Cursus, wo nicht nur durchaus gute Bücher gewählt, sondern auch ein kurzer Auszug, und eine Beurtheilung des Gelesenen abgefordert wurden. Dieses wechselte mit Aufsätzen und Reden über selbstgewählten Stoff ab; und durch alle diese Arbeiten wurde eine beständige Thätigkeit und Nacheiferung erregt, die ein Jüngling dem andern mittheilte, und die von den Lehrern bloß geleitet wurde.

Unter so segensvollen Arbeiten hatte er zwölf Jahre hindurch ein sehr heiteres und glückliches Leben geführt, aber auch so viel von seinen Kräften aufgeopfert, daß seine Gesundheitsumstände ganz bedenklich wurden. Desto mehr pries er es als ein Geschenk der Vorsehung, daß er von seiner Obrigkeit in eine stille Landpfarrey gesetzt wurde, zuerst nach Prauſt, einige Jahre darauf aber nach Güttland. Hier ließ sich keine grosse Verän-

derung in seiner Art zu studieren und sich zu beschäfftigen bewerken; denn er hatte einmahl solche Wissenschaften gewählt, die er überall brauchen, und eben sowohl zum eigenen Vergnügen und zur eigenen Beruhigung, als zum Nutzen seiner Landgemeine anwenden konnte. Er erfüllte den grossen Zweck seines Amtes, Veredlung der Menschen, in seinem ganzen Umfange, und wurde das Muster eines christlichen Predigers. Schon durch sein sanftes Betragen im Umgange bemeisterte er sich sogleich der Herzen seiner Gemeine, und hatte in Kurzem ihr ganzes Zutrauen. Auf der Kanzel redete er im Tone der herzlichsten Vertraulichkeit mit seinen Zuhörern, wußte ihnen alles Gute so liebenswürdig und beglückend, alles Böse so niedrig und schädlich zu schildern, suchte die Unentschiedenen zu bestimmen, die Schwachen zu stärken, und die Bessern immer noch mehr aufzumuntern. Führte ihn seine Betrachtung auf die grossen Gegenstände der menschlichen Bewunderung, auf Gott und Vorsehung, so riß er durch eine strömende Beredtsamkeit die Herzen seiner Zuhörer mit sich fort, und deßwegen wurden seine Festpredigten so vorzüglich geschätzt. Eben der wirksame Lehrer war er im Beichtstuhl, bey Taufen und Trauungen; auch der leichtsinnigste Spötter wäre ernsthaft geworden, wenn er ihn im Namen seiner Brüder zur Gottheit hätte beten hören. „Als ich ihn einst, schreibt ein Freund von ihm, alle Handlungen des Gottesdienstes bis zu Ende hatte verrichten sehen, und mit aller Anstrengung nachdachte, was zum Ideal eines vollkommenen Volkslehrers noch für Züge nöthig wären: gestehe ich aufrichtig, nicht Einen entdeckt zu haben, der sich nicht schon bey diesem Manne gefunden hätte."

Immer war er thätig und mit Erweiterung seiner Kenntnisse beschäfftigt. Was eigentlich zum Studieren aufgelegt seyn oder die glückliche Stunde heißt, war ihm unbekannt; er konnte arbeiten, wenn er wollte, und am Wollen fehlte es ihm nie. Selbstvertrauen hatte er wenig, so, daß er sich noch als Prediger im 9. Jahre seiner Amtsführung auf Katechisationen schriftlich vorbereitete, und keine Predigt ohne einen Aufwand von 16 oder mehrern Stunden hielt. Bisweilen erlaubte er sich, wohlgerathene Predigten zu wiederhohlen, feilte dann aber so scharf, daß ihm die alten fast eben so viel Zeit als die neuen kosteten. Er hielt mit der neuesten theologischen Litteratur gleichen Schritt, ob er gleich vermöge seiner tiefen Einsichten in die Geschichte der Glaubenslehren gemeiniglich schon voraus ahnete, wie viel an einer Veränderung des Systems Neues oder Erhebliches seyn könne. Er urtheilte hierüber sehr treffend. Die merkwürdige Erfahrung in seiner Jugend, durch Nachdenken zum Zweifler an fast aller Wahrheit geworden zu seyn, hatte ihn nicht nur unerschrocken gegen Zweifel gemacht, sondern ihn auch gewisse Gränzen abstecken lassen, über welche er sich gegen geoffenbarte Lehren niemahls hinaus wagte. Lieblingssätze waren unter andern bey ihm: „Daß man Vieles brauchen könne, was

man nicht ganz deutlich durchſchaue; — daß, wenn Jeſus in ſeinen Werken, nach aller möglichen Bemühung, ihn bloß menſchlich darzuſtellen, doch noch immer ſo übermenſchlich bleibe, es am Räthlichſten ſey, ihn für das zu halten, wofür er ſich ſelbſt ausgab." Eben ſo parteylos war er nun auch gegen neue Syſteme der Philoſophie, ob es gleich eine feſte Ueberzeugung bey ihm war, daß ſich von der zu weit getriebenen Speculation niemahls groſſe Vortheile für das Menſchengeſchlecht erwarten ließen.

Einen tiefſinnigen Forſcher in dem menſchlichen Wiſſen konnte man ihn nicht nennen; das würde ſich nicht mit der Miſchung von Seelenkräften vertragen haben, die ihm eigen war. Man kann, ohne zu viel zu ſagen, von ihm behaupten, daß er nichts ihm Unnützes, hingegen aber alles ihm Nöthige und Brauchbare gewußt habe. Eine ſehr zuſammenhängende, auf richtige Auslegung der bibliſchen Stellen und tiefe Kenntniß des menſchlichen Herzens gebaute Moral, ein durch die Lectüre der Alten gebildeter und bis zu einem ſehr hohen Grad verfeinerter Geſchmack, eine nicht gemeine Beleſenheit in den beſten Teutſchen Schriftſtellern, — das waren die vorzüglichſten Kenntniſſe, die dieſen Mann ſo nützlich und angenehm machten. Denn ein ſo gebildeter Verſtand, dem eine an ſanfte Schwärmerey gränzende Phantaſie Alles mit Lebhaftigkeit darſtellte, und zur Mittheilung immer die fruchtbarſten Bilder darbot, und der ſich mit einem wohlwollenden und menſchenliebenden Herzen ſo innig verband, mußte nothwendig den angenehmſten und beliebteſten Geſellſchafter bilden. Sein erſter Anblick machte ſchon einen vortheilhaften Eindruck, und die fortgeſetzte Bekanntſchaft vollendete hernach die Eroberung aller derer, die in ſeine Bekanntſchaft kamen. Sein ganzes Weſen feſſelte die Menſchen ſo ſehr an ihn, daß Alle gern ſeines Umgangs und ſeiner Freundſchaft genießen wollten, und daß ſich Gelehrte und Ungelehrte ſchaarenweiſe zu ihm hindrängten. Als er noch Prediger in Prauſt war, ſahen alle ſeine Bekannten gar wohl ein, daß ihm die häufigen Beſuche aus der Stadt läſtig fielen; alle bedauerten ihn daher: aber Niemand war uneigennützig genug, wegzubleiben, und ſich einmahl ſeinen Umgang auf einige Zeit zu verſagen: ſondern wer ihn heute bedauerte, fuhr ſchon Morgen wieder zu ihm hinaus.

Als Gatte und Vater war er eben ſo muſterhaft, als glücklich. Es war ihm das beneidenswerthe Loos gefallen, eine Gattin zu finden, die ſeiner ganz würdig war, und die mit ganzer Seele an ihm hieng. Seine Kinder ſind das unverkennbare Ebenbild ihres ſanften Vaters und ihrer guten Mutter; ſie zu bilden und zu erziehen war ſein vorzüglichſtes Vergnügen, das er allem Geräuſche der groſſen Welt bey Weitem vorzog.

Seine Menſchenliebe im Allgemeinen, und ſeine Dienſtfertigkeit gegen Freunde in's Beſondere, war aufrichtig und groß. Welchen Antheil nahm er nicht an den Schickſalen ſeiner Freunde! wie beſorgt war er bey ihren Gefahren! wie ſanft tadelte

er ihre Fehler! welchen süßen Trost sprach er im Leiden zu! Was kein Bruder, kein Verwandter leicht für den Andern thut, das übernahm er, und linderte den Schmerz des betrübten Freundes oft dadurch, daß er ihm die Last abnahm und sie seinem eigenen Hause auflegte. Allgemein bekannt ist der Grad von Menschenliebe, den er in seinen eigentlichen Berufsgeschäfften zeigte, und dessen Märtyrer er endlich auch ward. Es brach vor einiger Zeit eine Seuche in seinem Dorfe aus, die Viele auf ein hartes Siechbette hinwarf; hier eilte er nun mit seiner Gegenwart überall hin, half mit Rath, mit Trost, und, wo er konnte, auch mit der That, bis das Uebel auch ihn ergriff, und ihn zur allgemeinen Betrübniß in der Mitte seines thätigen Lebens der Welt entzog.

Daß der Vollendete so war, wie er hier dargestellt ist, müssen wir dem einstimmigen Zeugniß seiner Freunde und der vielen Menschen glauben, die diesen Mann gekannt haben, und die ihn immer mit Ehrfurcht und Liebe nennen. Nur über eine Behauptung ist man im Stande, den Leser aus eigener Empfindung urtheilen zu lassen. Es ist gesagt worden, daß seine Phantasie und seine Stärke im Ausdruck ihn zum Dichter bestimmten, und daß er sich gewiß einen vorzüglichen Platz unter den vaterländischen Dichtern würde erworben haben, wenn er es darauf angelegt hätte. Folgende Ode, die er 1772 flüchtig und, wie bey seinen mehresten Arbeiten, ohne ein im Niederschreiben abgeändertes Wort, entwarf, hat sein Freund Lengnich dem Aufsatz: Ueber Herrn Sam. Friedrich Unselt, Danzig 1790 *), angehängt. Da jene wenigen Blätter sich wohl nicht weit verbreiten, so können wir dieses Gedicht wohl noch als Manuscript ansehen, und mit Schlichtegroll's Nekrolog dem grössern Publicum das Urtheil überlassen, ob nicht Stellen in demselben vorkommen, die der berühmteste Dichter nicht verläugnen würde; zu geschweigen, daß es Gesinnungen und Empfindungen enthält, die uns den geliebten Mann noch geliebter machen, und die man nicht oft genug wiederhohlen kann; welche zu verbreiten und zur Volksmeynung zu machen, die größten Dichter sich zu ihrem Hauptgeschäfft wählen sollten, bis sie endlich einmahl wirkten, und ein neuer nothwendiger Artikel in das Gesetzbuch der Menschheit aufgenommen würde. Hier ist diese Ode bey Gelegenheit des Gerüchtes von einem neuen bevorstehenden Kriege.

Tobt wieder in der Erdengötter Seelen
Der Zwietracht Feuer, das die Erde frißt;
Ein Schwefelstrom, gleich dem, der aus den Höhlen
Des flammenreichen Aetna fließt?

Schon rüsten sie gedungne Legionen,
Die, wie die Abendwölfe, hungrig sind,

*) Es ist noch eine andere kleine Schrift unter demselben Titel zu Danzig in demselben Jahre erschienen: an die eine von Lengnich sind einige Gedichte von Unselt angehängt.

Die nicht den Greis, den Jüngling nicht verſchonen,
Nicht das noch ungeborne Kind;

Die jedem Mitleid ihre Bruſt geſtählet,
So wie ihr Feldherr, der im Geiſt entzückt
Die Schlachten und die Leichenhügel zählet,
Wohin er fluchend ſie verſchickt;

Wo Menſchen, die der Krieg der Nachwelt raubte,
Mit Wuth der Tiger auf einander gehn,
Und übermannt, mit ſchon geſpaltnem Haupte,
Die Augen, Rache funkelnd, drehn,

Und ihren Feind mit ſtarrer Hand noch fällen
Daß Beyder Blut in Eine Grube fleußt,
Und auf einmahl das weite Thor der Höllen
Zehntauſend Seelen zu ſich reißt;

Wenn ihr Tyrann, dem ſie den Sieg erſtritten,
Hoch im Triumph auf ihren Schädeln fährt,
Der freye Völker von unſchuld'gen Sitten
Zu Sclaven macht, ihr Land verheert,

Daß Niemand mehr den Sand der Aecker pflüget,
Und keine Sonn' auf Blumenfelder ſcheint;
Daß hier und da kaum eine Hütte lieget,
In der ein Weib die Nacht durchweint,

Und bleich und krank, mit ungezählten Klagen
Dem Wandrer ruft: „Seht! da geſchah die Schlacht!
Hier ward mein Sohn, und dort mein Mann erſchlagen,
Und da mein Vater umgebracht!“ — —

O! ſelig iſt, wer in entfernten Gründen
Beym ſtillen Volk, das keine Schwerdter trägt,
Nicht Kriegsmaſchinen hat, aus deren Schlünden
Der Donner Felſen niederſchlägt —

Wer da geboren ward, im Frieden lebet,
Mit frohem Muth der Gottheit Opfer bringt,
Und, wenn er ſtirbt, dem Freunde, welcher bebet,
Mit Lächeln in die Arme ſinkt!

Unſelt war geboren 1742, und ſtarb am 1. May 1790. S. Schlichtegroll's Nekrol. a. d. J. 1790. Bd. 1. S. 316.

Unterberger, Ignaz, Kaiſerl. Königlicher Kammermahler, und Mitglied der K. K. Akademie der bildenden Künſte in Wien, der Sohn eines nicht unbemerkten Geſchichtsmahlers, aus einer Familie, die mehrere geachtete Künſtler hervorgebracht hat, geboren 1744 zu Karales in Tyrol, ein ſehr ſeltener claſſiſcher Mahler. Den erſten Unterricht in dem Mechaniſchen und Practiſchen der Kunſt erhielt er von ſeinem Vater. Da dieſem des Jünglings reizbares und inniges Gefühl für das Schöne höherer Gattung nicht lange verborgen blieb, ſo entſchloß er ſich, ihn, nach zurückgelegtem 20. Jahre zu ſeinem ältern, damahls

schon rühmlichst bekannten Sohne, Christoph Unterberger, nach Rom zu schicken. Ignaz war jetzt in eine neue Welt versetzt, in welcher sein Kunstsinn die reichste Nahrung fand. Der Umgang mit seinem einsichtsvollen Bruder, und dessen gleichzeitigen Kunstgenossen, Battoni, Maron, Mengs und m. A. erweiterten seine Kenntnisse, und entwickelten seine Fähigkeiten, indem sie ihn mit den allda befindlichen Meisterwerken der Kunst, vorzüglich aber mit dem, seinem Geiste besonders zustimmenden sanften und empfindsamen Correggio bekannt machten, und sein practisches Studium über dessen Werke zugleich mit ihren gründlichen und lehrreichen Beobachtungen begleiteten. Doch weit entfernt, nur Copist und Nachahmer zu werden, schöpfte er einzig aus der wahren Quelle der so unendlich formreichen Natur, und den Idealen Griechischer und Römischer Alterthümer, deren Studium er überdieß noch mit der Lectüre aller merkwürdigen Italienischen, Französischen und Teutschen Schriftsteller im Fache der Kunst vereinigte. So vorbereitet verfertigte Unterberger in Rom einige historische und allegorische Gemählde, welche sogleich den einstimmigen Beyfall aller ächten Kunstkenner erhielten, und die nun in verschiedenen Kunstsälen aufbewahrt sind. Von Rom kam er im J. 1776, nach einem kurzen Aufenthalt in seinem Geburtsorte, nach Wien. Da bald darauf von der Kaiserl. Königl. Akademie der bildenden Künste, zur Verbesserung und Ausbreitung des Kunstgeschmacks, eine öffentliche Ausstellung der Werke Wienerischer Künstler veranstaltet ward, so zierte Unterberger dieselbe mit einigen, theils historischen Bildern, theils mit auf Steinart gemahlten Arabesken und Cameen, wodurch er sich sogleich die Bewunderung und Hochachtung der Grossen sowohl, als auch aller Kenner und Schätzer der Kunst erwarb: er war besonders der Liebling des grossen Ministers, Fürsten von Kaunitz. Er ist auch Einer der Vornehmsten von den Künstlern, welche unter Reiffstein's Aufsicht die berühmten Logen des Raphael im Vatican zu Rom für die Russische Kaiserin copirten. Dadurch erhielt er nun bald sehr vortheilhafte Bestellungen sowohl für in- als auch auswärtige Kirchen, Gemähldesammlungen und Kunstcabinette. Unterberger verdiente als Mahler und Gelehrter gleiche Achtung. Sein erstes Meisterstück, der Einzug des Bacchus in seinen Tempel, das er in halberhabener Arbeit, wie aus Elfenbein geschnitten, mahlte, zeugte von seinen Talenten in diesem Theile der Kunst. Darauf erschien seine Minerva in eben der Arbeit als durchscheinender Marmor für das physikalische Cabinet des Rathsherrn Kirchhof in Hamburg, welches bey der öffentlichen Ausstellung in der Kaiserlich Königlichen Akademie ungetheilten Beyfall erhielt. Ferner eine junge Griechische Dame in ihrer Landestracht. Mehrere Altarblätter, z. B. für die Hauptkirche in Königingräz die Ausgiessung des heil. Geistes; für die Kirche zu Neudorf bey Wien u. a. m. Ausser vielen Portraiten, auch eine grosse Anzahl allegorisch-historischer Gemählde, Arabesken, mit menschlichen Figuren durchflochten, in Oel auf

weissem und anderem Marmor. Endlich das vorzüglichste seiner historischen Kunstwerke, jenes sein unnachahmliches Meisterstück, die Hebe, wie sie Jupitern, in Gestalt eines Adlers, Ambrosia reicht, ein Nachtstück, welches der Kaiser Franz II. für 10,000 Gulden erkaufte, und das durch seine kunstvolle Vertheilung des Lichts das einzige Gemählde in seiner Art ist. Das Gegenstück zu demselben stellt den Hymenäus vor; es ist eine sinnreiche Allegorie auf den Frieden und die Liebe, vorgebildet in einem unschuldigen Mädchen, welches ein Lamm herzt. Alle diese Stücke, ohne seiner übrigen Arbeiten zu gedenken, setzen seinen Namen unter die Reihe der größten Künstler. Seine Compositionen sind tief durchdacht, edel, und mit Griechischer Grazie gezeichnet, die Gruppirung und die schönen Lichtmassen hinreissend, die Carnation, so wie wohlgewählte Drapperie, und das Colorit überhaupt, reizend. Der mimische und pathognomische Ausdruck geben seinen Figuren Leben und Geist. Da er in den verschiedenen Theilen der Kunst gleich stark bewandert war, so sind alle seine Gemählde entweder mit Antiken, Landschaften, Architectur oder Thieren, Blumen u. s. w. angenehm bereichert.

Unter den Arbeiten, welche er unvollendet ließ, befinden sich zwey Ovidische Stücke, in gleicher Grösse, wofür ihm schon 30,000 Gulden angeboten waren. Auch in der Mechanik zeichnete sich sein schöpferisches Genie aus, und er beschäfftigte sich gern in seinen Erhohlungsstunden mit Gegenständen der Mechanik. Daher erhielt man von ihm, ausser verschiedenen andern Maschinen, bey Gelegenheit des von einer patriotischen Gesellschaft in Ungarn unternommenen Canalbaues, einen neuerfundenen Karren, womit in äusserster Geschwindigkeit die Erde aufgerissen, und zugleich die Schollen weggeführt werden; für dessen Erfindung er eine ansehnliche Belohnung und ein Privatprivilegium auf einige Jahre erhielt. Nebstdem erfand er auch eine Maschine, die Kupferplatten, zum Gebrauch der Kupferstecherey, spiegeleben zu schleifen, und wieder eine andere, die geschliffenen Platten von ziemlicher Grösse nachher für die Schabekunst mit der leichtesten Mühe und in einigen Stunden rein und aushaltend zu grundiren. Dieser Erfindung verdankt man verschiedene von ihm eigenhändig ausgearbeitete Kupferstiche. — Rastlose Thätigkeit und Anstrengung des Geistes erschöpften allmählich seine körperlichen Kräfte, und zogen ihm eine Brustwassersucht zu, die ihn am 4. December 1797 in's Grab stürzte. Er besaß einen überaus sanften und liebevollen Character.

S. Schlichtegroll's Nekrolog, Jahrg. 4. Bd. 1. S. 9. und Meusel's Miscell. Heft 6. S. 31. Heft 13. S. 40. Intellgzbl. der allg. Litt. Zeit. J. 1798. S. 891.

Unzer, Johann August, Doctor der Arzneywissenschaft und ausübender Arzt zu Altona, welcher sich durch mehrere philosophische und medicinische Werke unter den berühmten gelehrten

Aerzten eine ansehnliche Stelle erworben hat, wurde auf der Friedrichsuniversität zu Halle, wo sein Vater, Johann Christoph Unzer, ein Perückenmacher aus Magdeburg war, am 29. April 1727 geboren. Seine Kindheit ist mit Erlernung des Lateinischen, Französischen und anderer gewöhnlichen Schulstudien hingebracht worden. Nicht seine Würdigkeit, sagt er ganz aufrichtig, sondern gewisse, seinen Landsleuten wohl bekannte Umstände, verursachten, daß er schon 1742 die Schule verließ.

Die ersten Universitätsjahre vergiengen bey mancherley Schulstudien, die er noch nachhohlte, und Stiebriz und Krüger zu Halle unterrichteten ihn in den ersten Gründen der Weltweisheit und Mathematik. Er hörte hin und wieder sagen, man müßte geschwind werden, was man werden wollte; und Unzer wollte ein Arzt werden. Daher nahm er zeitig Unterricht, und der berühmte Professor Junker, den er unter allen den ehrwürdigen Namen eines Vaters, Lehrers, Gönners und Freundes bis in's Grab zu verehren Ursache fand, lehrte ihn die Stahlischen, hingegen Professor Krüger die Boerhaavischen und seine eigenen Gründe der theoretischen Arzneykunst. Einige Zeit nachher ward Unzer auch in den practischen Lehrstunden des Professors Junker zugelassen, und übte sich besonders in dessen clinischem Collegium, welches eine wahre Wohlthat für angehende Arzneygelehrte war, in der medicinischen Praxis, und in Besuchung der Patienten, welche durch die seltene Gütigkeit dieses grossen Mannes zu vielen Tausenden von ihm umsonst besorgt wurden.

Man sah sich um jene Zeit, wie Unzer wähnt, viele Studierende durch Schriften hervorthun. Unzer's Endschluß, als ein Jüngling von 18 Jahren Bücher zu schreiben, war daher nur leidiger Trieb der Nachahmung Anderer, und da er verschiedene Auffätze zu seiner Uebung gemacht hatte, so war einer darunter, der dem Professor Krüger nicht mißfiel, und das Schicksal mußte es so fügen, daß sich ein Verleger dazu fand. Krüger hatte in seiner Physiologie die Temperamente des Körpers aus der Structur und Spannung der Nerven hergeleitet. Unzer glaubte, man könnte diesen Gedanken fortsetzen, und aus eben dieser verschiedenen Spannung der Nerven auch die verschiedenen Neigungen und körperlichen Leidenschaften jedes Temperaments herleiten. Dieser Auffatz war es, welcher zwar ohne Unzer's Namen, aber doch aus seiner Feder in Halle zuerst an's Licht trat. Er führt den Titel: Neue Lehre von den Gemüthsbewegungen, mit einer Vorrede vom Gelde begleitet, von Johann Gottlob Krügern u. s. w. 1746. 8. Diese Lehre von den Leidenschaften war also in so fern neu, als sie die körperlichen Leidenschaften aus Krüger's System der Temperamente herleitete. Man weiß, daß diese Theorie keinen allgemeinen Beyfall gefunden, und sie ward bald mit starken Gründen bestritten. — Nunmehr war es Unzer'n, wie er sich ausdrückt, nicht mehr möglich, nicht zu schreiben. Er unternahm es, die Stahlische

Theorie zu vertheidigen, und schrieb: Gedanken vom Einflusse der Seele in ihren Körper, Halle 1746. 8. S. Götting. gel. Anz. J. 1746. S. 601. Unzer hatte damahls die Gründe der Metaphysik noch schlecht inne. Man ist ihm den öffentlichen Tadel nicht schuldig geblieben, und er fieng damahls an einzusehen, daß Vieles von dem schon lange gedacht und Manches widerlegt worden war, was er für neu und für seine Erfindung hielt. — Professor Meier, welcher ihm seinen lehrreichen und angenehmen Umgang damahls gönnte, erhielt in diesem Jahre seine akademische Lehrstelle, bey welcher Gelegenheit er eine kleine Schrift drucken ließ, die zugleich ein Denkmal der Freundschaft dieses gelehrten Mannes für ihn war. Sie heißt: Gedanken vom Schicksale der Gelehrten, in einem Glückwünschungsschreiben, u. s. w. Halle 8. — Man hat den Hofrath Supprian zu Halle im Verdacht gehabt, als wäre er der Verfasser einer gewissen Schrift, welche den Titel führt: S. C. I. S. Gedanken vom Schlafe und den Träumen, nebst einem Sendschreiben an N. N. daß man ohne Kopf empfinden könne, Halle 1746. 8. Aber Unzer ist der Verfasser. Die Buchstaben S. C. I. S. sollten ihn schon damahls verstecken, weil er in der That die Meynung von sich hatte, daß er schon in der Welt bekannt wäre, und daß man wohl auf ihn fallen möchte. Die Gedanken vom Schlafe und den Träumen sollen darthun, daß man im Schlafe nicht allein dunkle, sondern auch wohl vielleicht gar keine Vorstellungen haben könnte. Das Sendschreiben, daß man ohne Kopf empfinden könne, hat viel jugendlichen Witz, enthält einige nicht unbekannte Versuche von den Empfindungen, und sein ganzer Nutzen mochte etwa darin bestehen, daß ein Anfänger daraus lernen konnte, daß nicht zu jeder Empfindung ein Bewußtseyn gehöre. Die Abhandlung vom Seufzen, welche zu Halle 1747 in 8. herausgekommen, beweist schon mehr, daß Unzer sich in der Weltweisheit etwas besser zu üben anfieng; und sie beschloß die Reihe derjenigen Schriften, die er in seinen Universitätsjahren herausgegeben hat.

Nach der Zeit gefiel es dem Professor Junker, ihn auf dem Waisenhause bey Halle, über welches er, als ordentlicher Arzt, die Aufsicht hatte, zum Substituten zu erwählen, da denn Unzer die schöne Gelegenheit bekam, beständig bey vielen Kranken gegenwärtig zu seyn, und die Arzneyen, nach der Methode und Vorschrift seines grossen Lehrers, zu verordnen. Dieses und eine heilsame Empfindung so mancher Unvollkommenheiten unterbrach die Begierde zu schreiben bey ihm, und er fieng an die drey Theile der theoretischen Weltweisheit und Mathematik ernstlicher zu treiben, auch die Schriften der Arzneygelehrten aus Boerhaaven's Schule zu lesen. Mitten unter diesen Beschäfftigungen, die er nachher noch fortsetzte und beständig trieb, heischten es gewisse Umstände, daß er promovirte, und dieß geschah am 9. September 1748. Er vertheidigte demnach die folgende Streitschrift, ohne Beystand: Diss. Inaug. Med. de sternutatione,

1748. 4. und im darauf folgenden May die andere de N
Metaphysices cum Medicina generatim, 1749. 4. Er hat r
der Zeit sowohl einige philosophische, als medicinische Vorles
gen in Halle gehalten, und hierunter war der Entwurf ei
allgemeinen Physiologie, den er unter folgendem Titel öffent
bekannt gemacht hat: Philosophische Betrachtung des mensc
chen Körpers überhaupt, Halle 1750. 8. S. Götting. gel. 2
J. 1751. S. 361. Unzer war mit dieser Schrift noch am
sten zufrieden, weil sie nicht allein einen bequemen Ueberg
von der Philosophie zur Arzneywissenschaft abgeben konnte, u
eine etwas accuratere Methode enthält, als sonst medicini
Schriften zu haben pflegen; sondern auch, weil er darin, o
eben einen Vorgänger gehabt zu haben, dargethan, daß n
allein die Empfindungen, sondern auch alle übrige Seelenkrä
die Einbildungskraft, die Vorhersehungen, der Verstand u
Wille, Bewegungen in unserm Körper haben, welche mit ih
harmonisch und ihnen gewissermaßen proportional sind.

Es sind, während seines Aufenthalts in Halle, von i
ungefähr 6 oder 8 Dissertationen, unter fremden Namen, a
gearbeitet worden. Weil er aber den vorgegebenen Autoren v
sprochen hatte, seinen Namen zu verschweigen, so hat er es a
nicht geoffenbart: es ist ja bekannt genug, daß die akademisc
Streitschriften mehrentheils Findelkinder zu seyn pflegen, de
Väter und Namen unbekannt sind.

Gegen das Ende des J. 1750 hatte Unzer Halle verlass
um sich in Hamburg bey Einem seiner Gönner und Wohlthä
eine Zeitlang aufzuhalten. Eine ganz unverhoffte Praxis, die
in Altona bekam, und welche binnen wenigen Wochen zieml
zunahm, nöthigte ihn, nach ungefähr 8 Wochen, Hamburg w
der zu verlassen, und sich nach Altona zu begeben. Hier gen
er aber auch die Wohlthat des Himmels, von Manchen beneid
zu werden. Im J. 1751 hat er sich mit Johanna Charlo
Ziegler, die der Welt durch Schriften bekannt ist, verheyrath
und dann angefangen, seine Arbeiten also einzurichten, d
er einen Theil seiner Zeit mit der medicinischen Praxis, ein
andern Theil aber mit Studieren und in's Besondere mit Lesu
der besten Schriften der Ausländer, wozu ihm zu Altona v
schiedene sehr kostbare Büchersammlungen offen standen, und m
der Ausarbeitung einiger kleinen Abhandlungen zubrachte, b
der Tod am 2. April 1799 sein Leben schloß.

Es sind vornehmlich zwey Werke, wodurch sich Unzer e
Stelle neben den verdienstvollsten und berühmtesten Aerzten Teuts
lands erworben hat: Der Arzt, eine medicinische Woche
schrift, und sein medicinisches Handbuch, beyde seit ih
ersten Erscheinung 1759 und 1770 sehr oft wieder aufgelegt, a
gemein gelesen, und in mehrere Europäische Sprachen überse
Unter allen Teutschen Wochenschriften hat durchaus keine e
solches Glück gemacht, als der Arzt, welcher im Geist und
der Manier des Addisonschen Zuschauers geschrieben, voll Gele

samkeit, Philosophie und Witz, und reich an eigenen medicini-
schen Ansichten, obgleich nicht allenthalben frey von etwas Ge-
ziertem und Gezwungenem, ein grosses Glück machte. Dieses
Werk verdient durchaus den Namen einer der besten Teutschen
Originalschriften in Rücksicht auf die Zeit seiner ersten Erschei-
nung. Ein reiner Ausdruck, eine leichte Schreibart, Witz,
muntere Laune und dabey die gemeinnützigsten Wahrheiten zur
Erhaltung der Gesundheit sind unverkennbare Vorzüge dieses
Werks. Jetzt lesen diese Wochenschrift nur noch Aerzte. Das
medicinische Handbuch, von welchem die neueste Auflage 1794
in 3 grossen Octavbänden erschien, hat bey jeder neuen Auflage
grosse Vorzüge erhalten, und ist in seiner neuesten Gestalt eines
der vollendetesten Werke. Unzer ist mit seinem Zeitalter fort-
gegangen, hat Hunderte von Schriften gelesen, und das Neue
mit dem Alten weislich gepaart. Für angehende Aerzte ist es
ein vortreffliches Repertorium der gangbarsten Meynungen und
Curmethoden. Wenn der Unzerischen Wochenschrift, dem Arzt,
es zum Tadel gereicht, daß sie die Gränzen der Belehrung des
Layen über medicinische Gegenstände verfehlte, und zu viele No-
tizen über Heilmethoden und selbst über einzelne Mittel einmischte,
so trifft dieser grosse Fehler noch mehr das medicinische Hand-
buch, das, für Nichtärzte bestimmt, so in's Einzelne des practi-
schen Verfahrens hineingeht, daß es der ausübende Arzt mit
Nutzen oft gebraucht und als Compilation sehr schätzt.

Auch durch andere Schriften hat sich Unzer verdient ge-
macht, nämlich: Sammlung kleiner physikalischer Schriften, 2
Theile, Rinteln 1766 und 67. gr. 8. — Erste Gründe einer
Physiologie der eigentlichen thierischen Natur thierischer Körper,
Leipzig 1771. gr. 8. Ein Werk voll Tiefsinn, und mit so
viel Präcision, philosophischem Geist und Talent verfaßt, daß
es von der Seite Vorzüge hat, die keine andere wissenschaftliche
Schrift der Teutschen medicinischen Litteratur vereinigte. Sein
Gegenstand ist hier das dunkle Gebiet des Nervensystems, dessen
Wirkungen er in der That sehr aufklärte. Sein Hauptvorzug
ist, daß er die eigentliche thierische Natur des belebten Körpers
zuerst entwickelte, und dem herrschenden mechanischen Systeme
etwas Anderes entgegensetzte, als den zu weit ausgedehnten my-
stischen Einfluß der Seele nach Stahl und Whyt. Sind seine
populären Schriften mehr für Aerzte geschrieben, so setzen seine
wissenschaftlichen medicinischen Werke mehr Leser voraus, die
Philosophen sind. Es ist also nicht zu verwundern, daß sowohl
diese ersten Gründe der Physiologie der thierischen Natur, als
seine Bestreitung des Systems von C. L. Hofmann, besonders
die Pathologie der ansteckenden Krankheiten, wenige Leser fanden
und ohne Einfluß auf ihre Zeit blieben. Seine Einleitung zu
einer allgemeinen Pathologie der ansteckenden Krankheiten, Leip-
zig 1782. gr. 8. gehört aber immer zu seinen bedeutenden Wer-
ken. Indeß muß man doch von den beyden letzten Büchern ge-
stehen, daß sie wirklich durch ihre subtilen und abstracten For-

schungen ermüden, und gleichwohl keine grossen Resultate geben. Unzer befleckte seinen Ruhm durch öffentliches Feilbieten eines unbedeutenden geheimen Mittels zur Verbesserung der Verdauung u. s. w. das ihn bereicherte und noch jetzt seinen Erben Gewinn bringt.

S. Börner's Nachrichten von den vornehmsten Lebensumständen und Schriften jetztleb. ber. Aerzte und Naturforscher in und um Teutschland, Bd. 3. S. 221. und Ladvocat, Th. 9. S. 1032.

Uphagen, Johann, Senior des Gerichts und Senator der Reichsstadt Danzig.

Er ward am 9. Febr. 1731 zu Danzig geboren, und starb daselbst am 17. November 1802, alt 71 Jahre, nachdem er schon seit 1794 seine Stelle freywillig niedergelegt hatte.

Er ist Verfasser des gelehrten Werks: Parerga historica, Dantisci 1782. 4. welches anonym erschien und von ihm nur in öffentliche Bibliotheken (wie denn die Casimirianische Bibliothek in Coburg auch das Glück hatte, ein Exemplar zu erhalten), und an Freunde verschenkt wurde.

S. Meusel's gel. Teutschl. Bd. 8. S. 172. u. Bd. 12. S. 389.

St. **Urbain**, oder St. **Urbini**, Ferdinand de, Herzogl. lothringischer erster Münzgraveur und erster Architect zu Nancy, ein sehr geschickter Medailleur, welcher aus einer 1554 in den Adelstand erhobenen Familie in dem Herzogthume Lothringen herstammt, geboren zu Nancy 1654. Seine Aeltern waren Claudius von St. Urbain und Anna le Noir, welche ausser ihm noch einen Sohn, Namens Maximilian, und eine Tochter, Margaretha genannt, erzeugt haben, von denen die Letztere, als eine Gemahlin des Barons de l'Apchat, zu München ohne Kinder gestorben ist, und Ersterer, als Resident zweyer Herzoge von Lothringen an dem Hofe zu Rom, ebenfalls ohne Nachkommen daselbst sein Leben beschlossen hat. Unser Ferdinand, als der Aelteste unter seinen Geschwistern, hatte von Jugend auf grosse Lust zum Zeichnen und zur Mahlerey, und hatte es aus einer natürlichen Fähigkeit, ohne andere Beyhülfe schon sehr weit gebracht. Als er aber sah, daß er in seinem, durch die langwierigen Kriege gänzlich verheerten Vaterlande in seiner Kunst wenig fortrücken würde, verließ er im J. 1671 dasselbe, und gieng nach Bayern, wo er sich eine Zeitlang in München, bey seinem Vatersbruder Dominicus von St. Urbain, Churbayerischem Maitre Fourier (der 1690 auch ohne Kinder gestorben) aufhielt. Hierauf durchreiste er die vornehmsten Städte Teutschlands, besuchte die vornehmsten Akademieen, und machte sich mit den größten Meistern und Künstlern daselbst bekannt; von da gieng die Reise nach Italien, wo er die vornehmsten Städte und Akademieen besah, und sich auch zugleich auf diesen Reisen auf Baukunst, Graviren und Stempelschneiden legte. In bey-

den letztern hatte er keinen Lehrmeister; allein die Mahlerey und Zeichenkunst vertraten desselben Dienste, in welchen er es nun so weit gebracht hatte, daß er solches von dieser Zeit an sein Hauptwerk seyn ließ. Nunmehr war Bologna der erste Ort, der seinen angewandten Fleiß belohnte; denn die dasige Akademie nahm ihn nicht nur zu ihrem Mitgliede an, sondern der Rath daselbst trug ihm auch die Direction über die Münze auf, und erklärte ihn zu ihrem ersten Münzgraveur und ersten Baumeister. In dieser Station verblieb er 10 Jahre; der Ruf seiner Geschicklichkeit aber kam nach Rom, vor Papst Innocens XI. welcher ihn in seine Dienste berief, und ihm die Oberaufsicht über die Münze zu Rom anvertrauete, auch ihn zum ersten Münzgraveur und ersten Architect daselbst bestellte. Er verwaltete dieses dreyfache Amt ferner, unter den Päpsten Alexander VIII. Innocens XII. und Clemens XI. so, daß er in Allem 20 Jahre von 1683 bis 1703 daselbst verblieb, und binnen dieser Zeit viele der schönsten Stempel, sowohl zu Courantmünzen, als Medaillen verfertigte. Ja es gefiel ihm zu Rom so wohl, daß er sich verheyrathete, und für beständig daselbst zu wohnen gedachte. Allein sein angeborner Landesherr, Leopold I. Herzog von Lothringen, wollte ein Landeskind, das seinem Lande so viele Ehre machte, demselben nicht länger entzogen sehen, sondern brachte es bey dem Päpstlichen Hofe dahin, daß derselbe, nach vielem Anhalten, denselben endlich seiner Dienste entließ. Er kehrte also 1703 nach seinem Vaterlande zurück, da ihn dann der Herzog mit grosser Gnade empfieng, und ihm sogleich, mit doppelter Besoldung, die Bedienung eines Herzoglichen ersten Münzgraveurs und ersten Architects ertheilte, auch ihm das Münzhaus zu Nancy zu seiner beständigen Wohnung anwies. Er diente also dem Hause Lothringen, unter den Herzogen Leopold I. und Franz III. (nachmahligem Römischen Kaiser) von 1703 an bis 1738, noch ganze 35 Jahre mit seiner Kunst, unter welcher Zeit ihn Papst Clemens XII. zum Ritter des Christordens 1735 ernannte, und sind innerhalb dieser 35 Jahre viele geschickte Münzen und Medaillen, wie auch viele vortreffliche Risse, zu Kirchen und andern Gebäuden, von seiner Hand zum Vorschein gekommen. Der von ihm verfertigten Medaillen und Münzen sind in Allem 110 Stücke; darunter sind begriffen die Suite der Römischen Päpste, welche er aber nur angefangen hat; die Suite der Herzoge von Lothringen, welche er glücklich zu Stande gebracht; einige Medaillen für das Haus Orleans, für Spanien, für Churpfalz, und einige Italienische Fürsten, Cardinäle, Prälaten, gelehrte und sonst berühmte Männer, und werden alle seine Stempel, welche er geschnitten, noch in dem Kaiserlichen Medaillencabinet zu Wien verwahrt. Endlich starb er alt und lebenssatt am 11. Januar 1738 zu Nancy, im 85. Jahre seines Alters, nachdem er schon seit vielen Jahren Vieles durch das beschwerliche Podagra ausgestanden hatte, wozu endlich 1736 eine schmerzhafte Gliederkrankheit schlug, die seinen Tod vollends

gar beförderte. Er hatte sich, wie oben gedacht wurde, 1699 zu Rom verheyrathet, und zwar mit Elisabeth Dominica Mantonoy, einer zu Rom gebornen Französin, und Tochter Peters de Mantonoy, Königlich Spanischen und Päpstlichen berühmten Bildhauers, einer in der Mahlerey, besonders der Blumen und Früchte, sehr geschickten Frau, die ihn überlebte und 1743 auch zu Nancy starb. Von unseres St. Urbain's Grabstichel sind 120 Medaillen oder Schaumünzen theils in Italien, theils in Lothringen geschlagen worden.

Seine Lebensbeschreibung ist hauptsächlich in folgender Schrift enthalten, die ein guter Beytrag zur Künstlerhistorie ist: Essai historique sur les progres de la gravure en Medaille chez les Artistes Lorrains, suivi d'un catalogue de tous les Ouvrages de Ferdinand de St. Urbain connu en Lorraine etc. a Nancy 1783. 8.

S. auch Sammlung berühmter Medailleurs und Münzmeister, S. 56 und 177.

Uriot, Joseph, Professor der Französischen Sprache bey der militärischen hohen Carlsschule in Stuttgard, geboren 1713 zu Nancy. Er war ein gelehrter Kenner der Litteratur und Geschichte, ein sehr lebhafter Declamator, und in seinen jüngern Jahren ein trefflicher Schauspieler. Schon im J. 1737 ward er vom Könige Stanislaus zum Professor der Geschichte und Geographie an der Ritterakademie zu Lüneville ernannt. Nachher [illegible] er sich auf Reisen. Hierauf wurde er an den Markgräflich Bayreuthischen Hof als Lehrer der Prinzessinnen berufen, und von da aus trat er im J. 1759 in die Dienste des Herzogs von Wirtemberg.

Er starb am 18. October 1788.

Von ihm sind die 1742 erschienenen Briefe über die Freymaurer, welche mehrmahls aufgelegt worden sind. Er gab auch sonst Einiges in Französischer Sprache heraus.

S. Jenaische allg. Litt. Zeit. J. 1788. Bd. 4. S. 495.

Urlsperger, Samuel, Pastor und Senior bey St. Anna zu Augsburg, ein angesehener Theolog daselbst, geboren im Wirtembergischen, am 20. August 1685 zu Kirchheim unter Teck.

Im J. 1714 ward er Hofcapellan, und noch in demselben Jahre Consistorialrath und Hofprediger zu Stuttgard, dann 1720 Superintendent zu Herrenberg, bis er 1722 in der oben gedachten Eigenschaft nach Augsburg kam, wo er mit grossem Ansehen und Beyfall über 50 Jahre als Prediger arbeitete. Er hat sich nicht sowohl durch viele Schriften, welche meistentheils Predigten sind, als durch seinen unermüdeten Eifer für die Wohlfahrt der Evangelischen Kirche in und ausser Europa, wie durch seine Bemühungen, das Evangelische Missionswesen in Pensylvanien zu befördern, verdient und unvergeßlich gemacht. Auch die Emigranten aus Salzburg verdanken ihm viele Liebe und Wohlthaten.

Seine ausführliche Nachricht von den Salzburgischen Emigranten, die sich in America niedergelassen haben, besteht aus 16 Stücken.

Er starb am 20. August 1772, nachdem er sein Prediger- und Ehejubiläum schon etliche Jahre vorher gefeyert hatte.

S. Nova Acta hist. eccles. Bd. 5. S. 714. Bd. 12. S. 709. und Richter's biogr. Lexicon alter und neuer geistl. Liederdichter, S. 419.

Ursin (Ursinus), Georg Heinrich, Rector des Gymnasiums zu Regensburg, Sohn des gelehrten Regensburger Superintendenten Johann Heinrich Ursin's, der am 14. May 1667 gestorben, und vorzüglich durch seine Exercitationes de Zoroastre, Hermete, Sanchoniathone, (Norimbergae 1661. 8.) und durch sein Compendium Historiae de Ecclesiarum Germanicarum origine et progressu, ab ascensione Christi usque ad Carolum Magnum (1664. 8.) bekannt ist. Unser Georg Heinrich Ursin, ein berühmter Philolog und Litterator, wurde zu Speyer, wo sein Vater damahls Prediger war, geboren, und studierte, nach wohlgelegtem Grund zu Regensburg, auf den Universitäten zu Straßburg und Wittenberg, und zwar vorzüglich Philologie. Im J. 1672 ward er zu Regensburg Lehrer der zweyten, 1674 der dritten Classe, und 1678 Rector des Gymnasiums. Man muß ihn nicht verwechseln mit Georg Ursinus, einem Dänischen Gottesgelehrten, welcher sich um die Jüdischen Alterthümer durch seine Dissertationes de Scholis et Academiis Ebraeorum verdient gemacht hat: dieser war Pfarrer der Dänisch-Norwegischen Kirche zu London, und um's J. 1716 Pfarrer zu Narshof auf der Insel Laland.

Unser Georg Heinrich Ursinus starb am 10. September 1707 im 60. Jahre seines Alters.

Alle seine Schriften zeugen, daß er die Gelehrsamkeit seines Vaters erbte. Wir führen an:

Onomasticon Germanico-Graecum etc. Ratisbonae 1690. 4. S. Acta Erudit. A. 1690. p. 468. — Grammatica Graeca et Electa Graeca ex optimis Linguae Auctoribus excerpta, Norimb. 1691. 8. S. Acta Erud. A. 1691. p. 265. wiederum aufgelegt 1714. 8. — Institutiones Latinae Linguae, P. I et II. Ratisbonae 1700. 8. S. Acta Erud. A. 1701. p. 17. und Gesneri Isagoge, T. I. §. 142. p. 160. (Geßner lobt sowohl die Griechische, als Lateinische Grammatik von unserem Ursinus.)

S. Saxii Onomast. litter. P. V. p. 394.

Ursini, Anna Maria, Prinzessin, Oberſthofmeisterin der Gemahlin König Philipp's V. in Spanien.

Ehe wir die Lebensgeschichte dieser Prinzessin, wie sie uns, nach den unten angezeigten Quellen, gegeben wird, hier, ohne Aenderung und Zusätze, mittheilen, schicken wir zur weiteren Beherzigung und Anwendung voraus, was wir den König der

Schweden, Guſtav III. in Abſicht auf das weibliche Regiment einſt urtheilen hörten oder von ihm laſen. Der ehemahlige König beyder Sicilien (Ferdinand) unterhielt den Schwediſchen Monarchen mit einer in einem kurz zuvor gehaltenen Staatsrathe geſchehenen Entſcheidung. Dieſer Fürſt fragte ihn: wer die Perſonen ſeyen, die gewöhnlich den Staatsrath ausmachten. Da Guſtav den Namen der Königin hörte, rief er aus: was? auch die Königin im Staatsrathe? Sie präſidirt? Gut, da muß es nur einen Boden, wie hier, und ein von der Natur ſo ſehr begünſtigtes Reich geben, als dieſes, weil es noch ungeachtet des Einfluſſes, welchen Weiber in die Regierung haben, beſtehet. Würde dieſe Schwachheit in Schweden eingeführt ſeyn, ſo wäre der Staat ſchon längſt umgeſtürzt. In den erſten Jahrzehenden des 18. Jahrh. war eine Damenregierung in der Welt, wie ſie wohl ſo bald nicht wieder kommen wird, und wohl ſchwerlich wieder mit ſo vielen perſönlichen Sonderbarkeiten kommen mag. Auf dem Engliſchen Throne ſaß die Prinzeſſin Anna, und nicht bloß eine Stufe tiefer unter ihr ſtand ihr Gemahl Prinz Georg von Dänemark. Kaiſer Carl VI. entſchloß ſich in wenigen Staatsſachen, ohne ſeine Schwägerin, die Witwe Kaiſer Joſeph's I. zu fragen, und wenn Ludwig XIV. auch nicht fragte, was Frau von Maintenon wollte, ſo that er oft ohne ſein Wiſſen, gerade was ſie nur vorher beſchloſſen hatte. Die Witwe Scarron regierte in aller Demuth. Sie trieb ihr Regiment noch ſtiller, aber auch allgewaltiger als Catharina in Rußland. Sie würde aber auch ihre Herrſchaft weit ſchneller verloren haben, als die Prinzeſſin Urſini in Spanien, wenn ſie im Herrſchen auch nur ſo halb laut geworden wäre, als jene, oder endlich ſo ganz laut, als dieſe.

Anna Maria de la Tremouille, nachmahlige Prinzeſſin Urſini, war eine Tochter des in den Minorennitätsunruhen Ludwig's XIV. bekannt gewordenen Herrn von Noirmoutier. Sie heyrathete einen Blaſius de Tayllerand, der ſich Prinz von Chalais nennen ließ. Als dieſer wegen einer Duellgeſchichte Frankreich verlaſſen mußte, begleitete ſie ihn nach Spanien, und von da nach Italien. Sie gieng voraus nach Rom, und unterdeß verlor ſie durch den Tod ihren Gemahl. Sie war jung und ſchön und witzig, und hatte viel Welt, und viel Anmuth und viel Sprache. Ihre genaueſte Bekanntſchaft zu Rom waren die Cardinäle von Bouillon und Detrées, und dieſe verſchafften ihr zu Rom einen neuen Gemahl, einen Witwer, der viel Reichthum und keine Kinder hatte, den Prinzen von Braccanio. Niemand verlor bey der neuen Vermählung, als ihr neuer Gemahl. Bald war ihr Palaſt zu Rom ein kleiner Hof, wo ſich alles Groſſe verſammelte, wo man von Herren und von Damen die beſte Geſellſchaft antraf. Die Cardinäle Bouillon und Detrées waren Mitregenten an dieſem Hofe; der Prinz von Braccanio ſelbſt verſchwand faſt, und ob ſchon alſo das häusliche Leben der hohen Herrſchaft nicht ganz einig war, ſo kam es doch nie zum

lauten Bruche. Beyde Theile waren es zufrieden, bisweilen von einander sich zu trennen. So bekam die Prinzessin Gelegenheit, zweymahl eine Reise nach Frankreich zu machen; und doch gewann sie nach ihrer Rückkunft ihren Gemahl wieder so sehr, daß er sie bey seinem 1698 erfolgten Tode als Universalerbin hinterließ. Die Güter desselben mußten zwar verkauft werden, um die Schulden zu bezahlen: das Herzogthum Braccanio kaufte für 2 Millionen der Neven des Papstes Innocens XI. aber noch war eine unsägliche Menge von Meubles, Silberzeug und Schmuck übrig, was der Prinzessin Ursini frey blieb. Den letztern Namen nämlich nahm sie an, seitdem das Herzogthum Braccanio verkauft war, weil der Päpstliche Nepote ausdrücklich die Bedingung gemacht hatte, sie müßte den Namen Braccanio aufgeben, und da ihr zweyter Gemahl zum Hause Ursini gehört hatte, so schien sie eben so viel Recht zu diesem Namen zu haben, als sie bisher zum Titel Herzogin von Braccanio gehabt hatte.

Sie war also Prinzessin Ursini in Rom, da man 1702 eine Oberst hofmeisterin für die neue Königin von Spanien, Gemahlin Philipp's V. suchte. Der Platz war höchst wichtig, und die Prinzessin vereinigte alle nur erwünschte Eigenschaften gerade so glücklich, daß man zu Versailles, wo die Sache zu entscheiden war, keinen Augenblick Anstand nahm, den Vorschlag zu billigen, den der Cardinal Detrées in ihrer Person machte. Man wollte nämlich für diesen Platz keine Französische und keine Spanische Dame haben. Sie war Beydes nicht, und hatte doch von beyden so viel, daß man das erwünschte von beyden vereinigt bey ihr antraf. Sie gehörte Frankreich an nach Geburt und Familie, und war lange genug in Frankreich gewesen, um am dortigen Hofe gekannt zu seyn, und Freunde am dortigen Hofe zu haben. Ueberdieß war sie mit der Familie der neuen Königin seit Langem her schon vertraut; mit dem Cardinal Portocarrero, auf den man hier vorzüglich zu sehen hatte, genau verbunden; Spanien kannte sie, denn sie war da gewesen. Schwerlich fand sich in irgend einer andern Dame auch nur die Hälfte alles dessen so vereinigt. Noch war sie auch gerade ihrem Alter und ihrer Gesundheit, und ganzen Figur nach, wie vom Himmel bestimmt für einen solchen Platz. Sie war mehr groß als klein, trefflich gewachsen, eine einnehmende Brünette mit blauen Augen, die sie sagen lassen konnte, was sie wollte. Ihr Anstand war ausserordentlich edel; sie hatte etwas Majestätisches, und dabey doch auch in den kleinsten und unbedeutendsten Dingen so viel körperliche und geistige Anmuth, daß ein scharfsinniger Beobachter versichert, nie Etwas dergleichen gesehen zu haben. Sie wußte höchst gefällig zu seyn, ohne sich irgend Etwas zu vergeben, oder ihre Gefälligkeiten zu sehr zu verschwenden. Sie wollte gefallen, um zu gefallen, und war unwiderstehlich, wenn sie einnehmen und gewinnen wollte; denn Wenige haben wohl noch, so wie sie, verstanden, ihre Menschen kennen zu lernen, und zu sehen, wie sie geführt werden müßten. Dabey

war ihre Unterhaltung bezaubernd und unerschöpflich: denn sie hatte viel in der Welt gesehen, und war längst gewohnt, die feinsten Gesellschaften und sogar einen kleinen Hof zu halten. Eine angenehme Stimme; eine höchst angenehme Sprache. In Allem, was sie sagte, eine höchst natürliche Beredtsamkeit. Sie sagte Alles, was sie sagen wollte, und sagte nie, was sie nicht sagen wollte; auch nicht der leichteste Wink entflog ihr wider ihren Willen. Es war eine Frau, wie es ihrer vielleicht noch Wenige gab. Immer gleicher Laune, immer gleich munter, und immer doch bis zur höchsten Verfeinerung schicklich, verschwiegen für sich und zuverlässig für ihre Freunde. Kam's denn aber auch auf Intriken an, so war Niemand so geschickt dazu, wie sie; sie hatte einen grossen Theil ihres Lebens in Rom zugebracht. Ihr Ehrgeiz, der groß war, gieng weit über das Gewöhnliche ihres Geschlechts, und weit auch über den gewöhnlichen Ehrgeiz der Männer; und dann besaß sie eine ausserordentliche Feinheit des Geistes, die sie aber gar nicht sehen ließ, und die ganze Kunst der politischen Combinationen verstand sie vortrefflich. Was ihr herrschender Fehler blieb, war Verliebtheit in ihre Person. Daher der Putz, der Schmuck, der ihr nicht mehr stand, und den sie doch von einem Alter zum andern immer über ihr Alter trieb. Da sie auch im Grunde hoch und stolz war, so gieng sie bey aller äussern Rechtschaffenheit, ohne sich Viel um die Mittel zu bekümmern, gerade auf ihre Zwecke los, und wie sie überhaupt, was sie einmahl wollte, nie halb wollte, so verlangte sie auch ausschließender Freund zu seyn. So ganz Freundin sie alsdann auch war, wenn sie es einmahl geworden war, so unversöhnlich war ihre Feindschaft. Man wird sich nicht wundern, daß eine Frau dieser Art über ein Jahrzehend lang die ganze Spanische Monarchie gleichsam öffentlich regiert hat.

Sie hatte gleich Anfangs, indeß sie sich ganz der Zuneigung der Königin von Spanien bemächtigte, gar nicht versäumt, auch den Französischen Hof zu gewinnen, und posttäglich mit dem kleinsten Detail von Allem, was die Königin betraf, nach Versailles Nachricht gegeben, auch ihre Königin, so viel möglich, zu erheben gesucht. Ihre Nachrichten waren an die Frau von Maintenon gerichtet; von dieser erhielt sie der König. Zu gleicher Zeit war sie höchst aufmerksam, auch die übrigen Correspondenzen, die ihr nach und nach immer mehr Einfluß und Wichtigkeit verschaffen sollten, zu unterhalten. Sie schrieb sehr pünctlich an den König Philipp, so lange dieser in Italien war; eben so pünctlich an die Königin, so lange sie daselbst war, und zugleich an die Schwester derselben, an die Herzogin von Burgund. Erst hatte sie nach Versailles nur persönliche Nachrichten gegeben von der Königin; dann schrieb sie bisweilen auch, was vorgieng; das führte denn endlich so natürlich auf Staatsangelegenheiten, daß sie von diesen schreiben zu können schien, ohne Ehrgeiz oder Ministerprätensionen zu zeigen. Sie schmeichelte dabey der Frau von Maintenon so fein und so stufenweise, daß

diese endlich glaubte, aller Credit, den die Prinzessin in Spanien erhalten, werde nur ihren Einfluß in die Spanischen Angelegenheiten vermehren. Und so entstand denn zwischen ihr und der Frau von Maintenon die innigste Verbindung; so kam es denn, daß endlich Alle gestürzt wurden, die Philipp V. auf den Spanischen Thron gesetzt hatten, und Alle, die ihn auf dem Spanischen Throne hätten erhalten können; so verloren endlich die Französischen Minister allen Einfluß auf Spanien, und alle Französische Ambassadeurs zu Madrid, die sich nicht der Prinzessin Ursini ganz überließen, konnten Nichts ausrichten. Waren nun aber einmahl alle diese Schritte gewonnen; den König selbst konnte man leicht von sich abhängig machen.

Doch die Herrlichkeit der Prinzessin schien von kurzer Dauer zu seyn; das unumschränkte Scepter über die Spanische Monarchie wurde ihr schon im J. 1704 plötzlich aus den Händen gewunden. Laute Klagen über die Herrsucht der Prinzessin kamen nach Frankreich; Ludwig XIV. war besorgt, sie dürfte leicht seinen phlegmatischen, lenksamen Enkel, König Philipp V. zu übereilten Schritten verleiten; er machte ihm daher die nachdrücklichsten Vorstellungen über die Nothwendigkeit, die Prinzessin zu entfernen. In einem Tone noch höherer Autorität schrieb Ludwig an die Königin, und befahl zu gleicher Zeit der Prinzessin, unverweilt Madrid, und sogleich ganz Spanien zu verlassen, und sich wieder nach Italien zu begeben. Das war ein Donnerschlag für die Königin, und ein Schlag für die Prinzessin, der sie aber — nicht niederstürzte. Sie ertrug ihr Unglück mit männlichem, überlegungsvollem Muthe. Nicht trotzig, um nicht noch mehr zu reizen, aber ohne entehrende Verzagtheit. Vierzehn Tage nach dem erhaltenen Befehl retirirte sie sich nach Alcala, sieben Meilen von Madrid hinweg, und erst nach fünf Wochen, so viele wiederhohlte Befehle auch kamen, konnte sie Zeit gewinnen, von Alcala aufzubrechen, und in ganz kleinen Tagereisen, und nach manchem neuen Aufenthalt unterweges, nach Bayonne zu reisen. Der König Philipp, der damahls gegen Portugal im Felde lag, sandte ihr 1500 Pistolen, ob sie schon sicher mehr Geld hatte, als er. Ganz langsam reiste die Prinzessin Italien zu, und bat unterweges unaufhörlich um Erlaubniß, nach Versailles kommen zu dürfen, um daselbst persönlich sich zu vertheidigen, und so wenig sie je dieses erhalten zu können hoffte, so gewiß konnte sie doch erwarten, dadurch vielleicht die Gnade zu erbitten in Frankreich zu bleiben, und so in der Nähe das Austoben eines Sturmes abzuwarten, der sich, wie Alles am Hofe, endlich auch ändern mußte. Sie erhielt dann endlich auch mit Mühe die Vergünstigung, in Toulouse zu bleiben.

Unterdeß giengen aber die Angelegenheiten von Spanien noch schlimmer, und die Königin von Spanien ergriff diese Gelegenheit, Ludwig XIV. in Ansehung der Prinzessin zu besänftigen, ohne gerade ihre Zurückberufung zu verlangen. Man schien

es auch in Versailles zu fühlen, was man den Umständen und einer so discret leisen Bitte schuldig sey, und es war klar, daß man die Königin, durch die doch einmahl Alles am Spanischen Hofe gieng, gerade vollends in den sturmvollen Zeiten, wie die damahligen waren, nicht auf's Aeusserste treiben dürfe. Ermüdet von Bitten und von Widersprüchen, und voll Sehnsucht, eine sichere Harmonie zwischen seinem und dem Spanischen Hofe zu erhalten, bewilligte endlich Ludwig, daß die Prinzessin nach Madrid zurückgehen durfte. Diese verlor, im Augenblick der Rückkehr zur Allmacht, eben so wenig die Fassung, als sie dieselbe bey ihrem Falle verloren hatte. Das intrigante Weib wollte ihre neue Herrschaft erst recht befestigen, und gegen künftige Stürme sichern. Daher gieng ihre Reise nicht nach Madrid, sondern nach Paris. Hier war ihr Empfang der glänzendste. Bey ihrer Wohnung war ein unglaublicher Zusammenlauf. Einer der Ersten, der hinlief, war selbst der Prinz, und nach dem Beyspiele des Prinzen lief Alles hin, was irgend von Grossen sie kannte. Die Gnade, die sie am Hofe genoß, wurde mit jedem Tage ausserordentlicher. Am 4. Januar war sie zu Paris angekommen, und nun wurde erklärt, sie werde bis in den April bey Hofe bleiben, um ihre Angelegenheiten in Ordnung zu bringen und für ihre Gesundheit zu sorgen. Sie hatte viele besondere und geheime Unterredungen mit dem Könige, mit der Frau von Maintenon und mit dem Herzoge von Burgund. Gieng der König nach Marly zurück, so war sie gewiß mit dabey, und Nichts glich alsdann auch der Miene des Triumphes, die sie annahm, und der steten Aufmerksamkeit, die ihr der König bewies. Sie wurde bald das Idol des Hofes, und sie schien ungewiß zu werden, ob sie nach Madrid zurückkehren sollte, so sehr fand sie alle ihre Erwartungen am Französischen Hofe übertroffen. Doch fand sie sich bald auch hier wieder. Sie wollte nur so lange zaudern, um sich von der Königin in Spanien recht bitten zu lassen. Sie wollte den Faden zwar ziehen, aber doch auch nicht so ziehen, daß er abreissen könne. Sie wollte nicht eher abgehen, bis sie es recht glorreich thun könne, und bis es rechte Wirkung gethan, was sie so oft und so nachdrücklich erklärte, wie unmöglich sie in ein Land, das sie vor Kurzem gedrungen, wie eine beschuldigte Missethäterin, verlassen, mit aller der Achtung zurückkehren könne, die das Interesse des Französischen und das Interesse des Spanischen Hofes erforderten, wenn sie nicht irgend einen öffentlichen Beweis der ihr geschenkten neuen Achtung erhalten sollte. Sie that alle diese Erklärungen so fein und so sanft, sie bezog sich so ganz bloß auf das, was nothwendig seyn werde, sie wählte ihre Worte so bescheiden, und war auf jede Wirkung, die dieses und jenes Wort haben könnte, so aufmerksam, daß endlich auch hier ein letzter Effect erfolgte, der alle Hoffnungen übertraf.

Alles war jetzt in Ordnung gebracht, alle Hindernisse be-

seitigt, die sie auf ihrem neuen Posten beschränken konnten, und nun kehrte sie in der Mitte des Julius 1705 im völligsten Triumphe nach Spanien zurück. Ihre Gewalt war von nun an unumschränkter, als jemahls. Sie präsidirte bey allen Berathschlagungen, ohne denselben gerade persönlich beyzuwohnen. Die Gesandten unterhandelten mit ihr, die Minister statteten ihr Bericht ab von Allem, was geschah, und was sie unternehmen wollten, und selbst die Generale zogen sie bey ihren Planen zu Rathe. Was sich nicht vor ihrem Scepter beugte, wurde entfernt oder gemißhandelt. Ihr Muth war im Kurzen so gestiegen, daß sie nicht mehr zufrieden war, unter dem Namen einer Obersthofmeisterin als Allmächtige in Spanien zu regieren, sondern sie wollte ein kleines Land haben, wo sie selbst auch unter ihrem Namen als souveraine Frau Befehle ertheilen könnte. Sie benützte den Zeitpunct, da der König von Spanien mit seinen noch übrigen Niederlanden dem exulirenden Churfürsten von Bayern ein Geschenk machte, und ließ bey diesem Geschenke sogleich die Stipulation beyfügen, daß ihr der Churfürst zum lebenslänglichen Genusse und zur lebenslänglichen souverainen Regierung ungefähr so viel Land einräumen müsse, als jährlich 100,000 Livres Revenüen abwerfen. Die neue Souverainetät hieß La Roche; so hieß nämlich der Hauptort derselben, und der gab der ganzen Herrschaft den Namen. Sie machte ein geschlossenes Territorium. Sie litt in der Folge verschiedene Veränderungen, und verschiedene Translocationen, bis sie endlich völlig wieder verschwand.

Die Prinzessin Ursini stand nun auf dem Gipfel der Herrlichkeit, Alles beugte sich vor ihr, und sie hielt ihr Reich für so befestigt, daß Nichts dasselbe erschüttern könnte. Allein das Schicksal, daß die sorgfältigsten und genausten Berechnungen der Menschen so oft durchstreicht, machte auch hier eine unerwartete Catastrophe. Die Königin, welche schon seit einiger Zeit kränklich war, wurde am 13. October 1713 von ihrem dritten Sohn entbunden und starb, einige Monathe nachher, am 14. Februar 1714, in der Blüthe ihrer Jahre. Der König beklagte zwar seine Gemahlin, weil er nicht ohne eine Frau leben konnte; allein eben deßhalb vergaß er sie auch bald, und gehörte wieder eben so ganz der Ersten, die sich seiner, wie seiner verstorbenen Gemahlin, bemächtigte. Die Prinzessin Ursini sorgte dafür, daß Niemand dieß vermochte, als sie. In einem Alter von 70 Jahren traute sie sich dennoch die Fähigkeit zu, die Wünsche Philipp's an ihre Person zu fesseln, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie Anfangs die Idee hatte, sich selbst neben ihm auf den Thron zu setzen. Um sich ganz und ausschließend des trägen und kraftlosen Monarchen zu bemächtigen, überredete sie ihn und den Hof, daß der Aufenthalt in dem Schlosse den Kummer des verlassenen Gemahls zu sehr nähren werde. Sie bestimmte ihn, für das Erste seine Wohnung in dem Palaste des Herzogs von Medina-Celi zu nehmen, dessen Besitzer vor eini-

gen Jahren gestorben war. Unter dem Vorwande, daß der König vor Kummer unfähig sey, selbst Anordnungen zu machen, unterzog sie sich diesem Geschäffte. Sie machte die Einrichtung ihren Absichten gemäß; theilte alle Befehle aus. Wie wenig sie dabey auf das Urtheil des Publicums und die Volksdenkungsart Rücksicht nahm, wird durch Folgendes vornehmlich in's Licht gesetzt. Der Palast, welchen der König beziehen sollte, war zu enge, und kein Gebäude in der Nähe, um dem Bedürfnisse abzuhelfen, als ein Kapuzinerkloster. Die Prinzessin bemächtigte sich dieses heiligen Gebäudes ohne Bedenken. Die Kapuziner mußten auswandern, die Altäre wurden niedergerissen, die Todten ausgegraben. Das Volk entsetzte sich über diese Gräuel und die Beobachter aus allen Ständen fanden dieß Verfahren höchst anstößig. Die Geistlichen schlugen ihre Hände zusammen, das Volk murrte, und die Grossen steckten ihre Köpfe zusammen. Die Prinzessin mußte diese Unzufriedenheit bemerken. Allein sie war zu sehr gewohnt, nach Willkühr zu handeln, und hielt sich so sehr über jedes Urtheil erhaben, daß sie auch nicht einen Augenblick Aufmerksamkeit darauf verwandte. Ueberdieß war der Cardinal del Giudice, der damahls nach ihrem Willen und Winken die Stelle eines ersten Ministers verwaltete, Vorsteher der heiligen Inquisition. Wenn diese solche Aergernisse ruhig ansah, wer mochte dann dem Frevel einer so mächtigen Sünderin Einhalt thun!

Das Amt einer Oberhofmeisterin der Kinder des Königs, welches sie sich hatte ertheilen lassen, gab ihr Recht und Veranlassung, beständig um den König selbst zu seyn. Sie bemächtigte sich seiner so vollkommen, daß er fast mit Niemand umgieng, als mit ihr, daß er auf Niemand hörte, als auf sie; von Niemand Bericht oder Rath annahm, als von ihr. Sie genoß Vorrechte und machte Anmaßungen, die bis dahin nie eine Privatperson in Spanien genossen hatte, und die daher die Grossen des Hofes höchst erbitterten. Daß sie Alles nach ihrem Willen regierte, konnte man noch wohl ertragen; aber daß sie mit dem Könige an einem Tische speisen und sich mehrere ähnliche Vertraulichkeiten in ihrem Umgange mit dem Könige, vor den Augen des ganzen Hofes, erlauben durfte, das konnte ihr unmöglich verziehen werden; um so weniger, da es Niemand wagen durfte, öffentlich auch nur eine Bemerkung darüber zu machen.

Bey der völligen Gewalt, die sie über den König ausübte, und den mancherley ungewöhnlichen Anmaßungen, die sie sich erlauben durfte, scheint es nicht unwahrscheinlich, daß sich die Idee, Königin von Spanien werden zu können, noch einige Zeit bey ihr erhielt. Ueberzeugte sie sich auch bald, daß sie nicht im Stande seyn werde, alle Anforderungen, welche Philipp an seine Gemahlin zu machen gewohnt war, seinem Bedürfnisse und seiner Erwartung gemäß zu befriedigen; so hoffte sie dieser Inconvenienz auf eine andere Weise abhelfen zu können. Ihre

Abſicht gieng nur auf die Theilung ſeiner Königsgewalt und den Sitz neben ihm auf dem Throne. Ihre Stelle in ſeinem Schlafgemache würde ſie dann wohl einer Andern überlaſſen haben. Wenigſtens ſcheint, was in dieſer Rückſicht hin und wieder angemerkt wird, mit ihrem übrigen Character nicht ſo unvereinbar zu ſeyn, daß man es, wenn es unerwieſen iſt, auch als unwahrſcheinlich verwerfen müßte. So viel iſt wohl gewiß, daß man im Cabinet zu Verſailles einen ſolchen Plan bey ihr vorausſetzte, und ſich deßhalb beeiferte, dem Könige Philipp Vorſchläge zu einer zweyten Verheyrathung zu thun.

Wenn nach und nach die Phantaſie der Prinzeſſin etwas kühler wurde und einer ruhigen Ueberlegung Raum ließ, ſo ſcheint es, ſah ſie ein, daß ſie, ohne die Zuſtimmung Ludwig's XIV. den Beſitz der Krone doch nicht würde erhalten können, und daß dieſe Zuſtimmung ſchwerlich jemahls würde zu erlangen ſeyn. Vielleicht überzeugte ſie ſich auch, daß die religiöſe Denkungsart Philipp's ihr die Ausführung ihres Plans ſehr erſchweren würde. So ſehr er das Bedürfniß einer treuen Lebensgefährtin fühlte; ſo ſehr verabſcheute er den Ehebruch und ein Concubinat. Jene ſtarken, ſtets regen Begehrungen, in Verbindung mit dieſem Abſcheu, waren es, welche ihn ſo abhängig von ſeiner Frau machten; ſie mußten aber auch zu einem unüberwindlichen Hinderniſſe gegen eine Heyrath dienen, durch welche er ein Bedürfniß nicht zu befriedigen vermochte, was ihn allein zu einer Verheyrathung beſtimmen konnte. Wenn nun die Fürſtin Urſini die Nothwendigkeit erkannte, von der Königskrone ihre Hand zurückzuziehen; ſo mußte ihre Sorge deſto emſiger dahin gerichtet ſeyn, bey einer zweyten Verbindung die Macht in der Hand zu behalten, welcher ſie ſich bereits ſo vollkommen verſichert hatte. Nur eine Königin konnte ihr gefährlich werden; daher konnte ſie nur eine Königin wählen, die, wie alles Uebrige, in dem Zuſtande der Abhängigkeit von ihr bleiben mußte. Sie erwog die verſchiedenen Vorſchläge, welche ihr in dieſer Hinſicht geſchehen waren. Lange konnte ſie zu keiner Beſtimmung kommen; endlich fühlte ſie ſich für die Erwählung einer Bayeriſchen Prinzeſſin am Geneigteſten.

Damahls fieng der in der Folge ſo mächtig gewordene Cardinal Alberoni an, am Spaniſchen Hofe eine bedeutende Rolle zu ſpielen. Er wurde von der Prinzeſſin begünſtigt und erhoben, und — aus Dankbarkeit arbeitete er in Geheim an ihrem Sturze. Dazu ſchien ihm die Heyrathsgeſchichte des Königs eine erwünſchte Veranlaſſung zu ſeyn. Es ſollte, nach ſeinem Plane, eine Prinzeſſin von Parma, die zugleich die wahrſcheinliche Erbin dieſes Landes war, dem Könige zur Frau gegeben werden. Dieſe Verbindung mußte durch ihn negotiirt werden. Bey einer Königin, die es durch ihn geworden und ſeine Landsmännin war, hoffte er, nicht ohne Grund, einen unmittelbaren Einfluß zu erhalten, welcher den Einfluß, den die Fürſtin Urſini auf die Staatsverwaltung ausſchließend behauptet hatte, um die Hälfte

wenigstens sogleich vermindern und in Kurzem ganz vernichten werde. Es kam nur darauf an, die Prinzessin Ursini für diese Heyrath zu bestimmen und dieß schien, auch bey einer mindern Beredtsamkeit als der seinigen, so schwierig nicht. Sie hielt sich seiner vollkommensten Ergebenheit gewiß, und konnte seine eigentliche Absicht auch nicht von der Ferne ahnen. Bey einer Unterredung, die er unvermerkt auf diesen Gegenstand lenkte, that er ihr den Vorschlag dieser Verbindung, als einer in dem Augenblicke aufgegriffenen Idee. Zur Empfehlung derselben führte er an: daß es für Spanien sehr vortheilhaft seyn müsse, sich wieder in Italien festzusetzen. Als von ungefähr verlor er sich in einer Schilderung des liebenswürdigen anspruchlosen Characters der Prinzessin; der guten Erziehung, welche sie genossen, und wodurch sie von Kindheit an zur Sittsamkeit und Folgsamkeit angehalten worden sey. Endlich warf er noch hin, daß eine solche Heyrath keine nachtheiligen auswärtigen Verhältnisse, oder einen auswärtigen Einfluß in die Regierung nach sich ziehen könne, als z. B. eine Verbindung mit Portugal, Frankreich oder Oestreich zur unvermeidlichen Folge zu haben scheine. Diese Winke giengen für die Prinzessin Ursini nicht verloren. Ehrsüchtige und intrikenvolle Menschen werden sich nie ein völliges Vertrauen schenken, weil sie sich stets gegenseitig nur als Mittel zu ihren Zwecken behandeln. Wie sich Alberoni hütete, ihr seine geheimen Absichten zu entdecken, so verbarg auch die Prinzessin sorgfältig die Betrachtungen, welche durch diesen Vortrag bey ihr veranlaßt worden waren. Sie griff bloß die Vortheile für den Staat, welche aus dieser Verbindung zu erwarten standen, auf, und fand sie erheblich genug, sich für dieselbe zu erklären.

Ihr Geschäfft war es nun, diesen Beschluß dem Könige so vorzutragen, daß er ihn zu dem seinigen machte. Alberoni übernahm es, zu Folge ihrer Aufforderung, unter der Hand bey dem Hofe zu Parma, mit dem Alberoni in Verbindung stand, nachzufragen. Man verabredete zugleich das sorgfältigste Geheimniß, um den Hindernissen, welche von andern Mächten dieser Heyrath in den Weg gelegt werden könnten, möglichst vorzubauen. Mit der größten Behutsamkeit und vollkommen unter der Hülle des Geheimnisses unterhandelte nun Alberoni diese Verbindung mit dem Oheime der auserwählten Prinzessin, dem regierenden Herzoge von Parma. Er fand hier eben so wenig Schwierigkeiten, als die Prinzessin Ursini bey dem Könige. Philipp war es längst gewohnt, durch ihre Vorschläge seinen Willen bestimmen zu lassen. Es wurde ihr jetzt um so leichter, da sie nicht unterlassen hatte, seine Sinnlichkeit durch eine Beschreibung ihrer Schönheit und Reize, wie sie wußte, daß er sie liebte, zu erregen.

Bisher hatte man auch selbst dem Französischen Hofe Nichts von dieser Unterhandlung mitgetheilt. Erst da sie zum Schluß gediehen war, machte man sie dem Gesandten Ludwig's officiell bekannt. Man kümmerte sich wenig darum, wie der alte Lud-

wig, der sich so gern noch eine Bestimmung über alle Handlungen und Entschlüsse seines Enkels anmaßte, sich etwas empfindlich darüber äusserte, daß man diese Angelegenheit ohne sein Zuthun zu Stande gebracht hatte. Alberoni hielt es indessen nicht für unnöthig, sich bey Ludwig mit dem ausdrücklichen Verlangen der Prinzessin Ursini, des Stillschweigens wegen, zu entschuldigen. Die herrschsüchtige Frau war es lange nicht mehr gewohnt, Rücksichten auf Frankreich zu nehmen; sie wandte daher keine erhebliche Sorgfalt auf ihre Rechtfertigung. Dieß erwartete Alberoni und veranlaßte es, damit sie ihm selbst bey der Ausführung seines Plans in die Hand arbeiten sollte. Die Eigenmacht und Allgewalt der Günstlingin hatte zu Versailles wieder von Neuem grosses Mißfallen erregt. Längst wurden eine Französische Partey und Intriken zu Madrid unterhalten, um ihr Ansehen zu untergraben. Alberoni näherte sich unvermerkt dieser Französischen Faction. Indem die Ursini keinen treuern Anhänger und Schildknappen zu haben wähnte, als ihren lieben Abbé, suchte er sich in Geheim täglich mehr als den treuesten Diener Ludwig's XIV. zu bewähren, wurde unter die Zahl seiner geheimen vertrauten Räthe am Spanischen Hofe aufgenommen, und bereitete sich auf diese Weise eine wirksame Partey, zu welcher er jedoch nur im Nothfalle seine Zuflucht zu nehmen gedachte. Indem er sich hier den Rücken zu decken suchte, bereitete er seinen eigentlichen Operationsplan immer mehr vor. Das Verhältniß des Vertrauens, worin er zu der Prinzessin Ursini stand, gab ihm Gelegenheit, sich auch dem Könige immer mehr zu nähern und sich seines Vertrauens und seiner Gunst zu bemächtigen. Das Geheimniß der Heyrathsunterhandlungen, worin sie alle drey, aber auch sie drey nur eingeweiht waren, verband ihn mit dem einen, wie der andern täglich näher und fester, und erleichterte ihm auch hier die Vorbereitung zu dem Plane, den er im Kurzen auszuführen gedachte. Indessen hatte Ludwig die ihm von Alberoni in's Licht gesetzten Vortheile dieser Heyrath für das Haus Bourbon erwogen und seine Zustimmung gegeben. Der Papst war ebenfalls in Rath gezogen und dafür gewonnen. Die Verbindung wurde nun öffentlich erklärt, und alles Widerspruchs, in's Besondere Oestreichs, unerachtet, durch den Cardinal Aquaviva am 14. September 1714 vollzogen. Bald nachher reiste die junge Königin, in Begleitung eben dieses Cardinals, um die Oestreichischen Staaten zu vermeiden, zu Wasser bis nach Genua; wo er sie dem Marquis de los Balbyes, der von Madrid aus dahin gesandt war, überlieferte. Der Plan war, sie von hieraus die Reise nach Spanien ebenfalls zur See fortsetzen zu lassen. Allein die junge Königin hatte sich auf jener kurzen Seefahrt so übel befunden, und dadurch einen so lebhaften Widerwillen gegen die Wasserreisen bekommen, daß man sich entschliessen mußte, sie ihre Reise zu Lande fortsetzen zu lassen. In sehr mäßigen Tagereisen gieng sie nun durch das südliche Frankreich; hatte zu

Bayonne eine Zusammenkunft mit der verwitweten Königin, und setzte dann ihre Reise, unter Begleitung des Herzogs von Medina Sidonia, bis Xadraquez fort, wohin ihr die Prinzessin Ursini zu ihrer Bewillkommung entgegen gegangen war. Hier harrte sie der jungen Königin mit dem Vorsatze, sie gleich bey ihrem Empfange in das Verhältniß zu setzen, in welchem sie dieselbe zu sich erhalten wollte. Nach dem Bilde, welches ihr der Abbé Alberoni von der Ankommenden gemacht hatte, hielt sie ein decidirtes, imponirendes Wesen dazu am Allergeschicktesten. Sie hielt sie für ein Kind, das mit der Welt völlig unbekannt, von den Verhältnissen, worein sie trat, nur erst durch sie, ihre künftige Obersthofmeisterin, unterrichtet werden solle. Sie glaubte, dafür gesorgt zu haben, daß sie auf ihrer Reise von Niemanden Auskunft erhielte, über nichts aufgeklärt würde. Daß dieß dort nicht bereits geschehen sey, davon war sie durch Alberoni versichert worden, und dieser stand jetzt bey ihr so entschieden im Vertrauen, daß sie an seine Versicherungen mit der vollkommensten Zuversicht glaubte.

Nie war indessen ein Vertrauen mehr hintergangen, als das ihrige. Alberoni hatte sie vollkommen überlistet, und unter der Zeit, da sie darauf dachte, durch diese neue Heyrath des Königs ihre Herrschaft über den König noch mehr zu befestigen, die zweckmäßigsten Vorkehrungen gemacht, sie ihr für immer zu entreissen. Er hatte dafür gesorgt, daß die Prinzessin vor ihrer Abreise auf das Genaueste von dem Character und Verhältnisse der Prinzessin Ursini unterrichtet wurde. Er kannte ihren hochfahrenden Geist, ihr muthvolles und entschlossenes Gemüth. Er kannte den König und wußte, daß er nur durch Ueberraschung bestimmt werden könne. War die Prinzessin Ursini bey ihm, so war ohne Zweifel jeder Versuch, sie zu entfernen, vergebens. Der König empfand zwar ihre Herrschaft zuweilen; allein es war ihm durch Gewohnheit zur andern Natur geworden, unter ihr zu stehen. So lange sie blieb, was sie war, konnte Alberoni nur eine untergeordnete Rolle spielen. War sie entfernt, so schien es ihm ein Leichtes, durch die Königin allmächtig zu werden. Er legte seinen Plan mit behutsamer, aber fester Hand an und führte ihn mit einer seltenen Kraft aus.

Die Prinzessin Ursini, die von alle dem nichts ahnete, war kaum abgereist, als Alberoni zum Könige gieng und ihm einen Brief von seiner jungen Gemahlin überreichte. In diesem fand der König, neben den Ausdrücken des zärtlichsten Verlangens, die Erklärung: daß sie, so sehnlich sie auch ihre Vereinigung mit ihm wünsche, doch nur unter der Bedingung zu ihm kommen könne, daß er die Prinzessin Ursini von seiner Person und dem Hofe entferne. Alberoni's listige Beredtsamkeit unterstützte diesen Antrag. Der Französische Bothschafter wirkte ebenfalls nachdrücklich mit; — Philipp's Entschluß war ohne Mühe bestimmt. Er unterschrieb die nöthigen Befehle; und Alberoni machte sich nun ebenfalls eiligst auf, als ausserordentlicher

Gesandter ihres Oheims (wozu er so eben, mit der Würde eines Grafen, erhoben war) die junge Königin zu empfangen. Indem er der Prinzessin Ursini voran nach Barcelona eilte, erhob sich der König nach Guadalaxara, wo er sein Beylager mit ihr vollziehen wollte. Alberoni unterrichtete indessen die junge Königin von seinem Entwurf zur Entfernung der Prinzessin Ursini und fand an ihr eine über alle Erwartung gelehrige Schülerin. Sie war zu Nichts weniger geneigt, als sich auf dem Throne beherrschen zu lassen. Sie selbst wollte herrschen und allein herrschen. Ihre Phantasie war mit dieser Vorstellung erfüllt. Die Schilderung ihres künftigen Gemahls hatte ihr eine Aussicht eröffnet, die zu reizend für sie war, als daß sie sich dieselbe mit Gleichgültigkeit hätte können verdunkeln, oder gar verschliessen lassen. Es bedurfte daher keiner Ueberredung, um sie zu einem Entschlusse zu bestimmen, den ihre lebendigste Bestrebung von selbst hervorbrachte. Sie faßte ihre Rolle mit einer solchen Leichtigkeit auf, und führte sie mit vieler Sicherheit aus, daß man Nichts weniger als den ersten Versuch darin erkennen konnte. Die Prinzessin Ursini erleichterte ihr freylich die Ausführung durch ihr Betragen sehr. Sie hatte dasselbe nach den falschen Voraussetzungen von dem Character der jungen Königin berechnet. Nicht nur stellte sie sich ihr gleich als ihre Obersthofmeisterin dar; sondern gedachte sich auch als solche gleich bey ihr in Ansehen zu setzen. In dieser Absicht empfieng sie dieselbe gleich mit ziemlich unfreundlichen Vorwürfen über die saumselige Fortsetzung ihrer Reise, tadelte ihren Kopfputz und übrige Kleidung, und hob an, ihr eine lange Vorlesung im Gouvernantentone über ihren Anzug, ihr Betragen und ihre ganze Lebensart zu halten. Die Königin hörte sie eine Zeitlang an, ohne sie einer Anrede, oder Antwort zu würdigen. Dann drehte sie ihr den Rücken zu. Als die Obersthofmeisterin auch diesen Wink nicht verstehen wollte, sondern nur mit erhöhetem Eifer in ihrer Vorlesung fortfuhr, brach die Ungeduld der Königin mit grosser Heftigkeit aus. Sie befahl ihr, sich zu entfernen, und als die Prinzessin, darüber bestürzt, zögerte, rief die Königin den Commandanten der Leibwache, der sie von der Spanischen Gränze an begleitet hatte, und befahl ihm, die Prinzessin zu verhaften, so wie sie da sey, in ihren Wagen zu setzen und über die Gränze zu führen.

So sehr die Prinzessin durch diesen Befehl überrascht wurde, so verlor sie dennoch die Gegenwart des Geistes nicht. Sie erklärte mit ziemlicher Fassung: sie sey bereit, dem Befehle zu gehorchen und sich zu entfernen; aber nicht ausser Landes, sondern zurück zum Könige. Von ihm wolle sie erst die Bestätigung des Befehls der Königin hören. Jetzt trat der Oberste der Garde herbey und zeigte ihr den Königlichen Befehl zu ihrer Verhaftung und Deportirung. Nunmehr war auch ihre Besonnenheit und ihr Muth dahin. Ein Strom von Thränen stürzte aus ihren Augen, sie hüllte ihr Gesicht in ihr Schnupftuch und ver-

ließ schluchzend das Zimmer. Ohne Aufschub wurde sie in ihren Wagen geschafft und genöthigt, mit Zurücklassung ihres Gepäcks und ihrer Papiere, eine weite Reise ohne alle dazu erforderliche Bequemlichkeiten in einer kalten Winternacht anzutreten und dieselbe ununterbrochen, in dem schlechtesten Wetter und über die beschwerlichsten und gefahrvollesten Wege, von einem Detaschement der Garde als eine Gefangene begleitet, bis über die Spanische Gränze hinaus fortzusetzen.

Dieser Meisterstreich, womit die junge Königin auftrat, setzte den Hof und das ganze Reich in Erstaunen, sie selbst aber in Achtung und Gunst. Die Prinzessin Ursini war, besonders dem hohen Adel, sehr verhaßt; ihre Entfernung sah man als eine Befreyung von einer lästigen und erniedrigenden Tyranney an. Der König vergaß, über dem Anblick dieser jungen reizenden Gemahlin, die alte Frau um so leichter, da er ihre Herrschsucht doch auch, besonders in der letzten Zeit, etwas lästig gefunden hatte. Alberoni suchte seinen Antheil an dieser Intrike auch nach ihrer Entfernung noch hinter einer scheinbaren Verwendung zu ihrem Besten zu verstecken. Er war es hauptsächlich, der dafür sorgte, daß ihr alle ihre Effecten, Papiere, ihr ganzes Vermögen nachgeschickt wurde. Er übermachte ihr ein Handschreiben von dem Könige, worin dieser der Verjagten die Fortdauer seiner Gnade und eine lebenslängliche Pension versicherte.

Die Prinzessin Ursini hatte den Boden Frankreichs mit dem Vorsatze betreten, nach Versailles zu gehen, um, wie sie nicht zweifelte, durch die Verwendung des Königs und ihrer Freundin, der Frau von Maintenon, die Wiederherstellung in ihre Aemter und Verhältnisse zu erlangen und sich dann an der Königin und ihren Feinden, wer sie auch sein mochten, auf das Empfindlichste zu rächen. Allein wider alle ihre Erwartung verbat der Französische Hof ihren Besuch, und ließ ihr unter der Hand den Rath geben, Frankreich so bald als möglich zu verlassen. Die Prinzessin begab sich nun nach Italien: wohin ihr ihre Effecten bald folgten, und lebte in Rom von dem in Spanien während ihrer Herrschaft zusammengehäuften Schätzen, und einer Spanischen und Französischen Pension, mit vieler Pracht: jedoch wohl nicht ohne heimlichen Kummer über den Verlust ihrer Allmacht. Endlich rief sie der Tod, im J. 1722, von dem Schauplatze der Welt ab, auf dem sie eine so glänzende Rolle gespielt hatte.

S. Götting. histor. Magazin, Bd. 4. St. 3. S. 548. St. 4. S. 569. (auch ebendaselbst S. 517.) Woltmann's Geschichte und Politik, J. 1801. St. 1. und Baur's Lebensgemählde, Bd. 1. S. 126.

Ursinus, Johann Friedrich, Magister der Philosophie und Pfarrer zu Boritz in Chursachsen, im Meißner Kreise und Kreisamtsbezirke, rühmlich bekannt durch seine Uebersetzung von Dithe

mar's, Bischofs zu Mersebnrg, Chronik in 8 Büchern, nebst dessen Lebensbeschreibung, aus der Lateinischen in die Teutsche Sprache übersetzt und mit Anmerkungen erläutert. Dresden 1790. 8. und durch seine, die Sächsische Geschichte betreffenden Collectaneen, welche zum Theil bey seinen Lebzeiten, zum Theil nach seinem Tode in die Churfürstliche Bibliothek nach Dresden gekommen sind. Seine Uebersetzung der Dithmarschen Chronik ist darum sehr verdienstlich, weil unter allen prosaischen Schriftstellern des Mittelalters kein einziger so schwer zu verstehen ist, als Dithmar. Eine critische Ausgabe des Lateinischen Originals hat er ganz druckfertig hinterlassen. Die Anmerkungen dazu hat sein gelehrter Schwager, der verstorbene Conrector Wagner zu Mersebnrg, seiner Ausgabe des Dithmar's beygefügt, welche unter folgender Aufschrift erschienen ist: Dithmari, Episcopi Merseburgensis, Chronicon ad fidem Codicis, qui in tabulario Regio Dresdae servatur, denuo recensuit, I. F. *Ursini*, I. F. A. Kinderlingii et A. C. Wedekindii, (nec non A. de Vignoles), passim et suas adjecit notas Iohan. Augustin. Wagner etc. Norimb. 1807. 4.

Seine übrigen vornehmsten Schriften sind: Etwas von der eigentlichen Lage des alten Böhmischen und schon längst zerstörten Schlosses Gnozdeck bey der Stadt Meissen, Chemn. 1778. 8. S. Dresdn. gel. Anz. 1779. S. 319. — Historische Untersuchung des Ursprungs der Kirche und des Klosters St. Afra in Meissen, aus zuverlässigen und noch ungedruckt gewesenen Urkunden, Leipz. 1780. 8. S. Wittenb. gel. Nachr. 1782. S. 683. — Geschichte der Domkirche zu Meissen, aus ihren Grabmählern historisch und diplomatisch erläutert, Dresd. 1782. 4. S. Allg. Teutsche Bibl. Bd. 55. S. 238. Wittenb. Magazin 1783. S. 182. — Johann Weißens, ersten Evangelischen Lutherischen Stadtpfarrers in Meissen, Lebensbeschreibung, Dresd. 1784. 4. S. Ebend. Bd. 69. S. 207. — Diplomatische Geschichte der Dompröpste des hohen freyen Stifts Meissen; im Journal für Sachsen 1792. Heft 7. S. 559. Heft 8. S. 633. Heft 9. S. 721.

Er starb am 9. Januar 1796.

S. und vergl. Ladvocat, Th. 9. S. 1033. und von seinen Manuscripten Weinart's Litteratur der Statistik von Sachsen, S. 121. 126. 127. 128. 129. 142. 143. 156. 161.

Ussermann, Aemilian, ein gelehrter Benedictiner und Aufseher der Klosterbibliothek zu St. Blasien, geboren am 30. October 1737 zu St. Ulrich auf dem Schwarzwalde, und gestorben in seinem Geburtsmonathe 1798.

Er hat sich als Litterator und Historiker berühmt gemacht. Er theilte nämlich der Welt mehrere historisch-litterarische Werke mit, welche von seiner gründlichen Gelehrsamkeit zeugen. Am Verdientesten machte er sich durch das wichtige Werk: Episcopatus Wirceburgensis sub metropoli Moguntina, chronologice et diplomatice illustratus, 1794. 4. welches der erste Band eines

Germania sacra oder Geschichte aller Bisthümer in Teutschland ist, wozu der durch seine Schriften so berühmte Fürstabt Gerbert zu St. Blasien schon 1784 den Plan entworfen hatte. Er hat sich durch diese Arbeit um die Aufklärung der Teutschen Geschichte unläugbare Verdienste erworben.

S. Ladvocat, Th. 9. S. 1034. und Meusel's gel. Teutschl.

Usteri, Leonhard, Professor der Logik und Rhetorik am Collegio Humanitatis, auch Bibliothekar zu Zürich, geboren daselbst im J. 1741 und gestorben am 6. May 1789.

Er ist als Stifter der Züricher Töchterschule, und als der eifrigste Beförderer aller guten Anstalten bey der dasigen Realschule, auch unter andern als Verfasser der Preisschrift: Anleitung in Absicht auf die Zäune, Zürich 1764 bekannt.

Usteri besaß nicht nur viel Genie und Gelehrsamkeit, sondern auch einen unparteyischen Prüfungsgeist, Wahrheitssinn und Tugendeifer.

S. Intelligenzblatt der allgem. Litter. Zeitung, J. 1789. Nr. 78.

Uz *), Johann Peter, Königl. Preussischer geheimer Justizrath und Director des neuerrichteten Königlich Preussischen, vorher Kaiserlichen, Landgerichts zu Ansbach, ein Dichter der ersten Grösse, ein classischer Sänger der Weisheit und zärtlicher Empfindungen, dessen Namen alle Freunde des Schönen und Guten stets mit hoher Würdigung und Preis aussprechen werden. Er erblickte das Licht der Welt am 3. October 1720 zu Ansbach. Sein Vater Friedrich August, ein Goldarbeiter, war auch Inspector des damahligen Fürstlichen Laboratoriums, und der Lederfabrik zu Flachsland, und seine Mutter Elisabeth, eine geborne Reisenleiter. Der Werth der Aeltern läßt sich aus der grossen Liebe und Verehrung abnehmen, die der Sohn zeitlebens ihrem Andenken zollte. Es wurde Nichts versäumt, was zu seiner Ausbildung dienen konnte; aber er verlor seinen Vater schon in früher Kindheit. Früh zeigte sich bey ihm, wie bey Salomo Geßner, entschiedene Neigung zur Mahlerey und zur Poesie. Ein glückliches Loos hatte die schönen Künste, besonders Zeichnung und Mahlerey, unter seiner Familie gleichsam erblich gemacht. Die beyden Hofmahler Fillisch, Vater und Sohn, waren seine sehr nahen Verwandten von mütterlicher Seite; sein Bruder erlernte die Mahlerey als sein Gewerbe und der Kammermahler Feuerlein war Uz's Pathe. Kein Wunder, daß dem

*) Der Name Uz wurde mit einem gedehnten u, wie Uhz, ausgesprochen, so auffallend es ist, daß dieser Name nicht mit einem tz geschrieben wird, da er als ein alter Familienname aus einer Zeit herrührt, wo noch nicht, wie es von einigen Neuern geschehen ist, das tz nach einem Vocal aus der Teutschen Orthographie auszustoßen versucht war. Daher also diese der Analogie der Teutschen Orthographie zuwiderlaufende Schreibart eines Familiennamens, die freylich unter allen Nationen den allgemeinen Regeln der eingeführten Rechtschreibung nicht unterworfen sind.

Knaben das hohe Gefühl für das Schöne eingeflößt, und die Zeichnungskunst und Mahlerey in seiner Jugend seine Lieblingsbeschäfftigung wurden. Vielleicht würde auch der Böotische Pindar nicht der unerreichliche Odendichter geworden seyn, hätte sich nicht schon Einer seiner Voraltern in der lyrischen Poesie hervorgethan, und wäre nicht sein Vater ein Flötenspieler gewesen. Als sich seine Fähigkeiten weiter entwickelten, wurde er zum Studieren bestimmt, und er besuchte das Ansbachische Gymnasium, auf welchem er sich vornehmlich nach den besten Mustern Griechenlandes und Roms bildete: die Neigung zur Poesie erhielt vor jener zur Mahlerey die Oberhand; Anakreon und Horaz waren seine Lieblinge, welche er beständig bey sich führte. In seinem 19. Jahre, 1739, bezog er die Universität zu Halle, fest entschlossen, sich zu einem gründlichen Juristen zu bilden, und er erfüllte treu sein Gelübde. Vorerst studierte er die Philosophie, anfänglich unter Alexander Baumgarten, nach dessen Abzug aber unter dem neuangekommenen berühmten Wolff; dann Geschichte unter Schmeitzel, und endlich die Rechtsgelehrsamkeit unter Ludewig, Heineccius und Böhmer. Aber in seiner schönsten Kunst blieb er sein eigener Lehrer, wie alle Günstlinge der Musen von jeher. Indeß trug doch Baumgarten's Dissertatio de nonnullis ad poema pertinentibus sehr viel bey; Uz studierte sie für sich, und machte Anmerkungen darüber. Eben damahls studierte auch Gleim in Halle, und ein für die Wissenschaften glückliches Geschick führte die beyden Jünglinge zusammen. Uz fragte nämlich einst im Rengerschen Buchladen nach Bodmer's Gedanken über die Beredsamkeit. Das Buch war nicht vorhanden, aber Gleim, der eben gegenwärtig war, und Uz'en hier zum ersten Mahl sah, besaß es und bot es diesem zum Lesen an. Uz gieng mit Gleim, und in der ersten Stunde war der Bund geschlossen; die Harmonie ihrer Dichtergabe und ihrer Herzen stiftete eine Freundschaft zwischen ihnen, welche bis in ihr hohes Alter dauerte, und die Nachwelt eben so sehr, als Beyder unsterbliche Werke, verehren wird. Diese beyden Freunde lasen die vortrefflichsten Schriften der Alten und Neuern gemeinschaftlich, und theilten sich einander ihre Bemerkungen mit. Ihr akademischer Aufenthalt fiel in den für die Teutsche Litteratur unvergeßlichen Zeitpunct, wo die gesundere Critik sich von Zürich aus über Teutschland verbreitete, und wo man anfieng, die Teutsche Poesie, die bis dahin fast durchaus einer handwerksartigen Meistersängerey geglichen hatte, mit bessern Versuchen zu bereichern. Der liebliche Dichter Nicolaus Götz war damahls eben auch in Halle, und schloß sich an Gleim und Uz an; an einem frühverstorbenen Freunde Rudnick aus Danzig, der grossen Scharfsinn im Studium der Philosophie und der schönen Litteratur zeigte, hatten sie noch einen Gesellschafter, dem Uz Vieles schuldig zu seyn glaubt *). Und so widmete sich der Musenkunst

*) Rudnick studierte in Jena, besonders unter dem Philosophen Heinrich Köhler. Nach seines Vaters Tode nahm ihm sein Bruder beynahe alles

hier ein kleiner Zirkel feinfühlender Jünglinge, während deß zu eben der Zeit einige Meilen davon die Gärtner, Schlegel, Klopstock, Ebert, und Andere, dasselbe thaten. Was hat Teutschland nicht diesem Zusammentreffen edler akademischer Jünglinge zu danken gehabt! — Uz übersetzte in Halle in seinen Nebenstunden; (denn er studierte die Rechte sehr ernsthaft) einige Stücke aus dem Homer, Pindar und Anakreon, und er nahm thätigen Antheil an Götz's Uebersetzung dieses letztern Dichters: Götz war es auch, der diese gemeinschaftl. Uebersetzung, wiewohl ohne Uz's Vorwissen, im J. 1746 zu Carlsruhe herausgegeben hat. Schon um diese Zeit versuchte Uz die Griechischen Sylbenmaße im Teutschen nachzuahmen; allein damahls kannte man die wahre Natur der Teutschen Quantität noch zu wenig; Uz wollte die Regeln der Lateinischen Prosodie, selbst die Position, auf sie anwenden, und so konnte ihm natürlich kein längerer Versuch gelingen. Ein Gedicht von Pyra, das Wort des Höchsten, gab auch Gelegenheit zu einem Gespräch zwischen Gleim und Uz über den reimlosen Vers. Da Uz der Meynung war, man müsse versuchen, den reinen Versbau der Alten wieder herzustellen, so entstand seine Ode, der Frühling:

Ich will, vom Weine berauscht, die Lust der Erde besingen,
Ihr Schönen, eure gefährliche Lust,
Den Frühling, welcher anitzt, durch Florens Hände bekränzet,
Siegprangend unsre Gefilde beherrscht! u. s. w.

Diesen einzigen solcher Versuche, aus abwechselnden Hexametern und kleinen dactylischen Versen mit einer Vorschlagssylbe bestehend, hielt er der Erhaltung werth, und schickte ihn in die Belustigungen des Verstandes und Witzes ein. Aber der Versuch hatte ihm viel Mühe gekostet und befriedigte ihn doch nicht; von nun an entschied er sich daher für den Reim, der keinem seiner spätern Gedichte mangelt. Im Frühlinge 1743 kehrte Uz nach Ansbach zurück. Hier waren aber damahls die Teutschen Musen noch so fremd, daß er seinen Freund um das ewige Berlin, als einen den Wissenschaften günstigern Ort, wohin ihn auch dieser oft zu ziehen suchte, beneidet:

Mein Gleim, der in beglücktrer Luft
Mich halben Wilden oft bedauert,
Mich oft aus dieser Wüste ruft,
Wo noch mein Saitenspiel an dürren Sträuchen trauert, u. s. w.

Uz widmete hier seine Muse in stiller Eingezogenheit den Wissenschaften und der Dichtkunst. Im J. 1746 erschien, doch ohne sein Wissen, jene gemeinschaftliche Uebersetzung des Anakreon zu

Vermögen weg; er konnte nun nicht mehr auf dem vorigen Fuße leben, machte Schulden und flüchtete aus Jena nach Halle, wo ihn Gleim und Uz beynahe ganz unterhielten und Unterricht im Fechten bey ihm nahmen. Hier schrieb Rudnick auch das Gedicht über die Fechtkunst. Er starb in Halle, und vermachte seine Manuscripte an Gleim; aber ein gewisser Zimmermann verbrannte sie, ehe sie in Gleim's Hände kamen.

Carlsruhe im Druck, eine fleissige und treue Nachbildung des Griechen, und vielleicht die geschmackvollste Uebersetzung eines alten Dichters, die damahls in Teutschland vorhanden war, so, daß Uz sowohl wegen dieser Uebersetzung, als wegen seiner eigenen Gedichte verdiente, daß Gleim die meisterhafte Ode Anakreon's an die Taube so trefflich auf ihn anwandte. Im J. 1748 ward Uz Secretär bey dem Ansbächischen Justizcollegium; er bekleidete diese Stelle 12 Jahre ohne Pension, zufrieden mit einem Platze, der ihm Zeit zu seinen Beschäfftigungen mit den Wissenschaften übrig ließ, und vor Mangel geschützt durch die Genügsamkeit, die ein herrschender Zug in seinem ganzen Leben ist, und durch einiges väterliche Vermögen.

Hagedorn's damahls neue Lieder, und eben so die ersten Poesieen, die nun allmählich Gleim drucken ließ, unterhielten in Uz die Neigung zu fortgesetzten Versuchen im lyrischen Fache; er schickte Alles, was er verfertigte, seinem Gleim zur Beurtheilung zu, und so entstand eine kleine Sammlung lyrischer Gedichte, welche von Gleim 1749 zum Druck befördert, nach der damahligen Lage des Teutschen Parnasses mit desto grösserem Recht sehr geschätzt wurde. Es waren darin nicht einmahl alle die Lieder enthalten, welche jetzt die zwey ersten Bücher der letzten Ausgabe (1768) ausmachen; Lieder auf Liebe, Wein und Fröhlichkeit, wo der eben sich bildende lyrische Ausdruck der Teutschen Sprache noch im Kampf mit dem bis dahin üblichen erscheint, aber zugleich in den mehresten Stücken eine liebliche Begeisterung herrscht, die es bisher noch nicht gewagt hatte, sich so treu und lebhaft in unserer Sprache darzustellen. Marot und die andern Französischen Dichter im leichten Liede der Liebe und des Scherzes hatten den Dichter gestimmt. Amor, der Vater süsser Lieder, ist, wie er ihn auch nennt, in diesen Gesängen sein Phöbus. Nur in einigen wenigen Stücken dieser Sammlung sah man das Talent des Dichters für die ernste philosophische Ode keimen. Schon mischen sich goldene Sprüche dauernder Wahrheit in seine Lieder und heben ihren Ton. Schon spricht der edle, feurige Patriot zu dem bedrängten Teutschlande, und ruft es zu einfachern Sitten und zur Einigkeit auf.

Vielleicht fiel die angenehmste Lebensperiode dieses Dichters in die J. 1752 und 1753. Es war zwischen den Sächsischen Herzogen Franz Josias von Coburg und Anton Ulrich von Meiningen ein alter Rechtshandel über das Amt Römhild im Hennebergischen bey dem Reichshofrathe zu Wien anhängig. Der Herzog Anton Ulrich wollte sich den Kaiserlichen Conclusis nicht fügen, und veranlaßte dadurch, daß im J. 1752 die schon vorher angedrohte Execution der Paritorien auf Chursachsen und Brandenburg-Onolzbach erkannt wurde. Unter den Kaiserlichen Commissions-Subdelegirten befand sich von Ansbachischer Seite der Hofrath Strebel, welchem Uz als Commissionssecretär zugegeben wurde. So kam er nach Römhild, und wie wohl er sich da befunden, hat er zum Theil selbst in seinen poetischen

Briefen erzählt. Sein Lieblingsort in der romantischen Gegend war besonders ein Berg, die Hartenburg genannt. Von ihr singt er (in s. Briefe an den Hofr. B.):

Ich seh, o Hartenburg, dich immer mit Entzücken;
Dein Angedenken soll mir keine Zeit entrücken;
Und wenn ich deinen grünen Rücken
Und Römhilds Grazien und Grötzner's Wein und Kuß
Verlassen muß:
Will ich nach dir im Geiste blicken,
Soll meine Muse dich mit ihren Lorbeern schmücken,
Daß, wie man Tiburs Hayn, das holde Tempe preist,
Auch du der Nachwelt heilig seyst.

Und in der That werden Römhilds liebliche Gegenden, die schönen Gleichberge, Breitensee mit seinen weissen Wänden und Milz mit seinem Gothischen Thurm noch oft von den Freunden schöner Natur besucht, und dabey das Andenken des geistvollen Sängers, der einst auch hier weilte und genoß, erneuert werden. Aber noch mehr, als die Reize der Natur, zog ihn der Umgang mit seinem Freunde, dem (damahligen) Hofadvocat (nachherigen Rath und Steuercommissarius) Grötzner *) und mit dessen Familie, besonders der jüngsten Schwester, so sehr an Römhild, daß er dieß Städtchen nur mit Wehmuth verlassen und nur mit Sehnsucht dahin zurückdenken konnte. Grötzner war ein Kenner der schönen Litteratur und ein nicht unglücklicher Dichter im Liede. Es konnte nicht fehlen, daß in einem kleinen Städtchen die beyden Dichter sich bald zusammen finden mußten, und daß sie, hatten sie sich einmahl gefunden, zärtliche Freunde seyn würden, lag in beyder Character. Einer seiner schönsten poetischen Briefe (der dritte in der Sammlung) ist an Grötzner, den er immer seinen Verwandten nannte. Bey einem Spaziergange nämlich, den beyde Freunde auf dem Gottesacker zu Römhild zusammen machten, entdeckte Uz an dem Grötznerschen Erbbegräbniß, daß sie einerley Wappen führten, und daß einmahl ein Grötzner eine Uz geheyrathet hatte; dieß war genug, ohne weitere genealogische oder heraldische Untersuchung die Verwandtschaft der Familie zu der des Geistes noch hinzu zu thun.

In Römhild dichtete Uz einige seiner schönsten Briefe, Oden und Lieder, und den Sieg des Liebesgottes. Es war die Frühlingszeit in dem Leben dieses edlen Dichters: daher wir mit Schlichtegroll's Nekrolog bey dem Einzelnen derselben ein Wenig verweilen.

Mit seinem Grötzner und dessen jüngster Schwester las er gemeinschaftlich die damahls alle gefühlvolle Herzen interessirenden Romane des Richardson, wovon Spuren in seinen Arbeiten aus jener Zeit mehr als einmahl, z. B. in dem dritten Briefe, vorkommen. Erwärmt durch diese edlen Geschichten suchte er

*) Bruder der Gattin des berühmten Professors Johann Friedrich Gruner (Anfangs zu Coburg, nachher zu Halle).

selbst nach Climenen und Clarissen. — Die Geschichte seiner Liebe ist in dem Leben eines jeden Menschen der Hauptfaden, an den sich die übrigen Begebenheiten entweder unmittelbar oder doch mittelbar knüpfen. Merkwürdiger noch muß die Geschichte der Liebe des Sängers der Liebe werden. Das gefühlvolle Herz wird es immer einem Tellow danken, daß er Klopstock's Liebe erzählt hat! Wieland küßte, nach Zimmermann's Erzählung *), seiner geliebten Freundin am Ende des 14. Jahres ihrer Bekanntschaft zum ersten Mahl die Hand! — Nicht weniger rein war Uz's Liebe zur Schwester seines Freundes. Zwey Jahre lebte er in Römhild, und war mit seiner Freundin beynahe im täglichen Umgange. Aber erst den Abend vor seiner Abreise bat er in folgendem, (bisher noch nicht gedrucktem) Liede um einen Kuß:

Verlangt die reizende Climene
Von mir nur Lieder, keinen Kuß?
Ich greife Nichts, als Trauertöne;
Kein Scherz gelingt, nun da ich scheiden muß.

Der heitre Himmel ist mir trübe,
Die Sonne scheint mir ohne Licht;
Wie kläglich hängt der Gott der Liebe
Mit stummen Gram die matten Flügel nicht!

Was kann ich Dir zum Abschied sagen?
Die Leyer sträubt in meiner Hand
Sich wider schwermuthsvolle Klagen,
Und macht nicht gern mit Sorgen mich bekannt.

Den Inhalt fröhlicher Gesänge
Hast Du ja grausam ihr geraubt;
Nie hat ja Deine stolze Strenge,
Dein karger Mund ein Küßchen mir erlaubt u. s. w.

Der Dichter erhielt zum Abschied die drey ersten und letzten Küsse. Hier würde selbst der strenge Sokrates — bekannt ist die Stelle in Xenophon's Denkwürdigkeiten — Nichts zu tadeln finden. Mehreres, und gewiß interessant, von unserm Uz und seiner vortrefflichen Freundin findet man in Schlichtegroll's Nekrolog. Es kostet uns Ueberwindung, seine Briefe an dieselbe hier wegzulassen, welche wir als Zeuge ihrer Vollkommenheiten auch um ihrer willen so gern aufgenommen hätten.

Seine Freundin verheyrathete sich 1756 an den damahligen Bürgermeister Gruner in Coburg, der als Rath und ältester regierender Bürgermeister starb; aus welcher Ehe der berühmte Verfasser des Cremutius Cordus oder über die Bücherverbote, und mehrerer Schriften stammt, dessen wir in den Artikeln Thomas Sheridan und Adam Smith, vorzüglich wegen jener von ihm gegebenen geistvollen Vergleichung zwischen Smith und Garve, mit Vergnügen und Erkenntlichkeit erwähnten, und der viele

*) Ueber die Einsamkeit, Th. 4. kl. Ausg. S. 179.

Beyträge zu der Uzischen Biographie im Schlichtegrollschen Nekrolog mittheilte. Aus seinem Familienarchive sind auch Uz's Briefe an die gedachte Freundin, welche in Schlichtegroll's Nekrolog vorkommen. Unter beyden blieb die gegenseitige Freundschaft und Achtung auch noch in der Ehe. Andere fangen ihre Liebe da an, wo die Klopstock, Wieland und Uz die ihrige nach Jahren endigen. Im März 1761 hatte seine Freundin an ihn geschrieben, bey Gelegenheit einer ungegründeten Sage, als sey sie in Wassersgefahr auf einer Reise umgekommen. Er freut sich dieser Widerlegung und sagt dann unter andern:

„Aber Sie leben nicht nur, Sie sind auch glücklich; denn Sie lieben und werden geliebt. Können Sie zweifeln, daß Ihr Vetter Theil an Ihrem Glücke nimmt? Sie wissen, wie hoch ich Sie allezeit gehalten habe. Ich wußte, daß Sie alle Eigenschaften einer guten und liebenswürdigen Frau haben würden. Sie haben einen vernünftigen Mann; wie kann es anders seyn, als daß Sie die glücklichste Frau seyn müssen! Und wenn ich höre, daß Sie es wirklich sind, so freue ich mich; denn ich bin Ihr Vetter, und Ihre ganze Familie ist mir lieb."

Uz heyrathete niemahls; vielleicht hatte es einigen Einfluß auf diesen Entschluß, daß seine erste, zärtliche Liebe nicht befriedigt werden konnte. Noch mehr aber wurde sein Cölibat dadurch herbeygeführt, daß er in seinen jüngern Jahren noch keine hinlängliche Einnahme zu einem eigenen Hauswesen hatte. „Ich lasse mich keinen Hagestolz nennen," antwortete er in solchen Gesprächen seinen Freunden; „ich hätte sehr gern geheyrathet; aber da ich heyrathen wollte, konnte ich noch keine Frau ernähren, und da ich dieß gekonnt hätte, war ich zu alt." — Auch in Ansbach liebte er noch eine Demoiselle H*, die ihm gegenüber wohnte, und nach welcher er gern lorgnirte; sie ist die Chloe seiner Poesieen. Der bescheidene Dichter entdeckte ihr seine Liebe erst, als sie — schon lange an einen Prediger verheyrathet war und er sie zufällig in einer Gesellschaft fand. Uz war seit 1763 Assessor des Kaiserlichen Landgerichts des Burggrafthums Nürnberg: die beyden Markgrafen zu Ansbach und Bayreuth oder Culmbach hatten ihn dazu berufen, und zu ihrem gemeinschaftlichen Rathe ernannt. Ein anderes Mahl speisten Uz, Junkheim und Lösch beym Präsidenten des Burggräfl. Collegiums von Wechmar; Lösch neckte Uz'en, wie gewöhnlich, mit seiner Chloe. „Nein, sagte Wechmar, das muß ich meinem lieben Herrn Assessor hier attestiren, daß er, sobald er in mein Collegium gekommen ist, der Chloe gute Nacht gegeben hat." — Ach, Ew. Excellenz, antwortete der ehemahlige Platonische Liebhaber, dieses Glück habe ich nie gehabt! — Der Briefwechsel zwischen Uz und Grötzner dauerte bis zu ihrem Tode fort. Es mag hier noch Einiges daraus stehen. — Uz schrieb seinem Freunde: „Ich schreibe an keinen Menschen lieber, als an Sie und meinen Gleim, und keine Briefe sind mir angenehmer, als die ich von Ihnen Beyden erhalte." — Ihr Briefwechsel ent-

hielt, ausser den Versicherungen ihrer Freundschaft und den Nachrichten aus ihrer Familie, Urtheile über die neuen Erscheinungen in der schönen Litteratur. Durch Grötzner's Hand wurde an Uz die erste Ausgabe von M. A. v. Thümmel's Wilhelmine geschickt und sein Urtheil verlangt. Uz theilte dieses mit, und dadurch ist es geschehen, daß in der neuen Auflage dem Magister Sebaldus im Traume der Amor statt des Dr. Luther's erschien: der Herr geheime Rath v. Thümmel sagt in der Vorrede zur Wilhelmine: es sey diese Veränderung auf den Rath eines unsrer trefflichsten Dichter geschehen.

Als Grötzner bey der Steuer angestellt wurde, so schrieb Uz an ihn:

„Es muß doch eine ganz hübsche Sache um die Steuerämter seyn, weil die witzigen Köpfe sich so gern darum bewerben; Sie haben noch gefehlt. Rabener ist schon ein berüchtigter Zöllner! Mein guter Freund Weiße in Leipzig ist daselbst gleichfalls Steuereinnehmer und ein College des grossen Picander's geworden, und sie werden ihre Rechnungen in Reime abfassen. Das rathe ich Ihnen auch. Der Hof wird grosse Augen machen und auf seinen neuen Zöllner groß thun. Kein Revisor wird sich unterstehen, wider eine Rechnung Etwas einzuwenden, woran die Musen Hand angelegt haben.“

Aber zurück zu der litterarischen Thätigkeit unseres Dichters. Gleim hatte durch die erwähnte Sammlung Uzischer Lieder, die er 1749 unter dem Titel: Versuch lyrischer Gedichte, herausgab, den Ruhm seines Freundes gegründet. In Römhild dichtete Uz den Sieg des Liebesgottes, ein erzählendes Gedicht in vier Gesängen. Eine Schöne vom guten Tone weiß künstlich zwey Liebhaber, einen würdigen gesetzten Mann und einen dreisten Stutzer, in Hoffnung zu erhalten, ohne daß ihr Herz selbst einigen Antheil nimmt; aber Amor nimmt sich vor, sie zu besiegen, und der zudringliche, windige Liebhaber erhält vermöge seines modischen Aufzugs das Bekenntniß ihrer Liebe. — Also eine comische Erzählung und eine Darstellung der Lächerlichkeiten, wie sie damahls in der galanten Teutschen Welt herrschten. Unter jenen Umständen war dieß Gedicht eine Bereicherung unserer poetischen Litteratur; es hat einen fließenden Versbau und stößt nirgends gegen die Schicklichkeit an, ohne daß es durch Erfindung und Ausführung auf einen hohen und bleibenden Werth Anspruch machen kann. Indeß zog es dem Dichter Händel zu. Man weiß, welche Verdienste die Züricher Breitinger und Bodmer sich durch gesunde und richtige Critik damahls um unsere Sprache und Litteratur erwarben, und mit welchem Glück sie sich der einseitigen, mechanischen Cultur von beyden, wie sie damahls von der Gottschedischen Schule betrieben ward, widersetzten. Das schätzte auch Uz bey seinem richtigen Gefühle für das Schöne. Als aber Bodmer in seiner Noachide ein langweiliger Nachahmer der Engländer wurde, und gleichwohl durch das Neue der Sache grosses Aufsehen erregte,

und, wie es immer geht, übertreibende und ungeschickte Nachahmer zu Dutzenden fand, konnte Uz, vertraut mit den vorzüglichen Französischen Dichtern, seine Mißbilligung nicht verbergen. Er führte in seinem Sieg des Liebesgottes einen Dichter vom neuesten Geschmack auf. Erst liest er der Lesbia ein Lied vor:

Bis an den kalten Mond entfliegt in seiner Ode
Der Unsinn, dickumwölkt und scheckigt nach der Mode.

Dann sagt er ihr von einem Heldengedicht vor, mit dessen Verfertigung er jetzt beschäfftigt sey. Noch hat er zwar die Haupthandlung und den Helden des Epos nicht gewählt; aber das Bild eines Cherubs zu künftigen Gesichten ist bereits fertig,

Und acht Beschreibungen sind völlig ausgemahlt,
Wo jeder Pinselzug mit hohen Farben strahlt;
Denn meine Muse zürnt auf Teutschlands blöde Musen,
Ein stürmisch Feuer keucht in ihrem Götterbusen:
Von weicher Anmuth fern, auf unbeflogner Spur
Entzieht ihr kühner Schwung sich kriechender Natur.
Mit Allem, was mir fehlt, wird Milton mich versorgen;
Nur will ich einen Sturm vom schwachen Maro borgen.
Doch welcher Held bey mir die krause See durchstreicht,
Beym Zeus, das weiß ich nicht: ein Patriarch vielleicht!

Der Enthusiasmus, der damahls für Klopstock und für die höhere Dichtungsart überhaupt in Teutschland erwacht war, und den der Dichter noch in den Zeilen angriff:

Der Zeitungsschreiber Lob lärmt vom erstaunten Belt
Bis an der Alpen Eis und in der halben Welt!

fand sich gekränkt. Nun erschienen in dem Schweizerischen Journal, die freymüthigen Nachrichten, harte Urtheile über Uz's Poesieen. Am Heftigsten aber, und auf eine wirklich unschickliche Weise, griff ihn Dusch an. Der Verleger hatte ohne Uz's Wissen auf den Titel des ersten Drucks gesetzt, daß der Sieg des Liebesgottes eine Nachahmung des Popischen Lockenraubes sey. Diese Vergleichung und die Forderungen, welche, ihr zu Folge, an ein comisches Heldengedicht gemacht werden konnten, gaben dem Professor Dusch in Altona Gelegenheit zu diesem Ausfall auf Uz *). Es war in der That eine Rache der beleidigten Eitelkeit; denn Dusch war in der Bibliothek der schönen Wissenschaften scharf beurtheilt worden, und suchte nun darin Genugthuung, daß er einen Freund der Herausgeber jener Bibliothek mit Muthwillen angriff. Uz antwortete sehr ruhig darauf in dem Schreiben über eine Beurtheilung des Siegs des Liebesgottes, das auch in die Sammlung seiner Werke mit aufgenommen ist. In Absicht Bodmer's sagt er darin, ohne ihn zu nennen: „Ich habe nicht gleichgültig ansehen können, daß

*) S. vermischte critische und satyrische Schriften, nebst einigen Oden, herausgeg. von J. J. Dusch, Altona 1758. Gleich der erste Aufsatz handelt ganz über den Sieg des Liebesgottes. — Vergl. Bibl. d. sch. Wissensch. Bd. IV. S. 588.

diejenigen, als Dichter, den Geschmack verderben sollten, die, als Kunstrichter, mit Nutzen an seiner Verbesserung gearbeitet haben." — Dusch hat sein Unrecht nachher wieder gut gemacht, und bey Gelegenheit der Vertheidigung seines Tempels der Liebe (Werke, Th. III.) seine ungegründeten Beschuldigungen widerrufen.

Noch unbegreiflicher muß uns jetzt ein anderer Streit vorkommen, in welchen er verwickelt wurde, indem man den fröhlichen, aber so züchtigen Sänger der Liebe Vorwürfe über Unsittlichkeit zu machen wagte. Das Andenken an diesen unbilligen Streit wird uns in einigen seiner poetischen Briefe aufbewahrt, einer Gattung der leichtern Dichtart, die so gefällig ist, und in welcher sich Uz unter den Teutschen als Einer der ersten versuchte. Da sich die Gelegenheit darbietet, so mögen sie hier aufgezählt werden. Der erste Brief (1753) an den Hofr. B. enthält, wie oben schon erwähnt wurde, das Lob der Gegend von Römhild. Der zweyte an Gleim (1753) spricht über Liebe und Ehe, und tröstet über eine aus einander gegangene Heyrath. Der dritte (1753) an Grötzner über die Nichtigkeit der Ehrenstellen. Der vierte Brief an den Hof- und Regierungsrath Christ (1754). Im Traume ist der Dichter im Tempel des Geschmacks, wo die Büsten der alten Dichter und einiger vorzüglichen der neuern Nationen stehen. Da sieht er ein grosses Gedränge um die Statüe des Milton aus schwarzem Marmor; für ihn

> Steigt so viel Weihrauch auf aus hundert Opferschalen,
> Daß dicker Wolken Dampf die alten Dichter deckt,
> Verdunkelt, aber nicht befleckt!
> Sie werden ewig schön in reinem Glanze strahlen.

Nun werden die Teutschen Dichter bezeichnet, die der Nation Ehre machen: Opitz, Canitz, Haller, Hagedorn, Schlegel, Gellert, Gleim; und dann über die Anglomanie vieler Teutschen gespottet, die den Reim verachten, in Schilderungen kein Maß und Ziel kennen, und, um im Englischen Geschmack zu schreiben, schwülstig werden; die nur nach seltnen Bildern und einer ungewöhnlichen Sprache haschen, und die ewig schönen Muster der Alten nicht mehr achten. Dieser Brief ist es, der die eine Partey, die man die Hexametristen oder auch Miltonisten nennen könnte, gegen ihn aufbrachte. Jetzt erschienen in den Züricher freymüthigen Nachrichten *), wo Uz zeither so gelobt worden war, von Mehrern die heftigen Vorwürfe, die drey Jahre darauf Gelegenheit zu dem sechsten Briefe gaben. Der fünfte Brief ist an Ebert in Braunschweig (1755), den er über eine mißlungene Liebe tröstet **). Der sechste Brief an Gleim (1757)

*) Freym. Nachr. 12. Jahrg. 1755. S. 311. Am Heftigsten aber wird Uz im 15. Jahrg. 1757 angegriffen, S. 54. 60. 69. 78. 86. und an mehrern Orten.

**) Im Schlichtegrollischen Nekrolog 1795. Bd. 1. S. 312. wird erwähnt, daß 1750 Ebert eine Geliebte durch den Tod verlor. Dieser Brief

enthält nun eben eine Rechtfertigung über Etwas, worüber der Dichter der Weisheit nie einen Vorwurf mit Recht verdient hatte, über Unsittlichkeit in seinen Gedichten. Bloß dadurch, daß der Dichter Uz, wie so eben erwähnt worden ist, und wie wir aus dem vierten poetischen Briefe sehen, eine litterarische Partey gegen sich in den Harnisch gebracht hatte, bloß dadurch konnte die Critik bis zur Verläumdungssucht hinauf getrieben werden. Denn wo ist eine Stelle in allen Werken des Dichters, welche die erlaubte Linie des Scherzes überschreitet? Und im practischen Leben schützten ihn seine Grundsätze und sein gemäßigter Character vor jeder Ausschweifung! Er lebte, wie alle seine Freunde und Mitbürger wissen, ohne sich zeitlebens auch nur den leisesten Verdacht von Sinnlichkeit in der Liebe zuzuziehen. Seine beständige Unbekanntschaft mit diesen Gegenständen machte bey seiner gänzlichen Unbefangenheit seinen Ausdruck zuweilen doppelsinnig; rückten ihm dieß dann seine Vertrauten im Scherz vor, so gab seine kindliche Naivität Gelegenheit zum frohen Gelächter. Der Amor, der sein Herz umflog, war selbst noch bescheidener, als der um sein Saitenspiel scherzte. Um so schmerzhafter waren ihm daher die Vorwürfe von Mangel an Sittlichkeit und Religiosität, die ihm in den Züricher freymüthigen Nachrichten oft auf eine empörende Weise gemacht wurden. Es traf sich nämlich unglücklicher Weise, daß gerade die schwachen und langweiligen Poesieen Bodmer's, auf die Uz zuweilen einen tadelnden Seitenblick geworfen hatte, religiösen Inhalts waren. Auch der Verfasser der Sympathieen machte ihm den Vorwurf, daß seine Lieder der Liebe die Unsittlichkeit predigten. Dieser Vorwurf, so frey ihn auch sein Herz davon sprechen mußte, that ihm doch sehr weh. Er schrieb darüber an seinen Gleim:

Den 12. März 1756. — „Diejenigen Critiken haben insonderheit Eindruck auf mich gemacht, welche einige Stellen als zu frey und ungesittet tadeln. Ich bin schon entschlossen, die anstößige Zeile im „Traume" zu verändern und vermuthlich zu verderben — — *). Dieses scheinen mir die Stellen zu seyn, die man mit einigem Scheine als zu schlüpfrig verdammen kann. Ich schmeichle mir aber gar nicht, durch diese Opfer allen Tadel abzuwenden. Es giebt Leute genug, die es nicht leiden können, daß man von Mädchen, Busen und Küssen singt. Diese mögen es mit der lyrischen Dichtkunst ausmachen. Sie legen dem Dichter zur Last, was eine Schuld der ganzen Dichtart und aller guten Dichter dieser Art ist. Wieland hat mich schon, dem Vernehmen nach, in seinen Sympathieen von den frommen Dichtern ausgeschlossen. Weil ich ihn in meinem Briefe vom Tempel des guten Geschmacks ausgeschlossen **), so will er mich aus Rache

geht also auf eine andere, spätere, gleichfalls nicht zu Stande gekommene Verbindung.

*) Der Traum steht in der letztern Ausgabe v. 1768. S. 23. — Dann folgen im Briefe mehrere Vorschläge zu Umänderungen.

**) Dieß bezieht sich auf den angeführten vierten poetischen Brief, wo

vom Himmel ausschließen, aber vermuthlich nur vom Bodmerischen Himmel. Er wird aber künftig sehen, daß ich mich wenigstens bessern kann."

Aber bey jenem Angriff in den Sympathieen blieb es nicht. Der Verfasser der Sympathieen gab in Zürich Empfindungen eines Christen heraus (172 S. gr. 8.). In einer langen Zuschrift an den Oberconsistorialrath Sack in Berlin spricht er von den Ursachen der erkalteten Religionsliebe, und wünscht, daß jeder an seinem Theile, besonders aber auch Redner und Dichter, dazu beytragen möchten, sie wieder zu beleben. Der Eifer verführt ihn hier so weit, daß er, in der ersten Ausgabe dieser Empfindungen, Sack auffordert, die Unordnung und das Aergerniß zu rügen, welches diese leichtsinnigen Witzlinge anrichten; dann fährt er fort: „Weil dieses Ungeziefer, welches so tief unter Ihrem Gesichtskreise kriecht, Ihnen vielleicht nicht einmahl bekannt ist, so will ich einige der neuesten, die mir aufgestoßen sind, anzeigen: *Lyrische Gedichte*, neueste Ausgabe; (dieß ist der Titel der Ausgabe von Uz's Gedichten, von dem J. 1756); die *Nachtigall*, eine Erzählung; *Meine Lieder*; vermischte *Poesieen*." S. über diesen Streit und besonders über die erste Ausgabe der Empfindungen die Bibl. d. sch. Wissensch. Bd. I. S. 415 fg. — So wurde hier Uz mit unbekannten und vielleicht in der That sittenlosen Versemachern in Eine Classe gesetzt, und mit dem empörenden Namen Ungeziefer belegt! — Die Empfindungen eines Christen erlebten eine 2. Auflage, (Zürich 1758. 200 S. kl. 8.) wo in der Zuschrift an Sack zwar diese angeführte Stelle, welche die Gedichte selbst nennt, wegblieb, Uz aber doch immer noch deutlich genug bezeichnet und beschimpft wurde. Nachdem Pindar bedauert worden ist, daß er seinen erhabenen Geist zur Verschönerung der Göttergeschichte gemißbraucht hat, und Petrarcha, daß er von seiner Laura mit Entzücken spreche, in welches uns keine menschliche Vortrefflichkeit setzen sollte, heißt es auch hier wieder: „Was sollen wir also zu dem Schwarm von Anakreontischen Sängern sagen, welche, nachdem ein sehr geistreicher Kopf einen nur allzuglücklichen Anfang gemacht hat, im gleichen Tone fortzufahren sich bemühen, und ihr Urbild zwar an Schönheit nicht erreichen, aber an Muthwillen bey Weitem und bis zur Schamlosigkeit übertreffen? Was von diesen Erzählern, die in der Schlüpfrigkeit mit Lafontaine eifern, von diesen schwärmenden Anbetern des Bacchus und der Venus, die man an der inbrünstigen Andacht, womit sie diese elenden Götzen anbeten und lobpreisen, für eine Bande von Epicurischen Heiden halten sollte, die sich zusammen verschworen haben, Alles, was heilig und feyerlich ist, lächerlich

Wieland, der damahls erst einige Jugendarbeiten herausgegeben hatte, noch nicht mit unter den vorzüglichsten Dichtern der Teutschen Nation genannt worden war. Wieland bekannte sich in der Folge, wie Bodmer und Dusch, für Uz's Verehrer und Alle nahmen ihre Beschuldigungen zurück.

zu machen, und die wenigen Empfindungen für Gott, die im Herzen der leichtsinnigen Jugend schlummern, völlig auszutilgen? Doch es ist unnöthig, daß ich mich hier weiter mit dieser schädlichsten Art der elenden Scribenten einlasse, nachdem Young die Schändlichkeit des gemißbrauchten Witzes so nachdrucksvoll und mit eben so viel Witz als Eifer dargestellt hat." Und nun folgt dieselbe Aufforderung an Sack, diesem Aergerniß zu steuern. Man muß diese Stellen mit aller ihrer schneidenden Härte und Erbitterung in das Gedächtniß zurückrufen, um mitfühlen zu können, wie tief dadurch der strenge tugendhafte Uz gekränkt seyn mußte, der nun doch schon seit 1755 auch als Sänger der Weisheit, als Sänger der Theodicee berühmt war, worauf aber bey diesen Anklagen gar keine Rücksicht genommen wurde. Dann nur kann man es verstehen, wenn der so stillredlich und musterhaft lebende Dichter oftmahls in seinen Gesängen davon redet, daß er verkannt und arg verläumdet werde, und sich dann mit dem Bewußtseyn seiner Rechtschaffenheit und der Reinheit seines Herzens tröstet, wie in der ruhigen Unschuld. (Sämmtl. Werke, S. 204.)

Ein Strahl der Fröhlichkeit
Erheitert meine Stirn' auch in der bösen Zeit,
Indeß in schaudervollen Büschen,
Voll ungetreuer Dunkelheit,
Die Nattern der Verläumdung zischen.

Sie lauert fürchterlich,
Still, wie die Mitternacht: ihr Köcher leeret sich
Von Pfeilen, die verderblich glühen,
Und ihre Funken rings um mich,
Entzündet in der Hölle, sprühen.

Zu meinem Schutze flammt
Der Unschuld ehrner Schild: ich werd' umsonst verdammt;
Die Tugend hat mich losgesprochen,
Da Schmähsucht, die vom Neide stammt,
Mir tückischflüsternd nachgekrochen.

Sie fällt mit scharfem Zahn
Des Weisen Schätze nicht, nur seine Puppen an,
Die Puppen unsrer Kinderjahre,
Verdrängt uns auf der Ehre Bahn,
Und nagt am Lorbeer unsrer Haare.

Ich schwing' an deiner Hand,
O Weisheit, mich empor, hoch über stolzen Tand,
Und kurzen Sonnenschein des Glückes
Und seiner Freuden Unbestand,
Nur Freuden eines Augenblickes.

Besonders aber ist die Erinnerung an das Einzelne dieser Umstände nöthig, um den sechsten der (poetischen) Briefe Uz's (Sämmtl. Werke, Bd. II. S. 337. *) im Sinne des Dichters

*) In der neuesten Matthesischen Ausgabe (bey Degen in Wien) Bd. I. S. 174.

und der Zeitgenossen lesen zu können. Mit tiefer Empfindung setzt der gleichmüthige, sanfte Uz zu Anfange der Epistel eine prosaische Note bey: „Wenn ein Dichter an seinem poetischen Character angegriffen wird, so kann er schweigen, und der Welt das Urtheil überlassen, ob seine Verse gut oder schlecht sind. Wenn hingegen sein moralischer Character angetastet wird, so muß er sich vertheidigen. Kann er gleichgültig bleiben, wenn ein partheyischer Haß die entferntesten Gelegenheiten, seine Sitten verdächtig zu machen, herbeyzieht, die verehrungswürdigsten Gottesgelehrten, wenn es möglich wäre, zu Werkzeugen seiner Rachbegierde zu machen, und sich unter die Decke der Religion zu verbergen sucht? Ein fanatischer Eifer ist ansteckend. Weil die Teutschen seit einigen Jahren in der Liebe zur scherzenden Dichtkunst ausgeschweift haben, sollen sie nun in dem Haß wider dieselbe ausschweifen? Eine ruhige Weisheit lehrt auch hier den anständigen Mittelweg finden, den die blinde Leidenschaft allezeit verfehlt." — Und nun redet er mit Rücksicht auf den vierten Brief, in welchem auch ein Traumgesicht vorkam, seinen Gleim so an:

Noch einen Traum soll dieser Brief erzählen,
Dir, liebster Gleim! ich sollt' ihn zwar verhehlen;
O hätt' ich nie den Traum bekannt gemacht,
Der wider mich die Dichter aufgebracht!
Ich war zu schnell, ein Wespennest zu stören;
Denn glaube, Freund, wenn Wespen Löwen wären,
So würde längst mein blutiges Gebein
In Staub zermalmt, wo nicht verschlungen seyn.

Er sieht dießmahl einen erbitterten Jüngling sich dem Apollo mit Klagen nahen:

Wie lang' verderbt mit liederlichen Scherzen
Dein Dichtervolk die Sitten und die Herzen?
Verruchter Schwarm von Sardanapal's Art!
Auch der trank Wein, und salbte seinen Bart.
O Schande! soll von unerlaubten Dingen,
Von Lieb' und Wein, der Teutsche jauchzend singen?
Der schnöde Witz, der strafbar süsse Ton
Gefällt im Gleim und im Anakreon?
Ist Hagedorn in aller Schönen Händen?
Und alter Staub soll Epopeen schänden,
Die lehrreich sind? O Tugend, fleuch bethränt
Von einem Volk, das ach! beym Noah gähnt!
Er seufzte tief und murmelte von Rache,
Von Sympathie und von der guten Sache.
Wer fröhlich scherzt, ward ein Insect genannt;
Er nannt' auch mich, und drohte mit der Hand.

Erato widerlegt den Jüngling, und führt die Vertheidigungsgründe für die scherzende Poesie an, die freylich für ein billiges und geschmackvolles Publicum nie nöthig gewesen sind, die es

aber doch zuweilen werden, um dem unschuldigen Frohsinn die Rechte gegen eine mürrische und übertriebene Moral zu sichern. — Ein Weiser darf ein Mädchen artig finden und sich beym freundschaftlichen Glas erfreuen, und diese Freuden auch besingen; dieß soll strafbar seyn? —

— Du schreyst: er ist verdammt!
Doch dieser Mensch dient Gott in seinem Amt,
Lebt unbefleckt, auch wann er jauchzt und singet,
Auch wann sein Lied von Wollust sanft erklinget;
Und glaube mir, des Weisen Wollust sey
Mehr Tugend, Freund, als deine Schwärmerey.
Der leichte Scherz, das Tändeln muntrer Jugend,
Ein schalkhaft Bild, bey welchem keine Tugend
Erröthen darf, ein Satz, der nicht bestimmt,
Halb Wahrheit ist, und halb zur Lüge schwimmt,
Erbittern dich auf unschuldvolle Dichter;
Du schmähleſt, schimpfst, und wirst ein Splitterrichter.
Dein Eifer schließt von einem freyen Scherz
Ganz übereilt auf ein verruchtes Herz:
Der Dichter singt in lydischweichen Tönen
Nicht allezeit, nicht stets von Scherz und Schönen,
Und wenn er nun Theodiceen singt,
Sprich, ob sein Lied noch weich, noch lydisch klingt?
Die Mäßigung, die Wissenschaft zu leben,
Sich über Glück und Unglück zu erheben,
Sich immer gleich, durch Unschuld groß zu seyn,
Besingt er auch, wie Chloen und den Wein?

(Wie treffend geben die vier letzten Zeilen den Hauptcharacter der Uzischen Poesie an!) Die Muse fordert die Kläger nun auf, die Tugend nur schön und mit Geschmack zu lehren, so würden sie nicht mehr klagen, daß Niemand mehr nach guten Sitten frage.

Verbietet ihr, daß Teutschland, wenn ihr dichtet,
Euch mit Geschmack nach euern Regeln richtet,
Und ächten Witz und Schönheit der Natur,
Das Schöne stets und nicht das Wahre nur,
Doch Richtigkeit in Ausdruck und Gedanken,
Nicht kalten Schwulst, noch Träum' erhitzter Kranken
Bey Dichtern sucht, und über falsche Pracht
Und Rauhigkeit an seinen Lehrern lacht?

Endlich klagt der Dichter noch in seiner Person gegen seinen Gleim, daß die Frömmeley ihn so anschwärzen und ihn seiner poetischen Scherze wegen als einen Bösewicht darstellen dürfe.

Ich haßte stets die Sitte schwarzer Rotten,
Was heilig ist, leichtsinnig zu verspotten;
Nie unverschämt und niemahls ruchlos klang
Mein Jugendlied, wenn ich vom Weine sang.
Religion und Tugend auszubreiten,
Hielt ich für Pflicht in meinen frühsten Zeiten,

Und lehrte selbst, ich, der den Wein erhob,
Mein Saitenspiel der Gottheit glänzend Lob.

Er übe sich für die moralische und religiöse Poesie vor; aber diese müsse möglichst fleckenlos seyn, je höher ihr Gegenstand wäre. Er gelobt, dem Vorbilde Hagedorn's treu zu bleiben.

Auf seinem Pfad soll meine Muse wandeln,
Und sollte mich der gröbste Spott mißhandeln!
Ich schweige nun und flieh aus einem Streit,
Wo Thorheit schmäht, und falscher Eifer schreyt.

Ganz zuletzt setzt er noch zwey Zeilen aus Wieland's moralischen Briefen (Heilbronn 1752. S. 24.)

In Augen, die nur drohn, und stets vor Eifer brennen,
Kann ich den milden Glanz der Tugend nicht erkennen.

Diesen poetischen Brief ließ Uz Anfangs besonders drucken, und schickte ihn so seinem Freunde Gleim zu. Hier ist der prosaische, freundschaftliche Brief an denselben, womit er ihn begleitete:

„Anspach, am 28. Jul. 1757. Sie werden sich über das beyliegende gedruckte Schreiben gewiß wundern. Es ist nicht zum Drucke bestimmt gewesen; der neue Angriff hat meinen Entschluß geändert, und mich bewogen, es hier drucken zu lassen. Werden Sie diese abgedrungene Gegenwehr tadeln? Ich sehe, daß ich mit unversöhnlichen Feinden zu thun habe, die alle Gelegenheit mit den Haaren herbeyziehen, mich schwarz zu machen, und so sich wegen einiger Wahrheiten, die ich ihnen gesagt habe, an mir zu rächen. — Ich habe daher ein gutes Werk zu thun geglaubt, wenn ich das Publicum in den Stand setzte, über den Wielandischen Streit zu urtheilen. Einerstheils habe ich darzuthun gesucht, daß es erlaubt sey, durch eine fröhliche Muse Wein und Liebe besingen zu lassen; anderntheils habe ich den Herren, die sich so weit über uns erhaben zu seyn dünken, weil sie erbaulich seyn wollen, zu Gemüthe geführt, daß es nicht genug sey, zu lehren, sondern daß der Dichter reizend lehren müsse. Ich habe am Ende noch einige Betrachtungen über die Schreibart in geistlichen Gedichten angehängt, weil ich voraus sehe, daß wir in Kurzem mit eben so viel schlechten Gedichten dieser Art überschwemmt werden möchten, als es bey der Anakreontischen Art geschehen. Ob ich diesen Absichten ein Genüge gethan, darüber erwarte ich Ihr Urtheil. Ich habe mich wenigstens beflissen, alle entbehrliche Härte zu vermeiden. Ich habe dießmahl noch ernsthaft mit ihnen geredet, will aber nicht für's Künftige stehen."

Der siebente (poetische) Brief, an den Professor Kipping in Helmstädt (1762), fordert den Philosophen auf, die Freuden des Lebens und die Süssigkeiten der Musen nicht über abstracten Forschungen zu vergessen; auch Horaz lehre Weisheit so kräftig, als Wolff. Das Gemählde der Hypochondrie am Ende des Briefes ist meisterhaft.

In dem letzten seiner Briefe, im achten, an den Kreissteuereinnehmer Weiße in Leipzig, erinnert er sich an die poetischen Zeiten der Jugend, als Teutschland anfieng, Geschmack an bessern Producten aus dem Felde der schönen Wissenschaften zu finden.

Da ward auch ich erweckt, und wagte mit zu scherzen,
Mit Schalkheit in dem Mund und Unschuld in dem Herzen:
Ich hatte Theil an Teutschlands Lob,
Als unsre Scherze selbst die strenge Schweitz erhob.
Wie schnell hat sich der Wind des Autorglücks gedrehet!
Wie hat auf uns, mit bitterm Ton,
Im Mantel der Religion
Verhüllte Schwärmerey geschmähet,
Als wär' aus Teutschland nun die Frömmigkeit geflohn!
Zwar wußte die Vernunft die Eifrer zu entkleiden,
Und schalt die Lästerer der Freuden:
Nur murmeln dann und wann noch schwache Seelen nach,
Was blinder Eifer thöricht sprach.

Dann spricht er noch über den Troß schlechter Dichter und nimmt (es war 1767) Abschied von den Musen.

Damit endigte sich dieser Streit. Wieland that nun jene grossen Schritte in der Ausbildung seines dichterischen Talentes, die ihm einen so hohen Rang unter den Dichtern aller Nationen und aller Zeitalter anweisen. Seine Werke von dieser Zeit an sind die beste Genugthuung, die Uz sich immer wünschen konnte, und dieser biedere Mann, dessen Herzen jede niedere Gesinnung fremd war, zählte sich, wie wir weiter unten aus seinem eigenen Bekenntniß sehen wollen, von nun an unter seine Verehrer.

Ein Lehrgedicht, die Kunst, stets fröhlich zu seyn, wurde von ihm im J. 1760 herausgegeben. Es ist in vier Briefe, an den Hofkammerrath Hirsch in Ansbach, an den Dichter Cronegk, an den Hof- und Regierungsrath Christ und an den damahligen Schloßprediger Junkheim in Schwaningen, abgetheilt. Es findet sich in diesem Gedicht ein Reichthum von vortrefflichen Stellen über Mäßigung der Begierden, über die bleibenden Freuden, welche Natur und Wissenschaft allen Menschen darbieten, über Geduld und Vertrauen auf eine weise Weltregierung, und über den Glauben an Unsterblichkeit, als eben so vielen Mitteln zu einem zufriedenen und glücklichen Leben. In die letzte Betrachtung flicht der Dichter den eben erfolgten Tod seines Freundes Cronegk ein, dessen Werke er auch noch in eben diesem Jahre, nebst einer Biographie desselben, herausgab. Dieß Lehrgedicht, das in gereimten Alexandrinern geschrieben ist, gehört der Wahl des Stoffs und der geschmackvollen Ausführung wegen gewiß unter die vorzüglichsten Erzeugnisse in diesem Fache. Harmonie und poetischer Ausdruck vereinigen sich mit der Weisheit, um deren unbezweifelte, ewig wahre Sätze dem Verstande einleuchtender zu machen und das

Gedächtniß damit zu bereichern. Es wird in aller Zukunft noch mit Beyfall gelesen werden; freylich, wie alle Lehrgedichte, nicht so sehr von dem Alter mit rascher, auffliegender Phantasie (denn diesem sind in dem Gebiete der Poesie viel anziehendere Regionen bereitet), als von dem gesetztern Alter und von ruhigern Geistern, die hier immer das finden werden, was ihnen Bedürfniß ist, die immer gern einem Dichter zuhören werden, dessen eigener stiller, fester, veredelter Character sich hier auf das Sprechendste darstellt, so wie er sich in seinem langen, thätigen, glücklichen Leben bewährt hat.

Durch diese poetischen Arbeiten würde zwar Uz für immer sich das Verdienst eigen gemacht haben, einer der Stifter und ersten Beförderer der geschmackvollen Dichtkunst in Teutschland gewesen zu seyn; aber keines dieser Erzeugnisse würde ihn unter Dichter der ersten Classe unserer Nation versetzt haben. Aber um das J. 1755 hatte er, der schon sieben Jahre vorher im lyrischen Fache mit Beyfall aufgetreten war, seine Oden und Lieder von Neuem herausgegeben und sie mit dem dritten und vierten Buche vermehrt. In diesen beyden Büchern findet sich eine Anzahl philosophischer Oden, und diese sind es, in welchen der Genius dieses Dichters am Mehresten leistete, und welche ihm den Anspruch auf Unsterblichkeit des poetischen Nachruhms sichern. Ja, es ist die Muse der belehrenden philosophischen Ode, die ihn zu ihrem Dichter eingeweiht und ihn mit einem unverwelklichen Lorbeer bekränzt hat. Wahr ist es, jene Bezauberung, mit der uns einige lyrische Dichter unter den verschiedenen Nationen durch die umfassende Allmacht ihrer Phantasie umschlingen, findet sich hier nicht; aber dafür der bleibende Gewinn, welchen der Freund des Schönen aus den philosophischen Oden des Horaz kennt und hochachtet. In den Liedern und Oden leichtern Ganges steht Uz dem Römer nach; besonders findet der später lebende Teutsche schon jetzt, und künftig noch mehr, in diesen Stücken so manche schwerfällige, veraltete Ausdrücke und Wendungen, und die neuern glücklichen Hervorbringungen in diesem Fache haben sein Ohr verwöhnt; aber in der ernsten didactischen Ode darf sich Uz mit dem ähnlichen Dichter jeder Nation messen. Nur der nationelle Ernst unseres Volks macht einige Unterschiede; Horaz beginnt in einem frohern Ton, und schließt unvermerkt mit einem Zuruf der Weisheit, der uns, so unerwartet, bald in einem Erstaunen zurückläßt, wie der frohe Dichter auf einmahl so ernst wird, und uns mitten unter lachenden Bildern eine Lehre zuruft, die uns gerade hierdurch unvergeßlich wird. Uz, wenn er lehrt, stimmt gleich vom Anfange ernste Accorde, steigt bis zum zusammenhängenden Unterricht, und versetzt uns, wie sein Freund Gleim im unsterblichen Halladat, in die Stimmung der Andacht, der Reue, der belebten Vorsätze. Mit der Würde des Tugendlehrers sagt er (in der Wissenschaft zu leben, Werke S. 119):

Vergebens sammmten wir so vieler Tage Sonnen,
Wenn ich, vom Schöpfer aufgestellt,
Als Bürger einer Welt,
Durch eine gute That nicht jeden Tag gewonnen:

Wenn ich der Tugend Freund und groß durch Menschenliebe,
Frey von des Wahnes Tyranney,
Wahrhaftig groß und frey
Erst werden soll, nicht bin, und es zu seyn verschiebe.

Was für ein Reichthum an Lehre, und welcher lyrische Gang ist der Ode an Gleim; die wahre Größe (S. 140), wo das Bild des edlen Timoleon das Ganze so schön schließt! — Wer bewundert nicht die wohlthätige Lebensweisheit, die seine Ode: „die Glückseligkeit" (S. 157.) in das Gewand der Poesie kleidet? Und welche einzelne Stelle mag man wohl aus derselben herausheben, wo jeder Satz, wie eine Rede vom Himmel, sich unserm Verstande bewährt und unserm Gedächtnisse aufdringt:

Der ganzen Menschheit Wohl ist unser erst Gesetze *):
Ich werde glücklich seyn, wenn ich durch keine That
Dieß allgemeine Wohl verletze,
Für welches ich die Welt betrat.

Wenn wider meine Pflicht mein Herz sich nicht empöret,
Und niedrer Eigennutz nicht die Begierden stimmt,
Der ihre Harmonie zerstöret,
Am fremden Wohl nicht Antheil nimmt.

Gegen das Ende:

Fehlt innre Ruhe nicht, was fehlet meinem Leben,
Als was entbehrlich ist, und unentbehrlich scheint?
Soll' ich bey jedem Unfall beben
Und weinen, wenn die Thorheit weint?

Und so geleiten uns unter den Lehren erhabener Weisheit mehrere Oden des vierten Buchs steigend bis zur Theodicee, die eine ewige Zierde der Teutschen Sprache und Dichtkunst bleiben wird. Wer wird nicht von hoher Andacht hingerissen, wenn er in der Theodicee zur Gottheit auffliegt, und sein Saitenspiel, das nie erhabener klang, die Ehre des Ewigen verkündigt? Diese reichhaltige Lehrode liest man mit immer neuem Vergnügen, und freut sich jedesmahl des edlen, geordneten Geistes, der die Gründe, die der nachdenkende Verstand aufgestellt hat, um die Weisheit der Weltregierung mit dem vielen vorhandenen Uebel zu vereinigen, in der Sprache der Musen vorträgt, und uns Ruhe und Ergebung durch seine erhabenen Töne in das Herz singt! Versäumt es nicht, ihr Väter, sie euren Söhnen, und ihr Lehrer, sie euren Schülern bekannt zu machen, sobald

*) So correct die Sprache dieses Dichters im Allgemeinen ist, so kommen doch einzelne solche Fehler gegen die Analogie, das Herze, das Gesetze, von der Erden, vorig Leid ꝛc. oft bey ihm vor; es sind Freyheiten, die damahls noch nicht auffielen, kurz darauf aber von allen genauen Schriftstellern als solche erkannt und vermieden wurden.

ihr Geist im Stande ist, sie zu fassen! Es sollte kein gebildeter Teutscher in das Jünglingsalter, oder wenigstens nicht aus demselben heraustreten, ohne diesen Gesang der Weisheit zu kennen, und nach Vermögen dessen Werth empfunden zu haben!

So floß Uz's poetische Ader lange ungestört fort, und er zog mit Recht die Augen aller Freunde der Dichtkunst auf sich. Er zeigte sich in scherzhaften und geistlichen Liedern, in der Ode, in der Gattung der erzählenden Dichtkunst, in dem Lehrgedicht, und in der poetischen Epistel, und in keiner Gattung ohne vieles Glück. Indeß gründet sich sein Dichterruhm am Meisten auf seine lyrischen Gedichte: er war unter den Teutschen der Erste, welcher es wagte, dem kühnen Römischen Lyriker nachzufliegen, und in seinem Geiste Tugend zu preisen und Laster zu strafen; am Glücklichsten ist er in seinen Lehroden. Man sieht, daß er, wie alle grosse Teutsche Dichter, ein früher Denker war, dem Nichts so sehr am Herzen lag, als die Sache der Sittlichkeit: wo er die Empfindung allein sprechen läßt, sinkt er schon mehr; aber in dem scherzhaften Liede ist er ein glücklicher Nebenbuhler Hagedorn's, ja seine Leyer tönt hier manchmahl noch süsser und stärker. Das philosophische Lehrgedicht erhielt noch durch seine Kunst, stets fröhlich zu seyn, eine grosse Bereicherung.

Bisher hatte Uz ohne bedeutende öffentliche Geschäffte gelebt, und seine Zeit den Musen gewidmet. Der Regierungspräsident von Wechmar erkannte den Werth dieses Mannes, und so wurde er durch dessen Empfehlung 1763 Assessor des Kaiserl. Landgerichts des Burggrafthums Nürnberg und gemeinschaftlicher Rath der Markgrafen von Ansbach und Culmbach, wie wir schon oben erwähnt haben. „Ist dieß nicht, schrieb er an seinen Freund Grötzner, ein langer Titel für einen Poeten? Die Stelle ist eine von den ansehnlichsten in hiesiger Stadt, und verbessert meine Umstände merklich. Ich hätte nicht daran denken dürfen, wenn nicht der Herr geheime Rath von Wechmar, ein grosser Gönner der Wissenschaften, Alles hierbey gethan hätte." — Und an seinen Gleim schrieb er 1763, am 24. December: „Man hat mich wider alles mein Denken und Hoffen mit der Stelle eines Assessors rc. begnadigt. Die Stelle ist sehr ansehnlich, entfernt mich aber immer mehr von den Musen. Ohne die Rechtssachen, die beym Landgerichte anhängig gemacht werden, müssen die Assessores noch überdieß die Rechte beyder Hochhäuser, Onolzbach und Bayreuth, gegen Nürnberg besorgen, und die Processe, die alltäglich hierüber entstehen, bey den Reichsgerichten führen. Ich muß also ganz Jurist seyn; was bleibt mir für Zeit übrig, Poet zu seyn?" — Er nahm also Abschied von den Arbeiten des Dichters, und sagt in der oben angeführten Epistel an Weiße:

> Ich muß den Helikon und das bekannte Rauschen
> Des Haynes, wo ich sonst auf manches Lied gedacht,
> Und mit den Grazien gelacht,
> Mit jenem Labyrinth des schlauen Rechts vertauschen,

Wo, unter schreckenvoller Nacht,
Die räubrische Chicane wacht.
Doch mürrischer Verdruß soll über mich nicht siegen!
Noch ihr entsagt mein Herz der weisen Freude nicht;
Denn edlen Seelen quillt Vergnügen
Selbst aus Erfüllung ihrer Pflicht.
Freund, einem Armen Recht zu sprechen,
Und, wenn die Unschuld weint, an Frevlern sie zu rächen,
Ist göttlicher, als ein Gedicht.

Er warf sich nun ganz in ernsthafte Geschäffte. „Wie glücklich sind Sie, schrieb er am 7. September 1763 an Gleim, daß Sie noch so fröhlich singen können! Meine Muse ist entweder ernsthaft, oder, wie's öfter geschieht, sie singt gar nicht. Ich weiß nicht, was ich mit meinen wenigen Gedichten noch machen werde. Ich sehe, daß ich wenig mehr schreiben werde: ich möchte also meine Sachen in einer vollständigen Sammlung bey einander sehen. Kurz, ich habe Lust, mich einzuspinnen und dann zu sterben."

So geschah es nun auch wirklich. Das Geschenk, das er den Freunden seiner Muse jetzt noch machte, bestand in einer vollständigen Sammlung seiner zeitherigen Gedichte, welchen das fünfte und sechste Buch der Oden und Lieder als neu beygefügt ward. Das fünfte enthält noch eine beträchtliche Anzahl Oden, wie sie des Verfassers der Theodicee würdig sind. Es müsse, ruft er sich bey Gelegenheit des grossen Erdbebens jener Zeit zu,

Es müss' auf meiner Stirn, wann schon die Erde bebt,
Der göttliche Gedanke schimmern,
Daß Tugend glücklich ist und meine Seele lebt
Auch unter ganzer Welten Trümmern!

Und wie unnachahmlich schön und treffend ermahnt dieser Dichter, der, gleich den alten Barden, zugleich ein Lehrer der Weisheit ist, zum Frieden unter den Völkern!

Gewaltige der Welt, ihr führet mit Entzücken
Das rauschende Verderben an?
Und euer lächelnd Auge kann
Die Furien des Kriegs erblicken?
Seht! Eures Volkes Blut raucht strömend von der Erden!
Ach, dieß betrogne Volk ergab
Sich unter euren Hirtenstab,
Geweidet, nicht gewürgt zu werden. —
Macht euer Land beglückt, anstatt es zu vergrössern,
Ermuntert mit verdientem Preis
Die scheue Wissenschaft, den Fleiß,
Und sucht die Sitten zu verbessern.
Sucht ungebautes Land in Auen umzuschaffen,
Mit rächender Gerechtigkeit
Wacht für der Unschuld Sicherheit,
Und schützt sie mit gerechten Waffen:

So werdet einst auf euch der Name guter Fürsten,
So strahlt mit euerm schönern Ruhm
Der Ehre lichtes Heiligthum,
Vor denen, die nach Ländern dürsten.

Das sechste Buch enthält Lieder religiösen Inhalts. Ihr Werth ist von Teutschland anerkannt worden. Angesehene Componisten unserer Zeit haben sie in Musik gesetzt, namentlich unser wahrer Volkscomponist, der treffliche Kapellmeister Schulz, von dem die sämmtlichen geistlichen Lieder Uz's mit Melodieen begleitet sind. Einige von Uz's Liedern sind in unsere Andachtsbücher übergegangen, und so recht eigentlich in den Mund des Volks gekommen; die schönste Belohnung, die ein Dichter mit einem, für Sittlichkeit fühlenden Herzen nur immer haben kann. Klopstock fordert in der Vorrede zum 2. Theil seiner geistlichen Lieder Uz'en zu Beyträgen für ein Privatgesangbuch auf, und erkannte dadurch seinen Werth in diesem Fache laut an. — Nachtheilig ist es mehrern seiner lyrischen Arbeiten geworden, daß er sehr häufig ungewöhnliche, sonderbar verschränkte Sylbenmaße für dieselben erwählte, die auf der einen Seite von seiner Gewandtheit in der Sprache zeugen, von der andern aber in dem Lesen oder Hören Anstoß und Aufenthalt machen. Durch Weiße's Besorgung erschien diese vollständige Sammlung unter der Aufschrift: J. P. Uz poetische Werke, in 2 Bänden, Leipzig 1768. so geschmackvoll verziert, als es damahls noch keinem Teutschen Dichter wiederfahren war; die vielen artigen Vignetten im ersten Bande, der alles Lyrische enthält, sind von Oeser gezeichnet und von Geyser gestochen *). Eine neue Auflage erschien, Leipzig 1772 (mit und ohne Vignetten). Eine Französische Uebersetzung des Lehrgedichts, die Kunst, stets fröhlich zu seyn, findet man sowohl in Huber's Choix de Poesies Allemandes, als auch in Choix varié de Poesies philosophiques, Avignon 1770. Huber hat auch in der angeführten Choix andere seiner Oden und Lieder, und ein Paar Briefe übersetzt gegeben.

Uz trat also von der Beschäfftigung mit der Poesie ab. „Es ist gewiß, sagt er in der Nachrede, daß unter allen Schriftstellern sonderlich die Dichter einen gewissen Zeitpunct haben, wo sie zu schreiben aufhören sollen; es ist zu bedauern, daß sie unter Allen am Wenigsten diesen Zeitpunct bemerken. Vielleicht habe ich schon zu lange geschrieben, und in diesem Falle wird man es gern sehen, daß ich itzt aufhöre." Wenn gleich diese Behauptung, daß Dichter nach Verfluß der lebhaftern Jahre aufhören sollten, wie alle dergleichen Sätze, nur eine bedingte und halbe Wahrheit enthält, so blieb Uz doch seinem Vorsatze und dieser Ueberzeugung treu, und endigte mit der Ausgabe seiner gesammelten dichterischen Arbeiten vom J. 1768, die, wie wir schon erinnert haben, 1772 noch einmahl wiederhohlt werden

*) In Absicht auf den einstimmigen Beyfall, mit dem diese Sammlung aufgenommen wurde, vergl. man die Allg. Teutsche Bibl. Bd. VII. S. 232. und Bibl. d. sch. Wissensch. Bd. XI. S. 79.

...hte, und auch durch Nachdrücke verbreitet wurde, seine litte... rische Laufbahn. In seinen Musestunden hatte er nachher im... fort noch an der Ausfeilung seiner Gedichte gearbeitet; diese ...ine Verbesserungen schickte er kurz vor seinem Tode seinem ver... ...nten Freunde Weiße nach Leipzig, um sie bey einer möglichen ...ünftigen Ausgabe zu nutzen. Werke, so reich am bleibenden ...erthe, wie die Uzischen, verdienen wegen ihrer Classicität zur ...erbreitung öftere und die besten Ausgaben. Unser Uz, dieser ...lassische Dichter der Weisheit und Liebling der Grazien, hat die ...erechtesten Ansprüche auf Unsterblichkeit; und der edle Weiße ...esorgte zu dem Ende bey Degen in Wien verschiedene Arten der ...etzten Ausgabe, und so, daß auch die geringste Alles enthält, ...as in den Prachtausgaben steht. Sie führt den Titel: Poe... ...ische Werke von Johann Peter Uz. Nach seinen eigenhän... ...digen Verbesserungen, herausgegeben von Christian Felix Weiße, 2 Bde. Wien 1804. 8. Ein unterrichtender Vorbericht von dem vertrautesten Freund des Verfassers, und des Letztern Biographie, herausgegeben von Schlichtegroll, gehen den poetischen Werken voran. Weiße hat mit der größten Sorgfalt und Genauigkeit die schriftlichen Verbesserungen von Uz bis auf die kleinsten Unterscheidungszeichen in seine poetischen Werke eingetragen; und wir haben in den Excerpten genaue Rücksicht darauf ge... ...nommen. Die neue Ausgabe gewinnt auch ungemein durch die ...euen Lesarten, sowohl in Verbindung der Gedanken als im Ausdruck und Politur des Verses. — Segen der Teutschen Mitwelt und Nachwelt über den Sänger der Weisheit! Ewiges Andenken und ewige Dankbarkeit sey mit seinem ehrwürdigen Namen! Auf seinem Grabe blüht eine unverwelkliche Blume, eine Lilie, aus den Gefilden des Himmels in die unsrigen ver... ...pflanzt, seine Theodicee. Sie allein schon kann Bürge der Un... ...sterblichkeit seines Namens seyn.

Ein Teutscher Dichter, Teutschlands werth,
Von aller Welt gelesen und verehrt,
Voll Kenntniß, Kunstgeschmack und Wissenschaft,
Verbindend Witz mit Geist und Kraft,
Ein Philosoph in Worten und in That,
Ein Patriot für seines Fürsten Staat,
Ein Richter nach Gesetz, noch mehr nach Recht und Licht,
Im Leben stets sich gleich, gehorsam jeder Pflicht,
Dienstfertig sonder Eigennutz,
Ein Weiser und ein Christ: wer kann dieß seyn, als — Uz?

Ja dieß war Uz. Ein eben so vortrefflicher Dichter, als Mensch. Er war es nach dem Zeugnisse seiner Zeitgenossen und Mitbürger sowohl, als nach dem Geständnisse aller seiner ein... heimischen und auswärtigen Freunde, und Jedes, mit dem er in Verbindung stand.

Noch fehlt das schönste Ehrendenkmahl, mit welchem Weiße die neueste Ausgabe der Uzischen Gedichte verziert hat.

„Wäre Uz (wie unsere Neulinge wollen, sagt und fragt

der so bewährte Schätzer des poetischen Verdienstes, Herder, 8. Stück der Adrastea) kein lyrischer Dichter? Wenn nach G chischer Weise einem Verstorbenen sein Ehrenzeichen, eine kränzte Lyra, auf's Grab gesetzt werden sollte, so gebührte Ihm: eine Lyra, mit dem dreyfachen Kranz der Dichtkunst, Weisheit und des thätigen Verdienstes umwunden. Eben traf den Ton, indem die Lehre, Jedermann verständlich, feurigen oder sanften Sylbenmaßen unser Gemüth durchdri und es in süsser Begeisterung mit sich fortzieht oder fortrei Seine besten Oden sind ein Lehrbuch der liebenswürdigsten M ral in süssen Gesangweisen. Wenn er gleich Horazens Sylb maße nicht gebraucht hat, so spricht doch Horazens Geist du ihn im Inhalt sowohl, als im Schwunge und in der Ano nung seiner Oden. Kehre der Klang derselben, die ein bizar Geschmack verdrängt hat, in's Ohr der Jünglinge wieder!"

Als Geschäfftsmann war Uz, eine Zierde des Collegiu bey welchem er stand. Er hatte immer die mehresten Arbeit und doch die wenigsten Acten im Hause. Alle Räthe bewund ten seine Thätigkeit und zugleich die juristische Gründlichkeit u liebevollen Darstellungen in seinen Arbeiten. Nur zweymahl n nahm er an einer für den Druck bestimmten litterarischen Unte nehmung Theil. Mit seinen edlen Freunden, dem Generals perintendenten Junkheim und dem Hofkammerrath Hirsch, v band er sich zu einer prosaischen Uebersetzung der gesamm Werke des Horaz, die in 2 Theilen zu Anspach 1773 und 17 erschien; eine meisterhafte Arbeit in ihrer Art, deren Nu sich hinlänglich erprobt hat. Uz, Junkheim, Christ, bisweil auch Rabe, kamen in vorigen Jahren alle Wochen ein oder me rere Mahle bey dem sehr unterrichteten und gesellschaftlichen Hofkammerrath Hirsch zusammen. Ein herrlicher Cirkel! Hier gab Uz sonst manchmahl eine neue Ode zum Besten; nur konnte er sie nicht declamiren, sondern Hirsch übernahm immer dieses Geschäfft. Hier nun wurde auch der Plan zur Uebersetzung des Horaz gemacht. Jeder mußte jede Ode für sich übersetzen. Uz amalgamirte sie dann, wenn er die Schlacken geschieden hatte; oft wurden seine Critiken mehr überstimmt, als widerlegt, und der bescheidene Mann gab der Mehrheit nach. Vielleicht hätte die Arbeit noch mehr Vorzüge, wenn er sie allein übernommen hätte; aber sie sollte zugleich würdige Beschäfftigung eines gebildeten Cirkels seyn, der dadurch enger vereint und erheitert wurde. Mit dem erst Erwähnten seiner Freunde arbeitete er 1781, auf Veranlassung seines Fürsten, das neue Ansbachische Gesangbuch aus, das durch die Mitwirkung eines so grossen Dichters seinen allgemein anerkannten Werth erhielt. „Alle Tische, sagt sein Landsmann und Hausfreund, Degen*), waren damahls bey ihm mit Liederbüchern bedeckt. Beyde Männer lieferten ein wahrhaft classisches Werk, dem der Eine als Theolog, der An

*) S. Neuer Teutscher Merkur, 1797. Bd. II. S. 120.

e als Dichter seine Form geben musste. Der Fleiß, den dies en auf dieses Liederbuch wendeten, ist wohl bey ähnlichen mlungen selten sichtbar geworden. Die ganze Critik wurde ey schriftlich verhandelt, und die Acten, welche etliche Folio- nde betragen, werden der Verfasser Nachruhm in dem Vater- de auch bey den Nachkommen festhalten. Einige Lieblingslieder erte Uz allein, z. B. Befiehl du deine Wege; O Gott, du mmer Gott u. a. Das erste ward unter der Hand des ersten isters des religiösen Gesanges zu einem wahrhaft unsterblichen erke, wie sich Jeder überzeugen kann, der es liest. Unter dem ndvolke verbreitete sich zu jener Zeit das Gerücht, als habe z das Gesangbuch allein, und zwar nach eben dieses Volks nung, nicht recht gemacht. Wenn nun kurz nach der Ein- hrung jenes Gesangbuchs die Bauern vor Uz's kleinen Häus- n vorbey giengen, so rückten sie den Hut in die Höhe, und fen einander zu: Dort oben wohnt er, der Gesangbuchma- er!" Seinem lieben Gleim schrieb er darüber:

Den 27. Februar 1782. „Hier überschicke ich Ihnen das eue Ansbachische Gesangbuch. Mein Freund Dr. Junkheim nd ich haben etliche Jahre mit dieser Arbeit uns beschäfftigt, nd es ist eine saure Arbeit gewesen. Zwar ist schon viel vor- earbeitet; wir haben auch die neuesten Gesangbücher, unter ndern das Berliner und Kieler, die wir jedoch etwas später halten haben, genutzt. Aber oft hielten wir doch eine neue erbesserung für nöthig. Sodann durften wir das Local nicht ßer Augen setzen, und mußten vornehmlich die schon im ältern esangbuch gewesenen guten Lieder zu verbessern suchen. Die ten Lieder haben einen ehrlichen, wirklich populären Ton, den ir durch übertriebenen Purismus nicht verlieren wollten. Die euen Lieder sind vielmahls strohern und trocken. Von meinen iedern habe ich nur zwey und diese ungern einschalten lassen, eil sie schon in den meisten Gesangbüchern stehen; doch habe ch das bekannte Morgenlied: „O grosser Schöpfer der Natur u." populärer und sangbarer zu machen gesucht. Ich hoffe, aß bis Pfingsten die gänzliche Einführung geschehen kann. In- wischen wird in der Hofkirche schon daraus gesungen. Es fehlt reylich nicht an trüben Gesichtern, wie bey allen neuen Din- en; aber der Markgraf hat zum Zeichen seiner Zufriedenheit ir und meinem Mitarbeiter einem Jeden eine goldene Medaille, 4 Ducaten an Werth, zustellen lassen."

Die critischen Acten, die Junkheim und Uz über dieß Ge- häfft so gewissenhaft geführt haben, stehen im Archiv zu Ans- ch; ein Auszug daraus müßte in der That sehr belehrend eyn. Oft waren sie, wie es häufig bey dergleichen Geschäfften eht, durch äussere Umstände gezwungen, sehr schwache Arbeiten ufzunehmen und geschmacklose Stellen stehen zu lassen; z. B. as Weihnachtslied Nr. 74, und besonders dessen dritte Stro- he: „Gott schenkt mir Alles in dem Sohn, Befreyung von en Strafen, Auch unverdienten Gnadenlohn, Den will ich nicht

verschlafen" u. s. w. Aber dieß Lied hatte der damahlige
v. B. dazu geliefert, den ihre Critiken endlich unwillig mach
so daß sie nun schwiegen, und das Lied sammt seiner dri
Strophe ward aufgenommen.

Als 1771 vom Markgrafen Alexander ein Scholarchat
vorgesetzt wurde, ward nebst Lynker, Schmidel, Lösch und Ra
auch Uz dazu gewählt, und er war auch nächst Lösch der T
tigste. Er versäumte nicht leicht eine Session, und einige Ja
lang versah er nebst Lösch, — da Lynker in Bayreuth angest
war, Schmidel durch seine unglückliche Geistesabwesenheit
alle Geschäffte untüchtig wurde, und Rabe vor Alter nicht me
ausgehen konnte, — alle Scholarchatsgeschäffte allein, und bli
auch in diesem Wirkungskreise seinem sonstigen Character, vo
züglich seinem Moderantismus, getreu.

Nun noch Einiges von seinem Privatleben. Er war, w
schon erwähnt worden ist, niemahls verheyrathet, und lebte
einer zufriedenen Einsamkeit mit seiner Mutter und Schweste
Der 1779 erfolgte Tod seiner Mutter gieng ihm sehr nahe.

„Meine alte Mutter, schrieb er an Grötzner, hat endlic
doch ihrem alten Uebel unterliegen müssen. Sie war eine gu
Mutter und rechtschaffene Frau, noch von altem Schrot un
Korn, wie die Ihrige. Sie wird allgemein bedauert. So lang
sie mir auch Gott gelassen, so ist es mir doch jetzt noch zu früh
ich habe meinen besten Freund verloren. Nun habe ich Nieman
mehr, als eine auch ledige Schwester; wir leben mit einande
so lange es Gott gefällt. So nimmt er uns Eines um das An
dere, damit wir am Ende froh seyn können, wenn er uns and
abhohlt." — Und an Gleim, am 10. Januar 1780:

„Ich bin seit einer vor etlichen Jahren ausgestandenen har
ten Krankheit, Gott Lob! gesund und lebe zufrieden. Ich hab
keinen Ueberfluß, doch auch keinen Mangel; ich lebe nicht, w
ein Domherr, doch auch nicht völlig wie ein Einsiedler. Ic
mache mir keine neuen Freunde, sondern vergnüge mich meist m
den alten, worunter H. Hirsch für Ihr gütiges Angedenken de
verbindlichsten Dank erstattet. Gott hat mir nur noch eine Schw
ster gelassen. Vor etlichen Jahren hat er mir die ältere genom
men und im vorigen Jahre meine 88jährige gute Mutter. Nu
lebe ich in einem kleinen Häuschen, das eben für mich und mein
Schwester zulangt, so lange der allgemeine Vater will!"

So allgemein anerkannt die Verdienste dieses classischen Dich
ters unserer Litteratur in ganz Teutschland und selbst im Aus
lande unter allen Freunden der Gelehrsamkeit waren, so anspruc
los, ungesucht von den Grossen und ohne sich zu ihnen zu drä
gen, lebte er in Ansbach. Sein Umgang bestand aus wenige
auserlesenen Freunden, die ihn verehrten und liebten, als Junk
heim, Hirsch, Lösch u. A.; aber den höhern Ständen und sel
seinem Fürsten blieb er unbekannt. Der Markgraf Alexande
erfuhr es erst in Rom noch (1770), daß Einer seiner Staatsdi
ner unter die ersten Teutschen Dichter gezählt wurde. Van

Uz

Clemens XIV. (Ganganelli) freute sich nämlich auch deßhal
Bekanntschaft mit dem Markgrafen, weil dieser das Glück
den grossen Sänger Uz, welchen er selbst freylich nur in
Italienischen Uebersetzung lesen und bewundern könne, in s
Landen zu besitzen. Erst hierdurch wurde der Markgraf auf
sam auf ihn, so, daß er nach seiner Zurückkunft diesen, ihm
würdig gewordenen Mann sogleich zu sich kommen ließ,
ihm seine Achtung bezeigte. Der Fürst freute sich sehr, al
im April 1790 Gelegenheit bekam, Uz'en durch Uebertra
der Burggräflichen Directorstelle und Ertheilung des Chara
eines geheimen Rathes seine Achtung zu beweisen; allein
der für einen solchen Schmuck zu bescheiden war, verbat
diesen grossen Titel, und ließ sich an der Stelle des Dire
genügen *).

Die Selbstständigkeit und Seelenruhe, die aus seinen Lie
spricht, und die sich den Freunden derselben, wenn man sie
oder hört, in die Seele hineinspricht, diese Unterwürfigkeit
sinnlichen Menschen unter Vernunft und Ordnung, war
starkausgesprochene Character seiner ganzen Lebensweise.
Tag zerfiel in zwey Hälften; der Vormittag war ganz sei
Amte geweiht, der Nachmittag ganz dem Umgange mit den
sen. Dasselbe Tischchen, auf welchem man vorher die L
juristischer Folianten und Actenhefte liegen sah, zeigte, wi
einer verwandelten Scene, gleich nach Tische das Schönste
selbst Neueste aus dem Gebiet der schönen Wissenschaften.
Morgens war Uz ernst und still, und ließ sich nicht gern
stören; nach Tische hingegen konnte Jeder den Sänger der Fr
in ihm finden. Er unterhielt sich dann sehr gern und
mit besuchenden Freunden, rauchte gewöhnlich seine Pfeife,
lieferte vielmehr einen practischen Commentar zu der vi
Strophe seines Liedes: Der Tabakraucher. Wir glauben
vor uns zu sehen, wenn Degen ihn so schildert: „Mit wa
dichterischer Unverdrossenheit pinkte da der zufriedene Greis, w
die Pfeife nicht sogleich fortbrannte, immer wieder Feuer
seinen Schwamm, sah mitunter durch die Lorgnette am kle
niedrigen Fenster hinab auf die Strasse, und war nun f
wenn sich auf's Neue die blaulichen Kreise wie leichte Dic
ideen hervorringelten. Da theilte er unerinnert das Neueste
was in den letzten Tagen zu seinem Leibregiment gekommen w
so nannte er die kleine auserlesene Bibliothek, die in sei
Stübchen ein Glasschrank verwahrte, in dessen Mitte die
von Gleim geschenkte Vasentasse stand **). — Da war er,

*) S. Neuer Teutscher Merkur 1797, in einem Aufsatz vom damahl
Professor und Director Degen zu Neustadt an der Aisch, welcher
Jahre hindurch den Dichter in Ansbach oft besuchte.

**) Uz war Willens die allgemeine Teutsche Bibliothek und die Bi
thek der schönen Wissenschaften an das Gymnasium zu Ansbach zu s
ken; aber bey veränderten Umständen änderte er auch seinen Vo
Seine ganze Bibliothek ist nachher um 1200 Gulden nach Erlangen
kauft, und die Interessen von diesem Capital sind nach Uz's

Einem Worte, der frohe Weise, der Jedem, weit entfernt von Anspruch und Zwang, die überhaupt ausser Uz's Character lagen, auf die freundlichste und liebenswürdigste Art zu begegnen wußte."

Uz blieb auch als fleissiger Geschäfftsmann in Bekanntschaft mit der neuesten Litteratur, weil sein ganzes Leben, sehr wenige Zerstreuungsstunden ausgenommen, die er in den frühern Jahren bey einem Freunde oder in seinem Garten zubrachte, eine sehr regelmäßig zusammenhängende Lectüre war. Dabey legte er die Alten nicht aus den Händen, und wechselte gewöhnlich mit den Schriftstellern ab. Noch 1787 las er den Theokrit; das Jahr darauf den Pindar, und das Alles ohne Hülfsmittel und Commentar. Nur gegen die neuesten Teutschen Dichter (ungefähr seit dem Jahre 1780) war er entschieden eingenommen, weil sie, meynte er, meistens ihren Dichtungen die edeln Formen nicht gäben, welche die Meister der Vor- und Nachwelt den ihrigen gegeben hatten. So las er, z. B. Bürger's Gedichte, so wenig er ihm Phantasie absprach, nie eigentlich und mit Beyfall, und alles das, was man seit Bürger Volksdichtung genannt hat, erhielt seinen Beyfall nicht, weil es zu oft unter die Würde des Dichters herabsänke. „Die Dichter der Griechen und Römer, sagte er, waren so gut, wie unsere Volksdichter, Dichter für das Volk; aber man zeige mir doch einmahl, wo sie sich nicht über das Gemeine empor gehoben hätten? Man zeige mir doch nur ein Tralirum Larum, oder ähnliche Possen. Das verdient nicht den Namen der Dichtung, das ist Bänkelgesang, u. s. w." — Uz war der gelassenste, ruhigste Mann; auch den auffallendsten Gegenstand konnte er mit einem Achselzucken anhören, oder mit einem: Ja, so geht's! begleiten; nur dann, wenn es auf die neueste Teutsche Dichtkunst kam, ward er überaus lebhaft; da erglühte seine Wange, da strömten seine Urtheile, da ward seine Stimme lauter und höher; ein Zeichen, daß er da in Leidenschaft gerieth, weil er fürchtete, der so schnell gehobene Ruhm des Teutschen Geschmacks möchte durch diese leichtere Behandlung von der kaum errungenen Höhe wieder herabsinken. „Uz, sagt sein Freund Degen bey dieser Gelegenheit sehr billig und einleuchtend, mochte vielleicht in manchen Stücken zu weit gehen. Allein er war bald nach der Schöpfung unseres veredelten Geschmacks auf dem Schauplatze, sah dem Riesengange unserer Cultur zu, sah das Entstehen unserer Meisterstücke; sah, wie sich unsere Sprache von Ungewißheit, Rohheit und Härte losarbeitete, und zu Festigkeit, Schönheit und Geschmeidigkeit empor hob; mit Einem Worte, er war Zeuge des ganzen grossen Ausbildungsgeschäfftes unseres Geschmacks, bey welchem die von den Originalen des Alterthums abgezogenen Regeln zur Richtschnur genommen wurden. Und nun bemerkte er auf einmahl,

äussertem Willen von dessen nach ihm verstorbenen ledigen Schwester in einem Testamentsnachtrage zu einem Stipendium vorzüglich für Studierende aus der Familie der Fillische bestimmt worden.

daß man sich hin und wieder nach jenen einzigen Originalen wenig mehr richtete, und dem Anscheine nach eine sogenannte gemeine Landesdichtung geltend machen wollte.“ Da entbrannte denn der gute Greis, und gieng, was ihm so fremd war, selbst in Spott und Bitterkeit über, wenn er sah, daß sich junge Dichter die Freyheit herausnahmen, gegen Plan, Wortfügung und Geist der Sprache zu sündigen und doch wegen der Reinheit Beyfall fanden.

Verwöhnt durch eine lange Gewohnheit, glaubte er in der Teutschen lyrischen Poesie an keine Harmonie, wenn sie nicht mit dem Reim verbunden war; er hielt den Reim durchaus für einen wesentlichen Schmuck der Teutschen Dichtkunst. Da die reimlosen Gedichte sich auch eine grössere Freyheit und Abweichung in Absicht auf die Wortfügung erlauben, so ward dieß ein Grund mehr für den Reim; selbst in Ramler's Arbeiten fand er Wortfügungen und Redeverbindungen, die er nicht gelten lassen wollte. Mit Ramler war er schon auch deßwegen nicht zufrieden, weil er sich in den Gedichten Anderer, die er in seine Sammlungen aufnahm, so viele Veränderungen erlaubte. Aber noch verhaßter war ihm das Travestiren. Er schätzte Blumauer's Dichtertalente, aber die travestirte Aeneide hatte er nicht unter seinen Büchern. „Was, den lesen, der mir meinen Virgil verhunzt und lächerlich gemacht hat? Warum nicht gar! Den werde ich nie lesen!“

Den Satz, daß nur Jugendjahre zum Dichten paßten, behauptete er, wie schon erwähnt wurde, in einer Uneingeschränktheit, die, bey der tausendfältigen Mischung der Talente und Kräfte und Lagen, in's Uebertriebene fiel und unwahr wurde. Es war dieß sein Gemeinplatz, und sein eigenes Beyspiel gab ihm hierin eine Art von Anmaßung und harter Beurtheilung Anderer, die nicht thaten, wie er. Ihn konnte, bey der Festigkeit seines Characters, Nichts mehr bewegen, nach dem J. 1767 noch für die Welt Etwas zu schreiben. „Ich habe genug zu schreiben, sagte er, ich darf nur Acten schreiben. Das Dichten gehört nur für junge Leute; wir Alten müssen schweigen und müssen die Jungen singen lassen.“ — Auch hatte er wirklich damahls schon Alles vertilgt, was nach seiner Meynung der Aufnahme in seine Werke nicht würdig gewesen war. Nur durch ausserordentliches Bitten brachte es bey seiner Durchreise Göckingk 1783 dahin, daß Uz noch das religiöse Gedicht, der Christ, sang, das nachher in dem Journal von und für Teutschland vom J. 1784, Monath März, componirt von Schulz, erschienen ist. Selbst dieses Lied, ungeachtet seines Inhalts und einiger schönen Stellen, trägt Spuren, daß der Dichter richtig fühlte, wenn er glaubte, seine Zeit, Poesieen hervorzubringen, sey nun vorbey. Er hat, so viel man weiß, ausser diesem Liede nur noch drey Poesieen nach seinem Abschied von den Musen gemacht, und das jedesmahl durch die Umstände gezwungen und wider seinen Willen. Im J. 1771 nämlich machte er als Scholarch den Musiktext zu einer

Feyerlichkeit für das Gymnasium; 1781 ein Carmen (dieß sagt Alles) auf den Tod der ersten Gattin des Ministers von Wechmar; und 1790 auf Bitten der Lady Craven, der Gemahlin des Markgrafen, einige Strophen, die von Jägern gesungen werden sollten, als eben zu Triesdorf die Jagdlust Heinrichs IV. aufgeführt ward.

Viele edle Zeitgenossen waren seine Freunde im engsten Sinne, und es scheint, als habe ihn die Freundschaft dafür entschädigen wollen, daß er der Liebe und Ehe entsagte. Gleim, Weiße, Grötzner, als auswärtige, Junkheim, Lösch, Christ, Rabe, und vorzüglich Hirsch, als Mitbürger, sind die würdigen Namen, welche auf der Liste seiner Freunde oben an stehen. Uz's engster Freund im Umgange, und der es bis an sein Ende blieb, war der Hofrath und Leibmedicus Hänlein. Was die Freundschaft mit dem verewigten Christian Felix Weiße betrifft, so ist hier noch Manches zu sagen übrig: das Meiste und Beste findet sich darüber in dem obgedachten Vorberichte zu der neuesten Weißeschen Ausgabe der Uzischen poetischen Werke. Weiße war Einer der vertrautesten Freunde von unserm Uz, ohne ihn von Angesicht je kennen zu lernen. Schon in den ersten Jahren der Uzischen dichterischen Laufbahn knüpfte der liebenswürdige und zu früh für die Musen verstorbene Freyherr von Cronegk unter Uz und Weiße das Freundschaftsband, und seitdem stan- den Beyde mit einander fast ein halbes Jahrhundert hindurch in einem ununterbrochenen Briefwechsel bis an des Erstern Tod. Sie theilten einander ihre Gedanken über die gewöhnlichen Vorfälle ihres Privatlebens, über die Begebenheiten der Zeit und des Tages und die Erscheinungen im Gebiete der Gelehrsamkeit und des Geschmacks mit, und o wie viel, sagt der, gleich Uz, unsterbliche Weiße, hatte ich hier Gelegenheit, den edlen Mann, den gründlichen geschmackvollen Gelehrten, den einsichtsvollen Geschäfftsmann, den rechtschaffenen und ächten Menschenfreund in jeder Gestalt zu bewundern, und mich durch seine Briefe zu unterhalten! Wer sollte nicht lüstern nach dem unterhaltenden Briefwechsel dieser Männer seyn? Uz selbst aber war kein Freund von Bekanntmachung vertrauter freundschaftlicher Briefe, da dergleichen sehr oft von eigennützigen Büchermachern und Buchhändlern ohne Wahl und Vorsicht zusammengerafft werden. Man darf nur an den Unwillen erinnert werden, welchen Uz in einem Briefe über die Herausgabe von Klotz's Briefwechsel durch den Professor Riedel in Wien äusserte, weil verschiedenen verdienstvollen Männern so viel Verdrießlichkeiten dadurch verursacht wurden. „Unter gewissen Einschränkungen zwar, schrieb er, und in sofern solche Briefe zur Geschichte der Litteratur und zur Aufklärung eines wissenschaftlichen Gegenstandes gehören, mit Beyfall und Zustimmung der Verwandten und Freunde herausgegeben werden, und einem Verstorbenen zur Ehre gereichen — wer wird da die Bekanntmachung eines solchen Nachlasses unter der Aufsicht critischer, geprüfter, unpartheyischer Männer

tadeln können?" Doch wenn Briefe, aus denen durch zu freymüthige, strenge und unfreundliche Urtheile für Lebende Nachtheil und Kränkung entsteht, oder wenn Anecdoten und dergleichen, die man sich unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitgetheilt hat, allgemein bekannt gemacht werden, dieß war dem menschenfreundlichen Uz sehr zuwider. Wie sehr Uz auch diesfalls für die Ruhe und Zufriedenheit seiner Freunde besorgt war, davon hat er seinem inniggeliebtesten Weiße das Jahr vor seinem Tode in einem eigenen Schreiben mit Zurücksendung aller Weißeschen Briefe einen überzeugenden Beweis gegeben. In diesem (Ansbach den 10. Februar 1795 datirten) Briefe, welchen wir in der neuesten Ausgabe im Vorberichte S. III. lesen, sagt Uz gleich zu Anfange: „Sie werden sich wundern, mein inniggeliebtester Freund, von mir ein so mächtig grosses Packet zu erhalten, und darin Ihre ganze Correspondenz anzutreffen. So weh es mir thut, mich von Ihren Briefen, die eines der größten Vergnügen meines Lebens ausmachten, getrennt zu haben, so wollte ich sie doch nicht der Gefahr aussetzen, sie nach meinem Tode in fremde Hände kommen zu lassen. So viel die Litteratur durch ihren größtentheils sehr interessanten Inhalt gewinnen möchte, so zweifle ich doch nicht, daß Sie bey der Freymüthigkeit und Offenherzigkeit, womit wir einander seit vielen Jahren zu schreiben gewohnt waren, ihre Bekanntwerdung mit Widerwillen sehen würden." Nach dem Ausdruck seiner Dankbarkeit sagt er: „Gott segne Sie auch für dieses Gute, das Sie gethan haben, mit seinem reichen besten Segen, und lasse es Ihren Kindern so wohl gehen, als es ein so vortrefflicher und edelmüthiger Vater verdient. Nur bitte ich, entziehen Sie mir ja nicht den Trost Ihrer Briefe auf die übrigen Tage meines Lebens. Ich werde doch Mittel finden, sie vor ungewaschenen Händen sicher zu stellen."

Sein Ende glich seinem Leben; es war so sanft, wie sein in der Stille und Eingezogenheit des ehelosen Standes in Thätigkeit und im Umgange mit den Musen und seinen Freunden vollbrachtes Leben gewesen war. Noch am Schlusse seines Lebens ward ihm eine Auszeichnung zu Theil. Als nämlich die Ansbachischen Länder dem Könige Friedrich Wilhelm II. von Preussen anheim fielen, wurde er zum wirklichen Königl. Preussischen geheimen Justizrath und Landrichter zu Ansbach ernannt, und ihm das Königliche Patent darüber am 12. May 1796 wenige Stunden vor seinem Tode überreicht. Durch ein: So! gab er zu erkennen, daß er die ehrenvolle Nachricht noch verstanden hatte. Einige Wochen vorher hatte er, als er eben ein Buch herabnehmen wollte, eine bedeutende Ankündigung von einem Schlagflusse, erhohlte sich aber wieder, vollendete mit voller Geisteskraft ein wichtiges Rechtsgeschäfft, legte sich nachher, und entschlummerte nun an den Folgen jenes Schlagflusses als ein allgemein verehrter Greis von 76 Jahren. Der 12. May 1796 war also jener trübe Tag des Traurens, an welchem Ansbach

eine seiner größten Zierden verlor. Seine dasigen Freunde haben ihm von dem geschickten und geschmackvollen Bauinspector Atzel ein Monument errichten lassen. Das beste Monument kann ihm die Teutsche Nation dadurch errichten, wenn sie über den Erzeugnissen der neuern Zeit im Fache der Poesie seine classischen Lieder nicht vergißt, so das dankbare Andenken an ihn erneuert, und es der aufwachsenden Welt, die aus ihm so viel in's Herz fassen kann, überliefert.

Unter den mancherley Abbildungen von ihm hat ihn May noch am Besten gemahlt, und Bause's trefflicher Grabstichel darnach ein schönes Kupfer geliefert. Die andern Abbildungen sind sehr wenig ähnlich. Besonders ärgerte sich Uz selbst über den Kupferstich, den Haid in Augsburg von ihm bekannt gemacht hat, weil ihm dieser etwas Widerlich-Aufgeblähtes giebt, das Uz gerade nicht hatte. S. sein Bildniß vor dem 13. Bande der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften. Ein anderes auch vor dem Journale von und für Teutschland, J. 1789. St. 12 *).

Nachweisungen sind Schmid's Biographie der Dichter, Bd. 2. S. 187. Küttner's Charactere Teutscher Dichter und Prosaisten, S. 284. Meyer's biogr. Nachrichten von den Schriftstellern in Ansbach und Bayreuth, S. 390. Degen's Beyträge zu Uz's Leben, im Neuen Teutschen Merkur vom J. 1797.

S. besonders Schlichtegroll's Nekrolog, Jahrg. 7. Bd. 1. S. 65. und Meusel's gelehrt. Teutschl. Bd. 4. der 4. Ausgabe nebst Nachträgen.

V.

Vadé, Johann Joseph, geboren 1720 zu Ham in der Picardie, wurde von seinem Vater, der von einem kleinen Handel lebte, in einem Alter von fünf Jahren nach Paris gebracht. Seine Jugend war stürmisch und zerstreut, daß er auch wenig in der Latinität that, welche Nachdenken und anhaltenden Fleiß erfordert: doch las er die besten Französischen Schriftsteller, welche sich nach den Classikern des Alterthums gebildet hatten, wodurch er den Fehler der Erziehung einigermaßen verbesserte.

Er ist der Schöpfer einer neuen Dichtart, welche man le genre Poissard nennt. Diese Gattung darf nicht mit der burlesken verwechselt werden: diese letztere mahlt Nichts; die Gat-

*) In einem Briefe an Weiße (s. die neueste Weißesche Ausgabe der Uzischen poetischen Werke, Th. I. Vorber. S. VII.) sagt Uz: „Sie werden im Journale von und für Teutschland wieder ein Bild antreffen, wozu ich mich eine Stunde habe hergeben müssen. Einige loben und Andere verachten es. So viel ist gewiß, daß der Stich zu hart ausgefallen, und die Züge, welche in der Natur durch das Leben gemildert werden, in der Copie viel zu rauh und derb hingeworfen sind. In dem 2. Theile des Fränkischen Archivs wird auch ein Bild erscheinen, das wegen des antiken Costüms noch unähnlicher aussieht. Wenn man doch einen alten Mann mit solchen Zumuthungen verschonen wollte, die ich zwar oft, aber doch nicht allemahl ablehnen kann!"

ung Poissard im Gegentheil schildert zwar die niedrige Natur, der es aber nicht an Annehmlichkeiten fehlt. Ein Gemählde, welches eine Bauernschenke, gemeine Leute tanzend, trinkende und tabackrauchende Soldaten mit Wahrheit vorstellt, ist nicht unangenehm zu sehen. Vadé ist der Teniers *) der Dichtkunst, und Teniers, der Vater und Sohn, werden unter die größten Künstler gezählt, obgleich der Vater, der erste Schüler Rubens's, meistens nichts als Flamländische Bauernscenen, z. B. Trinkgesellschaften, Kirchweihen mit einer Menge von Bauern und Bäuerinnen vorstellt, und der Manier des Brouwer's (Brauer's) mehr, als der von seinem Meister folgt: Rubens selbst wollte sein Cabinet mit des Schülers Arbeit auszieren; so viel Geschmack und Wahrheit ist in den Werken des Vaters Teniers, daß man im Leben selbst nicht mehr Wahres findet. Die Werke des Vadé, welche seine comischen Opern, seine Parodieen, Gesänge, Bouquets, seine Briefe von la Grenouillere, sein Gedicht über die zerbrochene Pfeife u. s. w. enthalten, wurden bey Duchesne in 4 Octavbänden gesammelt. Außer diesen hat man von ihm Poesies posthumes, worin Erzählungen in gebundener und ungebundener Schreibart, Fabeln, Briefe, Couplets, Potpourris u. s. w. enthalten sind.

Er starb am 4. July 1757 in einem Alter von 37 Jahren.

S. Großmann's neues histor. biogr. Handwörterb. Bd. 7, S. 449.

Vahl, Martin, der als Botaniker berühmte Professor auf der Universität zu Kopenhagen, wurde am 10. October 1749 zu Bergen in Norwegen geboren. Er hielt sich, nachdem er zu Kopenhagen nur kurze Zeit studiert hatte, 1767 bis 1769 bey dem Naturforscher Ström in Norwegen, und dann fünf Jahre zu Upsala bey Linné auf, wurde im J. 1779 Lector bey dem botanischen Garten zu Kopenhagen, bereiste in den J. 1783 — 1785 auf Königlichen Befehl Holland, Frankreich, Spanien, die Barbarey, Italien, Helvetien und England, erhielt dann im J. 1785 eine Professur bey der Universität zu Kopenhagen, besorgte die Fortsetzung der Flora Danica, zu deren Behuf er Norwegen bis Wardoe bereiste, machte in den J. 1797 — 1800 eine neue Reise auf Königliche Kosten nach Holland und Paris, und wurde dann bey seiner Rückkehr Professor der Botanik und Aufseher des botanischen Gartens zu Kopenhagen.

Seine botanischen Werke sind, so wie sein sehr reiches

*) Es sind zwey Teniers, der Vater und der Sohn; Beyde führen den Vornamen David ohne Unterschied. Der Vater, oder David Teniers der Aeltere, ist der eigentliche Erfinder seiner Manier: der Sohn hat solche als Schüler nur verbessert, und das hinzugesetzt, was Jenem an der vollkommenen Ausführung und an dem Regelmäßigen fehlte. Man ist unbillig für den jungen David Teniers eingenommen, daß man oft in den schönsten Cabinetten Gemählde vom Vater antrifft, welche für des Sohnes Arbeit angesehen und ausgegeben werden.

Herbarium, fast in ganz Europa bekannt; die größten Botaniker sprechen von ihm mit einer seltenen Achtung.

S. den Biograph, 4. Bds. 3. St. S. 396.

Vaillant, Franz le, geboren zu Paramaribo in Guiane, ein verdienstvoller Naturforscher, bekannt durch seine Reisen und Schriften. Wie glücklich würde er sich gepriesen haben, wenn er während der Zeit, daß Europäische Cannibalen wütheten, bey seinen Kaffern hätte leben können! Man hatte ihm die Kaffern als rohe und boshafte Barbaren beschrieben, und er fand gute Naturmenschen, selbst mit sanften Herzen, die Gefühl, viel Gefühl zeigten. Vaillant lebte zu der Zeit, da der Tiger Robespierre und seine Mordgehülfen Schrecken und Tod in Frankreich verbreiteten. Er bezog, da besonders die Gelehrten auf allerhand Mittel denken mußten, sich vor den Nachstellungen dieser Unmenschen zu sichern, nebst seiner Gattin, zwey Kindern und einer Magd ein Landhaus unweit Paris, versorgte sich auf lange Zeit mit Lebensmitteln, und ließ alle Fensterladen, die von Aussen konnten gesehen werden, zumachen. Niemand gieng in dem Hause aus und ein: man hielt es für unbewohnt. Auf diese Art würde der theure Mann nebst seiner vortrefflichen Naturaliensammlung glücklich der Welt erhalten.

Von seinen Schriften nennen wir:

Voyage dans l'Interieur de l'Afrique par le Cap de bonne Esperance dans les années 1780 — 1785. d'apres d'autres' par Varon etc. 1789. 2 Voll. 8 maj. — Histoire naturelle des Oiseaux d'Afrique 1796. fol. et 4. Uebers. in's Teutsche durch J. Matth. Bechstein, Nürnberg 1797. rc. 4.

S. Ersch France litteraire, T. III. p. 353.

Vaillant, Jean Foy, geboren am 24. May 1632 zu Beauvais. Im dritten Jahre seines Alters verlor er seinen Vater. Ein Oheim mütterlicher Seite, dem der Tod beynahe zu gleicher Zeit einen einzigen Sohn geraubt hatte, übernahm die Sorge seiner Erziehung. Weil er von dem glücklichen Fortgange seines ersten Studierens eingenommen ward, so bestimmte er ihn zu seinem Nachfolger in dem Richteramte, welches er bekleidete: als er aber im Begriff war, zu sterben, ehe sich noch sein junger Vetter im Stande befand, seine mit ihm vorhabenden Absichten zu erreichen, so setzte er ihn von seinem Namen sowohl, als auch von dem größten Theile seines Vermögens, zum Erben ein. Dieser Todesfall änderte indessen den Entwurf seiner Bestimmung. Er ließ die Jurisprudenz fahren, um sich der Medicin zu widmen: und er war noch nicht völlig 24 Jahre alt, als er die Doctorwürde in derselben erhielt.

Bis hierher hatte er noch keine besondere Neigung zu der Münzwissenschaft blicken lassen; allein eine gewisse ungesuchte Gelegenheit veranlaßte ihn, sich auf dieselbe zu legen. Ein Bauer in der Gegend von Beauvais fand eines Tages, bey Bearbeitung

des Ackers, ein kleines Kästchen voll alter Münzen, und trug sie zum jungen Arzt, der sie untersuchte, und anfänglich nur eine geringe Aufmerksamkeit darauf zu wenden dachte. Allein gar bald widmete er sich der genauen Untersuchung derselben gänzlich. Denn er wurde dadurch so sehr eingenommen, und seine Neubegierde beständig durch neue Entdeckungen solcher Begebenheiten unterhalten, von welchen die Geschichtsschreiber entweder gar keine oder unrichtige Nachrichten gegeben haben, daß es ihm unmöglich war, diese Denkmahle des Alterthums aus den Augen zu verlieren. Hierauf äusserte sich sein Geschmack an den Münzen, und seine natürliche Fähigkeit dazu. Er versuchte dieselben zu erklären, war auch bey einigen glücklich. Mit einem Worte, die Münzwissenschaft wurde, in der Folge der Zeit, seine angenehmste Beschäfftigung, und er wandte alle seine müssigen Augenblicke, die er ersübrigen konnte, darauf. Er brachte in kurzer Zeit ein artiges Cabinet zusammen, und machte mehrere Reisen, auch in fremde Länder, aus welchen er sehr seltene Münzen mitbrachte. Als er, gewisser häuslichen Angelegenheiten halber, nach Paris gereist war, sprach er daselbst Seguin, den Dechant von St. Germain de l'Auxerrois, welcher ein schönes Münzcabinet besaß, und an dieser Art des Studierens ein ausserordentliches Vergnügen fand. In den Unterredungen, welche sie über diese Materien mit einander hatten, wurde Seguin gar bald die ausnehmende Fähigkeit des neuen Forschers der Alterthümer gewahr, welcher grosse Hoffnung von sich erweckte. Er gab sich daher viel Mühe, ihn den Herren von Lamoignon, Bignon, von Seve, und von Harlay bekannt zu machen: deren blosse Namen eine Wissenschaft berühmt machten, welche damahls noch gleichsam in der Wiege lag. Vaillant's Geschicklichkeit ward auch dem Colbert bekannt, welcher ihn ernannte, nach Italien, Sicilien und Griechenland zu reisen, und daselbst die zur Bereicherung der vom Gaston, Herzoge von Orleans, dem Könige geschenkten Münzsammlung dienlichen Stücke aufzusuchen. Voller Freuden über diese Gelegenheit, seinen Geschmack und seine Kenntnisse durch eine solche Untersuchung verbessern und vermehren zu können, reiste er ab, und kam, nach Verlauf einiger Jahre, mit einer überflüssigen Aernte wieder zurück. Das neue Cabinet des Königs wurde um die Hälfte vermehrt; und obgleich dasselbe nach der Zeit viele Vermehrungen erhalten, so übertraf es doch schon seitdem alle andere, welche man in Europa kannte. Colbert veranlaßte unsern Vaillant, eine abermahlige Reise über das Meer zu thun. Er reiste im October 1674 ab, und setzte sich zu Marseille, mit vielen anderen Personen, zu Schiffe; welche, so wie er, Willens waren, sich bey der Eröffnung der grossen Jubelfeyer des heiligen Jahres zu Rom einzufinden. Allein eine traurige Begebenheit unterbrach ihre Neugierde. Sie waren auf einem kleinen Schiff von Livorno, welches den zweyten Tag ihrer Abreise von einem Algierischen Seeräuber angegriffen und weggenommen wurde. Nach einer Gefangenschaft

von fünfthalb Monathen ward unserm Vaillant durch die Bemühungen des Französischen Consuls verstattet, nach Frankreich zurückzukehren. Man gab ihm 20 goldene Münzen wieder, welche ihm waren genommen worden; und er begab sich auf ein Schiff, welches nach Marseille segelte, und zwey Tage lang guten Wind gehabt hatte, als der Steuermann ein Schiff gewahr wurde, welches mit vollen Segeln auf sie loseilte. So viel Mühe er auch anwandte, demselben zu entkommen, so näherte sich doch der Seeräuber bis auf einen Kanonenschuß. Vaillant, welcher das Elend einer neuen Sclaverey besorgte, verschluckte daher ein Dutzend Goldstückchen, welche man ihm zu Algier wieder gegeben hatte: da sich aber der Wind schnell herumsetzte und stark wurde, entfernte er sie sogleich wieder von dem Seeräuber, warf sie aber an die Küsten von Catalonien, wo sie beynahe Schiffbruch gelitten hätten. Hierauf verirrten sie sich zwischen den Sandbänken an der Mündung der Rhone. Vaillant, welcher sich in ein Boot geworfen hatte, ließ sich nebst noch vier Andern an's nächste Ufer bringen. Indessen waren ihm die verschluckten Goldmünzen, welche wohl 5 — 6 Unzen wiegen mochten, überaus beschwerlich. Er befragte zwey Aerzte, was er anfangen sollte: der Zufall schien ihnen zwar sonderbar zu seyn; doch konnten sie der Mittel wegen nicht einig werden. In dieser Ungewißheit brauchte Vaillant gar Nichts: die Natur half sich von einer Zeit zur andern selbst — sie gab das ihr anvertraute Depositum wieder. Als er nach Lyon kam, hatte er bereits über die Hälfte seines Schatzes wieder erhalten. Er besuchte daselbst Einen seiner Freunde, welchem er seine Begebenheit erzählte, und wie er die Goldstückchen verschluckt habe: er zeigte ihm zugleich diejenigen, welche er wieder hatte, und beschrieb ihm die übrigen, welche er noch erwartete. Unter diesen letztern war ein Otho, der seinen Freund so begierig machte, daß er ihm den Vorschlag that, ihm denselben für einen gewissen Preis abzugeben. Vaillant bewilligte Solches, der Seltenheit des Falles wegen, und fand sich zu allem Glück noch an demselben Tage im Stande, den geschlossenen Kauf zu erfüllen. Hierauf kam er wieder in Paris an, erhielt aber vom Hofe Befehl, eine neue Reise zu unternehmen. Vaillant verfolgte seine Nachsuchungen bis nach Aegypten und Persien, und fand da die kostbarsten und seltensten Münzen. Als es dem König Ludwig XIV. gefiel, der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften im J. 1701 eine neue Einrichtung zu geben, wurde Vaillant anfänglich als ein beygefügtes Mitglied (Associé) derselben aufgenommen, das Jahr darauf aber erhielt er eine Stelle eines besoldeten Mitglieds oder Pensionairs, welche durch Charpentier's Absterben war erledigt worden. Er war zweymahl verheyrathet, und nahm durch eine besondere Dispensation des Papstes nach einander zwey Schwestern. Er starb am 23. October 1706 an einem Schlagflusse in seinem 76. Jahre. Die gute Beschaffenheit seiner Gesundheit schien ihm ein noch weit längeres Leben

zu versprechen. Als Gelehrter hat er sich durch seine antiqua-rischen numismatischen Werke berühmt gemacht: sie haben zur Aufhellung der Geschichte grosse Dienste geleistet: Er war aber nicht nur wegen seiner Gelehrsamkeit, sondern auch wegen seines Characters schätzbar. Als Antiquarius und Numismatiker las er die Aufschriften der Medaillen, so verwischt und verrostet sie auch waren, mit solcher Leichtigkeit, daß man insgemein sagte: Vaillant liest eine Medaille, wie Monceau einen Roman liest.

Seine Werke sind:

Numismata Imperatorum Romanorum praestantiora a Iulio Caesare ad Posthumum et Tyrannos. Parisiis 1674. 4. Edit. II. auctior. Paris. 1694. 4. 2 Tom. Edit. III. Paris. in 4. 2 T. auch eine Ausgabe in Holland. Er ordnete die Münzen nicht nach der Zeitfolge, sondern nach der Beschaffenheit ihrer Materie. Die 1. Ausgabe wurde so wohl aufgenommen, daß er sich genöthigt sah, eine 2. zu veranstalten, welche er mit so vielen schönen und merkwürdigen Münzen vermehrte, daß dieses Buch eher ein ganz neues, als wieder aufgelegtes Werk zu seyn schien. In der 3. Aufl. hat er viele Münzen, welche er nachdem unächt zu seyn befunden, weggelassen, auch nicht für dienlich erachtet, wie er in der 2. Ausg. gethan, die Cabinette namhaft zu machen, wo man eine jede Münze finden könne, unter dem Vorwande, daß dieselben nach der Zeit andere Besitzer bekommen könnten. Diese Auslassung der 3. Ausg. ist die Ursache, daß man die 2. vorzüglich sucht. Was aber die Ausg. in Holland betrifft, so ist dieselbe dergestalt durch Druckfehler verstellt worden, daß sie nicht sonderlich brauchbar seyn kann. — Seleucidarum Imperium, s. Historia Regum Syriae, ad fidem Numismatum accommodata, Paris. 1681. 4. In Holland ist 1732 in folio editio II. nitidior et emendatior, und zwar zu Haag herausgekommen. Nichts ist in der ganzen alten Historie so verwirrt, als die Geschichte der Könige von Syrien, die man gemeiniglich Seleuciden nennt, vom Seleucus, Einem der Feldherren Alexander's des Grossen. Man kannte zwar Einige dieser Könige aus den Büchern der Maccabäer, und aus der Geschichte des Josephus; allein es blieben derselben Viele noch unbekannt, welche es auch vielleicht beständig würden geblieben seyn, wenn nicht Vaillant aus alten Münzen Vorrath hergenommen hätte, eine ununterbrochene Folge derselben zu liefern. — Numismata aerea Imperatorum, Augustarum et Caesarum in Coloniis, Municipiis et Urbibus jure Latio donatis, ex omni modulo percussa, Paris. 1688. fol. 2 Tom. Dieses Werk ist zu Amsterdam in 2 Quartbänden nachgedruckt, aber durch eine grosse Menge von Druckfehlern verunstaltet worden. Vaillant hat dasselbe durch eine Zuschrift dem Herzoge von Maine gewidmet, welcher ihn sich durch ein ansehnliches Jahrgeld verbindlich gemacht hatte. Vaillant hat sich seit der Zeit Seren. Ducis Cenom. Antiquarium geschrieben. — Numismata Imperatorum, Augustarum et Caesarum, a populis Romanae ditionis Graece

loquentibus ex omni modulo percussa. Paris. 1698. 4. Edit. II. recognita, septingentis Nummis aucta, Amstel. 1700. fol. Dieses Werk ist mit einer grossen Menge vortrefflicher Anmerkungen erfüllt, welche nur darum so kurz scheinen, damit sie desto deutlicher und bestimmter seyn möchten. — Historia Ptolemaeorum, Aegypti Regum, ad fidem Numismatum accommodata, Amstel. 1701. fol. Dieses Werk ist von grosser Brauchbarkeit, den Mangel der Geschichte der Könige von Aegypten zu ersetzen, wovon uns die Länge der Zeit nur so kleine Ueberbleibsel gelassen hat. — Nummi antiqui Familiarum Romanarum, perpetuis interpretationibus illustrati, Amstel. 1703. fol. 2 T. Einige Alterthumskundige hatten bereits von eben dieser Materie geschrieben; doch weder so ausführlich, noch mit so vieler Ordnung, als in diesem Werke geschehen ist. — Arsacidarum Imperium, s. Regum Parthorum Historia, ad fidem Numismatum accommodata, Paris. 1725. 4. Achaemenidarum Imperium, s. Regum Ponti, Bosphori, Thraciae et Bithyniae Historia, ad fidem Numismatum accommodata, Paris. 1725. 4. Diese beyden nach dem Tode des Verf. zu gleicher Zeit herausgegebenen Werke geben, nebst der Historie der Ptolemäer und Seleuciden, in den Alterthümern ein grosses Licht. Beyde sind in Teutschland 1728. 8. wieder nachgedruckt worden, aber überaus schlecht und fehlerhaft. — Selecta Numismata antiqua ex museo Petri Seguini, cum ipsius observationibus, Edit. II. auctior. Paris. 1684. 4. Diese 2. Ausg. ist mit Vaillant's Anmerkungen vermehrt worden. — Selectiora Numismata in aere maximi moduli e museo ill. D. Francisci de Camps illustrata per D. *Vaillant*, Paris. 1695. 4. — Ausser diesen Schriften findet man einige von seinen Ausarbeitungen in den Memoires de l'Academie des Inscriptions et belles Lettres.

S. Vaillant's Lobschrift vom Gros de Boze, in der Gesch. der Akad. d. Aufschr. u. schön. Wissensch. Th. 1. S. 145. war zugleich, nämlich von S. 193. das Leben seines Sohnes, des Johann Franz Foy Vaillant (geb. 17. Febr. 1665 und gest. 17. Nov. 1708), bekannt durch einige archäologisch-numismatische Abhandlungen; ferner Niceron, Th. 4. S. 76. (Th. 16. S. 316.) und Anecdoten zur Lebensgesch. berühmt. Gelehrten, Th. 2. S. 199.

Vaillant, Sebastian, geboren am 26. May 1669 zu Vigny bey Pontoise, zeigte von seinem fünften Jahre an eine besondere Neigung zur Betrachtung der Pflanzen, welche er in den Gegenden seines Geburtsorts antraf, und zur Sammlung derjenigen, welche ihm die schönsten zu seyn schienen, und die meiste Bewunderung bey ihm erweckten. Hiermit begnügte er sich aber nicht, sondern er brachte alle Tage neue in den Garten seines Vaters, der ein Kaufmann, und der Neigung seines Sohnes zwar nicht entgegen war, aber gleichwohl auch nicht dulden wollte, daß er seinen Garten mit wilden Pflanzen anfüllen sollte

und ihm daher einen eigenen Ort darin anwies, wo er ihm verstattete, seine Pflanzen zu besorgen. Im 6. Jahre seines Alters ward er bey einem Priester, der in der Pfarre des h. Petrus von Pontoise wohnte, in die Kost gegeben, um da lesen und schreiben zu lernen, und in den Lehren seiner Religion unterrichtet zu werden. Nicht lange darauf wurde er von einem abwechselnden Fieber befallen, welches ihn, aller angewandten Hülfsmittel ungeachtet, vier Monathe lang quälte, das er aber selbst durch ein sehr sonderbares Mittel vertrieb. Eines Tages nämlich, als Jedermann in die Messe gegangen war, stand er auf, ließ Kohl in dem Garten abnehmen, und aß denselben, nachdem er ihn nur mit Weinessig vorher zubereitet hatte. Seit dieser Zeit empfand er keinen Anfall von Fieber mehr, und befand sich vollkommen wieder hergestellt. Als nun der junge Vaillant sich wieder im Stande sah, zu arbeiten, richtete er alle seine Sorge darauf, seinem Lehrmeister, dessen Strenge ihn in Furcht und Schrecken setzte, Genüge zu leisten; und aus Besorgniß, daß er nicht Zeit genug haben möchte, seine Lectionen zu lernen, legte er sich alle Abende, beym Schlafengehen, einen Blasebalg unter den Kopf, welcher in der Mitte mit einem starken und sehr erhabenen Nagel von Kupfer beschlagen war. Wenn er auf diesem harten und unbequemlichen Kopfkissen lag, schlief er weniger, und gewann dadurch Zeit zu seinen Lectionen. Allein auf die Länge verwundete ihm dieser Nagel dergestalt den Kopf, daß er am Genicke ein Ueberbein bekam, welches er sein ganzes Leben hindurch behalten mußte. Sein Lehrer hatte die Gewohnheit, an den schulfreyen Tagen mit seinen Schülern auf's Feld spazieren zu gehen. Vaillant machte sich diese Gelegenheit zu Nutze, und schweifte allenthalben herum, um einige Pflanzen zu entdecken, welche er noch nicht gesehen hatte. Der Vater, welcher wenig Vermögen besaß, und dem diese Neigung zu den Pflanzen nicht als eine Sache vorkam, die seinem Sohne nützlich seyn könnte, wollte, daß er die Musik und das Clavier spielen lernen sollte, um mit der Zeit im Stande zu seyn, Organist zu werden. Er gab ihm den Organisten der Kirche des h. Macloud zu Pontoise zum Lehrmeister, von dessen Unterricht der Schüler so viel Nutzen zog, daß er in kurzer Zeit geschickt genug war, in desselben Abwesenheit die Orgel zu spielen. Als gedachter Organist im J. 1680 starb, fand man unsern Vaillant, welcher nur eilf Jahre alt war, geschickt genug, sein Nachfolger zu werden; welcher denn auch seiner Stelle mit so vielem Glücke vorstand, daß ihn die Hospitalnonnen eben derselben Stadt ersuchten, ihre Orgel zu spielen, und ihm zu dem Ende freye Kost und Wohnung anboten, welches er mit Freuden annahm. In seinen müssigen Stunden gieng er im Hospital herum, und sah die Kranken verbinden: er machte dabey Bekanntschaft mit den Wundärzten, welche darin zu thun hatten, und faßte nachher den Entschluß, die Chirurgie zu erlernen; diese hatte doch einen Zusammenhang mit seiner alten Neigung zur Botanik.

Er borgte zu dem Ende anatomische und chirurgische Bücher
las sie mit vielem Fleiße durch, und nachdem er sich hatte unter
richten lassen, ward er in das grosse Hospital zu Pontoise al
ein chirurgischer Gehülfe aufgenommen. Da legte er sich un
völlig darauf, Kranke zu verbinden, und um sich in der Chi
rurgie vollkommen zu machen, brachte er einen Theil der Nächt
in seiner Stube, mit Zergliederungen zu, weil er glaubte, e
sey unmöglich, ein guter Wundarzt zu seyn, ohne die Anatomi
zu verstehen, ohne selbst Körper zergliedert zu haben. So blie
er bis in's J. 1688 zu Pontoise, welchen Ort er in einem Al
ter von 19 Jahren verließ, und sich nach Evreux in der Nor
mandie begab, unter einem Meister die Chirurgie zu treiben
Zwey Jahre nachher, nämlich im J. 1690, verließ er Evreux
aus Gefälligkeit gegen den Marquis de Goville, Hauptman
bey dem Königl. Füsilierregiment, welcher ihn als seinen Com
pagniefeldscheer gern mit sich zu Felde nehmen wollte. Während
seines Aufenthalts im Felde, ließ er Proben seiner Herzhaftigkei
sehen. Er befand sich in der Schlacht bey Fleurus am 1. Juli
1690: und als der Marquis de Goville daselbst das Leben ver
lor, suchte er seinen Leichnam unter einem Haufen von todte
Körpern hervor, und ließ ihn beerdigen. Hierauf war er au
weiter Nichts bedacht, als wieder nach Evreux zurückzukehren
und bediente sich der Gelegenheit seiner Rückreise, verschieden
Städte zu besehen. Zu Evreux fuhr er fort, die Chirurgie z
üben, bis in's J. 1691, da er sich nach Paris begab, mit dem
Vorsatz, daselbst in dem grossen Hospital als ein Gehülfe z
arbeiten. Kaum war er in dieser Stadt angelangt, als er ver
nahm, daß Einer der größten Kräuterforscher in Frankreich, der
berühmte Tournefort, daselbst alle Jahre in dem Königlichen
Garten die Pflanzen zeige, und darüber Unterricht ertheile
Mehr brauchte es nicht, seine alte Liebe zur Botanik wieder z
wecken: er ließ sich's eifrig angelegen seyn, seinen Stunden be
zuwohnen, und ließ dabey so viel Emsigkeit blicken, daß Tou
nefort deßhalb Achtung für ihn bekam, und dafür hielt, daß
dermahleinst ein sehr geschickter Botanist werden würde. Im J
1692 bewog ihn ein Wundarzt zu Neuilly nahe bey Paris, si
zu ihm zu begeben, die Chirurgie zu üben. So viel Arbeit ih
diese Uebung auch machte, und so weit er auch von dem Köni
Garten entfernt war, so unterließ er doch nicht, den Vorlesu
gen des grossen Botanikers Tournefort unausgesetzt beyzuwo
nen. Er kam alle Tage des Morgens um 5 Uhr in dem Köni
Garten an, und brachte zuweilen vom Felde Kräuter mit, wel
im Garten fehlten, und welchen er, einem jeden nach sein
Gattung, eine Stelle anwies. Wenn die Vorlesung vorbey w
gieng er auf das Amphitheater, daselbst die Kräfte der Kräu
aufzuschreiben, welche ein Lehrer daselbst dictirte. Nachmitta
wohnte er Duverney's anatomischen Stunden bey, und besu
nachher die chemischen Stunden des Herrn de Saint-Yon. Na
diesen Uebungen kehrte er des Abends nach Neuilly wieder zurü

und besuchte unterweges verschiedene Kranke. Als Tournefort darauf bedacht war, die Geschichte der Kräuter, welche um die Gegend von Paris wachsen, an's Licht zu stellen, ersuchte er den Vaillant, ihm seine Entdeckungen mitzutheilen; welches ihm dieser auch mit Vergnügen bewilligte: dadurch denn Tournefort veranlaßt wurde, ihn an verschiedenen Orten seines Buches anzuführen. Nach der Zeit verließ er Neuilly, und begab sich als Amanuensis zu dem P. le Valois, einem Jesuiten, damahligem Beichtvater des Herzogs von Burgund. Hier geschah es, daß Fagon, erster Leibarzt des Königs Ludwig XIV. als er ihm eines Tages zusah, wie er die Kräuter in einem Kräuterbuche zurecht legte, die Ordnung und die Sauberkeit seiner Arbeit bewunderte, und ihm einige Tage nachher sagte, daß er eine Neigung gegen ihn habe, und er ihm nur anzeigen solle, worin er ihm einen Dienst erweisen könne. Vaillant antwortete ihm sogleich, daß er Nichts so eifrig wünsche, als in fremde Länder reisen zu können, um daselbst unbekannte Pflanzen zu entdecken, und die Zweifel, welche er bey vielen bekannten Pflanzen habe, zu heben. Als ihm Fagon zu verstehen gab, daß er dafür Sorge tragen wolle, ersuchte er den P. le Valois, ihm zu erlauben, von ihm zu ziehen, und miethete sich zu Paris ein kleines Zimmer, um sich daselbst einzig und allein mit der Botanik beschäfftigen zu können. Fagon, welcher in kurzer Zeit alle Geschicklichkeiten Vaillant's kennen lernte, zog ihn bald nachher in sein Haus, machte ihn zu seinem vertrauten Amanuensis, und verschaffte ihm die Erlaubniß vom Könige, in alle Königl. Gärten gehen zu dürfen, um daselbst zu botanisiren. Dieß war die Gütigkeit noch nicht alle, welche ihm Fagon erweisen wollte: er ertheilte ihm nachher die Aufsicht über den botanischen Garten des Königs. Vaillant hatte diese Stelle kaum erhalten, als er sich ungemeine Mühe gab, diesen Garten zu bereichern; welches er auch mit so vielem glücklichen Erfolg bewerkstelligte, daß man denselben niemahls dergestalt mit Kräutern angefüllt gesehen hat, als in der Zeit, da er die Aufsicht darüber gehabt. Im Anfange des J. 1708 trat ihm Fagon, welcher mehr als jemahls von Vaillant's Geschicklichkeit überzeugt war, die Profession und Unterdemonstratorstelle der Kräuter im Königlichen Garten ab, welche er bisher selbst bekleidet hatte. Ausserdem überließ er ihm auch die Aufsicht über das Spezereyencabinet, welches er durch die Freygebigkeit Ludwigs XIV. hatte bauen lassen; und Vaillant ließ, zur Bereicherung desselben, aus fremden Ländern die allerseltensten Spezereyen kommen, und verschloß dieselben in grosse crystallene Flaschen, welche er nach der schönsten Ordnung gestellt. Nachdem er dieses schöne Cabinet in Ordnung gebracht hatte, ward er zum ordentlichen Aufseher des Königl. Spezereyencabinets ernannt, und in dieser Würde erklärte er dem Czaar alle Seltenheiten desselben. Im Anfange des J. 1716 ward er ein Mitglied der Akademie der Wissenschaften, ohne diese Stelle gesucht zu haben, und bloß auf das

dringende Anhalten seiner Freunde, welche viel Mühe hatten, ihn dahin zu bringen, dieselbe anzunehmen.

Er war von einer starken und festen Leibesconstitution; allein er brachte seine Gesundheit durch ausschweifende Arbeiten in Unordnung. Sein Eifer, neue Pflanzen zu entdecken, machte, daß er zuweilen Reisen zu Fuße unternahm. Eine von der Art that er nebst noch einem Andern seiner botanischen Freunde vom 17. September 1707 bis an den 18. October eben desselben Jahres, und durchlief während dieser Zeit die Küsten der Normandie und von Bretagne. Er brachte öfters die Nächte mitten auf dem Felde zu, und sein Studieren war unmäßig. Da seine Amtsverrichtungen erforderten, daß er Viel gehen und Viel reden mußte, so veranlaßte diese doppelte Anstrengung, nebst seinen übrigen Arbeiten, eine Unordnung in seiner Lunge. Er starb an einem unheilbaren Asthma am 26. May 1722 in einem Alter von 53 Jahren. Der Verfasser seiner Lebensbeschreibung lobt mit Recht seine Ehrlichkeit und sein uneigennütziges Wesen, wovon er verschiedene Beyspiele anführt. Tournefort wollte ihm einst die Achtung bezeugen, welche er gegen seine Verdienste und Geschicklichkeit in der Kräuterkunde hatte, und ertheilte seinen Namen einer gewissen Gattung von Kräutern; allein Vaillant nahm ihr denselben wieder, und gab ihr einen andern.

Er hatte sich entschlossen, eine allgemeine Methode der Kräuter festzusetzen, indem er aus ihren Blüthen die Unterscheidungszeichen ihrer Hauptarten hernehmen wollte. Die Kennzeichen der besonderen Gattungen aber wollte er aus allen Theilen derselben ohne Unterschied hernehmen, nachdem sich Solches am Besten zu seiner Methode schicken würde. Er hatte sich auch vorgesetzt, wenn er die Hauptarten sowohl, als Gattungen mit der möglichsten Gründlichkeit und Deutlichkeit würde festgesetzt haben, Beyden alsdann solche Namen beyzulegen, deren bloße Anzeige einen deutlichen, eigentlichen und gewissen Begriff von ihren Eigenschaften ertheilen können. Darauf versprach er, die besonderen Arten mit so leichter Mühe kennen zu lernen, und zwar durch Beyfügung nur eines einzigen oder zweyer Worte, um ihre besonderen Merkmahle dadurch auszudrücken, daß man beynahe gar keiner andern Eintheilung würde benöthigt gewesen seyn, alle Arten von Kräutern mit Gewißheit kennen zu lernen. Endlich versprach er, eine wahre Abbildung eines jeden Unterscheidungsstücks, nebst einer genauen Zeichnung eines jeglichen derselben zu ertheilen, und unter derselben alle gleichgültige Benennungen anzuzeigen. Dieser Abriß ist aber bloß entworfen worden; sein Tod hat die gelehrte Welt der Vollziehung desselben beraubt. Indessen hat man doch Ursache zu zweifeln, daß seine Methode so genau, so einseitig und so bequem würde gewesen seyn, als die vom Tournefort verfertigte.

Die vorzüglichsten seiner Werke sind:

Discours sur la structure des Fleurs; leurs differences, et l'usage de leurs parties etc. Leyde 1718. 4. — Botanicon

Parisiense, operis majoris proditori Prodromus, Lugduni Batav. 1723. 8. Vaillant's Lieblingswerk, woran er 30 Jahre gearbeitet hatte, erlebte der Verf. nicht: er ersuchte seinen Freund Boerhaave um die Herausgebung, und dieser übernahm sie. Vaillant schickte ihm seine Handschrift zu, und dachte auf weiter Nichts, als sich auf seinen Tod zuzubereiten. Boerhaave hielt sein Versprechen, und nachdem er die Abrisse der Pflanzen, welche in dem Werke enthalten sind, vom Aubriet, der sie unter des Verfassers Aufsicht gezeichnet hatte, erkauft, machte er mit der Herausgabe dieses Entwurfs den Anfang, worauf vier Jahre nachher das Buch selbst erschien, nämlich: Botanicon Parisiense, ou Denombrement par ordre Alphabetique, qui se trouvent aux environs de Paris etc. Leyde 1727. in fol. (mit 300 Kupfern.)

Sein Eloge vom Boerhaave in der Vorrede zum Botanicon Parisiense ist hier zu nennen.

S. Niceron, Th. 8. S. 292.

Vaissette, Joseph, Einer der gelehrtesten und geschicktesten Männer in Ansehung der Geschichte von Frankreich, wurde zu Gaillac, einer Stadt im Kirchensprengel von Alby, 1685 geboren. Er versah eine Zeitlang das Amt eines Königl. Procurators im Ländchen Albigeois. Er nahm die Regel des heil. Benedicts an, in der Congregation von St. Maur, und that seine Gelübde am 11. July 1711 in dem Kloster Daurade zu Toulouse, da er 26 Jahre alt war. Sein Geschmack an dem Studieren und hauptsächlich an historischen Untersuchungen veranlaßte den Ruf in die Abtey St. Germain des Pres zu Paris im J. 1713, um an der Allgemeinen Geschichte der Provinz Languedoc zu arbeiten.

Er gab erst eine Dissertation sur l'origine des François où l'on examine s'ils descendent des Tectosages ou anciens Gaulois etablis dans la Germanie. A Paris 1722. 12. heraus. Vaissette hat sich in dieser Schrift vorgenommen, gegen den Jesuiten Tournemine zu zeigen, man habe keinen Beweis, daß die Franken von den alten Galliern abstammen, die sich in Teutschland niedergelassen. — Histoire generale de Languedoc avec des notes et des pieces justificatives, composée sur les auteurs et les titres originaux, et enrichie de divers monumens. Par deux Religieux Benedictins de la Congregation de S. Maur. A Paris. 5 Voll. in fol. Das Werk ist den Ständen von Languedoc zugeeignet. Es ist dieß aber sowohl eine Geschichte von dem ganzen südlichen Frankreich, als von einer besondern Provinz. Claudius de Vic, und Joseph Vaissette, die Verfasser desselben, hatten in dieser Arbeit zu Vorgängern den Gabriel Marcland und Peter Anzieres gehabt, zwey verdiente und zu diesem Unternehmen sehr geschickte Obern. Beyde arbeiteten besonders für sich etliche Jahre hindurch in der Provinz, und nachdem sie aus verschiedenen Büchersammlungen alles dasjenige ausgesucht, was

sie zu ihrem Vorhaben für dienlich erachtet, so setzten sie ganz beträchtliche Nachrichten auf; aber sie waren schon zu hoch in's Alter, oder ihre Aemter erlaubten es nicht, ihre Arbeit fortzusetzen, und sich mit Untersuchungen der Archive abzugeben, welches das wesentlichste Geschäfft war. Der erste Band erschien im J. 1730. Er enthält dasjenige, was sich seit dem 2. Jahrhund. der Römischen Republik bis auf den Tod Carls des Kahlen zugetragen; dasjenige, was die verschiedenen Feldzüge der Tectosagen, die Veränderungen, die während der Zeit, da das Land den Römern unterwürfig gemacht worden, vorgefallen, die Niederlassung der Westgothen, die Art und Weise, wie sie anfänglich einen Theil, und nachher die ganzen Staaten, die sie in dem Lande errichtet hatten, verloren, die durch Carls des Grossen geschehene Aufrichtung des Königsreichs Aquitanien, davon Toulouse die Hauptstadt war, davon auch Septimanien etliche Jahre hindurch einen Theil ausmachte, was in diesen Landen unter der Regierung Ludwigs des Frommen oder Milden vorgefallen, und wie das Königreich nach dem Tode Carls des Kahlen erloschen, in sich begreift. In diesem Bande, und in den folgenden trifft man nach der Geschichte selbst zahlreiche und gelehrte Anmerkungen an, davon die meisten für Abhandlungen angesehen werden können. Es sind fast keine darunter, die nicht dienlich seyn sollten, entweder gewisse Puncte der Geschichte zu untersuchen, oder die Epochen festzusetzen, oder die Umstände vieler Begebenheiten zu entdecken, oder endlich das Geschlechtregister der grossen Häuser aufzuklären. Auf diese Anmerkungen folgen alte Aufschriften, Diplomen, Charten und andere Denkmähler, welche der Geschichte, die in jedem Theil enthalten, zu Beweisen dienen. Sie haben insgesammt ein allgemeines Verzeichniß der Namen und der Sachen. Der zweyte Band, der im J. 1733 herausgekommen, begreift die Geschichte von ungefähr drey Jahrhunderten, vom Anfange der Regierung Ludwigs des Stammelnden im J. 877 bis zu Anfange der Unruhen, welche die Ketzereyen der Albigenser in der Provinz verursachten; das ist, bis zur Zeit der Kirchenversammlung, die zu Lombers in dem Kirchensprengel von Alby im J. 1165 gehalten worden, da diese Ketzer verdammt wurden. Man trifft darin nicht nur die Geschichte der Grafen von Toulouse an; sondern auch eine sehr merkwürdige umständliche Nachricht von dem Ursprunge, von der Nachfolge, von der Stammtafel, und von den Thaten der Grafen, der Vicomten und anderer grossen Vasallen der Provinz, hauptsächlich derer, welche Regalien genossen haben; welches denn dient, den Ursprung grosser Ländereyen, und grosser Häuser von Languedoc bekannt zu machen. Die Kriege, welche diese grossen Herren mit einander anfiengen, sind einer von den vornehmsten Gegenständen der Feldzüge, deren in diesem Bande gedacht wird. Der Antheil, den Raymund von St. Gilles, Graf von Toulouse, an dem ersten Kreuzzug hatte, davon er einer der vornehmsten Häupter war, dabey ihm der Adel des

Landes folgte, hat unsere beyden Verfasser bewogen, dasjenige zu sammeln, was sie in den alten Geschichtschreibern angetroffen haben, und in den alten Urkunden von diesem berüchtigten Feldzug, so viel den Grafen von Toulouse und diejenigen Herren betrifft, welche mit im Gefolge waren. Man ersieht auch aus diesem 2. Theile der Geschichte von Languedoc den Ursprung, und die Erbauung vieler Städte, die Grundlegung zu einer grossen Anzahl berühmter Klöster, worunter sich einige befinden, welche nachher zu Bischöflichen Sitzen errichtet worden. Der dritte Band ist im J. 1736 herausgegeben worden. **Vaissette** hat eine Vorerinnerung vorangesetzt, darin er Nachricht giebt von den Schriftstellern, die er bey der Geschichte der Albigenser zu Rathe gezogen; er führt unter andern einen Ungenannten an, von dem er glaubt, daß er aus dem 14. Jahrhundert stamme, welcher in der Sprache dieses Landes geschrieben, die derjenigen beynahe gleich ist, die man noch heut zu Tage redet. Nach einigen Anmerkungen über verschiedene Gegenstände, die sich auf diese Geschichte beziehen, liefert er die Lebensbeschreibung des Claudius de Vic, seines Gehülfen, der nach Herausgebung des 2. Bandes dieses Werks gestorben. Dieser 3. begreift bloß die Begebenheiten, die sich seit der Mitte des 12. Jahrhunderts bis zum Ende des folgenden ereignet haben; das ist, von der Verdammung der Heinrichianer auf der Kirchenversammlung zu Lombers im J. 1165 bis zur Wiedervereinigung der Grafschaft Toulouse mit der Krone im J. 1271. Unter den wichtigsten dieser Begebenheiten sind die Ketzerey, und der Krieg der Albigenser. **Vaissette** beschreibt ihre Geschichte auf eine gemeinnützige Weise; hütet sich vor dem Vorurtheil dabey, bringt Nichts vor, als was er aus gleichzeitigen Schriftstellern oder glaubhaften Urkunden erweisen kann. Nachdem er die Begebenheiten aufrichtig vorgetragen und die verschiedenen Veränderungen mit Genauigkeit entdeckt, die sich in Languedoc während dieser Zeit zugetragen haben, so stellt er eine Art von Wiederhohlung über dasjenige an, was in seinem Werke zerstreut angetroffen wird, beschreibt die Sitten und Gebräuche des Landes, wie sie im 12. Jahrhundert beschaffen gewesen. Mit der Religion und der Geistlichkeit macht er den Anfang; von da geht er fort zu der Unterscheidung der Stände, welche alle Einwohner der Provinz in Freye und in Leibeigene theilte; die ersten begriffen die Adelichen und die Bürger oder die Einwohner der mit Mauern umgebenen Städte in sich. Darauf redet er von dem Gewerbe des Staats, und der Litteratur in Languedoc im 12. Jahrhundert, von den Kleidungen, Hochzeiten, Leichenbegängnissen und öffentlichen Notarien. Der vierte Band, der im J. 1742 herausgekommen, fängt mit einer Vorerinnerung an, worin **Vaissette** dem Verfasser der neuen Lebensbeschreibung des heil. Dominicus antwortet, der einige Stellen seines 3. Bandes angegriffen hatte. Er widerlegt mit eben so viel Nachdruck, als Höflichkeit die Journalisten zu Trevoux, welche dasjenige getadelt und verglichen

hatten, was er von der Sache der Albigenser vorgetragen, mit dem, was eben hiervon der Jesuit Fontenay herausgegeben. Er erklärt die Art und Weise, die Urkunden zu datiren, wie sie in damahligen Zeiten Statt fand. Dieser 4. Band begreift die Begebenheiten, welche sich in der Provinz 172 Jahre hindurch ereignet. Er fängt bey der Verbindung der Grafschaft Toulouse mit der Krone an, nach dem Tode Alphons, Grafen von Poitiers, Bruders des Königs Ludwig des Heiligen und der Johanna, Gräfin von Toulouse, dessen Gemahlin. Er schließt bey dem J. 1443 mit der letztern Errichtung des Parlaments in Languedoc, welches nach dem allezeit ohne Unterbrechung bestanden. In den drey erstern Büchern dieses Bandes liefert Vaissette eine sehr umständliche Beschreibung des Verfahrens, das von den Inquisitoren gegen die Albigenser, Waldenser, Beguinen und Beguarden beobachtet worden. Die Geschichte selbst, die in diesem Bande enthalten, ist mit Anmerkungen über die Kirchenzucht, Verwaltung der Gerechtigkeit, und die Besteuerungen, über die Versammlungen der Stände der Landschaft, über die Regierung, und die Sitten der Völker in Languedoc seit dem Ende des 13. Jahrhunderts bis in die Mitte des 15. über die Sprache des Landes, die Nachbarschaft des Römischen Hofs, als die Päpste ihren Sitz zu Avignon hatten, über die beyden Universitäten zu Toulouse und Montpellier, über das Gewerbe zu Languedoc, über die Kleidung und Leichenbegängnisse begleitet. Der fünfte Band ist im J. 1745 zum Vorschein gekommen. Er enthält die Erzählung der sich ereigneten Begebenheiten in Languedoc 2 Jahrhunderte hindurch, von der letztern Wiederherstellung des Parlaments zu Toulouse im J. 1443, bis an den Tod Ludwigs XIII. im J. 1643. Die Unruhen und Kriege, welche die Reformirten beynahe ein ganzes Jahrhundert hindurch erregten; Kriege, die daselbst mehr Blutvergiessen anrichteten, als in den übrigen Theilen des Königreichs, sind der Hauptinhalt dieses Bandes. Vaissette giebt Nachricht in einer sehr kurzen vorläufigen Einleitung von den Quellen, daraus er geschöpft; ausser den gleichzeitigen Schriftstellern, deren Bücher gedruckt sind, hat er von vielen andern geschriebenen Werken, die mehrentheils in der Provinz verfertigt worden, Gebrauch gemacht. Er lehnt einen satyrischen Einfall, der wider die Benedictiner von dem Verfasser der Urtheile über einige neue Werke angebracht worden, sehr bescheiden ab. Nach den Anmerkungen, die nach der Geschichte folgen, hat Vaissette in diesem letzten Band Zusätze und Verbesserungen beygebracht, die sich auf verschiedene Stellen der vorhergehenden Bände beziehen, entweder um einige Begebenheiten zu entwickeln, welche nicht genug aufgeklärt waren, oder um bey gewissen Beurtheilungen, die er für billig befunden, es bewenden zu lassen, oder um auf andere Einwürfe zu antworten, die ihm ungegründet vorgekommen sind. Darauf liefert er eine Sammlung auf 8 Kupfertafeln von Siegeln des alten Adels und der Geistlichen der Provinz. Dieses

Werk ist mit Beyfall von den Gelehrten aufgenommen worden. Vaissette hatte den Vorsatz, einen sechsten Band beyzufügen, davon er den Grundriß gegen das Ende seiner Vorerinnerung zu dem 5. beygebracht. Die Stände von Languedoc trugen die Ausführung dieses Entwurfs dem Nicolaus Franz Bourotte, einem Ordensmann in der Abtey St. Germain des Pres, auf, und er hat eine Nachricht drucken lassen, welche die geographische und historische Beschreibung der Landschaft Languedoc betrifft. — Abregé de l'Histoire generale de Languedoc. A Paris 1749. 6 Voll. 12. In diesem Abriß hat Vaissette die vornehmsten Begebenheiten, welche sich in Languedoc zugetragen, vor Augen gelegt: seine Erzählung ist darin ohne Beweise, und ohne alle critische Schwierigkeiten und Untersuchungen abgefaßt. — Geographie historique, ecclesiastique et civile, ou description de toutes les parties du Globe terrestre enrichie de Cartes geographiques. A Paris 1755. 4 Voll. 4. Vaissette hatte seit langer Zeit ein solches Werk im Sinne gehabt. In der Vorrede zeigt er die Veranlassung zur Ausführung seines Entschlusses, und den Grundriß, nach welchem er sich gerichtet hat.

Nach diesen gelehrten Bemühungen ward Vaissette's Gesundheit ganz hinfällig und sein Körper siech. Während einer langwierigen Krankheit äusserte sich seine ungeheuchelte Frömmigkeit, seine Liebe gegen seine Mitbrüder, und seine vollkommene Ergebung in den Willen Gottes, in einem neuen Glanz bis zum letzten sanften Seufzer am 10. April 1756.

S. Tassin's Gelehrtengesch. der Congregation von St. Maur, Bd. 2. S. 514.

Valadi, Godefroi-Jzarn, Marquis von, Einer der wichtigsten Männer, die sich im Laufe der Französischen Revolution besonders ausgezeichnet haben. Er war aus der Landschaft Rovergue gebürtig, aus einer reichen und alten Familie, welche aber, da sie lange in einer entfernten Provinz gelebt hatte, bey Hofe unbekannt, die Begünstigungen nicht genoß, auf welche sie sonst wohl hätte Anspruch machen dürfen. Um die Familie aus der Dunkelheit zu ziehen, suchte Valadi's Vater sie mit irgend einem Hause, das in Credit und Ansehen stand, in Verbindung zu setzen; in der Absicht wandte er sich an den Herrn von Vaudreuil, der mittelst seiner genauen Verhältnisse mit der Herzogin von Polignac in Gunst bey der Königin war. Dieser trug kein Bedenken, einen jungen Mann, der ein so beträchtliches Vermögen zu hoffen hatte, zu seinem Schwiegersohn anzunehmen; beyde Väter beschlossen demnach die Heyrath der Demoiselle von Vaudreuil, welche 13 Jahre alt war, mit dem jungen Valadi, der 16 hatte.

Valadi, welcher grosse Fähigkeiten und eine flammende Einbildungskraft besaß, schöpfte aus der Quelle der alten Classiker Liebe zur Philosophie, und Leidenschaft für die Freyheit, die seinem Geiste einen romanhaften Schwung gaben, der sich

keinesweges mit dem kalten Ernste eines Vaters vertrug, der willkührlich seine Hand an ein Mädchen vergeben hatte, dessen Character mit dem seinigen durchaus nicht zusammenstimmte. Seine Empfindlichkeit über eine so harte Behandlungsart, die für ein von Natur stolzes und unabhängiges Gemüth doppelt kränkend war, stürzte ihn zuletzt in eine tiefe Melancholie: er ward äusserst mißlaunig und unerträglich in Gesellschaft: wenn er indeß wollte, konnte er immer noch liebenswürdig seyn; und dann nahm seine Unterhaltung einen angenehm schwärmerischen Schwung. In dieser Stimmung seines Gemüths beschloß er, im J. 1786, heimlich zu entweichen, um in Gegenden, wo er Freyheit zu finden hoffte, ein einfacheres, mehr mit seinen Neigungen sympathisirendes Leben zu führen: er begab sich zu dem Ende nach London. Er hatte damahls 19 Jahre; seine Familie that alles Mögliche, um ihn zur Rückkehr zu bewegen; der Französische Bothschafter drang vergebens in ihn; Vaudreuil schickte Einen seiner Freunde an ihn ab, dessen Vorstellungen und Bitten eben so wenig Eindruck auf ihn machten. Valadi, der befürchtete, daß man ihn mit Gewalt oder List wegnehmen möchte, bezog nun die Akademie von Fulham, wo er die Englische Sprache und Gesetze mit vielem Eifer studierte. Nach Verfluß von vier Monathen verstand er das Englische vollkommen; aber die enthusiastische Bewunderung, die er für die Brittische Verfassung gehabt hatte, verlor sich gänzlich; er glaubte zu bemerken, daß die vollziehende Gewalt Mittel zum Einfluß und zur Bestechung hätte, wodurch sie sich mit dem gesetzgebenden Körper identificirte, und er schloß daraus, daß das Parlament, anstatt die Aegide der Freyheit zu seyn, das mächtigste Werkzeug des Despotismus wäre, das je gefunden werden könnte, weil die alten Vorurtheile, welche die alte Constitution überlebt hätten, den strafbarsten Eingriffen in die Rechte der Nation den Anschein einer gesetzmäßigen Gewalt gäben. Voll von diesem Gedanken, wünschte er nach Amerika zu gehen, wo er die Freyheit unter einer minder sophistischen Form zu finden hoffte; allein dieß Project war für ihn nicht so leicht ausführbar; da seine Familie ihm schlechterdings kein Geld schickte, so reichte seine Baarschaft nicht hin, um die Kosten einer so langen Reise zu bestreiten. Indeß schloß er eine Art von Handel mit einem Capitain, der in einem schlechten Wirthshause zu Wapping nur noch auf günstigen Wind zur Abfahrt wartete, als die Frau von Vaudreuil und ihre Tochter, in Verfolgung ihres Flüchtlings, in England ankamen. Das dringende Flehen seiner Schwiegermutter, und die Thränen seiner Gattin, die er noch nicht berührt hatte, machten den jungen Philosophen von seinem Project abwendig, und er willigte ein, sie nach Frankreich zu begleiten, wo er unmittelbar darauf die Stelle eines Fähndrichs unter den Französischen Garden erhielt.

Seine Meynung über die Heyrath, die sein Vater ihn zu thun gezwungen hatte, blieb inzwischen immer noch dieselbe; er kam

zwar ziemlich oft nach dem Landhause des Herrn von Vaudreuil, und brachte zuweilen eine ganze Woche dort zu; aber zum grossen Erstaunen der Frau vom Hause, und noch mehr ihrer Tochter, bezeigte er nie das Verlangen, die Ehe wirklich zu vollziehen: die Geduld der Frau von Vaudreuil, die in ihrer Familie einen Erben von Valadi's Gütern zu haben wünschte, war endlich erschöpft; sie führte ihn einst, als man Abends aus einander gieng, in das Schlafzimmer ihrer Tochter, mit dem Bemerken, daß sie ihm kein anderes Bett geben könnte, und überließ ihn hierauf seinem traurigen Schicksal, daß ihn zwang, die Nacht bey einem der schönsten Mädchen Frankreichs zuzubringen. Es war natürlich, daß der junge Mann, der den Kopf voll Freyheitsgrillen hatte, sich nicht gern in die Fesseln des militärischen Dienstzwangs schmiegte, und an den tändelnden Unterhaltungen seiner Kameraden wenig Geschmack fand; er hatte mit diesen kein näheres Verkehr, und auch der Dienst selbst war ihm ziemlich gleichgültig. Seine Lage ward ihm endlich so widerlich, daß er zu Anfange des J. 1787 zu dem Marschall von Biron gieng, und seine Dimission nahm. Von da hinweg, begab er sich nach Hause, schnitt sich die Haare ab, und vertauschte seinen gewöhnlichen Anzug, der sehr elegant war, mit einem abgetragenen und schmuzigen Quakerrocke.

Gleich darauf that er eine Reise nach Genf, wo der Zufall ihn mit einem Engländer von der Secte des Pythagoras, der bloß von Pflanzen lebte, zusammenführte; Valadi nahm sofort sein System an, und aß mehrere Jahre hindurch kein Fleisch mehr. Ungeachtet dieser Lebensart, die ihn auf einer langen Seereise grossen Entbehrungen ausgesetzt haben würde, und trotz des Auskunftsmittels, dessen die Frau von Vaudreuil sich bedient hatte, um ihn mit seiner Gattin auszusöhnen, beharrte Valadi doch noch immer auf seinem Vorhaben, nach Amerika zu gehen, wo sich bereits sein Freund Brissot befand; allein sein Vater, der ein strenger Oeconom war, und dieß Schwärmerleben mißbilligte, gab ihm nicht das dazu nöthige Geld, so daß er sich, bey seiner Ankunft zu Nantes, in noch grösserer Verlegenheit sah, als vormahls zu Wapping. Er sagte einem Amerikanischen Capitain, daß er zwar kein Geld hätte, um die Ueberfahrt zu bezahlen, daß er ihn aber doch für die Kosten, die er ihm auf der Reise verursachen würde, reichlich entschädigen wollte. Und wie? fragte der Capitain, der Waaren oder andere Sachen von Werth statt Geldes zu erhalten hoffte. „Ich werde euch die Philosophie lehren,“ antwortete Valadi: allein der brave Seemann, der keinen Markt kannte, wo er diese Waare absetzen könnte, dankte dem Philosophen, und nahm ihn nicht an Bord. Während Valadi sich nach reellern Mitteln umsah, um seine Reise in's Werk zu setzen, ward die Verlegenheit des Hofes und das Mißvergnügen des Volks immer grösser. Dieß bewog ihn, daß er nach Paris zurückkam. „Ich glaubte, Sie wären in Amerika,“ sagte ihm Einer seiner Bekannten; „nein, antwortete Valadi,

achen sind zu interessant für mein Vaterland geworden."
da der Gang der Ereignisse und die Fortschritte der öffent
Meynung seinem Feuergeiste zu langsam waren, so schwan
lötzlich wieder seine Hoffnungen, ganz Frankreich aufstehen
ien in der stolzen Haltung einer Nation, die frey seyn will;
da er nicht glaubte, daß seine Gegenwart nöthig wäre,
er im J. 1788 wieder nach England zurück.

Seine Leidenschaft für die Philosophie hatte sich während
Abwesenheit so wenig vermindert, daß er es bey seiner
ift zu London sein erstes Geschäfft seyn ließ, einen berühm
Gelehrten aufzusuchen, dem er den Vorschlag that, ob er
das Haupt der Pythagoräischen Secte werden wollte? mit
Versicherung, daß er Anhänger in allen Welttheilen finden
e. Da der Britte sich dieser Ehre weigerte, äusserte ihm
di sein Vorhaben, selbst diesen Posten zu bekleiden. „Wür
, sagte der Britte, in diesem Falle nicht gut seyn, wenn
Griechisch verstünden?" — „Ja wohl, antwortete Vala
daran dachte ich nicht; aber ich werde nach Glasgow ge
und es lernen." Er gieng zu Fuße nach Glasgow, und
te daselbst 6 Monathe zu; dann kehrte er nach London
k, wo er vernahm, daß Thomas Taylor von Walworth
nein für den ersten Pythagoräer in England gehalten würde.
aufte sich sogleich dessen Werke, und nachdem er sie gelesen
, schrieb er ihm folgenden Brief, der seinen abenteuerlichen
dung und sein Genie characterisirt:

Dem Thomas Taylor, oder, besser, Lysis, wünscht G. Izarn
Valadi, weiland Französischer Marquis und Janitschar,
Freude und Ehre!

Am 12. December 1788 der gemeinen Zeitrechnung.

„O Thomas Taylor! nimm einen Pythagoräischen Bruder
den ein gütiger Gott zu deiner himmlischen Schule führt!
meiner Kindheit an, habe ich immer die Weisheit geliebt;
indem ich mir einen Weg zu ihrer Quelle bahnen wollte,
ch auf tausend Hindernisse gestossen, und habe die größten
vierigkeiten bekämpft; denn ich bin in einem Lande geboren,
barbarischer ist, als das alte Illyrien. Meine Familie hat
neinen Hang für's Studium begünstigt, und ich ward durch
ele Sorgen und Bedrängnisse niedergedrückt, daß ich nur
den Beystand irgend einer schützenden Gottheit dem ver
chen Schmuze der Unwissenheit und der sie begleitenden Nie
ächtigkeit der Seele entgehen konnte. Mein Glück wollte,
ich vor 8 Monathen einen Englischen Philosophen und Py
oräer, Namens Pigot, antraf, der mich bald zu einer Le
veise zurückbrachte, wie sie der Natur, dieser reichen und
thätigen Gottheit, gefällig ist. Dieser durch den Himmel
kten Veränderung habe ich eine vollkommene Gesundheit
die Ruhe des Geistes, der ich lange Zeit beraubt war, zu
en: so vereinigte sich mein eigener Schwur mit dem ewigen

Schwüre, und viel lieber wollte ich mein Daseyn auf dieser Erde, von welcher Themis entflohen ist, aufopfern, als mich beflecken durch den Genuß des Fleisches der Thiere, die der Erde, der Luft oder dem Wasser geraubt wurden."

„Seit zwey Tagen habe ich deine Werke gelesen, o göttlicher Mann! o Wunder in diesem eisernen Jahrhundert! Wer hätte je geglaubt, daß ein Geist, wie Du, unter uns lebte! Ich wäre bis nach China gepilgert um einen Mann, der nur ein Zehntheil deiner Einsichten besäße. Verstatte mir die Gunst, dich zu sehen, durch dich aufgeklärt und eingeweiht zu werden. Welche Freude wird dieß seyn für mich, der die Seele eines Leonidas in sich fühlt, wenn ich dein Schüler werden könnte!"

„Mein Vorhaben war, aus Liebe zur Freyheit im Norden von Amerika zu leben, und dort eine Schule der Mäßigkeit und Liebe zu errichten, um die Menschen der Herrschaft des schändlichen Lasters einer thierischen Unmäßigkeit und eines habgierigen Eigennutzes zu entreissen; und, wenn diese, einem Handelsstaat natürlichen Laster der Freyheit und Glückseligkeit der Auserwählten zuwider wären, eine bessere Methode zu lehren, um eine Gesellschaft, würdig des Schutzes der Götter, zu bilden; eine Gesellschaft, welche die wahre Wissenschaft erhalten, und zugleich eine Pflanzschule und ein Asyl für deren Liebhaber seyn würde."

„Da würde ich Altäre errichten meinen Lieblingsgöttern: Pan, Orpheus, Epaminondas, Pythagoras, Timoleon, Marcus Brutus und seiner Portia, und vor allen Phöbus, dem Gotte meines Helden Julian's, und dem Vater jener heiligen und allerliebsten Republik der Peruaner, der noch nullus ultor erwacht ist."

„Die Tonkunst und die Gymnastik sind Wissenschaften, die ein Lehrer vollkommen inhaben muß: welch tiefen und vielfachen Sinn schließen diese zwey Worte in sich! und ich bin Fremdling darin! Götter, die ihr mir Geist und Gedanken gegeben habt, gebt mir Mittel; denn Alles hängt von Euch ab! Thomas Taylor, sey ihr Werkzeug, um meinem Geiste Wissenschaft, Wahrheit, Klugheit einzuprägen! liebe mich und stehe mir bey. Ich werde morgen früh zu dir kommen; möchte ich dir mit einem antiken, und keinesweges mit einem modernen Enthusiasmus begabt scheinen!

Gracchus Krotoneios."

Valadi begab sich, seinem Briefe gemäß, zu dem angebeteten Taylor, warf sich ihm zu Füßen, bot ihm eine kleine Summe in Banknoten, die damahls sein ganzer Reichthum war, an, und ersuchte ihn dringend, daß er ihn als Schüler in sein Haus aufnehmen möchte, welches ihm auch gewährt wurde. Hochentzückt labte er sich hier einige Zeit an der Quelle der Philosophie; allein da er mehr Trieb zum thätigen, als zum contemplativen Leben in sich fand, so entsagte er der Philosophie, um sich in

die politischen Stürme zu stürzen, die damahls Frankreich zu erschüttern anfiengen. Er hatte seine Quakertracht mit einer Uniform vertauscht, als er Abschied von seinem Lehrer nahm. „Ich verlasse den Diogenes, sagte er, und folge dem Alexander.“

Es war im Frühjahre 1789, und Alles kündigte damahls in Frankreich eine Revolution an, in deren erster Epoche Valadi mehr gewirkt hat, als öffentlich bekannt ist. Nach dem Tode des Marschalls von Biron, den die Französischen Garden wie ihren Vater betrachtet hatten, war der Marquis du Chatelet, ein äusserst strenger Mann, der damahls das Regiment des Königs commandirte, an dessen Stelle zum Obersten ernannt; als er einst die Grenadiere exerciren ließ, brach er in den Vorwurf aus, „es wäre auch nicht Einer unter ihnen, den man nicht beym Regiment des Königs in die Schule schicken sollte.“ Der Punct des Ehrgefühls ist bey dem Französischen Soldaten bekanntlich äusserst reizbar; die Grenadiere konnten ihrem neuen Commandanten diese schimpfliche Apostrophe nicht verzeihen, die von Mund zu Mund gieng, und sie zur Rache spornte. Valadi, der es erfuhr, begab sich in die Casernen der Grenadiere, die ihn kannten, und überredete sie, daß sie ihn nach dem Palais Royal, wo die Freunde einer neuen Ordnung der Dinge sich zu versammeln pflegten, begleiteten. Die Soldaten wurden von dem Volke mit Freudengeschrey aufgenommen, bewirthet, und erklärten sich für Freunde der Volkssache. Alle Mittel der Verführung und Bestechung wurden nun in's Spiel gesetzt; Valadi selbst theilte ihnen mit vollen Händen Geld aus, das er, wie man behauptete, zu dem Ende von dem (Herzog von) Orleans empfangen hatte. Als diese Künste eine Zeitlang unter denselben Auspicien waren fortgetrieben worden, gab die Regierung Befehl, daß Valadi verhaftet werden sollte, um ihm den Proceß zu machen; er ward in Zeiten davon benachrichtigt, und entfloh nach Nantes, wo er sich am Bord eines Amerikanischen Schiffes verbarg. Allein die Eroberung der Bastille durch das Volk von Paris, das bey diesem kühnen Unternehmen durch die Französischen Garden mächtig unterstützt wurde, war auch für ihn das Signal zur Freyheit; ohne Scheu konnte er nun wieder auf der öffentlichen Schaubühne erscheinen. Einige Zeit darauf begab er sich in seine Provinz, um den dort gegen seinen Vater verübten Gewaltthätigkeiten seine Popularität entgegenzusetzen; er rettete auch wirklich ihn und sein Schloß. Allein diese Dienste hatten keinen Werth in den Augen eines Mannes, der die politischen Grundsätze seines Sohnes noch weit mehr, als dessen vorherige Schwärmereyen haßte; so daß Valadi, der von seinem Vater weder Beweise von Zuneigung, noch Geld erhielt, wieder nach Paris zurückkehrte.

Seit seiner Rückkunft trug er die gemeine Uniform der Nationalgarde, einen langen Bart, und ungekämmte Haare; seine Gestalt war schmuzig, und trug den Ausdruck des Mißmuths und des innern Ungestüms, die ihn verzehrten. Gegen Ende des

Julius 1792 kam Einer seiner Freunde zu ihm, und da er an der Wand eine Flinte, eine Patrontasche und einen Grenadiersäbel hängen sah, fragte er ihn, ob er sich nach den Gränzen begeben wolle. „Nein, antwortete Valadi, aber ich habe mich auf die Stürmung der Tuillerieen vorbereitet." Daraus folgt jedoch nicht, wenn auch damahls wirklich schon ein regelmäßiger Plan in der Absicht entworfen war, daß er mit unter die Verschworenen gehörte: er hatte Geist genug, um eine Explosion, wie sie nachher am 10. August Statt hatte, vorauszusehen, und nur allzuviel Feuer, um nicht thätiger Theilnehmer dabey seyn zu wollen. Unmittelbar nach diesem grossen Schlage, der den Sturz des Königthums in Frankreich entschied, ward Valadi von seinem Departement (vom Aveiron) zum Mitglied des Nationalconvents erwählt. Er schloß sich an die Gironde an, und ob er sich gleich nicht als Redner auszeichnete, war er doch durch seine Talente und seinen Namen nicht ohne Einfluß.

Seine Abstimmung in dem Proceß des Königs, die seinem Herzen Ehre macht, war folgende *):

„Es sind jetzt 42 Monathe, daß Ludwig XVI. mich in seinem geheimen Conseil zum Tode verurtheilte, weil ich zum Aufstande der Französischen Garden mitwirkte. In allen andern Epochen der Revolution habe ich nie aufgehört, seine Gewalt zu bekämpfen. Bey der Annahme der Constitution, suchte ich meine Mitbürger über die Fehler, die sie enthielt, aufzuklären: meine Bemühungen waren fruchtlos; sie nahmen dieselbe rein, ganz und unbedingt an; ich glaube sie daher jetzt dazu verurtheilen zu müssen, die lästige Clausel des Contracts, den sie sich damahls auflegten, zu halten. Ich kann demnach den ehemahligen König nicht zum Tode verdammen; die ewige Gerechtigkeit verbietet mir es, weil sie nicht will, daß man erst hintennach peinliche Gesetze mache, oder schärfe, um sie auf vorhergehende Thatsachen anzuwenden: nun hat ihm aber, ehe er vom Thron in den Kerker herabgestürzt war, kein geschriebenes Gesetz diese Strafe für irgend einen Fall aufgelegt."

„Ich verlange, daß Ludwig, seine Gattin und seine Kinder, morgen, unter guter und sicherer Bedeckung, nach dem Schlosse von Saumur abgeführt, und dort so lange als Geisel aufbewahrt werden sollen, bis Franz von Oestreich die Souverainetät der Französischen Republik und die Unabhängigkeit der Belgier anerkannt, und bis Spanien die Tractaten mit uns erneuert haben wird. — Ich verlange zweytens, daß es seiner Schwester frey stehen soll, ihm zu folgen, oder sich sonst hin zu begeben, wohin sie will; daß sie überall unter dem Schutz der Gesetze stehen soll; stattet sie mit einer angemessenen Pension aus; der Staat ist sie ihr schuldig, und ihr seyd die Väter der Waisen. — Drittens, daß diejenigen Mitglieder des

*) Le pour et le contre, ou Recueil complet des opinions prononcées à l'assemblée conventionnelle dans le procés de Louis XVI. T. VII. p. 313 f.

Geschlechts der Bourbons, die in der neuen Staatsform wieder Stellen suchen, und durch einen heimlichen und gefährlichen Ehrgeiz das Mißtrauen wachsamer und uneigennütziger Patrioten erregen mußten, unverzüglich und auf ewig verbannt werden sollen. Wie gegründet meine Besorgnisse sind, beweist schon der einzige Umstand, daß durch einen Rest von Achtung für die Privilegien der älteste Sohn des Philipp Orleans in einem Alter von 20 Jahren zum Generallieutenant ernannt worden ist. Ich will keinesweges verläumden: ich erkenne seine Dienste an, und traue ihm Tugenden zu; ich ehre diese, aber ich fürchte sie; in Kurzem vielleicht wird man ihn an die Spitze eurer Heere stellen; urtheilt, ob es Zeit ist, ihn zu verbannen."

Ein Votum dieses Inhalts war in den Augen der Männer vom Berge ein Frevel, der nicht leicht verziehen werden konnte; einige Handbillets, mit der Unterschrift: Annington, worin er ihre gefährlichen Manövres zu enthüllen suchte, brachten sie noch mehr gegen ihn auf, so daß er mit in der Proscription begriffen ward, die am 31. May 1793 die Häupter der Gironde betraf.

Valadi rettete sich aus Paris, war erst mit Barbaroux in Caen, entfloh dann nach Bretagne, wo er sich mit Andern seiner Unglücksgenossen in einer Scheune verbarg, in beständiger Furcht, entdeckt, und der damahls unaufhörlich mordenden Guillotine überliefert zu werden; ohnehin war er durch das Decret vom 3. October für vogelfrey erklärt. Seine vorherigen Mühseligkeiten hatten ihn gänzlich zu Boden gedrückt; gleichwohl gestand er, daß der Gedanke an seine Vernichtung ihm unerträglich wäre. Er irrte von einem Orte zum andern umher, ohne ein sicheres Asyl zu finden. Als er in diesem verzweiflungsvollen Zustande durch Perigueux kam, wurde er erkannt, und am 11. December 1793 durch das erstgenannte Mordinstrument hingerichtet.

Ein schickliches Motto für den Artikel Valadi ist jene Stelle Juvenal's: Orandum est, ut sit mens sana in corpore sano.

Posselt schöpfte die hier gegebenen biographischen Nachrichten von Valadi aus dem Recueil d'Anecdotes biographiques, historiques et politiques etc. de la revolution Françoise.

S. daselbst S. 202. und Posselt's Lexic. der Franz. Revolution, Bd. I. S. 206.

Valazé, Charles Dufriche, der Cultivateur propriétaire heißt, geboren zu Luçon am 23. Januar 1751, studierte die Rechte, ward Advocat, darauf Deputirter des Nationalconvents vom Departement de l'Orne. Als er auf die Seite der Gironde trat, wurde er geächtet, und am 31. October 1793, im 42. Jahre seines Lebens, zum Tode verurtheilt; aber in dem Augenblicke, da ihm der Tod angekündigt wurde, durchbohrte er sich selbst das Herz vor dem Revolutionstribunal. Dieser kenntnißreiche Mann hat sich besonders durch sein Werk über die Criminalgesetzgebung: Loix penales dans leur ordre naturel, Alençon

784. 8. Nouv. Edit. Paris 1791. Teutsch von C. A. Cäsar, Leipzig 1786. 2 Bde. in 8. berühmt gemacht: es eröffnet viele Aussichten, die vorher wenig beachtet worden waren.

Man hat von L. Dubois Notice histor. et litter. sur *Va-*... 1802. 8.

S. Ersch France litteraire, T. III. p. 355.

Valisnieri, Anton, Ritter und Professor zu Padua, ein berühmter Arzt, geboren am 3. May 1661 auf dem Schlosse Trasilico im Modenesischen, wo sein Vater, Lorenz, Gouverneur war. Er studierte zu Reggio, Modena und Bologna, nebst der Philosophie vorzüglich Anatomie, Botanik und Naturgeschichte, und wählte hauptsächlich den Malpighi zu seinem Lehrer in der Arzneykunde. Von Bologna gieng er 1687 nach Venedig, wo er sich noch auf die ausübende Arzneykunst sowohl, als auf die Chirurgie legte. Auch genoß er noch den Unterricht des berühmten Jo. Pomp. Sacco zu Parma. Hierauf prakticirte er zu Scandiano; wurde 1700 Professor der Arzneywissenschaft zu Padua 1707 Mitglied der Akademie der Naturforscher, auch der königlichen Societät zu London; 1728 Ritter; und starb am 2. Januar 1730, alt 69 Jahre. Den Ruf als Päpstlicher Leibarzt an Lancisci's Stelle, und als Professor der Medicin nach Turin im J. 1720 hatte er sich verbeten.

Sein Forschungsgeist beschäfftigte sich hauptsächlich mit den Insecten. Er schrieb: Gespräche über den merkwürdigen Ursprung vieler Insecten, in Italienischer Sprache, Venedig 1700. 8. - Erfahrungen über die Zeugung der gewöhnlichen Würmer des menschlichen Leibes, Italienisch, Padua 1710. vermehrt 1726. 4. — Erfahrungen über den Ursprung, die Verwandelung und Gewohnheit verschiedener Insecten rc. Italienisch, Ebd. 1713. — Geschichte des Afrikanischen Chamäleons und verschiedener Thiere von Italien, Italienisch, Venedig 1715. 4. — Erzeugung der Menschen und Thiere; Italienisch, Ebend. 1721. 4. Teutsch mit Anmerkungen von Dr. Christ. Philipp ...er, Lemgo 1739. 2 Bde. gr. 8. mit Kupf. Dieses Werk ist wichtig: Valisnieri tritt hier der Meynung derer bey, welche den Stoff der Zeugung im Ey suchen. Der Kaiser, dem er dieses Werk zueignete, gab ihm eine goldene Kette, und ernannte ihn zu seinem Leibarzt. — Seine Briefe, welche die Medicin und Naturhistorie betreffen, (Italienisch, Padua 1703. 4.) enthalten merkwürdige Untersuchungen.

Seine sämmtlichen Werke sind zusammengedruckt, Italienisch, Venedig 1673 u. 1733. 3 Bde. in Fol. dabey sich auch sein Leben befindet. Er hatte mehr schriftlichen Umgang mit auswärtigen Gelehrten in Teutschland, der Schweiz und anderen Ländern, als bey den Italienern sonst gewöhnlich ist.

Seine gelehrten Schriften, besonders von den Würmern im menschlichen Leibe, von Erzeugung der Menschen- und Thiere, vom Ursprunge der Brunnen, von den Seethieren, die in den

Bergen gefunden werden, und eine Menge bey Zergliederung vieler Thiere entdeckter Sonderbarkeiten, sein unvergleichliches Cabinet von Insecten und anderen Naturalien, nebst seiner starken und glücklichen Praxis, haben ihm einen ausgebreiteten und unvergänglichen Ruhm erworben.

S. Nicéron, Th. 12. S. 63. Chaufepié Artik. Valisnieri. Fabroni Vitae Italorum etc. Vol. VII. p. 9. Halleri Biblioth. Anatom. T. I. p. 791. Desselben Bibl. Botanic. T. I. p. 49.

Valkenaer, Ludwig Caspar, ordentlicher Professor der Griechischen Sprache und Niederländischen Geschichte zu Leiden, Einer der größten Philologen in den neuern Zeiten, geboren am 7. Juny 1715 zu Leuwarden. Sein Vater war Johann Warner Valkenaer, Advocat bey dem höchsten Gericht in Friesland. Der Bruder seines Vaters, Isaac Valkenaer, starb als Rector im Haag. Der Großvater unseres Gelehrten, Ludwig Valkener, lebte als Syndicus zu Herzogenbusch, in welcher Stadt auch der Aeltervater, Isaac Valkenaer, als Prediger gestanden. Sein Mutter war Susanna Baux, eine Tochter Caspar Baux's, Französischen Predigers zu Leuwarden.

In der zartesten Kindheit führte unsern Valkenaer [illegible] Vater selbst zur Lateinischen Sprache und andern Anfangsgründen an; als er aber einige Fortschritte darin gemacht hatte, schickte er ihn in die Stadtschule zu Leuwarden, bei welcher Georg Christoph Schooneveld, ein geschickter Mann, als Rector diente, nachher Rector zu Daventer.

Im J. 1731 ließ ihn sein Vater auf die hohe Schule nach Franecker ziehen, wo er sich ganzer 6 Jahre nach einander aufhielt und sich auf die Sprachkunde, Weltweisheit und Theologie legte. Seine Lehrer waren die berühmten Hemsterhuys, Wesseling, Venema, du Bois und Vriemoet, deren Amtsgosse er nachher zum Theil geworden. In den ersten vier Jahren hatte er keinen merklichen Hang zu der einen oder andern der vorgenannten Wissenschaften, sondern er war gegen alle gleichgültig, griff sich auch eben nicht gar zu sehr an. Indessen schrieb er doch eine akademische Abhandlung de ritibus interjurandum a veteribus, Hebraeis maxime et Graecis, observatis, welche 1734 gedruckt wurde. Als unser Valkenaer die Dissertation dem berühmten Hemsterhuys überreichte, rühmte derselbe den Fleiß seines Zuhörers ungemein, weil er, als ein besonderer Kenner der Gemüther, wohl voraus sah, daß ein Spruch Valkenaer'n zu mehrern Versuchen anspornen würde. [illegible] verfehlte auch seinen Zweck nicht; denn Valkenaer [illegible] nun erst recht eifrig auf das Studieren. Er nahm es sich [illegible] allen Kräften dahin zu streben, daß er einst seinem Lehrer Ruhm brächte. Er versuchte im J. 1737 seine Kräfte noch mahl und schrieb drey akademische Abhandlungen, nämlich de yrsa, de urbe Herodotea Cadyti, und Glossas sacras ex Hesychio decerptas, welche Jugendproben mit Beyfall aufgenommen

ten. Er bemühte sich auch, die Redensarten des Homer im Hesychius zu verbessern. Hemsterhuys schickte einige von solchen Verbesserungen an den berühmten d'Orville, der sowohl wegen seiner Schriften, als auch darum bekannt ist, daß er die Partey der Remonstranten verlassen, an deren Gymnasium zu Amsterdam er Professor war. Dieser gab ihnen nachher eine Stelle in seinen Miscellaneis observationibus criticis novis in auctores veteres et recentiores, theils weil sie derselben werth waren, theils den jungen Gelehrten aufzumuntern. Noch in demselben Jahre zog ihn der Ruhm des Professors Schultens und die Begierde, alte Handschriften sich zu Nutze zu machen, nach Leyden. An diesem Orte fand er reichlich, was er wünschte, und schrieb sich Vieles ab, das aber unter den Gelehrten zum Theil noch unbekannt ist. Eine kostbare Probe von seinen Beschäfftigungen in Leyden hat er indessen durch die schöne Ausgabe des Griechischen Grammatikers Ammonius, wovon unten, geliefert: überdieß auch noch eine kleine Schrift über ein Fragment des Hyginus verfaßt, die in d'Orville's Miscellanea gleichfalls ist eingerückt worden. Ausser Schultens hat er Keinen von den Leydenschen Professoren gehört. Dieses berühmten Orientalisten Lehrstunden besuchte er deßwegen fleißig, weil er sich eben der Methode in den Morgenländischen und sonderlich in der Arabischen Sprache bediente, deren Valkenaer im Griechischen beym Hemsterhuys war gewöhnt worden. Valkenaer ward endlich von dem critischen Studium dermaßen eingenommen, daß er die Theologie bey Seite setzte und an kein geistliches Amt, dem er doch von seinen Aeltern gewidmet war, ferner gedachte. Er beschloß vielmehr, so lange er leben würde, sich mit den Schriften der Alten zu beschäfftigen. Das Studieren zur Nachtzeit hatte innerhalb zwey Jahren, die er in Leyden sich aufgehalten, seine Gesundheit sehr geschwächt. Kaum hatte er die letzte Hand an den Ammonius gelegt; so mußte er, mit einer Schwachheit beladen, zu den Seinigen zurückkehren. Dieses geschah zu Ende des J. 1739. Er pflegte zu Hause seiner Gesundheit auf das Möglichste, die er auch innerhalb etlicher Monathe wiederum erlangte. Um diese Zeit meldete ihm Hemsterhuys in einem Schreiben, daß die Stadt Campen eines Conrectors benöthigt wäre, und daß die Obern daselbst ihm diese Stelle geben wollten, wenn er davon nicht abgeneigt wäre. Valkenaer schlug sein erstes Glück nicht aus, sondern begab sich im April 1740 nach Campen, wo es ihm ganz wohl gefiel.

In eben diesem Jahre wurde Hemsterhuys selbst von Franecker nach Leyden berufen: weil der erstern Universität nun also ein Professor der Griechischen Sprache fehlte, so ertheilten die Obern von Friesland ihm besagte Stelle, vermuthlich auf Hemsterhuys's Empfehlung, ob er gleich ein Fremdling war. Sein Professorat trat er am 9. October 1741 mit einer nachmahls abgedruckten Rede de caussis neglectae litterarum Graecarum culturae an. Im J. 1745 verwaltete er das akademische

Rectorat zum ersten Mahl. Im J. 1766 kam er als Professor der Griechischen Sprache nach Leyden, woselbst er am 14. März 1785, 70 Jahre alt, gestorben ist.

Seine vorzüglicheren Schriften sind:

Dissertatio de ritibus inter jurandum a veteribus, Hebraeis maxime et Graecis, observatis, 1734. S. Relationes litterarias Hamburg. 1747. Nr. 1. — Dissertatio de Byrsa, nomine arcis Carthaginensis. 1737. Er zeigt in derselben die wahre Ableitung des Worts Byrsa mit vieler Wahrscheinlichkeit und beweist aus der Vergleichung desselben mit dem Hebräischen, Chaldäischen und Syrischen, daß es ein Phönicischer Name des Schlosses zu Carthago gewesen sey. — Schediasma de urbe Herodotea Cadyti. 1737. Der Verfasser erweist mit vieler Geschicklichkeit und gleicher Belesenheit, daß Herodotus den Namen der Stadt zweymahl anführe, aber auch an beyden Stellen zwey unterschiedene Städte darunter verstehe, nämlich im ersten Fall die Stadt Jerusalem, welche κατ᾽ ἐξοχὴν קרושה heißt. Nach Art der Syro-Chaldäer wäre also das ש in ת verändert. Im andern Fall soll die Stadt Gath gemeynt seyn, welche einander ziemlich ähnliche und gleichlautende Namen Herodotus verwechselt. Er vergleicht sie mit der Stadt Sarden an Grösse, woraus Valkenaer schließt, Herodotus müsse die letztere selbst gesehen haben, und nicht Jerusalem, sondern Gath verstehen. Er setzt hinzu: Es könnte auch seyn, daß ein Abschreiber aus Καδτιος, Καδυτιος gemacht, und also die vom Herodotus selbst wohl unterschiedenen zwey Städte mit einander verwechselt hätte. Daß unter Cadytis Jerusalem zu verstehen sey, behaupten auch Cellarius, Prideaux, Lightfoot, Conring, Hasäus und Andere. Allein der Professor Zeibich zu Wittenberg ist so wenig mit diesen gelehrten Männern, als mit Valkenaer zufrieden. Derselbe hat in das 1. St. des 5. Bds. der Miscellaneorum Lips. novorum Nr. 5. einrücken lassen: Quaestionem criticam, utrum Cadytis Herodoti recte venditetur pro metropoli Palaestinae. Zeibich beweist mit starken Gründen, daß Solches nicht seyn könne, ob er wohl selbst nicht bestimmen will, was Herodotus für eine Stadt gemeynt habe. Er widerlegt die Gründe, welche man anführt, zu behaupten, daß es Jerusalem seyn müsse. — Glossae sacrae ex Hesychio decerptae. Franequerae 1737. 4. In diesem Stück hat Valkenaer die vielen Fehler, welche durch Christen in den Hesychius gebracht worden, aus den 70 Dolmetschern mit grosser Geschicklichkeit verbessert und den Text erläutert. Alle drey nach einander angeführte Schriften sind in den Nov. Act. Erudit. A. 1742. m. Febr. p. 65 sqq. mit Ruhm recensirt. Wir ersehen daraus zugleich, daß sie nachher zusammengedruckt worden. Der Anfang der Recension meldet uns Solches. „Non ingratum speramus, heißt es, accidet rerum philologicarum Studiosis, Virum clarissimum, qui non ita dudum ad Academiam Franequeranam fuit evocatus, eruditas hasce lu-

lucubratiunculas, quae ante separatim editae paucorum usibus cedebant, conjunctim typis iteratis exhibere voluisse, quo illae plurimorum manibus tererentur." Der Beschluß der Recension lautet sehr rühmlich: „Haec ex elegantissimis hisce exercitationibus delibare est visum. In quibus, licet aliqua sint, potissimum, quae primas vocum origines, earumdemque genuinos natales spectant, de quibus ex aliis fontibus eadem verisimilitudine disputari potest; ubique tamen clar. auctoris intimior optimarum litterarum, linguarum, doctrinae antiquae cognitio, sagacitas, judicium criticum elucent, ut res litteraria, optimo numine conatus ipsius fortunante, sibi ab illo haud parum subsidii ac praesidii in posterum promittere possit." — ΑΜΜΩΝΙΟΥ περὶ ὁμοίων καὶ διαφόρων λέξεων. Ammonius de adfinium vocabulorum differentia. Accedunt opuscula nondum edita; Eranius Philo de differentia significationis. Lesbonax de figuris Grammaticis. Incerti scriptores de soloecismo et barbarismo. Lexicon de spiritibus dictionum, ex operibus Tryphonis, Choerobosci, Theodoriti etc. selectum. Ammonium ope MS. primae editionis Aldinae, et aliunde, emaculavit, et notis illustravit. Reliqua ex Codd. MSS. Bibliothecae Lugduno-Batavae nunc primum vulgavit L. C. *Valkenaer*, Lugd. Bat. 1739. 1 Alph. 15 Bog. in 4. Weil Ducker bereits eine Ausgabe des alten Grammatikers Ammonius, welcher zur genauern Kenntniß der Griechischen Sprache wichtig ist, versprochen hatte, aber daran bisher gehindert war: so eröffnete ihm Valkenaer sein Vorhaben, damit er nicht in eine fremde Arbeit einen Eingriff thäte. Ducker aber reizte ihn besonders, Hand anzulegen; und also gab Valkenaer 1739 seinen Ammonius, doch ohne Lateinische Uebersetzung, heraus. Warum er solches gethan, hat Strodtmann in seinem zweyten Specimine differentiarum Graecarum, ab Ammonio neglectarum, angezeigt, wo er auch anführt, daß Emanuel Martin, Decan zu Alicante, nach Majensii Bericht, eine Version soll zu Stande gebracht haben. Die Ordnung des Alphabets hat Valkenaer beybehalten, so wie Aldus Manutius, ob er gleich nicht ohne Grund schließt, daß das Buch ohne Ordnung sey aufgesetzt worden. In der gelehrten Vorrede beweist er, daß Ammonius, der wahrscheinlicher Weise gegen das Ende des 1. Jahrhunderts nach Christi Geburt gelebt, der wirkliche Verfasser dieser Schrift sey. Den Text hat er in den untergesetzten Noten erläutert, und die schweren Stellen verbessert und aufgeklärt. Zuweilen haben ihm andere Griechen gute Dienste geleistet; zuweilen aber muß er seine Zuflucht zu Muthmaßungen nehmen, wobey er ziemlich glücklich ist. Sonderlich hat er sich zu Nutze gemacht den Thomas Magister, den Ptolemäus Ascalonita, dessen Aufsatz Fabricius zuerst in seiner Bibliotheca Graeca an das Licht gebracht, den Eranius Philo, den Valkenaer seinem Ammonius angehängt, da er sonst noch niemahls abgedruckt worden, und des Cyrillus noch ungedrucktes Lexicon. Diese alle haben den Ammo-

nius größtentheils abgeschrieben, und wenn eine Stelle in dem letztern verderbt ist, kann sie füglich aus seinen Abschreibern ergänzt werden. Auch haben ihm Dienste gethan Eustathius, Moschopulus und Phavorinus. Ein rühmliches Urtheil wird von diesem Buche Valkenaer's in den Nov. Act. Erudit. A. 1742. m. Iul. p. 385 — 393. gefällt. Nur einmahl wird er wegen einer unnöthigen Verbesserung einer an sich ganz guten Stelle aus Orphei Argonauticis getadelt. Daß er eine Schrift des Lesbonax und Anderer, ausser derjenigen, deren Verfasser Herennius oder Erannius Philo ist, beygefügt, ersieht man schon aus dem Titel. Dieß ist noch nicht Alles, was Valkenaer geleistet hat. Er hat noch besondere, in drey Bücher vertheilte, eigene Anmerkungen hinzugethan. Der Titel ist: Animadversionum ad Ammonium Grammaticum libri tres, in quibus veterum scriptorum loca tentantur et emendantur; accedit specimen scholiorum ad Homerum ineditorum e Codice Vossiano Bibliothecae Lugduno-Batavae. Lugd. Bat. 1739. 1 Alph. 11 Bog. in 4. S. Nov. Act. Erudit. l. c. Durch diese Arbeit wird Ammonius noch brauchbarer gemacht. Da aber die vortreffliche Ausgabe des Valkenaer's schon anfieng, etwas selten zu werden, so veranstaltete der berühmte Gottesgelehrte, Herr Dr. Ammon, damahls als Mitglied des Erlanger philologischen Seminariums, eine neue zweckmäßige Handausgabe; es heißt auf dem Titel des Buchs cum selectis L. C. *Valkenarii* notis atque animadversionibus edidit, suasque observationes adjecit Christoph. Frid. Ammon. Erlangae 1787. 8 maj. Es ist zu wissen, daß der Herausgeber nur eine zweckmäßige Handausgabe liefern, mithin aus der Critik, Sprach- und Gelehrtenkunde nur so viel anbringen wollte, als zum Verständniß oder zur Beurtheilung des alten Grammatikers ihm nöthig schien. Man erhält nicht nur den wichtigsten oder zur Erklärung des Grammatikers nöthigsten Theil der Valkenaerischen Anmerkungen, sondern auch schöne Zusätze. — Emendationes dictionum Homericarum in Hesychio. Diese sind d'Orville's Miscellaneis observationibus criticis novis in auctores veteres et recentiores in Belgio collectis einverleibt. Der erste Theil kam 1740 in Amsterdam heraus. Die 5. und 8. Observation rühren von Valkenaer's Feder her. S. Götting. gel. Zeit. J. 1741. St. 18. — Schediasma de fragmento Dositheano Hygini; in den angeführten Miscell. Vol. IX. T. I. p. 108 — 123. — Virgilius, collatione scriptorum Graecorum illustratus opera Fulvii Ursini. Leovard. 1747. 2 Alph. 5½ Bog. in gr. 8. Der Ursinische Virgilius ist bekannt genug: diese Ausgabe aber hat durch verschiedene Zusätze von Valkenaer einen merklichen Vorzug vor der Plantinischen erhalten. — Euripidis Tragoedia Phoenissae etc. Franequerae 1755. 4. (ead. ed. recusa per C. G. Schütz). S. Götting. gel. Anz. J. 1755. S. 1111 — 1114. Ebend. J. 1772. S. 1223. — Theocriti decem Idyllia, cum notis etc. Lugd. Bat. 1773. 8. S. Gött. gel. Anz. J. 1774. S. 450 — 455. — Theocriti, Bionis et

Moschi Carmina bucolica Gr. et Lat. etc. Lugd. Bat. et Campis 1779. 8 maj. Die Ausgabe ist ganz critisch, ohne alle grammatische oder antiquarische Erklärung: in der Critik ist sie ein Meisterstück. S. Götting. gel. Anz. J. 1780. S. 357 — 360. — Neuerlich ist eine Sammlung von mehreren Abhandlungen und Reden Valkenaer's unter folgendem Titel erschienen: Opuscula philologica, critica, oratoria, nunc primum conjunctim edita. Accedunt Indices. 2 Tomi. Lips. 1808 — 1809. 8 maj.

S. Bibl. Crit. Vol. III. P. I. p. 74. nächst Strodtmann's Gesch. jeztleb. Gel. Th. 12. S. 411. und Vriemoet Athenae Frisiae, p. 844.

Valkenburg, Theodor van, ein berühmter Holländischer Mahler, geboren 1675 zu Amsterdam: sein Vater war Schulmeister zu Campen, wo Theodor Gelegenheit fand, mit dem Bürgermeister van Vollenhoven, einem Schüler Philipp Koning's, bekannt zu werden; und dieser unterrichtete ihn aus besonderer Zuneigung in der Farbenmischung. Valkenburg hatte bey Kuilenburg und bey Michel Musscher gelernt. Er arbeitete hernach unter Johann Weeninx, und folgte dessen Manier in Abbildung zahmer und wilder Thiere und Vögel; er mahlte auch gute Bildnisse. Er arbeitete in Geldern und Oberyssel, that darauf eine Reise nach Teutschland, und hielt sich einige Zeit bey dem Baron Knobel, nachmahligem Bischof zu Eichstädt, in Katzenellenbogen auf. Der Prinz Ludwig von Baden, welcher seine vortreffliche Arbeit sah, bot ihm vergeblich einen Gehalt von 2000 Reichsthalern an, indem Valkenburg gesinnt war, seine Reisen weiter fortzusetzen, und Italien zu besuchen; vorher aber gieng er auf Einrathen seines Gönners nach Wien, wo er ein Gemählde für den Fürsten von Lichtenstein verfertigte, welches ihm mit 150 Ducaten bezahlt wurde, und für eben diesen Fürsten mahlte er noch drey Stücke von gleicher Grösse, da er indessen in Tafel und Bedienung frey gehalten wurde. Valkenburg änderte sein Vorhaben, und gieng wieder in sein Vaterland zurück. Hier arbeitete er einige Zeit für Wilhelm III. König von England; nach dieses Fürsten Absterben bot ihm der Preussische Gesandte eine Hofmahlerstelle zu Berlin an, die er abermahls ausschlug, und sich so unglücklich verheyrathete, daß er gezwungen wurde, um seinem bösen und zänkischen Weibe zu entfliehen, nach Surinam zu reisen; allein die dasige Luft war seiner Gesundheit so nachtheilig, daß er nach zwey Jahren in sein Vaterland zurückkehren mußte, wo er im J. 1721 starb.

Seine Gemählde werden noch heutiges Tages in hohem Preise bezahlt.

S. Allg. Künstlerlexic. S. 667. von Stetten Kunstgeschichte Augsburgs, Bd. 1. S. 338.

Valliere, Louis Cesar de la Beaume le Blanc, Duc de la, der letzte männliche Sprosse seiner Familie, geboren am 9 Octo-

ber 1708, und gestorben am 16. November 1780. — Er widmete sich den Studien, und war Besitzer einer der ansehnlichsten, an kostbaren und seltenen Werken reichen Bibliothek, deren Catalog, welcher in 9 Octavbänden 1783 zu Paris erschien, litterarischen Werth hat. Er ist selbst Verfasser einiger Schriften, die ohne seinen Namen herausgekommen sind, als: Ballets, Opera et autres ouvrages lyriques, par ordre alphab. 1760. 8. — Les infortunés Amours du Comte de Comminge 1765. 8. — Bibliotheque du Theatre François 1767. Vol. III. 8. Dieß Werk ist mehr eine chronologische Uebersicht der aufgeführten Französischen Theaterstücke von den frühesten Zeiten bis 1767.

S. Necrologe de 1781. und Ersch France litteraire, T. III. p. 558.

Valliere oder Valiere, Louise Françoise de la Beaume le Blanc, Herzogin von, Geliebte Ludwig's XIV. aus einem alten adelichen Geschlechte in Bourbonnois. Es scheint zwar nicht, daß die Herzogin von Valliere hier eine Stelle einnehmen könne, da sie sich weder Verdienste um die Welt erworben, noch durch hervorstechende Talente und Tugenden ausgezeichnet hat; aber ihr Leben und Character ist mit der Geschichte des in mehr als Einer Hinsicht so merkwürdigen Königs Ludwig XIV. innigst verwebt, und sie selbst, als ein Weib, das, ohne alle körperliche Reize, Einen der sinnlichsten Menschen fesselte, sich von den Fehlern, die man an den meisten Personen, welche unter ähnlichen Verhältnissen gelebt haben, bemerken kann, frey erhielt, auch im Sonnenglanze des Glücks ihre gute Gemüthsart nicht verläugnete, und schon in der Mitte ihres Lebens den glänzendsten Hof der Welt mit einem einsamen Kloster, wo sie ihre vorige Unschuld beweinte, mit einem Karmeliterkloster vertauschte, der Aufmerksamkeit, des Betrachtens werth.

Demoiselle Valliere war zu der Zeit, wo ihre Geschichte anfängt, bekannt zu werden, Hofdame (Dame d'honneur) bey Henriette von England, der ersten Gemahlin des Herzogs Philipp von Orleans. Hier sah sie den König mehrere Mahle, und äusserte mit der ihr gewöhnlichen Unbefangenheit und Naivetät, daß er ihr gefalle, und sie wohl wünsche, er möchte kein König seyn. Ludwig, welcher, nach einer schmerzhaften Trennung von einer frühern Geliebten, der Politik ein Opfer gebracht, und sich mit der Infantin von Spanien vermählt hatte, kam, weil er in dieser Ehe nicht fand, was er wünschte, sehr oft zu der Herzogin, um sich hier in dem Kreise geistreicher Herren und Damen zu zerstreuen und zu vergnügen. Einst, da der König finster und mißlaunig war, und sich beklagte, daß jetzt sein Herz nirgends Befriedigung finde, sagte der Herr von Roquelaure, der unterhaltendste Mann des Hofes, der den König zu der Herzogin begleitet hatte, scherzend: er kenne ein Mädchen, das den König leidenschaftlich liebe, schilderte sie auf eine höchst comische Weise, erzählte tausend Dinge, die sie gesagt

hatte und nicht gesagt hatte, und versicherte, sie habe erklärt, daß sie um der Ruhe ihres Herzens willen die Gegenwart des Königs meiden müsse. Diese Erzählung belustigte den König und die ganze Gesellschaft, Jedermann gab sein Wort dazu, und spottete des thörichten Mädchens, das, ohne weder durch ihre Schönheit, noch durch ihre Geburt zu solchen Ansprüchen berechtigt zu seyn, einen König zu lieben wagte, um dessen Gunst die schönsten Damen des Hofes buhlten. Endlich fragte der König nach dem Namen seiner unbekannten Geliebten. Man nannte ihm eine gewisse Demoiselle Valliere; konnte aber, da sie nicht gegenwärtig war, seinen Wunsch, sie persönlich kennen zu lernen, nicht erfüllen.

Einige Tage darauf besuchte der König die Herzogin von Orleans wieder. Als er beym Abschiede aus dem Zimmer trat, gieng ein schönes Mädchen vorüber, und der König, der sich an das erinnerte, was ihm der Herr von Roquelaure von der Valliere erzählt hatte, äusserte, er wünsche, daß diese die Valliere sey. Indem ihm sein Begleiter, der Herr von Roquelaure, erklärte, daß diese es nicht sey, gieng die Valliere vorüber. „Das, Sire, das ist sie," rief der Herr von Roquelaure, und zeigte mit dem Finger auf sie hin. Zugleich wendete er sich an sie, und sagte ihr in Gegenwart vieler Anwesenden: „Kommen Sie doch näher, meine Schöne, mit Ihren verliebten Augen, welche nur Monarchen schön finden." Da sie dieser Spott in eine Verlegenheit setzte, aus welcher sie sich nicht zu ziehen wußte, bemühte sich der König, sie zu beruhigen, und sprach mit ihr so verbindlich, als nur möglich. Uebrigens aber fand er Nichts an ihr, das ihm hätte gefallen können, ob er es gleich zu mißbilligen schien, wenn man über ihre Liebe spottete. Der Gedanke, ohne alle Hoffnung, ohne alle eigennützige Nebenabsichten von diesem Mädchen geliebt zu werden, scheint dem Könige wohlgethan zu haben; denn er wünschte, ihr Glück zu machen, und äusserte gegen den Grafen von Guiche, er wolle die Valliere an Einen seiner Freunde verheyrathen. Da der Graf äusserte: sein Freund liebe die Schönheit, antwortete der König: Es ist wahr, die Valliere ist nicht schön, aber ich will sie durch mein Gold zu verschönern suchen. Doch bald ward er näher mit ihr bekannt, und blieb keinesweges geneigt, sie an einen Andern abzutreten. Einige Tage nachher gieng er wieder zu der Herzogin, suchte hier die Valliere auf, und unterhielt sich zwey Stunden lang mit ihr. Er fühlte sich durch ihre Unterhaltung so befriedigt, daß er bald aus Neigung that, was er Anfangs bloß aus Dankbarkeit gethan hatte. Er fand immer mehr und mehr, daß die Valliere seiner Liebe nicht unwerth sey, nährte eine Leidenschaft, durch die er sich glücklich fühlte, und dachte auf Nichts, als auf Gelegenheiten, seine Geliebte zu sehen, und auf Mittel, sie zu unterhalten und zu vergnügen. Um alles Aufsehen zu vermeiden, besuchte er die Herzogin so oft, als möglich, und dieß geschah in der That so oft, daß man

allgemein glaubte, sie sey der Gegenstand seiner Liebe. Diese Besuche dauerten länger, als einen Monath, und von Zeit zu Zeit ereignete sich Etwas, wodurch sich die Liebe des Königs zu der Valliere immer mehr und mehr verrieth. Die Herzogin, welche sich mit dem Gedanken schmeichelte, daß der König ihr selbst durch seine öftern Besuche huldige, konnte sich lange Zeit nicht überzeugen, daß die Valliere der Gegenstand seiner Liebe sey, bis sie mehrere Vorfälle eines Andern belehrten. So kam der König einst mit dem Grafen von Guiche zur Herzogin, und fragte, da er die Valliere nicht fand, wo sie sey. Als man ihm erzählte, sie besuche eine kranke Freundin, ward der König auf das Lebhafteste gerührt, sprang augenblicklich auf, und eilte fort, sie selbst zurückzuführen. Bey dieser Gelegenheit sagte der Graf von Guiche lächelnd zu der Herzogin: „Wahrhaftig, wenn der König nicht verliebt ist, so ist er der edelste Mensch im ganzen Königreiche.“

Je gewisser die Herzogin geglaubt hatte, daß der König ihren Reizen huldige, und je schmeichelhafter ihr der Gedanke war, eine solche Eroberung gemacht zu haben: desto unangenehmer mußte es ihr seyn, sich getäuscht und sich durch eine ihrer Hofdamen diesen Triumph entrissen zu sehen. Da sehr natürlich ein Theil ihres Unwillens auf die Valliere fiel, so ergriff sie begierig die Gelegenheit, welche ihr eine unwillkührliche Beleidigung darbot, die die Valliere einer Freundin der Herzogin zugefügt hatte, um ihrer Empfindlichkeit Luft zu machen, und der beneideten Nebenbuhlerin ihren Unwillen empfinden zu lassen. Laut und bitter tadelte sie sie in Gegenwart vieler Anwesenden, und sowohl sie, als ihre stolze Freundin, spielten satyrisch auf ihre Liebe zu dem Könige an. Die Valliere vergieng fast vor Schmerz und Beschämung, und entfernte sich, so bald es möglich war, um ihren Thränen freyen Lauf zu lassen. Man sprach noch von ihr, als der König heiter und fröhlich hereintrat. Aber bald verwandelte sich seine Heiterkeit in Ernst, als er die Valliere durch eine andere Thüre des Zimmers mit einer Miene hereintreten sah, welche ihren tiefen Kummer deutlich verrieth. Er näherte sich ihr, und sagte, da er ihre rothgeweinten Augen bemerkte, er interessire sich zu lebhaft für sie, als daß er nicht nach der Ursache ihres Kummers fragen sollte. Natürlich war es, daß sie ihm das nicht verschwieg, was sie, in dieser Stimmung, auch wohl einem Andern, der weniger lebhaften Antheil an ihrem Schicksale genommen hätte, würde anvertrauet haben. Der König, der fürchten mochte, seinen Unwillen nicht verbergen zu können, verließ die Herzogin augenblicklich; kehrte aber denselben Abend, begleitet von der Königin-Mutter und mehreren Hofdamen, zurück. Die Königin trug ein eben so kostbares, als schöngearbeitetes Armband. Der König bat sie, es ihm gegen ein anderes zu überlassen, und sie, die nicht gewohnt war, ihrem Sohne eine Bitte abzuschlagen, überließ es ihm augenblicklich. Jetzt spannte sich die Erwartung aller Damen, und

als ob ein zweyter goldener Apfel ausgetheilt werden sollte, erwarteten sie mit Ungeduld und mit wechselnder Furcht und Hoffnung, für wen sich der neue Preis erklären werde. Mehrere Damen gaben zu erkennen, daß ihnen das Armband kein unangenehmes Geschenk seyn würde, und besonders lenkte die Herzogin, da die Gesellschaft ziemlich aus einander gegangen war, das Gespräch wieder auf das Armband, und war unerschöpflich in seinem Lobe. Die Valliere erröthete, und suchte sich so bald als möglich zu entfernen. Sobald sie aufgestanden war, erhielt eine andere Hofdame von der Herzogin, welche ihre Verwirrung bemerkt hatte, einen Wink, sie zu begleiten und zu beobachten. Kaum war sie auf ihrem Zimmer, als sie sich niedersetzte, und das Armband mit innigem Wohlgefallen betrachtete, und mit tausend Küssen bedeckte. Schon wollte sie es verschließen, als sie durch das Geschrey der Dame, welche ihr gefolgt war, aus ihren Träumen aufgeschreckt ward. Aber augenblicklich faßte sie sich, und erklärte ihr, sie habe das Geheimniß des Königs entdeckt, die Sache sey delicat, und sie habe Ursache zu schweigen. Ob ihr dieß gleich zugesagt ward, so hielt sie es doch für rathsam, den König zu benachrichtigen, und schrieb ihm auf der Stelle den ganzen Vorfall. Am andern Morgen besuchte der König die Valliere, unterhielt sich lange mit ihr, und veranlaßte sie, das Haus der Herzogin zu verlassen. Da sie diesen Vorschlag ablehnte, so mußte sie ihm wenigstens versprechen, reich geschmückt in dem Zimmer ihrer Gebieterin zu erscheinen. Es geschah, und sobald sie erschien, fragte sie die Herzogin, woher sie die Sachen habe. „Ich, antwortete der König stolz, ich habe sie ihr geschenkt."

Von dieser Zeit an machte der König so wenig ein Geheimniß aus seiner Neigung zu der Valliere, daß er bey einem Spaziergange mit den ersten Hofdamen, als man von einem Regenschauer übereilt ward, ihr den Arm bot, und die übrigen Damen stehen ließ. Noch war es aber nicht zu einer förmlichen Erklärung gekommen. Der König, in dessen Character doch nichts weniger als Schüchternheit lag, gieng länger als einen Monath mit dieser Erklärung um, bis er endlich in dem Park von Versailles eine schickliche Gelegenheit fand. Er that ihr die feyerlichsten Gelübde ewiger Liebe, und bald gelang es ihm, ein Herz zu besiegen, das ihm längst entgegenschlug. Der Herzogin, in deren Hause die Valliere immer noch wohnte, konnte es nicht entgehen, daß ihr Verhältniß zu dem Könige immer enger und enger ward. Je empfindlicher sie die Vernachlässigung des Königs schmerzte, desto mehr wünschte sie der Valliere ihren Unwillen empfinden zu lassen. Daher wendete sie sich an die Königinnen, und klagte es ihnen, daß der König ihr Haus zu dem Schauplatze seiner Aventüren mache. Natürlich fanden die Königinnen ihren Tadel sehr gerecht, und einstimmig beschlossen diese drey Damen, da sie ihren Unwillen nicht gegen den König äussern konnten, die Valliere kommen zu lassen, und ihr ihre

Mißbilligung auf das Nachdrücklichste zu erkennen zu geben. Eines Tages, da man wußte, daß der König Geschäffte habe, welche seine Gegenwart nothwendig erforderten, besuchten die Königinnen die Herzogin. Augenblicklich ließ man die Valliere rufen, und tadelte sie so empfindlich, überhäufte sie mit kränkenden Vorwürfen, daß sie, ergriffen von Reue und Beschämung, auf der Stelle den Entschluß faßte, in ein Kloster zu gehen, und hier ihr Leben zu beschließen. Ohne dem Könige ein Wort zu schreiben, begab sie sich augenblicklich in das Kloster Chaliot, und eilte, sobald sie es betreten hatte, in ein einsames Zimmer, um hier den Thränen des Schmerzes und der Reue freyen Lauf zu lassen. Der König gab gerade dem Spanischen Gesandten Audienz, als er die Nachricht von der Entfernung der Valliere erhielt. Es befand sich unter dem Gefolge des Königs der Marquis von Sourdis, dem man diese Nachricht hinterbrachte. „Die Valliere ist in's Kloster gegangen?“ sagte der Marquis halblaut zu dem, der ihm diese Nachricht hinterbrachte. Der König, welcher nur das Wort: Valliere, gehört hatte, wendete sich augenblicklich zu dem Marquis, und fragte, was er von der Valliere spreche. Natürlich erzählte er, was er so eben gehört hatte. Der König gerieth in die sichtbarste Unruhe, entließ augenblicklich den Gesandten, rief nach einem Wagen, warf sich aber, da er ihn vor Ungeduld nicht erwarten konnte, auf's Pferd, und eilte nach Chaliot. Die Königin, welche ihn forteilen sah, versuchte es, ihn zurückzuhalten, und ihm Gegenvorstellungen zu machen. Da er sie aber nicht anhörte, sondern sie zurückwies, mußte sie sich begnügen, ihm mit Spanischem Ernste zu sagen: „Wahrlich, Sire, Sie sind wenig Herr über Ihre Leidenschaften!“ „Bin ich nicht Herr über meine Leidenschaften, antwortete der König, indem er einen finstern Blick auf sie warf, so hoffe ich doch Herr über die zu seyn, welche meinem Willen entgegenhandeln.“

Ganz erhitzt kam der König in Chaliot an, eilte nach dem Kloster, und fragte nach der Valliere, die sich auch bald mit allen Merkmahlen des lebhaftesten und tiefsten Schmerzes hinter dem Gitter zeigte. Ihr Schmerz rührte den König so, daß er sich der Thränen nicht enthalten konnte. Nachdem er sich wieder gesammelt hatte, sagte er bewegt: „Sie scheinen sich wenig um die zu kümmern, welche Sie lieben.“ Die Valliere wollte ihm antworten, aber die Thränen, welche stromweise aus ihren Augen rannen, hinderten sie zu reden. Lange saßen Beyde im stummen Schmerze neben einander. Endlich kam es zu gegenseitigen Erklärungen, welche, nach langem Bitten auf der einen, und nach eben so langem Weigern auf der andern Seite, damit endigten, daß sich die Valliere entschloß, den König in dem Wagen, welcher ihm nach Chaliot gefolgt war, zurückzubegleiten. Unterweges bot ihr der König ein Hotel und einen Hofstaat an. Allein sie schlug dieses Anerbieten aus, weil sie gern alles Aufsehen vermeiden wollte. Um sie indeß gegen die Mißhandlungen

der Herzogin zu sichern, führte er sie selbst zu ihr zurück, und sagte, er bitte sie, so für Demoiselle Valliere zu sorgen, wie er wünsche, daß für ein Mädchen gesorgt werde, welches ihm theurer, als sein eigenes Leben sey. Die Herzogin antwortete ziemlich trocken: „Sie legen mir eine sehr angenehme Pflicht auf, Sire; ich werde thun, was mir Ew. Majestät befehlen, und die Valliere bewachen, als ob sie Ihre Tochter wäre." Je la regarderai comme une fille, qui vous appartient. — Unsre Sprache hat kein Wort, das so, wie das Französische fille, eben sowohl Mädchen als Tochter bedeutete, und kann mithin die Zweydeutigkeit, welche in dem Französischen liegt, nicht ausdrücken. — Die Gefahr, seine Geliebte zu verlieren, hatte sie dem Könige nur noch theurer gemacht. Er besuchte sie jetzt öfter, als jemahls, und machte ihr, gleichsam unter den Augen der Herzogin, die reichsten Geschenke. Oft drang er in sie, ein Hotel und einen Hofstaat anzunehmen. Lange weigerte sie sich; aber endlich, da sie sah, daß ihr Verhältniß zu dem Könige einmahl kein Geheimniß mehr sey, willigte sie ein, und der König schenkte ihr das Hotel Biron, für dessen bequeme und prachtvolle Einrichtung er selbst angelegentlichst sorgte. Durch stete Aufmerksamkeit, durch reiche Geschenke, und besonders auch dadurch gab ihr der König seine fortwährende Liebe zu erkennen, daß er ihren Bruder, den das durch alle Provinzen verbreitete Gerücht von dem Verhältnisse, in welchem seine Schwester zu dem Könige stehe, an den Hof gelockt hatte, nicht nur zu einer ansehnlichen Bedienung erhob, ohne daß ihn seine Verdienste zu grossen Ansprüchen berechtigt hätten, sondern auch an eine der reichsten Erbinnen verheyrathete, deren Hand selbst ein Prinz nicht würde ausgeschlagen haben.

Die Königin, so viel Geduld und Ergebung auch in ihrem Character lag, konnte doch die Regungen der Natur nicht unterdrücken und gleichgültig bleiben, wenn sie ein Herz, das ihr allein gehörte, mit einer Nebenbuhlerin theilen mußte. Sie trauerte, weinte, klagte, quälte sich, ohne den Gang der Dinge zu ändern. Einst klagte sie dem Marquis de la Fuente, welcher als Spanischer Gesandter an dem Französischen Hofe lebte, ihren Kummer; erhielt aber statt allen Trostes die Antwort: „Das darf Ew. Majestät nicht befremden, Ihr eigener Vater macht es nicht anders." Da die Königin wirklich fein fühlte, und sich den bittern Empfindungen der Eifersucht ganz überließ, so hatte endlich ihr Kummer die Folge, daß sie erkrankte. Der König besuchte sie, und ward durch den Anblick der Leidenden so gerührt, daß er sich der Thränen nicht enthalten konnte. Eine Kammerfrau der Königin, als sie seine Rührung wahrnahm, und bemerkte, daß er seine Thränen zu verbergen suchte, sagte: „Nein, Sire, verbergen Sie diese Thränen nicht; durch sie wird die Königin genesen." Der König war in der That sehr bewegt; allein auf sein Verhältniß zu der Vallière hatte diese Rührung keinen Einfluß. Indeß ward doch sein Umgang mit

der Valliere unterbrochen, da auch ihn um eben diese Zeit eine heftige Krankheit angriff. So gern seine Geliebte um ihn gewesen wäre, so ließen es doch die Aerzte nicht geschehen, weil sie dem Könige jede heftige Gemüthsbewegung ersparen zu müssen glaubten. Nach mehrern in größter Unruhe verlebten Tagen besserte es sich mit dem Könige, und nun schrieb ihm seine Geliebte, versicherte ihn ihrer innigsten Theilnahme, und äusserte, daß sie mit der größten Ungeduld dem Augenblicke entgegensehe, wo er sie werde rufen lassen. Der König nahm diesen Brief mit der größten Freude auf, ließ sie am andern Morgen hohlen, und da ihm eben, als sie ankam, mehrere Prinzen und viele Hofleute aufwarteten, so entfernte er diese augenblicklich, um ungestört den Empfindungen seines Herzens freyen Lauf lassen zu können. Durch die zärtlichsten Liebkosungen und durch die innigsten Umarmungen hielten sich die Liebenden für die lange Trennung schadlos. Für den König hatte dieser Besuch die Folge, daß er auf's Neue erkrankte, und für seine Geliebte die, daß sie nach neun Monathen von einer Tochter entbunden ward, welche in der Folge unter dem Namen der Demoiselle de Blois bekannt worden ist. Doch nach einiger Zeit genaß der König wieder, kehrte in die Arme seiner Geliebten zurück, und erhob sie um eben diese Zeit zur Herzogin von Valliere. Er kaufte ihr das Landgut Vaujour, und machte es zu einem Herzogthume mit dem Namen de la Valliere.

Da die Valliere wirklich wenig körperliche Reize hatte, schmeichelten sich mehrere Damen, die sie, wenn auch nicht an Geist, doch an Schönheit weit übertrafen, mit der Hoffnung, den König zu fesseln. Aber alle ihre Versuche waren vergebens; der König blieb seiner Geliebten treu. Auch hielt sich die Valliere seines Herzens so versichert, daß sie nicht die mindeste Eifersucht verrieth, und sogar eine Dame, welche ihre Absichten auf den König deutlich genug verrathen hatte, selbst besuchte, und ihr tausend Artigkeiten bewies. Dem Könige mißfiel dieser Mangel aller Eifersucht, den er aus dem Mangel an inniger Liebe herleitete, und es entspann sich ein langer Zwist, welcher aber endlich mit einer Versöhnung endigte, durch welche die Liebenden nur noch enger verbunden wurden.

Unter allen Damen, welche den König zu gewinnen wünschten, betrachtete keine das Glück der Valliere mit mehr Neid und Eifersucht, als die Gräfin von Soissons. Bey jeder Gelegenheit gab sie ihren geheimen Groll gegen dieselbe zu erkennen; und einst, da sie den Vortritt vor einer der vornehmsten Damen genommen hatte, konnte sie sich nicht enthalten, zu ihrer Nachbarin, der Herzogin von Vantadour, zu sagen: „Daß die Valliere hinkt, habe ich längst gewußt, aber für blind hätte ich sie nicht gehalten." Die Valliere, welche die Aeusserung hörte, beklagte sich bey dem Könige, und dieser ward so entrüstet, daß er die Gräfin vom Hofe entfernen wollte, und erst da seinen Entschluß änderte, als ihm der Herzog von St. Agnan, der ihr

ihre Verbannung ankündigen sollte, vorstellte, daß sie doch die Nichte des verdienten Cardinals Mazarin sey, und wenigstens in dieser Rücksicht einige Schonung verdiene. Diese Vorstellungen besänftigten den König etwas, und er begnügte sich damit, der Gräfin bey der nächsten Gelegenheit durch ein höchst nachlässiges und beynahe unartiges Betragen seinen Unwillen zu erkennen zu geben.

Eben den Groll, welchen die Gräfin von Soissons gegen die Valliere hegte, nährte die Herzogin von Orleans, ihre ehemalige Gebieterin, die es immer noch nicht vergessen konnte, daß ihr ein so unbedeutendes Mädchen eine Eroberung, deren sie sich völlig gewiß glaubte, entrissen hatte. Gleiche Gesinnungen und gleiches Interesse vereinigten beyde Damen zu einem und demselben Zweck, und sie nebst dem Marquis von Bardes, dem Geliebten der Gräfin, und dem Grafen von Guiche, dem Geliebten der Herzogin, schlossen ein förmliches Bündniß, und entwarfen den Plan, die Valliere zu stürzen, und die Neigung des Königs auf einen andern Gegenstand zu lenken. Lange konnte man über die Wahl der Mittel nicht einig werden, und mehrere Vorschläge wurden als zu gefährlich verworfen. Endlich faßte man den Entschluß, an die Königin zu schreiben, ihre Eifersucht noch mehr zu reizen, und sie zu ermuntern, alles Mögliche zu thun, um sich von ihrer Nebenbuhlerin zu befreyen; und glaubte sich um so viel mehr einen glücklichen Erfolg versprechen zu können, da man ihre Gesinnungen genugsam kannte. Der Marquis von Bardes schrieb einen Französischen Brief, in welchem er nicht ermangelte, die Eifersucht der Königin zu reizen, und sie aufforderte, alles Mögliche zu thun, um eine Verbindung zu zerstören, durch welche sie im Angesichte der ganzen Welt entehrt werde. Diesen Brief übersetzte der Graf von Guiche in's Spanische, und der Marquis schrieb ihn mit verstellter Hand ab, und legte ihn, als er am folgenden Tage die Königin besuchte, unbemerkt in ihr Bett. Unglücklicherweise fiel dieser Brief in die Hände einer Kammerfrau der Königin, welche ihn nicht ihrer Gebieterin, sondern dem Könige einhändigte. Der durch diesen Vorfall so natürlich veranlaßte Gedanke, daß man Alles in Bewegung setze, um ihn von seiner Geliebten zu trennen, machte sie dem Könige nur noch theurer. So vergeblich dieses Unternehmen war, eben so fruchtlos war es, daß die Herzogin und die Gräfin öftere Feste veranstalteten, zu denen sie das schönste Mädchen nicht nur des Hofes, sondern vielleicht des ganzen Königreichs zogen. Der König sah sie, ohne seine Gesinnungen gegen die Herzogin von Valliere im Mindesten zu ändern.

So zärtlich er sie fortwährend liebte, so ward er doch bald genöthigt, sich dem Verdacht, als ob seine Liebe erkaltet sey, auszusetzen. Die Königin lag nach einer wirklichen oder erdichteten unglücklichen Niederkunft gefährlich krank. Sie selbst fürchtete ihren Tod, und der ganze Hof, besonders aber die Königin-

Mutter, welche ihr Bett keinen Augenblick verließ, nahm den lebhaftesten Antheil. Auch der König blieb nicht gleichgültig, sondern besuchte seine Gemahlin zu wiederhohlten Mahlen. Jetzt, glaubte sie, sey es die bequemste Zeit, den König zur Erfüllung ihres heißesten Wunsches zu bewegen, und sie faßte Muth, ihn in Gegenwart der Königin-Mutter und ihres Beichtvaters zu bitten, daß er ihr die einzige Gnade erweisen, und die Valliere vermählen möchte. Der König, so wenig er sonst gewohnt war, seinen Willen beugen zu lassen, hatte doch nicht den Muth, ihr unter diesen Umständen ihre Bitte geradezu abzuschlagen, ob er sie gleich auch nicht förmlich bewilligte. Wolle sich die Valliere vermählen, sagte er, so werde er Nichts dagegen haben, man solle nur eine schickliche Partie vorschlagen. Die Freunde der Königin richteten ihr Augenmerk auf den oben schon erwähnten Marquis von Vardes, Einen der schönsten und artigsten Cavaliere des Hofes, welcher aber diesen Antrag, besonders weil er die Gräfin von Soissons liebte, unter dem Vorwande ablehnte, daß er nicht Lust habe, sich in die lästigen Bande der Ehe schmieden zu lassen. Eben so kalt lehnte die Valliere diesen Antrag ab, beklagte sich bey dem Könige bitter darüber, daß er ihr einen solchen Antrag habe thun lassen, und erklärte, wie sie fürchte, seine Liebe verloren zu haben. Nur dadurch konnte sie der König beruhigen, daß er erzählte, unter welchen Umständen er darein gewilligt habe, daß man ihr diesen Antrag mache, und heilig versicherte, er habe darauf gerechnet, daß sie alle Anträge dieser Art standhaft ablehnen werde.

Je mehr sich die Herzogin von Valliere in der Liebe des Königs befestigte: desto geschäfftiger war der Neid, sie zu verderben, und da man sah, daß es unmöglich sey, ihr den König zu entreißen, so suchte man sie dem Könige zu entreißen, indem man einen Anschlag gegen ihr Leben machte. Denn dafür ward wenigstens ein nächtlicher Einbruch in ihr Hotel, den zum Glück die Wachsamkeit ihres kleinen Hundes vereitelte, allgemein gehalten, und der König ward durch diesen Vorfall veranlaßt, ihr Wache und einen Maitre d'Hotel zu geben, welcher verpflichtet war, jede für sie bestimmte Speise zu kosten.

So wenig durch die bisher erwähnten Unternehmungen der Feinde der Herzogin von Valliere irgend Etwas in ihrem Verhältnisse zu dem Könige geändert worden war: eben so wenig richteten der Cardinal Mazarin, der Pater Anat, Beichtvater des Königs, und die Königin-Mutter aus. Mazarin, welcher den Heiligen spielte, bat den König um eine Privataudienz, die ihm auch sehr gern bewilligt ward. Der König, welcher geglaubt hatte, er wolle ihm Dinge von grosser Wichtigkeit anvertrauen, erstaunte nicht wenig, als er von einer Erscheinung sprach, und ihm im Namen Gottes ankündigte, daß er den Untergang des Königreichs herbeyführen werde, wenn er nicht den Umgang mit der Valliere aufgäbe. Der König antwortete nichts weiter, als daß er ihn wegen seiner Gemüthskrankheit von Herzen be-

dauere, und ihm anrathe, Nieſewurz zu brauchen. Eben ſo we-
nig richtete der Pater Anat, Beichtvater des Königs, aus.
Dieſer ließ ſich durch die Bitten der Königinnen beſtimmen, dem
Könige wiederhohlte Vorſtellungen wegen ſeines Umgangs mit
der Valliere zu thun, und ihm endlich zu erklären, daß er
ſeine Entlaſſung fordern müſſe, weil er nicht länger Zeuge die-
ſes unerlaubten Umgangs ſeyn wolle. Der König lachte, und
bewilligte ſeine Entlaſſung auf der Stelle. Einige Monathe dar-
auf machte die Königin-Mutter einen andern Verſuch, den ſie
zu bereuen Urſache hatte. Denn der König erwiederte nicht nur
auf ihre Vorſtellungen, daß er durch dieſe Verbindung ſeinen
Ruhm beflecke, und dem ganzen Lande ein Aergerniß gebe, daß
er dieſe Moral von ihr am Wenigſten erwartet hätte, ſondern
ſprach auch am Abende des Tages, wo ſie ihm dieſe Vorſtellun-
gen gemacht hatte, in ihrer Gegenwart von den Damen, die,
nachdem ſie ihre Jugend genoſſen hätten, es ſich in den Jahren,
wo ſie nicht mehr genießen könnten, zum Verdienſte machten,
die genießende Welt zu richten und zu tadeln.

Alle Unternehmungen der Feinde der Herzogin von Valliere
hatten keinen andern Erfolg, als den, daß ſie dieſelbe dem Kö-
nige nur noch theurer machten. Er fuhr fort, ſie zu lieben,
und bewies ihr bey folgender Gelegenheit ſeine Liebe auf eine
Art, wie ſie vielleicht kein Fürſt je ſeiner Geliebten bewieſen hat.
Einſt hatte nämlich der König ſeine Geliebte, wie gewöhnlich,
bey guter Zeit beſucht, und alle Zeugen entfernt, als ſie plötz-
lich von den Geburtswehen und zwar ſo heftig ergriffen ward,
daß der König in die größte Angſt gerieth. Da er ſich nicht
anders zu helfen wußte, eilte er an das Fenſter, und rief, man
ſolle augenblicklich einige Damen und eine Hebamme herbeyhoh-
len. Allein die Wehen wurden heftiger, und der König mußte
ſich entſchließen, das Geſchäfft der Hebamme ſelbſt zu überneh-
men. Als die herbeygerufenen Damen mit der Hebamme ka-
men, fanden ſie den König ganz ermattet und triefend von
Schweiß. Dieſe Niederkunft, durch welche die Herzogin von
Valliere von einem ſchönen Knaben entbunden ward, welcher
in der Folge unter dem Namen eines Herzogs von Vermans
dois bekannt worden iſt, griff ſie außerordentlich an, und man
fürchtete wirklich für ihr Leben. Der König gerieth in die äuſ-
ſerſte Unruhe, kniete an ihrem Bette, und drückte durch die
unzweydeutigſten Merkmahle den tiefſten Schmerz aus, welcher
ſich in die innigſte Wehmuth auflöſte, als ſich Valliere wieder
erhohlte, ſeine Hand ergriff und ſie auf ihre Bruſt legte. Der
König wollte das Bett ſeiner Geliebten nicht verlaſſen, und nur
das dringende Zureden der Aerzte konnte ihn entfernen. Doch bald
gieng die größte Gefahr vorüber, und der König kehrte freudig
zu ſeiner Geliebten zurück.

Jedermann wunderte ſich über die Rolle, welche der König
bey dieſer Niederkunft geſpielt hatte. Wer ihn genauer kannte,
urtheilte, daß eine ſolche Scene unmöglich nach ſeinem Geſchmack

seyn könne; und da er sich, so oft die Königin darniedergekommen war, geweigert hatte, zugegen zu seyn, so hielten Viele die ganze Sache für ein Mährchen. Andere urtheilten richtiger, daß man wohl für eine Geliebte thun könne, was man für seine Gemahlin nicht thue, und wurden dadurch gerechtfertigt, daß der König fortwährend die größte Aufmerksamkeit für seine Geliebte hatte, fast täglich bey ihr aß, und ihr die Bouillons mit eigener Hand reichte. Ihre Krankheit hatte den nachtheiligsten Einfluß auf ihren Körper. Sie ward so hager und so entkräftet, daß sie nur mit Mühe gehen konnte. Ihre ohnehin wenigen körperlichen Reize waren alle dahin, und Nichts, als ihr Geist, blieb ihr übrig. Dessen ungeachtet änderten sich die Gesinnungen des Königs nicht im Mindesten; er fuhr fort, sie täglich zu sehen, und gab ihr unausgesetzt die sichtbarsten Beweise seiner Liebe. Nun glaubte Jedermann, der König sey unauflöslich fest mit ihr verbunden, höchstens, meynte man, könnte ihn ihr die sinnliche Liebe auf Augenblicke untreu machen; aber gewiß werde er stets wieder in ihre Arme zurückkehren. Und sie unterließ Nichts, was den König festhalten konnte. Zwar ihre körperlichen Reize waren dahin, und sie fühlte es selbst, daß sie dieselben verloren hatte, aber immer noch machte sie ihr Geist interessant und ihr Herz liebenswürdig; denn in der That war sie eben so geistreich und unterhaltend, als frey von Eigennutz und Herrschsucht. Nie benützte sie ihre Verbindung mit dem Könige, um entweder für sich oder für Andere Etwas zu erhalten, und mischte sich eben so wenig in die öffentlichen Angelegenheiten, um den König zu überzeugen, daß sie in ihm nicht den König, sondern den Menschen liebe.

Ob es gleich schien, daß der König die Herzogin von Valliere, da er fortgefahren hatte, sie auch nach dem Verluste aller körperlichen Reize zu lieben, ewig lieben werde, so war doch die Zeit nicht fern, wo sich eine andere Leidenschaft seines Herzens bemächtigte. Der König stand in der Blüthe seiner Jahre, und so konnte ihm der Mangel an allen körperlichen Reizen seiner bisherigen Geliebten kaum gleichgültig bleiben. Er fieng an, andere Damen aufmerksamer zu betrachten, und sich länger mit ihnen zu unterhalten, als es bisher geschehen war. Mehr als alle andere fesselte die Frau von Montespan seine Aufmerksamkeit. Frau von Montespan war eine Dame von ausserordentlicher Schönheit und glänzenden Talenten. Aber diese Vorzüge wurden durch die Fehler ihres Herzens gänzlich verdunkelt, und besonders leuchtete der unerträglichste Stolz, welcher sich theils auf den Gedanken an ihre hohe Geburt, theils auf das Bewußtseyn ihrer Schönheit gründete, aus ihrem ganzen Betragen hervor. Nicht aus Liebe, sondern bloß um ungehindert Eroberungen machen zu können, hatte sie sich mit dem Herrn von Montespan vermählt. Sobald sie an den Hof kam, ließ sie es sich angelegen seyn, den König zu fesseln. Da dieser aber so fest an der Valliere hieng, mußte sie den Kummer erleben, daß

alle ihre Versuche fruchtlos blieben. Konnte sie den König nicht gewinnen, so wollte sie doch wenigstens einen Anbeter haben, in welchem Königliches Geblüt rann, und richtete daher ihre Augen auf den Bruder des Königs. Monsieur, den bisher das schöne Geschlecht nicht sehr interessirt hatte, blieb nicht gleichgültig gegen ihre Reize. Da sich aber die Frau von Montespan nicht damit begnügte, zu lieben und geliebt zu seyn, sondern auch unumschränkt herrschen wollte, und nicht geneigt war, ihren Einfluß mit dem Chevalier von Loraine, welcher sehr viel über den Prinzen vermochte, zu theilen: so scheiterte diese ganze Verbindung an der eifersüchtigen Herrschsucht der Frau von Montespan auf der einen, und an der Anhänglichkeit des Prinzen an seinem alten Freunde auf der andern Seite. Diese mißlungenen Versuche auf die ersten Personen des Königreichs machten sie herablassender, und kaum bemerkte man diese Veränderung, als hundert Hofleute um ihre Gunst buhlten. Unter ihren Anbetern war der Marquis von Lauzun derjenige, dessen Huldigungen sie am Gütigsten aufnahm. Sie war aber in den Künsten der Liebe, oder vielmehr der Buhlerey, zu wohl erfahren, als daß sie ihm seine kühnsten Wünsche sogleich hätte gewähren sollen; und sie hatte Ursache, sich zu diesem klugen Zögern Glück zu wünschen. Denn während daß sie hier verweilte, bemerkte sie, daß der König gleichgültiger gegen die Valliere und aufmerksamer gegen sie selbst ward. Mehr bedurfte es nicht, um den Entschluß zu fassen, sich nicht mehr um den Marquis zu kümmern, und ernstlich auf den König Jagd zu machen. Kaum muthmaßte sie, daß sie dem Könige nicht gleichgültig sey, so gieng sie auch mit dem Plane um, ihn zu fesseln. Da sie wohl wußte, daß Nichts als eine öftere Gegenwart mehr beytragen könne, sich in seinem Herzen festzusetzen, so sann sie auf Mittel, ihn oft zu sehen und zu sprechen. Weil der König, vielleicht mehr aus Gewohnheit als aus Liebe, fortfuhr, die Valliere täglich zu besuchen, so glaubte sie ihren Zweck am Sichersten zu erreichen, wenn sie sich dieser unentbehrlich zu machen suchte. Vielleicht hatte sie hierbey auch die Absicht, daß der König, wenn er sie oft bey der Valliere sähe, Gelegenheit geben möchte, Vergleichungen anzustellen, welche nothwendig zu ihrem Vortheile ausfallen müßten. Sie suchte die Valliere auf, und es gelang ihr bald, sich ihr Vertrauen und ihre Freundschaft zu erwerben. Die arglose, zutrauensvolle Valliere freute sich, eine Freundin gefunden zu haben, in deren Herz sie ihren Kummer ausschütten konnte, wenn sie wahrnahm, daß sie der König gleichgültiger behandelte, und die falsche, arglistige Montespan verbarg ihre geheime Freude unter Aeusserungen der Theilnahme. Ja sie tadelte nicht selten den König wegen seiner Gleichgültigkeit, und gab ihr Rathschläge, wie sie seine erkaltende Liebe von Neuem beleben könne.

Der König seiner Seits freute sich, daß ein so gutes Vernehmen zwischen diesen beyden Damen Statt fand, durch welches

er Gelegenheit erhielt, die Frau von Montespan, welche ihn immer mehr und mehr interessirte, täglich zu sehen. Er besuchte die Valliere öfter, als gewöhnlich, und sie hielt diese öftern Besuche eine Zeitlang für Beweise seiner wiederkehrenden Liebe. Aber nicht lange blieb sie in diesem Irrthume; denn sobald sie das jetzige Betragen des Königs mit seinem sonstigen Verhalten verglich, sah sie auch ein, daß er nur noch Liebe heuchle, und bemerkte bald, daß er mehr für die Montespan empfinde, als sie bisher geglaubt hatte. Die Eifersucht lehrt fein und sorgfältig beobachten, und so überzeugte sie sich denn bey fortgesetzter Beobachtung sehr bald, daß ihre Besorgnisse mehr als zu gegründet gewesen waren. Da die Eifersucht eine unruhige Leidenschaft ist, die sich nicht leicht unterdrücken läßt, so beklagte sie sich bey dem Könige über seine Untreue, und erhielt von ihm die ziemlich kalte Antwort, er sey zu aufrichtig, als daß er sie hintergehen solle, müsse gestehen, daß ihm die Frau von Montespan nicht gleichgültig sey, versichere ihr aber, daß er fortwährend die Liebe gegen sie hege, die er ihr schuldig zu seyn glaube, und Alles für sie zu thun bereit sey: mehr, setzte er hinzu, werde sie nicht verlangen, da sie gewiß zu klug sey, um nicht zu wissen, daß ein König von seinem Character nichts weniger als Zwang ertragen könne.

Eine so trockene Antwort mußte die Valliere, die immer noch wahre und innige Liebe gegen den König empfand, zur Verzweiflung bringen. Sie weinte, klagte, warf dem Könige seine Untreue vor, erinnerte ihn an die Zeit, wo er oft geäussert hatte, er werde sie ewig lieben, weil er fürchte, jede Andere werde mehr seine Krone als ihn selbst lieben, und versicherte, daß, unerachtet er seine Gesinnungen geändert hätte, doch ihre Liebe ewig dieselbe bleiben werde. Aber Alles war vergebens. Der König hatte seine Partie genommen, und unterbrach sie, um zu erklären, daß sie, wenn ihr seine fernere Liebe etwas werth sey, Alles seinem Herzen überlassen müsse, und gab ihr zu erkennen, wie er wünsche, daß sie mit der Frau von Montespan eben so wie bisher leben, und sich hüten möchte, sie auf irgend eine Weise zu beleidigen. Valliere gehorchte, und unterwarf sich mit beyspielloser Geduld und Ergebung dem Willen des Königs. Sie lebte mit der Frau von Montespan so, wie gewiß nie eine verlassene Geliebte mit ihrer Nebenbuhlerin umgegangen ist.

Sobald man sah, daß der König mit der Valliere brechen wollte, drängte sich der ganze Hof an die Frau von Montespan, welche die Huldigungen der Höflinge mit eben so viel Triumph annahm, als angelegentlich sie bemüht war, sich des Königs zu versichern. Da sie leicht einsah, daß der König nicht Lust haben werde, ihre Liebe mit einem Andern zu theilen, so brach sie mit ihrem Gemahle, welcher, da man ihm eine ansehnliche Stelle antrug, voll edeln Ehrgefühls erklärte, daß er seine Erhebung nicht durch seine Schande erkaufen wolle. Glück-

sich gelang es ihr auch, den König immer mehr und mehr zu fesseln; und je mehr dieß geschah, desto mehr mußte er natürlicherweise von seiner bisherigen Geliebten entfernt werden. Je gewisser es ist, daß sich die Valliere nicht aus ehrsüchtigen und eigennützigen Absichten an den König angeschlossen, sondern ihn wahr und aufrichtig geliebt hatte: desto schmerzhafter mußte es ihr seyn, sich verlassen und mit unverdienter Kälte behandelt zu sehen. Sie ergoß ihren Schmerz in ein Sonnet, welches sie dem Könige, vielleicht um noch einen Versuch auf sein Herz zu machen, übersendete. Man fand dieß Sonnet schön, besonders da es der König öffentlich lobte. Allein es hatte keinen weitern Erfolg als den, daß ihr der König versicherte, er werde nie aufhören, sie zu achten.

Kurz nach der Zeit, wo sie die Liebe des Königs verloren hatte, fiel sie in eine gefährliche Krankheit. Der Gedanke des Todes stimmte sie ernster, die Welt hatte aufgehört, Reiz für sie zu haben, das Bewußtseyn der Schuld erwachte, und diese vereinigten Umstände bewirkten es, daß sie sich in die Arme der Religion warf. Sie fühlte es, daß ihr Weg nicht der Weg der Tugend gewesen war, die Empfindungen der innigsten Reue bemächtigten sich ihrer Seele, und sie sehnte sich nach dem Troste, den nur die Religion giebt. In dieser Periode schrieb sie mit vieler Salbung einen kleinen Aufsatz nieder, den nach einigen Jahren Eine ihrer Freundinnen unter dem Titel: Reflexions sur la misericorde de Dieu, drucken ließ, in welchem sie sich Rechenschaft von ihrem Verhalten gab, und die Empfindungen der Reue auf das Lebhafteste ausdrückte. Nach den Grundsätzen ihrer Kirche, unter deren Einflusse auch sie stand, ist das Klosterleben etwas Verdienstliches, und strenge Büßungen sind das sicherste Mittel, den Himmel zu versöhnen. Natürlich war es daher, daß sie den Entschluß faßte, die Welt zu verlassen, die ohnedieß ihre Reize verloren hatte, und hinter den stillen Mauern eines Klosters die Gnade des Himmels zu erflehen. Wirklich ließ sie sich bald hernach im J. 1674 einkleiden, und verlebte in einem Karmeliterkloster, welches in einer Vorstadt von Paris lag, unter Büßungen und Andachtsübungen den Rest ihrer Tage.

Mehr als einmahl besuchte sie die Königin in ihrer klösterlichen Einsamkeit. Der unerträgliche Stolz der Frau von Montespan fügte dieser unglücklichen Fürstin die empfindlichsten Kränkungen zu, so daß sie oft die bescheidene Valliere zurückwünschte. Der Stolz ihrer neuen Nebenbuhlerin hatte alle Empfindungen des Unwillens, die sie in vorigen Zeiten gegen die erstere gehegt hatte, ausgelöscht, und gewiß konnte sie bey einer Person, deren Schicksal dem ihrigen so ähnlich war, auf Theilnahme rechnen.

Zwey Kinder waren die Frucht ihrer Verbindung mit dem Könige gewesen; Demoiselle de Blois, welche an den Prinzen von Conty vermählt ward, und der Herzog von Vermandois, welcher in der Blüthe seines Lebens starb. Bey der Nachricht

von seinem Tode soll sie gesagt haben: „So muß ich denn seinen Tod beweinen, ehe ich aufgehört hatte, es zu beklagen, daß er geboren ward!“

Sie selbst starb in dem Kloster am 6. Juny 1710, im 66. Jahre ihres Alters. Merkwürdig ist, daß der berühmte Charles le Brün das bekannte Bildniß der büßenden Magdalena nach ihrer Abbildung gezeichnet und gemahlt hat.

S. den Biograph, 4. Bd. 3. St. S. 323.

Vanchesel, Juan, der berühmte Mahler der Königin von Spanien, ein geborner Niederländer, ein Sohn und Schüler des Joh. Vanchesel, welcher ein Zögling von David Teniers war. Unser Vanchesel hatte die Geschicklichkeit seines Vaters, Fische, Vögel, Thiere und Landschaften vorzustellen, und man glaubt, er habe ihn noch im Portraitmahlen übertroffen, worin er den Vandyck so genau nachahmte, daß gewiß viele Portraite Vanchesel's mit der Zeit für Vandycks gehalten werden. Er kam 1680 nach Spanien, und zeigte anfänglich seine Kunst in dem Hause Eines seiner Landsleute, wo er vortreffliche Sachen mahlte, besonders ein Familienstück seines Freundes und Wohlthäters; er mahlte sich selbst in diesem Bilde an einem Fenster, wo er seinen Namen hinschrieb. Ohne diesen Umstand hätte man dieses Bild für Vandyck's Arbeit gehalten. Er mahlte ferner ein Portrait zu Pferde, so natürlich, daß, wenn es grösser gewesen, man kaum hätte unterscheiden können, ob es lebendig, oder gemahlt sey.

Er starb 1708 in seinem 64. Jahre.

S. Velasco's Leben aller Spanischen und fremden Mahler, Bildhauer und Baumeister, welche sich in Spanien durch ihre Werke berühmt gemacht haben, S. 324.

Van der Myn, Frank, ein vorzüglicher Bildnißmahler, dessen aus der Phantasie gemahlte Köpfe, Türken, Circasserinnen und Rabbi's, besonders bewundert werden. Als Bildnißmahler traf er sehr glücklich, und seine Drapperie ist vortrefflich. Das Tabakrauchen und Porterbier liebte er so sehr, daß er selbst den König nur unter der Bedingung mahlen wollte, wenn er dazu rauchen dürfte. Er starb am 20. August 1783 zu London.

S. Goth. gel. Zeit. J. 1783. S. 808.

Vanetti, Clementino, Ritter, Herr von Villanova, Einer der besten Italienischen Dichter und Prosaiker seiner Zeit, auch als ein sehr vorzüglicher Künstler in der Pastellmahlerey bekannt; er war 1755 zu Roveredo geboren, und starb daselbst am 13. März 1795.

Er war Secretär der von seinem Vater gestifteten Academia degli Agiati zu Roveredo; lebte aber meistens auf seinem Landgute. Er hatte eine classische Bildung erhalten, und schrieb classisches Latein. Seine Bemerkungen über die Gedichte und

Nachahmungen des Horaz in 3 Bänden gehören der Sprache und dem Inhalte nach zu dem Besten, was die Italiener in diesem Fache besitzen. Vierzehn Gespräche im Geiste Lucian's verdienen gleiches Lob, und seine Sermoni im Horazischen Geiste erwarben ihm den Namen des Italienischen Horaz.

S. Intellgzbl. der allg. Litt. Zeit. J. 1796. Nr. 90.

Vanloo, Carl Andreas, geboren am 15. Februar 1705, ein grosser Französischer Mahler. Man kennt Vanloo, als eine ganze Familie berühmter Mahler, von Ecluse in Flandern abstammend, und von Adel. Der Erste, welcher sich der Mahlerey widmete, hieß Johann: er und sein Sohn Jacob waren vortreffliche Bildnißmahler: der Letztere lebte in Amsterdam, und hernach in Paris, wo er den ältern Michael Corneille so gut mahlte, daß man die Arbeit eines Vandyk's würdig hielt. Ludwig Vanloo, dessen Sohn, war ein grosser Zeichner und Frescomahler, und ist der Vater zweyer Söhne, welche den Namen ihres Geschlechts eben zu dem grossen Rufe erhoben, welchen es unter den Künstlern erlangt hat. Unser Carl Andreas Vanloo kam als der jüngere Sohn zu Niçe oder Nizza, wohin sich sein Vater eines Zweykampfes wegen geflüchtet hatte, sein Bruder aber, der berühmte Johann Baptist Vanloo, zu Aix in der Provence, auf die Welt. Diesem seinem Bruder hat Carl Andreas nicht nur die Erhaltung seines Lebens, sondern auch seine Kunst und seinen Ruhm zu verdanken. Carl Andreas lag noch in der Wiege, als der Marschall von Barwick Niçe oder Nizza belagerte. Die Bomben flogen in alle Gegenden der Stadt. Johann Baptist merkte, daß sein Haus in Gefahr war; er flog also dahin, und riß den kleinen Carl kaum aus der Wiege, da schon eine Bombe das Haus zerschmetterte. So rettete ihn der Bruder. Und als dieser die Talente zur Mahlerey an ihm bemerkte, so ward er sein Lehrer, und nahm ihn mit sich nach Turin, und nach Rom, wo er ihm nicht nur die Meisterstücke der Kunst, und ihre Schönheit zeigte; sondern ihn auch in die Zeichenschule des berühmten Benedetto Lutti schickte. Hier machte Carl Andreas in der Mahlerey und in der Sculptur sehr grosse Fortschritte, worin ihn der berühmte Französische Bildhauer le Gros unterwies, nach dessen im J. 1719 erfolgten Tode, er zu seinem ersten Lehrer Lutti zurückkehrte, und sich vorzüglich der Mahlerey widmete. Er hatte kaum sein 15. Jahr erreicht, als er nach Frankreich zurückkehrte, wo ihm die Königliche Akademie wegen seines unverkennbaren Talents im J. 1723 einen Preis ertheilte; und mit seinem Bruder die Ausbesserung der Gallerie von Fontainebleau aufgetragen wurde. Der Einfluß der theatralischen Decorationen, welche er eine Zeitlang für die grosse Oper mahlte, auf seine Grundsätze und Ausübung zeigt sich uns bey einer nähern Prüfung seiner ersten Werke. Allein er verließ bald diese Beschäfftigung, und betrat von Neuem seine vorige Bahn, wodurch er sich auch im J. 1724 den grossen

Preis erwarb, und auf die damit verbundene Königliche Unterstützung Anspruch machen konnte, welche ihm aber durch die Kabalen seiner Feinde entzogen wurde. Er entschloß sich daher, mit seinem Pinsel selbst so viel zu verdienen, um nach Rom reisen zu können, und gewann sich auch durch eine Menge Portraite ein hinlängliches Reisegeld. Eine erwünschte Gelegenheit dazu waren seines Bruders Söhne Ludwig und Franz, welche im Begriff standen, nach Rom zu gehen. Er begleitete sie dahin, und ward ihnen, was sein Bruder ihm gewesen ist; und sich selbst erwarb er dadurch nur mehrere Vollkommenheit. Er war sehr fleißig, und erhielt einen Preis von der Akademie von St. Luc, daher sich der Französische Gesandte, der Cardinal von Polignac, seiner annahm, und ihm nicht nur eine Pension, sondern auch eine Entschädigung verschaffte. Der allgemeine Beyfall, der ihm zu Rom, Paris und London entgegen kam, bewirkte, daß ihn der Papst in seinem 24. Jahre, 1729, zum Ritter machte, und der König von Sardinien ihn ersuchte, verschiedene Gemählde, deren Inhalt aus Tasso's befreytem Jerusalem entlehnt war, zur Auszierung seines Palastes in Turin zu verfertigen. Um diese Zeit verehlichte er sich auch mit der Tochter des berühmten Tonkünstlers Sommis, die durch den Reiz ihrer Stimme die vornehmsten Pariser Cirkel erheiterte, und eine sichtbare bedeutende Veränderung in dem Französischen Geschmack der Musik hervorbrachte. Nach seiner im J. 1735 erfolgten Rückkehr übergab er der Königlichen Akademie das Bild zur Aufnahme, einen Marsyas, dem von Apollo die Haut abgezogen ward, und der unstreitig zu seinen besten Werken gehört. Auch mahlte er viele andere Sachen für den König und die Kirchen. Als ihm aber der König von Preussen, Friedrich der Grosse, durch den Marquis d'Argens, der ihn zu Rom persönlich hatte kennen lernen, den Antrag machte, mit einer jährlichen Besoldung von 300 Rthlr. und dem Versprechen, jedes Gemählde besonders zu bezahlen, nach Berlin zu kommen, so lehnte er diesen Ruf mit der seltsamen Antwort: Monsieur, avant de quitter sa patrie, il y faut penser toute sa vie, ab; sein Neffe, Carl Amadeus Philipp Vanloo (der Mittelmäßigste unter allen Vanloo's) nahm ihn dagegen an. Carl Andreas Vanloo mahlte jedoch für den König ein grosses Bild, das Opfer der Iphigenia, welches er in einem grossen Saal des Louvre öffentlich ausstellte, und ihm den ausgebreitetesten Beyfall verschaffte. Der Gegenstand scheint aber die Kräfte des Künstlers überstiegen zu haben; denn das Bild hat viele Fehler, selbst wider das Costüme des Alterthums, indem man unter andern ein Bett mit einer rothen sammetnen Decke und Borten geschmückt darauf erblickt. Im J. 1748 erhielt Vanloo die Aufsicht über eine Königl. Schule, welche die Aufmunterung der bildenden Künste zum Augenmerk hatte. Nachdem Vanloo im J. 1751 von dem Könige mit dem Orden des heil. Michael beehrt worden war, ernannte ihn die Königliche Akademie, bey der er erst als Professor, dann als

Adjunct des Rectors gestanden, zu ihrem Director; die Stelle des ersten Hofmahlers aber, welche Carl Anton Coypel bis zum J. 1752 bekleidet hatte, wurde ihm erst nach 10 Jahren durch die Vermittelung des Herrn von Marigny zu Theil. Er starb an einem Blutsturz, am 15. July 1765. Unter den Mahlereyen von ihm, welche bey der Ausstellung im J. 1765 sich vortheilhaft auszeichneten, sah man einen August, der den Tempel des Janus verschließt, eine Susanna, und eine Allegorie auf die Pompadour.

C. A. Vanloo gehört zu den wenigen Französischen Künstlern, welche sich in der ungedeihlichen und einschläfernden Periode, so weit es das Vermögen ihres Geistes erlaubte, reichlich hervorthaten. Er besaß eine manierirte Zeichnung, und ahmte in seinen Formen, Physiognomieen und Stellungen nur die gemeine Französische Nation nach, wozu ihn sein Naturell hinzog, ohne sich je zum höchsten Styl der Kunst zu erheben; seine Farbengebung aber ist voll Feuer und Kraft. Die besten Werke von ihm sind: die Geschichte des heil. Augustin, in der Kirche des Petits-Peres, worin man einzelne Spuren seiner Studien nach Italienischen Meistern findet; die Mahlereyen in der Kirche St. Sulpice zu Bellevûe, in den Zimmern von Versailles und in der sogenannten Gallerie der kleinen Zimmer. Er eilte mit seiner Arbeit. Erst einige Zeit hernach, wenn er mit einer fertig war, und der Enthusiasmus ihn nicht mehr täuschen konnte, untersuchte er sie wieder; fand er sie seiner würdig, so besserte er; im Gegentheil zerstörte er sie ohne Schonen. Ein solches Schicksal hatte Porus, den er für den König in Spanien machte, und mehrere.

Sein Leben hat Bardon beschrieben, und nebst einem Verzeichniß seiner vornehmsten Werke in 12. 1765 zu Paris drucken lassen.

S. Fiorillo's Geschichte der zeichnenden Künste, Bd. 3. S. 315. Ladvocat, Th. 6. S. 2073. und d'Argensville Leben der berühmtesten Mahler, Th. 4. S. 497.

Vanloo, Johann Baptist, dieser älteste Sohn des obgedachten Ludwigs Vanloo, geboren 1684 zu Aix, hat sich besonders hervorgethan. Die Natur zeigte sehr frühzeitig, daß sie ihn zum Mahler bestimmt hatte. Man sah die glücklichste Anlage und bewunderte sein Genie, das zur Geschichte und zu Bildnissen gleich geschickt war. Im 8. Jahre fieng er bereits an zu mahlen: er lernte bey seinem Vater. Der Vater ließ die Gemählde der größten Meister durch ihn copiren, und folgte darin der Regel des Solimene, welcher sagte: man müsse die Werke grosser Künstler jederzeit vor Augen haben, theils zur Nahrung des Genies, theils um dadurch zu eigenen Erfindungen fähiger zu werden. Auf diese Art brachte Vanloo die ersten Jahre seiner Jugend zu. Er besuchte eine Stadt nach der andern in der Provence, gieng darauf nach Nizza, wohin sich sein Vater

vor. Unter der Zeit, daß Vanloo sich damit beschäfftigte, kam seine Gattin, die ihm beständig folgte, mit einem Sohne nieder, der den Namen Carl Amadeus Philippus erhielt, und den Prinzen von Piemont und die Prinzessin von Carignan zu Pathen hatte. Der König sowohl, als die Königin gaben sich viele Mühe, den Künstler zu bereden, da zu bleiben, und schickten ihm alle Tage das Essen aus der Hofküche. Vanloo war ganz beschämt, wie er ihnen diese Gnade verdanken sollte; er wußte sie mit Nichts zu entschuldigen, als daß er dem Prinzen von Carignan das Wort gegeben, welches er nicht brechen könnte, ohne wieder seine Ehre zu handeln. Der König war mit seiner rechtschaffenen Denkungsart zufrieden, und ließ ihn ungestört nach Paris abreisen. Bey der Ankunft im J. 1719 gab der Prinz von Carignan ihm eine freye Wohnung in seinem Palaste, und es vergieng beynahe kein Tag, daß er ihn nicht bey der Arbeit besuchte. Weil Vanloo eine vollkommene Kenntniß von allen Mahlerschulen besaß, so ward er bey allen Gemählden, die der Prinz für seine Gallerie bestimmte, zu Rathe gezogen. Er mußte für ihn grosse Stücke aus den Verwandelungen, als den Triumph der Galathee und andere mahlen. Man wollte ihn, als er dieses Gemählde bey der Mahlerakademie vorzeigte, gleich zum Mitgliede wählen, setzte ihn aber erst im J. 1722 unter die Zahl der aufzunehmenden Mitglieder, weil der Prinz von Carignan ihn nicht lassen wollte. Der Künstler fuhr fort, seinen Bruder und beyde Söhne zu unterrichten, und brachte sie so weit, daß sie nach und nach die Preise von der Akademie gewannen, und nunmehr alle drey als Pensionaire vom Könige nach Italien geschickt werden sollten. Es kam aber ein unangenehmer Umstand dazwischen, welcher ihn nöthigte, sie auf seine Kosten dahin reisen zu lassen. Nach der Zeit erhielten diese jungen Leute auch die Preise bey der Akademie von St. Luc in Rom, und endlich durch den Fürspruch des Cardinals Polignac freye Wohnung in der Französischen Akademie und die Königliche Pension.

Vanloo ließ zwar die Geschichtmahlerey nicht aus der Acht, legte sich aber doch besonders auf Bildnisse, und wurde Einer der größten Mahler in dieser Art. Man kann mit Recht behaupten, daß seine in der Manier eines Geschichtmahlers ausgeführten Bildnisse mit einem viel markichtern Pinsel gearbeitet sind, als die bloßen Portraitmahler gemeiniglich haben. Die vielen Beschäfftigungen nöthigten ihn die Zeit zu theilen, und bald für den Prinzen von Carignan, bald für Andere zu arbeiten. Er verdiente sich durch seinen Fleiß ein Ansehnliches; beging aber den Fehler, in die Actien der Bank, welcher Handel damahls stark in der Mode war, 40,000 Livres anzulegen. Er wagte es zur unglücklichen Stunde: denn als sie bald darauf im Preise fielen, sah er sich um die ganze Summe gebracht. Der Prinz von Carignan erlaubte ihm deßwegen, ein ganzes Jahr für Fremde zu arbeiten. — Erst im J. 1731 ward er

wirkliches Mitglied der Akademie, nachdem er bereits vor 9 Jahren auf der Liste der Aufzunehmenden (Agrées) gestanden. Einige grosse wichtige Stücke, z. B. die Befreyung des Apostels Petrus aus dem Gefängnisse im Schiffe der Kirche von St. Germain de Pres, brachte seinen Ruhm auf den höchsten Gipfel. Er wurde darauf 1733 bey der Akademie zum Professor Adjunctus ernannt, und im J. 1735 wirklicher Professor. Als Vanloo sah, daß sein Sohn Ludwig in Paris ansäßig und bekannt genug war; dachte er sich in seinem Vaterlande zur Ruhe zu begeben, und gieng auch wirklich im J. 1735 dahin. Er hatte kaum ein Jahr zu Aix gearbeitet, so verlangte der König von Spanien, Rigaud sollte ihm einen Historien- und Portraitmahler schicken. Dieser schlug den Ludwig Vanloo, unsers Künstlers ältesten Sohn, dazu vor, und dieß nöthigte den Vater im J. 1736 wieder nach Paris zurückzukehren. Sobald er ankam, schickte er den Sohn nach Spanien, und sehnte sich, da er nunmehr von demselben entfernt war, sehr nach dem Aufenthalte in der Provinz. Seine Freunde riethen ihm, weil sich bey den damahligen Kriegsläufften nicht Viel zu thun fand, und er durch den Actienhandel so viel Geld verloren hatte, er sollte nach England gehen. Die Reise wurde in Gesellschaft der Frau und seiner beyden Söhne im J. 1738 vollzogen. Hier ward Vanloo mit Arbeit überhäuft. Man kann sich nicht vorstellen, wie fleißig er in den vier Jahren seines Aufenthalts in London gewesen, und was er für einen Ueberlauf von Leuten hatte, die seine Werke gern sehen wollten. Der Prinz von Wallis, seine Gemahlin und die übrigen Königlichen Prinzessinnen beehrten ihn oft mit ihrer Gegenwart, und ließen sich verschiedene Mahl von ihm mahlen. Das Vergnügen, seine Arbeit so beliebt zu sehen, wurde durch den schleunigen Tod seines 17jährigen Sohnes Claudius, eines jungen Menschen von grossen Talenten, sehr gestört. Des alten Vanloo Gesundheit nahm einige Zeit darauf dergestalt ab, daß seine Gattin sich genöthigt sah, ihn im J. 1742 wieder nach Frankreich zu bringen. Vanloo langte zu Ende des Novembers 1742 zu Aix an, und nahm den Pinsel, nachdem er einige Monathe ausgeruht hatte, von Neuem wieder zur Hand. Er arbeitete noch den Tag vor seinem Ende, welches am 19. September 1745 im 61. Jahre erfolgte. Er hinterließ nach seinem Tode der Witwe und den Kindern ein Vermögen an Capitalien von mehr als 90,000 Livres. Vanloo war von guter Natur und Gesichtsbildung, hatte einen vortrefflichen Character, und sorgte vermöge desselben für seine Familie, und diente Andern mit Vergnügen. Als Mahler erfand und zeichnete er mit einer unglaublichen Leichtigkeit: er machte z. B. drey wohl ausgeführte Köpfe in Einem Tage, ohne vorher einige Zeichnung oder Skizze, als auf der Leinwand selbst zu verfertigen. Der Ton seines Colorits ist trefflich, die Behandlung leicht, flüchtig und geistreich, und das Fleisch scheint bey ihm so frisch, als das von Rubens. Vanloo war ganz von seiner

vor. Unter der Zeit, daß Vanloo sich damit beschäfftigte, kam seine Gattin, die ihm beständig folgte, mit einem Sohne nieder, der den Namen Carl Amadeus Philippus erhielt, und den Prinzen von Piemont und die Prinzessin von Carignan zu Pathen hatte. Der König sowohl, als die Königin gaben sich viele Mühe, den Künstler zu bereden, da zu bleiben, und schickten ihm alle Tage das Essen aus der Hofküche. Vanloo war ganz beschämt, wie er ihnen diese Gnade verdanken sollte; er wußte sie mit Nichts zu entschuldigen, als daß er dem Prinzen von Carignan das Wort gegeben, welches er nicht brechen könnte, ohne wieder seine Ehre zu handeln. Der König war mit seiner rechtschaffenen Denkungsart zufrieden, und ließ ihn ungestört nach Paris abreisen. Bey der Ankunft im J. 1719 gab der Prinz von Carignan ihm eine freye Wohnung in seinem Palaste, und es vergieng beynahe kein Tag, daß er ihn nicht bey der Arbeit besuchte. Weil Vanloo eine vollkommene Kenntniß von allen Mahlerschulen besaß, so ward er bey allen Gemählden, die der Prinz für seine Gallerie bestimmte, zu Rathe gezogen. Er mußte für ihn grosse Stücke aus den Verwandelungen, als den Triumph der Galathee und andere mahlen. Man wollte ihn, als er dieses Gemählde bey der Mahlerakademie vorzeigte, gleich zum Mitgliede wählen, setzte ihn aber erst im J. 1722 unter die Zahl der aufzunehmenden Mitglieder, weil der Prinz von Carignan ihn nicht lassen wollte. Der Künstler fuhr fort, seinen Bruder und beyde Söhne zu unterrichten, und brachte sie so weit, daß sie nach und nach die Preise von der Akademie gewannen, und nunmehr alle drey als Pensionaire vom Könige nach Italien geschickt werden sollten. Es kam aber ein unangenehmer Umstand dazwischen, welcher ihn nöthigte, sie auf seine Kosten dahin reisen zu lassen. Nach der Zeit erhielten diese jungen Leute auch die Preise bey der Akademie von St. Luc in Rom, und endlich durch den Fürspruch des Cardinals Polignac freye Wohnung in der Französischen Akademie und die Königliche Pension.

Vanloo ließ zwar die Geschichtmahlerey nicht aus der Acht, legte sich aber doch besonders auf Bildnisse, und wurde Einer der größten Mahler in dieser Art. Man kann mit Recht behaupten, daß seine in der Manier eines Geschichtmahlers ausgeführten Bildnisse mit einem viel markichtern Pinsel gearbeitet sind, als die bloßen Portraitmahler gemeiniglich haben. Die vielen Beschäfftigungen nöthigten ihn die Zeit zu theilen, und bald für den Prinzen von Carignan, bald für Andere zu arbeiten. Er verdiente sich durch seinen Fleiß ein Ansehnliches; begieng aber den Fehler, in die Actien der Bank, welcher Handel damahls stark in der Mode war, 40,000 Livres anzulegen. Er wagte es zur unglücklichen Stunde: denn als sie bald darauf im Preise fielen, sah er sich um die ganze Summe gebracht. Der Prinz von Carignan erlaubte ihm deswegen, ein ganzes Jahr für Fremde zu arbeiten. — Erst im J. 1731 war

wirkliches Mitglied der Akademie, nachdem er bereits vor 9 Jahren auf der Liste der Aufzunehmenden (Agrées) gestanden. Einige grosse wichtige Stücke, z. B. die Befreyung des Apostels Petrus aus dem Gefängnisse im Schiffe der Kirche von St. Germain de Pres, brachte seinen Ruhm auf den höchsten Gipfel. Er wurde darauf 1733 bey der Akademie zum Professor Adjunctus ernannt, und im J. 1735 wirklicher Professor. Als Vanloo sah, daß sein Sohn Ludwig in Paris ansäßig und bekannt genug war; dachte er sich in seinem Vaterlande zur Ruhe zu begeben, und gieng auch wirklich im J. 1735 dahin. Er hatte kaum ein Jahr zu Aix gearbeitet, so verlangte der König von Spanien, Rigaud sollte ihm einen Historien- und Portraitmahler schicken. Dieser schlug den Ludwig Vanloo, unsers Künstlers ältesten Sohn, dazu vor, und dieß nöthigte den Vater im J. 1736 wieder nach Paris zurückzukehren. Sobald er ankam, schickte er den Sohn nach Spanien, und sehnte sich, da er nunmehr von demselben entfernt war, sehr nach dem Aufenthalte in der Provinz. Seine Freunde riethen ihm, weil sich bey den damahligen Kriegsläuften nicht Viel zu thun fand, und er durch den Actienhandel so viel Geld verloren hatte, er sollte nach England gehen. Die Reise wurde in Gesellschaft der Frau und seiner beyden Söhne im J. 1738 vollzogen. Hier ward Vanloo mit Arbeit überhäuft. Man kann sich nicht vorstellen, wie fleißig er in den vier Jahren seines Aufenthalts in London gewesen, und was er für einen Ueberlauf von Leuten hatte, die seine Werke gern sehen wollten. Der Prinz von Wallis, seine Gemahlin und die übrigen Königlichen Prinzessinnen beehrten ihn oft mit ihrer Gegenwart, und ließen sich verschiedene Mahl von ihm mahlen. Das Vergnügen, seine Arbeit so beliebt zu sehen, wurde durch den schleunigen Tod seines 17jährigen Sohnes Claudius, eines jungen Menschen von grossen Talenten, sehr gestört. Des alten Vanloo Gesundheit nahm einige Zeit darauf dergestalt ab, daß seine Gattin sich genöthigt sah, ihn im J. 1742 wieder nach Frankreich zu bringen. Vanloo langte zu Ende des Novembers 1742 zu Aix an, und nahm den Pinsel, nachdem er einige Monathe ausgeruht hatte, von Neuem wieder zur Hand. Er arbeitete noch den Tag vor seinem Ende, welches am 19. September 1745 im 61. Jahre erfolgte. Er hinterließ nach seinem Tode der Witwe und den Kindern ein Vermögen an Capitalien von mehr als 90,000 Livres. Vanloo war von guter Natur und Gesichtsbildung, hatte einen vortrefflichen Character, und sorgte vermöge desselben für seine Familie, und diente Andern mit Vergnügen. Als Mahler erfand und zeichnete er mit einer unglaublichen Leichtigkeit: er machte z. B. drey wohl ausgeführte Köpfe in Einem Tage, ohne vorher einige Zeichnung oder Skizze, als auf der Leinwand selbst zu verfertigen. Der Ton seines Colorits ist trefflich, die Behandlung leicht, flüchtig und geistreich, und das Fleisch scheint bey ihm so frisch, als das von Rubens. Vanloo war ganz von seiner

vor. Unter der Zeit, daß Vanloo sich damit beschäfftigte, kam seine Gattin, die ihm beständig folgte, mit einem Sohne nieder, der den Namen Carl Amadeus Philippus erhielt, und den Prinzen von Piemont und die Prinzessin von Carignan zu Pathen hatte. Der König sowohl, als die Königin gaben sich viele Mühe, den Künstler zu bereden, da zu bleiben, und schickten ihm alle Tage das Essen aus der Hofküche. Vanloo war ganz beschämt, wie er ihnen diese Gnade verdanken sollte; er wußte sie mit Nichts zu entschuldigen, als daß er dem Prinzen von Carignan das Wort gegeben, welches er nicht brechen könnte, ohne wieder seine Ehre zu handeln. Der König war mit seiner rechtschaffenen Denkungsart zufrieden, und ließ ihn ungestört nach Paris abreisen. Bey der Ankunft im J. 1719 gab der Prinz von Carignan ihm eine freye Wohnung in seinem Palaste, und es vergieng beynahe kein Tag, daß er ihn nicht bey der Arbeit besuchte. Weil Vanloo eine vollkommene Kenntniß von allen Mahlerschulen besaß, so ward er bey allen Gemählden, die der Prinz für seine Gallerie bestimmte, zu Rathe gezogen. Er mußte für ihn grosse Stücke aus den Verwandelungen, als den Triumph der Galathee und andere mahlen. Man wollte ihn, als er dieses Gemählde bey der Mahlerakademie vorzeigte, gleich zum Mitgliede wählen, setzte ihn aber erst im J. 1722 unter die Zahl der aufzunehmenden Mitglieder, weil der Prinz von Carignan ihn nicht lassen wollte. Der Künstler fuhr fort, seinen Bruder und beyde Söhne zu unterrichten, und brachte sie so weit, daß sie nach und nach die Preise von der Akademie gewannen, und nunmehr alle drey als Pensionaire vom Könige nach Italien geschickt werden sollten. Es kam aber ein unangenehmer Umstand dazwischen, welcher ihn nöthigte, sie auf seine Kosten dahin reisen zu lassen. Nach der Zeit erhielten diese jungen Leute auch die Preise bey der Akademie von St. Luc in Rom, und endlich durch den Fürspruch des Cardinals Polignac freye Wohnung in der Französischen Akademie und die Königliche Pension.

Vanloo ließ zwar die Geschichtmahlerey nicht aus der Acht, legte sich aber doch besonders auf Bildnisse, und wurde Einer der größten Mahler in dieser Art. Man kann mit Recht behaupten, daß seine in der Manier eines Geschichtmahlers ausgeführten Bildnisse mit einem viel markichtern Pinsel gearbeitet sind, als die bloßen Portraitmahler gemeiniglich haben. Die vielen Beschäfftigungen nöthigten ihn die Zeit zu theilen, und bald für den Prinzen von Carignan, bald für Andere zu arbeiten. Er verdiente sich durch seinen Fleiß ein Ansehnliches; begieng aber den Fehler, in die Actien der Bank, welcher Handel damahls stark in der Mode war, 40,000 Livres anzulegen. Er wagte es zur unglücklichen Stunde: denn als sie bald darauf im Preise fielen, sah er sich um die ganze Summe gebracht. Der Prinz von Carignan erlaubte ihm deßwegen, ein ganzes Jahr für Fremde zu arbeiten. — Erst im J. 1731 ward er

wirkliches Mitglied der Akademie, nachdem er bereits vor 9 Jahren auf der Liste der Aufzunehmenden (Agrées) gestanden. Einige grosse wichtige Stücke, z. B. die Befreyung des Apostels Petrus aus dem Gefängnisse im Schiffe der Kirche von St. Germain de Pres, brachte seinen Ruhm auf den höchsten Gipfel. Er wurde darauf 1733 bey der Akademie zum Professor Adjunctus ernannt, und im J. 1735 wirklicher Professor. Als Vanloo sah, daß sein Sohn Ludwig in Paris ansäßig und bekannt genug war; dachte er sich in seinem Vaterlande zur Ruhe zu begeben, und gieng auch wirklich im J. 1735 dahin. Er hatte kaum ein Jahr zu Aix gearbeitet, so verlangte der König von Spanien, Rigaud sollte ihm einen Historien- und Portraitmahler schicken. Dieser schlug den Ludwig Vanloo, unsers Künstlers ältesten Sohn, dazu vor, und dieß nöthigte den Vater im J. 1736 wieder nach Paris zurückzukehren. Sobald er ankam, schickte er den Sohn nach Spanien, und sehnte sich, da er nunmehr von demselben entfernt war, sehr nach dem Aufenthalte in der Provinz. Seine Freunde riethen ihm, weil sich bey den damahligen Kriegsläuften nicht Viel zu thun fand, und er durch den Actienhandel so viel Geld verloren hatte, er sollte nach England gehen. Die Reise wurde in Gesellschaft der Frau und seiner beyden Söhne im J. 1738 vollzogen. Hier ward Vanloo mit Arbeit überhäuft. Man kann sich nicht vorstellen, wie fleißig er in den vier Jahren seines Aufenthalts in London gewesen, und was er für einen Ueberlauf von Leuten hatte, die seine Werke gern sehen wollten. Der Prinz von Wallis, seine Gemahlin und die übrigen Königlichen Prinzessinnen beehrten ihn oft mit ihrer Gegenwart, und ließen sich verschiedene Mahl von ihm mahlen. Das Vergnügen, seine Arbeit so beliebt zu sehen, wurde durch den schleunigen Tod seines 17jährigen Sohnes Claudius, eines jungen Menschen von grossen Talenten, sehr gestört. Des alten Vanloo Gesundheit nahm einige Zeit darauf dergestalt ab, daß seine Gattin sich genöthigt sah, ihn im J. 1742 wieder nach Frankreich zu bringen. Vanloo langte zu Ende des Novembers 1742 zu Aix an, und nahm den Pinsel, nachdem er einige Monathe ausgeruht hatte, von Neuem wieder zur Hand. Er arbeitete noch den Tag vor seinem Ende, welches am 19. September 1745 im 61. Jahre erfolgte. Er hinterließ nach seinem Tode der Witwe und den Kindern ein Vermögen an Capitalien von mehr als 90,000 Livres. Vanloo war von guter Natur und Gesichtsbildung, hatte einen vortrefflichen Character, und sorgte vermöge desselben für seine Familie, und diente Andern mit Vergnügen. Als Mahler erfand und zeichnete er mit einer unglaublichen Leichtigkeit: er machte z. B. drey wohl ausgeführte Köpfe in Einem Tage, ohne vorher einige Zeichnung oder Skizze, als auf der Leinwand selbst zu verfertigen. Der Ton seines Colorits ist trefflich, die Behandlung leicht, flüchtig und geistreich, und das Fleisch scheint bey ihm so frisch, als das von Rubens. Vanloo war ganz von seiner

vor. Unter der Zeit, daß Vanloo sich damit beschäfftigte, kam seine Gattin, die ihm beständig folgte, mit einem Sohne nieder, der den Namen Carl Amadeus Philippus erhielt, und den Prinzen von Piemont und die Prinzessin von Carignan zu Pathen hatte. Der König sowohl, als die Königin gaben sich viele Mühe, den Künstler zu bereden, da zu bleiben, und schickten ihm alle Tage das Essen aus der Hofküche. Vanloo war ganz beschämt, wie er ihnen diese Gnade verdanken sollte; er wußte sie mit Nichts zu entschuldigen, als daß er dem Prinzen von Carignan das Wort gegeben, welches er nicht brechen könnte, ohne wieder seine Ehre zu handeln. Der König war mit seiner rechtschaffenen Denkungsart zufrieden, und ließ ihn ungestört nach Paris abreisen. Bey der Ankunft im J. 1719 gab der Prinz von Carignan ihm eine freye Wohnung in seinem Palaste, und es vergieng beynahe kein Tag, daß er ihn nicht bey der Arbeit besuchte. Weil Vanloo eine vollkommene Kenntniß von allen Mahlerschulen besaß, so ward er bey allen Gemählden, die der Prinz für seine Gallerie bestimmte, zu Rathe gezogen. Er mußte für ihn grosse Stücke aus den Verwandelungen, als den Triumph der Galathee und andere mahlen. Man wollte ihn, als er dieses Gemählde bey der Mahlerakademie vorzeigte, gleich zum Mitgliede wählen, setzte ihn aber erst im J. 1722 unter die Zahl der aufzunehmenden Mitglieder, weil der Prinz von Carignan ihn nicht lassen wollte. Der Künstler fuhr fort, seinen Bruder und beyde Söhne zu unterrichten, und brachte sie so weit, daß sie nach und nach die Preise von der Akademie gewannen, und nunmehr alle drey als Pensionaire vom Könige nach Italien geschickt werden sollten. Es kam aber ein unangenehmer Umstand dazwischen, welcher ihn nöthigte, sie auf seine Kosten dahin reisen zu lassen. Nach der Zeit erhielten diese jungen Leute auch die Preise bey der Akademie von St. Luc in Rom, und endlich durch den Fürspruch des Cardinals Polignac freye Wohnung in der Französischen Akademie und die Königliche Pension.

Vanloo ließ zwar die Geschichtmahlerey nicht aus der Acht, legte sich aber doch besonders auf Bildnisse, und wurde Einer der größten Mahler in dieser Art. Man kann mit Recht behaupten, daß seine in der Manier eines Geschichtmahlers ausgeführten Bildnisse mit einem viel markichtern Pinsel gearbeitet sind, als die bloßen Portraitmahler gemeiniglich haben. Die vielen Beschäfftigungen nöthigten ihn die Zeit zu theilen, und bald für den Prinzen von Carignan, bald für Andere zu arbeiten. Er verdiente sich durch seinen Fleiß ein Ansehnliches; begieng aber den Fehler, in die Actien der Bank, welcher Handel damahls stark in der Mode war, 40,000 Livres anzulegen. Er wagte es zur unglücklichen Stunde: denn als sie bald darauf im Preise fielen, sah er sich um die ganze Summe gebracht. Der Prinz von Carignan erlaubte ihm deßwegen, ein ganzes Jahr für Fremde zu arbeiten. — Erst im J. 1731 ward er

wirkliches Mitglied der Akademie, nachdem er bereits vor 9 Jahren auf der Liste der Aufzunehmenden (Agrées) gestanden. Einige grosse wichtige Stücke, z. B. die Befreyung des Apostels Petrus aus dem Gefängnisse im Schiffe der Kirche von St. Germain de Pres, brachte seinen Ruhm auf den höchsten Gipfel. Er wurde darauf 1733 bey der Akademie zum Professor Adjunctus ernannt, und im J. 1735 wirklicher Professor. Als Vanloo sah, daß sein Sohn Ludwig in Paris ansäßig und bekannt genug war; dachte er sich in seinem Vaterlande zur Ruhe zu begeben, und gieng auch wirklich im J. 1735 dahin. Er hatte kaum ein Jahr zu Aix gearbeitet, so verlangte der König von Spanien, Rigaud sollte ihm einen Historien- und Portraitmahler schicken. Dieser schlug den Ludwig Vanloo, unsers Künstlers ältesten Sohn, dazu vor, und dieß nöthigte den Vater im J. 1736 wieder nach Paris zurückzukehren. Sobald er ankam, schickte er den Sohn nach Spanien, und sehnte sich, da er nunmehr von demselben entfernt war, sehr nach dem Aufenthalte in der Provinz. Seine Freunde riethen ihm, weil sich bey den damahligen Kriegsläuften nicht Viel zu thun fand, und er durch den Actienhandel so viel Geld verloren hatte, er sollte nach England gehen. Die Reise wurde in Gesellschaft der Frau und seiner beyden Söhne im J. 1738 vollzogen. Hier ward Vanloo mit Arbeit überhäuft. Man kann sich nicht vorstellen, wie fleißig er in den vier Jahren seines Aufenthalts in London gewesen, und was er für einen Ueberlauf von Leuten hatte, die seine Werke gern sehen wollten. Der Prinz von Wallis, seine Gemahlin und die übrigen Königlichen Prinzessinnen beehrten ihn oft mit ihrer Gegenwart, und ließen sich verschiedene Mahl von ihm mahlen. Das Vergnügen, seine Arbeit so beliebt zu sehen, wurde durch den schleunigen Tod seines 17jährigen Sohnes Claudius, eines jungen Menschen von grossen Talenten, sehr gestört. Des alten Vanloo Gesundheit nahm einige Zeit darauf dergestalt ab, daß seine Gattin sich genöthigt sah, ihn im J. 1742 wieder nach Frankreich zu bringen. Vanloo langte zu Ende des Novembers 1742 zu Aix an, und nahm den Pinsel, nachdem er einige Monathe ausgeruht hatte, von Neuem wieder zur Hand. Er arbeitete noch den Tag vor seinem Ende, welches am 19. September 1745 im 61. Jahre erfolgte. Er hinterließ nach seinem Tode der Witwe und den Kindern ein Vermögen an Capitalien von mehr als 90,000 Livres. Vanloo war von guter Natur und Gesichtsbildung, hatte einen vortrefflichen Character, und sorgte vermöge desselben für seine Familie, und diente Andern mit Vergnügen. Als Mahler erfand und zeichnete er mit einer unglaublichen Leichtigkeit: er machte z. B. drey wohl ausgeführte Köpfe in Einem Tage, ohne vorher einige Zeichnung oder Skizze, als auf der Leinwand selbst zu verfertigen. Der Ton seines Colorits ist trefflich, die Behandlung leicht, flüchtig und geistreich, und das Fleisch scheint bey ihm so frisch, als das von Rubens. Vanloo war ganz von seiner

Preis erwarb, und auf die damit verbundene Königliche Unterstützung Anspruch machen konnte, welche ihm aber durch die Kabalen seiner Feinde entzogen wurde. Er entschloß sich daher, mit seinem Pinsel selbst so viel zu verdienen, um nach Rom reisen zu können, und gewann sich auch durch eine Menge Portraite ein hinlängliches Reisegeld. Eine erwünschte Gelegenheit dazu waren seines Bruders Söhne **Ludwig** und **Franz**, welche im Begriff standen, nach Rom zu gehen. Er begleitete sie dahin, und ward ihnen, was sein Bruder ihm gewesen ist; und sich selbst erwarb er dadurch nur mehrere Vollkommenheit. Er war sehr fleißig, und erhielt einen Preis von der Akademie von St. Luc, daher sich der Französische Gesandte, der Cardinal von Polignac, seiner annahm, und ihm nicht nur eine Pension, sondern auch eine Entschädigung verschaffte. Der allgemeine Beyfall, der ihm zu Rom, Paris und London entgegen kam, bewirkte, daß ihn der Papst in seinem 24. Jahre, 1729, zum Ritter machte, und der König von Sardinien ihn ersuchte, verschiedene Gemählde, deren Inhalt aus Tasso's befreytem Jerusalem entlehnt war, zur Auszierung seines Palastes in Turin zu verfertigen. Um diese Zeit verehlichte er sich auch mit der Tochter des berühmten Tonkünstlers Sommis, die durch den Reiz ihrer Stimme die vornehmsten Pariser Cirkel erheiterte, und eine sichtbare bedeutende Veränderung in dem Französischen Geschmack der Musik hervorbrachte. Nach seiner im J. 1735 erfolgten Rückkehr übergab er der Königlichen Akademie das Bild zur Aufnahme, einen Marsyas, dem von Apollo die Haut abgezogen ward, und der unstreitig zu seinen besten Werken gehört. Auch mahlte er viele andere Sachen für den König und die Kirchen. Als ihm aber der König von Preussen, Friedrich der Grosse, durch den Marquis d'Argens, der ihn zu Rom persönlich hatte kennen lernen, den Antrag machte, mit einer jährlichen Besoldung von 300 Rthlr. und dem Versprechen, jedes Gemählde besonders zu bezahlen, nach Berlin zu kommen, so lehnte er diesen Ruf mit der seltsamen Antwort: Monsieur, avant de quitter sa patrie, il y faut penser toute sa vie, ab; sein Neffe, Carl Amadeus Philipp **Vanloo** (der Mittelmäßigste unter allen **Vanloo's**) nahm ihn dagegen an. Carl Andreas **Vanloo** mahlte jedoch für den König ein grosses Bild, das Opfer der Iphigenia, welches er in einem grossen Saal des Louvre öffentlich ausstellte, und ihm den ausgebreitetesten Beyfall verschaffte. Der Gegenstand scheint aber die Kräfte des Künstlers überstiegen zu haben; denn das Bild hat viele Fehler, selbst wider das Costüme des Alterthums, indem man unter andern ein Bett mit einer rothen sammetnen Decke und Borten geschmückt darauf erblickt. Im J. 1748 erhielt **Vanloo** die Aufsicht über eine Königl. Schule, welche die Aufmunterung der bildenden Künste zum Augenmerk hatte. Nachdem **Vanloo** im J. 1751 von dem Könige mit dem Orden des heil. Michael beehrt worden war, ernannte ihn die Königliche Akademie, bey der er erst als Professor, dann als

Adjunct des Rectors gestanden, zu ihrem Director; die Stelle des ersten Hofmahlers aber, welche Carl Anton Coypel bis zum J. 1752 bekleidet hatte, wurde ihm erst nach 10 Jahren durch die Vermittelung des Herrn von Marigny zu Theil. Er starb an einem Blutsturz, am 15. July 1765. Unter den Mahlereyen von ihm, welche bey der Ausstellung im J. 1765 sich vortheilhaft auszeichneten, sah man einen August, der den Tempel des Janus verschließt, eine Susanna, und eine Allegorie auf die Pompadour.

C. A. Vanloo gehört zu den wenigen Französischen Künstlern, welche sich in der ungedeihlichen und einschläfernden Periode, so weit es das Vermögen ihres Geistes erlaubte, reichlich hervorthaten. Er besaß eine manierirte Zeichnung, und ahmte in seinen Formen, Physiognomieen und Stellungen nur die gemeine Französische Nation nach, wozu ihn sein Naturell hinzog, ohne sich je zum höchsten Styl der Kunst zu erheben; seine Farbengebung aber ist voll Feuer und Kraft. Die besten Werke von ihm sind: die Geschichte des heil. Augustin, in der Kirche des Petits-Peres, worin man einzelne Spuren seiner Studien nach Italienischen Meistern findet; die Mahlereyen in der Kirche St. Sulpice zu Bellevûe, in den Zimmern von Versailles und in der sogenannten Gallerie der kleinen Zimmer. Er eilte mit seiner Arbeit. Erst einige Zeit hernach, wenn er mit einer fertig war, und der Enthusiasmus ihn nicht mehr täuschen konnte, untersuchte er sie wieder; fand er sie seiner würdig, so besserte er; im Gegentheil zerstörte er sie ohne Schonen. Ein solches Schicksal hatte Porus, den er für den König in Spanien machte, und mehrere.

Sein Leben hat Bardon beschrieben, und nebst einem Verzeichniß seiner vornehmsten Werke in 12. 1765 zu Paris drucken lassen.

S. Fiorillo's Geschichte der zeichnenden Künste, Bd. 3. S. 315. Ladvocat, Th. 6. S. 2073. und d'Argensville Leben der berühmtesten Mahler, Th. 4. S. 497.

Vanloo, Johann Baptist, dieser älteste Sohn des obgedachten Ludwigs Vanloo, geboren 1684 zu Aix, hat sich besonders hervorgethan. Die Natur zeigte sehr frühzeitig, daß sie ihn zum Mahler bestimmt hatte. Man sah die glücklichste Anlage und bewunderte sein Genie, das zur Geschichte und zu Bildnissen gleich geschickt war. Im 8. Jahre fieng er bereits an zu mahlen: er lernte bey seinem Vater. Der Vater ließ die Gemählde der größten Meister durch ihn copiren, und folgte darin der Regel des Solimene, welcher sagte: man müsse die Werke grosser Künstler jederzeit vor Augen haben, theils zur Nahrung des Genies, theils um dadurch zu eigenen Erfindungen fähiger zu werden. Auf diese Art brachte Vanloo die ersten Jahre seiner Jugend zu. Er besuchte eine Stadt nach der andern in der Provence, gieng darauf nach Nizza, wohin sich sein Vater

Preis erwarb, und auf die damit verbundene Königliche Unterstützung Anspruch machen konnte, welche ihm aber durch die Kabalen seiner Feinde entzogen wurde. Er entschloß sich daher, mit seinem Pinsel selbst so viel zu verdienen, um nach Rom reisen zu können, und gewann sich auch durch eine Menge Portraite ein hinlängliches Reisegeld. Eine erwünschte Gelegenheit dazu waren seines Bruders Söhne Ludwig und Franz, welche im Begriff standen, nach Rom zu gehen. Er begleitete sie dahin, und ward ihnen, was sein Bruder ihm gewesen ist; und sich selbst erwarb er dadurch nur mehrere Vollkommenheit. Er war sehr fleißig, und erhielt einen Preis von der Akademie von St. Luc, daher sich der Französische Gesandte, der Cardinal von Polignac, seiner annahm, und ihm nicht nur eine Pension, sondern auch eine Entschädigung verschaffte. Der allgemeine Beyfall, der ihm zu Rom, Paris und London entgegen kam, bewirkte, daß ihn der Papst in seinem 24. Jahre, 1729, zum Ritter machte, und der König von Sardinien ihn ersuchte, verschiedene Gemählde, deren Inhalt aus Tasso's befreytem Jerusalem entlehnt war, zur Auszierung seines Palastes in Turin zu verfertigen. Um diese Zeit verehlichte er sich auch mit der Tochter des berühmten Tonkünstlers Sommis, die durch den Reiz ihrer Stimme die vornehmsten Pariser Cirkel erheiterte, und eine sichtbare bedeutende Veränderung in dem Französischen Geschmack der Musik hervorbrachte. Nach seiner im J. 1735 erfolgten Rückkehr übergab er der Königlichen Akademie das Bild zur Aufnahme, einen Marsyas, dem von Apollo die Haut abgezogen ward, und der unstreitig zu seinen besten Werken gehört. Auch mahlte er viele andere Sachen für den König und die Kirchen. Als ihm aber der König von Preussen, Friedrich der Grosse, durch den Marquis d'Argens, der ihn zu Rom persönlich hatte kennen lernen, den Antrag machte, mit einer jährlichen Besoldung von 300 Rthlr. und dem Versprechen, jedes Gemählde besonders zu bezahlen, nach Berlin zu kommen, so lehnte er diesen Ruf mit der seltsamen Antwort: Monsieur, avant de quitter sa patrie, il y faut penser toute sa vie, ab; sein Neffe, Carl Amadeus Philipp Vanloo (der Mittelmäßigste unter allen Vanloo's) nahm ihn dagegen an. Carl Andreas Vanloo mahlte jedoch für den König ein grosses Bild, das Opfer der Iphigenia, welches er in einem grossen Saal des Louvre öffentlich ausstellte, und ihm den ausgebreitetesten Beyfall verschaffte. Der Gegenstand scheint aber die Kräfte des Künstlers überstiegen zu haben; denn das Bild hat viele Fehler, selbst wider das Costüme des Alterthums, indem man unter andern ein Bett mit einer rothen sammetnen Decke und Borten geschmückt darauf erblickt. Im J. 1748 erhielt Vanloo die Aufsicht über eine Königl. Schule, welche die Aufmunterung der bildenden Künste zum Augenmerk hatte. Nachdem Vanloo im J. 1751 von dem Könige mit dem Orden des heil. Michael beehrt worden war, ernannte ihn die Königliche Akademie, bey der er erst als Professor, dann als

Adjunct des Rectors gestanden, zu ihrem Director; die Stelle des ersten Hofmahlers aber, welche Carl Anton Coypel bis zum J. 1752 bekleidet hatte, wurde ihm erst nach 10 Jahren durch die Vermittelung des Herrn von Marigny zu Theil. Er starb an einem Blutsturz, am 15. July 1765. Unter den Mahlereyen von ihm, welche bey der Ausstellung im J. 1765 sich vortheilhaft auszeichneten, sah man einen August, der den Tempel des Janus verschließt, eine Susanna, und eine Allegorie auf die Pompadour.

C. A. Vanloo gehört zu den wenigen Französischen Künstlern, welche sich in der ungedeihlichen und einschläfernden Periode, so weit es das Vermögen ihres Geistes erlaubte, reichlich hervorthaten. Er besaß eine manierirte Zeichnung, und ahmte in seinen Formen, Physiognomieen und Stellungen nur die gemeine Französische Nation nach, wozu ihn sein Naturell hinzog, ohne sich je zum höchsten Styl der Kunst zu erheben; seine Farbengebung aber ist voll Feuer und Kraft. Die besten Werke von ihm sind: die Geschichte des heil. Augustin, in der Kirche des Petits-Peres, worin man einzelne Spuren seiner Studien nach Italienischen Meistern findet; die Mahlereyen in der Kirche St. Sulpice zu Bellevüe, in den Zimmern von Versailles und in der sogenannten Gallerie der kleinen Zimmer. Er eilte mit seiner Arbeit. Erst einige Zeit hernach, wenn er mit einer fertig war, und der Enthusiasmus ihn nicht mehr täuschen konnte, untersuchte er sie wieder; fand er sie seiner würdig, so besserte er; im Gegentheil zerstörte er sie ohne Schonen. Ein solches Schicksal hatte Porus, den er für den König in Spanien machte, und mehrere.

Sein Leben hat Bardon beschrieben, und nebst einem Verzeichniß seiner vornehmsten Werke in 12. 1765 zu Paris drucken lassen.

S. Fiorillo's Geschichte der zeichnenden Künste, Bd. 3. S. 315. Ladvocat, Th. 6. S. 2073. und d'Argensville Leben der berühmtesten Mahler, Th. 4. S. 497.

Vanloo, Johann Baptist, dieser älteste Sohn des obgedachten Ludwigs Vanloo, geboren 1684 zu Aix, hat sich besonders hervorgethan. Die Natur zeigte sehr frühzeitig, daß sie ihn zum Mahler bestimmt hatte. Man sah die glücklichste Anlage und bewunderte sein Genie, das zur Geschichte und zu Bildnissen gleich geschickt war. Im 8. Jahre fieng er bereits an zu mahlen: er lernte bey seinem Vater. Der Vater ließ die Gemählde der größten Meister durch ihn copiren, und folgte darin der Regel des Solimene, welcher sagte: man müsse die Werke grosser Künstler jederzeit vor Augen haben, theils zur Nahrung des Genies, theils um dadurch zu eigenen Erfindungen fähiger zu werden. Auf diese Art brachte Vanloo die ersten Jahre seiner Jugend zu. Er besuchte eine Stadt nach der andern in der Provence, gieng darauf nach Nizza, wohin sich sein Vater

abermahls begeben hatte, und von da wieder nach Toulon, wo er 1706 im 22. Jahre die Tochter eines gewissen Sachwalters heyrathete. Er beschäfftigte sich eben zu der Zeit, als der Herzog von Savoyen, Victor Amadeus, im J. 1706 Toulon belagerte, mit Bildnissen, welche er mit Oelfarben auf Karten von Papp mahlte, und zu jedem einen Tag brauchte, ferner mit einer heil. Familie für die Dominicanerkirche, und verschiedenen anderen Stücken. Er sah sich genöthigt nach Aix zu flüchten, und weil er kein Fuhrwerk finden konnte, so setzte er seine Frau und einen Sohn, der kaum vier Wochen alt war, auf einen Esel, und führte sie zu Fuße fort. Fünf Jahre verstrichen mit vielen Mahlereyen und Verzierungen der Kirchen in dieser Hauptstadt der ehemahligen Provence. Er arbeitete auch eine grosse Anzahl von Bildnissen. Im J. 1712 begab er sich zu seinem Vater nach Nizza, und brachte, als dieser kurz darauf starb, dessen unvollkommen hinterlassene Werke vollends zu Stande. Sein Name fieng nun an, immer mehr und mehr bekannt zu werden; deßwegen verschrieb ihn der Prinz von Monaco nach Genua, um seine Prinzessinnen Töchter zu mahlen. Er gieng diesem Befehl zu Folge nach Genua, und mahlte während seines achtmonathlichen Aufenthalts viele Bildnisse; alsdann that er eine Reise nach Turin. Der Herzog von Savoyen ließ Einen seiner Prinzen durch ihn mahlen; während der Zeit, daß ein anderer Künstler sich mit dem Bildnisse des Prinzen von Piemont beschäfftigte. Die beyden Stücke waren kaum angefangen, so kam der Herzog, um sie zu sehen, und sagte zu dem Letztern, weil er mit dessen Arbeit nicht sonderlich zufrieden war: „Vergeßt nicht den Namen dessen, den es vorstellen soll, darunter zu setzen;“ hingegen beym ersten Anblick des Stücks von Vanloo rief er gleich aus: „O! wie schön ist das Portrait! das bedarf keiner Unterschrift.“ Den folgenden Tag befahl der Herzog unserm Künstler, den Herzog von Piemont auch zu mahlen. Vanloo suchte sich diese gute Gelegenheit zu Nutze zu machen, und bat sich die Gnade aus, den Herzog selbst mahlen zu dürfen. Wie dieser sich nicht dazu entschließen konnte, verfertigte er ein sehr ähnliches Portrait von ihm aus dem Gedächtnisse. Von dieser Zeit an gewann der Herzog ihn ungemein lieb, worüber der Prinz von Carignan eifersüchtig ward. Der Prinz wollte nämlich nicht, daß Vanloo in des Herzogs Dienste treten sollte, und bot ihm deßwegen die seinigen an, mit dem Versprechen, ihn nach Rom reisen zu lassen, und unterdessen für den Unterhalt seiner Frau und Kinder zu sorgen.

Durch dieses schmeichelhafte Anerbieten ließ sich unser Künstler bewegen, und gieng 1714, nachdem er für diese beyden Fürsten zwey Jahre gearbeitet hatte, nach Rom. Vanloo brachte seine Zeit daselbst theils mit Copiren schöner Gemählde, theils mit Studieren nach den Antiken, und Abends mit Uebungen in der Zeichnung zu. Er begab sich Anfangs zu einem unbekannten Meister, den er aber bald wieder verließ, weil dieser

ihn beständig übertrieben lobte; darauf besuchte er die Schule des Benedetto Lutti, der damahls in gutem Rufe stand. Als er, um einen Preis zu gewinnen, arbeitete, stieß er unglücklicher Weise das Tintenfaß über seine Zeichnung, und mußte dieselbe Nacht noch eine andere verfertigen, weil die Arbeiten der Schüler am folgenden Tag öffentlich zur Beurtheilung ausgestellt werden sollten. Er konnte aber das Feuer und die dreiste Behandlung der ersten Zeichnung nicht wieder in die Copie bringen, und erhielt deßwegen auch nur den zweyten Preis. Wenn sein Meister sich zuweilen bey einer Zusammensetzung nicht gleich zu helfen wußte, so gab er ihm die Kreide in die Hand. Der Schüler weigerte sich Anfangs sehr bescheiden, führte aber nachgehends den Gedanken mit der ihm angebornen Leichtigkeit so glücklich aus, daß Lutti ihn zu verschiedenen Mahlen umarmte, und sagte: „Vanloo, du verstehst mehr, als ich.“ Unser Künstler mußte darauf eine Menge Bildnisse und ein Gemählde für die Kirche St. Maria della Scala verfertigen, welches aus einer Geisselung von sechs Figuren in Lebensgrösse bestand, und ihm viel Ehre erwarb. Er arbeitete auch um den Preis bey der Akademie von St. Luc, und mahlte die Geschichte des Apollo und Marsyas im Opernhause Capranica. Nach England mußte er eine Latona, eine Susanna und Venus mit dem Vulcan schicken. Der Herzog von Savoyen bekam zwey Stücke auf Kupfer, eine heilige Familie und Christus, der dem Apostel Petrus den Schlüssel giebt, welche man bey einer öffentlichen Ausstellung für eine Arbeit von Carl Maratti ansah. Eben derselbe erhielt ferner ein Stück vom guten Hirten, und der Prinz von Carignan die Psyche und den Liebesgott. Man konnte seinen historischen Gemählden den Ruhm nicht streitig machen, daß sie in Ansehung der kräftigen Manier den besten neuern Gemählden gleich zu schätzen waren.

Vanloo machte in Rom den Anfang, seinen Bruder und seine drey Kinder, mit denen die Frau aus Turin nachgefolgt war, zu unterrichten. Er ließ sie nicht nach seinen eigenen Werken arbeiten, sondern sie mußten nach den besten Gemählden in Rom studieren. Diesen Gebrauch behielt er auch in Paris bey, und ersuchte deßwegen für seine Schüler um Erlaubniß, daß sie die Gemählde in der Gallerie des Apollo copiren durften. Den Schülern nützlich zu seyn, war das Einzige, das er dem Vergnügen, von ihnen geliebt zu werden, vorzog. Weil der Prinz von Carignan mit der Begegnung seines Schwiegervaters, des Königs Victor, nicht zufrieden war, so gieng er 1718 nach Paris, und schickte dem Vanloo einen Befehl zu, Rom gleich zu verlassen, und bey ihm in Paris zu seyn. Auf der Durchreise durch Turin hielt ihn der Herzog von Savoyen, der damahls anfieng, den Titel als König von Sardinien zu führen, eine Zeitlang auf, weil er zwey Decken auf nassem Kalk im Schlosse zu Rivoli mahlen mußte. Die eine stellte die vier Jahreszeiten, und die andere die Minerva, welche Pygmalion's Statüe belebt,

vor. Unter der Zeit, daß Vanloo sich damit beschäfftigte, kam seine Gattin, die ihm beständig folgte, mit einem Sohne nieder, der den Namen Carl Amadeus Philippus erhielt, und den Prinzen von Piemont und die Prinzessin von Carignan zu Pathen hatte. Der König sowohl, als die Königin gaben sich viele Mühe, den Künstler zu bereden, da zu bleiben, und schickten ihm alle Tage das Essen aus der Hofküche. Vanloo war ganz beschämt, wie er ihnen diese Gnade verdanken sollte; er wußte sie mit Nichts zu entschuldigen, als daß er dem Prinzen von Carignan das Wort gegeben, welches er nicht brechen könnte, ohne wieder seine Ehre zu handeln. Der König war mit seiner rechtschaffenen Denkungsart zufrieden, und ließ ihn ungestört nach Paris abreisen. Bey der Ankunft im J. 1719 gab der Prinz von Carignan ihm eine freye Wohnung in seinem Palaste, und es vergieng beynahe kein Tag, daß er ihn nicht bey der Arbeit besuchte. Weil Vanloo eine vollkommene Kenntniß von allen Mahlerschulen besaß, so ward er bey allen Gemählden, die der Prinz für seine Gallerie bestimmte, zu Rathe gezogen. Er mußte für ihn grosse Stücke aus den Verwandelungen, als den Triumph der Galathee und andere mahlen. Man wollte ihn, als er dieses Gemählde bey der Mahlerakademie vorzeigte, gleich zum Mitgliede wählen, setzte ihn aber erst im J. 1722 unter die Zahl der aufzunehmenden Mitglieder, weil der Prinz von Carignan ihn nicht lassen wollte. Der Künstler fuhr fort, seinen Bruder und beyde Söhne zu unterrichten, und brachte sie so weit, daß sie nach und nach die Preise von der Akademie gewannen, und nunmehr alle drey als Pensionaire vom Könige nach Italien geschickt werden sollten. Es kam aber ein unangenehmer Umstand dazwischen, welcher ihn nöthigte, sie auf seine Kosten dahin reisen zu lassen. Nach der Zeit erhielten diese jungen Leute auch die Preise bey der Akademie von St. Luc in Rom, und endlich durch den Fürspruch des Cardinals Polignac freye Wohnung in der Französischen Akademie und die Königliche Pension.

Vanloo ließ zwar die Geschichtmahlerey nicht aus der Acht, legte sich aber doch besonders auf Bildnisse, und wurde Einer der größten Mahler in dieser Art. Man kann mit Recht behaupten, daß seine in der Manier eines Geschichtmahlers ausgeführten Bildnisse mit einem viel markichtern Pinsel gearbeitet sind, als die bloßen Portraitmahler gemeiniglich haben. Die vielen Beschäfftigungen nöthigten ihn die Zeit zu theilen, und bald für den Prinzen von Carignan, bald für Andere zu arbeiten. Er verdiente sich durch seinen Fleiß ein Ansehnliches; begieng aber den Fehler, in die Actien der Bank, welcher Handel damahls stark in der Mode war, 40,000 Livres anzulegen. Er wagte es zur unglücklichen Stunde: denn als sie bald darauf im Preise fielen, sah er sich um die ganze Summe gebracht. Der Prinz von Carignan erlaubte ihm deßwegen, ein ganzes Jahr für Fremde zu arbeiten. — Erst im J. 1731 ward er

wirkliches Mitglied der Akademie, nachdem er bereits vor 9 Jahren auf der Liste der Aufzunehmenden (Agrées) gestanden. Einige grosse wichtige Stücke, z. B. die Befreyung des Apostels Petrus aus dem Gefängnisse im Schiffe der Kirche von St. Germain de Pres, brachte seinen Ruhm auf den höchsten Gipfel. Er wurde darauf 1733 bey der Akademie zum Professor Adjunctus ernannt, und im J. 1735 wirklicher Professor. Als Vanloo sah, daß sein Sohn Ludwig in Paris ansäßig und bekannt genug war; dachte er sich in seinem Vaterlande zur Ruhe zu begeben, und gieng auch wirklich im J. 1735 dahin. Er hatte kaum ein Jahr zu Aix gearbeitet, so verlangte der König von Spanien, Rigaud sollte ihm einen Historien- und Portraitmahler schicken. Dieser schlug den Ludwig Vanloo, unsers Künstlers ältesten Sohn, dazu vor, und dieß nöthigte den Vater im J. 1736 wieder nach Paris zurückzukehren. Sobald er ankam, schickte er den Sohn nach Spanien, und sehnte sich, da er nunmehr von demselben entfernt war, sehr nach dem Aufenthalte in der Provinz. Seine Freunde riethen ihm, weil sich bey den damahligen Kriegsläuften nicht Viel zu thun fand, und er durch den Actienhandel so viel Geld verloren hatte, er sollte nach England gehen. Die Reise wurde in Gesellschaft der Frau und seiner beyden Söhne im J. 1738 vollzogen. Hier ward Vanloo mit Arbeit überhäuft. Man kann sich nicht vorstellen, wie fleißig er in den vier Jahren seines Aufenthalts in London gewesen, und was er für einen Ueberlauf von Leuten hatte, die seine Werke gern sehen wollten. Der Prinz von Wallis, seine Gemahlin und die übrigen Königlichen Prinzessinnen beehrten ihn oft mit ihrer Gegenwart, und ließen sich verschiedene Mahl von ihm mahlen. Das Vergnügen, seine Arbeit so beliebt zu sehen, wurde durch den schleunigen Tod seines 17jährigen Sohnes Claudius, eines jungen Menschen von grossen Talenten, sehr gestört. Des alten Vanloo Gesundheit nahm einige Zeit darauf dergestalt ab, daß seine Gattin sich genöthigt sah, ihn im J. 1742 wieder nach Frankreich zu bringen. Vanloo langte zu Ende des Novembers 1742 zu Aix an, und nahm den Pinsel, nachdem er einige Monathe ausgeruht hatte, von Neuem wieder zur Hand. Er arbeitete noch den Tag vor seinem Ende, welches am 19. September 1745 im 61. Jahre erfolgte. Er hinterließ nach seinem Tode der Witwe und den Kindern ein Vermögen an Capitalien von mehr als 90,000 Livres. Vanloo war von guter Natur und Gesichtsbildung, hatte einen vortrefflichen Character, und sorgte vermöge desselben für seine Familie, und diente Andern mit Vergnügen. Als Mahler erfand und zeichnete er mit einer unglaublichen Leichtigkeit: er machte z. B. drey wohl ausgeführte Köpfe in Einem Tage, ohne vorher einige Zeichnung oder Skizze, als auf der Leinwand selbst zu verfertigen. Der Ton seines Colorits ist trefflich, die Behandlung leicht, flüchtig und geistreich, und das Fleisch scheint bey ihm so frisch, als das von Rubens. Vanloo war ganz von seiner

Kunst eingenommen, und dachte an Nichts, als an die Ausführung seiner Gedanken. Man sah ihn ausser dem Hause oft eben so im Geiste geschäfftig, als wenn er die Kreide wirklich in der Hand hätte.

S. d'Argensville, Th. 4. S. 497.

Varenne, Jaques Laumonier, Marquis von, Königlich Preussischer Generallieutenant von der Infanterie, Gouverneur von Peitz, geboren zu Vaux, unweit Rheims, aus einer berühmten Familie. König Ludwig XIV. war sein Pathe gewesen, welches ihm schon in der Wiege eine Compagnie und den Hauptmannscharacter zugebracht hatte.

Nach Aufhebung des Edicts von Nantes verließ er aber Frankreich, und kam zu Anfang des März 1686 nach Berlin. Als Oberstlieutenant hatte er in Französischen Diensten ein Bataillon des Regiments du Maine commandirt, welches größtentheils Protestantische Officiere hatte, und selbst ein Sohn von ihm stand bey demselben als Fähndrich. Mit Einigen von diesen Officieren, verschiedenen Personen seiner Familie, und mit einem ansehnlichen Gefolge, kam er 1685 zu Frankfurt am Mayn an, wo ihn Churfürst Friedrich Wilhelm, vermuthlich auf besondere Empfehlungen, als Obersten in seine Dienste nahm, und ihm befahl, ein Regiment von 16 schwachen Compagnieen zu errichten, bey dem alle Officiere Franzosen seyn sollten. Bald wurden 8 Compagnieen, jede von 50 Mann, zu Soest zusammengebracht, kurz darauf 8 andere Compagnieen, welche das 2. Bataillon des Regiments ausmachten, und wozu noch in der Folge eine Compagnie Französischer Cadets kamen. Nicht allein alle Officiere dieses Regiments waren Franzosen, sondern auch ein grosser Theil der Gemeinen. Es diente nachmahls in Flandern, und that sich in der Schlacht bey Malplaquet rühmlich hervor. Am 12. September 1688 wohnte Varenne dem feyerlichen Leichenbegängnisse des Churfürsten Friedrich Wilhelm bey, und trug das Banier des Herzogthums Preussen. Im J. 1690 ward er Generalmajor; 1701 führte er auf Königlichen Befehl den Holländern sein Regiment zu; und 1703 ward er Generallieutenant von der Infanterie. Im J. 1705 wollte er in Venetianische Dienste treten, aber sein Regiment im Preussischen behalten: König Friedrich I. war dagegen nicht abgeneigt; ob es aber wirklich geschehen, wissen wir nicht. Alters wegen vertauschte er 1715 sein Regiment mit dem Gouvernement von Peitz, und starb am 2. December 1717 zu Berlin. Mit Maria Isabella (geb.) Gräfin von Wehlen, welche noch 1719 als Witwe lebte, hat er den nicht unberühmten Sohn **Friedrich Wilhelm Marquis de Varenne**, den nachherigen Königl. Preussischen Obersten, Chef eines Regiments zu Fuß, und Canonicus zu Halberstadt, erzeugt, der 1698 zu Berlin geboren wurde und am 11. November 1744 zu Prag an einem hitzigen Fieber gestorben ist. Er diente im ersten und zweyten Schlesischen Kriege

mit vieler Distinction, und that sich besonders in der Action bey Lesch hervor. Er war mit Louise von Rochow verehlicht.
S. Militärisches Pantheon, Th. 4. S. 119.

Varignon, Peter, Professor am Collegium Mazarin's und am Königlichen, wie auch Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris, ein berühmter Mathematiker, der im J. 1722 zu Paris starb. Sein Vater war ein Baumeister, dessen Vermögen sich nicht hoch belief. Seine beyden Brüder ergriffen die Profession seines Vaters; und er studierte, um in den geistlichen Stand zu treten.

Die Ungewißheit und Dunkelheit der Weltweisheit, welche er damahls lernte, machte, daß er an der Deutlichkeit, dem Zusammenhange und der Gewißheit der geometrischen Wahrheiten einen desto grössern Geschmack bekam. Die Geometrie brachte ihn auf die Werke des Descartes, die ein neues Licht in seinem Geist anzündeten. Der Eifer, mit welchem er in dieser Art von Erkenntniß zuzunehmen trachtete, brachte ihn dahin, daß er von den unentbehrlichen Nothwendigkeiten des Lebens Etwas abbrach, um die nöthigen Bücher zu kaufen, ja, es vermehrte sich dieser Eifer dadurch, daß er genöthigt war, diese Bücher nur in Geheim zu lesen, weil seine Aeltern nicht haben wollten, daß er sich so stark darauf legen sollte.

Eine Sonnenuhr, welche **Varignon** zeichnen sah, erweckte sein mathematisches Genie, und noch mehr verstärkte seine Neigung eine Schrift des Euclides, welche ihm von Ungefähr in die Hände kam, und er sehr leicht fand: sie wurde endlich dadurch, daß seine Aeltern ihm dieses Studium verboten, vollends unüberwindlich. Nun ergab er sich ihm mit solchem Eifer, daß er gewöhnlich bis nach Mitternacht an seinem Studiertische saß, und, wenn er dann hörte, daß es schon 2 Uhr war, es nicht mehr der Mühe werth fand, zu Bette zu gehen, da er ohnehin um 4 Uhr aufstand. Dieser Fleiß erwarb ihm die Stellen nicht nur an der Akademie der Wissenschaften zu Paris, sondern auch eines Lehrers am Collegium Mazarin's, und am Königlichen.

Abt de St. Pierre, der durch **Varignon's** Verdienste ganz und gar eingenommen war, nahm ihn zu sich; und entschloß sich, ihn in den Stand zu setzen, sich seiner Neigung und Fähigkeit zu überlassen. Ob er nun gleich damahls nicht mehr als 1800 Livres Einkünfte hatte, so machte er ihm doch davon durch einen Vertrag 300 aus. Er that noch mehr: er nahm ihn 1686 mit sich nach Paris, und miethete sich mit ihm in ein kleines Haus der Vorstadt St. Jaques ein. Da fiengen sie an, nicht mehr so gemeinschaftlich zu denken. Der Abt de St. Pierre ließ die schweren und unnützen Kleinigkeiten der Weltweisheit fahren, und beschäfftigte sich mit Betrachtungen über den Menschen, über die Sitten, und über die Gründe der Regierung: **Varignon** aber hatte sich ganz in die mathematischen Wissenschaften versenkt. De Fontenelle und Abt de Vertot besuchten

sie in ihrer Einsamkeit sehr oft, und brachten ganze Tage bey ihnen zu, das stille Vergnügen eines gelehrten und philosophischen Umganges zu geniessen.

Im J. 1687 erschien seine neue Mechanik, im J. 1690 das Werk über die Schwere der Luft — nachher noch andere.

Sein Ruhm war zu fest gegründet, als daß er anderen Mathematikern ihre Ehre beneiden sollte.

S. sein Eloge par Bern. de Fontenelle, in der Histoire de l'Academie des Sciences 1722. p. 189. und Niceron, Th. 9. S. 255. Th. 11. S. 153. und Th. 20. S. 26.

Vater, Abraham, der Weltweisheit und Arzneykunde Doctor, und der letztern erster Professor auf der hohen Schule zu Wittenberg, der Röm. Kaiserl. wie auch Königl. Preussischen und Königl. Großbritannischen Akademieen der Wissenschaften Mitglied, der Sohn des nicht minder berühmten Christian Vater's, des Professors der Pathologie zu Wittenberg, wie auch Fürstlich Anhaltischen Raths und Leibarztes. Dr. Kestner hat Etwas von den Verdiensten Christian Vater's in seinem Medicinischen Gelehrten-Lexicon aufgesetzt, eine vollständigere Lebensbeschreibung aber enthält dessen Leichen-Programm, aus der Feder des berühmten Hofraths und Professors Joh. Wilhelm von Berger. Dieser Christian Vater zeugte seinen gelehrten Sohn mit Regina Dorothea, einer Tochter des um die Evangelisch-Lutherische Kirche verdienten Gottesgelehrten Johann Deutschmann's, und Enkelin des nicht weniger sehr verdienten Abraham Calov's, am 9. December 1684. Nach glücklich gelegtem Grunde seiner Wissenschaften, welchen er theils durch den Unterricht einiger Privatlehrer, theils auch des berühmten Schulmannes Johann Hübner's im Gymnasium zu Merseburg legte, kam er 1702 auf die Universität nach Wittenberg zurück. Sein Vater widmete ihn der Arzneykunde, und er war so glücklich, Dessen selbsteigenen Unterricht sowohl in der Naturlehre, als Medicin zu genießen. In der Mathematik aber unterwiesen ihn Röschel, Schöning und Daschizky, in der Historie der grosse Schurzfleisch, und in einigen Theilen der Arzneykunde auch Joh. Gottfried von Berger. Das Beyspiel seines Vaters und seiner beyden Voraltern waren in seiner Seele so wirksam, daß sie seinen schon für sich grossen Geist noch mehr anspornten, die schönsten Merkmahle von sich zu geben. Denn in seinem zweyten akademischen Jahre hielt er bereits eine Lateinische Rede auf den Fürsten von Anhalt-Cöthen Immanuel Lebrecht, die wegen ihrer männlichen Beredtsamkeit, wegen ihres rednerischen Feuers billig verdient ein Muster genannt zu werden und in Beckmanni Annalibus Anhaltinis zu lesen ist. Im J. 1706 aber betrat er den philosophischen Lehrstuhl zweymahl und Professor Christian Röhrensee setzte ihm als Decan der philosophischen Facultät den philosophischen Doctorhut auf. Die erstere Disputation vertheidigte er unter dem Vorsitz Joh. Erdmann Daschizky's, der philosophischen

Facultät Adjuncts, de mechanismo corporum naturalium; die zweyte aber nach erhaltener Magisterwürde, unter dem Beystand seines Lehrers, des Professors Röschel, welche τὸ Θεῖον in physicis abhandelte. Hierauf ließ er sich 1709 nach vorhergegangener Prüfung der medicinischen Facultät in die Zahl der Candidaten aufnehmen und verwechselte seine Vaterstadt mit Leipzig, wo zu der Zeit nicht weniger die berühmtesten Männer die Arzneywissenschaft lehrten. Joh. Bohn, Aug. Quir. Rivinus, Joh. Wilhelm Pauli, Polyc. Gottl. Schacher, Mich. Ernst Ettmüller, hatten an ihm einen fleißigen Zuhörer, und der öffentliche medicinische Lehrsaal zeigte von seiner Wissenschaft, wenn er sich als Opponent in öffentlichen Streitschriften hören ließ. Zu Ende dieses Jahres kehrte er nach Hause zurück, und erhielt im darauf folgenden J. 1710 die höchste Würde in der Arzneykunde, nachdem er vorher unter dem Vorsitz des Hofraths von Berger de pestilentia vera disputirt hatte. Nun suchte er sich persönlich bey den Gelehrten bekannt zu machen. Er trat daher im April dieses Jahres eine gelehrte Reise an. Wo er hinkam, bewunderte man ihn, und er genoß die schönsten Proben der Freundschaft und Gewogenheit gelehrter Männer. Teutschland mit seinen vornehmsten Städten war der erste Gegenstand seiner Reise: in Leipzig fand er einen Zutritt bey seinen oberwähnten Lehrern, Bohn, Rivinus, Schacher, und dem Hofrath Menke; in Halle bey dem ältern Stryck, Christian Thomasius und Stahl, weil sich eben damahls der geheime Rath Hoffmann in Berlin aufhielt. In Jena fand er den ältern Wedel und Slevogt; in Nürnberg den Gottfried Thomasius und Volkammer; in Altdorf Hoffmann, Baier, Schwarz; in Augsburg Lucas Schröck. In Tübingen machte er sich mit Camerarius bekannt; in Stuttgard mit Lentilius; in Giessen mit Valentini; in Düsseldorf mit Brunner. Alle diese gelehrten Männer gaben ihm deutlich zu erkennen, wie angenehm ihnen sein Zuspruch sey. Von Düsseldorf setzte er nun seine Reise nach Holland fort, und wie der Hauptzweck derselben beständig dahin gerichtet war, die berühmtesten Bibliotheken und Sammlungen von allerhand zur Natur und Kunst gehörigen Merkwürdigkeiten zu sehen, und gelehrte Männer kennen zu lernen; so fand hier sein vortrefflicher Geist die schönste Nahrung. Denn hier erwarb er sich die Gewogenheit Leusden's, Münniken's und Barchhuysen's zu Utrecht, zu Leyden des ältern Albinus und Boerhaave's, und zu Amsterdam der beyden Ruysche und Rittmeyer's. Von Amsterdam setzte er seine Reise durch die Spanischen Niederlande fort, und nachdem er die alliirte Armee bey Ostende gesehen, gieng er zu Wasser nach England. London schien ihm hier würdig genug zu seyn, sich etwas länger daselbst aufzuhalten. Er blieb also hier vom August 1710 bis zum Februar 1711, legte sich auf die Erlernung der Landessprache, und hatte Gelegenheit sich von Abraham du Moivre in der Algebra, und von Hauksbey in der Experimentalphysik unterrichten zu lassen. Er war fleißig bey

den chirurgischen Operationen, die in Hospitälern vorgenommen wurden; bey dem berühmten Ritter Hans von Sloane und bey Wooward fand er die schönsten Sammlungen von Naturalien, und mit Conrad Sprengel richtete er das Bündniß einer vertrauten Freundschaft auf, welches er auch durch Briefe unverrückt bis an seinen Tod unterhalten hat. Von London gieng er hierauf weiter über Hamtoncourt und Windsor nach Oxford, wo das Theatrum Scheldonianum, die vortreffliche Bodlejanische Bibliothek, und andere Collegia der Gegenstand seiner Beschäfftigungen waren. Im Februar 1711 verließ er England und kam nach Holland zurück, wo ihn der vergötterte Ruysch bis zum Junius aufhielt, als dessen vortrefflichen Schatz anatomischer Seltenheiten er fleißig besuchte, wie er denn auch bey ihm ein besonderes Collegium hörte, und sich in der Zergliederungskunst bey ihm übte. Beym Dr. Sermes hatte er zu gleicher Zeit Gelegenheit, sich mit dem Hofrath Walther in Leipzig, als der sein beständiger Reisegefährte gewesen, darin fest zu setzen, vornehmlich aber in dem Theil derselben, welcher mit den Muskeln und Eingeweiden umgeht, an zwey Cadavern in dem Hospital zu üben, und allen chirurgischen Operationen, die von Ruysch, Rau und Andern angestellt wurden, beyzuwohnen. Hierauf gieng er im Junius dieses Jahres noch über Harlem, und von da über Franecker und Gröningen nach Hamburg, und kehrte durch die vornehmsten Städte in Niedersachsen nach Hause zurück. Dieß waren die trefflichen Bemühungen unseres Vater's, die er auf seiner Reise unternahm, und welche uns an ihm ein vollkommenes Muster der Nachahmung vorstellen können. Sobald er wieder zu Hause angelangt war, sah man ganz deutlich, wie hoch er geschätzt wurde. Die Kaiserliche Akademie der Naturforscher erwählte ihn 1712 unter dem Namen Antipater zu ihrem Mitglied, 1721 aber wurde er in die Königl. Großbritannische und 1729 in die Königl. Preussische Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Im J. 1717 erhielt er eine ausserordentliche Profession der Medicin in seiner Vaterstadt, welche er 1719 mit dem ordentlichen Lehramt der Anatomie und Botanik vertauschte. Diesem Amte hat er ganzer 26 Jahre mit vielem Ruhme vorgestanden; denn 13 Jahre hat er es als Vicarius im Namen des Hofraths von Heucher, die übrigen 13 aber, von 1733, nach seines Vaters Tode als ordentlich dazu bestellter Lehrer verwaltet; dessen ehemahlige Stelle er im J. 1747 erhalten hat. Im J. 1737, nach des Hofraths von Berger Absterben, wurde in ihm das ordentliche Lehramt der Pathologie mit dem erstern, auf ausdrücklichen gnädigsten Befehl, verknüpft. Im J. 1746 aber hat er dieses nach dem Hintritt des Hofraths von Heucher dem Dr. Langguth übergeben, und dagegen die Profession der Therapie, erste Stelle in der medicinischen Facultät und das Seniorat erhalten. Seine Verdienste sind besonders um die Wittenbergische hohe Schule, wie überhaupt um die gelehrte Welt und Menschheit, groß. Das Erstere bezeugen nicht nur die öffent-

lichen Merkmahle derselben, da er sehr oft im Namen der Akademie nach Hofe abgeordnet worden; sondern er hat sich auch hauptsächlich dadurch bey derselben ein grosses Ansehen und ewiges Gedächtniß gestiftet, da durch seine Fürsorge sowohl die Anatomiekammer ein ganz anderes Ansehen gewonnen, und bey dem Könige August II. viele Vortheile für selbige ausgewirkt, als auch das dabey gelegene schöne Museum von den seltensten Merkwürdigkeiten in Ordnung gebracht worden, wovon sein davon herausgegebener Catalog zeugt. Er weihte solches selbst 1736 mit einer schönen Rede ein, da er das Rectorat der Akademie niederlegte, und kann die Ueberschrift, welche man gleich bey dem Eintritt in dasselbe liest, dieß sattsam beweisen:

MVSEVM ANATOMICVM
MVNIFICENTIA
DIVI FRIDERICI AVGVSTI
REG. POLON. ET PR. ELECT. SAXON.
DRESENAE INSTITVTVM
GRATIA CLEMENTIAQVE SINGVLARI
FRIDERICI AVGVSTI FILII
REG. POL. ET PR. ELECT. SAXON.
ACADEMIAE VITEMBERG. DONATVM
HIC REPOSITVM
RECT. ACAD. D. ABRAH. VATERO
ANAT. ET BOTAN. P. P.
A. MDCCXXXVI.

Von dem Zweyten aber zeugen die vortrefflichen Erfahrungen, welche er in der Zergliederungskunst besonders durch Entdeckung eines neuen Speichelganges und eines neuen Gallenbehältnisses, wie auch in der Chemie und practischen Ausübung durch Entwickelung der seltensten Vorfälle, wovon seine Schriften voll sind, gemacht hat. Besonders merken wir von ihm an, daß er es in Aussprützung und Präparirung der Theile des menschlichen und anderer thierischen Körper sehr weit gebracht, und wo nicht dem grossen Ruysch, seinem Lehrer, selbst zuvor gethan hat, doch in der That gleich zu schätzen ist. Wer den Schatz seiner Seltenheiten, d. i. sein vortreffliches Cabinet, und dergleichen, was das Thierreich betrifft, je gesehen hatte, mußte hier völligen Beyfall schenken. In einem 1731 herausgegebenen Programm, in welchem er den Nutzen entdeckt, den man aus dieser Präparation in der Entdeckung der wahren Beschaffenheit der Eingeweide erhält, schreibt er: „Post tot experimenta, ab aliquo tempore, haud exiguis sumtibus facta, detexi tandem viam, non minori cum successu vasa replendi. Testimonium ea in re ferre poterunt, illi; qui praeparata ex quibusdam corporis humani et brutorum partibus propria manu a me confecta ac inter ea integra cadavera viderunt, quorum non pauca in Clementiss. Regis nostri Gazophylaceo, omnibus naturae et artis miraculis cumulatissime ornato, locum obtinuerunt. Mon-

strare enim possum in museo meo, *piam matrem*, *tunicas oculorum*, *septum narium*, *labra et palatum*, *linguamque*, *cujus vasa ad extremas usque superficiei papillas repleta*, *medullam dentis vitulini etc.* omnia coccineo colore tincta. Cutis humana in liquore servata colorem carneum maculasque rubicundas, ac si purpura affecta esset, monstrat. Exsiccata vero tomentum refert. Viscera, quaecunque interna liquori immersa, cruenta, quasi e corpore recenter exsecata apparent, siccata, tanto rubore infecta, ut eadem e cera formata esse jurares, nisi microscopium contrarium evinceret, per quod reticula ex myriade vasorum in contexta exhibent. Sed plura non addo, ut ostentationis suspicionem evitem; cui vero a me dicta credere non placet, huic ego nihil aliud dico, quam quod laudatus Ruyschius, *Veni et vide.*" Noch einen Beweis hiervon kann derjenige Kopf geben, den er in einem andern Programm beschreibt: „Cerae rubicundae particularem injectionem voto ita cessisse, ut facies hominem vivum ac dormientem referat. Lingua, inquit, labia, totumque os interius coccineo colore infecta apparent, palbebrae oculorum rubicundissimae, vehulaeque in tunica adnata tumentes ophthalmiam mentiuntur, genae ac tota facies vividum colorem monstrant."

Bekanntlich gehört die Pockeneinimpfung und deren Einführung in Europa zu den wichtigsten Ereignissen der neuern Zeit. Groß war die Theilnahme der einsichtsvollsten Aerzte theils für, theils wider die Methode. Einer der ersten Teutschen Aerzte, welche die neue Erfindung ihrem Vaterlande empfahlen, war eben unser Vater. Er war übrigens ein grosser, und nach Ruysch ohne Zweifel der größte Zergliederer seiner Zeit, auch, was das Vornehmste ist, ein durchaus rechtschaffener und religiöser Mann. Er starb am 18. November 1751 in einem ruhmvollen Alter von 69 Jahren.

Von seinen Schriften, deren Verzeichniß im Börner zu finden, führen wir nur die wichtigern an, 1) Disputationes:

Disp. Medica de succi nervei secretione mechanica. Marburgi 1711. 4. — — de methodo nova transplantandi variolas per insitionem. Vom Blatterbelzen. Witteb. 1720. 4. — — de vitiis visus duobus rarissimis, altero duplicati, altero dimidiati, physiologice et pathologice consideratis. Ibid. 1723. 4. — — de utero gravido physiologice et pathologice considerato, exposita simul ejus structura sinuosa et orificiorum menses et lochia fundentium fabrica. Ibid. 1725. 4. — — de observationibus rarissimis calculorum in corpore humano generationem illustrantibus. Ibid. 1726. 4. — — de efficacia admiranda Chin-Chinae ad Gangraenam sistendam in Anglia observata. Ibid. 1734. 4. — — Quid in judicio et prognosi de morbis magnis ex parvis initiis et levioribus causis oriundis observari debet, exemplo viri antegresso lapsu in genua febre lenta extincti expositum. Ibid. 1744. 4.

2) Programmata, Epistolae, Tractatus:

Epistola problematica ad Fr. Ruyschium de viis absconditis pulmonum, quibus aer respirando receptus in sanguinem penetrat, nec non de vasorum secretoriorum structura mechanica et de fibrillarum nervearum in cerebro principiis, cum responsione Ruyschii. Witteb. 1708. 4. rec. Amst. 1714. — Ausführliche Nachricht von der Beschaffenheit und Succeß des Blatterbelzens in Neu-England, aus dem Engl. übersetzt. Wittenb. 1723. — Dissertatio Regiae Magnae Britanniae Societati dicata, qua ductus salivalis in lingua elucidatur, confirmatur novisque experimentis adstruitur, simulque ob receptionem inter Societatis membra gratiae aguntur. Ibid. 1723. 4. — Epistola gratulatoria ad Fr. Ruyschium; in qua ipsi de musculo orbiculari in fundo uteri detecto gratulatur, simulque communicationem eorum, quae noviter in Anatomia plantarum detexit, perquam officiose sibi expetit dubiumque exponit circa lacunas uteri gravidi, cum responsione Ruyschii. Amst. 1727. 4. — Regii in Academia ad Albim Musei Anatomici Augustei Catalogus universalis cum Oratione de Museis, qua conclave novum ad condendum Thesaurum Regium sub consulatu suo exstructum Rector valedicens inauguravit. Witteb. 1736. 4. — Progr. de olei olivarum efficacia contra morsum canis rabiosi, experimento Dresdae facto adstructa, ad anat. cad. foem. Ibid. 1736. 4. — Das Blatterbelzen, oder Art und Weise, die Blattern durch künstliche Einpfropfung zu erwecken. Ebend. 1741. 4.

Ausser mehreren Schriften dieser Art hat er auch seines Vaters Physiologie 1712 zu Wittenberg in 4. weit vermehrt und verbessert herausgegeben. S. Stolle's medicin. gel. Historie, S. 570. Heisteri Orat. de Increm. anat. p. 2. n. 43. Nicht weniger stehet auch von seiner Feder ein besonders seltener Vorfall de plica polonica rarissima enormi in Transact. Philos. Vol. XVII. n. 1. oder nach der Engl. Ordnung Nom. 417. for the Monts of Ian. and Febr. 1731. art. VII. welcher auch im C. L. N. Vol. III. p. 8. zu lesen, und in Misc. Berol. T. IV. p. 328. hat er Diss. epistol. de ductuum lacrymalium sub palpebralium vera constitutione ac viarum lacrymas ad nares derivantium dispositione geliefert. — Endlich seine Physiologia medica, s. de actionibus corporis humani sani doctrina mathematicis atque anatomicis principiis superstructa. Ienae 1751. 4.

Es ist noch bey Lebzeiten des Verfassers der Wunsch geäussert worden, daß er selbst seine kleinen Schriften, welche alle an Seltenheit des Inhalts und Schönheit der Ausarbeitung verdienten aufbehalten zu werden, in eine Sammlung bringen, und der gelehrten Welt mittheilen möchte.

S. Börner's Nachrichten von den vornehmsten Lebensumständen und Schriften jetztleb. ber. Aerzte und Naturforscher in und um Teutschland, S. 116. nebst den Zusätzen in den übrigen Theilen, und Metzger's Litterärgesch. der Medicin, S. 384.

Vauban, Sebastian le Prestre de, Ritter, Herr von Vauban, Basoches, Pierre-Pertus, Pouilly, Cervon ꝛc. Marschall von Frankreich, Ritter der Königl. Orden, Generalcommissarius der Festungen des Reichs, Befehlshaber der Citadelle zu Ryssel, war von Urban le Prestre, und Amata von Carmagnol, zu St. Leger de Foucheret am 12. May 1633 geboren. Einer der ausgezeichnetesten Ingenieurs seiner Zeit, dessen Genie für die Befestigungskunst sehr wichtige Entdeckungen gemacht hat. Urban le Prestre, unsers Vauban's Vater, war aus einer alten adelichen Familie in Nivernois, die seit mehr als dritthalb hundert Jahren die Herrschaft Vauban besaß, auf welcher sie auch lebten, seitdem sie das Ihrige in Kriegsdiensten zugesetzt hatten, und wo sie nun bloß beschäfftigt waren, ihren Kindern eine gute Erziehung zu verschaffen, welches beynahe das Einzige war, was sie ihnen hinterlassen konnten.

Der junge Vauban entschloß sich sehr zeitig, im Kriege sein Glück zu suchen, und war nicht älter, als 17 Jahre, da er zuerst unter dem Regimente des Prinzen von Condé bey der Spanischen Armee gegen Frankreich Dienste nahm. Er kam hernach, da er hier gefangen wurde, auf Mazarin's (Mazarini's) Veranlassung, in Französische Dienste. Nach dem Pyrenäischen Frieden war sein Hauptstudium auf Schleifung oder Eroberung von Festungswerken gerichtet: er hatte schon eine Menge neuer Ideen über die Befestigungskunst, die so nothwendig ist, und bisher so wenig gekannt wurde; er hatte schon Viel, und mit sehr guten Augen gesehen, und vermehrte seine Erfahrungen durch Lectüre beständig. So wurde er auch in der Folge zur Leitung der wichtigsten Belagerungen zugezogen. Vauban zeigte als Ingenieur bey den Belagerungen von St. Menehoud im J. 1652 und 1653, von Stenai im J. 1654, von Landreci, Condé und Saint-Guillain im J. 1655, von Valenciennes im J. 1656, und von Montmedi im J. 1657, daß seine Geschicklichkeit und Tapferkeit ihn einmahl zu den höchsten Würden im Kriege erheben würden.

Im J. 1658 führte er selbst die Belagerungen von Gravelingen, Ypern und Oudenarde. Der König gab ihm im J. 1663 eine Compagnie unter dem Regimente Picardie, und machte ihn zum Lieutenant unter der Garde. Im folgenden Jahre ward er zum Befehlshaber der Citadelle von Ryssel ernannt, die er eben angelegt hatte: dieß war das erste Gouvernement der Art in Frankreich. Als der Achener Friede geschlossen worden war, arbeitete er darum nicht weniger, als während des Kriegs. Er gieng mit Louvois nach Piemont, gab dem Herzoge von Savoyen Zeichnungen zu den Festungswerken von Verna, Vercelli und Turin, und erhielt von diesem Fürsten dessen Portrait, reich mit Diamanten besetzt. Der Krieg von 1672 gab ihm neue Gelegenheiten, sein Genie zu zeigen. Er führte alle Belagerungen, bey welchen sich der König befand. Bey der von Mastricht, im J. 1673, fieng er an, sich einer besondern Manier zum

Angriff der Festungen zu bedienen, und gab dadurch diesem schrecklichen und wichtigen Theile der Kriegskunst eine andere Gestalt. Die berühmten Parallèles und die Places d'armes kamen zu Tage. Seitdem erfand er ohne Unterlaß, bald die Cavaliers de tranchées, bald einen neuen Gebrauch des Untergrabens (Sappirens) einer Mauer, bald die Batterieen à ricochet, und kam durch diese neuen Erfindungen seiner Hauptabsicht, der Schonung der Menschen, zu Statten. Im J. 1677 wurde Valenciennes im Sturm eingenommen, und dieser Sturm geschah bey hellem Tage. Es war Vauban, der diesen Rath gab, um zu verhindern, daß nicht ein Theil der Belagerer auf den andern schösse, und die Nacht die Kleinmüthigkeit der Feigen nicht begünstigte. Nach dem alten Gebrauch wurden die Stürme allemahl zur Zeit der Nacht unternommen. Louvois und fünf Marschälle von Frankreich wollten ihn beybehalten; aber Ludwig XIV. den Vauban's Gründe überzeugten, nahm den neuen an. Bey der Belagerung von Cambrai, welche auf die von Valenciennes folgte, war Vauban nicht der Meynung, daß man den halben Mond der Citadelle angreife. Dümetz, ein braver, aber warmer und heftiger Mann, überredete den König, das Unternehmen nicht länger aufzuschieben. Bey diesem Wortwechsel sprach Vauban zum Könige: „Sie werden bey diesem Sturme vielleicht einen Mann verlieren, der mehr werth ist, als der Platz.“ Dümetz erhielt die Oberhand; der halbe Mond wurde gestürmt und eingenommen; aber die Feinde kamen mit einem fürchterlichen Kanonenfeuer wieder, nahmen die Citadelle wieder ein, und der König verlor mehr als 400 Mann, und 40 Officiere. Zwey Tage darauf griff sie Vauban in aller Form an, und machte sich Meister derselben, ohne mehr als drey Mann verloren zu haben. Der Nimweger Friede nahm ihm das Geschäfft, Plätze einzunehmen; er hatte ihrer aber nun eine weit größere Menge zu befestigen. Er legte den berühmten Hafen zu Dünkirchen an, sein, und folglich auch der Kunst Meisterstück. Darauf waren Straßburg und Casal seine vorzüglichsten Arbeiten. Was seine Beförderungen anlangt, so ward er im J. 1674 Brigadier, im J. 1676 Marechal de Camp, im J. 1678 Generalcommissarius der Festungen des ganzen Reichs. Im J. 1680 erhielt er die Stelle eines Befehlshabers in der Stadt Douai. Der Krieg, welcher 1683 von Neuem ausbrach, verschaffte ihm in dem folgenden Jahre den Ruhm, Luxemburg, das man für unüberwindlich hielt, mit sehr geringem Verlust einzunehmen. Im J. 1688 ward er zum Generallieutenant ernannt, und war damahls auch bey den Belagerungen und Eroberungen der Städte Philippsburg, Mannheim und Frankenthal unter der Anführung des Dauphins, welcher ihm auch ein Geschenk mit 4 Stück Kanonen machte, welche er sich in den Zeughäusern dieser eroberten Städte selbst auslesen, und auf sein Schloß Basoches setzen durfte; eine Belohnung, die sich vollkommen für einen Soldaten schickt, die in ihrer Art die einzige ist, die aber dem Erbauer

so vieler Festungen mehr als einem jeden Andern zukam. Im J. 1690 setzte ihn eine Krankheit ausser Stand, Dienste zu thun; er machte aber diese unwillkührliche Müssigkeit durch die Eroberung von Mons 1691, von Namür 1692, durch die Belagerung von Charleroi 1693, durch die Vertheidigung von Niederbretagne 1694 und 1695, gegen die Plane der Engländer, und endlich durch die Belagerung von Ath 1697 wieder gut. Vor Namür im J. 1693 erhielt er das grosse Kreuz in dem St. Ludwigsorden. In den beyden folgenden Jahren bekam er die Anführung der Truppen zu Wasser und zu Lande in den vier Bisthümern in Niederbretagne, wo er die Anschläge der Feinde zunicht machte, sie bey ihrer vorgenommenen Landung in den Hafen Cameret tapfer zurück trieb, und sie eilfertig zu Schiffe zu gehen nöthigte. Als die Spanische Erbfolge wiederum einen Krieg zum Ausbruche brachte, befand er sich 1703 zu Namür, als er den Marschallsstab von Frankreich überkam. Einige Zeit vorher, als ihm der König seine Erhebung zu dieser höchsten Würde andeutete, widersetzte er sich derselben selbst. Er stellte dem Könige vor, sie würde verhindern, daß man ihn nicht mehr mit Generalen von eben diesem Range gebrauchen könnte, und über den daraus entstehenden Schwierigkeiten würde der Dienst des Königs leiden. Er wollte lieber noch grössere Dienste thun, und noch weniger belohnt werden, und das, was er gethan, zu vergelten, sagt Fontenelle in seinem Leben, hätte man ihm neue und noch nothwendigere Arbeiten auftragen müssen. Der Ausgang zeigte nachher, daß seine Furcht nur gar zu gegründet gewesen sey; seine Würde eines Marschalls von Frankreich erzeugte alle die Unbequemlichkeiten, welche er vorher gesehen hatte. Es vergiengen 2 Jahre, daß er keine Dienste thun konnte; aber er wußte auf eine andere Art nützlich zu werden. Seit dem J. 1697 hatte er angefangen, seine Ideen, welche ihm der Eifer für die Ehre und den Nutzen des Staates und seine gemachten Erfahrungen auf Reisen eingegeben hatten, auf's Papier zu bringen. Es waren eine erstaunliche Menge Aufsätze über die Befestigungen, die Lager, die Kriegsmacht zur See, über die Königl. Einkünfte, über den Landbau, über den Handel und über eine grosse Anzahl anderer wichtiger Materien. Diese Nachrichten, welche er ses Oisivetés nannte, machten 12 dicke Hefte in der Handschrift aus, und diese Arbeit setzte er in den beyden Jahren fort, in welchen er nicht in Diensten gebraucht wurde. „Wenn es möglich wäre, spricht sein sinnreicher Panegyrist, daß alle seine Entwürfe ausgeführt würden, so würden seine **Erhohlungsstunden** (Oisivetés) mühvoller seyn, als seine Arbeiten." Im J. 1704 hatte er die Ehre, dem Könige einen geschriebenen Aufsatz zu überreichen, welcher gelehrte Erläuterungen über alles dasjenige enthielt, was in der Kunst, Städte anzugreifen, noch so geheim gehalten wird; das kostbarste Geschenk, welches diesem Herrn jemahls Einer seiner Unterthanen gemacht hat, und welches er auch von diesem grossen

Manne allein erhalten konnte. Im folgenden Jahre ward Vaus ban zum Ritter der Königl. Orden gemacht, und im J. 1706, erhielt er Befehl, die Truppen in Flandern anzuführen, mit welchen er auch die Städte an der Seeseite bedeckte. Das war der letzte Dienst, welchen er dem Staate leistete. Er hatte an 300 befestigten Plätzen arbeiten lassen, und 33 davon angelegt, er war bey 140 Gefechten zugegen gewesen, und in sehr vielen davon gefährlich verwundet worden. Aber Nichts beweist mehr, was man von seiner Geschicklichkeit, einen Ort anzugreifen, für eine hohe Meynung gehabt hat, als die grosse Anzahl von Belagerungen, die er geführt hat. Man zählt ihrer bis auf 53, davon 30 unter der Aufsicht des Königs, des Dauphins und des Herzogs von Bourgogne, und 23 unter verschiedenen Generalen sind geführt worden.

Diese Geschicklichkeit war nicht allein die Frucht seiner Erfahrung: sondern kaum hatte er Kriegsdienste angenommen, als er sich der Neigung seines Verstandes mit der eifrigsten Begierde überließ. Er studierte die Geometrie, Trigonometrie, Meßkunst, und überhaupt Alles, was nur die Kriegsbaukunst einigermaßen angeht, aus dem Grunde, und es währte nicht lange, so hatte er sich in diesem wichtigen Stücke der Kriegswissenschaft sehr vollkommen gemacht. Wie viel sinnreiche Methoden hat man nicht seiner Erfindung zu danken? Ein so erhabener Verstand, wie der seinige, läßt sich nicht an die eingeführten Regeln ganz allein binden. Er lernte sie zwar, aber nicht um ihnen sclavisch zu folgen, sondern um sie entweder zu verbessern oder nützlichere und richtigere an ihre Stelle zu setzen. Er hat den Ruhm, daß er die Kunst, Städte zu befestigen, und auch sie anzugreifen, auf eine gleiche Stufe der Vollkommenheit gebracht habe; es war keine Belagerung, die ihm nicht eine besondere Art des Angriffs zu erfinden Gelegenheit gegeben hätte. Die berühmten Parallellinien, die Versammlungsplätze, die in den Laufgräben angelegten Katzen, eine neue Art zu untergraben und halbe Monde anzulegen, die Batterieen im Ricochet, und tausend andere Erfindungen waren die Früchte seines Nachdenkens.

Dieser grosse Mann starb am 30. März 1707, in dem 74. Jahre seines Alters. Die Akademie der Wissenschaften hatte ihn im J. 1699 als ein Ehrenmitglied aufgenommen. Im J. 1660 hatte er sich mit Johanna d'Aunoi, einer Tochter Claude's, Barons d'Espiri und Romana von Roumiers, verheyrathet.

Wir wollen die Beschreibung der Sitten dieses grossen Mannes dem Fontenelle abborgen. „Die Züge der unverstellten Natur haben sich an Niemanden so kenntlich gezeigt, als an ihm, und sind auch niemahls so sehr von allem fremden Zusatze frey gewesen. Ein richtiger und ausgebreiteter Verstand, der sich aus einer Art von Sympathie an das Wahre hielt, und das Falsche empfand, ehe er es noch untersucht hatte, ersparte ihm die langen Umwege, welche Andere nehmen müssen, um die

Wahrheit zu finden.. Seine Tugend war auch gewissermaßen ein glücklicher Naturtrieb, dessen schnelle Wirkungen den Beystand der Vernunft entbehren konnten. Er verachtete die blos äusserliche Höflichkeit, mit der man in der Welt zufrieden ist, und die oft sehr viel Grausamkeit verbirgt: aber seine Gütigkeit, Leutseligkeit, Freygebigkeit, machten eine noch viel seltnere Höflichkeit aus, die ihren Sitz allein in seinem Herzen hatte. Es geht bey so vielen Tugenden sehr wohl an, das Aeusserliche Etwas zu vernachlässigen, das ihnen zwar eigentlich natürlich ist, welches aber von dem Laster gar zu leicht nachgeahmt wird. Oft hatte der Marschall von Vauban solche Officiere, die nicht länger Dienste zu thun im Stande waren, mit ansehnlichen Summen Geldes unterstützt, und wenn es bekannt wurde, so sagte er weiter Nichts, als er gäbe ihnen nur eigentlich dasjenige wieder, womit ihn die Gütigkeit des Königs zu reichlich beschenkt hätte. Mit dieser Gütigkeit ist er in seinem Leben überhäuft gewesen, und hat doch bey seinem Hintritte nur ein mittelmäßiges Vermögen hinterlassen. Er war dem Könige von ganzer Seele ergeben, ein getreuer eifriger Unterthan, aber kein Hofmann, sondern sah es tausendmahl lieber, wenn er Dienste leisten, als wenn er nur gefallen konnte. Niemand ist so oft, noch mit so vieler Herzhaftigkeit der Vertheidiger der Wahrheit gewesen; er hatte für sie eine beynahe unvorsichtige Leidenschaft, die sich keinen Zwang anthun konnte. Seine Sitten haben sich in den höchsten Würden, zu denen er ist erhoben worden, unveränderlich erhalten. Mit einem Worte, er war (bey den Zügen eines Franzosen) ein alter Römer, welchen unsere Zeit den glücklichsten Jahrhunderten dieser Republik entwandt zu haben schien."

Die Werke, welche man dem Vauban zuschreibt, oder von denen man glaubt, daß sie nach seinen Grundsätzen verfertigt, oder ausgeführt worden wären, sind, ausser seinen oben gedachten Oisivetés oder Erhohlungsstunden: Maniere de fortifier, par Mr. de *Vauban*, mise en ordre par Mr. le Chevalier de Cambrai, Amsterd. 1689 u. 1692. 8. u. 12. Kam auch unter dem Titel heraus: Ingenieur François etc. Paris 8. — Nouveau Traité de l'attaque et de la defense des places, suivant le systeme de Mr. de *Vauban*, par Mr. Desprex de St. Savin, Paris 1736. 8. à la Haye 1737. Fol. Vortrefflich nach dem Urtheil der Kenner. — Essai sur la Fortification, Paris 1740. 12. — Memoire pour servir d'instruction dans la conduite des sieges, Leyde 1740. 4. — Das politische Testament des Marschalls von Vauban, welches im J. 1708 gedruckt ward, und davon Peter Le Pesant, Herr von Bois-Guillebert, Generallieutenant bey der Baillage zu Rouen, Verfasser ist, dürfen wir nicht übergehen: diese Schrift war anfänglich unter dem Titel: Detail de la France etc. erschienen.

Das Leben dieses grossen Ingenieurs findet man in der Histoire de l'Academie des Sciences weitläuftig beschrieben, in

welcher das J. 1707. S. 205. (der Holländischen Ausgabe) nachzusehen ist.

S. übrigens Lambert's gel. Geschichte der Regierung Ludwig's XIV. Bd. 2. S. 271.

Vauçanson, Jacob von, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris, ein grosser Künstler, welcher sich durch seine eben so bewundernswürdigen, als nützlichen mechanischen Erfindungen durchgehends berühmt gemacht hat, ward zu Anfange des 18. Jahrhunderts zu Lyon geboren.

Das Ungefähr entwickelte seine Talente zur Mechanik: er wurde nämlich noch als Knabe in ein Zimmer eingesperrt, um einige Regeln aus der Grammatik auswendig zu lernen, und untersuchte bey dieser Gelegenheit den Pendul einer Uhr so aufmerksam, daß es ihm gelang, den Mechanismus derselben einzusehen. Von dieser Zeit an übte er sich in Zusammensetzung kleiner Maschinen, welche alle Genie erforderten.

Was aber seinen Ruf in diesem Fache gründete, war sein Flötenspieler: alle Welt hat von dem Flötenspieler gehört, welchen er gemacht hat, der wirklich in die Flöte blies, und die Töne durch das Spiel seiner Finger modulirte; er spielt zehn Arien. Der Künstler erschien im J. 1738 mit diesem erstaunenswürdigen Kunstwerke zu Paris, und gab in einem gedruckten und von der Akademie der Wissenschaften rühmlichst gebilligten Memoire eine Beschreibung davon. Wäre dieses Memoire, anstatt daß es die Auseinandersetzung einer schon angeführten Maschine war, der Plan zu einer noch zu machenden gewesen, so würden sehr Viele die ganze Sache für eine Schimäre gehalten haben. S. Götting. gel. Anz. J. 1739. S. 370.

Im J. 1740 erhielt er vom Könige von Preussen einen Ruf, lehnte aber die Anträge, welche ihm dieser Monarch machte, ab. Kurze Zeit darauf vertraute ihm der Cardinal von Fleury die Inspection über die Seidenmanufacturen an, welche einer der wichtigsten Zweige des Französischen Handels sind.

Aufgemuntert durch den Beyfall des Publicums, legte Vauçanson 1741 dem Publicum noch andere Automaten vor, welche nicht weniger Beyfall erhielten: Einen Entrich, welcher, gleich einem lebendigen, frißt, das Futter verdaut, und es in diesem Zustande wieder von sich giebt; und einen Tambourspieler, (Tambourin Provençal), als tanzender Schäfer gekleidet, der zwanzig Arien, Menuets, Rigaudons oder Contretänze auf Provenzalische Art, mit solcher Fertigkeit, als Einer der geübtesten Meister spielt.

Vauçanson erwarb sich durch diese Erfindungen von dem Könige von Frankreich einen jährlichen Gehalt von 4250 Livres. Eine Nachricht, wo später die einzigen, ächten, von Vauçanson selbst verfertigten drey Automaten sich befanden, s. Allgemeine Litteratur-Zeitung J. 1801. Intelligenzbl. Nr. 232. nämlich beym Professor Beireis zu Helmstädt.

Der ausgezeichnete Mechaniker schränkte sich nicht allein auf Automaten ein; er richtete auch seine Talente auf Gegenstände der allgemeinen Brauchbarkeit. Er bauete Seidenmühlen, die er zu Aubenas in Vivarois, und anderwärts zu wohlfeilerer Bereitung des Eintrags (Organsin) eingeführt hat, wodurch Frankreich 12 bis 15 Millionen, welche sonst für fremde Seide aus dem Lande giengen, ersparen kann. Er vervollkommnete auch die Seidenweifen, und erfand einen Weberstuhl, worauf ein Kind die schönsten Lyoner Seidenzeuge verfertigen konnte. Bey diesen Erfindungen ließ er es keinesweges bewenden, sondern er zog sogar selbst die Arbeiter zum Gebrauche seiner Erfindungen, und zur Verfertigung seiner Maschinen an; ja er erfand auch noch überdieß besondere Werkzeuge, wodurch seine Erfindungen leichter und geschwinder vervielfältigt werden konnten. Aber einige seiner öconomischen und sinnreichen Erfindungen wurden vom Geiste der Routine und der Furcht, eine Menge Hände ausser Arbeit zu setzen, verworfen.

Der Erfinder so mancher seltenen und interessanten Werke verband mit der Erfindung einen sanften Character, ein gefühlvolles Herz, und eine Einfalt der Sitten, wodurch er seiner Familie und seinen Freunden noch besonders werth und theuer wurde.

In seinen letztern Jahren wurde er von einer schmerzhaften Krankheit befallen, und behielt doch alle seine Thätigkeit. Noch wenige Tage vor seinem Tode beschäfftigte er sich mit einer Maschine zur Zusammensetzung einer Kette ohne Ende. „Eilet, eilet, sprach er zu den Arbeitern, ich werde vielleicht nicht lange genug mehr leben, um meine Idee ganz deutlich zu machen.“ Er starb am 21. November 1782 zu Paris.

Sein Leben findet man in der Histoire de l'Academie Royale des Sciences, Année 1782. A Paris 1785. 4.

S. auch Ephemeriden der Menschheit, J. 1784. Bd. 1. und Ersch France litteraire, T. III. p. 364.

Vayringa, der auch als Gefährte des berühmten Valentin Jameral Dü Val, welchen wir schon nach des 2. Bandes 1. Abtheilung näher kennen, bekannt ist, wurde durch eine böse Stiefmutter zu seinem Glücke aus dem väterlichen Hause zu Nouillonpont in Lothringen vertrieben. Zu Metz ward er Schlosser. Darauf sah er eine Uhr. In anderthalb Stunden hatte er sie so studiert, daß er, ohne alle Anweisung, innerhalb drey Monathen selbst eine verfertigte. In der Folge machte er, wiederum für sich, eine kleine Uhr, neun Zoll hoch, und sechs breit, welche Stunden und Viertelstunden andeutete, schlug, und ein Glockenspiel hören ließ, während Christus, von den zwölf Aposteln begleitet, alle Stunden über eine Gallerie hingieng — und so stieg Vayringa von einem Werke zum andern, bis er endlich, durch den Unterricht verschiedener Physiker und Mechaniker vervollkommnet, die ausserordentlichsten Werke zu Stande brachte,

und alle auf's Aeusserste vereinfachte. Er war zuletzt, nebst seinem Freunde Dü Val, Lehrer der Ritterschule zu Lüneville, und gieng mit ihm nach Toscana. Aber die goldenen Zeiten, welche er in Lothringen genoß, waren vorbey. Man gab ihm zu erkennen, Italien sey von jeher die Lehrerin anderer Nationen gewesen, und niemahls gewohnt, Unterricht von Andern anzunehmen — ein Stolz, der gerade zur Barbarey führt, welche Jagemann nicht zugeben will!

Vayringa hielt sich in Berufsgeschäfften im Sommer in der Gegend von Massa auf, blieb da, Trotz der ungesunden Luft, zur Zeit, wo Menschen und Heerden sich auf das Apenninische Gebirge flüchten, und erhielt die Wassersucht zum Lohne. Er starb als ein Opfer seines Fleißes am 24. März 1748.

Wir haben seine Lebensbeschreibung gelesen, die sehr unterhaltend ist, wo man auch so schöne Züge, z. B. von Ehrlichkeit, wie beym Dü Val findet, können uns aber nicht erinnern, wo?

Vedova, Joseph Maria, ein gelehrter Italienischer Geistlicher, welcher sich mit grossem Fleiße auf die Alterthümer legte, einige Schriften herausgab, und eine Sammlung von ungefähr 1600 Lateinischen und Griechischen und vielen seltenen Medaillen hinterließ. Er hat aus derselben ein Paar rare Münzen im 5. und 8. Theil der Raccolta d'opuscoli scient. e filolog. erklärt, nämlich Nummum Eutropiae Augustae, einer Gemahlin des Kaisers Maximians, und Surdinianum, secundum ab Eutropia nummum. Im 9. Theile steht auch eine Abhandlung von ihm über eine Art eines alten Kräuseleisens.

Er starb am 8. Januar 1744 zu Este, im Paduanischen Gebiete.

S. Ladvocat, Th. 8. S. 864.

Vega, Georg Freyherr von, zuletzt Kaiserlich Königlicher Artillerie-Oberstlieutenant, zuvor Major und Professor, und seit dem J. 1796 Ritter des militärischen Theresienordens zu Wien.

Er ist dem gelehrten Publicum durch seine vortrefflichen Logarithmentafeln und andere mathematischen Schriften, wie durch seine Erfindungen in der Mathematik und Anwendung derselben, in's Besondere auf Artillerie überhaupt, hinlänglich bekannt. Seine Schriften erwarben ihm die Ehre, mehrerer Akademieen, wie der Berliner, Ehrenmitglied zu werden. Seine vorzügliche Geschicklichkeit, welche er während des Französischen Krieges bewies, bewogen den Kaiser, ihn in den erbländischen Freyherrnstand zu erheben, und die Landstände des Herzogthums Steyermark, ihn unter ihre Zahl aufzunehmen. So wurde ihm die Achtung sowohl des Militärs, als der Gelehrten, zu Theil, und desto allgemeiner war das Bedauren über seinen frühen Tod, den er in den Donaufluthen fand.

So starb er im 48. Jahre seines Lebens zu Wien 1802.

Man fand seinen Leichnam am 24. September des gedachten Sterbejahres, und zwar entkleidet, oder vielmehr bekleidet mit einem Hemde, einer Unterweste und einer Unterhose, daß man schon daher vermuthen mußte, daß er keines freywilligen Todes starb. Einige seiner Gegner waren freylich geneigt, ihn einer Autochirie zu beschuldigen; allein da er in seinem Leben auch die widrigsten Ereignisse standhaft und großmüthig zu ertragen wußte, so war doch die allgemeine Stimmung, besonders unter seinen Freunden, er möge durch einen unglücklichen Zufall ertrunken und entkleidet worden seyn. Diese Vermuthung bestätigte sich nun wirklich. Einem Freunde des Verstorbenen wurde ein silberner Maßstab zum Kauf angeboten, und von demselben gleich beym ersten Anblicke als dem Baron Vega zugehörig erkannt. Vega's Freund verlangte jetzt die Art und Weise zu wissen, wie der Verkäufer zu diesem Maßstabe gekommen sey. Allein dieser konnte, wie vom Blitze getroffen, Nichts darauf antworten; er wurde daher gleich der Obrigkeit überliefert, wo er schon im ersten Verhöre eingestand, er sey dem Baron Vega, eben als dieser eine Summe Geldes zum Kauf zweyer Pferde zu sich genommen hätte, heimlich nachgeschlichen, habe ihn dann an einem abgelegenen Orte mit einem Stricke erdrosselt, und ganz entkleidet in die Donau geworfen. Nach einem Zwischenraume von mehr als 8 Jahren hat sich die Sache enthüllt, daß er nämlich durch eine schändliche Büberey um's Leben gebracht worden ist. So lesen wir in einer öffentlichen Anzeige.

Vega arbeitete noch zuletzt an einem Werke über die Französischen Längenmaße.

S. den Biograph, Bd. 2. St. 1. S. 123. und Meusel's gel. Teutschl. Bd. 8. der 5. Ausg. S. 190.

Velasco, Palomino, der Verfasser des Werks: Leben aller Spanischen und fremden Mahler, Bildhauer und Baumeister, welche sich in Spanien durch ihre Werke berühmt gemacht haben (in's Teutsche übersetzt und mit dem Leben des berühmten Raphael Mengs vermehrt, Dresden 1781. 8.), welches wir öfter als einzige Quelle anführen. Unter den Kunstwerken des Verfassers ist die Zeichnung zum Gemählde des Gewölbes der Parochialkirche des heil. Nicolaus Bari in Valencia, welche sein Schüler Dionysius Vidal in Fresco ausgeführt hat. Er mahlte auch das Priesterhaus der Parochialkirche des heil. Johannes del Mercado zu Valencia 1699. Er mahlte gleichfalls das Schiff der Parochialkirche des heil. Johannes del Mercado in derselben Stadt 1700. Ferner das Gewölbe unserer lieben Frauenkapelle de los Desamparados in gedachter Stadt. Desgleichen ist auch von ihm das Centrum des Chors, an welchem das Gewölbe der Klosterkirche des heil. Stephanus in Salamanca zu Ende geht, die berühmte Kapelle des Tabernakels, in der Karthause zu Granada, die Kapelle der Empfängniß, in dem Profeßhause, bis an die Kuppel, welche Vincent Victoria gemahlt hat.

Velasco's oben genanntes Werk, in welchem die be
sten Werke derjenigen ausgezeichneten Künstler, welche S
seit 200 Jahren ununterbrochen gehabt, und woraus m
Anfang, den Fortgang, und das Wachsthum dieser edl
st in besagtem Reiche ersehen kann, beschrieben werden,
so verdienstlicher, da unter den Europäischen Schulen d
nische bisher wenig bekannt gewesen ist.

S. Velasco, S. 343.

Velazquez, Ludwig Joseph, Marquis, ein grosse
nisches Genie, aus Malaga gebürtig.

König Ferdinand VI. gab ihm eine jährliche Pens
2000 Kronen, damit er die Spanischen Alterthümer be
möchte, und machte ihn zum Marquis. Er war Mitg
Königlichen Gesellschaft der Geschichte und Castilianische
che zu Madrid, wie auch der Königlich Französischen z

Als er bey der Austreibung der Jesuiten ihnen
anhieng, einige Schriften zur Zeit des Tumults in Ma
fertigte, und dem Marquis de la Encenada ergeben wa
man ihn auf das Schloß zu Alicante gefangen. Man
ihn hierauf nach Melilla oder Penon, welche Festungen
Afrikanischen Küste sind. Hier starb er, aus Traurigk
seine Verfolgungen, im J. 1772.

Seine Werke sind allenfalls:

Ensayo sobre los Alfabetos de las letras desconoci
se encuentran en las mas antiquos de Espanna, Madr
4 maj. S. Götting. gel. Anz. J. 1754. S. 1841 fg. -
gines de la Poesia Castellana, Malaga 1754. 4. Der
lige Göttingische Professor Joh. Andr. Dieze hat diese
mit wichtigen Zusätzen Teutsch herausgegeben 1767. 8.
J. 1768. S. 1129 — 34. — Anales de la histori
nacion Espannola des del tiempo mas remoto hasta la
de los Romanos, Mal. 1759. 4.

S. nächst Ladvocat die angeführten gelehrten Blätt

Velde, Wilhelm van de, genannt der Jüngere,
wunderte Seemahler, ward im J. 1633 zu Amsterdam
und übertraf seinen Vater, den ältern Wilhelm, von
er den ersten Unterricht empfieng: er lernte von ihm
tinemahlen, war aber in der Vorstellung viel glücklich
der Vater sich nach London begab, übergab er seine
dem geschickten Marinemahler Simon de Vlieger, bey
er sich weiter ausbildete. Einige Seestücke des jungen
Velde kamen dem Vater zu Gesichte, der darüber erstau
sie bey Hofe zeigte. Dieß bewog den König Jacob II.
einem Gehalte nach England zu berufen. Vater und
schäfftigten sich nunmehr, die berühmtesten Seegefecht
stellen, welche in den Königlichen Schlössern zur Zier
hangen wurden. Walpole glaubt, daß Wilhelm

bey seinem Vater zu Greenwich aufgehalten habe, weil dieser Ort für sein Fach der gelegenste war. So viel ist gewiß, daß er eine grosse Menge Zeichnungen von seinem Vater mit Farben ausführte, und daß er selbst eine bedeutende Anzahl Mahlereyen hinterlassen hat, die seinen Namen unsterblich machen. In der Sammlung des Königs hiengen 18 Blätter vom Vater und Sohn; einige befinden sich zu Hamptoncourt und Hinchinbrook. Zu Buckinghamhouse zeigt man eine Ansicht des Seetreffens in Solebay, welches der Vater auf Befehl des Herzogs von York in einem kleinen Fahrzeuge mit ansah. Allein die kostbarste Sammlung von Werken beyder Künstler besaß zu Walpole's Zeiten Mr. Skinner in Cliffordstreet, der sie mit grossen Unkosten von Walker gekauft hatte. Die Zusammenkunft der Englischen und Französischen Flotte an der Nore, ein Meisterstück, das der Sohn für den König bestimmte, wurde anfänglich für 130 Guineen verkauft, kam aber zuletzt in das Cabinet eines Kaufmanns Mr. Stone, der in Oxfordshire lebte. Endlich verdienen noch vier Blätter in der Sammlung des Herzogs von Montague, und des Mr. Thomas Pratt, welche die Wirkung verschiedener Winde auf die Meeresfläche meisterhaft darstellen, und von P. C. Canot in Kupfer gestochen sind, ein Seegefecht mit einem brennenden Schiffe im Besitz des Mr. Philipp Hollingworth, und die Ansicht eines Niederländischen Häfens mit manchfaltigen Schiffen im Cabinet des James Connell Esquire die höchste Bewunderung.

Unser **Wilhelm van de Velde** war Einer der ersten Meister in Seestücken, besonders des stillen Wassers, in welchem sich das Ufer, die Masten und die leichtschwebenden Wolken spiegelten. Man bewundert an ihm das Durchsichtige der Farben, die glühend und kräftig sind. Seine Schiffe sind mit grossem Fleisse und Genauigkeit nachgezeichnet, und die kleinen Figuren geistreich behandelt. Er wußte vornehmlich die Bewegungen und das Anschlagen der Wellen wohl vorzustellen. Seine Lüfte sind hell, seine Wolken sehr verschieden, und schwimmen gleichsam in der Luft. Sein Vater, **Wilhelm der Aeltere**, war gleichfalls wegen seiner Seestücke berühmt, die er aber nur zeichnete, und niemahls mahlte: gegen das Ende seines Lebens wollte er es noch versuchen, mit Oelfarben zu mahlen; aber es gelang ihm nicht.

Unser **Wilhelm van de Velde**, der Jüngere, starb 1707 im 74. Jahre seines Alters zu London in grossem Ansehen und Reichthum. Er hinterließ einen Sohn, Namens **Cornelius**, der ein würdiger Nachfolger des Vaters in Seestücken wurde. Er mahlte mehr schöne Schiffe, Seestrande, felsige Ufer und dergleichen, als Seeschlachten; aber mit grossem Beyfall. Er arbeitete seine Stücke fleißig aus, und gehört unter die besten Mahler seiner Art. Man weiß weiter nicht Viel von seinen Lebensumständen, als daß er sich in London aufgehalten und um das J. 1710 in grossem Ansehen gelebt habe.

S. D'Argensville's Leben der berühmtesten Mahler, Th. 2. S. 279.

Velly, Paul Franz, ein Französischer Abbé, der berühmte Verfasser der Geschichte von Frankreich in sieben Theilen, wurde nahe bey Fismes in Champagne um das J. 1711 geboren. Er trat in den Jesuiterorden, verließ aber nach 11 Jahren den Orden, und widmete sich nun gänzlich historischen Untersuchungen, und schrieb seine Geschichte von Frankreich. So vielmahl die Geschichte Frankreichs schon bearbeitet war, so glaubte doch Velly, daß sie aus einem neuen Gesichtspuncte geschrieben werden könne, ja anders geschrieben werden müsse, und unternahm die Ausführung. Die vorhergehenden Geschichtschreiber Frankreichs hatten andere Standpuncte genommen, besonders der Jesuit Daniel, welche mehr die kriegerischen Vorfälle beschrieben, als die innere Verfassung. Velly nahm daher Rücksicht auf Sitten, Gebräuche, Gesetze und Vorurtheile. Besonders bemerkte er die Privilegien der Nation, die wahren Quellen des Staatsrechts, den Ursprung der hohen Würden, die Einführung der Parlamente, die Errichtung der Universitäten, die Stiftung der Orden rc. und verbreitete so neues Licht und neue Ordnung. Oft aber vermißt man in seiner eigenen und seiner Fortsetzer Arbeit einen ordentlichen Plan, wornach Auswahl der Begebenheiten und mehrere oder mindere Ausführlichkeit der Erzählung sich richtete.

Der Titel des Werks ist:

Histoire de France par Mr. l'Abbé *Velly*, T. I — VII. continuée par Mr. *Villaret*, Secretaire de Nosseigneurs les Pairs de France, Garde des Archives de la Pairie, T. VIII — XVI. par Mr. *Garnier*, Historiographe du Roi de la France, Professeur du College Royale, T. XVII — XXX. A Paris 1755 — 1786. 12 maj. Man hat auch eine Ausgabe in 4. die 15 Bände begreift.

Sein Leben schloß er am 4. September 1759.

S. Nouv. Dictionn. histor. und Ladvocat, Th. 8. S. 865.

Veltheim, August Ferdinand Graf von, Doctor der Weltweisheit, Erb- und Gerichtsherr auf Harbke, Adersledt, Groppendorf rc. Königlich Großbritannischer und Churfürstlich Braunschweig-Lüneburgischer Berghauptmann, Herzoglich Braunschweig-Lüneburgischer Erbküchenmeister, Stand des landschaftlichen engern Ausschusses im Herzogthume Magdeburg, der Königlichen Societät der Wissenschaften in London und einiger andern gelehrten Gesellschaften Mitglied.

Adel der Geburt erwirbt keine Stelle im Tempel des Nachruhms, wenn er nicht von Seelenvorzügen, von Verdiensten des Geistes und des Herzens begleitet wird. Dadurch zeichnete sich Graf Veltheim aus; daß er geehrte Vorfahren hatte, war eine Zugabe des Glücks. Im Mittelalter kommen schon häufig Vel-

heime als Grafen, edle Herren und Ritter vor. Aber zu Anfange des 14. Jahrhunderts treten sie aus der dunklen Zeit hervor. Heinrich war der Stammvater zweyer Veltheimischen Linien, der weissen und schwarzen, welche dadurch entstanden, daß sich die Söhne, Heinrich und Johann, in ihre grossen Besitzungen theilten. Von der schwarzen stammt die Familie der Harbkeschen Veltheime ab, welche weitläuftige Besitzungen im Magdeburgischen, Halberstädtischen und Braunschweigischen, und daselbst die Ritterwürde und die Landstandschaft hat. Der Vater unseres Grafen war Braunschweigischer Hofrichter, legte aber seine Stelle, aus Mißvergnügen über einen Günstling des vorigen Herzogs, welcher seinen Einfluß zu mißbrauchen schien, nieder, und begab sich auf seinen Rittersitz Harbke bey Helmstädt, wo er in der glücklichen Unabhängigkeit eines Privatmannes seine Tage verlebte. Er war ein rechtschaffener, kenntnißreicher, vornehmlich der Forstwissenschaft sehr kundiger und liberal denkender Mann, und sein Haus war ein offener Sammelplatz der besten Köpfe und Gesellschaften in der dortigen Gegend. Die Freunde, welche sich hier gewöhnlich um den edlen Wirth versammelten, gaben ihrem Verein scherzweise den Namen eines Ordens und verpflichteten sich feyerlich zur Befolgung gewisser scherzhaften Gesetze.

Nach dem Tode seiner würdigen Gattin, die ihm 13 Kinder geboren hatte, blieben ihm 5 Söhne am Leben, deren Aeltester, August Ferdinand, geboren am 18. September 1741, ein munterer, feuriger Knabe war. Dieser erhielt im väterlichen Hause eine sorgfältige Erziehung durch geschickte Lehrer. Unter der Begleitung des Einen, des bekannten Halberstädtischen Kirchen- und Schulinspectors Schäfer, wurde er, ungefähr in seinem 15. Jahre, mit einem jüngern Bruder, dem nachherigen Hessen-Casselischen Minister und Obermarschall, von Veltheim, auf das Pädagogium zu Klosterbergen geschickt, welches damahls durch den Abt Steinmetz zu einem so hohen Flor gebracht worden war, wirklich verschiedene Vorzüge in sich vereinigte, vorzüglich von Seiten einer ernsten und strengen Disciplin und einer gewissenhaften Sorgfalt für die sittliche Ausbildung, aber auch durch den Geist des Pietismus, der daselbst herrschte, Vieles verdarb. Denn theils wurde zu wenig Rücksicht auf eine liberale und wissenschaftliche Ausbildung genommen, die Frömmigkeit einzig auf Kosten der Wissenschaften erhoben, ein zu finsteres, mönchisches Christenthum gelehrt, zu viel Zeit mit Gebet und andern religiösen Uebungen hingebracht, jede Aeusserung jugendlichen Muthes oder Leichtsinnes als Beweis moralischer Verdorbenheit angesehen und dadurch nur zu leicht die Kraft junger, aufstrebender Gemüther erstickt. Wenn dieß Letztere bey Veltheim nicht der Fall war, so muß man doch gestehen, daß eine so organisirte Anstalt nicht für einen Geist seiner Art geeignet war. Die ganze hier herrschende Erziehungs- und Unterweisungsmethode war daher auch in spätern Jahren oft der

Gegenstand seiner jovialischen Laune und seines Spottes. Die Sprachkenntnisse, welche er sich in Klosterbergen gesammelt hatte, waren nicht groß, und er wünschte mehrmahls oft laut und ernstlich, daß man ihn in seiner Jugend mehr dazu angehalten haben möchte, wiewohl er bekannte, daß er einigen dortigen Lehrern und namentlich seinem Hofmeister Schäfer Viel zu verdanken habe. Nachdem er 1758 Klosterbergen verlassen hatte, so übergab ihn sein Vater, weil er einige Neigung zur Bergwissenschaft bey ihm verspürte, seinem Freund, dem Vicebergshauptmann von Heinitz in Zellerfeld, dem nachmahligen berühmten Preussischen Minister, der seine Anlagen für dieses Fach so weit entwickelte, daß er sich fest dafür bestimmte und nach Verlauf von ungefähr 2 Jahren die Universität Helmstädt bezog, wo er sich fast ausschliessend an den berühmten Polyhistor, Hofrath Beireis, anschloß, und sich nicht nur dessen physische, mechanische, mineralogische, chemische und übrige Vorlesungen, sondern auch dessen täglichen Umgang und reiche physikalische, naturhistorische und andere Schätze zu Nutze machte; eine Verbindung, aus welcher wechselseitige Achtung und Anhänglichkeit entstand, die zwischen beyden Männern nie aufhörte. Indeß bekannte er in der Folge, daß er die drey Jahre seiner akademischen Laufbahn nicht ganz so angewendet, wie er hätte thun sollen und können, und wirklich datirt sich sein litterarischer Fleiß und Eifer eigentlich aus späterer Zeit, als von seinen akademischen Jahren, her.

Im J. 1763 trat er als Kammerassessor in Herzoglich Braunschweigische Dienste. Da er aber hier keiner schnellen Beförderung entgegen sah, so suchte er auswärtige Dienste, und machte bey dieser Gelegenheit, in Begleitung seines Vaters, eine kameralistische und bergmännische Reise durch einen guten Theil von Teutschland, vorzüglich die Rheingegenden, Schwaben, Niederlande und das Elsaß. Hernach bereiste er auch mit seinem Vater die Bergwerke von Obersachsen. Auf der Rückreise von da im J. 1766 wurde er in Hannover durch den grossen Münchhausen veranlaßt, als Kammerrath in Churhannöverische Dienste zu treten. So nützlich ihm, seiner eigenen Versicherung nach, diese Stelle war, in welcher er sich eine genaue Bekanntschaft mit dem Gange der öffentlichen Geschäffte erwarb: so wartete doch seiner eine für ihn und seine Studien noch passendere Beförderung zum Vicebergshauptmann auf dem Harz.

Auf diesem wichtigen Posten, den er im J. 1768 antrat und nahe an 11 Jahre bekleidete, widmete er sich mit rastlosem Fleiße den Bergwerkswissenschaften, und erwarb sich in der Mineralogie, Chemie und Physik nicht gemeine Kenntnisse. Hier gab er den ersten öffentlichen Beweis von der Gründlichkeit und dem Umfange seiner Kenntnisse durch seinen Grundriß der Mineralogie, der aber erst 1781 in Braunschweig im Druck erschien, und vom Hofrath Beireis bey seinen Vorlesungen zum Grund gelegt wurde. Ein Mann, von so viel naturgeschicht-

lichen und physikalischen Kenntnissen, von einer solchen Schnellkraft und Thätigkeit des Geistes, mußte sich grosse Verdienste in einem Fache erwerben können, für das er ganz zu leben schien. Wirklich wird seine seltene Gewandtheit, seine practische Klugheit, sein geübter Scharfblick, und überhaupt seine Kenntniß der Sachen und Geschäffte, bey seiner Amtsführung gerühmt. Der Harz verdankt ihm manche nützliche Einrichtungen, aber er konnte nicht immer durchsetzen, was er wollte, und seiner Thätigkeit wurden durch mancherley Umstände Gränzen gesetzt. Es entstanden Mißverständnisse zwischen ihm und seinen Collegen, Rheden und von Trebra. Aber dieß war nicht der einzige Umstand, der ihm sein Amt und den Aufenthalt auf dem Harz verleidete. Eine sehr geliebte Gattin, geborne von der Bussche aus Hannover, wurde seinen Armen mit dem einzigen Sohne, den sie ihm geboren hatte, durch den Tod entrissen; ein Unfall, der ihn so niederbeugte, daß er sich für ungeschickt zur Fortsetzung seiner Geschäffte hielt. Sie war Ein Herz und Eine Seele mit ihm gewesen, und hatte auch seine mineralogischen Liebhabereyen getheilt. Als ihm einst eine sehr interessante mineralogische Sammlung für eine zwar bedeutende, aber nicht verhältnißmäßige Summe angeboten wurde, er aber nicht so viel Baarschaft hatte: so bat ihn seine Frau, ihren kostbaren Schmuck zu verkaufen und dafür jene Sammlung käuflich an sich zu bringen. Diesen schönen und seltenen Zug erzählte er mehrmahls, und noch auf seinem Sterbebette, mit innigstem Gefühle. An dem Orte also, wo er sein Liebstes verloren hatte, konnte er nicht mehr bleiben. Er bat den König um seine Entlassung und erhielt sie mit dem ehrenden Character eines Berghauptmanns, aber der König bezeugte viele Jahre nachher, daß es ihm noch immer Leid thue, einen solchen Mann aus seinem Dienst verloren zu haben. Von der Zeit an lebte er als Privatmann auf seinem Rittergut Harbke, das er nur jährlich einige Wintermonathe mit Braunschweig zu vertauschen pflegte, wo er ein Haus hatte. Seine Hercynischen Wälder noch einmahl zu sehen, dazu vermochten ihn nur die dringenden Bitten eines Engländers zu bewegen, den er auf den Harz begleitete.

Der Herzog von Braunschweig, dieser warme Verehrer wahrer Verdienste und Talente, schätzte Veltheim's Kenntnisse in hohem Grade, und diesem eröffnete sich nun eine glänzende Aussicht zum Braunschweigischen Minister, ein Posten, der seinem hohen, ehrliebenden und unternehmenden Geiste sehr angemessen gewesen wäre, und wohl von ihm gewünscht wurde. Allein verschiedene Umstände hinderten damahls die Erfüllung dieses Wunsches, und in der Folge konnte ihn keine noch so schmeichelhafte und ehrenvolle Anerbietung (auch nicht ein von der Russischen Kaiserin Catharina an ihn im J. 1790 ergangener Ruf als Oberberghauptmann über sämmtliche Russische Bergwerke in Europa und Asien und über sämmtliche Salzwerke), dem Stande eines Landmannes entziehen, in dem er sich so sehr gefiel, und wo er

sich, seiner liebenswürdigen Familie und den Wissenschaften in einer sehr glücklichen Unabhängigkeit lebte. Er bewirthschaftete seine ansehnlichen Güter selbst und fand schon darin reichliche Beschäfftigung; er war nicht bloß der Herr, sondern auch der Vater seiner Unterthanen. Die vortrefflichen Harbkeschen Einrichtungen für das Beste der Einwohner, für die Erziehung der Jugend, für Arme, Kranke und Alte, welche von einer würdigen Frau aus Veltheim's Geschlecht gestiftet worden, erhielt und beschützte er. Er gab seinen Gerichtsorten Harbke und Wolfsdorf eine musterhafte Feuerordnung, welche auch zu Helmstädt 1794 im Druck erschienen ist, und verwaltete seine alten Familienlegate zum Besten armer Studierenden mit Gewissenhaftigkeit, und suchte ihre Nutzbarkeit durch zweckmäßigere Einrichtungen zu erhöhen. Den berühmten Harbkeschen Park, den sein Vater angelegt und worin er zuerst in Teutschland eine grosse Menge Amerikanischer und anderer fremden Bäume gezogen und die Möglichkeit gezeigt hatte, sie an unser Clima, selbst an einem sehr dürftigen, sandigen Boden, wie der Harbkesche ist, zu gewöhnen, diesen Park vergrösserte und verschönerte er, und machte ihn zur Pflanzschule für ganz Teutschland. Er nahm einen jungen Mediciner, du Roi, nachmahls Arzt in Braunschweig, aus Beireis's Schule in sein Haus auf, der unter seinem Rath und Beystand die bekannte, etwas gezierte, Beschreibung jenes grossen Naturgartens herausgab: „Die Harbkesche wilde Baumzucht, theils Nordamerikanischer und anderer fremden, theils einheimischer Bäume, Sträucher und strauchartiger Pflanzen, nach den Kennzeichen, der Anzucht, den Eigenschaften und der Benutzung beschrieben" von Dr. Joh. Phil. du Roi, Braunschw. 1772. 2 Bde. Eine neue Ausgabe davon ist mit Vermehrungen und Veränderungen von Joh. Friedrich Pott veranstaltet und der 1. Band davon Braunschweig 1795. 8. mit Kupfern herausgegeben worden *): der 2. und 3. Band erschien 1800. Es giebt ein eigenes Gefühl, sich in diesen Anpflanzungen, die auf Sandhügeln, welche durch kleine Vertiefungen zerschnitten werden, angelegt sind, auf einmahl in ausländische Waldungen versetzt zu sehen. Jede Baumart hat ihr eigenes Revier, das nach gewissen Provinzen, z. B. Canada, Florida, Virginien, benannt ist. Hier findet man ganze Strecken von dem Amerikanischen Tulpenbaum, dem Zuckerahorn, der Weimuthskiefer u. s. w. Auch giebt es hier einen Berg Libanon, wo einst Cedern von der Grösse und Höhe unserer Fichten prangten, welche aber in einigen mörderischen Wintern ausgestorben sind. Ueberall sieht man hier die ausländischen Holzarten zu einer bewundernswürdigen Vollkommenheit gebracht. Das Ganze macht eine schöne, weitläuftige Englische Partie aus, welche zu dem angenehmsten Spaziergang dient, und auch dazu häufig von der Nachbarschaft,

*) Heyne's eigene Reise nach Harbke enthält viele Unrichtigkeiten. Besser Nachrichten findet man in einigen Jahrgängen des Hirschfeldschen Gartenkalenders.

vorzüglich von den Einwohnern Helmstädts, benützt wird. Zur grössern Bequemlichkeit der vielen Einheimischen und Fremden, welche diesen Park besuchen, hat der Besitzer einen Gasthof in der Mitte, wo ein schöner, grüner Wiesenteppich queer durchläuft, angelegt. Am Eingang des Parks wollte er seinem Vater, dem Schöpfer dieser Anlagen, ein würdiges Denkmahl setzen, wurde aber durch Krankheit und Tod daran verhindert.

Aber die erwähnten Beschäfftigungen nahmen den geringsten Theil der Zeit des thätigen Mannes weg: der größte Theil war den Wissenschaften und Künsten gewidmet. Wenig Gegenstände des menschlichen Wissens ließ er ganz unberührt, von der Astronomie an bis herab zu der mechanischen Beschäfftigung mit Glasschleifen, warin er sich versuchte, um dadurch für seine Kurzsichtigkeit Hülfe zu finden. Seine gründlichen Kenntnisse in der Chemie und Mineralogie suchte er beständig zu vervollkommnen; dabey erwarb er sich durch eine emsige Lectüre seltene historische und antiquarische Kenntnisse aller Art, so wie er auch ein feiner Kenner der bildenden und mechanischen Künste war. Er sammelte eine vortreffliche Bibliothek, worin die seltensten und kostbarsten Werke befindlich sind; von neuen wichtigen Büchern, welche in den Fächern, denen er sich widmete, in England, Frankreich und Italien herauskamen, ließ er nicht leicht eines fehlen, so wie er auch treffliche Sammlungen von geographischen Charten, von Abgüssen antiker geschnittener Steine u. s. w. aus ganz Europa zusammenbrachte. Er studierte nicht allein selbst unablässig, sondern war auch in Mittheilung von Büchern aus seiner Bibliothek, besonders gegen die Gelehrten in dem benachbarten Helmstädt, sehr gefällig, welche er auch sehr oft zu gelehrten Unterhaltungen bey sich sah, so wie die Gelehrten in Braunschweig, wo er sich den größten Theil des Winters über aufzuhalten pflegte. Er trat von der Zeit seines Privatisirens an auch nicht selten als Schriftsteller, theils in Zeitschriften, theils in besonders von ihm herausgegebenen Schriften, auf. Doch führte er nie grosse Werke aus, theils aus Schüchternheit, theils, weil seine in so manche Canäle zerschnittene Thätigkeit, und selbst seine Art zu studieren, keine anhaltende Beschäfftigung mit Einem ausführlichen Werke begünstigte. Man muß daher den Umfang seiner Kenntnisse nicht nach diesen, obgleich schätzbaren Aufsätzen beurtheilen. Unter die rühmlichen Abhaltungen von litterarischen Beschäfftigungen gehörten, hauptsächlich in den letztern Jahren seines Lebens, weitläuftige Arbeiten und Beyträge zu dem Provinzialgesetzbuche des Herzogthums Magdeburg, denen er sich als Landstand, zur Zufriedenheit seiner Mitstände, mit dem ihm eigenen Eifer unterzog.

Die tiefe Wunde, die ihm der Tod seiner ersten Gattin geschlagen hatte, heilte an dem Herzen seiner zweyten, einer gebornen von Arnim, mit welcher er sich 1769 vermählte. Sie war ihm eine treue Genossin in guten und bösen Tagen, und ihre ausgezeichneten Eigenschaften befriedigten seinen Geist und

sein Herz. Sie gebar ihm 4 Kinder, von welchen er den ältesten Sohn, der in Göttingen studierte, Roger nannte, nach dem Magdeburgischen Erzbischof Roger oder Rüdiger von Veltheim, der zu Anfange des 12. Jahrhunderts lebte, und der Erste war, welcher seinem Namen die Formel: von Gottes Gnaden, vorsetzte, anzuzeigen, daß er als Bischof nächst Gott keinem Fürsten unterworfen sey. Noch bewahrt das Veltheimische Haus in Harbke einen kostbaren Ring auf, welchen die Sage von diesem Erzbischof abstammen läßt, wiewohl es der Graf von Veltheim für wahrscheinlicher hielt, daß er vom Kaiser Otto IV. dem damahligen Besitzer von Harbke geschenkt worden sey. Seinem zweyten Sohn gab der Graf von Veltheim den Namen Werner, von einem Werner v. Veltheim im 12. Jahrhundert, der dem Markgrafen Albrecht dem Bär, dem Stammvater des hohen Brandenburgischen Hauses aus dem Ascanischen Stamm, verschwägert war.

Im J. 1798 wiederfuhr Veltheim's Verdiensten eine doppelte Huldigung. Die philosophische Facultät in Helmstädt wünschte ihm dadurch, daß sie ihn zum Doctor der Philosophie ernannte, ihre Achtung zu bezeigen; kaum war aber Etwas davon zu seiner Kenntniß gekommen, als er ihr selbst zuvorkommend seinen Wunsch zu erkennen gab, dieser Ehre theilhaftig zu werden und dadurch den Werth der Gabe erhöhte. Das ihm überreichte Doctordiplom sagte, die Facultät habe ihn zum Doctor der Philosophie und Magister der freyen Künste ernannt: „non magis antiqui splendore generis honorumque dignitate, quam liberalitate ingenii limatoque judicii acumine, profunda rerum scientia, librorum in lucem editorum fama, in antiquarum historiarum artiumque monumentis illustrandis felicissima sagacitate, generosa bonas litteras proferendi earumque studiosos juvandi, peritos ornandi voluntate conspicuum, florentem et venerandum, insolitum equestri ordini exemplum, insolito ordinis philosophorum decreto, unanimi et voluntario, quo non viro maxima merito decora decoris aliquid addere voluerit, sed ex justa tantarum virtutum aestimatione.“ Die zweyte Auszeichnung wurde ihm in Berlin zu Theil. Denn da er als Deputirter des Herzogthums Magdeburg der Huldigungsfeyerlichkeit des Königs von Preussen beywohnte, wurde er in den Grafenstand erhoben. „Er wisse nicht, sagte er, wenn er bloß auf seine Person Rücksicht nähme, ob er sich mehr über diese Standeserhöhung oder über jenes Doctordiplom freuen sollte.“ Bereits zwey Jahre vorher hatte ihn die Königliche Gesellschaft der Wissenschaften zu London zu ihrem Mitgliede aufgenommen.

Veltheim hatte sich bis auf die letzten drey Jahre seines Lebens einer dauerhaften, selten angegriffenen, Gesundheit zu erfreuen, die er durch eine vernünftige Lebensweise unterstützte. Aber plötzlich fiengen seine Kräfte an zu wanken; es zeigten sich, vornehmlich am Schlunde, bösartige Scropheln und Eiterbeulen, die Anfangs wenig geachtet wurden, nachher aber durch keine Kunst

P

zu heilen waren. Dieses Uebel, welches sich nun als krebsartig ankündigte, versetzte ihn in den letzten acht Monathen seines Lebens in den beklagenswerthesten Zustand. Seine Maschine löste sich allmählich auf, während sein Geist die vorige Stärke und Lebhaftigkeit zu behalten schien. Seine fürchterlichsten Schmerzen wurden nur bisweilen durch einen convulsivischen Schlaf, die Wirkung vom Opium, unterbrochen. Er ertrug aber Alles mit der Gelassenheit, dem Heldenmuth und der Resignation eines Stoikers; er sagte es zwar den Seinigen oft, daß er schrecklich leide, aber kein Seufzer, kein Zeichen von Ungeduld entschlüpfte ihm. Der Tod näherte sich ihm mit starken Schritten. Als er noch nothdürftige Kräfte und Sprache hatte, unterhielt er sich oft und gern mit seinen Freunden über die Geschichte seines Lebens und über litterarische Gegenstände, und zeigte sich in den Tagen der Leiden noch milder, sanfter und freundlicher, als in den Tagen des Glücks. Die letzte Zeit war er beynahe ganz sprachlos, und konnte sich fast nur durch Pantomime oder mittelst einer Schreibtafel, höchstens durch einzelne wenige Worte, mit den ihn besuchenden Freunden unterhalten, welches gewiß dem Mann, der so lebhaft, so gern und so Viel sprach, kein geringes Leiden verursachte. Noch immer zerstreute und unterhielt er sich durch das Lesen von Zeitungen, Journalen und andern gelehrten Neuigkeiten. Da durch ein Mißverständniß die Hamburger und Berliner Zeitungen seinen Tod ankündigten, als er noch lebte, und man wegen eines möglichen übeln Eindrucks, den eine solche Anzeige auf ihn machen könnte, besorgt war: so verabredeten sich seine Freunde, die Drucksachen, die ihm in die Hände gegeben wurden, erst durchzusehen. Ein sehr kleiner Cirkel auserlesener Freunde versammelte sich täglich einige Abendstunden um sein Sterbebett. Er hörte fast immer ihren Gesprächen mit der grössten Aufmerksamkeit und Theilnehmung zu, und konnte nur noch zuweilen einige Worte dazu geben, welche von seinen Freunden sorgfältig gesammelt wurden, und sehr oft zur Belebung der Unterhaltung dienten. Unter denen, die seine letzten Tage versüßten, war vorzüglich ein von ihm geschätzter Niederländer, Vandevivere, der sich seit Jahren in Braunschweig aufhielt und mit Veltheim die Kennerschaft der mineralogischen und archäologischen Studien theilte, auch des Letztern Abhandlung über die Barberini- oder Portland-Vase in einer Französischen Uebersetzung, mit eigenen gelehrten Anmerkungen begleitet, Helmstädt 1801, herausgab, und mehrere Veltheimische Aufsätze auf gleiche Art bearbeiten wollte. Am 2 October 1801 hörte Veltheim in Braunschweig, wo er die letzten Monathe zugebracht hatte, auf zu leiden und zu leben; seine Leiche aber wurde nach Harbke gebracht und in der Familiengruft beygesetzt.

Veltheim war ein langer, sehr hagerer Mann, der aber viel Gewandtheit in seinem Aeussern, den Ton der feinern Welt und bey guter Laune sehr einnehmende und gefällige Sitten.

besaß. Bey allen Ansprüchen auf eine glänzende Aufnahme unter Fürsten und Grossen vermied er doch möglichst die Schwellen der Mächtigen, hielt das Hofleben für ein glänzendes Elend, vergab aber Nichts von seiner Würde, Freymüthigkeit und Wahrheitsliebe, wenn ihn die Schicklichkeit bisweilen nöthigte, am Hofe zu erscheinen. Wenn er gleich, nach dem Urtheil Einiger, nie im ganzen Sinne des Wortes, vertrauter Freund von Jemand gewesen seyn mag: so liebte er doch sehr einen geistvollen und freundschaftlichen Umgang, und gieng namentlich, wenn er sich in Braunschweig aufhielt, ehemahls viel mit den Braunschweigischen Ministern, Hardenberg und Feronce, ferner mit Lessing, Ebert, Brückmann, Zimmermann, Eschenburg, Mauvillon und Andern, um. In Harbke hielt er gute Nachbarschaft mit den Helmstädtischen Professoren, insonderheit mit Beireis, Bruns, Henke, Crell und Pott, wiewohl er im Allgemeinen der Kaste der Gelehrten nicht recht hold war, und sich manche Sarkasmen gegen sie erlaubte. Er liebte Eleganz und sah sie gern in seinen Umgebungen, aber Glanz und Pracht waren von seiner ganzen Lebensweise fern. Er war kein Freund von grossen Prunkmahlen, und bewirthete am Liebsten kleine, erlesene Gesellschaften, die ihm immer willkommen waren. Die wohlschmeckenden, aber frugalen Mahlzeiten wurden durch die heitere, witzige und geistvolle Unterhaltung des Wirthes gewürzt. Der Tag verstrich bey ihm in seinem ländlichen Elysium auf's Angenehmste, indem man aus dem Museum und der Bibliothek in den Speisesaal, aus diesem in den Park oder wieder zur Betrachtung der Schätze der Natur, Kunst und Litteratur geführt und auf die manchfaltigste Weise unterhalten wurde. Schon der Eintritt in den Vorhof seines geräumigen und bequem eingerichteten Wohnhauses verkündigte durch geschmackvolle Reinlichkeit und geschickte Maskirung der Wirthschaftsgebäude die Englische Eleganz des Besitzers. Das Haus hat noch die ganz alte Gothische Bauart mit Thürmen an der Seite, worin Schneckentreppen gehen u. s. w. Veltheim ließ dem Ganzen einen schiefergrauen Anstrich geben, Fenster und Thürengesimse da, wo sie der Zahn der Zeit ausgefressen hatte, auf's Neue in Gothischen Schneckenwendungen und Arabesken aushauen, und über die Hauptpforte und an einigen Fenstern altteutsche Bildhauerarbeiten, als Greife, Lindwürmer und andere Idole, aufstellen, Alles, wie es zum Character eines alten Gothischen Gebäudes paßt. Sein Haus war durch eine schätzbare Bibliothek, Kupferstichsammlung, Gemmenpasten, eine Mineralien- und Fossiliensammlung u. s. f. geschmückt. Da er in den letztern Jahren den mineralogischen Studien nicht mehr so ausschliessend, wie vordem, oblag: so verkaufte er seine sehr reiche Mineraliensammlung, die er mit vieler Mühe und grossen Kosten zusammengebracht hatte, nach London. Indeß sprach er noch oft mit Antheil und Bedauern davon. Noch auf seinem Krankenlager sagte er zu einem Freunde: „Wenn ich das Zeug jetzt noch hätte,

so würde ich mich zu lebhaft damit beschäfftigen und auf die Art einige Monathe früher sterben." Wirklich hatte er eine solche Vorliebe für dieses Cabinet, daß er die Vorzüge jedes Steinchens mit der größten Wärme vertheidigte und oft darüber, so wie überhaupt über mineralogische Gegenstände, in heftigen Wortwechsel gerieth: daher seine Freunde, besonders während seiner Krankheit, mit der größten Behutsamkeit und Schonung von solchen Gegenständen mit ihm sprachen. Seine Bibliothek ist eine nicht allzugrosse, aber auserlesene Sammlung der seltensten und kostbarsten Werke, vorzüglich aus dem Gebiet der Naturwissenschaft und der Archäologie. Diese mit seinen übrigen Sammlungen wird zu Folge seines letzten Willens von seinen Erben in Harbke erhalten und vermehrt.

Velcheim war ein sehr aufgeweckter, heiterer und witziger Gesellschafter, dem es nicht schwer wurde, durch seine launige Unterhaltung, in welcher ein Einfall, eine Anecdote der andern auf dem Fuß nachfolgte, jede Gesellschaft in die angenehmste Stimmung zu versetzen und darin zu erhalten. Seine Erzählungen, gefielen schon durch ihren Vortrag und ihre Einkleidung, wie ein geschmackvoller Roman gefällt, wenn wir auch wissen, daß er Dichtung ist. Ueberall besaß er eine üppige Fruchtbarkeit des Geistes, einen Reichthum von Kenntnissen, ein umfassendes und dienstfertiges Gedächtniß, eine lebendige Gebärdensprache, einen nie versiegenden Wortstrom, oder vielmehr eine unerschöpfliche Redseligkeit, die doch weit von einer leeren und beschwerlichen Geschwätzigkeit entfernt war. Indeß ist nicht zu läugnen, sein wortreicher Witz wurde oft beißend und beleidigend, doch meistentheils nur gegen diejenigen, die nach seiner Meynung solche schneidende Urtheile verdienten. Er konnte äusserst lebhaft und hitzig im Disputiren über wissenschaftliche, vorzüglich mineralogische, physikalische und politische Gegenstände werden: doch konnte er auch nachgeben, sobald er fühlte, daß die Wahrheit auf der andern Seite liege. Einst disputirte er auf dem Clubb in Braunschweig mit einem Fremden über einen gewissen wissenschaftlichen Gegenstand. Beyde Männer kannten sich noch nicht, hatten sich noch nie gesehen. Veltheim entfernte sich mit einer absprechenden Rechthaberey, dachte aber der Sache weiter nach, fand, daß der Fremde recht habe, suchte ihn wieder auf, und errichtete mit ihm eine vertrauliche Bekanntschaft.

Ein Feind metaphysischer Speculationen, die er für müssige Grübeleyen hielt, war er der Kantischen Philosophie nicht hold, und machte sie, ohne durch eigene Bekanntschaft mit ihr dazu berechtigt zu seyn, zum Stichblatt seines Witzes. Noch mehr mußte die Französische Nation durch seine Heftigkeit leiden. Wiewohl er die Verdienste derselben um die Wissenschaften und die Cultur anerkannte, so war sie ihm doch durch ihren Uebermuth, ihren Leichtsinn, und in der Folge am Meisten durch ihren revolutionären Vandalismus, auf's Aeusserste verhaßt. Man höre

nur, wie er in einem Briefe an einen Freund darüber schreibt: „Der Aufsatz unseres vortrefflichen Freundes (Böttiger) über den Vandalismus der Franzosen rechtfertigt den Haß und die Verachtung, die ich von Jugend auf gegen diese schändlichste aller Nationen gehegt habe. Ich habe mich auch bis jetzt noch immer nicht geirrt, wenn ich die Vertheidiger dieser infamen Nation nach dem bekannten Sprüchworte beurtheilt habe: Dis-moi qui tu hantes, je te dirai qui tu es." So schrieb, so sprach er über diese Nation, und verlor in der Hitze des Gesprächs über dahin gehörige Gegenstände bisweilen das Gleichgewicht der Urtheilskraft. Ueberhaupt war er ein geschworner Feind alles Jacobinismus, Sansculotismus und Freyheitsschwindels; aber nicht einer verständigen und beglückenden Freyheit. Als daher die Französische Staatsumwälzung ausbrach, von der man sich Anfangs so grosse Siege für Wahrheit und Volksglück versprach, da verkündigte er das Heilbringende derselben mit seinem ganzen Enthusiasmus. Schon vor dieser Epoche lebten er und Mauvillon in sehr gutem Vernehmen mit einander; ihr gemeinschaftlicher Hang zu lebhaften, politischen Raisonnements zog sie wechselseitig an, und ihre übereinstimmende Denkungsart über die grosse Umkehrung der Dinge ward ein Band mehr, sie fester zu vereinigen; dieselbe riß sie aber auch in der Folge auf immer aus einander. Denn nach den fürchterlichen 5. und 6. October 1789 sprang Veltheim von seiner günstigen Stimmung für die Revolution ab, und wurde ein erbitterter Gegner derselben und ihrer Freunde. Er gab 1793 anonym Briefe über die Manufacturen der Modebücher, besonders der Aufruhrprediger und Sprachumwälzer, voll der bittersten und leidenschaftlichsten Invectiven gegen seine ehemahligen Freunde, Mauvillon und Campe, und gegen einige Damen in Braunschweig heraus. Er schilderte seine Gegner, die Irrthümer des Verstandes begangen haben konnten, aber kein böses Herz hatten, als Bösewichter, deren Frevel der Staat ahnden müsse; er verglich — die Gerechtigkeit erlaubt uns keinen mildern Ausdruck — boshaft genug Mauvillon mit dem Thersites, und legte in diese mit Neigung ausgeführte Vergleichung alles mögliche Bittere und Beleidigende. Seine Gegner traten nicht, worauf er sich gefreut hatte, rüstig gegen ihn auf. Campe, durch dessen Briefe aus Paris Veltheim so sehr entflammt worden war, handelte sehr großmüthig, indem er einen grossen Theil Exemplare der Veltheimischen Schrift in seiner Buchhandlung verkaufen ließ, und ertrug mit fester Seele manche andere Angriffe auf seine Ehre, die sich Jener in seinem übrigen Benehmen und Handeln erlaubte. Die leidenschaftliche Stimmung dieses Augenblicks konnte diese Briefe, die auch manche der Beherzigung werthe Stelle enthielten, einigermaßen entschuldigen, aber daß er nach mehreren Jahren, da jene exaltirte Stimmung der Gemüther längst vorüber war, dieselben Briefe unter seinem Namen in die 1800 erschienene Sammlung seiner Aufsätze aufnahm, daß

ist, wenn er sie auch für noch so witzig und treffend hielt, kaum einer Entschuldigung fähig. Nur der Hauptausfall gegen Campe wurde weggelassen, wozu den Verfasser ein einziger Localumstand bewog. Er wird nur als Purist lächerlich gemacht, und dieser Purismus als politisch verdächtig bezeichnet. Auf solche Extreme kann politischer Parteyhaß selbst edle Seelen führen!

Doch damit Veltheim durch das Gesagte nicht etwa in den Verdacht des Obscurantismus oder Aristokratismus, in einer schlimmen Bedeutung des Wortes, komme, mögen auch hier aus seinen Schriften einige Stellen stehen, welche seine hellen Einsichten und seine hohe Freymüthigkeit, ohne Ansehen der Person, beurkunden, Stellen, deren freye, unumwundene Sprache ihren Verfasser wohl selbst zum Theil in einer gewissen Periode und bey einer gewissen Classe des Jacobinismus hätten verdächtig machen können.

„Der Römer rief laut: Panem et Circenses! Durch sich selbst konnte er Keines von Beyden erhalten. Er mußte also Beydes von seinen Despoten fordern. Wie glücklich wäre nicht der Teutsche, wenn er nur Freyheit, nur Sicherheit hätte, um das Erste sich selbst zu erwerben; dann würde auch er noch überhin seinen Grossen die Circenses sehr gern geben. Man gehe nach England, Frankreich, Italien, so wird man in allen Handwerken, in allen Gewerben, in allen Künsten Teutsche antreffen, die mit den ersten in jedem Fache um den Rang streiten. Man übersehe wiederum Teutschland, und man wird eingestehen müssen, daß es die Hand der Vorsehung eben so wohlthätig mit allen Reichthümern der Natur beschenkt habe, als irgend ein anderes Land. Es liegt also keinesweges im Mangel an Fähigkeiten bey der Nation, oder an irgend einem Versehen der Natur; es liegt allein im Vaterlande selbst, und in dessen Stellvertretern, wenn es nicht zu einer mit jenen Staaten gleichen Höhe des Wohlstandes hinaufsteigt. — Wer es also, „behaupte ich frey, jemahls durchdacht hat, wie tief die unendlichen Hindernisse Wurzel gefaßt haben, und wie innig die widrigen Verhältnisse mit dem Ganzen verwebt sind, welche den grossen Staatskörper von Teutschland weit unter den Grad des Wohlstandes, des Reichthums, der Indüstrie, des Unternehmungsgeistes in allen Arten des Handels und Gewerbes niedersinken machen, den es bey günstigern Umständen doch sehr bald erreichen würde, wird der Hoffnung gewiß sogleich entsagen, daß jene unendlichen Hindernisse und widrigen Einschränkungen sobald weggeräumt und fortgeschafft werden könnten. Teutschlands Handel, Indüstrie und innerer Reichthum wird also immer nur gegen andere blühende Staaten in einem höchst kränkelnden, mittelmäßigen, schwankenden Zustande bleiben, und auch in diesem wird er sich nur allein durch fortdauernde Künsteley erhalten können. Denn wer wird, wer darf es, bey der allgemeinen Unsicherheit seiner Rechte, seiner Freyheiten, seines Ei-

genthums, wohl jemahls wagen, auf grosse Unternehmungen und wichtige Verbesserungen den größten Theil seines Vermögens nur so auf's Ungewisse zu verwenden? Dieses kann Niemand erwarten. Alles also, was bey solchen Mißverhältnissen dem Patrioten noch übrig bleibt, ist nur allein, daß er die Vortheile, die Verbesserungen, die neuen Entdeckungen, die von andern aufgeklärten Nationen in wichtigen Theilen des Handels und Gewerbes gemacht und durch Erfahrung bewährt werden, seinen Landsleuten baldmöglichst mittheile, und sie zu deren Benützung auf das Nachdrücklichste ermuntere *)."

"Unsre Nachkommen werden erstaunen, wie unmittelbar nach der Epoche eines Newton und Friedrich des Grossen ein so mächtiger Streit zwischen Licht und Finsterniß beginnen, auch die Zeiten der Diocletiane und Hildebrande wieder einbrechen konnten **)."

"Es ist für die ganze Humanität äusserst wohlthätig, und man kann es der Vorsehung nie genug verdanken, daß bey litterarischen Untersuchungen kein Schema examinandi Statt finde, nach welchem der denkende, nach Wahrheit forschende Mann in seinem Grundtexte gerade Nichts mehr und Nichts weniger sehen, oder davon glauben, überhaupt nicht mehr Vernunft haben darf, als nur etwa ein oder anderer litterarischer Parvenû absichtlich so will und gut findet ***)."

"Nie wird man ein Beyspiel aufweisen können, selbst nicht in der Theologie, daß der wahrhaft grosse Mann nur blinden Glauben für seine Meynung gefordert hätte. Vernunft und Seelendespotie ist ohne Ausnahme nur Zuflucht des Schwächlings, der, seiner Blöße bewußt, sich solcher Mittel bedient, um seine Schande zu decken, oder unredliche Absichten zu erreichen ****)."

"Sie wissen, wie herzlich und wie laut ich mich gefreut habe, als wir zuerst die Nachricht von einer Revolution in Frankreich erhielten. Ja ich behauptete sogar sehr freymüthig, daß die Opfer dieser ersten Erschütterung Niemanden befremden dürften, der irgend nur mit der Geschichte anderer Revolutionen bekannt wäre, und die Kraft eines Volkes von 25 Millionen erwägen wollte. Aber warum freute ich mich dieser so unerwarteten Staatsveränderung? Wahrlich doch nur aus folgenden Gründen: Es war bekannt, mit welchem eisernen Zepter diese Nation, die nur zur Freude geschaffen schien, Jahrhunderte lang wie Sclaven regiert, und von Blutsaugern aller Art willkührlich behandelt, muthwillig ausgesogen und auf das Schändlichste zertreten wurde. Das Ganze hatte schlechterdings sein Maximum erreicht. Der König selbst und seine Minister traten daher auf und sagten es dem Volke, daß nur ausserordentliche Mittel die Nation noch retten könnten. Die Grundsätze und die ersten Schritte der Nationalversammlungen ließen mit Recht

*) S. Sammlung einiger Aufsätze, Th. 1. S. 151 fgg. **) Th. 1. S. 223. ***) Th. 1. S. 198. ****) Th. 2. S. 68.

hoffen, daß auch dieses Volk den Segen einer milden, gerechten und weisen Regierung doch bald genießen könne. Aber wie geschwind und wie schrecklich veränderte sich diese Scene! Man glaubte, die Morgenröthe eines der schönsten und glücklichsten Tage in der Schöpfung zu sehen, der auch über andere Völker noch Segen verbreiten würde, und es war leider nur ein Meteor, auf welches Nichts als ein fürchterliches Erdbeben und die schrecklich finstersten Nächte folgten, die Jahre lang nur Menschenopfer geweiht wurden, und wo wüthende Canibalen den rasenden Demagogen zu Werkzeugen der ärgsten Greuel dienten, die je noch die Weltgeschichte nachweisen kann *)."

Folgenden sonderbaren Sprung des Verfassers aus der physischen in die moralische Welt wird man nicht ohne Verwunderung vernehmen: „Bey diesen so widernatürlichen, die Menschheit empörenden Verirrungen und Verwirrungen, die das 18. Jahrhundert auf ewig geschändet haben, möchte man beynahe glauben, daß auch eine physische Ursache zum Grunde liege. Ist es vielleicht eine gewaltsame Zersetzung der atmosphärischen Luft durch die zu häufigen Wetterableiter? Oder ist es die Annäherung des grossen, so lange erwarteten Cometen? Oder ist es der undurchdringliche Heerrauch, der sich über ganz Europa verbreitet hatte? Vielleicht werden unsere Naturkündiger dieß noch dereinst bestimmen können. Die Alten behaupteten es wenigstens, daß ganz ausserordentliche Naturbegebenheiten als warnende Vorboten der Gottheit anzusehen wären, wenn gewaltsame Veränderungen in der politischen Welt einbrechen sollten. Und merkwürdig bleibt es immer, daß gerade bey Cäsar's Tode ein ausserordentlicher Stern am Himmel erschien; daß der Zerstörung Jerusalems die fürchterlichsten Himmelszeichen vorangiengen; daß gleich nach dem Erdbeben von Lissabon der Alles erschütternde siebenjährige Krieg begann; daß mit dem Tode Friedrichs des Grossen alle Nordlichter mit Eins erloschen; und daß der bekannte Dr. Willis, wenn er nicht zu alt wäre, seinen so kräftigen Arm jetzt billig über halb Teutschland verbreiten müßte **)."

So wenig er immer Herr seiner Leidenschaften in Urtheilen war, und so oft er das rechte Maß und Ziel in Reden und Handlungen überschritt: so tief grub er doch seinem Herzen die grosse Lehre ein:

Nemesis bin ich und halt' in meiner Rechten das Maß hier,
Dir zu deuten, in Nichts schreite je über das Maß!

Um die Wahrheit stets vor Augen zu haben, schnitt er die Worte: ΜΗΔΕΝ ΑΓΑΝ in ein Fenster seines Museums ein, ließ auch eine Vignette mit diesem Symbol dem 2. Theile der Sammlung seiner Aufsätze vorsetzen, hatte diesen Wahlspruch oft im Munde, machte davon Anwendung auf die Französische Revolution, auf das menschliche Leben, auf die Mäßigung und

*) Th. 1. S. 244 flg. **) Th. 1. S. 252.

Beschränkung unserer Wünsche und Plane nach dem Maßstabe unserer endlichen Bestimmung. Nachdem er in einem seiner Aufsätze nach Anleitung der Herderischen Abhandlung über die Nemesis von dieser Cardinaltugend gesprochen, schließt er mit folgendem Bekenntniß: „Ich habe es nie geglaubt, und auch für mich nie erwartet, daß der Mensch hienieden nach seinen Wünschen immer vollkommen glücklich seyn könne. Bittere und unverschuldet erlittene trübe Tage habe ich immer als Warnungen vor Uebermuth und Aufforderungen zum Mitleiden gegen andere Unglückliche angesehen. Häusliche Freuden und einige mir äusserst schätzbare Freunde haben mir den Kummer immer reichlich ersetzt, den mir Andere wohl zuweilen machen wollten. Die Zudringlichkeiten, welche sich unedle Oligarchen wohl hin und wieder erlauben, suche ich so gut abzuweisen, als ich kann. Meinen Landesherrn möchte ich doch wohl zuweilen eben so zutraulich anreden, als jener redliche Soldat, der zu Heinrich dem Grossen sagte: Recht herzlich danke ich dir, daß du unser König bist. Und wenn ich dann rund um mich her in die weite Welt sehe, so danke ich Gott sehr oft für die Regierung, unter deren Schutz ich mein Tagewerk noch so zufrieden vollenden kann *)."

Bey Veltheim's manchfaltigen Talenten, war doch Tiefe des Geistes sein Eigenthum nicht, aber eine fein beobachtende, leicht fassende und sich leicht ausdrückende gesunde Vernunft, Genie und Witz nur in dieser Verbindung und ein lebhaftes Gefühl für das sichtbare Schöne. Sein empfänglicher und beweglicher Geist, seine Lebhaftigkeit und Wißbegierde, führten ihn von einem Gegenstand des Wissens auf den andern, von dieser Untersuchung auf jene, und die verschiedenartigsten Gegenstände beschäfftigten sein Nachdenken. Dieses beständige Herumirren von Wissenschaft zu Wissenschaft, ohne daß er sich bey einer auf immer fixirt hätte, würde einen weniger guten Kopf an der Auszeichnung in irgend einem Fach gehindert haben. Er erwarb sich in mehr als einer Gattung der Wissenschaften Beyfall. Litterarischen Ruhm hielt er des eifrigsten Strebens werth, und zog ihn jedem andern Genuß weit vor. Sein Ehrgeiz hieß ihn daher lange an den Aufsätzen feilen, welche er für das Publicum ausarbeitete. Sein Idol in der Litteratur war Lessing. Ihm ähnelt er in der Manier seiner gelehrten Discussionen, in der Beweglichkeit des Geistes, auch gewissermaßen in Ton und Ausdruck; doch hat sein schriftlicher Vortrag vielleicht noch mehr von dem Mauvillonschen, der gerade, ungesucht, nachdrücklich, beissend, und bisweilen etwas plump schrieb. Veltheim besaß einen eisernen Fleiß, sobald es darauf ankam, gewisse Untersuchungen durchzuführen und auf's Reine zu bringen; doch sprang er oft schnell ab und gieng zu ganz fremdartigen Untersuchungen über. Seine wissenschaftliche Bildung war von der Mineralogie und Bergwissenschaft ausgegangen; er hatte in dieselbe nach

*) Th. 1. S. 261.

und nach das Studium der ganzen Natur, unserer Erde, ja selbst des Himmels gezogen. Noch in den letzten Tagen seines Lebens beschäfftigte ihn der von Piazzi entdeckte neue Planet sehr lebhaft, und er erzählte mehrmahls selbst, daß er unsern Teutschen Astronomen Schröter vorzüglich aufgemuntert habe, seine Talente der Astronomie zu widmen. Geognosie gehörte zu seinen Lieblingsstudien, und er gieng mit dem Plane zu einem grössern Werke, über die Bildung der Oberfläche der Erde der Urzeit um, wovon seine Abhandlung über die Bildung des Basaltes und vormahlige Beschaffenheit der Gebirge in Teutschland, welche mehrere Auflagen erlebt hat, nur ein Bruchstück war. Auch seine Abhandlung über einige Hauptmängel der Eisenhütten in Teutschland ist einige Mahle aufgelegt worden. Durch seine sehr heftige und beleidigende Streitschrift: Ueber der Herren Werner und Karsten Reformen in der Mineralogie, Helmstädt 1793, zog er sich gleich heftige Ausfälle von Seiten der angegriffenen Partey zu. Indeß versöhnte er sich in der Folge mit Karsten, da ihn dieser in Braunschweig besuchte. „Wenn wir uns früher persönlich gekannt hätten, sagte er zu Karsten, so würden wir uns wahrscheinlich nicht so heftig angegriffen haben.“ In der Sammlung seiner Aufsätze wurde nun zwar der „über die Reformen in der Mineralogie“ wieder mit aufgenommen, aber von Grund aus umgearbeitet; Karsten blieb aus dem Spiele und nur Werner war der Gegenstand seiner Polemik. Ungeachtet seiner nicht sanften Angriffe übrigens auf Werner, Karsten und Girtanner (dessen Wortfabrik für die Teutschen Chemisten er in den Briefen über Manufacturen der Modebücher anzapft), ließ er den Verdiensten dieser Männer um die Mineralogie und Chemie Gerechtigkeit wiederfahren. Der Umgang mit Lessing hatte ihn ehemahls auf das Studium der Alterthümer und insonderheit der alten Kunst, vorzüglich in so fern es mit dem Studium der Natur und Mineralogie in Verbindung steht, geleitet, in welchem er in letztern Jahren lebte und webte. Der Umfang und die Weitläufigkeit dieser ihm bis dahin fremd gebliebenen Kenntnisse, das Bedürfniß einer gründlichen Einsicht in die alten Sprachen, um mit Hülfe derselben in's Innere des Alterthums einzudringen, konnten ihn nicht abschrecken. Er studierte mit Eifer die von ihm vernachlässigte Lateinische und Griechische Sprache, und erwarb sich wenigstens in der erstern die erforderlichen Kenntnisse, um die Alten, namentlich den von ihm viel gelesenen Plinius, zu verstehen. Er brachte eine Bibliothek der wichtigsten in dieses Fach einschlagenden Werke zusammen, und seinen naturhistorisch-archäologischen Erörterungen verdankt man schätzbare Aufklärungen. Wie alle seine Aufsätze, so tragen diese insonderheit das Gepräge von Scharfsinn und einer glücklichen Combinationsgabe, wiewohl man hier und da den Philologen von Profession vermißt, und mehr den Witz und das Sinnreiche bewundert, als sich überzeugt fühlt. Dieß gilt unter andern

von seiner zum Theil auf kühne Voraussetzungen gebauten Abhandlung: über die goldgrabenden Ameisen und Greifen der Alten. Wie fruchtbar und ergiebig seine naturhistorisch-antiquarischen Forschungen waren, darüber dürfen wir nur seine übrigen Aufsätze zu Zeugen aufrufen: Ueber das Feuersetzen der Alten und Hannibal's Methode, die Alpen zu sprengen; über die Barberini, jetzt Portland-Vase; über die Vasa Murrina (die er für Producte aus Chinesischem Speckstein hält); über Memnon's Bildsäule, Nero's Smaragd (ein Beryll oder Aquamarin), Tarentik und die Kunst der Alten, in Stein und Glas zu schneiden; über den Hydrophan der Neuern und den Pantarbas der Alten; über die Onyxgebirge des Ktesias (die er jenseit des Indus sucht in den Gebirgen, die Balla-Gauts heißen) und den Handel der Alten nach Ostindien. Auch die Abhandlung über die Reformen in der Mineralogie enthält viele schätzbare Bemerkungen über die Benennung einiger Steinarten bey den Alten und Neuern. Von Veltheim's Untersuchungen über Gegenstände der neuern Geschichte zeugt seine unterhaltende Schrift: Anecdoten vom Französischen Hofe, vorzüglich aus den Zeiten Ludwig's XIV. und des Herzogs-Regenten; aus Briefen der Herzogin von Orleans, Charlotte Elisabeth, Herzog Philipp I. von Orleans Witwe, Straßburg (Braunschweig) 1789. 3. Auflage 1795. 8. welche er mit einer sehr scharfsinnigen, in der Sammlung seiner Aufsätze zum zweyten Mahl, aber ausgeführter abgedruckten, Erörterung über die Masque de Fer begleitete. Ihm ist die eiserne oder vielmehr Sammtmaske ein Sohn der Anna von Oestreich, Gemahlin Ludwig's XIII. aus einer geheimen Ehe mit dem Cardinal Mazarin. — Eines schätzbaren kameralistischen Aufsatzes von Veltheim gedenken wir noch: Ueber die Fruchtsperre im Herzogthume Magdeburg. Sämmtliche angeführte Aufsätze, die Anfangs einzeln erschienen, gab er wieder verbessert, vermehrt und zum Theil umgearbeitet in seiner Sammlung einiger Aufsätze historischen, antiquarischen, mineralogischen und ähnlichen Inhalts, in 2 Bänden, Helmstädt 1800. gr. 8. heraus. Er erlebte noch die gute Aufnahme derselben und fand sich dadurch sehr belohnt.

Es wäre Manches übrig von ihm und über ihn zu sagen. Wir berühren nur noch ein Paar Puncte, die ihn als Menschen betreffen. Er war ein äusserst dienstfertiger, willfähriger und wohlthätiger Mann, voll Gefühl für Elende und Gedrückte. Er theilte reichliche Almosen aus, und unterstützte einige arme Ausgewanderte auf eine edle Art. Eben so bereitwillig war er, seine Freunde aus Geldverlegenheiten herauszureißen, wenn sie sich an ihn wandten. Durch seine gute Wirthschaft war er immer in der Lage etwas für Andere thun zu können. Zwar hat man ihm eine Härte gegen ein Paar Blutsverwandte vorgeworfen. Allein diejenigen, welche genauer davon unterrichtet sind, vertheidigen sein Benehmen mit guten Gründen und lassen ihm

hier Gerechtigkeit wiederfahren, wo der äussere Anschein gegen ihn war. Er ließ sich die gute und verhältnißmäßige Versorgung der Personen, die ihm ihre Dienste gewidmet hatten, redlich angelegen seyn.

Die positive Religion hielt er für eine nothwendige Stütze des Staats und der guten Ordnung, wiewohl er selbst Sceptiker war und für seine Person auf den öffentlichen Cultus den Werth nicht legte, welchen er doch unläugbar hat.

Sein Bildniß ist vor dem 16. Band der neuen Teutschen allgem. Bibliothek (1795) und vor Henke's Denkschrift (Elogium Aug. Ferdin. Comiti de *Veltheim* a. d. 2. Ianuar. 1802. dictum, Helmstad. 1802. 4.) Letzteres nach einem Gemählde von Schröder gestochen, welches Tischbein der Jüngere (J. H.) bereits im J. 1774 verfertigt hat.

Die Quellen sind Abt Henke's Elogium, und handschriftliche Beyträge. S. Schlichtegroll's Nekrolog der Teutschen für das 19. Jahrh. Bd. 1. S. 241. und Meusel's gel. Teutschl. 5. Ausg. Bd. 8. S. 194. Bd. 10. S. 765.

Vendome, Ludwig Joseph, Herzog von, ein sehr berühmter Feldherr, aus Königlichem und Heldenblute entsprossen, der sich dem grossen Manne unstreitig mehr nähert, als der in unserm Handbuch bald folgende Herzog von Villars, sollte er ihm auch in der gewöhnlichen Schätzung nachgesetzt werden.

Er war ein Abkömmling Heinrich's IV. oder des Grossen Königs von Frankreich. Sein Großvater dankte sein Daseyn der Schwäche dieses sonst vortrefflichen und wahrhaft grossen Königs für die schöne Gabrielle. Er wurde auch von dem Könige und dem Königlichen Hause als ein Verwandter anerkannt; und sein eigenes Bewußtseyn ließ ihn nie vergessen, welcher Abkunft er sey, und welcher Rang ihm das Verhältniß gebe, in welches er durch diese Abkunft zu der Königlichen Familie und zu der ganzen Französischen Nation gesetzt war. Sein Vater, Herzog Ludwig von Vendome, vermählte sich mit Laura von Mancini, einer Nichte des Cardinals Mazarini: diese Vermählung war freylich weniger unanständig, als jene vom Cardinal Richelieu (der nicht erwog, was das heißt: ein Herzog von Sachsen!) dem Herzoge Bernhard von Weimar zugemuthete. Der Erstgeborne dieser Ehe war **Ludwig Joseph**: geboren im J. 1654. Ihm folgte nur noch ein Sohn, der unter dem Namen Großprior von **Vendome** ebenfalls in dem Erbfolgekriege bekannt geworden ist. Mit diesen Beyden ist dieß Geschlecht erloschen.

Für einen Königsabkömmling gab es damahls noch keine würdige Beschäfftigung, als den Krieg. Zu der Zeit, als Ludwig **Joseph** in seinem 17. Jahre, 1672, seine Uebungszeit antrat, — er folgte Ludwig XIV. als Freywilliger nach Holland — lebte noch der grosse Türenne; freylich nur noch wenig Jahre. So lange hatte **Vendome** noch Gelegenheit, seine kriegerischen Talente unmittelbar unter den Augen des grossen Mannes zu

entwickeln; er freute sich der Aufmunterung, seine ersten Versuche von ihm bemerkt zu sehen. Das Gefühl für Heldenruhm wurde in ihm durch jenes grosse Beyspiel erweckt. Es ist dieß aber auch das Einzige, was in ihm für Grösse irgend einer Art lebhaft wurde und wirksam geblieben ist. In der bekannten Schlacht bey Altenheim, in welcher Türenne auf dem Schlachtfelde sein Heldenleben endete, aber seinem Nachruhme die Ewigkeit zusicherte, trug Vendome das Ehrenzeichen einer Wunde davon. In der Folge zeigte er, daß es nicht das Beyspiel jenes grossen Feldherrn allein war, was ihn zur Entwickelung seiner ausserordentlichen Anlagen reizen konnte. Auch während des übrigen Verlaufs dieses und des nächstfolgenden Krieges fuhr er fort, seinen Beruf zu einem einst berühmten Feldherrn zu rechtfertigen.

Bald erstieg er, nachdem er, wie ein Krieger, der sein Glück macht, durch alle Stufen gegangen war, die Stufe des militärischen Ranges, welche Ludwig XIV. für Prinzen vom Geblüte als die höchste bestimmt hatte, die eines Generallieutenants der Königlichen Armeen: den Marschallstab gab er nie einem Prinzen, der mit dem Königlichen Hause verwandt war. Um eben die Zeit, im J. 1689, erhielt er das Gouvernement in der Provence. Wir wollen nicht übergehen, daß sich Vendome bey der Einnahme von Luxemburg 1684, von Mons 1691, von Namür 1692, im Treffen bey Steenkerken, und in der Schlacht bey Marsaglia oder Marsaille in Piemont ausgezeichnet habe. Vor der Schlacht bey Steenkerken im J. 1692 sagte der Marschall von Luxemburg, da er durch die Glieder ritt, um einem Jeden Muth einzusprechen, daß er sich wohl halten sollte, zu Vendome: „Ihnen brauche ich Nichts zu sagen.“ — „Herr Marschall, erwiederte Vendome, ich mag bleiben oder leben, so sollen mich heute alle brave Leute loben.“ Von dem J. 1694 an führte er den Oberbefehl über die Armeen in Italien und Spanien; führte ihn besonders in Catalonien zwey Jahre lang mit fast ununterbrochenem Glücke, und krönte seinen längst erworbenen Ruhm durch die Eroberung von Barcellona (am 5. August des gedachten Jahres), und die wichtigen Folgen, welche, besonders der letzte glückliche Feldzug, selbst bis in den Friedensschluß zu Ryswyck nach sich zog. Im J. 1702 ward er vom Könige zum Commandeur der Armee in Italien an die Stelle des Villeroi's, der lauter Unglück gehabt hatte, ernannt. Vendome erschien, und die Franzosen erhielten Vortheile. Er erfocht zu Santa Vittoria und Luzara im Mantuanischen zwey Siege über die Kaiserlichen, ließ die Blokade von Mantua aufheben, vertrieb die Kaiserlichen aus Seraglio im Herzogthume Mantua, rückte in's Tridentinische vor, und nahm daselbst mehrere Plätze ein. Als ihn die Niederlage des auch als Feind aufgetretenen Herzogs von Savoyen nöthigte, auf Piemont loszugehen, machte er sich Meister von Asti, Vercelli, Ivrea und Verua, nachdem er am 7. May 1704 die Arriergarde des Her-

zogs bey Turin geschlagen hatte. Von der Zeit an, da er selb
an der Spitze der Armee stand, hätte auch der gemeinste Sold
sein Leben für ihn aufgeopfert. In dem Winter von 1705 muß
er die Stadt Verua belagern. Tag vor Tag füllte der Schnee di
Laufgräben an, und der Frost machte die Erde so hart wie Stein.
Alle Augenblicke fielen die Soldaten vor Erstarrung todt nieder.
Weil aber die Armee wußte, daß die Ehre ihres Anführers, de
sie ihren Vater nannte, darauf beruhte, diese Stadt zu erobern,
so ward auch kein Murren gehört. Wie er den Prinzen Eugen
1705 zu Cassano schlug, so schlug er den Grafen von Revent-
lau 1706 zu Calcinato, und war nahe daran, sich Meister von
Turin zu machen, als man ihn nach Flandern schickte, um Vil-
leroi's Verluste wieder gut zu machen. Nachdem er sich verge-
bens bemüht hatte, die dortigen Angelegenheiten wieder herzu-
stellen, gieng er nach Spanien, dem Könige Philipp V. zu
Hülfe, und brachte seinen Muth und sein Glück mit dahin.
Die Grands berathschlagten über den Rang, welchen sie ihm
unter sich geben sollten. „Mir ist jeder Rang recht, sprach er
zu ihnen: ich komme nicht, Ihnen den Vortritt streitig zu ma-
chen, sondern Ihren König zu retten.“ Er rettete ihn wirklich.
Philipp V. hatte weder Truppen noch Generale mehr. Vendo-
me's Gegenwart galt ihm für eine Armee: sein bloßer Name
zog eine Menge Freywilliger herbey. Man hatte kein Geld; die
Gemeinheiten der Städte, Dörfer und Klöster gaben dasselbe her.
Die ganze Nation wurde vom Geiste des Enthusiasmus ergriffen.
Vendome benützte diese Wärme, verfolgte die Feinde, brachte
den König nach Madrid zurück, nöthigte die Sieger, sich gegen
Portugal zurückzuziehen, setzte durch den Tajo, machte Stan-
hope mit 5000 Engländern gefangen, hohlte den General Sta-
remberg ein, und erhielt am 10. December 1710 den berühmten
Sieg bey Villaviciosa über ihn. Die Schlacht befestigte die
Spanische Krone auf Philipp's V. Haupt auf immer. Man
sagt, der König hätte nach der Schlacht kein Bett gehabt, und
der Herzog von Vendome zu demselben gesagt: „Sire, ich will
Ihnen das schönste Bett bereiten, auf welchem je ein Monarch
schlief.“ In demselben Augenblicke ließ er eine Matratze von
Standarten und Fahnen, die dem Feinde abgenommen waren,
unter einem Baume bereiten. Der König warf sich, wie er war,
in Kleidern und Stiefeln darauf, und schlief 4 bis 5 Stunden.
Zur Belohnung für seine Siege erhielt Vendome den Titel und
die Ehrenzeichen des ersten Spanischen Prinzen vom Geblüte.
Ja Philipp V. empfand gegen Vendome eine solche Dankbe-
gierde, daß er ihm laut sagte: „Ich verdanke Ihnen die Kro-
ne!“ Vendome, der Feinde und Neider hatte, ob er gleich
Nichts, als Freunde zu haben verdiente, legte dem Könige die
Ehre von dem Siege bey, und antwortete ihm: „Ihre Maje-
stät haben Ihre Feinde, und ich die meinigen besiegt.“ Als
Ludwig XIV. den Ausgang des Treffens bey Villaviciosa ver-
nahm, worin eine Armee, die vorher allemahl geschlagen worden

war, nunmehr den Sieg davon getragen hatte, weil sie dießmahl vom Vendome in's Treffen geführt worden; sagte er: „Da sehe man einmahl, was ein Mann mehr thun kann!" Und Ludwig schrieb an den siegreichen Feldherrn sogleich einen Brief, der voll der ehrenvollsten Ausdrücke war. Ein General hatte die niedrige Unklugheit zu sagen, solche Dienste sollten auf eine ganz andere Weise belohnt werden. „Sie irren sich, antwortete ihm Vendome lebhaft; Menschen, wie ich, werden bloß mit Worten und in Papier bezahlt." Philipp V. sagte eines Tages zu dem Herzoge von Vendome: „Es ist doch zu bewundern, da Sie einen Vater gehabt haben, dessen Geist und Kräfte sogar mittelmäßig waren, daß Sie gleichwohl in der Kriegskunst ein so grosser Mann geworden sind." — „Mein Bißchen Verstand, antwortete Vendome, mag wohl etwas weiter herrühren;" womit er dem Könige zu verstehen geben wollte, er wäre nach Heinrich IV. gerathen, von welchem er herstammte.

Vendome hatte seine Feldherrntalente in einem hohen, und nur von Wenigen erreichbaren Grade ausgebildet; dagegen war seine Cultur als Mensch hinter der als Krieger sehr zurückgeblieben. Die Natur hatte ihn jedoch auch für diese Bestimmung nicht stiefmütterlich ausgestattet. Er gehörte im Ganzen genommen zu den gutartigen Menschen.

Er war körperlich wohlgebildet, hatte einen freyen, heitern Blick, etwas Edles, sobald er wollte, in seinem Anstande und ganzen Wesen. Eben so vermochte er, sobald er wollte, etwas sehr Einnehmendes, Gefälliges und Verbindliches in sein Betragen zu legen. Er hatte einen vorzüglichen Verstand, viel Klugheit und Geschmeidigkeit. Er war furchtlos, sanft, ohne Stolz und Prachtliebe, und kannte weder Haß, noch Neid, noch Rache. Er war nur gegen Fürsten, gegen die Grossen und Vornehmen stolz: gegen alle Uebrigen, gegen Geringe, denen es nie einfallen konnte, sich ihm gleich stellen zu wollen, betrug er sich mit Leutseligkeit wie gegen seines Gleichen. Er war freygebig, offenherzig und ohne Verstellung und Heucheley. Er konnte sehr heiter, sehr angenehm seyn, und selbst Andere, die um ihn waren, in diese Stimmung versetzen.

Mit diesen guten, sehr empfehlenden, und empfehlungswerthen Eigenschaften hatten sich jedoch, durch die bey Grossen so häufige Vernachlässigung einer weisen Erziehung, eben so viele, theils abstoßende, theils unsittliche Eigenschaften so wunderbar verbunden, daß daraus die seltsamste und grossentheils wenigstens widrigste Mischung entstanden war. Er war im höchsten Grade und auf die gröbste Weise sinnlich, weichlich und bequem. Der bey Weitem größte Theil seiner Lebenszeit war zwischen dem Bette, dem Tische, dem Nachtstuhle, und einer Art sinnlicher Lüste getheilt. Selbst als Oberfeldherr im Lager stand er nicht selten erst um 4 Uhr des Nachmittags aus dem Bette auf. Dann saß er mehrere Stunden lang auf dem Nachtstuhle. Hier frühstückte er, hier nahm er Besuch, selbst förmliche Gesandtschaften an,

hier ertheilte er Ordres, hier las und schrieb er seine Briefe, hörte Berichte, ertheilte Resolutionen. Hier war er am Gesprächigsten, Heitersten, Liebenswürdigsten. War hier vollendet, dann ließ er sich ankleiden, ritt aus, oder gieng durch das Lager, unterhielt sich mit den Soldaten, beobachtete den Feind. — Dieß war die Zeit, wo er sich in der ganzen Thätigkeit eines Feldherrn zeigte. War er nicht bey einem Heere, so überließ er sich auch in dieser Zeit seiner Bequemlichkeit. Er überließ sich ihrer auch im Felde ganz wieder, sobald er sich zur Tafel gesetzt hatte, wo er eine grosse Menge Speisen, besonders stinkende Fische, mit vieler Begierde und auf eine höchst unsaubere Weise genoß.

Ueberhaupt war seine ganze Lebensart höchst cynisch. Er führte sie theils aus Bequemlichkeitsliebe und Verwöhnung, theils suchte er Etwas darin, und nannte seine Art zu leben eine Einfachheit der Sitten, nach der Weise der alten Römer. An seinem Körper, in seinen Kleidern, in seiner ganzen Lebensart herrschte durchgehends der ekelhafteste Schmuz. In seinem Bette wohnten Hunde und Hündinnen, entledigten sich ihrer Bedürfnisse, und warfen ihre Jungen. Wenn sein Nachtstuhl, während er darauf saß, überfloß, wurde das Gefäß, ohne Ansehen der Personen, in Gegenwart Aller, die bey ihm waren, ausgeleert. Desselben Gefäßes, was im Nachtstuhle gebraucht wurde, bediente er sich anstatt eines Barbierbeckens. Seine Art zu essen verdarb jedem Andern den Appetit. Er pflegte der unnatürlichen Wollust, und mied das weibliche Geschlecht. Erst im J. 1710 vermählte sich der Lüstling, nur um grosses Vermögen zu erhalten, was seinen zerrütteten Finanzen wieder aufhelfen sollte, mit einer Tochter des Prinzen von Condé, Marien Annen von Bourbon; mit welcher er keine Kinder zeugte.

Eine Lebensart, wie die seine, mußte seine Gesundheit früh zerrütten. Er litt in seinen spätern Jahren fast beständig an Podagra und Gicht. Indeß änderte dieß Nichts in seiner Lebensweise, machte ihn auch nicht unfähig, wenn es galt, in's Feld zu ziehen, und ein Heer mit Geschicklichkeit und Glück anzuführen. Denn eben dieser Mann, der sich selbst im Felde jeder Bequemlichkeit und Trägheit, einer völlig cynischen Lebensart überließ, war doch unternehmend, thätig, unermüdet, sobald es nöthig wurde, erhielt die Armee in steter Regsamkeit, unternahm Dinge, die Niemand wagte und erwartete, wußte Alles, was vorgieng, betrieb Alles, war überall, selbst von seinem Nachtstuhle aus, die Seele der ganzen Armee.

Diese Thätigkeit wußte er zu jeder Zeit, auch dann, wenn er sich der trägsten Ruhe überließ, durch das ganze Heer zu erhalten; unerachtet es nur wenige Stunden waren, die er täglich, im Lager oder auf einem Marsche, seiner Feldherrn-Bestimmung widmete. Sein Geist war eines hohen Grades von Thätigkeit und Energie fähig, der um so mehr Bewunderung erregen mußte, da er sich den größten Theil seines Lebens einer

gänzlichen Abspannung überließ. In jedem Augenblicke, da er es wollte, erhob sich sein Geist zu einem Grade der Kraft und Thätigkeit; seine Phantasie gerieth in eine Wirksamkeit, die ihn in den Stand setzte, in wenig Minuten weit mehr zu denken, zu wollen und auszurichten, als wozu ein anderer, auch nicht unfähiger Kopf mehrere Tage bedarf. Nie zeigte sich jedoch seine Geisteskraft mehr, als in der Stunde der Schlacht. Derselbe Mann, der einige Minuten vorher noch als der trägste Weichling erschien, war, sobald er zu Pferde stieg, ein kühner, rascher, rastloser Krieger, und unermüdlicher Anführer, ein Held. Er konnte dann den vollgültigsten Anspruch auf den Namen eines Feldherrn machen; er schien ein grosser Mann zu seyn. In der Stunde der Erhohlung sank er sogleich wieder in seine thatlose Trägheit, in seine ganze cynische Lebensweise zurück.

Ein Mann von einem solchen Character und solchen Gewöhnungen konnte unmöglich an einem Hofe, wie der Ludwig's XIV. er konnte weder Ludwig, noch der Frau von Maintenon gefallen. Es konnte aber auch ihm unmöglich bey Hofe und in der Gesellschaft dieser Personen gefallen. Er hielt sich daher größtentheils in der Entfernung vom Hofe, auf seinem Schlosse Anet, auf, wo er ganz nach seiner Weise lebte; seine Thätigkeit, in den Momenten, wo sie erwachte, mit Bauplanen beschäfftigte, und jede Laune dieser Art mit dem ausschweifendsten Kostenaufwande befriedigte. In dieser Entfernung vom Hofe des Königs unterhielt er doch eine nähere Verbindung mit dem Dauphin, dem Sohne Ludwig's XIV. der ebenfalls in einer Art von selbst gewähltem Exil lebte. Aehnliche Verhältnisse gegen den Hof, eine Aehnlichkeit in der Lebensweise, vielleicht auch noch andere, weit hinausgehende Absichten, auf Seiten Vendome's, vereinigten sie mit einander. Bekanntlich hat Ludwig nirgends deutlicher, nirgends auf eine widrigere und unnatürlichere Art seine despotische Denkungsart gezeigt, als in seinen Gesinnungen und seinem Verhalten gegen diesen seinen ältesten, damahls einzigen Sohn. Er hielt ihn nicht nur von jedem Antheile von den Regierungsangelegenheiten auf das Sorgfältigste entfernt; er behandelte ihn nicht nur mit sichtbarer Kälte, wohl gar Mißtrauen: sondern er sah es sogar gern, daß er ein dem künftigen Monarchen so wenig würdiges Leben führte. Er lebte in der letztern Zeit der Regierung Ludwig's meistens auf seinem Lustschlosse zu Meudon; in gänzlicher Entfernung vom Hofe. Hier versammelten sich um ihn diejenigen Grossen, besonders Krieger, welche theils mit der jetzigen herrschenden Partey, wie er, unzufrieden waren; oder die unter der Regierung eines so anscheinend unfähigen Monarchen einen beträchtlichen Antheil an der höchsten Gewalt zu erhalten hofften. Der Herzog von Vendome gehörte zu denen, welchen der Dauphin das meiste Vertrauen bezeigte. Er besuchte ihn selbst auf seinem Landgute, und Vendome brachte wieder von Zeit zu Zeit länger bey ihm zu

Meudon zu. An dem Hofe des Königs erschien er nur, wenn er mußte; ungeachtet er von diesem stets die Beweise einer wahren Achtung erhielt.

Sein Antheil an dem Spanischen Erbfolgekriege ist aus der Geschichte desselben bekannt. Folgt man demselben mit unpartenischen Blicken, so scheint es unzweifelhaft, daß er in demselben einen weit wahrern und entschiedenern Helden- und Anführersberuf bewährt habe, als Villars in dem seinigen. Urtheilte auch Ludwig hierüber nicht so, als die Nachwelt; so verfuhr er doch so, als ob er darüber eben so geurtheilt hätte. Er bediente sich seiner da, wo Etwas verdorben und wieder gut zu machen war; und grossentheils nicht ohne glücklichen Erfolg. Da, wo es nicht so eintraf, als man erwartet hatte, konnte ihm nur mit Unrecht die Schuld beygemessen werden. In Italien übertrug ihm Ludwig den Oberbefehl, nachdem Villeroi gefangen, und der Name Eugen der Schrecken des ganzen Französischen Heeres geworden war. Vendome hob wieder auf's Neue den Muth der Soldaten. Er war derjenige unter den Französischen Feldherren, welcher sich rühmen konnte, die meisten und zum Theil sehr wichtigen Vortheile über Eugen, Stirn gegen Stirn, gewonnen zu haben. Villars erlangte seine Siege da, wo Eugen nicht mit ihm zusammentraf. Vendome konnte sich zwar keines über ihn erfochtenen Sieges rühmen, hatte ihm aber doch stets die Stirn geboten, ihm so manchen Sieg vereitelt, ihn oft sehr in die Enge getrieben, und ihn durch sein Genie und seine Thätigkeit gezwungen, die ganze Kraft seines Genies zusammenzunehmen, um sein Uebergewicht über ihn zu behaupten. Und dieß vermochte Vendome mehr als irgend Einer der Französischen Feldherren; denn er war mehr, als irgend Einer der Uebrigen, fähig, den Muth der Soldaten zu beleben und zu erhalten, und ihre persönliche Zuneigung zu gewinnen. In der Disciplin war er, ausser dem Dienste, sehr nachsichtig. Selten bestrafte er Unordnungen, die nicht zugleich Versäumnisse der Soldatenpflicht waren: nur diese ahndete er mit der äussersten Strenge. Versäumten seine Soldaten Nichts im Dienste, und zeigten sie sich in der Schlacht, oder bey anderen Unternehmungen brav und muthvoll; so übersah er Plünderungen, in des Feindes Lande, Liederlichkeiten aller Art, Unordnungen in den Kleidern und der Lebensart; ließ überhaupt Jeden treiben und thun, was ihm gelüstete. Stets beobachtete er gegen sie das freundliche, ja vertraute Wesen, was bey Grossen, besonders Kriegern, ein so wirksames, nie fehlendes Mittel ist, die Herzen der Niedern zu gewinnen. Wenn er durch's Lager gieng, oder ritt, redete er sie an, munterte sie auf, sich einen guten Tag zu machen, und theilte Geschenke aus, um seinen Ermahnungen den erforderlichen Nachdruck zu geben. Bey gutem Wetter gieng er durch einen Theil des Lagers, von Zelt zu Zelt. Wo er Soldaten truppweise vor den Zelten bey einander fand, redete er sie an, hielt sich auch wohl einige Minuten bey ihnen auf. „Wie steht's,

Kinder, ist die Suppe schon gegessen?" Noch nicht, Monseigneur, aber sie ist fertig. „Nun dann, so wollen wir essen." Er gieng mit in das Zelt. Die Soldaten trugen die Suppe auf; und der General mischte sich unter sie, als wollte er an ihrer Mahlzeit Theil nehmen. Hatte er dann einen Löffel voll genossen, so entfernte er sich wieder, und warf, im Weggehen, einige Louisd'or in das Zelt, mit den Worten: „Adieu, Kinder, trinkt einmahl auf meine Gesundheit!" Durch dieß Betragen hatte er die persönliche Zuneigung der Soldaten so an sich gefesselt, daß er mehr mit ihnen auszurichten vermochte, als jeder Andere. Wenn dieß nicht überall durch den Erfolg so bestätigt ist, so war die Ursache in äusseren Umständen und Verhältnissen zu suchen, die stärker wirkten, als sein Talent, sein Muth und seine Popularität. Am Auffallendsten war dieß merkbar, als er mit dem Herzoge von Burgund das Commando in den Niederlanden führte. Ludwig hatte ihn unter den schmeichelhaftesten Aeusserungen seines Vertrauens 1706 aus Italien abgerufen, um ihn dorthin zu senden, wo sehr Viel verdorben, also auch sehr Viel gut zu machen, und gegen Eugen und Marlborough zugleich zu kämpfen war. Als er ihn in Versailles empfieng, umarmte er ihn in Gegenwart des ganzen Hofes, sagte laut: „Daß er sich über seine Ankunft ungemein freue," nahm ihn dann mit sich in sein Cabinet, und blieb einige Stunden lang mit ihm eingeschlossen. Man weiß aus der Geschichte dieser Feldzüge (1707 und 1708) in den Niederlanden selbst, daß und warum er die Erwartung des Königs dießmahl nicht befriedigte. Sein Empfang war daher auch ganz anders, als er (im Anfange des J. 1709) an den Hof zurückkehrte. Ludwig empfieng ihn höflich, aber mit der kalten Erhabenheit, die er so sehr in seiner Gewalt hatte. Das Unglück dieses Feldzuges, die Mißhelligkeiten Vendome's mit dem Herzoge von Burgund, wovon ihm die Schuld ausschließend zugeschoben wurde, waren die Ursache davon. Von dem Commando, das er geführt hatte, war so wenig die Rede, als von einem, das er wieder führen sollte. Vendome entfernte sich daher bald wieder vom Hofe, und begab sich nach seinem Schlosse zu Elichi; wo er seine gewohnte Art zu leben wieder anfieng, und bis in den August des J. 1710 ungestört fortsetzte. Um den Hof und den König bekümmerte er sich wenig, und es schien, als ob sich der Hof um ihn auch wenig bekümmerte. Sein Ruhm und die Achtung Frankreichs und Europens vor seinen Feldherrntalenten war durch seine Entfernung von dem Schauplatze des Krieges indessen nicht verringert. Selbst Ludwig hegte fortwährend eine wahre und grosse Achtung vor ihm, und willigte daher gern ein, als man (in dem angezeigten Jahre) von Spanien aus ihn sich, an der Spitze eines Französischen Hülfscorps, zur Rettung des Königs Philipp erbat.

Vendome sah sich abermahls aus seiner Zurückgezogenheit und seiner Bequemlichkeit aufgestört und zu der Wiederherstellung

einer völlig verdorbenen Angelegenheit aufgefordert. Er folgte diesem Rufe, und dießmahl um so lieber, da er nicht glaubte, fürchten zu dürfen, daß eine andere Autorität, wenigstens bey dem Heere, der seinigen entgegen wirken, und die Früchte seiner Bemühungen vor ihrem Entstehen vernichten werde. Als er nun bey Hofe erschien, um seine Verhaltungsbefehle einzuhohlen, gewährte ihm Ludwig wieder ganz die schmeichelhafte Aufnahme, die ihm zu erkennen gab, daß er auf ihn Vertrauen setzte, und seinen Diensteifer zu beleben wünsche. Auf diese Weise suchen die Grossen das Bedürfniß der Dienste Geringerer schon in eine Verbindlichkeit für diese zu verwandeln. Die Dienste, die sie erwarten, dürfen von ihnen dann nur als ein Zoll der Dankbarkeit aufgenommen werden. Der Retter des jüngern Bruders mußte auch erst mit dem Aeltern versöhnt werden. Man veranstaltete es, daß der Herzog von Burgund ihm auf halbem Wege entgegen kommen mußte. Vendome machte ihm dann wieder seinen Besuch, und wurde mit allen Aeusserungen der Achtung von ihm aufgenommen. Ungeachtet er von der Gicht übel gemißhandelt wurde, begab er sich doch am 25. August 1710 nach Spanien auf die Reise, und setzte dieselbe, meistens in einer Sänfte, ununterbrochen fort. Auf diesem Zuge begleitete ihn der Abbé, nachherige Cardinal Alberoni, der (seit dem J. 1702) sein Secretär, und unzertrennlicher Gesellschafter gewesen war. Dieser kluge und gewandte Italiener hatte einen wesentlichen Antheil an der schnellen und grossen Veränderung der Verhältnisse, welche durch Vendome's Ankunft in Spanien bewirkt wurde. Er erforschte die Gesinnungen der Grossen Spaniens, bewirkte bey Vielen durch seine Beredtsamkeit, daß sie sich für Philipp erklärten, und Vendome mit Geld und Lebensmitteln reichlich unterstützten. Er half dem Herzoge, durch die Intriguen des Spanischen Hofes sich hindurch arbeiten; war Ursache, daß die Prinzessin Ursini ihm ihre Abneigung nicht noch kräftiger empfinden ließ. Gefallen konnte einer Frau, wie die Fürstin Ursini, ein Mann, wie Vendome, wohl auf keine Weise, und einem Manne, wie Vendome, konnte es wohl nie einfallen, sich an die Fürstin Ursini anzuschließen, ihrer Allgewalt zu huldigen, und ihre Gunst zu suchen. Aus diesem gegenseitigen Mißfallen und Geringschätzen mußte gar leicht und fast unvermeidlich, bey dem Uebergewichte, welches das Waffenglück dem Herzoge gab, eine Feindschaft auf Seiten der Prinzessin entstehen. Vendome verachtete sie, und nur Alberoni konnte ihn überzeugen, daß sie wichtig genug sey, sie zu beobachten. Alberoni übernahm dieß Geschäfft, so wie er alle übrigen Angelegenheiten des Herzogs besorgte. Er übernahm dieses Geschäfft besonders gern; denn schon jetzt mochten Ideen in ihm keimen, die in der Folge zu den bekannten, und größtentheils auch von diesem ausserordentlichen Manne ausgeführten Riesenplanen heranwuchsen. Er gewann die Gunst der Prinzessin Ursini, ohne den Herzog an sie zu verrathen, oder sich von ihm zu entfernen.

Er benutzte vielmehr den Einfluß, den er auf Beyde erhielt und behauptete, um sie einander wieder zu nähern. Es gelang ihm, der Prinzessin Ursini einleuchtend zu machen, daß es ihr vortheilhafter seyn müsse, sich einem Manne von so grossem Ansehen bey dem Könige und der Nation zu verbinden, als mit ihm in Feindschaft zu leben, und Vendome machte er auf die Hindernisse aufmerksam, die sie seiner Wirksamkeit in den Weg legen konnte, und zum Theil schon gelegt hatte. Er vermochte sogar die Prinzessin, die ersten Schritte zu dieser Vereinigung zu thun, und erhielt das bessere Verhältniß auch von dieser Zeit an, bis zu dem Tode des Herzogs, der freylich schon im J. 1712 erfolgte.

Es war nicht der Tod des Helden, und gereichte so wenig zur Erhöhung seines Ruhms, daß die Erzähler seines Lebens auch meistens die Art seines Todes mit Stillschweigen übergehen. Indessen ziemt der Biographie eine Schonung nicht, welche dem Panegyricus vielleicht wohl stehen mag. Es ist die Pflicht des Biographen, den Schleyer abzuziehen, wo die Wahrheit ihren Blick hinrichtet, die Pflicht des Panegyristen mag seyn, überall, wo die Grazien ein Aergerniß nehmen könnten, den Schleyer überzuwerfen. Ein schöneres Bild ist es, Vendome, den Helden, auf dem Bette der Ehre sterben zu sehen, als Vendome, den unmäßigen Fresser, sich nach einer Magenüberladung krümmen und winden, und endlich seinen Geist aufgeben zu sehen. Allein die Wahrheit fordert es, die Hülle von diesem Letztern wegzuziehen, und den Beobachter, mit dem Fingerzeige der Characteristik, darauf hinzuweisen: so starb Vendome. Er war von Madrid zu Vivaros (Vignaros) in Valencia angekommen, um die Anstalten zur Eröffnung des Feldzugs im J. 1712 zu machen, als er sich durch übermäßigen Genuß seiner Lieblingsspeise, Fisch, eine Indigestion zuzog, und auf diese Weise am 11. Juny im 58. Jahre sein Leben endigte. Philipp V. wollte, daß die Spanische Nation für ihn, als den Erretter, Trauer anlegte: eine Auszeichnung, die noch unter dem war, was er verdiente. Er wurde im Pantheon des Escurials mitten unter den Infanten und Infantinnen von Spanien begraben.

Wie ganz anders hätte dieser Mann sein Leben enden, und wie viel grösser und reiner seinen Nachruhm hinterlassen können, wenn er eben so viel Sittlichkeit, als Heldentalente besessen hätte! Wie sehr muß man wünschen, daß die grossen Männer, besonders Krieger, auf diese Bemerkung achten möchten — und wie wenig beweist die Geschichte, daß sie darauf geachtet haben! Ist es eine Seltenheit, auch im 18. Jahrhundert, selbst in den spätern Zeitabschnitten desselben, daß der Schmuz des Privatlebens, besonders ausgezeichneter Kriegsanführer, den Glanz ihrer öffentlichen und selbst grossen Thaten verdunkelt? so daß der Geschichtschreiber Mühe hat, diese nur so weit von jenem zu säubern, daß sie eine unparteyische und richtige Schätzung erfahren? Und je weiter die Menschheit zu ihrem grossen Ziele der vollendeten Sittlich-

Zeit fortrückt, desto gemischter wird der Nachruhm solcher Männer erscheinen, desto mehr ihr Verdienst durch ihre Unsittlichkeit, wo nicht vermischt, doch verdunkelt werden. Wer die reine Verehrung der Nachwelt gewinnen will, der muß reine Sitten mit einem reinen Verdienst vereinigen. Wer zum Helden sich berufen fühlt, und auszubilden gedenkt, mag doch also wohl erst darauf bedacht seyn, sich vorher zum sittlich guten Menschen auszubilden. Die Grösse seiner Thaten, und wäre sie auch noch so glänzend und entschieden, wird doch die Beobachtung der Nachwelt von der Kleinheit seines Characters und Niedrigkeit seiner Sitten nie ganz abhalten; jene wird nie diese vergüten, oder auch nur entschuldigen können.

Die Geschichte seiner Feldzüge hat der Ritter von Bellarive, Paris 1714. 12. geliefert.

S. Stöver's unser Jahrhundert, fortges. von C. D. Voß, Th. 5. S. 358. vergl. Großmann's neues hist. biograph. Handwörterb. Bd. 7. S. 523.

Vendome, Philipp von, Großprior von Frankreich, und Bruder des Vorhergehenden, 1655 zu Paris geboren, zeichnete sich anfänglich unter dem Herzoge von Beaufort, seinem Oheim, aus, welchen er bey seiner Expedition von Candia begleitete. Er folgte darauf Ludwig XIV. im J. 1672 zur Eroberung von Holland, und zeichnete sich bey dem Uebergange über den Rhein, bey den Belagerungen von Mastricht, Valenciennes und Cambrai, in der Schlacht bey Fleurus und Marsaglia, wo er verwundet wurde, und bey mehreren anderen Gelegenheiten aus.

Im J. 1693 ward er Generallieutenant, und erhielt das Gouvernement der Provence, an der Stelle seines Bruders, des Herzogs von Vendome, der nach Catalonien gieng. Einige Zeit darauf folgte er ihm dahin nach, und zeigte sich bey der Belagerung von Barcellona 1697, und bey der Niederlage des Vicekönigs von Catalonien, Franz von Velasco, als Held.

Im Successionskriege wurde er nach Italien geschickt, wo er den Kaiserlichen mehrere Plätze wegnahm; aber nach der Schlacht bey Cassano, welche am 16. August 1705 geliefert wurde, und wobey er sich durch seine Schuld nicht befand, fiel er in Ungnade. Er zog sich nach Rom zurück, nachdem er die meisten seiner zahlreichen Benefice niedergelegt hatte. Der König wies ihm eine Pension von 24,000 Livres an. Nachdem er eine Reise nach Venedig gemacht hatte, gieng er durch das Graubünderland nach Frankreich zurück. Thomas Maßner, Rath von Chur, ließ ihn am 28. October 1710 arretiren, indem er sagte, er müßte sich der Repressalien bedienen, weil sein Sohn in Frankreich gefangen gehalten würde. Der Französische Gesandte in der Schweiz beklagte sich über diese Beleidigung, die ein Particulier einem Prinzen von Geblüt angethan hätte. Die Graubündner machten Maßner'n, der sich nach Teutschland geflüchtet hatte, den Proceß, und verurtheilten ihn 1712 per con-

contumaciam zum Tode. Der Großprior wurde wiederum losgelassen, kam nach Frankreich zurück, und überließ sich allen Vergnügungen. Er liebte vorzüglich die Vergnügungen des Geistes, und sein Hof bestand aus den sinnreichsten Köpfen zu Paris.

Als die Türken im J. 1715 Malta bedroht hatten, flog er ihm zu Hülfe, und wurde zum Generalissimus der Truppen der Religion ernannt. Da aber die Belagerung dieser Insel nicht Statt hatte, kam er im October desselben Jahres nach Frankreich zurück. Er legte 1719 das Großpriorat nieder, nahm den Titel Prior von Vendome an, und starb am 24. Januar 1727. Die beyden Brüder glichen sich in ihren Tugenden und Fehlern vollkommen: indem wir den Einen mahlten, entwarfen wir auch zugleich das Portrait des Andern.

S. Grohmann (welchem mit seiner Quelle der Artikel allein und ganz zugehört), Th. 7. S. 526.

Venel, Dr. Andreas Joseph, und Gabriel Franz, zwey berühmte Männer dieses Namens, doch Ersterer im vollern Sinn: Letzterer, geboren zu Pezena 1723, und gestorben 1776, war Professor der Chemie zu Montpellier seit 1759, dessen Schriften man in Ersch's gelehrtem Frankreich findet. Von diesem haben wir keine weitern Nachrichten; aber desto mehr von dem Erstern, einem practischen Arzt und Chirurgus zu Orbe im Canton Bern. Andreas Joseph Venel ward in der anmuthigen Stadt Morges, Teutsch Mursee, am Genfer See im Pays de Vaud am 28. May 1740 geboren. Er ist ein Mann, der sich in einem ganz besondern Fache, das er gleichsam schuf, auszeichnete und dadurch ein Wohlthäter Vieler seiner Mitbrüder wurde. Sein Vater war ein gemeiner Barbier, den er schon im 5. Jahre verlor. Er wuchs unter den Augen seiner frommen Mutter auf, beschloß ein Wundarzt zu werden, und hatte in seinem 16. Jahre das Glück, bey dem berühmten Cabanis in Genf unterzukommen, der ihn 6 Jahre lang in der Theorie und Praxis seiner Kunst unterwies. Zu eben der Zeit benützte er Tronchin's Vorlesungen über Medicin und Chirurgie. Dann gieng er nach Montpellier, und erhielt daselbst 1764 die Doctorwürde.

Als ein junger Mann, der die Jahre des Lernens treulich benützt hatte, sehnte sich Venel nach einer Gelegenheit, von seinen Kenntnissen einen nützlichen Gebrauch zu machen. Er wählte zu seinem fernern Aufenthalte die kleine Stadt Orbe. Hier wurde er als Stadtphysicus angestellt, und durch einige wohlgelungene Curen erwarb er sich in Kürzem das Zutrauen seiner Mitbürger und der Bewohner der umliegenden Gegenden. Tausende würden in einer solchen Lage sich mit dem, was sie gelernt hatten, begnügt und ruhig ihre practischen Geschäffte verwaltet haben; aber Venel's forschender Geist strebte weiter. Er empfand bald, daß ihm noch vieles Wissenschaftliche fehle, um das zu werden, was er zu seyn wünschte; vornehmlich

wünschte er seine Kenntnisse in der Chemie und Pharmacie zu erweitern, und sich in der Entbindungskunst zu üben. Getrieben von einer unwiderstehlichen Wißbegierde, verließ er daher 1766 Orbe, verfolgte ein Jahr lang seine Zwecke in Paris, hielt sich in der nämlichen Absicht einige Monathe in Straßburg auf, und kehrte dann wieder zu seiner ersten Bestimmung zurück, bereichert mit vielen neuen Einsichten und Erfahrungen, besonders in der Entbindungskunst, die er treulich zum Besten derer anwandte, welche sich ihm anvertrauten.

Menschenfreundlich begnügte sich Venel damit nicht, selbst als Accoucheur nützliche Dienste zu leisten, sondern sein Bestreben gieng auch dahin, solche Anstalten zu gründen, wodurch überhaupt die arzneyliche Hülfe verbessert und für die Entbindung der Schwangern besser gesorgt würde. Allein, da sich ihm zur Erreichung seiner Ansichten zu Orbe allzuviele Hindernisse in Weg stellten, so nahm er 1769 einen Ruf als Stadtarzt in der benachbarten Stadt Yverdon an. Hier fand er mehr Unterstützung und Ermunterung; er errichtete in den Bädern zu Yverdon eine öffentliche Hebammenschule: und seinem unverdrossenen Eifer war es allein zuzuschreiben, daß er sich rühmen konnte, dem Pays de Vaud gegen hundert geschickte Hebammen gezogen zu haben, wo es vor ihm fast gänzlich daran mangelte. Er schrieb für sein Institut ein besonderes Lehrbuch, und wurde dafür mit dem Professortitel beehrt: auch erhielt er einen Jahrgehalt von der Regierung.

Zu eben der Zeit, da Venel als Accoucheur unermüdet thätig war, fand er Gelegenheit, sich mit einem ganz neuen Gegenstand bekannt zu machen, der ihn nachher seine ganze übrige Lebenszeit beschäfftigen sollte. Es wurde seiner Besorgniß ein Knabe übergeben, dessen Füße ganz einwärts gebogen waren, und Venel war so glücklich, denselben eine gerade Richtung zu geben. Bey reifem Nachdenken, während der Behandlung desselben, fand er, daß diese Kunst sich noch in ihrer Kindheit befände. Er fieng an, derselben nachzuspüren, und um Theorie und Praxis mit einander zu verbinden, machte er mehrere Versuche. Da er jetzt seiner Hebammenschule alle nöthige Consistenz gegeben hatte, so faßte er den Entschluß, eine ganz neue Laufbahn zu betreten, und der leidenden Menschheit von einer andern Seite nützlich zu werden. Entfernt von dem Wahne, daß er bereits im Besitz aller der Kenntnisse sey, die sein Vorhaben erforderte, und durch die ersten glücklichen Versuche nicht geblendet, entschloß er sich, erst selbst noch einmahl Schüler zu werden, in einem Alter, da man gemeiniglich nicht mehr zu lernen anfängt. Ueberzeugt, daß zu der Kunst, die er schaffen wollte, besondere anatomische Kenntnisse erfordert würden, faßte er den Entschluß, ob er gleich schon einen Cursus in der Anatomie gemacht hatte, eine zweyte Reise nach Montpellier zu unternehmen, und da absichtlich, als ob er noch ein ganz neuer Anfänger gewesen wäre, zu studieren. Dieß geschah im J. 1779, und im folgenden kam er mit allen

dahin einschlagenden Kenntnissen der Zergliederungskunst wieder nach Orbe zurück. Von da an datirt sich die neue Laufbahn seines Lebens, die ihm grössern Ruhm erwarb, als die erstere, und auf welcher er hernach unermüdet bis zu seinem letzten Hauche fortwandelte. Sogleich nach seiner Rückkunft fieng er mit angestrengtem Fleiße und Nachdenken seine Curen an einer grössern Zahl von Patienten an, die ihm sowohl aus der Nachbarschaft, als auch der Schweiz und andern Ländern anvertraut wurden, die er alle in längerer oder kürzerer Zeit wieder herstellte. Die ausserordentlichsten Mißstaltungen der Knaben an Knieen, Beinen und Füßen und andern Krümmungen des Leibes verschwanden unter seiner Kunst bis zum Erstaunen, und erhielten, wo nicht ganz eine gerade, doch eine erträglichere und besser in's Auge fallende Richtung. Er fieng seine Curen mit äusserlichen und erweichenden Mitteln an, und nachher bediente er sich einiger besonders von ihm dazu erfundenen Bandagen, die den vorzüglichen Werth haben, daß sie auf keine Weise weder der Gesundheit, noch der Fröhlichkeit, und dem Wachsthume der Patienten, schädlich seyn können. Der Gang seiner Behandlung mußte natürlicher Weise etwas langsam seyn, indem die verunstalteten Glieder nicht nur eine andere Gestalt gewinnen sollten, sondern auch ihr Wachsthum nicht gehemmt werden durfte. In einer der reizendsten Gegenden der Stadt Orbe richtete er mit sehr beträchtlichen Kosten ein öffentliches Krankenhaus ein, wo die Pensionäre, die sich seiner Leitung anvertrauten, auf's Sorgfältigste verpflegt wurden. Er sorgte nicht nur für den Körper, sondern auch für den Geist der Kleinen, die man ihm anvertraute: denn seine Methode war nur bey Kindern unter 8 Jahren anwendbar. Sie wurden während der Cur in dem Fortgange ihrer Studien nicht gehindert, sondern nach dem Wunsche der Aeltern von besondern Lehrern unterwiesen. Mit dem Institute stand zugleich eine Werkstätte in Verbindung, wo von geschickten Künstlern, die aus der Ferne gerufen worden, die nöthigen Werkzeuge, Bandagen rc. verfertigt wurden. Dem Auge des Aufsehers dieser wohlthätigen Anstalt entgieng Nichts, was zu ihrer Vervollkommnung diente, und sein sanfter, liebreicher Character erwarb ihm augenblicklich das Zutrauen und die Liebe derer, die bey ihm Trost und Hülfe suchten. Venel nahm beym Eintritt eines jeden Patienten in sein Haus allemahl einen Abdruck in Gyps von dem verunstalteten Gliede, und bey vollendeter Cur, wo das Gleiche wiederhohlt wurde, die durch seine Kunst vorgegangene Veränderung desto anschaulicher zu machen. Zur Aufbewahrung aller dieser Modelle bestimmte er ein eigenes Zimmer; ein für den Kenner und Beobachter, und für die Patienten selbst, äusserst interessanter Anblick. In den Stunden, die er sich abmüssigen konnte, schrieb er seine Beobachtungen über den menschlichen Körper nieder, und theilte sie der Welt in verschiedenen Schriften mit. Eine derselben: Description des plusieurs nouveaux moyens mecha-

niques, propres à prevenir, borner et même corriger, dans certains cas, les Courbures laterales et la torsion de l'Epine du dos. 1788. 8. enthält einen Abriß seiner ganzen Kunst, welche sich nicht nur auf die Knie, Beine, Füße, sondern auf den Bau des ganzen menschlichen Körpers erstreckte. Es ist die Frucht aller seiner Studien und Nachforschungen, die er mit der redlichsten Offenheit mittheilte. Ueberhaupt war er von allem Eigennutz und Charlatanerie weit entfernt, und das süsse Bewußtseyn, der leidenden Menschheit nützlich zu seyn, war sein bester Lohn. Deßwegen suchte er auch seinem Institute dadurch Consistenz zu verschaffen, daß er zwey Männer bildete, die es nach seinem Tode fortsetzen konnten, und die ruhmvoll in seine Fußstapfen traten.

Venel genoß in seinen letzten Jahren in der Nähe und noch mehr in der Ferne die verdiente Hochachtung und Verehrung. Aber die ununterbrochenen Anstrengungen verzehrten seine Kräfte vor der Zeit, und am 9. März 1791 starb er, nachdem er in 12 Jahren wohl hundert glückliche Curen gemacht hatte. Unter die Erfindungen, welche von ihm herrühren, gehört auch ein Instrument zur Ausbebung der Zähne.

Von Natur hatte Venel eine starke Anlage zur Hypochondrie, sein Kopf war immer mit Projecten theils zur Errichtung, theils zur Vervollkommnung seiner Instituts angefüllt; deßwegen war er unruhig, wenn er mit fast unübersteiglichen Hindernissen zu kämpfen hatte. Im gemeinen Leben war er ein guter Ehemann und Vater, im bürgerlichen ein wahrer Republikaner, gegen Jedermann zur Freundschaft geneigt und von gefälligem Umgang. Sein Herz stand immer den guten Empfindungen des Wohlwollens und der thätigen Menschenliebe offen. Freundschaft war seinem Temperamente eine unentbehrliche Nothwendigkeit; vielleicht war er gegen seine Freunde allzuvertraulich, vielleicht zu leichtgläubig, der gewöhnliche Fehler redlicher Seelen. Unter ihnen verschwand das Finstere seines Humors, und er überließ sich dann gern im Schoosse der Freundschaft, einer sanften und lebhaften Freude. Von Stolz und Eigendünkel war er ganz frey, und immer bereit, jedes fremde Verdienst zu ehren.

S. Baur's Characterzeichnungen interessanter Menschen aus der neuen Geschichte, Th. 1. S. 283. und Ersch France litteraire, T. III. p. 370.

Venevault, Nicolaus, ein vortrefflicher Französischer Künstler, geboren im J. 1697 zu Dijon.

Er zeigte schon in seiner zartesten Kindheit eine grosse Neigung zur Kunst, welche aber durch mancherley widrige Schicksale unterdrückt wurde; jedoch gelang es ihm endlich, einige Lehrer zu erhalten, und nach Paris zu kommen, wo ihn die Künstler sehr freundschaftlich aufnahmen. Hier bildete er sich nach den besten Mustern weiter aus, und brachte es so weit,

daß er im J. 1751 einen Ruf nach Lüneville erhielt, um den Hof des Herzogs von Lothringen zu mahlen. Wiewohl er sich in verschiedenen Gattungen der Mahlerey übte, so legte er sich doch vorzüglich auf die Miniaturmahlerey, und brachte darin so schöne Sachen hervor, daß ihn die Königliche Akademie im J. 1752, und die Akademie zu Dijon im J. 1768 zu ihrem Mitgliede ernannten. Venevault's Portraite empfehlen sich durch die sprechende Aehnlichkeit und einen gewissen großartigen Geist. Ein gleiches Lob verdienen seine Allegorieen, worunter sich vorzüglich eine, zur Ehre des Prinzen Condé, auf die ruhmvolle Schlacht bey Friedberg und den Frieden vom J. 1762 auszeichnet. Er machte mit diesem Bilde der Akademie zu Dijon ein Geschenk, welches er dem Prinzen Condé verehrte, der es in seinem Cabinet aufbewahrte.

S. Fiorillo's Geschichte der zeichnenden Künste, Bd. 3. S. 357.

Venturini, Johann Georg Julius, Herzoglich Braunschweigischer Commissionsrath, zuvor Ingenieurhauptmann; Einer der berühmteren Schriftsteller im militärischen Fache; geboren 1772 zu Braunschweig.

Er bekam im J. 1800 wegen einer nicht wohl geführten Ehrensache seinen Abschied aus dem militärischen Dienst, in welchem er ehehin Lieutenant, und 1799 Ingenieurhauptmann geworden war. Nach dem Abschied wurde er bald zum Kammerbaumeister in Seesen bestellt, und erhielt den Titel eines Fürstlichen Kammercommissarius. Im November 1801 wurde ihm der Titel eines Commissionsraths bewilligt.

Er starb am 28. August 1802 zu Braunschweig, 30 Jahre alt. Er hat besonders über den Französischen Krieg wichtige Werke geliefert, und Mehreres noch handschriftlich hinterlassen, was eine öffentliche Bekanntmachung verdiente.

Wir nennen sein anonymes Werk: Frankreich vor der Revolution, in Beziehung auf Regierung, Sitten und Stände, nebst einem Gemählde der vornehmsten Manier unter Ludwig's XVI. Regierung. Aus dem Französischen, mit Anmerkungen, Braunschweig 1795. 8. und dann sein Systematisches Lehrbuch der angewandten Taktik oder eigentlichen Kriegswissenschaft, in 2 Theilen. Nach den besten Schriftstellern entworfen, und mit Beyspielen auf wirklichem Terrain erläutert, 3 Theile, mit Kupfern, Schleswig 1798 — 1800. gr. 8.

S. den Biograph, 2. Bd. 1. St. S. 124. und Meusel's gel. Teutschl. Bd. 8. S. 205. und Bd. 10. S. 766.

Venuti, Rudolphin (Rodolfino), Abbate, und Päpstlicher Oberaufseher der Römischen Alterthümer (Preside delle Antichità in Roma); der Cortonischen gelehrten Gesellschaft Mitglied zu Rom, Einer der gelehrten und grossen Kenner der Alterthümer in einem Lande, welches einen solchen Reichthum daran hat, in

dem classischen Boden Italiens. — Venuti stammt aus einem edlen Geschlechte ab. Sein Vater war Joseph Venuti, Ritter des heiligen Stephanus, und seine Mutter, Francisca Blandelli, welche ihn in der alten Stadt Toscana's Cortona, am 2. November 1705, geboren hat. Im vierten Jahre seines Alters verlor er seinen Vater. Sein Oheim nahm die Vormundschaft und Sorge für ihn auf sich, und ließ ihn unter den Jesuiten, in deren Collegium zu Prato, einer anmuthigen Stadt des gemeldeten Großherzogthums, in den Wissenschaften unterrichten. Nachdem er mit den Jahren in denselben zugenommen hatte, gieng er nach Florenz, erlernte daselbst die Weltweisheit, das bürgerliche und Päpstliche Recht, und vornehmlich die Kenntniß der Alterthümer bey dem berühmten Rathsherrn, Philipp Buonarota.

Hierauf begab sich Venuti wieder nach Cortona, und erhielt daselbst ein Canonicat bey der Collegiatkirche. Da indessen sein Oheim zu Florenz, wo er ansehnliche Ehrenstellen bekleidet hatte, mit Tode abgegangen war, und Venuti bey sich selbst nicht wohl schlüssig werden konnte, worauf er in seiner Würde vornehmlich seine Absicht richten wollte, legte er solche nieder, und begab sich im November 1730 nach Rom. Man hat mehrere Beyspiele von Männern, welche bereits in der Jugend eine gewisse Ahnung ihres ihnen in der Folge des Lebens bevorstehenden Schicksals gehabt, und daher starke Triebe empfunden haben, solche Wege einzuschlagen, auf welchen sie hernachmahls das ihnen bestimmte Ziel erreicht haben. So ergieng es auch unserm Gelehrten. Es lag ihm in dem Sinne, das grosse Rom würde seine andere Vaterstadt werden, und er verwechselte daher Cortona, wo er in die berühmte Gesellschaft der Wissenschaften getreten *), mit demselben. Daselbst erwarb er sich verschiedene vornehme und angesehene Freunde, setzte seine antiquarischen Bemühungen

*) Diese jetzt berühmte Akademie nahm 1726 ihren Anfang. Die Mitglieder, welche damahls zusammentraten, richteten ihr Augenmerk auf die Etruscischen, Griechischen und Römischen Alterthümer, vornehmlich aber auf die ersten, als ihre vaterländischen, von denen ein reicher Vorrath übrig geblieben, und noch immer nach und nach entdeckt worden ist. Sie hatte zu dem Ende bereits eine Menge alter Denkmähler von allerley Arten gesammelt, als der Abbate Baldelli, ein Cortonischer Edelmann, welcher sich, während eines langen Aufenthalts zu Rom, daselbst viele Bücher, Handschriften, Alterthümer und andere sehenswürdige Sachen angeschafft hatte, im J. 1734 diese überaus grosse Sammlung der Stadt Cortona in seinem Testamente hinterließ. Dieses Geschenk, welches der Akademie ein so weites Feld eröffnete, erweckte den Eifer dieser Gesellschaft auf's Neue, und eigentlich zu sagen, rechnet sie ihre Errichtung erst von diesem J. 1734 an. Denn damahls machte sie sich zuerst Gesetze, wählte sich ein Haupt, setzte die Zahl ihrer Glieder fest, und nahm ein Siegel an. Das folgende J. 1735 faßte sie den Entschluß, ihre auserlesenen Anmerkungen und Abhandlungen an's Licht zu stellen, und der erste Theil, welchem 1740 und hernach verschiedene andere gefolgt sind, erschien in demselben. Wir erinnern noch, daß Philipp Venuti, gleichfalls Abbate und Mitglied dieser Gesellschaft, auch der Akademieen zu Paris, Bordeaux, Marseille und Montauban, mit unserm Gelehrten nicht zu verwechseln sey.

eifrig fort, und hatte Gelegenheit, seine Geschicklichkeit darin öffentlich an den Tag zu legen. Es ward nämlich 1753, bey Aufrichtung des Vordergiebels an dem Lateranischen Palaste, unter andern aus dem Grunde hervorgegrabenen alten Denkmählern auch eine Aufschrift gefunden, welche Venuti, mit seinen Anmerkungen in Italienischer Sprache begleitet, im Druck erscheinen ließ. Diese erste Probe wurde überaus wohl aufgenommen, und die Kenner der Alterthümer wurden dadurch noch mehr in der Hoffnung, gar wichtige Dienste von ihm zu erhalten, bestärkt. Der Cardinal Alexander Albani, ein Brudersssohn des Papstes Clemens XI. ein Herr, der sich diesen Theil der Gelehrsamkeit zu ewigem Danke verbunden hat, berief ihn zu seinem Auditor, das ist, zu demjenigen, dessen Gesellschaft und Beyhülfe er sich bey seinen gelehrten Geschäfftigungen bediente; und da derselbe eine Sammlung von alten Münzen erster Grösse besaß, trug er ihm auf, Anmerkungen und Erläuterungen darüber zu machen. Da auch der Papst Clemens XII. solche bald hernach auf die Vaticanische Bibliothek bringen ließ, bestätigte derselbe unsern Venuti in diesem seinem Amte. Was er also unter der Anführung des gemeldeten Cardinals angefangen, das brachte er, auf Befehl der Päpste, Clemens XII. und Benedict XIV. innerhalb 6 Jahren zu Stande, und ließ 1743 die Numismata maximi moduli ex museo Albano in 2 Folianten an's Licht treten. Er hat aber auch nicht weniger während der Jahre, wovon wir bisher geredet, verschiedene andere, theils eigene, theils fremde Werke zum Druck befördert, welche wir bald anzeigen wollen.

Im J. 1748 erklärte ihn der Papst Benedict XIV. zum Oberaufseher der Römischen Alterthümer (Praeses Romanarum Antiquitatum). Und in dieser Würde hat er die Ehre gehabt, dem Markgrafen zu Ansbach, dem Herzog von Wirtemberg und dessen Gemahlin, der Markgräfin zu Bayreuth, und verschiedenen anderen Fürstlichen und hohen Standespersonen, auf Befehl des Papstes, die Alterthümer der Stadt Rom zu zeigen, und von denselben ausnehmende Gnadenbezeigungen dafür zu erhalten. Obwohl ihm nun dergleichen Verrichtungen viele Zeit kosteten, so hat er doch seine Arbeiten darüber nicht gänzlich liegen lassen, sondern, ausser verschiedenen wichtigen Abhandlungen, welche von seiner Feder das Licht gesehen haben, auch dritthalb Jahre lang die mühsame Ausarbeitung der Ephemeridum, welche bey den Gebrüdern Pagliarini herauskamen, auf sich genommen. Daß Venuti sich überhaupt keinen Fleiß und Mühe habe verdriessen lassen, davon sind seine schönen und von den Gelehrten hochgehaltenen Schriften die gewissesten Zeugen.

Hier ist nun das vollständige Verzeichniß derselben:

Osservazioni sopra un antica perizione di Settimio Severo dl. Museo dell' Eccma Casa Corsini. In Roma 1735. 4. — Dissertazione sopra i Gio chi Ascoli de' Greci. — Sopra l'antichissima Citta di Cortona. — Sopra un perizione d'un

dem geistlichen Stande gewidmet, und in der Neumark, in der Mark Brandenburg, in Pommern, sonderlich um Stettin und Landsberg, herum ausgebreitet. In dem Venzkyschen Wappen werden sowohl im Schilde, als auch auf dem Helme zwey Hörner geführt: das eine ist glatt, das andere ist zackig, oder mit Enden. Der bekannte Stammvater war Hans Zucho Venzky, Rathsverwandter zu Polzin in Hinterpommern. Sein Sohn war Joachim Venzky, Prediger in Zizeno, Schlage rc. dessen Sohn, sein Großvater, war Georg Venzky, Prediger zu Günthershagen. Er hatte 14 Kinder, vier Töchter und zehn Söhne, unter welchen sein Vater der älteste war. Dieser hieß M. Daniel Venzky. Weil sein Leben nicht ohne Merkwürdigkeiten ist, so hat er in seinem Leben von ihm selbst Nachrichten gegeben. Er ward nämlich am 15. März 1662 zu Günthershagen in der Neumark von Agnesa Muskovien geboren. Er besuchte die Schulen zu Falkenburg *), Stolpe, Guben, Breßlau, und mußte sich mit dem Chorgelde und mit Unterweisung der Kinder durchhelfen. Im J. 1684 bezog er die Universität zu Wittenberg zum ersten Mahl, hörte die Professoren Donat, Weiß, Schurzfleisch, Mayer, und die Magister Renling und Pasch. Im J. 1685 mußte er diesen Ort schon wieder verlassen: er wandte sich nach Hause, und ward nach einigen Wochen Cantor in Falkenburg. Wie er denn sowohl in der Instrumental- als Vocalmusik sehr erfahren gewesen, einen sehr angenehmen Tenor gesungen, und viele musikalische Handschriften hinterlassen hat. Nach drey Jahren ward er daselbst Rector, und nach einigen Jahren legte er sein Amt nieder, gieng wieder nach Wittenberg, blieb daselbst 7 Jahre, ward Magister und endlich Beysitzer der philosophischen Facultät. Er trieb die theologischen, philosophischen und philologischen Wissenschaften, wie auch die Morgenländischen Sprachen, sehr fleißig. Er disputirte fleißig, und seine Disputationen fanden zum Theil so viel Beyfall, daß sie wieder aufgelegt wurden. Im J. 1696 ward er Superintendent und Oberprediger zu Gommern. Er heyrathete erst Susanna Judith, Johann Schwedler's, Königl. Preussischen Acciſedirectors in Frosa, unweit Magdeburg, Tochter, mit welcher er 3 Kinder zeugte, einen Sohn und zwey Töchter. Zum andern Mahl Anna Elisabeth Weller, die ihm unsern Georg Venzky gebar. Er starb 1705, als er eben im Begriff war, die Doctorwürde anzunehmen. Er war liebreich, aber ernsthaft: lebte sehr eingezogen und exemplarisch, wie er denn nicht viel von seiner Studierstube kam. Sein Bildniß ist in der Kirche zu Gommern befindlich. So bald unser Venzky geboren war, hat er ihn gleich den Studien, und insonderheit der Gottesgelahrtheit, gewidmet. Seine Mutter hat ihm Solches sogleich und auch auf dem Todesbette zusagen müssen. Kurz vor seinem Ende befahl er Solches auch seinen Brüdern, die zugegen waren, unter welchen Ernst Bogislaus,

*) Von welchem Ort er sich auf seinen Disputationen Falcoburgo Neo-Marchicum geschrieben.

seiner Zusage eingedenk war, und es mit allem Eifer zu beför-
dern suchte. Ob man unserm Venzky zwar sehr zugesetzt hat,
eine andere Lebensart zu wählen, so hinderte dieser Befehl Sol-
ches sowohl bey seiner Mutter, als auch bey ihm selbst. Alle
Brüder seines Vaters, bey welchen dieser größtentheils die Stelle
eines Vaters vertreten, widmeten sich der Gottesgelahrtheit. Sie
musten sich kümmerlich durchhelfen, wurden aber durch besondere
Proben der göttlichen Fürsorge sehr oft erfreut und gestärkt, und
dadurch desto mehr zu Gott geführt. Einige pflegten auch von
ihnen zu sagen: „Die Venzky würden wohl selig, aber nicht
reich werden." Dem Abt Breithaupt gefiel diese Familie so
sehr, daß er etliche Mahl wünschte, daraus entsprossen zu seyn.
„Aber, setzte er hinzu, sie werden auch desto mehr Anfälle vom
Teufel der Welt ausstehen müssen." Daran fehlte es, schreibt
unser Autobiograph, freylich nicht; doch haben sie noch allent-
halben, wie auch ihre Kinder, einen guten Namen behauptet.
Unsers Venzky's Mutter, Anna Elisabeth, war aus Möckern,
einer Stadt im Herzogthum Magdeburg. Ihr Vater, Johann
Georg Weller, war Bürgermeister und Acciseinnehmer daselbst,
und stammte von dem berühmten Jacob Weller ab.

Venzky ward bald eine Waise: denn 1705 that sein Va-
ter am 1. Sonntage nach Trinitatis seine letzte Predigt, legte
sich darauf und starb am Fleckfieber am Johannistage, oder am
Montage nach dem 2. Trinit. Seine Mutter verfiel in eine
sechswöchige hitzige Krankheit und entzog ihm also seine Nah-
rung; doch legte sie ihn nach überstandener Krankheit ohne
Schaden wieder an ihre Brust. Seines Vaters Bücher wurden
wider sein Verbot verkauft, das Geld ward nach dem Sächsi-
schen Recht unter die Erben vertheilt, das aber Keinem, als
den Vormündern und seiner Mutter zu Gute gekommen ist. Ihr
meistes Vermögen bestand in Korn. Es war aber sehr wohlfeil
und Vieles ward davon gestohlen. Die Schweden lagen da-
mahls in Sachsen, und weil seine Mutter ihnen wöchentlich
Vieles geben muste: so verkaufte sie ihr Haus, das sie noch
hatte, heimlich und wohlfeil, und entwich mit ihm nach Möckern,
zu ihrem Vater, in's Brandenburgische. Da seine Mutter eben
im Begriff war, sich dort häuslich niederzulassen, kam ein Preus-
sischer Feldprediger, Namens Gottfried Christian Grube, be-
gehrte sie zur Ehe, und ließ nicht eher nach, als bis er sie 1707
wirklich heyrathete. Er stand noch in Brabant zu Felde, daher
mußte sich seine Mutter mit ihm zu seinen Aeltern nach Derben,
unweit Burg, wo der Vater Prediger war, begeben, und ihn
zugleich mit Geld unterstützen. Weil sie aber dort seinetwegen
Verdruß fand; so sandte sie unsern Venzky wieder zu seinem
Großvater, wo er 2 Jahre blieb, und also in Möckern, in der
Schule, die ersten Buchstaben, und von dem Großvater selbst
einige gute Sitten lernte. So mußte er also schon in seiner
zartesten Jugend von einem Orte zu dem andern entweichen,
und schon damahls erfahren, was er nachher in seinem ganzen

Leben erfahren hat, daß er im Zeitlichen allenthalben zu kurz kommen und Schaden leiden muste. Im J. 1710 ward sein neuer Vater nach Kühlhausen, Garz und Warno, welche Dörfer auf der Gränze des Herzogthums Magdeburg bey Sandau und Havelberg liegen, zum Prediger berufen, wo er auch 1741, seine Mutter aber 1743 verstorben ist. Unserm Venzky wurden daselbst 3 Stiefbrüder und 4 Schwestern geboren. Der älteste, Johann Christoph, welcher in der Folge seines Vaters Amt bekleidete, war auf Schulen sein beständiger Gefährte. Sein Stiefvater unterwies ihn im Lesen, Schreiben, Rechnen, im Latein und Christenthum. Er unterwies aber nach der alten Weise und war ziemlich hart; daher Venzky sich gern zu allerley Geschäfften im Hause und auf dem Felde gebrauchen ließ, welches ihm indessen auch nicht schädlich gewesen ist. Nichts konnte ihn aber vom Studieren abwendig machen. Das Rühmlichste von der Erziehung seines Vaters war, daß sie von dem Umgange mit Bauerkindern abgehalten und wider Aergerniß sehr bewahrt wurden. Es wurde ihnen von Jugend auf ein Abscheu wider Fluchen, Schwören, ärgerliche Worte und andere Sünden beygebracht. Ein halbes Jahr lang hatte Venzky einen Hauslehrer, Namens Rissenpas, der ihn sehr liebte, bey dem er auch sehr fleißig war, und den er mit Thränen verließ. Hierauf ward er im J. 1716 nach Burg gebracht. Er kam bey einem Bader in's Haus, wo er viel Böses lernte. Venzky genoß Freytische und von einigen Leuten grosse Liebe. Dem Conrector Fordemann ward er als ein Secundaner übergeben, welcher nach der alten Methode allen Fleiß an ihn wandte. Venzky muste ganze Lateinische Bücher auswendig lernen, die er nicht verstand. Und wie er bey seinem Hauslehrer schon einen Anfang in der Griechischen Sprache gemacht hatte: so fieng er hier das Hebräische an. Er gieng mit in's Singechor, und endlich ward er von dem Superintendenten Schuband bestellt, alle Sonntage nach Mittage in der Oberkirche der Gemeine ein Kapitel aus der Bibel, wie da gebräuchlich war, vorzulesen; welches ihm vortheilhaft war. Nach 2 Jahren kam sein Vetter, Ernst Bogislaus, damahls Rector in Barby, nach Burg, wie er sich denn lange nach ihm erkundigt hatte, lud ihn ein, nach Barby zu kommen, und errettete ihn aus dem Verderben. Nachdem er es den Aeltern gemeldet hatte, zog er nebst seinem Stiefbruder 1718 nach Barby. Sein Vetter nahm sie in sein Haus, hielt sie zum Fleiß und zur wahren Gottseligkeit an. Hier hörte Venzky, was er nie gehört hatte, daß der Dienst Gottes und ein Christ ganz etwas Anderes sey. Venzky nahm es mit Freuden auf. Er ward in den gewöhnlichen Wissenschaften, und in der Musik treu unterwiesen. Er machte den Anfang auf der Harfe, dem Claviere und der Flöte, aber das Studieren und andere Umstände machten, daß er nicht weit auf diesen Instrumenten kam. Von dem gelehrten und redlichen M. Renden, der damahls Conrector ward, lernte er Vieles. Er unterwies

sie im Latein, im Griechischen, Hebräischen, Chaldäischen, Syrischen, der Hebräischen Accentuation, im Englischen und Französischen. Keiner von seinen Mitschülern hat sich seine Unterweisung so zu Nutze gemacht, als er, wie er denn in dem Mehresten von Niemanden fernern Unterricht genossen. Venzky fieng so fleißig an zu studieren, daß er im Winter allemahl um 3 Uhr, im Sommer um 2 Uhr aufstand, und nach dem gemachten Entwurf seine Lectionen wiederhohlte, sich zubereitete und für sich Etwas las, und dadurch viele Mitschüler ermunterte. Den Tag über hatte er wenig Zeit dazu. Und da er Freytische genoß: so führte er allezeit ein Büchlein bey sich, darin er las, bis sie aßen, oder er machte sich die Bücher zu Nutze, die er an jedem Orte vorfand, welches ihn beliebt machte. Und unerachtet er im letzten Jahre Kinder unterwies, wie ihm denn 12 Kinder zugebracht wurden, wie auch seinen eigenen Mitschülern im Griechischen und Hebräischen nachhelfen mußte: so brachte er es doch in 2 Jahren so weit, daß er eine Lust zur höheren Schule bey sich empfand. Weil er sich aber Solches nicht merken lassen durfte, so verlangte er, man möchte ihn in's Hallische Waisenhaus bringen: das geschah auch 1720. Man setzte ihn in die oberste Classe. Er übte sich hier insonderheit in Teutschen, Griechischen und Hebräischen Versen und in der Meßkunst fleißig, wozu er bisher noch keine Anweisung gehabt hatte. Seine vornehmsten Lehrer waren Herr von Brück, nachher Rector in Lüneburg, Braun, der um der Kirchengebräuche willen abgesetzt ward und eine Zeit in Kalbe lebte, Cellarius, Günzel, nachher Prediger in Berlin, Schinmeyer, nachher Inspector zu Ratenau. Preßler, nachmahliger Missionär in Indien, Bertram, der in Ostfriesland als Hofprediger verstarb, Faccius, Prielmeyer, der nachgehends in Halberstadt sein Amtsgehülfe ward. Ein Paarmahl perorirte er öffentlich. Er wäre hier zwar gern noch ein Jahr länger geblieben, und hätte noch einige Griechische und Lateinische Scribenten durchgelesen: allein weil er von seinem Erbtheil lebte, und einen Ueberschlag machen mußte, so ward er genöthigt, die Universität zu beziehen. Es geschah Solches 1721 um Ostern, nachdem er gewöhnlichermaßen in einer Rede, und zwar in Lateinischen Versen, öffentlich Abschied genommen hatte, und sich hatte prüfen lassen.

Als er die Universität Halle bezog, war der berühmte Heineccius Decan der philosophischen Facultät, und Dr. Lange Prorector. In dem ersteren Jahre las er noch fleißig Lateinische Autoren, unterhielt einen Lateinischen Briefwechsel und besuchte beym M. Lympe, dem nachherigen Magdeburgischen Prediger, ein Collegium styli. Die Vernunft- und Sittenlehre hörte er beym Dr. Schneider, die Sternkunde und Naturlehre beym Professor Lange. Venzky besuchte in gewissen Stunden alle Lehrer der Gottesgelahrtheit, den Abt Breithaupt, Dr. Anton, den ältern Professor Franke, Dr. Michaelis, Dr. Lange, Dr. Herrnschmidt, den jüngern Franke und Rambach, als Adjuncte

der Facultät. Bey dem jüngern Michaelis hörte er ein Cursorium über die Hebräische Bibel, und bey dem ältern ein Rabbinicum, worin sie selbst lasen und der Lehrer sie nur zurecht wies. Einige Mahl reiste Venzky auch nach Barby, und bediente sich seines alten Lehrers, M. Renden, Anweisung zum Samaritanischen, Arabischen und Abyssinischen. Er bekannte, daß ihm in Rambach's Vorlesungen die Augen erst recht aufgegangen wären. So lange er in Halle war, übte er sich wenig im Predigen, las vielmehr Bücher, weil er Willens war, sich zur Universität zuzubereiten. Doch, weil er auch auf 2 Jahre lang, täglich 2 Stunden, auf dem Waisenhause informirte, ward er im Vortrage genug geübt. Medicinische Vorlesungen besuchte er gern, wie er auch der Zergliederung eines menschlichen Körpers beywohnte. Er machte auch den Anfang, Studierende im Englischen und Hebräischen zu unterrichten. Dr. Michaelis bot ihm seinen Katheder an, Einige im Rabbinischen zu unterweisen, damit es nicht an Solchen fehlte, die sich mit ihm unter des Lehrers Aufsicht zum Talmud, wie er verlangte, wenden könnten: allein weil er noch so jung war, so lehnte er es von sich ab. In dem theologischen Seminarium war er 2 Jahre lang ein Mitglied. Man suchte ihn zu bereden, daß er sich möchte auf dem Pädagogium gebrauchen lassen: allein er liebte seine Freyheit zu sehr, wiewohl es ihm hernach leid gewesen. Vor seinem Abzug aus Halle besuchte er noch Leipzig.

Im Sommer 1724 verlangte ihn der Oberste von Lüdritz, zu Lüdritz, unweit Stendal, zu seinem Informator. Weil ihn aber die theologische Facultät nicht missen wollte, und versprach (auch in ihrem Buche niederschrieb) ihn, auf Anpreisung des Dr. Michaelis, nach 2 Jahren selbst zu gebrauchen: so muste er dieses ausschlagen. Endlich erhielt er Erlaubniß, den Winter über zu seinen Aeltern zu reisen, seine Sachen zu wiederhohlen und sich in den Stand zu setzen, desto zubereiteter weiter fortzufahren. Er muste versprechen, wieder zu kommen, wie er auch Willens war, und er ließ deßwegen seine Sachen da. In seiner Aeltern Hause aber fanden sich viele Hindernisse. Bald wurden sie besucht, bald sollten sie einen Besuch ablegen, bald muste er predigen, und überdieß seine Geschwister täglich einige Stunden unterrichten. Indessen studierte er fleißig; insonderheit las er Buddei, Rambach's, Lange's und A. Pfeiffer's Schriften, und fieng einen gelehrten Briefwechsel an, vornehmlich mit dem Pastor Carsted in Sandau und dem Generalsuperintendenten in Stendal, Dr. Meurer, mit dem er auf seiner Durchreise bekannt geworden war, der ihn sehr liebte, und ihn eifrig anmahnte, sich der Akademie und den Morgenländischen Sprachen zu widmen. Indessen wollte man ihn einige Mahl in Conditionen verflechten. Herr von Peverling, in der Altmark, verlangte ihn: er schlug es ab. Man verlangte ihn nach Friesack, in der Mittelmark, zu dem Herrn von Bredow: Venzky schlug einen Andern vor; weil derselbe aber ausblieb, muste er sich doch

endlich bereden lassen, selbst zu Anfange des J. 1725 dahin zu ziehen. Er unterwies daselbst 2 junge Herren, die nachher in preussische Kriegsdienste kamen, und 3 Fräulein, davon die älteste an den Domherrn zu Brandenburg, Herrn von Schlabberndorf, vermählt wurde. Es gieng ihm hier zwar gut, die Gegend war anmuthig, die Bequemlichkeit und der Tisch vortrefflich; er ward aber sehr vom Studieren auf Nebendinge und Eitelkeiten gezogen. Indessen übte er sich insonderheit in der Teutschen Schreibart und Dichtkunst, las viele, dahin zielende Bücher, und lernte nicht wenig in der Kunst, sich wohl aufzuführen. Unerachtet ihm Versprechungen geschehen waren, daselbst die Oberpredigerstelle, beym Abgange des alten Predigers, zu erlangen, obgleich dieselbe sehr gut und viele Hoffnung dazu war: so ließ er sich doch von seinen Aeltern bereden, von hier nach Havelberg zu ziehen. Es geschah Solches 1726 um Ostern; er unterwies daselbst eines Rittmeisters, Petzken, Sohn, und des Rathskämmerers, Schönermarken, Kinder. Hier fieng er an, die vornehmsten Tagebücher der Gelehrten zu lesen, weil er sie haben konnte, und predigte fleißig. Zweymahl ward er nach Berlin zum Informator verlangt, und zwar einmahl zu dem damahligen Obersten von Kalkstein. Allein ein plötzlicher Tod desjenigen, der seine Erklärung schriftlich erhalten hatte, hinderte es. Man verlangte ihn als Conrector nach Kyritz. Weil er aber dazumahl noch nicht in den Schulstand wollte, so schlug er einen Andern vor, der es auch ward. Sein Rittmeister botes ihn dem General von Lepel, welcher ein Regiment Cavallerie in Ruppin commandirte, zum Feldprediger an. Er mußte die Probe predigen, und ward unter dreyen wirklich gewählt. Allein weil der General zu lange säumte, hatte der König die Stelle indessen einem Andern versprochen. Bald darauf schickte der Abt Breithaupt von Klosterbergen ein Schreiben mit einem eigenen Boten, und verlangte ihn auf's Kloster; er gieng aber nicht, weil er keine Neigung dazu hatte. Als aber nach einem Vierteljahre wieder an ihn gesendet ward, und ihm gute Versprechungen gethan wurden: so reiste er 1728 um Michaelis dahin, und entschloß sich, da zu bleiben. Die erste Zeit stellte er auf dem Kloster nur einen Gast vor, mußte sich oft um den Abt befinden, die Klosterbibliothek in Ordnung bringen, zuweilen predigen, endlich zu seinem Vetter nach Barby reisen, um seine Weise zu katechisiren von ihm zu lernen. Darauf ward er zum Informationswerke gezogen, und seine Hauptlection sollte die Theologie seyn. Sein Beruf bestand in diesen Worten des Abts: „Unser Pädagogium ist bisher sehr böse gewesen. Ich gebe die mehreste Schuld darauf, daß die Theologie nicht recht getrieben wird. Ich habe zu ihm ein besseres Vertrauen und will sie ihm auftragen. Wird es nicht besser, soll er Schuld haben.“ Die Worte beunruhigten ihn zwar sehr: doch das Pädagogium ward wirklich besser. Er ward endlich Präparandus, Conventual und Rector. Der Abt war ihm sehr gewogen, und er lernte von

der Facultät. Bey dem jüngern Michaelis h… Worten, wenn
rium über die Hebräische Bibel, und bey … ihm unterredete,
binicum, worin sie selbst lasen und der … die nahe Beförderung
wies. Einige Mahl reiste Venzky an … als er den Baron mit
diente sich seines alten Lehrers, M. … daß er auch mit dem
Samaritanischen, Arabischen und … wollte. Es gelang ihnen aber
daß ihm in Rambach's Vorlesun… Ursprung war dieser: Das Kloster
gangen wären. So lange er … daraus wollte es eine eigene
im Predigen, las vielmehr … intendent in Sommern hatte es
zur Universität zuzubereiten … es also demselben nicht gern neh
lang, täglich 2 Stunde … ein Proceß. Man verlangte zu
ward er im Vortrage … Seite ein Landeskind, und das
besuchte er gern, wi… Kloster mußte einen Conventual berufen;
lichen Körpers bey… Dennoch aber fand das Kloster vielen Wi
dierende im Eng… sich also an den König, der es auch so
Michaelis bot … Venzky Hoffnung hatte, nicht nur das Dorf,
zu unterweise… Superintendentenstelle, um die Pfarren nicht
ihm unter … zu schwächen, also seines Vaters ganzen Dienst,
wenden … Als aber fast Alles seine Richtigkeit hatte, so
es von … Münchhausen, Domherr und Scholaster in Hal
Jahre … verlangte ihn zum Subconrector an der dortigen
sich v… Er wußte ihm seine bevorstehende Beförderung sehr
liebt… machen, und versprach ihm dagegen weit bessere
sey … die er zu erfüllen theils nicht im Stande war, theils
ℓ … Neider und Eigennützige gehindert wurde. Weil nun der
ℓ … Nichts dazu sagen wollte: so ward das Schweigen auch
… Bewegungsgrund, den Schuldienst anzunehmen. Hernach
… bezeugte der Abt, daß ihm sein Abschied sehr empfindlich
… und da schrieb er, was Venzky vorher zu hören wünschte, um
zu wissen, woran er wäre. Denn der Abt war sehr heimlich,
und wollte sie dadurch in einer beständigen Verlängnung unter
halten. Indessen war ihm dieses eine gute Schule gewesen.
In Ansehung des Lebens lernte er darin Vorsichtigkeit, Klugheit
und ein gesetztes Wesen. In Ansehung der Schule ward er
zum Schulamte immer tüchtiger, und übte sich auch im Dispu
tiren. In Ansehung des Predigtamts ward er durch das öftere
Katechisiren, Predigen, durch die eigenhändige Verbesserung der
Aufsätze, die vom Abte geschah, durch die öftere Prüfung der
Candidaten, die sie mit anhörten, und durch die Prüfung und
Ermahnung der Schüler, immer geübter. Im J. 1731 ward er
in der Fasten in die Halberstädtische Domschule als Subconrector
eingeführt. Darauf nahm er im Kloster Abschied, that eine
Reise durch sein Vaterland, besah insonderheit Zerbst, Witten
berg, Lichtenburg, Cöthen u. dgl. lernte auch einige gelehrte
Männer kennen. Gleich nach Pfingsten trat er seinen Dienst
an. Das erste Uebel, das er hier vorfand, war, daß man ihm
sein Salarium geschwächt und einem Andern aus Gunst jähr
lich 80 Thlr. zugelegt hatte. Also mußte er auch hier ebenfalls,
wie in den Conditionen und auf dem Kloster geschehen, einen

im Zeitlichen leiden. Es folgten manche üble Dinge daß es den Patronen öfters leid geworden. Er fand ...reunde, aber auch Neider, denen er zu geschäfftig ... Viel gelernt hatte. Sie wandten alle Mühe an, ...unst, die Wohlthaten und versprochenen Beför... würden. Es gelang ihnen aber nur zum ...udierte indessen desto fleißiger, und schrieb des ...ekam einen starken Briefwechsel, und ward in ...elehrte Gesellschaften aufgenommen. Im J. 1737 ...ach Göttingen, und lernte Einige von den Professoren ... Im J. 1738 nahm er das Amt eines Conrectors auf und stellte dabey zweymahl eine Redeübung mit Beyfall an. Im J. 1740 ward er Dombibliothecar, bey welchem Amte er sich viel Mühe machte, die Bücher in bessere Ordnung zu bringen, und ein vollständiges Verzeichniß davon zu verfertigen. Während der Zeit, daß er in Halberstadt war, wurden ihm manche Beförderungen an andere Schulen und Akademieen vorgeschlagen: allein es mußte aus allen Nichts werden. Herr von Westphal präsentirte ihn zu einer Pfarre nach Wehrsted, hart vor Halberstadt, welche er aber nicht annahm. Endlich verlangte ihn der Präsident von Ribbeck 1742 zu seinem Prediger nach Cladau, Glinecke und Gatau bey Spandau, und erklärte sich sehr gütig: allein er konnte sich unmöglich dazu entschließen, ob er gleich Alles besah, prüfte und sich Zeit genung zur Ueberlegung nahm. Dem inneren Beruf nach sollte er noch länger in den Schulen dienen: daher er den Ruf an die Prenzlauische Schule in der Uckermark annehmen mußte. Venzky macht dabey die Anmerkung, daß er nicht dahin kommen konnte, wohin er wohl gewollt oder gesollt habe: und woran er nie gedacht, und wovon er anfänglich abgeneigt gewesen, das habe er werden müssen. Es hat ihm aber allezeit eine grosse Freudigkeit gegeben, daß er sich nicht selbst geführt habe, sondern nur gefolgt ist. Bloß die Artikel, welche er zuweilen in die Zeitungen der Gelehrten hatte setzen lassen, oder vornehmlich eine Nachricht von Halberstädtischen Urkunden, die er herauszugeben versprach, machten ihn auch in Prenzlau bekannt, und verursachten einen Briefwechsel mit dem Obergerichtsrathe und dem regierenden Bürgermeister daselbst, Namens Berndes, der ihm denn von der erledigten Stelle eines Conrectors Nachricht gab, und ihm die Adjunction zum Rectorat anbot. Man schickte ihm Reisegeld, um eine Predigt zu thun und wählte ihn 1742 um Ostern. Um Michaelis zog er an. Verschiedene wünschten ihm in gedruckten Blättern dazu Glück, welche man in den Hamb. Berichten dieses Jahres erzählt findet. Er genoß an diesem Orte viele Liebe. Man sorgte auf alle Weise für ihn, und ließ ihm unter andern ein bequemes Haus mit vielen Kosten bauen, verschaffte ihm auch einen eigenen Gehalt, in so fern er adjungirter Rector war. Hier gerieth er noch mit Mehrern in Briefwechsel, der durch den Abzug von Halberstadt schon verstärkt worden war. Doch

niques, propres à prevenir, borner et même corriger, dans certains cas, les Courbures laterales et la torsion de l'Epine du dos. 1788. 8. enthält einen Abriß seiner ganzen Kunst, welche sich nicht nur auf die Knie, Beine, Füße, sondern auf den Bau des ganzen menschlichen Körpers erstreckte. Er ist die Frucht aller seiner Studien und Nachforschungen, die er mit der redlichsten Offenheit mittheilte. Ueberhaupt war er von aller Eigennutz und Charlatanerie weit entfernt, und das süsse Bewußtseyn, der leidenden Menschheit nützlich zu seyn, war sein bester Lohn. Deßwegen suchte er auch seinem Institute dadurch Consistenz zu verschaffen, daß er zwey Männer bildete, die es nach seinem Tode fortsetzen konnten, und die ruhmvoll in seine Fußstapfen traten.

Venel genoß in seinen letzten Jahren in der Nähe und noch mehr in der Ferne die verdiente Hochachtung und Verehrung. Aber die ununterbrochenen Anstrengungen verzehrten seine Kräfte vor der Zeit, und am 9. März 1791 starb er, nachdem er in 12 Jahren wohl hundert glückliche Curen gemacht hatte. Unter die Erfindungen, welche von ihm herrühren, gehört auch ein Instrument zur Aushebung der Zähne.

Von Natur hatte Venel eine starke Anlage zur Hypochondrie, sein Kopf war immer mit Projecten theils zur Errichtung, theils zur Vervollkommnung seiner Institute angefüllt; deßwegen war er unruhig, wenn er mit fast unübersteiglichen Hindernissen zu kämpfen hatte. Im gemeinen Leben war er ein guter Ehemann und Vater, im bürgerlichen ein wahrer Republikaner, gegen Jedermann zur Freundschaft geneigt und von gefälligem Umgang. Sein Herz stand immer den guten Empfindungen des Wohlwollens und der thätigen Menschenliebe offen. Freundschaft war seinem Temperamente eine unentbehrliche Nothwendigkeit; vielleicht war er gegen seine Freunde allzuvertraulich, vielleicht zu leichtgläubig, der gewöhnliche Fehler redlicher Seelen. Unter ihnen verschwand das Finstere seines Humors, und er überließ sich dann gern im Schooße der Freundschaft einer sanften und lebhaften Freude. Von Stolz und Eigendünkel war er ganz frey, und immer bereit, jedes fremde Verdienst zu ehren.

S. Baur's Characterzeichnungen interessanter Menschen aus der neuern Geschichte, Th. 1. S. 283. und Ersch France litteraire, T. III. p. 370.

Venevault, Nicolaus, ein vortrefflicher Französischer Künstler, geboren im J. 1697 zu Dijon.

Er zeigte schon in seiner zartesten Kindheit eine grosse Neigung zur Kunst, welche aber durch mancherley widrige Schicksale unterdrückt wurde; jedoch gelang es ihm endlich, einige Lehrer zu erhalten, und nach Paris zu kommen, wo ihn die Künstler sehr freundschaftlich aufnahmen. Hier bildete er sich nach den besten Mustern weiter aus, und brachte es so weit,

ß er im J. 1744 einen Ruf nach Lüneville erhielt, um den Hof des Herzogs von Lothringen zu mahlen. Wiewohl er sich in verschiedenen Gattungen der Mahlerey übte, so legte er sich doch vorzüglich auf die Miniaturmahlerey, und brachte darin so schöne Sachen hervor, daß ihn die Königliche Akademie im J. 1752, und die Akademie zu Dijon im J. 1768 zu ihrem Mitgliede ernannten. Venevault's Portraite empfehlen sich durch eine sprechende Aehnlichkeit und einen gewissen großartigen Geist. Ein gleiches Lob verdienen seine Allegorieen, worunter sich vorzüglich eine, zur Ehre des Prinzen Condé, auf die ruhmvolle Schlacht bey Friedberg und den Frieden vom J. 1763 auszeichnet. Er machte mit diesem Bilde der Akademie zu Dijon ein Geschenk, welche es dem Prinzen Condé verehrte, der es in seinem Cabinet aufbewahrte.

S. Fiorillo's Geschichte der zeichnenden Künste, Bd. 3. S. 357.

Venturini, Johann Georg Julius, Herzoglich Braunschweigischer Commissionsrath, zuvor Ingenieurhauptmann; Einer der berühmteren Schriftsteller im militärischen Fache, geboren 1772 zu Braunschweig.

Er bekam im J. 1800 wegen einer nicht wohl geführten Ehrensache seinen Abschied aus dem militärischen Dienst, in welchem er ehehin Lieutenant, und 1799 Ingenieurhauptmann geworden war. Nach dem Abschied wurde er bald zum Kammerbaumeister in Seesen bestellt, und erhielt den Titel eines fürstlichen Kammercommissarius. Im November 1801 wurde ihm der Titel eines Commissionsraths bewilligt.

Er starb am 28. August 1802 zu Braunschweig, 30 Jahre alt. Er hat besonders über den Französischen Krieg wichtige Werke geliefert, und Mehreres noch handschriftlich hinterlassen, was eine öffentliche Bekanntmachung verdiente.

Wir nennen sein anonymes Werk: Frankreich vor der Revolution, in Beziehung auf Regierung, Sitten und Stände, nebst einem Gemählde der vornehmsten Manier unter Ludwig's XVI. Regierung. Aus dem Französischen, mit Anmerkungen, Braunschweig 1795. 8. und dann sein Systematisches Lehrbuch der angewandten Taktik oder eigentlichen Kriegswissenschaft, in 2 Theilen. Nach den besten Schriftstellern entworfen, und mit Beyspielen auf wirklichem Terrain erläutert, 3 Theile, mit Kupfern, Schleswig 1798 — 1800. gr. 8.

S. den Biograph, 2. Bd. 1. St. S. 124. und Meusel's gel. Teutschl. Bd. 8. S. 205. und Bd. 10. S. 766.

Venuti, Rudolphin (Rodolfino), Abbate, und Päpstlicher Oberaufseher der Römischen Alterthümer (Preside delle Antichità di Roma), der Cortonischen gelehrten Gesellschaft Mitglied zu Rom, Einer der gelehrten und grossen Kenner der Alterthümer in einem Lande, welches einen solchen Reichthum davon hat, in

Filosofo Stoico di Cortona; unter einem fremden Namen. — Sopra alcune Medaglie di Malta; gleichfalls unter einem verdeckten Namen. Diese stehen in den zu Rom in 4. unter dem Titel: Saggi di dissertazioni academiche etc. zusammengedruckten Abhandlungen der Cortonischen Akademie, T. I. II. S. die Acta Eruditorum und das Iournal des Savans 1745. — Oratio totam ferme Romanam historiam complectens, ab anonymo recitata, die, quo dedicata fuit statua Leonis X. nunc primum in lucem edita, atque Cardinali Alexandro Albani dicata Romae 1735. 8. — Ragionamento sopra il piano di Roma In Roma 1740. fol. — Collectanea Romanarum antiquitatum in centum tabulis aeneis distributa, atque notis illustrata Romae 1741. fol. — Itinerario d'Italia dello scotto vivedoto ed accresciuto. In Roma 1740. 8. — Roma antica e moderna, rinovata, 2 Voll. In Roma 1741. 8. Wieder aufgelegt in 3 Voll. Rom 1745. S. Iournal des Sav. Avril 1745. p. 636. — Causei Museum Romanum, cum nova praefatione, epistolis dedicatoriis et additamentis, 2 Voll. Romae, fol. — Blanchini de tribus generibus musicae veterum, opus ineditum, nonnullis additis, Romae 4. — Del Agro Romano di P. Eschinardi, Iesuita, In Roma 8. mit vielen Zusätzen des Venuti. —, Numismata maximi moduli ex museo Albano in Vaticanam bibliothecam translata, atque notis illustrata, 2 Voll. Romae 1743. fol. — Ragionamento sopra un antica gemma dl. Marchese Lucatelli dl. Sistema di Platone. — Sopra altra gemma dl. med. con un Gigante che combatte con Diana. — Sopra un cameo rappresentante l'ostracismo d'Atene di Mylord Walpole. Diese Abhandlung ist nicht nur zu Rom und zu London gedruckt, sondern auch nebst den beyden vorhergehenden in die Abhandlungen der Cortonischen Akademie eingerückt worden. — Epistolae Hetruscae academiae Cortonensis ad eminentissimum Cardinalem Quirini, in epocham Argonautarum, Florent. 4. — Ragionamento sopra la nuova scoperta del busto d'Epicuro, In Roma 4. — Observationes in Criticam P. Scarfo, ord. S. Basilii, in collectanea Romanarum antiquitatum. — Dissert. sopra due Greche perizione appartenenti ad Etrej. 4. — Osservazione sopra alcune perizioni appartenenti a Soldati Pretoriani, 4. — Lettera sopra un passo di Virgilio, riguardante il Castello di Catino in Sabina 4. — Osservazione sopra una gemma Egiria, 4. Diese letzten drey Abhandlungen stehen in den oben genannten Ephemeridibus. — Marmora Albana, sive in duas inscriptiones gladiatorias observationes, Romae 4. — Osservazione sopra il Fiume Cliteenno, e suo culto, In Roma 4. — Ragionamento sopra un urna sepolcrale di Campidoglio detta d'Alessandro Severo, In Roma 1756. 4. — Risposta al Sig. Marchese d'Argens in difesa della pittura Italiana, In Lucca 1755. 8. Diese Antwort ist wider dasjenige gerichtet, was der Marchese von der Italienischen Mahlerey in seinen Briefen und

in den Reflexions crit. sur les ecoles de peinture geurtheilt hat. — Accurata e succinta Descrizione topografica delle Antichità di Roma, 3 Voll. In Roma 1763. 1766. mit vielen Kupf. gr. 4. Da Venuti so oft Gelegenheit gehabt hatte, die Römischen Alterthümer zu untersuchen, so setzte er zum Gebrauche derer, welche er führte, eine Nachricht davon auf, und daraus ist diese Schrift erwachsen, welche nach seinem Tode zur Bezahlung seiner Schulden gedruckt wurde. Zu dem Gebrauche, wozu er seine Nachricht bestimmt hatte, schien ihm die bloße Erzählung derselben nach einer guten Ordnung hinlänglich zu seyn; daher herrscht in dem ganzen Werke eine ausserordentliche Trockenheit. — Ausser diesem hatte Venuti auch noch an verschiedenen andern gelehrten Werken durch Rath, Anleitung und Beyträge Antheil. Ins Besondere arbeitete er mit den berühmten Valesi und Gori an den Anmerkungen zu dem Museo Cortonensi.

S. Neues gel. Europa, Th. 14. S. 402.

Venzky, Georg, Doctor der Gottesgelehrsamkeit und Rector des Gymnasiums zu Prenzlau in der Uckermark. Er hat sein Leben selbst aufgesetzt, wozu ihn verschiedene Umstände vermocht haben. Der Superintendent Götten hat im 1. Theil seines gelehrten Europa Venzky's Leben aus einem Briefe von ihm ganz kurz erzählt. Der geheime Rath Moser beschrieb es ohne seinen Vorbewußt in dem Lexicon der jetztlebenden Theologen noch umständlicher, doch nur so, wie er die Nachrichten aus den Tagebüchern der Gelehrten zusammentragen konnte. Die verschiedenen Gesellschaften, welche unsern Venzky zu ihrem Mitgliede aufgenommen haben, verlangten eine umständlichere Erzählung seiner Lebensumstände und Schriften. Dr. Neubauer, welcher das Lexicon der Theologen fortsetzte, forderte in der 1. Fortsetzung desselben ein Gleiches öffentlich; und aus diesem theilen wir dasjenige mit, was Venzky von seinem Leben und seinen Schriften kurz und unpartheyisch erzählt hat.

Venzky ward zu Sommern (unweit Magdeburg), einer Stadt und einem Amte in dem Burggrafthum Magdeburg, das Chursachsen zugehörte, in der Nacht zwischen dem 17. und 18. December 1704 geboren. Sein Geschlechtsname ist Venzky, oder, wie sich Einige der Seinigen schreiben, Venzke. Eigentlich sollte man ihn *Wiencky* schreiben. Denn er ist Pohlnisch, stammt von dem Worte Wiecy, mehr, her, das es wird darin lang gelesen. Also bedeutet sein Name einen Mehrer oder einen von Vermehren. Es sind auch noch in der neuesten Zeit Edelleute in Schlesien gewesen, welche sich von Wenzky oder von Venzky schrieben. Die Verwechselung des V und W ist unter diesen Völkern nicht ungewöhnlich, und weil sein Vater das V gebraucht: so hat er nie davon abgehen mögen. Sein Geschlecht stammt also aus Pohlen und Schlesien. Diejenigen, welche davon Protestantisch geworden, haben sich mehrentheils

dem geistlichen Stande gewidmet, und in der Neumark, in der Mark Brandenburg, in Pommern, sonderlich um Stettin und Landsberg, herum ausgebreitet. In dem Venzkyschen Wappen werden sowohl im Schilde, als auch auf dem Helme zwey Hörner geführt: das eine ist glatt, das andere ist zackig, oder mit Enden. Der bekannte Stammvater war Hans Zucho Venzky, Rathsverwandter zu Polzin in Hinterpommern. Sein Sohn war Joachim Venzky, Prediger in Zizeno, Schlage rc. dessen Sohn, sein Großvater, war Georg Venzky, Prediger zu Günthershagen. Er hatte 14 Kinder, vier Töchter und zehn Söhne, unter welchen sein Vater der älteste war. Dieser hieß M. Daniel Venzky. Weil sein Leben nicht ohne Merkwürdigkeiten ist, so hat er in seinem Leben von ihm selbst Nachrichten gegeben. Er ward nämlich am 15. März 1662 zu Günthershagen in der Neumark von Agnesa Muskovien geboren. Er besuchte die Schulen zu Falkenburg *), Stolpe, Guben, Breßlau, und muste sich mit dem Chorgelde und mit Unterweisung der Kinder durchhelfen. Im J. 1684 bezog er die Universität zu Wittenberg zum ersten Mahl, hörte die Professoren Donat, Weiß, Schurzfleisch, Mayer, und die Magister Remling und Pasch. Im J. 1685 muste er diesen Ort schon wieder verlassen: er wandte sich nach Hause, und ward nach einigen Wochen Cantor in Falkenburg. Wie er denn sowohl in der Instrumental- als Vocalmusik sehr erfahren gewesen, einen sehr angenehmen Tenor gesungen, und viele musikalische Handschriften hinterlassen hat. Nach drey Jahren ward er daselbst Rector, und nach einigen Jahren legte er sein Amt nieder, gieng wieder nach Wittenberg, blieb daselbst 7 Jahre, ward Magister und endlich Beysitzer der philosophischen Facultät. Er trieb die theologischen, philosophischen und philologischen Wissenschaften, wie auch die Morgenländischen Sprachen, sehr fleißig. Er disputirte fleißig, und seine Disputationen fanden zum Theil so viel Beyfall, daß sie wieder aufgelegt wurden. Im J. 1696 ward er Superintendent und Oberprediger zu Gommern. Er heyrathete erst Susanna Judith, Johann Schwedler's, Königl. Preussischen Accisedirectors in Frosa, unweit Magdeburg, Tochter, mit welcher er 3 Kinder zeugte, einen Sohn und zwey Töchter. Zum andern Mahl Anna Elisabeth Weller, die ihm unsern Georg Venzky gebar. Er starb 1705, als er eben im Begriff war, die Doctorwürde anzunehmen. Er war liebreich, aber ernsthaft: lebte sehr eingezogen und exemplarisch, wie er denn nicht viel von seiner Studierstube kam. Sein Bildniß ist in der Kirche zu Gommern befindlich. So bald unser Venzky geboren war, hat er ihn gleich den Studien, und insonderheit der Gottesgelahrtheit, gewidmet. Seine Mutter hat ihm Solches sogleich und auch auf dem Todesbette zusagen müssen. Kurz vor seinem Ende befahl er Solches auch seinen Brüdern, die zugegen waren, unter welchen Ernst Bogislaus,

*) Von welchem Ort er sich auf seinen Disputationen Falcoburgo Neo-Marchicum geschrieben.

seiner Zusage eingedenk war, und es mit allem Eifer zu beför-
dern suchte. Ob man unserm Venzky zwar sehr zugesetzt hat,
eine andere Lebensart zu wählen, so hinderte dieser Befehl Sol-
ches sowohl bey seiner Mutter, als auch bey ihm selbst. Alle
Brüder seines Vaters, bey welchen dieser größtentheils die Stelle
eines Vaters vertreten, widmeten sich der Gottesgelahrtheit. Sie
mußten sich kümmerlich durchhelfen, wurden aber durch besondere
Proben der göttlichen Fürsorge sehr oft erfreut und gestärkt, und
dadurch desto mehr zu Gott geführt. Einige pflegten auch von
ihnen zu sagen: „Die Venzky würden wohl selig, aber nicht
reich werden.“ Dem Abt Breithaupt gefiel diese Familie so
sehr, daß er etliche Mahl wünschte, daraus entsprossen zu seyn.
„Aber, setzte er hinzu, sie werden auch desto mehr Anfälle vom
Teufel der Welt ausstehen müssen.“ Daran fehlte es, schreibt
unser Autobiograph, freylich nicht; doch haben sie noch allent-
halben, wie auch ihre Kinder, einen guten Namen behauptet.
Unsers Venzky's Mutter, Anna Elisabeth, war aus Möckern,
einer Stadt im Herzogthum Magdeburg. Ihr Vater, Johann
Georg Weller, war Bürgermeister und Acciseinnehmer daselbst,
und stammte von dem berühmten Jacob Weller ab.

Venzky ward bald eine Waise: denn 1705 that sein Va-
ter am 1. Sonntage nach Trinitatis seine letzte Predigt, legte
sich darauf und starb am Fleckfieber am Johannistage, oder am
Montage nach dem 2. Trinit. Seine Mutter verfiel in eine
sechswöchige hitzige Krankheit und entzog ihm also seine Nah-
rung; doch legte sie ihn nach überstandener Krankheit ohne
Schaden wieder an ihre Brust. Seines Vaters Bücher wurden
wider sein Verbot verkauft, das Geld ward nach dem Sächsi-
schen Recht unter die Erben vertheilt, das aber Keinem, als
den Vormündern und seiner Mutter zu Gute gekommen ist. Ihr
meistes Vermögen bestand in Korn. Es war aber sehr wohlfeil
und Vieles ward davon gestohlen. Die Schweden lagen da-
mahls in Sachsen, und weil seine Mutter ihnen wöchentlich
Vieles geben mußte: so verkaufte sie ihr Haus, das sie noch
hatte, heimlich und wohlfeil, und entwich mit ihm nach Möckern,
zu ihrem Vater, in's Brandenburgische. Da seine Mutter eben
im Begriff war, sich dort häuslich niederzulassen, kam ein Preuß-
ischer Feldprediger, Namens Gottfried Christian Grube, be-
gehrte sie zur Ehe, und ließ nicht eher nach, als bis er sie 1707
wirklich heyrathete. Er stand noch in Brabant zu Felde, daher
mußte sich seine Mutter mit ihm zu seinen Aeltern nach Derben,
unweit Burg, wo der Vater Prediger war, begeben, und ihn
zugleich mit Geld unterstützen. Weil sie aber dort seinetwegen
Verdruß fand; so sandte sie unsern Venzky wieder zu seinem
Großvater, wo er 2 Jahre blieb, und also in Möckern, in der
Schule, die ersten Buchstaben, und von dem Großvater selbst
einige gute Sitten lernte. So mußte er also schon in seiner
zartesten Jugend von einem Orte zu dem andern entweichen,
und schon damahls erfahren, was er nachher in seinem ganzen

Leben erfahren hat, daß er im Zeitlichen allenthalben zu kurz kommen und Schaden leiden mußte. Im J. 1710 ward sein neuer Vater nach Kühlhausen, Garz und Warno, welche Dörfer auf der Gränze des Herzogthums Magdeburg bey Sandau und Havelberg liegen, zum Prediger berufen, wo er auch 1741, seine Mutter aber 1743 verstorben ist. Unserm Venzky wurden daselbst 3 Stiefbrüder und 4 Schwestern geboren. Der älteste, Johann Christoph, welcher in der Folge seines Vaters Amt bekleidete, war auf Schulen sein beständiger Gefährte. Sein Stiefvater unterwies ihn im Lesen, Schreiben, Rechnen, im Latein und Christenthum. Er unterwies aber nach der alten Weise und war ziemlich hart; daher Venzky sich gern zu allerley Geschäfften im Hause und auf dem Felde gebrauchen ließ, welches ihm indessen auch nicht schädlich gewesen ist. Nichts konnte ihn aber vom Studieren abwendig machen. Das Rühmlichste von der Erziehung seines Vaters war, daß sie von dem Umgange mit Bauerkindern abgehalten und wider Aergerniß sehr bewahrt wurden. Es wurde ihnen von Jugend auf ein Abscheu wider Fluchen, Schwören, ärgerliche Worte und andere Sünden beygebracht. Ein halbes Jahr lang hatte Venzky einen Hauslehrer, Namens Rissenpas, der ihn sehr liebte, bey dem er auch sehr fleißig war, und den er mit Thränen verließ. Hierauf ward er im J. 1716 nach Burg gebracht. Er kam bey einem Bader in's Haus, wo er viel Böses lernte. Venzky genoß Freytische und von einigen Leuten grosse Liebe. Dem Conrector Fordemann ward er als ein Secundaner übergeben, welcher nach der alten Methode allen Fleiß an ihn wandte. Venzky mußte ganze lateinische Bücher auswendig lernen, die er nicht verstand. Und wie er bey seinem Hauslehrer schon einen Anfang in der Griechischen Sprache gemacht hatte: so fieng er hier das Hebräische an. Er gieng mit in's Singechor, und endlich ward er von dem Superintendenten Schuband bestellt, alle Sonntage nach Mittage in der Oberkirche der Gemeine ein Kapitel aus der Bibel, wie da gebräuchlich war, vorzulesen; welches ihm vortheilhaft war. Nach 2 Jahren kam sein Vetter, Ernst Bogislaus, damahls Rector in Barby, nach Burg, wie er sich denn lange nach ihm erkundigt hatte, lud ihn ein, nach Barby zu kommen, und errettete ihn aus dem Verderben. Nachdem er es den Aeltern gemeldet hatte, zog er nebst seinem Stiefbruder 1718 nach Barby. Sein Vetter nahm sie in sein Haus, hielt sie zum Fleiß und zur wahren Gottseligkeit an. Hier hörte Venzky, was er nie gehört hatte, daß der Dienst Gottes und ein Christ ganz etwas Anderes sey. Venzky nahm es mit Freuden auf. Er ward in den gewöhnlichen Wissenschaften, und in der Musik treu unterwiesen. Er machte den Anfang auf der Harfe, dem Claviere und der Flöte, aber das Studieren und andere Umstände machten, daß er nicht weit auf diesen Instrumenten kam. Von dem gelehrten und redlichen M. Renden, der damahls Conrector ward, lernte er Vieles. Er unterwies

sie im Latein, im Griechischen, Hebräischen, Chaldäischen, Si-
rischen, der Hebräischen Accentuation, im Englischen und Fran-
zösischen. Keiner von seinen Mitschülern hat sich seine Unter-
weisung so zu Nutze gemacht, als er, wie er denn in den
Mehresten von Niemanden fernern Unterricht genossen. Venzky
fieng so fleißig an zu studieren, daß er im Winter allemahl um
3 Uhr, im Sommer um 2 Uhr aufstand, und nach dem gemach-
ten Entwurf seine Lectionen wiederhohlte, sich zubereitete und
für sich Etwas las, und dadurch viele Mitschüler ermunterte.
Den Tag über hatte er wenig Zeit dazu. Und da er Freytisch
genoß: so führte er allezeit ein Büchlein bey sich, darin er las,
bis sie aßen, oder er machte sich die Bücher zu Nutze, die er
an jedem Orte vorfand, welches ihn beliebt machte. Und unge-
achtet er im letzten Jahre Kinder unterwies, wie ihm denn 1
Kinder zugebracht wurden, wie auch seinen eigenen Mitschülern
im Griechischen und Hebräischen nachhelfen mußte: so brachte
er es doch in 2 Jahren so weit, daß er eine Lust zur höheren
Schule bey sich empfand. Weil er sich aber Solches nicht mer-
ken lassen durfte, so verlangte er, man möchte ihn in's Halli-
sche Waisenhaus bringen: das geschah auch 1720. Man setzte
ihn in die oberste Classe. Er übte sich hier insonderheit i
Teutschen, Griechischen und Hebräischen Versen und in der Meß-
kunst fleißig, wozu er bisher noch keine Anweisung gehabt hatte.
Seine vornehmsten Lehrer waren Herr von Brück, nachher Re-
tor in Lüneburg, Braun, der um der Kirchengebräuche willen
abgesetzt ward und eine Zeit in Kalbe lebte, Cellarius, Gänzel
nachher Prediger in Berlin, Schinmeyer, nachher Inspector z
Ratenau. Pressier, nachmahliger Missionär in Indien, Bertram
der in Ostfriesland als Hofprediger verstarb, Faccius, Prie-
meyer, der nachgehends in Halberstadt sein Amtsgehülfe ward.
Ein Paarmahl perorirte er öffentlich. Er wäre hier zwar gern
noch ein Jahr länger geblieben, und hätte noch einige Griechi-
sche und Lateinische Scribenten durchgelesen: allein weil er von
seinem Erbtheil lebte, und einen Ueberschlag machen mußte, s
ward er genöthigt, die Universität zu beziehen. Es geschah Sol-
ches 1721 um Ostern, nachdem er gewöhnlichermaßen in eine
Rede, und zwar in Lateinischen Versen, öffentlich Abschied ge-
nommen hatte, und sich hatte prüfen lassen.

Als er die Universität Halle bezog, war der berühmte He-
neccius Decan der philosophischen Facultät, und Dr. Lange
Prorector. In dem ersteren Jahre las er noch fleißig Lateinische
Autoren, unterhielt einen Lateinischen Briefwechsel und besuchte
beym M. Tympe, dem nachherigen Magdeburgischen Prediger
ein Collegium styli. Die Vernunft- und Sittenlehre hörte e
beym Dr. Schneider, die Sternkunde und Naturlehre beym
Professor Lange. Venzky besuchte in gewissen Stunden all
Lehrer der Gottesgelahrtheit, den Abt Breithaupt, Dr. Anton
den ältern Professor Franke, Dr. Michaelis, Dr. Lange, D
Herrnschmidt, den jüngern Franke und Rambach, als Adjunc-

seiner Weisheit, seinen Maximen und aus seinen Worten, wenn er sich öfters ganze Stunden lang allein mit ihm unterredete, sehr Vieles. Allein seine Gewogenheit und die nahe Beförderung erwarb ihm Neider und Verfolger, und als er den Baro mit Noten herausgab, waren sie ganz rege, daß er auch mit dem Abte desfalls Schriften wechseln mußte. Es gelang ihnen aber nicht. Die Haupturſache seines Daseyns war diese: Das Kloster hatte ein Dorf, Karit, in Sachsen; daraus wollte es eine eigene Pfarre machen. Der Superintendent in Gommern hatte es sonst mit besorgt. Man wollte es also demselben nicht gern nehmen lassen. Es ward daraus ein Proceß. Man verlangte zu dieser Pfarre von Sächsischer Seite ein Landeskind, und das war Venzky. Das Kloster mußte einen Conventual berufen; darum ward er's. Dennoch aber fand das Kloster vielen Widerstand, und wandte sich also an den König, der es auch so weit brachte, daß Venzky Hoffnung hatte, nicht nur das Dorf, sondern auch die Superintendentenstelle, um die Pfarren nicht zu trennen und zu schwächen, also seines Vaters ganzen Dienst, zu bekommen. Als aber fast Alles seine Richtigkeit hatte, so kam Herr von Münchhausen, Domherr und Scholaster in Halberstadt, und verlangte ihn zum Subconrector an der dortigen Domschule. Er wußte ihm seine bevorstehende Beförderung sehr ungewiß zu machen, und versprach ihm dagegen weit bessere Vortheile, die er zu erfüllen theils nicht im Stande war, theils durch Neider und Eigennützige gehindert wurde. Weil nun der Abt Nichts dazu sagen wollte: so ward das Schweigen auch ein Bewegungsgrund, den Schuldienst anzunehmen. Hernach aber bezeugte der Abt, daß ihm sein Abschied sehr empfindlich sey, und da schrieb er, was Venzky vorher zu hören wünschte, um zu wissen, woran er wäre. Denn der Abt war sehr heimlich, und wollte sie dadurch in einer beständigen Verlängung unterhalten. Indessen war ihm dieses eine gute Schule gewesen. In Ansehung des Lebens lernte er darin Vorsichtigkeit, Klugheit und ein gesetztes Wesen. In Ansehung der Schule ward er zum Schulamte immer tüchtiger, und übte sich auch im Disputiren. In Ansehung des Predigtamts ward er durch das öftere Katechisiren, Predigen, durch die eigenhändige Verbesserung der Aufsätze, die vom Abte geschah, durch die öftere Prüfung der Candidaten, die sie mit anhörten, und durch die Prüfung und Ermahnung der Schüler, immer geübter. Im J. 1731 ward er in der Fasten in die Halberstädtische Domschule als Subconrector eingeführt. Darauf nahm er im Kloster Abschied, that eine Reise durch sein Vaterland, besah insonderheit Zerbst, Wittenberg, Lichtenburg, Cöthen u. dgl. lernte auch einige gelehrte Männer kennen. Gleich nach Pfingsten trat er seinen Dienst an. Das erste Uebel, das er hier vorfand, war, daß man ihm sein Salarium geschwächt und einem Andern aus Gunst jährlich 80 Thlr. zugelegt hatte. Also mußte er auch hier ebenfalls, wie in den Conditionen und auf dem Kloster geschehen, einen

Verlust im Zeitlichen leiden. Es folgten manche üble Dinge daraus; daß es den Patronen öfters leid geworden. Er fand hier viele Freunde, aber auch Neider, denen er zu geschäfftig war, und zu Viel gelernt hatte. Sie wandten alle Mühe an, daß ihm die Gunst, die Wohlthaten und versprochenen Beförderungen vereitelt würden. Es gelang ihnen aber nur zum Theil. Venzky studierte indessen desto fleißiger, und schrieb desto mehr. Er bekam einen starken Briefwechsel, und ward in verschiedene gelehrte Gesellschaften aufgenommen. Im J. 1737 reiste er nach Göttingen, und lernte Einige von den Professoren kennen. Im J. 1738 nahm er das Amt eines Conrectors auf sich, und stellte dabey zweymahl eine Redeübung mit Beyfall an. Im J. 1740 ward er Dombibliothecar, bey welchem Amte er sich viel Mühe machte, die Bücher in bessere Ordnung zu bringen, und ein vollständiges Verzeichniß davon zu verfertigen. Während der Zeit, da er in Halberstadt war, wurden ihm manche Beförderungen an andere Schulen und Akademieen vorgeschlagen: allein es muste aus allen Nichts werden. Herr von Westphal präsentirte ihn zu einer Pfarre nach Wehrsted, hart vor Halberstadt, welche er aber nicht annahm. Endlich verlangte ihn der Präsident von Ribbeck 1742 zu seinem Prediger nach Cladau, Glinecke und Gatau bey Spandau, und erklärte sich sehr gütig: allein er konnte sich unmöglich dazu entschliessen, ob er gleich Alles besah, prüfte und sich Zeit genug zur Ueberlegung nahm. Dem inneren Beruf nach sollte er noch länger in den Schulen dienen: daher er den Ruf an die Prenzlausche Schule in der Uckermark annehmen muste. Venzky macht dabey die Anmerkung, daß er nicht dahin kommen konnte, wohin er wohl gewollt oder gesollt habe: und woran er nie gedacht, und wovon er anfänglich abgeneigt gewesen, das habe er werden müssen. Es hat ihm aber allezeit eine grosse Freudigkeit gegeben, daß er sich nicht selbst geführt habe, sondern nur gefolgt ist. Bloß die Artikel, welche er zuweilen in die Zeitungen der Gelehrten hatte setzen lassen, oder vornehmlich eine Nachricht von Halberstädtischen Urkunden, die er herauszugeben versprach, machten ihn auch in Prenzlau bekannt, und verursachten einen Briefwechsel mit dem Obergerichtsrathe und dem regierenden Bürgermeister daselbst, Namens Berndes, der ihm denn von der erledigten Stelle eines Conrectors Nachricht gab, und ihm die Adjunction zum Rectorat anbot. Man schickte ihm Reisegeld, um eine Predigt zu thun und wählte ihn 1742 um Ostern. Um Michaelis zog er an. Verschiedene wünschten ihm in gedruckten Blättern dazu Glück, welche man in den Hamb. Berichten dieses Jahres erzählt findet. Er genoß an diesem Orte viele Liebe. Man sorgte auf alle Weise für ihn, und ließ ihm unter andern ein bequemes Haus mit vielen Kosten bauen, verschaffte ihm auch einen eigenen Gehalt, in so fern er adjungirter Rector war. Hier gerieth er noch mit Mehrern in Briefwechsel, der durch den Abzug von Halberstadt schon verstärkt worden war. Doch

wünschte er seine Kenntnisse in der Chemie und Pharmacie zu erweitern, und sich in der Entbindungskunst zu üben. Getrieben von einer unwiderstehlichen Wißbegierde, verließ er daher 1766 Orbe, verfolgte ein Jahr lang seine Zwecke in Paris, hielt sich in der nämlichen Absicht einige Monathe in Straßburg auf, und kehrte dann wieder zu seiner ersten Bestimmung zurück, bereichert mit vielen neuen Einsichten und Erfahrungen, besonders in der Entbindungskunst, die er treulich zum Besten derer anwandte, welche sich ihm anvertrauten.

Menschenfreundlich begnügte sich Venel damit nicht, selbst als Accoucheur nützliche Dienste zu leisten, sondern sein Bestreben gieng auch dahin, solche Anstalten zu gründen, wodurch überhaupt die arzneyliche Hülfe verbessert und für die Entbindung der Schwangern besser gesorgt würde. Allein, da sich ihm zur Erreichung seiner Ansichten zu Orbe allzuviele Hindernisse in Weg stellten, so nahm er 1769 einen Ruf als Stadtarzt in der benachbarten Stadt Yverdon an. Hier fand er mehr Unterstützung und Ermunterung; er errichtete in den Bädern zu Yverdon eine öffentliche Hebammenschule: und seinem unverdrossenen Eifer war es allein zuzuschreiben, daß er sich rühmen konnte, dem Pays de Vaud gegen hundert geschickte Hebammen gezogen zu haben, wo es vor ihm fast gänzlich daran mangelte. Er schrieb für sein Institut ein besonderes Lehrbuch, und wurde dafür mit dem Professortitel beehrt: auch erhielt er einen Jahrgehalt von der Regierung.

Zu eben der Zeit, da Venel als Accoucheur unermüdet thätig war, fand er Gelegenheit, sich mit einem ganz neuen Gegenstand bekannt zu machen, der ihn nachher seine ganze übrige Lebenszeit beschäfftigen sollte. Es wurde seiner Besorgniß ein Knabe übergeben, dessen Füße ganz einwärts gebogen waren, und Venel war so glücklich, denselben eine gerade Richtung zu geben. Bey reifem Nachdenken, während der Behandlung desselben, fand er, daß diese Kunst sich noch in ihrer Kindheit befände. Er fieng an, derselben nachzuspüren, und um Theorie und Praxis mit einander zu verbinden, machte er mehrere Versuche. Da er jetzt seiner Hebammenschule alle nöthige Consistenz gegeben hatte, so faßte er den Entschluß, eine ganz neue Laufbahn zu betreten, und der leidenden Menschheit von einer andern Seite nützlich zu werden. Entfernt von dem Wahne, daß er bereits im Besitz aller der Kenntnisse sey, die sein Vorhaben erforderte, und durch die ersten glücklichen Versuche nicht geblendet, entschloß er sich, erst selbst noch einmahl Schüler zu werden, in einem Alter, da man gemeiniglich nicht mehr zu lernen anfängt. Ueberzeugt, daß zu der Kunst, die er schaffen wollte, besondere anatomische Kenntnisse erfordert würden, faßte er den Entschluß, ob er gleich schon einen Cursus in der Anatomie gemacht hatte, eine zweyte Reise nach Montpellier zu unternehmen, und da absichtlich, als ob er noch ein ganz neuer Anfänger gewesen wäre, zu studieren. Dieß geschah im J. 1779, und im folgenden kam er mit allen

hülfe einschlagenden Kenntnissen der Zergliederungskunst wieder nach Orbe zurück. Von da an datiert sich die neue Laufbahn seines Lebens, die ihm grössern Ruhm erwarb, als die erstere, und auf welcher er hernach unermüdet bis zu seinem letzten Hauche fortwandelte. Sogleich nach seiner Rückkunft fieng er mit angestrengtem Fleisse und Nachdenken seine Curen an einer grössern Zahl von Patienten an, die ihm sowohl aus der Nachbarschaft, als auch der Schweiz und andern Ländern anvertraut wurden, die er alle in längerer oder kürzerer Zeit wieder herstellte. Die ausserordentlichsten Mißstaltungen der Knaben an Knieen, Beinen und Füssen und andern Krümmungen des Leibes verschwanden unter seiner Kunst bis zum Erstaunen, und erhielten, wo nicht ganz eine gerade, doch eine erträglichere und besser in's Auge fallende Richtung. Er fieng seine Curen mit äusserlichen und erweichenden Mitteln an, und nachher bediente er sich einiger besonders von ihm dazu erfundenen Bandagen, die den vorzüglichen Werth haben, daß sie auf keine Weise weder der Gesundheit, noch der Fröhlichkeit, und dem Wachsthume der Patienten, schädlich seyn können. Der Gang seiner Behandlung mußte natürlicher Weise etwas langsam seyn, indem die verunstalteten Glieder nicht nur eine andere Gestalt gewinnen sollten, sondern auch ihr Wachsthum nicht gehemmt werden durfte. In einer der reizendsten Gegenden der Stadt Orbe richtete er mit sehr beträchtlichen Kosten ein öffentliches Krankenhaus ein, wo die Pensionäre, die sich seiner Leitung anvertrauten, aufs Sorgfältigste verpflegt wurden. Er sorgte nicht nur für den Körper, sondern auch für den Geist der Kleinen, die man ihm anvertraute: denn seine Methode war nur bey Kindern unter 8 Jahren anwendbar. Sie wurden während der Cur in dem Fortgange ihrer Studien nicht gehindert, sondern nach dem Wunsche der Aeltern von besondern Lehrern unterwiesen. Mit dem Institute stand zugleich eine Werkstätte in Verbindung, wo von geschickten Künstlern, die aus der Ferne gerufen worden, die nöthigen Werkzeuge, Bandagen rc. verfertigt wurden. Dem Auge des Aufsehers dieser wohlthätigen Anstalt entgieng Nichts, was zu ihrer Vervollkommnung diente, und sein sanfter, liebreicher Character erwarb ihm augenblicklich das Zutrauen und die Liebe derer, die bey ihm Trost und Hülfe suchten. Venel nahm beym Eintritt eines jeden Patienten in sein Haus allemahl einen Abdruck in Gyps von dem verunstalteten Gliede, und bey vollendeter Cur, wo das Gleiche wiederhohlt wurde, die durch seine Kunst vorgegangene Veränderung desto anschaulicher zu machen. Zur Aufbewahrung aller dieser Modelle bestimmte er ein eigenes Zimmer; ein für den Kenner und Beobachter, und für die Patienten selbst, äusserst interessanter Anblick. In den Stunden, die er sich abmüssigen konnte, schrieb er seine Beobachtungen über den menschlichen Körper nieder, und theilte sie der Welt in verschiedenen Schriften mit. Eine derselben: Description des plusieurs nouveaux moyens mecha-

niques, propres à prevenir, borner et memes corriger, dans certains cas, les Courbures laterales et la torsion de l'Epine du dos. 1788. 8. enthält einen Abriß seiner ganzen Kunst, welche sich nicht nur auf die Kniee, Beine, Füße, sondern auf den Bau des ganzen menschlichen Körpers erstreckte. Er ist die Frucht aller seiner Studien und Nachforschungen, die er mit der redlichsten Offenheit mittheilte. Ueberhaupt war er von allem Eigennutz und Charlatanerie weit entfernt, und das süsse Bewußtseyn, der leidenden Menschheit nützlich zu seyn, war sein bester Lohn. Deßwegen suchte er auch seinem Institute dadurch Consistenz zu verschaffen, daß er zwey Männer bildete, die es nach seinem Tode fortsetzen konnten, und die ruhmvoll in seine Fußstapfen traten.

Venel genoß in seinen letzten Jahren in der Nähe und noch mehr in der Ferne die verdiente Hochachtung und Verehrung. Aber die ununterbrochenen Anstrengungen verzehrten seine Kräfte vor der Zeit, und am 9. März 1791 starb er, nachdem er in 12 Jahren wohl hundert glückliche Curen gemacht hatte. Unter die Erfindungen, welche von ihm herrühren, gehört auch ein Instrument zur Ausbebung der Zähne.

Von Natur hatte Venel eine starke Anlage zur Hypochondrie, sein Kopf war immer mit Projecten theils zur Errichtung, theils zur Vervollkommnung seiner Institute angefüllt; deßwegen war er unruhig, wenn er mit fast unübersteiglichen Hindernissen zu kämpfen hatte. Im gemeinen Leben war er ein guter Ehemann und Vater, im bürgerlichen ein wahrer Republikaner, gegen Jedermann zur Freundschaft geneigt und von gefälligem Umgang. Sein Herz stand immer den guten Empfindungen des Wohlwollens und der thätigen Menschenliebe offen. Freundschaft war seinem Temperamente eine unentbehrliche Nothwendigkeit; vielleicht war er gegen seine Freunde allzuvertraulich, vielleicht zu leichtgläubig, der gewöhnliche Fehler redlicher Seelen. Unter ihnen verschwand das Finstere seines Humors, und er überließ sich dann gern im Schoosse der Freundschaft, einer sanften und lebhaften Freude. Von Stolz und Eigendünkel war er ganz frey, und immer bereit, jedes fremde Verdienst zu ehren.

S. Baur's Charakterzeichnungen interessanter Menschen aus der neuern Geschichte, Th. 1. S. 283. und Enach France litteraire, T. III. p. 370.

Venevault, Nicolaus, ein vortrefflicher Französischer Künstler, geboren im J. 1697 zu Dijon.

Er zeigte schon in seiner zartesten Kindheit eine grosse Neigung zur Kunst, welche aber durch mancherley widrige Schicksale unterdrückt wurde; jedoch gelang es ihm endlich, einige Lehrer zu erhalten, und nach Paris zu kommen, wo ihn die Künstler sehr freundschaftlich aufnahmen. Hier bildete er sich nach den besten Mustern weiter aus, und brachte es so weit,

als er im J. 1724 einen Ruf nach Lüneville erhielt, um den Hof des Herzogs von Lothringen zu mahlen. Wiewohl er sich in verschiedenen Gattungen der Mahlerey übte, so legte er sich doch vorzüglich auf die Miniaturmahlerey, und brachte darin so schöne Sachen hervor, daß ihn die Königliche Akademie im J. 1752, und die Akademie zu Dijon im J. 1768 zu ihrem Mitgliede ernannten. Venevault's Portraite empfehlen sich durch ihre sprechende Aehnlichkeit und einen gewissen großartigen Geist. Ein gleiches Lob verdienen seine Allegorieen, worunter sich vorzüglich eine, zur Ehre des Prinzen Condé, auf die ruhmvolle Schlacht bey Friedberg und den Frieden vom J. 1762 auszeichnet. Er machte mit diesem Bilde der Akademie zu Dijon ein Geschenk, welche es dem Prinzen Condé verehrte, der es in seinem Cabinet aufbewahrte.

S. Fiorillo's Geschichte der zeichnenden Künste, Bd. 3. S. 357.

Venturini, Johann Georg Julius, Herzoglich Braunschweigischer Commissionsrath, zuvor Ingenieurhauptmann; Einer der berühmteren Schriftsteller im militärischen Fache, geboren 1772 zu Braunschweig.

Er bekam im J. 1800 wegen einer nicht wohl geführten Ehrensache seinen Abschied aus dem militärischen Dienst, in welchem er ehehin Lieutenant, und 1799 Ingenieurhauptmann geworden war. Nach dem Abschied wurde er bald zum Kammerbaumeister in Seesen bestellt, und erhielt den Titel eines fürstlichen Kammercommissarius. Im November 1801 wurde ihm der Titel eines Commissionsraths bewilligt.

Er starb am 28. August 1802 zu Braunschweig, 30 Jahre alt. Er hat besonders über den Französischen Krieg wichtige Werke geliefert, und Mehreres noch handschriftlich hinterlassen, was eine öffentliche Bekanntmachung verdiente.

Wir nennen sein anonymes Werk: Frankreich vor der Revolution; in Beziehung auf Regierung, Sitten und Stände, nebst einem Gemählde der vornehmsten Manier unter Ludwig's XVI. Regierung. Aus dem Französischen, mit Anmerkungen, Braunschweig 1795. 8. und dann sein Systematisches Lehrbuch der angewandten Taktik oder eigentlichen Kriegswissenschaft, in 2 Theilen. Nach den besten Schriftstellern entworfen, und mit Beyspielen auf wirklichem Terrain erläutert, 3 Theile, mit Kupfern, Schleswig 1798 — 1800. gr. 8.

S. den Biograph, 2. Bd. 1. St. S. 124. und Meusel's gel. Teutschl. Bd. 8. S. 205. und Bd. 10. S. 766.

Venuti, Rudolphin (Rodolfino), Abbate, und Päpstlicher Oberaufseher der Römischen Alterthümer (Preside delle Antichità di Roma), der Cortonischen gelehrten Gesellschaft Mitglied zu Rom, Einer der gelehrten und grossen Kenner der Alterthümer in einem Lande, welches einen solchen Reichthum davon hat, in

dem classischen Boden Italiens. — Venuti stammt aus einem edlen Geschlechte ab. Sein Vater war Joseph Venuti, Ritter des heiligen Stephanus, und seine Mutter, Francisca Blandelli, welche ihn in der alten Stadt Toscana's Cortona, am 2. November 1705, geboren hat. Im vierten Jahre seines Alters verlor er seinen Vater. Sein Oheim nahm die Vormundschaft und Sorge für ihn auf sich, und ließ ihn unter den Jesuiten, in deren Collegium zu Prato, einer anmuthigen Stadt des gemeldeten Großherzogthums, in den Wissenschaften unterrichten. Nachdem er mit den Jahren in denselben zugenommen hatte, gieng er nach Florenz, erlernte daselbst die Weltweisheit, das bürgerliche und Päpstliche Recht, und vornehmlich die Kenntniß der Alterthümer, bey dem berühmten Rathsherrn, Philipp Buonarota.

Hierauf begab sich Venuti wieder nach Cortona, und erhielt daselbst ein Canonicat bey der Collegiatkirche. Da indessen sein Oheim zu Florenz, wo er ansehnliche Ehrenstellen bekleidet hatte, mit Tode abgegangen war, und Venuti bey sich selbst nicht wohl schlüssig werden konnte, worauf er in seiner Würde vornehmlich seine Absicht richten wollte, legte er solche nieder, und begab sich im November 1730 nach Rom. Man hat mehrere Beyspiele von Männern, welche bereits in der Jugend eine gewisse Ahnung ihres ihnen in der Folge des Lebens bevorstehenden Schicksals gehabt, und daher starke Triebe empfunden haben, solche Wege einzuschlagen, auf welchen sie hernachmahls das ihnen bestimmte Ziel erreicht haben. So ergieng es auch unserm Gelehrten. Es lag ihm in dem Sinne, das grosse Rom würde seine andere Vaterstadt werden, und er verwechselte daher Cortona, wo er in die berühmte Gesellschaft der Wissenschaften getreten *), mit demselben. Daselbst erwarb er sich verschiedene vornehme und angesehene Freunde, setzte seine antiquarischen Bemühungen

*) Diese jetzt berühmte Akademie nahm 1726 ihren Anfang. Die Mitglieder, welche damahls zusammentraten, richteten ihr Augenmerk auf die Etruscischen, Griechischen und Römischen Alterthümer, vornehmlich aber auf die ersten, als ihre vaterländischen, von denen ein reicher Vorrath übrig geblieben, und noch immer nach und nach entdeckt worden ist. Sie hatte zu dem Ende bereits eine Menge alter Denkmähler von allerley Arten gesammelt, als der Abbate Baldelli, ein Cortonischer Edelmann, welcher sich, während eines langen Aufenthalts zu Rom, daselbst viele Bücher, Handschriften, Alterthümer und andere sehenswürdige Sachen angeschafft hatte, im J. 1734 diese überaus grosse Sammlung der Stadt Cortona in seinem Testamente hinterließ. Dieses Geschenk, welches der Akademie ein so weites Feld eröffnete, erweckte den Eifer dieser Gesellschaft auf's Neue, und eigentlich zu sagen, rechnet sie ihre Errichtung erst von diesem J. 1734 an. Denn damahls machte sie sich zuerst Gesetze, wählte sich ein Haupt, setzte die Zahl ihrer Glieder fest, und nahm ein Siegel an. Das folgende J. 1735 faßte sie den Entschluß, ihre auserlesenen Anmerkungen und Abhandlungen an's Licht zu stellen, und der erste Theil, welchem 1740 und hernach verschiedene andere gefolgt sind, erschien in demselben. Wir erinnern noch, daß Philipp Venuti, gleichfalls Abbate und Mitglied dieser Gesellschaft, auch der Akademieen zu Paris, Bordeaux, Marseille und Montauban, mit unserm Gelehrten nicht zu verwechseln sey.

krig fort, und hatte Gelegenheit, seine Geschicklichkeit darin öffentlich an den Tag zu legen. Es ward nämlich 1753, bey Aufrichtung des Vordergiebels an dem Lateranischen Palaste, unter andern aus dem Grunde hervorgegrabenen alten Denkmählern auch eine Aufschrift gefunden, welche Venuti, mit seinen Anmerkungen in Italienischer Sprache begleitet, im Druck erscheinen ließ. Diese erste Probe wurde überaus wohl aufgenommen, und die Kenner der Alterthümer wurden dadurch noch mehr in der Hoffnung, gar wichtige Dienste von ihm zu erhalten, bestärkt. Der Cardinal Alexander Albani, ein Brudersohn des Papstes Clemens XI. ein Herr, der sich diesen Theil der Gelehrsamkeit zu ewigem Danke verbunden hat, berief ihn zu seinem Auditor, das ist, zu demjenigen, dessen Gesellschaft und Beyhülfe er sich bey seinen gelehrten Geschäfftigungen bediente; und da derselbe eine Sammlung von alten Münzen erster Grösse besaß, trug er ihm auf, Anmerkungen und Erläuterungen darüber zu machen. Da auch der Papst Clemens XII. solche bald hernach auf die Vaticanische Bibliothek bringen ließ, bestätigte derselbe unsern Venuti in diesem seinem Amte. Was er also unter der Anführung des gemeldeten Cardinals angefangen, das brachte er, auf Befehl der Päpste, Clemens XII. und Benedict XIV. innerhalb 6 Jahren zu Stande, und ließ 1743 die Numismata maximi moduli ex museo Albano in 2 Folianten an's Licht treten. Er hat aber auch nicht weniger während der Jahre, wovon wir bisher geredet, verschiedene andere, theils eigene, theils fremde Werke zum Druck befördert, welche wir bald anzeigen wollen.

Im J. 1748 erklärte ihn der Papst Benedict XIV. zum Oberaufseher der Römischen Alterthümer (Praeses Romanarum Antiquitatum). Und in dieser Würde hat er die Ehre gehabt, dem Markgrafen zu Ansbach, dem Herzog von Wirtemberg und dessen Gemahlin, der Markgräfin zu Bayreuth, und verschiedenen anderen Fürstlichen und hohen Standespersonen, auf Befehl des Papstes, die Alterthümer der Stadt Rom zu zeigen, und von denselben ausnehmende Gnadenbezeigungen dafür zu erhalten. Obwohl ihm nun dergleichen Verrichtungen viele Zeit kosteten, so hat er doch seine Arbeiten darüber nicht gänzlich liegen lassen, sondern, ausser verschiedenen wichtigen Abhandlungen, welche von seiner Feder das Licht gesehen haben, auch drittehalb Jahre lang die mühsame Ausarbeitung der Ephemeridum, welche bey den Gebrüdern Pagliarini herauskamen, auf sich genommen. Daß Venuti sich überhaupt keinen Fleiß und Mühe habe verdriessen lassen, davon sind seine schönen und von den Gelehrten hochgehaltenen Schriften die gewissesten Zeugen.

Hier ist nun das vollständige Verzeichniß derselben:

Osservazioni sopra un antica perizione di Settimio Severo di Museo dell' Ecclma Casa Corsini. In Roma 1735. 4. — Dissertazione sopra i Gio chi Ascoli de' Greci. — Sopra l'antichissima Citta di Cortona. — Sopra un perizione d'un

iofo Stpico di Cortona; unter einem fremden Namen. — ra alcune Medaglie di Malta; gleichfalls unter einem ten Namen. Diese stehen in den zu Rom in 4. unter del: Saggi di dissertazioni academiche etc. zusammengedruckt Abhandlungen der Cortonischen Akademie, T. I. II. S. die a Eruditorum und das Iournal des Savans 1745. — Ora totam ferme Romanam historiam complectens, ab anonymo tata, die, quo dedicata fuit statua Leonis X. nunc pri in lucem edita, atque Cardinali Alexandro Albani dicata, mae 1735. 8. — Ragionamento sopra il piano di Roma. Roma 1740. fol. — Collectanea Romanarum antiquita in centum tabulis aeneis distributa, atque notis illustrata, mae 1741. fol. — Itinerario d'Italia dello scotto viveduto, accresciuto. In Roma 1740. 8. — Roma antica e mona, rinovata, 2 Voll. In Roma 1741. 8. Wieder aufgelegt 3 Voll, Rom 1745. S. Iournal des Sav. Avril 1745. p. — Capuei Museum Romanum, cum nova praefatione, stolis dedicatoriis et additamentis, 2 Voll. Romae, fol. — nchini de tribus generibus musicae veterum, opus inedi, nonnullis additis, Romae 4. — Del Agro Romano dl. Eschinardi, Iesuita, In Roma 8. mit vielen Zusätzen des nuti. — Numismata maximi moduli ex museo Albano in icanam bibliothecam translata, atque notis illustrata, 2 Voll. mae 1743. fol. — Ragionamento sopra un antica gemma Marchese Lucatelli dl. Sistema di Platone. — Sopra a gemma dl. med. con un Gigante che combatte con Dia — Sopra un cameo rappresentante l'ostracismo d'Atene Mylord Walpole. Diese Abhandlung ist nicht nur zu Rom zu London gedruckt, sondern auch nebst den beyden vorigen in die Abhandlungen der Cortonischen Akademie eingerückt worden. — Epistolae Hetruscae academiae Cortonensis eminentissimum Cardinalem Quirini, in epocham Argonautarum, Florent. 4. — Ragionamento sopra la nuova scoperta busto d'Epicuro, In Roma 4. — Observationes in Criti P. Scarfo, ord. S. Basilii, in collectanea Romanarum antiquitatum. — Dissert. sopra due Greche perizione appartenenti ad Etrej. 4. — Osservazione sopra alcune perizione artenenti a Soldati Pretoriani, 4. — Lettera sopra un so di Virgilio, riguardante il Castello di Catino in Sabina, — Osservazione sopra una gemma Egiria, 4. Diese letzten drey Abhandlungen stehen in den oben genannten Ephemeribus. — Marmora Albana, sive in duas inscriptiones glatorias observationes; Romae 4. — Osservazione sopra iume Cliteenno, e suo culto, In Roma 4. — Ragionamento sopra un urna sepolorale di Campidoglio detta d'Alessandro Severo, In Roma 1756. 4. — Risposta al Sign. chese d'Argens in difesa della pittura Italiana, In Lucca 5. 8. Diese Antwort ist wider dasjenige gerichtet, was der chese von der Italienischen Mahlerey in seinen Briefen und

in den Reflexions crit. sur les ecoles de peinture gi
hat. — Accurata e succinta Descrizione topografi
Antichità di Roma, 3 Voll. In Roma, 1763. 1766. mi
Kupf. gr. 4. Da Venuti so oft Gelegenheit gehabt hat
Römischen Alterthümer zu untersuchen, so setzte er zum Ge
derer, welche er führte, eine Nachricht davon auf, und
ist diese Schrift erwachsen, welche nach seinem Tode zur
lung seiner Schulden gedruckt wurde. Zu dem Gebrauch
zu er seine Nachricht bestimmt hatte, schien ihm die bloße
lung derselben nach einer guten Ordnung hinlänglich zu
daher herrscht in dem ganzen Werke eine ausserord
Trockenheit. — Ausser diesem hatte Venuti auch noch
schiedenen andern gelehrten Werken durch Rath, Anleitu
Beyträge Antheil. In's Besondere arbeitete er mit den b
ten Valesi und Gori an den Anmerkungen zu dem Muse
tonensi.

S. Neues gel. Europa, Th. 14. S. 492.

Venzky, Georg, Doctor der Gottesgelehrsamkeit un
tor des Gymnasiums zu Prenzlau in der Uckermark.
sein Leben selbst aufgesetzt, wozu ihn verschiedene Umstän
mocht haben. Der Superintendent Götten hat im 1. Th
nes gelehrten Europa Venzky's Leben aus einem Brie
ihm ganz kurz erzählt. Der geheime Rath Moser besch
ohne seinen Vorbewußt in dem Lexicon der jetztlebenden
gen noch umständlicher, doch nur so, wie er die Nach
aus den Tagebüchern der Gelehrten zusammentragen konnte
verschiedenen Gesellschaften, welche unsern Venzky zu
Mitgliede aufgenommen haben, verlangten eine umstän
Erzählung seiner Lebensumstände und Schriften. Dr. Ne
welcher das Lexicon der Theologen fortsetzte, forderte in
Fortsetzung desselben ein Gleiches öffentlich; und aus
theilen wir dasjenige mit, was Venzky von seinem Leb
seinen Schriften kurz und unparteyisch erzählt hat.

Venzky ward zu Gommern (unweit Magdeburg),
Stadt und einem Amte in dem Burggrafthum Magdebur
Chursachsen zugehörte, in der Nacht zwischen dem 17. u
December 1704 geboren. Sein Geschlechtsname ist Venzky
wie sich Einige der Seinigen schreiben, Venzke. Ei
sollte man ihn *Wiencky* schreiben. Denn er ist Po
stammt von dem Worte Wiecy, mehr, her, das es wird
ång gelesen. Also bedeutet sein Name einen Mehrer ode
von Vermehren. Es sind auch noch in der neuesten Zei
leute in Schlesien gewesen, welche sich von Wenzky ode
Venzky schrieben. Die Verwechselung des V und W is
diesen Völkern nicht ungewöhnlich, und weil sein Vater
gebraucht: so hat er nie davon abgehen mögen. Sei
schlecht stammt also aus Pohlen und Schlesien. Diese
welche davon Protestantisch geworden, haben sich mehre

dem geistlichen Stande gewidmet, und in der Neumark, in der Mark Brandenburg, in Pommern, sonderlich um Stettin und Landsberg, herum ausgebreitet. In dem Venzkyschen Wappen werden sowohl im Schilde, als auch auf dem Helme zwey Hörner geführt: das eine ist glatt, das andere ist zackig, oder mit Enden. Der bekannte Stammvater war Hans Zucho Venzky, Rathsverwandter zu Polzin in Hinterpommern. Sein Sohn war Joachim Venzky, Prediger in Zizeno, Schlage ꝛc. dessen Sohn, sein Großvater, war Georg Venzky, Prediger zu Günthershagen. Er hatte 14 Kinder, vier Töchter und zehn Söhne, unter welchen sein Vater der älteste war. Dieser hieß M. Daniel Venzky. Weil sein Leben nicht ohne Merkwürdigkeiten ist, so hat er in seinem Leben von ihm selbst Nachrichten gegeben. Er ward nämlich am 15. März 1662 zu Günthershagen in der Neumark von Agnesa Muskovien geboren. Er besuchte die Schulen zu Falkenburg *), Stolpe, Guben, Breßlau, und mußte sich mit dem Chorgelde und mit Unterweisung der Kinder durchhelfen. Im J. 1684 bezog er die Universität zu Wittenberg zum ersten Mahl, hörte die Professoren Donat, Weiß, Schurzfleisch, Mayer, und die Magister Remling und Pasch. Im J. 1685 mußte er diesen Ort schon wieder verlassen: er wandte sich nach Hause, und ward nach einigen Wochen Cantor in Falkenburg. Wie er denn sowohl in der Instrumental- als Vocalmusik sehr erfahren gewesen, einen sehr angenehmen Tenor gesungen, und viele musikalische Handschriften hinterlassen hat. Nach drey Jahren ward er daselbst Rector, und nach einigen Jahren legte er sein Amt nieder, gieng wieder nach Wittenberg, blieb daselbst 7 Jahre, ward Magister und endlich Beysitzer der philosophischen Facultät. Er trieb die theologischen, philosophischen und philologischen Wissenschaften, wie auch die Morgenländischen Sprachen, sehr fleißig. Er disputirte fleißig, und seine Disputationen fanden zum Theil so viel Beyfall, daß sie wieder aufgelegt wurden. Im J. 1696 ward er Superintendent und Oberprediger zu Gommern. Er heyrathete erst Susanna Judith, Johann Schwedler's, Königl. Preussischen Accisedirectors in Frosa, unweit Magdeburg, Tochter, mit welcher er 3 Kinder zeugte, einen Sohn und zwey Töchter. Zum andern Mahl Anna Elisabeth Weller, die ihm unsern Georg Venzky gebar. Er starb 1705, als er eben im Begriff war, die Doctorwürde anzunehmen. Er war liebreich, aber ernsthaft: lebte sehr eingezogen und exemplarisch, wie er denn nicht viel von seiner Studierstube kam. Sein Bildniß ist in der Kirche zu Gommern befindlich. So bald unser Venzky geboren war, hat er ihn gleich den Studien, und insonderheit der Gottesgelahrtheit, gewidmet. Seine Mutter hat ihm Solches sogleich und auch auf dem Todesbette zusagen müssen. Kurz vor seinem Ende befahl er Solches auch seinen Brüdern, die zugegen waren, unter welchen Ernst Bogislaus,

*) Von welchem Ort er sich auf seinen Disputationen Falcoburgo Neo-Marchicum geschrieben.

seiner Zusage eingedenk war, und es mit allem Eifer zu befördern suchte. Ob man unserm Venzky zwar sehr zugesetzt hat, eine andere Lebensart zu wählen, so hinderte dieser Befehl Solches sowohl bey seiner Mutter, als auch bey ihm selbst. Alle Brüder seines Vaters, bey welchen dieser größtentheils die Stelle eines Vaters vertreten, widmeten sich der Gottesgelahrtheit. Sie mußten sich kümmerlich durchhelfen, wurden aber durch besondere Proben der göttlichen Fürsorge sehr oft erfreut und gestärkt, und dadurch desto mehr zu Gott geführt. Einige pflegten auch von ihnen zu sagen: „Die Venzky würden wohl selig, aber nicht reich werden.“ Dem Abt Breithaupt gefiel diese Familie so sehr, daß er etliche Mahl wünschte, daraus entsprossen zu seyn. „Aber, setzte er hinzu, sie werden auch desto mehr Anfälle vom Teufel der Welt ausstehen müssen.“ Daran fehlte es, schreibt unser Autobiograph, freylich nicht; doch haben sie noch allenthalben, wie auch ihre Kinder, einen guten Namen behauptet. Unsers Venzky's Mutter, Anna Elisabeth, war aus Möckern, einer Stadt im Herzogthum Magdeburg. Ihr Vater, Johann Georg Weller, war Bürgermeister und Acciseinnehmer daselbst, und stammte von dem berühmten Jacob Weller ab.

Venzky ward bald eine Waise: denn 1705 that sein Vater am 1. Sonntage nach Trinitatis seine letzte Predigt, legte sich darauf und starb am Fleckfieber am Johannistage, oder am Montage nach dem 2. Trinit. Seine Mutter verfiel in eine sechswöchige hitzige Krankheit und entzog ihm also seine Nahrung; doch legte sie ihn nach überstandener Krankheit ohne Schaden wieder an ihre Brust. Seines Vaters Bücher wurden wider sein Verbot verkauft, das Geld ward nach dem Sächsischen Recht unter die Erben vertheilt, das aber Keinem, als den Vormündern und seiner Mutter zu Gute gekommen ist. Ihr meistes Vermögen bestand in Korn. Es war aber sehr wohlfeil und Vieles ward davon gestohlen. Die Schweden lagen dasmahls in Sachsen, und weil seine Mutter ihnen wöchentlich Vieles geben mußte: so verkaufte sie ihr Haus, das sie noch hatte, heimlich und wohlfeil, und entwich mit ihm nach Möckern, zu ihrem Vater, in's Brandenburgische. Da seine Mutter eben im Begriff war, sich dort häuslich niederzulassen, kam ein Preussischer Feldprediger, Namens Gottfried Christian Grube, begehrte sie zur Ehe, und ließ nicht eher nach, als bis er sie 1707 wirklich heyrathete. Er stand noch in Brabant zu Felde, daher mußte sich seine Mutter mit ihm zu seinen Aeltern nach Derben, unweit Burg, wo der Vater Prediger war, begeben, und ihn zugleich mit Geld unterstützen. Weil sie aber dort seinetwegen Verdruß fand; so sandte sie unsern Venzky wieder zu seinem Großvater, wo er 2 Jahre blieb, und also in Möckern, in der Schule, die ersten Buchstaben, und von dem Großvater selbst einige gute Sitten lernte. So mußte er also schon in seiner zartesten Jugend von einem Orte zu dem andern entweichen, und schon damahls erfahren, was er nachher in seinem ganzen

Leben erfahren hat, daß er im Zeitlichen allenthalben zu kurz kommen und Schaden leiden mußte. Im J. 1710 ward sein neuer Vater nach Kühlhausen, Garz und Warnow, welche Dörfer auf der Gränze des Herzogthums Magdeburg bey Sandau und Havelberg liegen, zum Prediger berufen, wo er auch 1741, seine Mutter aber 1743 verstorben ist. Unserm Venzky wurden daselbst 3 Stiefbrüder und 4 Schwestern geboren. Der älteste, Johann Christoph, welcher in der Folge seines Vaters Amt bekleidete, war auf Schulen sein beständiger Gefährte. Sein Stiefvater unterwies ihn im Lesen, Schreiben, Rechnen, im Latein und Christenthum. Er unterwies aber nach der alten Weise und war ziemlich hart; daher Venzky sich gern zu allerley Geschäfften im Hause und auf dem Felde gebrauchen ließ, welches ihm indessen auch nicht schädlich gewesen ist. Nichts konnte ihn aber vom Studieren abwendig machen. Das Rühmlichste von der Erziehung seines Vaters war, daß sie von dem Umgange mit Bauerkindern abgehalten und wider Aergerniß sehr bewahrt wurden. Es wurde ihnen von Jugend auf ein Abscheu wider Fluchen, Schwören, ärgerliche Worte und andere Sünden beygebracht. Ein halbes Jahr lang hatte Venzky einen Hauslehrer, Namens Rissenpas, der ihn sehr liebte, bey dem er auch sehr fleißig war, und den er mit Thränen verließ. Hierauf ward er im J. 1716 nach Burg gebracht. Er kam bey einem Bader in's Haus, wo er viel Böses lernte. Venzky genoß Freytische und von einigen Leuten grosse Liebe. Dem Conrector Fordemann ward er als ein Secundaner übergeben, welcher nach der alten Methode allen Fleiß an ihn wandte. Venzky mußte ganze Lateinische Bücher auswendig lernen, die er nicht verstand. Und wie er bey seinem Hauslehrer schon einen Anfang in der Griechischen Sprache gemacht hatte: so fieng er hier das Hebräische an. Er gieng mit in's Singechor, und endlich ward er von dem Superintendenten Schuband bestellt, alle Sonntage nach Mittage in der Oberkirche der Gemeine ein Kapitel aus der Bibel, wie da gebräuchlich war, vorzulesen; welches ihm vortheilhaft war. Nach 2 Jahren kam sein Vetter, Ernst Bogislaus, damahls Rector in Barby, nach Burg, wie er sich denn lange nach ihm erkundigt hatte, lud ihn ein, nach Barby zu kommen, und errettete ihn aus dem Verderben. Nachdem er es den Aeltern gemeldet hatte, zog er nebst seinem Stiefbruder 1718 nach Barby. Sein Vetter nahm sie in sein Haus, hielt sie zum Fleiß und zur wahren Gottseligkeit an. Hier hörte Venzky, was er nie gehört hatte, daß der Dienst Gottes und ein Christ ganz etwas Anderes sey. Venzky nahm es mit Freuden auf. Er ward in den gewöhnlichen Wissenschaften, und in der Musik treu unterwiesen. Er machte den Anfang auf der Harfe, dem Claviere und der Flöte, aber das Studieren und andere Umstände machten, daß er nicht weit auf diesen Instrumenten kam. Von dem gelehrten und redlichen M. Renden, der damahls Conrector ward, lernte er Vieles. Er unterwies

ſie im Latein, im Griechiſchen, Hebräiſchen, Chaldäiſchen, Syriſchen, der Hebräiſchen Accentuation, im Engliſchen und Franzöſiſchen. Keiner von ſeinen Mitſchülern hat ſich ſeine Unterweiſung ſo zu Nutze gemacht, als er, wie er denn in dem Mehreſten von Niemanden fernern Unterricht genoſſen. Venzky fing ſo fleißig an zu ſtudieren, daß er im Winter allemahl um 3 Uhr, im Sommer um 2 Uhr aufſtand, und nach dem gemachten Entwurf ſeine Lectionen wiederhohlte, ſich zubereitete und für ſich Etwas las, und dadurch viele Mitſchüler ermunterte. Den Tag über hatte er wenig Zeit dazu. Und da er Freytiſche genoß: ſo führte er allezeit ein Büchlein bey ſich, darin er las, bis ſie aßen, oder er machte ſich die Bücher zu Nutze, die er an jedem Orte vorfand, welches ihn beliebt machte. Und unerachtet er im letzten Jahre Kinder unterwies, wie ihm denn 12 Kinder zugebracht wurden, wie auch ſeinen eigenen Mitſchülern im Griechiſchen und Hebräiſchen nachhelfen mußte: ſo brachte er es doch in 2 Jahren ſo weit, daß er eine Luſt zur höheren Schule bey ſich empfand. Weil er ſich aber Solches nicht merken laſſen durfte, ſo verlangte er, man möchte ihn in's Halliſche Waiſenhaus bringen: das geſchah auch 1720. Man ſetzte ihn in die oberſte Claſſe. Er übte ſich hier inſonderheit in Teutſchen, Griechiſchen und Hebräiſchen Verſen und in der Meßkunſt fleißig, wozu er bisher noch keine Anweiſung gehabt hatte. Seine vornehmſten Lehrer waren Herr von Brück, nachher Rector in Lüneburg, Braun, der um der Kirchengebräuche willen abgeſetzt ward und eine Zeit in Kalbe lebte, Cellarius, Gänzel, nachher Prediger in Berlin, Schinmeyer, nachher Inſpector zu Ratenau. Preſſier, nachmahliger Miſſionär in Indien, Bertram, der in Oſtfriesland als Hofprediger verſtarb, Faccius, Prielmeyer, der nachgehends in Halberſtadt ſein Amtsgehülfe ward. Ein Paarmahl perorirte er öffentlich. Er wäre hier zwar gern noch ein Jahr länger geblieben, und hätte noch einige Griechiſche und Lateiniſche Scribenten durchgeleſen: allein weil er von ſeinem Erbtheil lebte, und einen Ueberſchlag machen mußte, ſo ward er genöthigt, die Univerſität zu beziehen. Es geſchah Solches 1721 um Oſtern, nachdem er gewöhnlichermaßen in einer Rede, und zwar in Lateiniſchen Verſen, öffentlich Abſchied genommen hatte, und ſich hatte prüfen laſſen.

Als er die Univerſität Halle bezog, war der berühmte Heineccius Decan der philoſophiſchen Facultät, und Dr. Lange Prorector. In dem erſteren Jahre las er noch fleißig Lateiniſche Autoren, unterhielt einen Lateiniſchen Briefwechſel und beſuchte beym M. Tympe, dem nachherigen Magdeburgiſchen Prediger, ein Collegium styli. Die Vernunft- und Sittenlehre hörte er beym Dr. Schneider, die Sternkunde und Naturlehre beym Profeſſor Lange. Venzky beſuchte in gewiſſen Stunden alle Lehrer der Gottesgelahrtheit, den Abt Breithaupt, Dr. Anton, den ältern Profeſſor Franke, Dr. Michaelis, Dr. Lange, Dr. Herrnſchmidt, den jüngern Franke und Rambach, als Adjuncte

der Facultät. Bey dem jüngern Michaelis hörte er ein Oratorium über die Hebräische Bibel, und bey dem ältern ein Rabbinicum, worin sie selbst lasen und der Lehrer sie nur zurecht wies. Einige Mahl reiste Venzky auch nach Barby, und bediente sich seines alten Lehrers, M. Renden, Anweisung zum Samaritanischen, Arabischen und Abyssinischen. Er bekannte, daß ihm in Rambach's Vorlesungen die Augen erst recht aufgegangen wären. So lange er in Halle war, übte er sich wenig im Predigen, las vielmehr Bücher, weil er Willens war, sich zur Universität zuzubereiten. Doch, weil er auch auf 2 Jahre lang, täglich 2 Stunden, auf dem Waisenhause informirte: ward er im Vortrage genug geübt. Medicinische Vorlesungen besuchte er gern, wie er auch der Zergliederung eines menschlichen Körpers beywohnte. Er machte auch den Anfang, Studierende im Englischen und Hebräischen zu unterrichten. Dr. Michaelis bot ihm seinen Katheder an, Einige im Rabbinischen zu unterweisen, damit es nicht an Solchen fehlte, die sich mit ihm unter des Lehrers Aufsicht zum Talmud, wie er verlangte, wenden könnten: allein weil er noch so jung war, so lehnte er es von sich ab. In dem theologischen Seminarium war er 2 Jahre lang ein Mitglied. Man suchte ihn zu bereden, daß er sich möchte auf dem Pädagogium gebrauchen lassen: allein er liebte seine Freyheit zu sehr, wiewohl es ihm hernach leid gewesen. Vor seinem Abzug aus Halle besuchte er noch Leipzig.

Im Sommer 1724 verlangte ihn der Oberste von Lüderitz zu Lüderitz, unweit Stendal, zu seinem Informator. Weil ihn aber die theologische Facultät nicht missen wollte, und versprach (auch in ihrem Buche niederschrieb) ihn, auf Anpreisung des Dr. Michaelis, nach 2 Jahren selbst zu gebrauchen: so mußte er dieses ausschlagen. Endlich erhielt er Erlaubniß, den Winter über zu seinen Aeltern zu reisen, seine Sachen zu wiederhohlen und sich in den Stand zu setzen, desto zubereiteter weiter fortzufahren. Er mußte versprechen, wieder zu kommen, wie er auch Willens war, und er ließ deßwegen seine Sachen da. In seiner Aeltern Hause aber fanden sich viele Hindernisse. Bald wurden sie besucht, bald sollten sie einen Besuch ablegen, bald mußte er predigen, und überdieß seine Geschwister täglich einige Stunden unterrichten. Indessen studierte er fleißig; insonderheit las er Buddei, Rambach's, Lange's und A. Pfeiffer's Schriften, und fieng einen gelehrten Briefwechsel an, vornehmlich mit dem Pastor Carsted in Sandau und dem Generalsuperintendenten in Stendal, Dr. Meurer, mit dem er auf seiner Durchreise bekannt geworden war, der ihn sehr liebte, und ihn eifrig ermahnte, sich der Akademie und den Morgenländischen Sprachen zu widmen. Indessen wollte man ihn einige Mahl in Conditionen verflechten. Herr von Peverling, in der Altmark, verlangte ihn: er schlug es ab. Man verlangte ihn nach Friesack, in der Mittelmark, zu dem Herrn von Bredow: Venzky schlug einen Andern vor; weil derselbe aber ausblieb, mußte er sich doch

endlich bereden lassen, selbst zu Anfange des J. 1725 dahin zu ziehen. Er unterwies daselbst 2 junge Herren, die nachher in Preussische Kriegsdienste kamen, und 3 Fräulein, davon die älteste an den Domherrn zu Brandenburg, Herrn von Schlabberndorf, vermählt wurde. Es gieng ihm hier zwar gut, die Gegend war anmuthig, die Bequemlichkeit und der Tisch vortrefflich: er ward aber sehr vom Studieren auf Nebendinge und Eitelkeiten gezogen. Indessen übte er sich insonderheit in der Teutschen Schreibart und Dichtkunst, las viele, dahin zielende Bücher, und lernte nicht wenig in der Kunst, sich wohl aufzuführen. Unerachtet ihm Versprechungen geschehen waren, daselbst die Oberpredigerstelle, beym Abgange des alten Predigers, zu erlangen, obgleich dieselbe sehr gut und viele Hoffnung dazu war: so ließ er sich doch von seinen Aeltern bereden, von hier nach Havelberg zu ziehen. Es geschah Solches 1726 um Ostern: er unterwies daselbst eines Rittmeisters, Petzken, Sohn, und des Rathskämmerers, Schönermarken, Kinder. Hier fieng er an, die vornehmsten Tagebücher der Gelehrten zu lesen, weil er sie haben konnte, und predigte fleißig. Zweymahl ward er nach Berlin zum Informator verlangt, und zwar einmahl zu dem damahligen Obersten von Kalkstein. Allein ein plötzlicher Tod desjenigen, der seine Erklärung schriftlich erhalten hatte, hinderte es. Man verlangte ihn als Conrector nach Kyritz. Weil er aber dazumahl noch nicht in den Schulstand wollte, so schlug er einen Andern vor, der es auch ward. Sein Rittmeister wies ihn dem General von Lepel, welcher ein Regiment Cavallerie in Ruppin commandirte, zum Feldprediger an. Er mußte die Probe predigen, und ward unter dreyen wirklich gewählt. Allein weil der General zu lange säumte, hatte der König die Stelle indessen einem Andern versprochen. Bald darauf schickte der Abt Breithaupt von Klosterbergen ein Schreiben mit einem eigenen Boten, und verlangte ihn auf's Kloster; er gieng aber nicht, weil er keine Neigung dazu hatte. Als aber nach einem Vierteljahre wieder an ihn gesendet ward, und ihm gute Versprechungen gethan wurden: so reiste er 1728 um Michaelis dahin, und entschloß sich, da zu bleiben. Die erste Zeit stellte er auf dem Kloster nur einen Gast vor, mußte sich oft um den Abt befinden, die Klosterbibliothek in Ordnung bringen, zuweilen predigen, endlich zu seinem Vetter nach Barby reisen, um seine Weise zu katechisiren von ihm zu lernen. Darauf ward er zum Informationswerke gezogen, und seine Hauptlection sollte die Theologie seyn. Sein Beruf bestand in diesen Worten des Abts: „Unser Pädagogium ist bisher sehr böse gewesen. Ich gebe die mehreste Schuld darauf, daß die Theologie nicht recht getrieben wird. Ich habe zu ihm ein besseres Vertrauen und will sie ihm auftragen. Wird es nicht besser, soll er Schuld haben.“ Die Worte beunruhigten ihn zwar sehr: doch das Pädagogium ward wirklich besser. Er ward endlich Präparandus, Conventual und Rector. Der Abt war ihm sehr gewogen, und er lernte von

Weisheit, seinen Maximen und aus seinen Worten, wenn
) öfters ganze Stunden lang allein mit ihm unterredete,
Vieles. Allein seine Gewogenheit und die nahe Beförderung
ch ihm Neider und Verfolger, und als er den Varro mit
n herausgab, waren sie ganz rege, daß er auch mit dem
desfalls Schriften wechseln mußte. Es gelang ihnen aber
Die Hauptursache seines Daseyns war diese: Das Kloster
ein Dorf, Karit, in Sachsen; daraus wollte es eine eigene
e machen. Der Superintendent in Sommern hatte es
mit besorgt. Man wollte es also demselben nicht gern neh-
lassen. Es ward daraus ein Proceß. Man verlangte zu
Pfarre von Sächsischer Seite ein Landeskind, und das
Venzky. Das Kloster mußte einen Conventual berufen;
n ward er's. Dennoch aber fand das Kloster vielen Wi-
nd, und wandte sich also an den König; der es auch so
brachte, daß Venzky Hoffnung hatte, nicht nur das Dorf,
rn auch die Superintendentenstelle, um die Pfarren nicht
ennen und zu schwächen, also seines Vaters ganzen Dienst,
kommen. Als aber fast Alles seine Richtigkeit hatte, so
Herr von Münchhausen, Domherr und Scholaster in Hal-
dt, und verlangte ihn zum Subconrector an der dortigen
chule. Er wußte ihm seine bevorstehende Beförderung sehr
iß zu machen, und versprach ihm dagegen mit bessere
heile, die er zu erfüllen theils nicht im Stande war, theils
Neider und Eigennützige gehindert wurde. Weil nun der
Nichts dazu sagen wollte: so ward das Schweigen auch
Bewegungsgrund, den Schuldienst anzunehmen. Hernach
bezeugte der Abt, daß ihm sein Abschied sehr empfindlich
und da schrieb er, was Venzky vorher zu hören wünschte, um
issen, woran er wäre. Denn der Abt war sehr heimlich,
wollte sie dadurch in einer beständigen Verläugnung unter-
n. Indessen war ihm dieses eine gute Schule gewesen.
nsehung des Lebens lernte er darin Vorsichtigkeit, Klugheit
ein gesetztes Wesen. In Ansehung der Schule ward er
Schulamte immer tüchtiger, und übte sich auch im Dispu-
In Ansehung des Predigtamts ward er durch das öftere
hisiren, Predigen, durch die eigenhändige Verbesserung der
ätze, die vom Abte geschah, durch die öftere Prüfung der
idaten, die sie mit anhörten, und durch die Prüfung und
hnung der Schüler, immer geübter. Im J. 1731 ward er
r Fasten in die Halberstädtische Domschule als Subconrector
führt. Darauf nahm er im Kloster Abschied, that eine
durch sein Vaterland, besah insonderheit Zerbst, Witten-
Lichtenburg, Cöthen u. dgl. lernte auch einige gelehrte
ner kennen. Gleich nach Pfingsten trat er seinen Dienst
Das erste Uebel, das er hier vorfand, war, daß man ihm
Salarium geschwächt und einem Andern aus Gunst jähr-
30 Thlr. zugelegt hatte. Also mußte er auch hier ebenfalls,
n den Conditionen und auf dem Kloster geschehen, einen

Verlust im Zeitlichen leiden. Es folgten manche üble Dinge daraus; daß es den Patronen öfters leid geworden. Er fand hier viele Freunde, aber auch Neider, denen er zu geschäfftig war, und zu Viel gelernt hatte. Sie wandten alle Mühe an, daß ihm die Gunst, die Wohlthaten und versprochenen Beförderungen vereitelt würden. Es gelang ihnen aber nur zum Theil. Venzky studierte indessen desto fleißiger, und schrieb desto mehr. Er bekam einen starken Briefwechsel, und ward in verschiedene gelehrte Gesellschaften aufgenommen. Im J. 1737 reiste er nach Göttingen, und lernte Einige von den Professoren kennen. Im J. 1738 nahm er das Amt eines Conrectors auf sich, und stellte dabey zweymahl eine Redeübung mit Beyfall an. Im J. 1740 ward er Dombibliothecar, bey welchem Amte er sich viel Mühe machte, die Bücher in bessere Ordnung zu bringen, und ein vollständiges Verzeichniß davon zu verfertigen. Während der Zeit, da er in Halberstadt war, wurden ihm manche Beförderungen an andere Schulen und Akademieen vorgeschlagen: allein es mußte aus allen Nichts werden. Herr von Westphal präsentirte ihn zu einer Pfarre nach Wehrsted, hart vor Halberstadt, welche er aber nicht annahm. Endlich verlangte ihn der Präsident von Ribbeck 1742 zu seinem Prediger nach Cladau, Glinecke und Satau bey Spandau, und erklärte sich sehr gütig: allein er konnte sich unmöglich dazu entschliessen, ob er gleich Alles besah, prüfte und sich Zeit genug zur Ueberlegung nahm. Dem inneren Beruf nach sollte er noch länger in den Schulen dienen: daher er den Ruf an die Prenzlauische Schule in der Uckermark annehmen mußte. Venzky macht dabey die Anmerkung, daß er nicht dahin kommen konnte, wohin er wohl gewollt oder gesollt habe: und woran er nie gedacht, und wovon er anfänglich abgeneigt gewesen, das habe er werden müssen. Es hat ihm aber allezeit eine grosse Freudigkeit gegeben, daß er sich nicht selbst geführt habe, sondern nur gefolgt ist. Bloß die Artikel, welche er zuweilen in die Zeitungen der Gelehrten hatte setzen lassen, oder vornehmlich eine Nachricht von Halberstädtischen Urkunden, die er herauszugeben versprach, machten ihn auch in Prenzlau bekannt, und verursachten einen Briefwechsel mit dem Obergerichtsrathe und dem regierenden Bürgermeister daselbst, Namens Berndes, der ihm denn von der erledigten Stelle eines Conrectors Nachricht gab, und ihm die Adjunction zum Rectorat anbot. Man schickte ihm Reisegeld, um eine Predigt zu thun und wählte ihn 1742 um Ostern. Um Michaelis zog er an. Verschiedene wünschten ihm in gedruckten Blättern dazu Glück, welche man in den Hamb. Berichten dieses Jahres erzählt findet. Er genoß an diesem Orte viele Liebe. Man sorgte auf alle Weise für ihn, und ließ ihm unter andern ein bequemes Haus mit vielen Kosten bauen, verschaffte ihm auch einen eigenen Gehalt, in so fern er adjungirter Rector war. Hier gerieth er noch mit Mehrern in Briefwechsel, der durch den Abzug von Halberstadt schon verstärkt worden war. Doch

war ihm nicht lieb, daß er von dem gelehrten Sachsen so sehr entfernt lebte. Sein ehemahliger Untergebener, Herr von Putkamer, wollte ihm 1740 den Ruf zu einer Pfarre bey Camin schicken: aber er konnte nicht anders, er mußte auch dieses Mahl das Predigtamt ausschlagen, unerachtet er oft und gern, wie auch mit Beyfall predigte. Er hatte zwar hier viele Arbeit, und mußte oft 8 Stunden des Tages arbeiten; er that es aber mit Lust.

Im December 1731 verheyrathete er sich mit Ilsabe Dorothea von Bülau, aus dem Hause Bristo im Mecklenburgischen. Ihr Vater war gewesen Carl August von Bülau, Pastor bey der Peterskirche in Rostock. Man findet sein Leben und seine vornehmen Ahnen in Grapii Evangelischem Rostock, insonderheit aber im Rostochio litterato, das 1701 herausgekommen ist. Er zeugte mit ihr eine Tochter und 3 Söhne, die er alle, und noch kurz vor seinem Ende auch seine Gattin, durch den Tod verlor.

Venzky hat viele widrige Schicksale erfahren: er ertrug sie, bey stetem Hinblick auf die Ewigkeit, mit Geduld und Gelassenheit. Zu den Widerwärtigkeiten des Lebens gehörten nächst dem oft empfindlichen Verlust im Zeitlichen, bey einer ohnedieß kargen Einnahme, besonders die Feinde und Verfolger, welche, wie insgemein geschieht, theils sein aufrichtiges Gemüth und seine Redlichkeit gemißbraucht, theils schlecht belohnt, theils sich durch seine ausgezeichnete Geschicklichkeit, und Geschäfftigkeit haben aufbringen lassen: der mancherley Gefährlichkeiten, zu Wasser und zu Lande, daraus ihn Gott, dessen Güte er hier und immer preist, errettet, und darin bewahrt hat, nicht zu gedenken. Er schöpfte auch Trost aus der Natur der Sache. „Statt des verlornen Vaters — ein gar empfindlicher Verlust für den zärtlich ergebenen Sohn — spricht er, mußte mein Groß- und Stiefvater und mein Vetter seyn. Statt der Feinde gab er mir viele grosse und redliche Freunde. Statt des Verlustes hat er mir dagegen viele Wohlthaten beschert. Meinen Neidern und Unterdrückern zum Trotz beförderte er mich doch, und zog mich hervor, und ließ mich in keiner Noth versinken.“ Ja er bemerkt, daß die göttliche Güte in Ansehung der nöthigen Gelder entweder zur Stunde geholfen, oder schon vorher Anstalten zur Hülfe gemacht, ehe man sie gebraucht und für nöthig erkannt hat.

Freunde und Gönner hatte er viele, und solche, die sich durch Wissenschaften, Tugend und Verdienste, durch Adel der Geburt und des Geistes auszeichneten. Mit Mehreren unterhielt er einen schriftlichen Umgang, und die nützlichsten von den Briefen ließ er zusammenbinden.

Ausser dem Umgange und Briefwechsel mit vornehmen und gelehrten Männern, wurden ihm mancherley Ehrenbezeigungen zu Theil. Dahin gehören: 1) die verschiedenen Lobsprüche und vortheilhaften Urtheile in den Tagebüchern und Zeitungen der Gelehrten, insonderheit in den Hamb. Beyträgen und der Sammlung von Alten und Neuen, als man seinen Unterricht für

Schüler anpries. 2) Der 2. Band von Kohl's Hamburgischen Kanzelreden und das 2. St. des 2. Bd. der Actorum scholasticorum ward ihm nebst andern berühmten Männern zugeschrieben. 3) Viermahl wurden Vorreden, eine zu Canitz's Gedichten, die zweyte zu einem Bande der Hamburgischen vermischten Bibliothek, die dritte zu Bürgermeister Banselov's Pommerischem Heldenregister, und die vierte zu den Hamb. Ber. J. 1743 begehrt. 4) Ausser den Glückwünschen in Teutschen und Lateinischen Versen, die auf seine Verehlichung verfertigt worden, wünschte ihm Professor Stiebritz, im Namen der prüfenden Gesellschaft, der Pastor Schmid in Sargsted bey Halberstadt, der Pastor Boysen in Magdeburg, der Inspector Liezmann, der Rector, wie auch Baccalaureus, Procopii in Prenzlau, zum Antritt des Rectorats daselbst, in gedruckten Schriften Glück, welche in dem 98. St. der Hamb. Berichte J. 1742 erzählt worden. 5) Insonderheit gehören die gelehrten Gesellschaften hierher, worin er aufgenommen worden ist. Im J. 1733 nahm ihn die Teutsche Gesellschaft in Leipzig, im J. 1739 die prüfende in Halle, im J. 1740 die Lateinische, welche daselbst blühte, im J. 1741 die philologische, welche Haymann in der Schulpforte veranstaltete, im J. 1743 die musikalische Gesellschaft in Leipzig, und im J. 1745 die gelehrte Gesellschaft, die einige Jahre her in Halberstadt ist, zu ihrem Mitgliede auf. Bey jeder hat er sich geschäfftig bewiesen, und da die Lateinische bald eingieng: so hat er bey ihr Nichts mehr thun können, als daß er ein Paar Aufsäze und Briefe überschickte, ihrer in den Hamb. Berichten erwähnte, und sie auch daselbst begrub. Noch eine der Ehrenbezeigungen. So erhielt er das Doctorat der Theologie von der theologischen Facultät zu Kopenhagen im J. 1749.

Nun gedenken wir auch seiner Streitigkeiten. Erstlich wollte man ihm in Göttingen eine Critik wider ihren Sammler, eine Wochenschrift, aufbürden, welche ein grosser Mann in Helmstädt gemacht haben soll, wowider er sich in den Hamb. Berichten J. 1738. S. 242. vertheidigte. 2) Als in Halberstadt eine critische Schrift, das critische Nebenmesser, zum Vorschein kam: so war man gesonnen, ihn allein für den Urheber zu halten, und die gegründeten und bescheidenen Beurtheilungen auf das Bitterste zu rächen. Daher griffen ihn die Göttinger in der Vorrede vor dem 2. St. des Abrisses der heutigen Gelehrsamkeit heftig an. Er vertheidigte sich aber in dem 5. St. des Nebenmessers dergestalt, daß man ihn in Ruhe ließ. Der Professor Gottsched hatte ihnen auch in einem Handbriefe zu seinem Vortheile geantwortet. Ein junger Mensch gab in Hannover, ohne Zweifel im Trüben zu fischen, den Schleifstein für das schärtige Nebenmesser heraus; es war aber nichts Besonderes darin. Der gewesene Syndicus, Dr. Plathner zu Goslar, regte sich auch, weil seine Postille, wiewohl nicht von Venzky, war getadelt worden. Er gab 2 Bogen heraus, die sehr unhöflich geschrieben waren. Venzky hat sie nicht mit Augen gesehen. Seine Freunde, und Feinde

grober Schmähschriften, unterdrückten sie gleich. 3) Ward er wegen der Halberstädtischen Ausgabe der Rambachischen Sittenlehre vom Dr. Neubauer in Giessen, vornehmlich in der Vorrede zu Rambach's Auslegung des Briefes Pauli an die Römer *) und von seinen Freunden, Hecht, Fresenius **) und Andern, heftig angegriffen und mit ehrenrührigen Worten ***) belegt. Venzky's weitere Vertheidigung mag man in Neubauer's Lexicon selbst lesen, sammt den Neubauerischen Anmerkungen; sie ist mit diesen zu weitläuftig, und kann nur Wenige interessiren. 4) Venzky's Uebersetzung von des Grafen Shaftesbury Gespräche mit sich selbst ward in dem 21. St. der critischen Beyträge, die Gottsched herausgab, sehr scharf und ungütig beurtheilt. Allein er und der Rector Damm sollten nebst Steinbach das Opfer der Rache seyn, die ihre Mitglieder wider ihre Schuld, weil sie sich nicht in die bekannten Schweizerischen Händel mischen wollten, erregt hatten. Venzky hat Nichts darauf geantwortet. Er erzählt aber in seiner Autobiographie, zu seiner Vertheidigung, die Umstände der Sache selbst. Gottsched hatte ihn selbst zu dieser Uebersetzung ermuntert. Er that dabey, was ihm möglich war. Weil der Graf Shaftesbury aber so dunkel schreibt, daß man ihn den Englischen Persius nennen könnte, so schickte Venzky dem Professor das Manuscript zu, bat, er möchte es genau durchgehen und verbessern, und versprach, sein Verleger

*) So sagt Venzky. Allein diese Vorrede zur Epist. an die Römer war nur eine Vertheidigung der Unschuld Neubauer's und Anderer, und zeigte handgreiflich die grossen Vergehungen, welche in der zweyten Vorrede der Halberstädtischen Sittenlehre zu finden waren. Es sind daselbst zehn offenbare und ganz unläugbare Unwahrheiten abgelehnt worden, und weil die Vorrede zu lang werden wollte, mußte Venzky noch in der Vorrede zum 2. Th. der Erläuterung über die Inst. Herm. Sacr. mehr als 20 Fehltritte bemerken.

**) Dieser hat eigentlich nur zum Voraus, ehe noch die Moral zu Halberstadt herausgekommen, in der Vorrede zur Erläuterung über die Praecepta homil. Jedermann ernstlich das Gewissen geschärft, und ihn vor dem eigenmächtigen Druck der Rambachischen Schriften gewarnt.

***) So schreibt wiederum Venzky. Allein die Sache verhält sich nicht ganz so, Man hat nur wider die ehrenrührigen Worte geschrieben, welche in der Vorrede zur zweyten Halberstädtischen Herausgabe zu finden waren. Venzky selbst ist von Neubauer für den gewissen Herausgeber derselben niemahls angegeben und genannt worden. Denn ob zwar Solches Einige versichern wollten, so trauete er doch dem Gerüchte nicht, daß er es für unstreitig gehalten hätte, ob es ihm gleich wahrscheinlich schien. Es hieß auch etliche Mahl, ein Schulmann habe es gethan. Ob es aber von einem öffentlichen, oder Privatinformator, oder Beyden zugleich, zu verstehen gewesen, darum hat Neubauer sich nicht viel bekümmert. Dieses aber wurde gemeldet, daß Venzky wenigstens der Director des Werks gewesen sey, und das giebt er auch hier selbst zu. Neubauer meldet hierbey noch, daß ein vornehmer Theolog aus den Königl. Preussischen Landen, ehe Neubauer antwortete, ihm rieth, er sollte nebst der Witwe und Erben, wegen der groben Injurien, welche in die zweyte Vorrede eingeflossen waren, Venzky'n, oder wer eigentlich der Verfasser sey, (welches Schopp, als Verleger, hätte aussagen müssen), zu Halberstadt verklagen, und gebührende Satisfaction verlangen. Man wollte aber nicht gern einen Injurienproceß anfangen.

wollte die Mühe bezahlen. Nachdem ihm nun die Handschrift mit diesen Worten wieder zurückgeschickt worden: „Ich habe einen grossen Theil davon durchgelesen und Nichts gefunden, das mich aufgehalten hätte. Es kann gar wohl gedruckt werden. Man wird nun sehen, was Shaftesbury für Stück in Teutsch land habe:“ so ward sie dem Drucke übergeben, und der Setzer war so unvorsichtig, daß er in seiner Abwesenheit einige Anmerkungen mit in den Text rückte. Nachher that Gottsched daran, oder ließ es thun, was er vorher hätte thun sollen, und beurtheilte seine Uebersetzung dergestalt mühsam, daß er alle Kleinigkeiten zusammensuchte und vergrösserte. 5) Im Halberstädtischen wachte ein Mann, der dem Vermuthen nach gestorben seyn sollte, wieder auf, und erzählte, wie er gerichtet und losgesprochen worden sey. Der Mann hieß Schwerdfeger. Es ward davon Vieles gesprochen, und man ersuchte Venzky'n um seine Meynung. Er erwies in 2 Bogen, der Mann sey in einer Entzückung gewesen. Die Gottesgelehrten in Halle und Jena billigten sein Urtheil. Ein Prediger im Halberstädtischen, Höfer, gab auch ein Bedenken heraus, und machte die Begebenheit zu einem Werke Gottes, der Natur und des Teufels. Man beredete Venzky'n, es zu widerlegen: es geschah etwas scharf. Darauf ließ der Gegentheil eine Schmähschrift verfertigen, die ein Ungenannter wieder beantwortete. Die Sache ward ziemlich weitläuftig: doch kam Venzky mit Ehren aus dem Handel, weil er Nichts geschrieben, als was er verantworten konnte. Dr. Walch hat in seinen Religionsstreitigkeiten die mehresten Schriften davon namhaft gemacht. 6) Er fieng an, eine verbesserte Teutsche Uebersetzung von der Bibel stückweise zu liefern, und durch philologische Anmerkungen zu rechtfertigen. Er nannte die Versuche Untersuchungsschriften. Es kam nur ein Stück davon heraus, weil der Verleger nicht im Stande war, weiter fortzufahren, und das war sehr fehlerhaft gerathen, indem er bey dem Drucke nicht zugegen war. Professor Georgi hielt dawider in Wittenberg eine Dissertation. Er wollte ein solches Unternehmen gar nicht billigen und leiden, und insonderheit wollte er Venzky'n sein Versprechen in der Vorrede zur Last legen, daß er, so viel ihm möglich wäre, bey Luther's Uebersetzung bleiben wollte: daraus folgerte er, er sollte gar nicht abgehen, folglich hätte er sein Wort nicht gehalten. Allein Venzky hatte diese Schrift noch nicht öffentlich geprüft: es konnte geschehen, wenn die Fortsetzung erschienen wäre. 7) In den Schriften der prüfenden Gesellschaft hatte er den wahren Verstand der Stelle Pauli, Röm. 9. von der seufzenden Creatur unter andern wider Pflug vertheidigt. Darauf fand sich M. Forbiger in Leipzig, welcher ihn in einer Dissertation widerlegen wollte. Der Pastor Zimmermann in Hamburg prüfte Beyder Schriften, widerlegte Jenen, und vertheidigte Venzky'n im 6. St. der vermischten Hamb. Bibliothek. Er wußte sich aber seiner Gedanken wohl zu bedienen, ohne sie als die seinigen anzugeben. Und überdieß suchte

er sich in einer Note bey einer weithergehohlten Gelegenheit, sich zu denen zu gesellen, welchen Venzky zu Viel schreibe, und dabey der seinen Unwillen auszulassen. Venzky verachtete aber Solches großmüthig, und öffnete ihnen dann und wann bey Gelegenheit die Augen. Er hielt es für einen Neid. Vieles kam vom Venzky zum Vorschein, daran seine Feinde Schuld waren, und die vielen kleinen Abhandlungen machten lange noch kein grosses Buch aus, dergleichen andere Männer oft geschwind genug folgen liessen. 8) Venzky's Aufsatz von den Halberstädtischen Bibliotheken, den man in der vermischten Hamburg. Bibliothek liest, ward in dem Hamb. Correspondenten J. 1743: S. 91. hämisch und sehr unhöflich beurtheilt. Es waren aber Affecten und boshafte Tücke seiner Feinde dahinter verborgen. Es fanden sich Viele, die es verdroß, und die ohne sein Gesuch dawider schreiben wollten. Indessen that es Professor Reichard in Altona wirklich im 58. St. des Dänischen Correspondenten desselben Jahres. Venzky beschwerte sich desfalls über den Urheber, Namens Zink, als einen Diffamanten bey seiner Obrigkeit, und dieser ward genöthigt, ihm bey Erwähnung seiner ersten Schrift, die er herausgab, Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, welches er auch in dem Jahre und in dem Correspondenten bey Ankündigung seines biblischen Umschreibers, wiewohl nicht ohne Gift, gethan hat. 9) In den Pommerischen Zeitungen führte er 1743 sowohl mit dem Prediger Wüstenberg in Stettin, als auch mit dem Verfasser derselben einen kleinen Streit, wegen der unerlaubten Complimente im Gebet. 10) Wider die Zwillingsbuchstaben oder doppelten Mitlauter am Ende einer Teutschen Sylbe hat er einmahl in den critischen Beyträgen, im 8. St. und in den critischen Versuchen der Greifswalder heftig geschrieben. In den Zeitungen der Gelehrten und in der Hamb. vermischten Bibliothek findet man noch einige kleine Streitigkeiten, als von dem Unterschiede der menschlichen Seele, von dem Worte Gallus u. dgl. Hierher möchte auch gerechnet werden: 11) Die kleine, aber sanftmüthige Streitigkeit wegen eines nicht genugsam deutlichen Ausdrucks in seiner Einladungsschrift von der Ewigkeit der Wissenschaften, davon man die Hamb. Ber. J. 1745. S. 470. und 564 fg. nachsehen kann. 12) Eine gedoppelte wegen seiner critischen Beurtheilungen einiger theologischen Redensarten, welche in der 6. Sammlung der fortgesetzten nützlichen Anmerkungen, Nr. 4. S. 569 fg. zu finden sind. Er hat nämlich darin erstlich die vom Dr. Rambach gebrauchte, vom Pastor Lessing aber angegriffene Redensart, daß Christus für uns den geistlichen Tod geschmeckt, verworfen: welche hingegen der Inspector Hecht gerettet in den apologetischen Gedanken rc. bey Rambach's Erklärung der Epistel an die Hebr. S. 593 fg. wo auch S. 595. Venzky's desfalls gedacht wird. Da er verschiedene Gelegenheiten gehabt hat, allerley kleine Aufsätze zu machen und drucken zu lassen, welche sein Briefwechsel, seine gelehrten Freunde und die Gesellschaften, wo-

ley er gestanden, vornehmlich verursacht haben: so fanden sich Viele, die das verdroß, und sagten: Er schriebe zu Viel, er schriebe nicht allemahl stark genug, und das kam daher, daß seine Freunde zuweilen aus Briefen Etwas bekannt machten, das dazu nicht geschrieben war. Venzky hat zu dem Ende seinen Namen öfters gar ausgelassen, oder sich unter gewissen Buchstaben und andern Namen verborgen. Zuweilen nannte er sich Wahrlieb, zuweilen von Vermehren, oder A. v. W. d. i. Agricola von Wenzky, im Rebenmesser einen Winzer, und zuweilen *A. a. A.* d. i. Agricola ab Augente, welches die Bedeutung seines Namens ist.

Ehe Venzky mit Anführung seiner Schriften, welche man sämmtlich im Neubauerischen Lexicon verzeichnet findet, den Schluß macht, kommt er auf seinen Character, auf die eigentliche Abbildung und die geheimere Nachricht, wie er sich ausdrückt. „Ein Jeder, spricht er, trägt Bedenken, sich selbst aufrichtig zu schildern: seiner Fehler schämt er sich, und in Ansehung seiner Tugenden muß er sehr behutsam seyn, daß es ihm nicht für eine Ruhmredigkeit ausgelegt werde. Ein Anderer ist nicht allemahl im Stande, solche geheime Nachrichten mitzutheilen. Da ich nun nicht gern ein nothwendiges Stück, das ich weit höher, als einen Kupferstich vom äusserlichen Gesicht achte, auslassen wollte: so will ich doch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß man's mir nicht verdenke, und glaube, daß ich mich ohne alle Parteylichkeit so genau geschildert habe, als ich mich kenne, und die, welche mich kennen, gestehen müssen, Folgendes hinzu thun. Meinem Naturelle nach, bin ich ein Cholerico-Sanguineus, und habe also wider die Unarten zu streiten, welche man dergleichen Leuten beymißt, bin aber auch hingegen zu den ihnen gewöhnlichen Tugenden geneigt. Auf Ehre sehe ich stark, und thue nicht gern Etwas, daraus man mir einen Vorwurf machen könnte. Ich bin still, freundlich, gütig, mitleidig, gefällig, versöhnlich, ehrlich, aufrichtig, verträglich und ein Liebhaber der Wahrheit. Grober Sünden bin ich mir, Gott sey ewig Dank! nicht bewußt, indem ich allezeit vor dem allsehenden Gott Ehrerbietigkeit gehegt und Scheu getragen habe, und indem ich mich viel zu edel und klug geachtet, als daß ich mich mit solchen Sünden besudeln sollte, welche hier üble Folgen auf mich bringen, oder mich dermahleinst vor aller Welt schamroth machen würden. Ich habe auch die Gnade, meiner Passionen sehr Meister zu seyn. Doch bin ich nicht rein und gerechtfertigt vor Gott. — Durch Gottes Gnade habe ich viele Wahrheiten und Vorurtheile kennen lernen, worüber ich mich sehr freue; denn ich schätze in der Welt Nichts höher, als meinen Gott und die Wahrheit. Meine Statur ist mittelmäßig, sowohl in Ansehung der Grösse, als auch der Stärke. — Bey meinem Studieren habe ich auf die Morgenländischen Sprachen, auf die Teutsche Sprache, auf die Schulwissenschaften, die Weltweisheit, Historie, Theologie und Litteratur Fleiß gewendet.

zur heil. Auslegungskunst habe ich grosse Lust, und meine Arbeit wurde mir allezeit durch gute Einsicht belohnt. — In dem Buche der Natur, und sonderlich in der Betrachtung des Himmels, finde ich allemahl ein grosses Vergnügen. In meinem Studieren bin ich sehr geschäfftig, ordentlich, anhaltend, hurtig, und kann ich in weniger Zeit mehr ausrichten, als Andere in mehrerer. Meine Einbildungskraft ist behend, und meine Urtheilskraft ist ziemlich scharf, mein Gedächtniß ist flüchtig. In meinem Bücherborrathe, den ich mir selber sammeln müssen, findet man von allerley Gattung und von allerley Facultäten Etwas: doch ist das philologische und theologische Fach am stärksten. Ueberdieß findet man einige rare verbotene Schriften, viele Handschriften verschiedener Männer und viele Bände gelehrter Streit- und Einladungsschriften, auch kleiner Abhandlungen darin. — Mein Wahlspruch ist nach dem Beyspiel Lutheri, *Christus vivit*."

Er starb gegen das Ende des Julius 1757.

Seit 1730 hat sich Venzky in der gelehrten Welt geschäfftig bewiesen. Er hat theils eigene, theils fremde Schriften herausgegeben. Jene sind theils ganze Bücher, theils kleine Abhandlungen, die entweder besonders gedruckt worden, oder in grössern Werken zerstreut sind, und wovon er die wichtigsten sammelte und sie in einigen Bänden wieder auflegen ließ: letztere sind theils übersetzt, theils mit Anmerkungen versehen, theils dem Inhalte nach von ihm bekannt gemacht, und beurtheilt worden. Man könnte sie nach diesen Abtheilungen, oder nach den Jahren ihrer Geburt, oder ihrer öffentlichen Erscheinung, ordnen. Er hat sie aber in dem von ihm gegebenen Verzeichniß besser nach den Materien in gewisse, und zwar in eilf Gattungen getheilt.

Wir heben nur einige aus.

Zu der Gottesgelahrtheit gehören z. B. folgende Bücher: Wilhelm Ven's Gesundheit und Glückseligkeit der Seelen, aus dem Engl. in's Teutsche übersetzt, mit Dr. Marperger's Vorrede 1731. 8. Voran ist Ven's Leben. S. die Leipz. gelehrte Zeit. J. 1731. S. 815. — Dr. Samuel Clark's geistliche Reden, aus dem Engl. in's Teutsche übersetzt, 10 Theile 1732 — 1738. 8. Voran ist Clark's Leben. S. theol. Bibl. St. 77. Suppl. ders. St. 12. Sächs. Nachr. J. 1736. S. 92. und Leipz. gel. Zeit. — Dr. Rambach's Christliche Sittenlehre mit der Vorrede, den Tabellen, Anmerkungen und Registern 1737. 4. — Zur biblischen Philologie und Auslegung gehören unter andern: Biblische Untersuchungsschriften, worin eine neue Uebersetzung des bibl. Textes mit philologischen Anmerkungen enthalten, 1. Theil 1737. 4. S. die Hamb. Berichte J. 1737. S. 699. und den Anhang zum 3. Bande der Actorum ecclesiasticorum, wie auch Georgi Diss. qua cujusdam Anonymi Germanica versio in Biblia S. ad examen vocatur. Viteb. 1738. — Die prosaische Accentuation der Hebräer, auf eine neue Art erläutert,

nebst einer critischen Historie der Accent. 1734. 8. S. Leipziger gel. Zeit. d. J. und Supplement der theol. Biblioth. St. 12. — Eine Menge Abhandlungen und Aufsätze, welche zur Historie, Griechischen und Römischen Philologie, zur Teutschen Poesie, zur Gelehrsamkeit überhaupt, oder zur Litteratur, zur Schule insonderheit, und zur Musik gehören. In Mizler's Bibliothek findet man z. B. folgende Reden in Absicht auf Musik: 1) Rede von Gott, als dem Urheber und obersten Beförderer der Musik. 2) Von der Vortrefflichkeit der Tonkunst zu ihrem billigen Ruhm und zur Vertheidigung wider ihre unbedachtsamen Verächter, Lateinisch. 3) Die Vorurtheile wider die Tonkunst. 4) Gedanken von den Noten und Tonzeichen der Hebräer.

Sein Bildniß in Mizler's Bibliothek.

S. Neubauer's Nachricht von den jeztleb. Evangel. Luther. und Reform. Theologen in und um Teutschland, Th. 2. S. 945. vergl. Beyträge zu den Actis historico-eccles. des 2. Bd. 5. Th. S. 701.

Veracini, Augustin, geboren 1689 zu Florenz, ein Mahler, dessen Namen nicht sowohl seine schönen Werke, worunter das Gewölbe der Kirche zu St. Giovannino für ein Meisterstück gehalten wird, als vielmehr seine seltene Geschicklichkeit, alte Gemählde zu reinigen und erforderlich auszubessern, berühmt machten. Er hatte bey seinem Vater Benedict, und bey Sebastian Ricci gelernt. Als Mahler arbeitete er in Oelfarben und auf frischen Mörtel. Als Verbesserer alter Gemählde erwarb er sich einen ungemeinen Ruhm. So gering diese Arbeit, alte Gemählde rein zu machen und auszubessern, dem ersten Ansehen nach, zu seyn scheint, so wichtig ist sie, und erfordert grosse Behutsamkeit: denn unerfahrne Künstler richten in diesem Stücke grosse Verwüstungen an, und verderben die besten Gemählde; eine Klage, welche vornehmlich in Italien allgemein war, wohl noch ist, und deßwegen die verständigsten Liebhaber zum Eifer wider dieß Verderbniß reizt, die auch selbige nach aller Möglichkeit zu verhindern trachten.

Er starb 1762, und ward in der Kirche Allerheiligen begraben, wo ihm sein einziger Schüler Vincenz Gotti ein zierliches Grabmahl errichten ließ.

S. Allgem. Künstlerlexic. S. 679.

Veratti, Laura Maria Catharina, geborne von Bassi. Hirsching, der erste Urheber dieses historisch-litterarischen Handbuches, hat zwar im 1. Bande *) von diesem gelehrten und berühmten Frauenzimmer Nachrichten gegeben; wir hohlen aber hier noch einige nach. Diese berühmte Gelehrte kam zu Bologna am 30. October 1711 zur Welt. Ihr Vater, Joseph Bassi, war Doctor der Rechte, und begleitete verschiedene ansehnliche Aemter bürgerlicher Gerichtsbarkeit in seinem Vaterlande.

*) Abthl. 1. S. 135.

In ihrer zartesten Jugend bewies sie schon eine sonderbare Neigung zu den Wissenschaften. Bey einem Buche vergaß sie aller jugendlichen Ergötzlichkeiten; und je ernsthafter und lehrreicher es war, desto lieber las sie es. Dieß geschah aber in den Stunden, die ihr von den häuslichen Geschäfften übrig blieben. Einer ihrer Blutsverwandten, dem ihr sonderbarer Hang zur Literatur und ihre Fähigkeiten bekannt waren, that ihr die Liebe, sie in der Lateinischen Sprache zu unterweisen; worin sie es in kurzer Zeit so weit brachte, daß sie nicht nur einen jeden Lateinischen Schriftsteller verstand, sondern sich auch in dieser Sprache zierlich ausdrückte. Sie hat oft selbst erzählt, die Neugier, die Lateinischen Bücher zu verstehen, welche sie um ihren Vater herumliegen sah, haben einen unwiderstehlichen Trieb zu dieser Sprache in ihr erweckt, und ihren schleunigen Fortgang in derselben verursacht. Neben dem lernte sie auch die Griechische, Englische, Französische und sogar die Teutsche Sprache, und machte in einer jeden einen beträchtlichen Fortgang. Cajetan Tacconi, öffentlicher Lehrer der Arzneywissenschaft und besonders der Zergliederungskunst zu Bologna, war Einer der besten Freunde ihres Hauses. Bey seinen Besuchen hatte er oft Gelegenheit, ihr seltenes Talent zu bewundern. Darum gab er ihr nicht nur den Rath, sich den Wissenschaften zu widmen, sondern nahm auch selbst die Mühe auf sich, sie in der Logik, Metaphysik und philosophischen Moral zu unterweisen. Ihr Fortgang in diesen Wissenschaften war so glücklich, daß er alle Erwartung des Lehrers, so groß diese auch gleich von Anfange war, weit übertraf. Daher verlangte er, sie öffentlichen Prüfungen auszusetzen. So sehr sie aber einen Anspruch auf das Lob des Publicums machen konnte, so schwer ließ sie sich bereden, öffentlich aufzutreten. Durch Vorzüge sich auszuzeichnen, welche beym schönen Geschlechte nicht die schätzbarsten sind, hielt sie für ein Merkmahl der Unbescheidenheit; und es verfloß noch eine geraume Zeit, bis sie sich durch das unaufhörliche Zureden ihres Lehrers verleiten ließ, vor einer auserlesenen Versammlung in ihrem Hause zu disputiren. Hierdurch verbreitete sich der Ruhm ihrer Gelehrsamkeit durch die ganze Stadt, und so viele hohe und ansehnliche Personen verlangten, sie zu hören, daß sie sich gewissermaßen gezwungen sah, sich öfters in Privatdisputationen hören zu lassen, und der Neugier der Fremden sowohl, als der Einheimischen freyen Zutritt in ihrem Hause zu gestatten. Ein Jeder hatte die Freyheit, ihr die schwersten Fragen aus der alten und neuen Philosophie vorzulegen, die sie mit unglaublicher Gegenwart des Geistes und gründlich beantwortete. Endlich muste sie 1732 dem allgemeinen Verlangen, sie öffentlich disputiren zu hören, nachgeben. Welche Ehrenbezeugungen ihr gleich darauf von der philosophischen Facultät wiederfuhren, kann man in den Leipziger Actis Eruditorum unter den gelehrten Nachrichten des Monaths Julius des besagten Jahres lesen. Der Senat zu Bologna beschloß, zur Bezeigung seiner Hochachtung gegen sie,

ihr eine öffentliche Professur der Philosophie auf der Universität, mit einer ansehnlichen Besoldung, ohne jedoch zu öffentlichen Vorlesungen verbunden zu seyn, zu verleihen. Daher gebührte es sich, der Gewohnheit gemäß, die Doctorwürde in der Philosophie anzunehmen, und zu diesem Ende öffentlich zu disputiren. Dieß geschah am 17. April 1732 in der sogenannten Gallerie der Anziani (der Aeltern des Raths) in Gegenwart derselben, des Gonfaloniere (Panierherrn) der Gerechtigkeit, des Cardinals und Legaten Grimaldi, und des dasigen Erzbischofs und nachmahligen Papsts Lambertini, welcher auch mehrmahls ihren Privatdisputationen beywohnte, und auch als Papst sie in Ehren hielt. Am 12. May erhielt sie die Doctorwürde auf dem Rathhause, in Gegenwart des genannten Legaten, des Erzbischofs und des berühmten Cardinals von Polignac, der damahls von Rom nach Frankreich zurückkehrte. Nach einer öffentlichen Disputation, die sie am 27. Juny in den öffentlichen Schulen hielt, bekam sie endlich vom Rath das Patent des obgedachten Professorats, welches sie am 29. October 1732 mit einer öffentlichen Vorlesung in den Schulen anfieng. Es wurden bey dieser Gelegenheit zwey Sammlungen von Lobgedichten ihr zu Ehren geschrieben und zu Bologna gedruckt. Schon seit dem 20. März des gedachten Jahres war sie Mitglied des Instituts der Wissenschaften zu Bologna, und ehe dieses für sie so ruhmvolle Jahr zu Ende gieng, wurde ihr auch durch den geschickten Künstler Antonio Lazzarini eine Schaumünze geprägt, wo auf der einen Seite ihr Bild mit der Umschrift: Laura Maria Catharina Bassi Bon. Phil. Doctrix Colleg. Lect. Publ. Instituti Scientiarum Socia Anno MDCCXXXII. auf der andern Seite aber das Bild der Minerva mit einem Schild und der Umschrift: Soli cui fas est vidisse Minervam, standen. In den folgenden Jahren lernte sie die Algebra von Gabriel Manfredi, und die Naturlehre aus den Werken Newton's, Desaguglier's und Nollet's, mit welchem sie in einem gelehrten Briefwechsel stand. Da dieser selbst nach Italien kam, bewies er sein System von der Electricität durch Versuche in ihrem Hause, dergleichen auch hernach der P. Beccaria, das Franklinische System zu beweisen, in ihrem Hause angestellt hat. Diese Kenntnisse zu erweitern, that sie 1733 eine Reise durch verschiedene Städte Italiens, wo sie überall den Ruhm einer ausgebreiteten und gründlichen Gelehrsamkeit zurückließ. Im J. 1738 verheyrathete sie sich mit Johann Joseph Veratti, öffentlichem Professor der Arzneywissenschaft, welchem sie vier Söhne zur Welt brachte. Sie ließ aber im Ehestande nicht ab, ihrem litterarischen Berufe zu folgen, und vereinbarte damit auf eine kluge Weise die Pflichten einer guten Hausmutter und einer angenehmen Gesellschafterin.

Einige der größten Fürsten haben bey ihrer Durchreise zu Bologna ein Verlangen bewiesen, sie disputiren zu hören. Sie erfüllte es mit Ruhm, in Gegenwart des Churfürsten von Bayern, nachmahligen Kaisers Carl VII. seines Bruders, des

S

Churfürsten von Cöln; eines Churprinzen von Sachsen; eines Prinzen von Großbritannien; und im Jahre 1769 hatte sie sogar die Ehre, vor dem Kaiser Joseph II. einige physische Versuche in dem Collegium des Instituts anzustellen.

Alle Jahre argumentirte sie zu gewissen Zeiten im anatomischen Collegium, und las oft Abhandlungen im Institut der Wissenschaften und in andern akademischen Versammlungen vor. Aber in dem öffentlichen Universitätsgebäude hat sie nur einige Mahl in ihrem Leben Vorlesungen gehalten. Hingegen sind in den 28 Jahren ihres Lehramts wenige Tage vergangen, in welchen sie nicht in ihrem Hause die Experimentalphysik lehrte. Man kann sie die Stifterin dieser Wissenschaft zu Bologna nennen, weil sie die Erste war, dieselbe in einer vollständigen und festgesetzten Ordnung zu lehren.

Sie hat zwar viele Mannscripte hinterlassen, und andere Gelehrte haben in ihren gedruckten Werken, z. B. Franz Zanotti in seinen Commentarj dell' Academia dell' instituto delle Scienze di Bologna, T. II. p. 347. 353. der Verfasser der Florentinischen Novelle letterarie 1755. p. 724 — 796. und Andere von ihren Entdeckungen in der Experimentalphysik und von den Auflösungen mathematischer Probleme Nachricht gegeben; aber selbst hat sie Nichts von ihren Schriften, ausser zwey Abhandlungen, welche in den Acten der Bononischen Akademie der Wissenschaften stehen, an's Licht gestellt. Daß sie sich auch in den schönen Redekünsten geübt habe, bezeugen einige ihrer Sonnetten, die sich hier und da in poetischen Sammlungen, besonders in jener des Agostino Gobbi, Bd. 4. (S. 628.) finden, und ein ungedrucktes episches Gedicht über den letzten Italienischen Krieg. Man muß es theils ihrer ungemeinen Bescheidenheit, theils auch ihrer häuslichen Geschäfftigkeit zuschreiben, daß so wenige ihrer Schriften im Druck erschienen sind. Wenn sie von ihrer Doctorwürde und ihrem öffentlichen Lehramte sprach, so schilderte sie diese Ehre nicht als eine Wirkung ihrer Verdienste, oder ihres Verlangens, sondern als eine von ihren Mitbürgern ihr aufgedrungene Wohlthat ab; und so fleißig sie auch durch ihre Privatvorlesungen diesem Berufe folgte, so wendete sie doch den größten Theil der übrigen Zeit an ihre Hausgeschäffte, und an die Erziehung ihrer vier Söhne, deren Geschicklichkeit und gutes Betragen ihr mehr Ehre machen, als wenn sie die Bildung derselben vernachläßigt und viele Bände hätte drucken lassen.

Was ihren übrigen sittlichen Character betrifft, so war sie sehr gottesfürchtig, mitleidig und freygebig gegen die Dürftigen. In einem Briefe der Bibliotheque Italique, T. XVI. wird sie sehr treffend characterisirt: „Elle a le visage tant soit peu picoté, doux, serieux et modeste. Des yeux noirs vifs, mais formes et composés sans affectation, ou vanité apparente. La memoire heureuse, le jugement solide, et l'imagination prompte. Elle me parla Latin coulamment une heure de suite

avec grace et netteté. Elle est fort entendue dans la metaphysique; mais elle goute plus la physique moderne, et particulierement l'Angloise. Elle me paroit tres versée dans tous les systemes; du moins elle m'a savamment repondu sur la vegetation, l'origine des fontaines, le flux et reflux de la mer, la lumiere, les couleurs, les sons, les mouvemens des planetes, et plusieurs autres matieres. Elle etudie actuellement les Mathematiques pour se mettre en etat de lire la Philosophie Newtonienne.“

S. Elogio della Signora *Laura Bassi Veratti*, Bologna 1778. im Auszuge in Jagemann's Magazin der Italienischen Litteratur und Künste, Bd. 1. S. 126. Brucker's Bildersaal, 4. Zehend. Diese sind zum Ende dieses Artikels in der 1. Abth. des 1. Bandes noch anzuführen.

Verelst, Simon, gebürtig von Antwerpen, Einer der vortrefflichsten Blumenmahler seiner Zeit, arbeitete um das J. 1680 zu London und starb 1710 im 46. Jahre seines Alters.

Er verfertigte seine Werke mit einer zierlichen Haltung, künstlicher Austheilung des Helldunkels, reinlicher Färbung, leichtem Pinsel und fleissiger Ausarbeitung; daher auch seine Gemählde stark gesucht, und sehr theuer bezahlt wurden.

Eine thörichte und gränzenlose Einbildung auf seine Verdienste, welche von einigen Grossen zum Spott genährt wurde, brachte ihn dahin, daß man ihn einschliessen mußte. Er kam zwar nach einiger Zeit wieder zu Verstande; aber seine nachherige Arbeit war gerade das Gegentheil seiner erstern.

Man hat auch eine im Kleinen vortreffliche Historien- und Portraitmahlerin Verelst, welche um das J. 1720 zu London arbeitete, und sich nicht wenigern Ruhm durch ihre Kenntnisse in der Tonkunst und in den Sprachen erworben hat.

S. Füeßli's Künstlerlexic. S. 578.

Vergennes, Carl Gravier Graf von, Königlich Französischer ordentlicher Staatsrath, Chef des Königlichen Raths der Finanzen, Minister und Staatssecretär des Departements der auswärtigen Angelegenheiten, Commandeur des Heiligen-Geistsordens, der jüngste Sohn eines Parlaments-Präsidenten zu Dijon, geboren im Jahre 1720, ein fürwahr grosser Minister, Einer der Wenigen, welcher es mit seinem Regenten und dem Lande redlich meynte, der das Staatsruder einer grossen Monarchie viele Jahre mit Weisheit führte, dem selbst Europa während seiner Ministerschaft einen grossen Theil seiner Ruhe verdankte, der überall zu vermitteln suchte und unterhandelte, wo Frankreich in ehemahligen Zeiten das Schwerdt gezogen hatte.

Es ist nicht unsere Absicht, in unserm Handbuche, wo nicht einmahl die Materie und Bearbeitung immer von dem Willen und der Einsicht des Autors abhängt, von diesem Staatsminister eine vollständige historische Schilderung zu geben, wenn wir

auch Zeit und Raum dazu hätten: das Leben eines Französischen Staatsministers der auswärtigen Angelegenheiten ist auch so sehr mit der Staatsgeschichte aller vier Erdtheile verbunden, als der Einfluß des Cabinets zu Versailles allenthalben hinwirkte, und dieses Cabinet an allen erheblichen politischen Gegenständen Theil nahm, daß weit mehr dazu erfordert wird, als man hier erwarten und fordern kann. Grosse Männer lernt erst die Nachwelt vollkommen kennen, wenn die unparteyische Richterin, die Zeit, ihr langsames, aber meistentheils wahrhaftes Urtheil fällt, und über die Parteyen von Freund und Feind entscheidet. Vergennes gieng aus der Welt kurz zuvor, ehe die blutigen Stürme der Revolution ausbrachen, die er freylich mit aller seiner Weisheit nicht verhindern konnte; denn das Uebel lag zu tief, und der kranke Staatskörper bedurfte einer Radicalcur. Wir wollen nicht das Leben des Mannes, sondern nur kürzlich den Mann in einem Schattenrisse schildern.

Vergennes widmete sich von Jugend an den Staatsgeschäfften und Gesandtschaftsangelegenheiten, er erwarb sich durch seinen Fleiß, und seine Talente sehr bald die vorzüglichste Liebe seines Oheims von mütterlicher Seite, des Grafen von Chavigny, der als Einer der einsichtsvollsten und würdigsten Staatsmänner des Französischen Hofes in der Geschichte des 18. Jahrhunderts bekannt ist, und sich durch Betreibung vieler wichtiger Negotiationen, als Gesandter, und auch als theilnehmender Staatsmann zu Versailles, grossen Ruhm erwarb. Unter der Anleitung dieses Staatsmannes, welchen er schon auf seiner Gesandtschaft nach Lissabon begleitete, da er eben sein 21. Jahr angetreten hatte, eröffnete er seine politische und ruhmvolle Laufbahn. Man sieht ihn nach zwey Jahren bey der, während des damahligen Krieges, zu Stande gebrachten Wahl des Kaisers Carl VII. woran Frankreich so grossen Antheil nahm, sich hervorthun. Mit Ruhm und Beyfall bekleidete er seit dem J. 1749 die Stelle eines residirenden Ministers in Trier, die Gesandtschaftsstellen an diesem Hofe, und nachher an dem Reichstage zu Regensburg. Der damahlige dirigirende Minister Graf von Maurepas, der während der Minderjährigkeit Ludwig's XV. schon in seinem 16. Jahre Staatssecretär und im 18. Jahre wirklicher Minister war, schätzte unsern Vergennes, dessen Talente er durchschaute, ganz besonders. Ein bekanntes Bon Mot des Grafen von Maurepas über Madame von Pompadour stürzte denselben, und der ungefällige Minister mußte der Geliebten Ludwig's XV. weichen. Vergennes wurde von dem Nachfolger des Grafen von Maurepas von Regensburg zurückberufen.

Aber die Fähigkeiten des jungen Staatsmannes blieben doch nicht lange ungenützt. Er wurde zum ausserordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister in Constantinopel ernannt. Man wunderte sich dabey, daß er nicht den Character eines Ambassadeurs erhielt, welchen sonst immer die Französischen Gesandten an der Pforte gehabt hatten, und auch der letztere Ver-

storbene, dessen Nachfolger Vergennes wurde. Er kam in der Eigenschaft eines ausserordentlichen Gesandten im Frühjahre 1755 zu Constantinopel an, und hatte auch als Solcher seine erste Audienz. Allein schon bey dieser ersten Gelegenheit, und in kurzer Folge der Zeit, zeigte sich noch mehr, daß die Eigenschaften eines Ministers vom zweyten Range mit den Vorrechten und Vorzügen unverträglich waren, die, unter den an der Pforte gewöhnlich residirenden Gesandten, der des Französischen Hofes, als ältesten anerkannten Freundes der Pforte, genießt, und bey allen Gelegenheiten sich zueignet. Dazu kam der starke Einfluß, den der Französische Hof sich durch alle Mittel bey der Pforte zu erhalten suchen mußte. Und so ward bald darauf Vergennes zum Ambassadeur ernannt. In dieser Eigenschaft blieb er bis 1769 zu Constantinopel, da er, auf öfters wiederhohltes Ansuchen, endlich wieder nach Frankreich zurückberufen wurde.

Der Herzog von Choiseul, der den Krieg und grosse Begebenheiten liebte, suchte während dieser Zeit einen Krieg zwischen den Russen und Türken zu erregen. Die Absicht war, Rußland dadurch Beschäfftigung zu geben, und dessen grosse Macht, die sich in dem vorigen Kriege gegen Preussen so fürchterlich zeigte, um so mehr zu schwächen, da man schon damahls von Rußland argwohnte, daß es Plane zu seiner Vergrösserung, auf Kosten Pohlens, entworfen habe. Vergennes stellte dem Herzoge von Choiseul die Gefahr vor, die die Pforte bey einem Kriege gegen Rußland liefe, und machte mehrere Versuche, die kriegerischen Aufträge zu hintertreiben. Aber Choiseul bestand darauf, und Vergennes schrieb endlich zurück: „Weil sie wollen, so sollen die Türken den Russen den Krieg erklären; aber sie werden geschlagen werden, und verlieren.“ Der Krieg wurde auch im J. 1769 erklärt, und Vergennes erhielt bald darauf seine Bitte zur Zurückberufung, und gieng nach Frankreich zurück.

Zu Constantinopel hatte Vergennes in philosophischer Ruhe gelebt, und besonders die Politik, und die dazu gehörigen Wissenschaften studiert, wobey ihm der lehrreiche Umgang einiger würdigen Freunde unter den dasigen Gesandten zu Hülfe kam, und seine Musse erheiterte. In der genauesten Freundschaft stand er zu Constantinopel mit dem damahligen Königlich Dänischen Gesandten daselbst, Herrn von Gähler, welcher den bekannten Freundschafts- und Commerztractat zwischen Dänemark und der Pforte negocirte, und 1756 abschloß, und der nachher in Altona als geheimer Rath und Oberpräsident, und noch in seinem 81. Jahre die Bewunderung seiner ausgebreiteten politischen Kenntnisse mit der Verehrung der thätigsten Eigenschaften des Menschenfreundes in dem Herzen Aller, die ihn kannten, verband. Vergennes sagte oft, daß er seinem Aufenthalte zu Constantinopel seine politischen Einsichten und Kenntnisse vornehmlich zu verdanken habe. Ungeachtet der critischen Situation, in welcher er sich daselbst, in der letztern Zeit seines dasigen Aufenthalts, befand, überstieg er doch alle Schwierigkeiten, und erwarb sich

nicht nur die Achtung und Zufriedenheit seines Königs und des Großherrn, sondern auch das Wohlwollen und den Beyfall beyder Kaiserinnen, der Maria Theresia, und der Catharina II.

Nach seiner Rückkunft in Frankreich begab er sich auf sein Landgut, wo er zwey Jahre in Ruhe zubrachte; bis er vom Könige 1771 als Ambassadeur an den Hof zu Stockholm geschickt wurde; welcher Posten damahls einen ausserordentlich fähigen Minister erforderte, indem die Reichsstände die Macht des Königs immer mehr einschränkten, und zugleich immer mehr mit Rußlands Interesse sich verbanden. Vergennes betrug sich hierbey mit einer tiefen Politik, und eben er war es, der an der grossen Revolution im J. 1772, wodurch der König die Regierungsform umänderte, und seine Autorität in volles Recht und Wirksamkeit setzte, den größten Antheil hatte. Seiner Klugheit gebührt auch viel von dem Ruhme, daß die grosse Revolution ohne Blutvergiessen bewerkstelligt wurde. Er blieb zu Stockholm, bis der König Gustav nach dem Tode Ludwig's XV. zur Regierung kam, welcher den alten Grafen von Maurepas zu seinem ersten oder dirigirenden Minister, und zum Mentor seiner Jugend annahm. Graf von Maurepas, der alte Freund des Grafen von Vergennes, wollte die Talente desselben zur Unterstützung seines Alters haben. Vergennes wurde von Stockholm zurückberufen, und sogleich zum Minister und Staatssecretär des Departements der auswärtigen Angelegenheiten ernannt, welche Stelle er in der Folge bis an seinen Tod beybehielt, mithin während Ludwig's XVI. Regierung vor der Revolution alle Bündnisse, Friedensschlüsse und Commerztractate, welche Frankreich mit den benachbarten Staaten schloß, leitete. Auch in Ansehung der innern Staatsverwaltung des Reichs schenkte ihm der König das größte Vertrauen. Mit der neuen Regierung wurden nun die meisten despotischen Einrichtungen der letztern Jahre Ludwig's XV. zurückgenommen, die Parlamente wieder hergestellt, und der König ließ es sich recht angelegen seyn, die wichtigsten Ministerial-Departements mit fähigen und redlichen Männern, ohne alle Rücksicht auf Hofconnexionen, zu besetzen. Es verstrichen auch die ersten Jahre der Regierung im Genuß der Ruhe des Friedens; dann aber kam von der Ferne eine Revolution, welche die Freyheit der Amerikaner bey dem einmahl von voriger Zeit hergeführten Zustande des Reichs zur Folge hatte: die Mißbräuche waren z. B. in dem wichtigen Theil der Staatsadministration, im Finanzwesen, so ungeheuer groß und so tief eingewurzelt, daß der entschlossenste Minister nicht durchgreifen konnte. Der Staat hatte indeß immer Ursache, mit der Staatsverwaltung seines Vergennes zufrieden zu seyn: er behielt unverrückt das Interesse Frankreichs und seiner Alliirten im Auge, und erlebte zum Glück nicht den Anfang der Revolution. Es ist die Frage, ob wohl Vergennes durch den Beytritt zum Englisch-Amerikanischen Kriege das Interesse verletzt habe, wie man wirklich vorgiebt? Er glaubte wenigstens

für das Interesse und den Ruhm Frankreichs zu sorgen, da er die Theilnehmung an dem Englischen Colonieen-Kriege bewirkte: es war stets sein lebhaftester Wunsch und sein eifrigstes Bemühen, dem Vergiessen des Menschenblutes zuvor zu kommen, und Streitigkeiten, aus welchen ein Krieg hätte entspringen können, in Güte zu schlichten. Mit England verhielt es sich anders. Die politische Behutsamkeit, mit welcher Vergennes eben in dem rechten Augenblicke, nach dem Vorfalle bey Saratoga, die Partey der Amerikaner öffentlich ergriff, die Kunst, durch welche er Spanien mit in's Spiel zog, die Standhaftigkeit, mit welcher er den Krieg, selbst nach dem grossen Verluste bey Dominique, wo die Französische Seemacht den empfindlichsten Stoß litt, unterhielt, und der glorreiche Frieden zu Versailles, geschlossen am 3. September 1783, durch welchen Vergennes den vereinigten Staaten von Amerika die Unabhängigkeit versicherte, Frankreich fast Alles das wieder verschaffte, was er in dem Frieden 1762 gegen England verloren hatte, und die Nation, welche er durch seine Unterstützung gleichsam geschaffen hatte, für Frankreichs Freund und Bundesgenossen erklärte, Alles dieses setzt die Verdienste dieses grossen Mannes in ein helles Licht. Wenn auch die begünstigenden Umstände das Meiste dabey gethan, wenn es auch gewiß ist, daß Amerika mehr durch die Opposition im Englischen Parlamente, und durch Engländer selbst, als durch Frankreich, von Großbritannien abgerissen worden, so bleibt dem Minister, der diese Umstände geschickt zu benützen wußte, doch immer ein grosses Verdienst und Ruhm.

Nachdem Vergennes Amerika von England abgerissen hatte, versuchte er dasselbe mit Holland. Er war auch hierin glücklich. Er schloß mit Holland einen Commerz- und bald darauf einen Allianztractat, der diesen Staat von der hundertjährigen Allianz mit England abzog. Die Französische Partey wurde, durch seine Maßregeln, in Holland der Englischen übermächtig. In den darauf entstandenen innerlichen Unruhen hielt er möglichst alle Ausbrüche der Gewaltthätigkeit ab, und unterstützte seine Partey. Merkwürdig ist auch, daß er, als Kaiser Joseph II. im J. 1777 zu Paris war, und er besorgte, die Absicht dieses Monarchen möchte seyn, der Allianz mit Oestreich eine weitere Ausdehnung zu geben, seinen König durch ein Memoire gegen Anträge dieser Art zu befestigen suchte, und in demselben ihm zeigte, daß, wenn gleich die Allianz, da sie einmahl da sey, erhalten werden müsse, doch das Interesse Frankreichs durchaus fordere, sich nicht noch weitere Verbindlichkeiten aufbürden zu lassen, und wie selbst eine Abtretung der sämmtlichen Oestreichischen Niederlande nicht die Nachtheile aufwiegen würde, welche für Frankreich unvermeidlich wären, wenn es Oestreich erlaubte, sich auf Kosten der Pforte zu vergrössern. Nach Josephs Vergrösserungsplane sollte die Türkey getheilt werden. Aber Vergennes hielt es für das größte Unglück, welches einem Monarchen begegnen könne, wenn er auch nur den Schein der Ungerechtigkeit auf

sich lüde, auch nur einen Zweifel in der öffentlichen Meynung von sich erregte. Die Lage Frankreichs, sagt Vergennes, ist von der Art, daß es Vergrösserungen mehr fürchten, als suchen muß; der Ruhm seiner Könige muß darin bestehen, Wohlthäter und Schiedsrichter der Europäischen Nationen zu seyn. Diese Vorstellungen schienen bey Ludwig XVI. gut gewirkt zu haben. Die Erscheinung Joseph's II. von der man Viel erwartet hatte, blieb ohne alle politische Folgen. Selbst in der critischen Lage, in welche Frankreich durch den Streit des Kaisers mit Holland wegen der Freyheit der Schelde kam, betrug sich Vergennes mit solcher vermittelnden Weisheit, daß er den Kriegsausbruch verhinderte, und in Paris zur Ehre der Französischen Krone der bekannte Vergleichstractat zu Stande gebracht wurde, eben als schon ein Oestreichisches Heer in den Niederlanden angekommen war, und der Krieg seinen Anfang nehmen sollte. Man hat mit Unrecht das Benehmen des Ministers Vergennes als zu furchtsam getadelt. So sehr er die Nachtheile fühlte, wenn Frankreich die Schwächung Hollands zugäbe: so konnte er doch auch die Gefahren nicht verkennen, worein sein Staat sich durch einen Krieg mit Oestreich stürzen würde. „Wenn es, sagte dieser Minister zu dem Könige, ein Fehler ist, zuweilen den Schein zu haben, als vernachlässige man bedeutende Interessen des Staats: so ist der Fehler doch viel gefährlicher, wenn man mehr unternimmt, als die Kräfte vermögen, und damit endiget, daß man seine Ohnmacht nicht verbergen kann." Bekanntlich wurde die Holland drohende Gefahr dadurch abgewandt, daß der Französische Hof zu der Geldsumme, welche Holland an Joseph II. zahlen mußte, 4½ Millionen Gulden beytrug. Gewiß ein sehr mäßiges Opfer gegen den Verlust an Geld und Menschen, den auch der kürzeste Krieg hervorgebracht haben würde. Frankreich verlor nicht an Achtung durch diese Beylegung der Sache; vielmehr war die Folge derselben die wichtige Allianz mit Holland, durch welche dieses von England ganz getrennt wurde.

Nach dem Tode des alten Grafen von Maurepas 1781 wurde Vergennes auch zum Chef des Königlichen Finanzraths ernannt, und dadurch erster Minister des Reichs. Dieses neue Amt gab ihm neue Betriebsamkeit, den so zerrütteten Finanzen des Reichs möglichst aufzuhelfen. Um das Uebel aus dem Grunde zu heilen, mußte er den Ackerbau, die Manufacturen, und den Handel zu erweitern suchen. In dieser Absicht schloß er mit mehrern Höfen neue Commerztractate, und brachte, zum Erstaunen von ganz Europa, den neuen Freundschafts- und Commerztractat mit England glücklich zu Stande, der aber keine so glücklichen Folgen hatte, nur anfänglich so vortheilhaft zu seyn schien. Noch zuletzt schloß er zur Beförderung des bisher stets matten und erschwerten Nordischen Handels von Frankreich einen neuen Commerztractat mit Rußland, der für Frankreich sehr vortheilhaft war. Man muß voraus die Politik wissen, welche

Vergennes (gleich der erstgedachten, aber mit geringerem Erfolge) bey den Forderungen Rußlands an die Pforte bewies. Nachdem er sich eifrigst, aber vergebens, bemüht hatte, Joseph II. auf die für ihn zu besorgenden Folgen der Uebermacht Rußlands aufmerksam zu machen und ihn zu bewegen, sich gegen dieselbe mit Frankreich zu verbinden, mußte er damit endigen, daß unter Vermittelung des Französischen Bothschafters der Tractat abgeschlossen wurde, durch welchen die Pforte das grosse Opfer der Krimm und Cubans brachte, deren Unabhängigkeit durch den letzten Frieden feyerlichst anerkannt war. Joseph II. verband sich nun auch immer enger mit Catharina II. zum völligen Umsturz jenes alten Alliirten von Frankreich. Daß dieser Zweck nicht erreicht wurde, war nicht das Werk des Französischen Cabinets. Die bewirkte Annäherung des letztern gegen Rußland in Absicht der Handelsverhältnisse, welche seit so langer Zeit vergebens gesucht war, konnte die Nachtheile nicht aufwiegen, welche die bey den ehrsüchtigen Planen Catharina's II. bewiesene Schwäche zur Folge hatten. Dieser Handelstractat mit Rußland, welchen er zur Beförderung des bisher stets matten und erschwerten Nordischen Handels von Frankreich schloß, war die letzte wichtige Handlung unter Vergennes Ministerium, und für Frankreich höchst vortheilhaft. Seine Ministerlage war nicht die günstigste: er hatte mit mancherley Schwierigkeiten zu kämpfen. Der unruhige Ehrgeiz des sonst vortrefflichen Kaisers Joseph II. dem er entgegen arbeiten, aber den er zugleich als Bruder der Königin schonen mußte, machte seine Situation besonders schwierig, so wie auch der Character seines Königs, der zu entscheidenden Schritten nicht leicht zu bringen war. Vergennes unterhielt die Allianz mit Oestreich, weil sie einmahl da war; aber er suchte zugleich sich Preussen wieder zu nähern, und es sowohl gegen Oestreich, als Rußland zu benützen. Doch bewies er in seinen Unterhandlungen mit Friedrich II. eine besondere Vorsicht. Mit welcher lebhaften Theilnehmung er sich aller der Negotiationen, wie seines eigenen Privatinteresse, annahm, erfahr man aus der Arbeitsamkeit, die er selbst darauf verwandte, und deren Opfer er selbst zuletzt wurde, da er sich bey dem zurückgetretenen Podagra nicht schonte, immer arbeitete, und fast Nichts aß und trank. Als man ihm, auf seinem Todbette, die Nachricht von dem unterzeichneten Commerztractate mit Rußland brachte, rief er, in Gegenwart der Aerzte aus: „Diese Nachricht giebt meiner Krankheit mehr Erleichterung, als alle ihre Arzneyen, meine Herren." Durch ihn breitete sich Frankreichs Handlung aus, und bekam ganz neue Wege. Um diese zu benützen, und die erschöpften Finanzen des Staats zu schonen, vermied er möglichst alle Kriege, und durch jederzeit gemäßigte Leitungen, Nachgebungen, und alle Künste der Politik erhielt er mehr als einmahl Europa in dem Augenblicke den Frieden, in dem der Krieg ausbrechen sollte. Man hat ihm seine grosse Friedensliebe zum Vorwurfe machen wollen. Man hat aber

dabey nicht an die Gründe gedacht, die ihn dazu bewogen. Man muß dagegen vielmehr bemerken, daß er der Französischen Politik jenes Zutrauen der aufrichtigen Redlichkeit an den Europäischen Höfen wieder erworben hat, welches, wie schon die Marquise von Pompadour klagte, das Cabinet zu Versailles grossentheils, unter dem Ministerium der Choiseul's und Aiguillon's, verloren hatte. Niemahls hat ein Minister, in einem solchen und unbegränzten Umfange der wichtigsten Geschäffte, mit der Grösse des Geistes, mit der überlegten Politik und mit der möglichsten Vorsichtigkeit mehr Rechtschaffenheit des Characters, Rechtlichkeit, Redlichkeit und Religion verbunden.

Betrachtet man ihn als Minister des Innern des Königreichs, so verband er mit einer vollendeten Klugheit beständig eine liebenswürdige Freymüthigkeit, mit der Strenge gegen sich selbst viel Nachsicht gegen Andere, mit der Hartnäckigkeit bey einer oft trockenen und ermüdenden Arbeit die Aufmerksamkeit, mit eigenhändigen Briefen Freunde zu trösten, oder Unglücklichen beyzustehen. Jedermann hatte zu ihm freyen Zutritt, und er hörte Alle, die vor ihn zu kommen suchten, mit der größten Geduld und Freundlichkeit. Er zeigte sich beständig als zärtlicher Vater, guter Gatte und treuer Freund, und suchte nach seinen schweren Arbeiten keine andere Erhohlung, als im Schoosse einer geliebten Familie, oder in der Gesellschaft tugendhafter Freunde.

Vergennes besaß daher als Minister des Innern und der auswärtigen Angelegenheiten das Zutrauen seines Königs ganz und unumschränkt; daß, wenn der Monarch zuweilen in dem Staatsrathe Mißvergnügen über seine Minister äusserte, (wobey er stets die Delicatesse hatte, Keinen zu nennen), immer hinzusetzte, „ce n'est pas de Vous, Mr. de *Vergennes*, que je parle; ce n'est pas de Vous, que je me plains."

Vergennes war von Natur sanft; Aufmerksamkeit war ihm zur Gewohnheit geworden; er war die Seele seiner Geschäffte; seine Plane waren gut entworfen, und wurden, wenn sie einmahl gefaßt waren, standhaft ausgeführt. Obgleich äusserst verschwiegen, verstellte er sich doch nicht, und brauchte dann nur List, wenn es nöthig war, um das Glück nicht ganz zurückzuscheuchen. Seine Zurückhaltung hatte manchmahl den Schein der Furchtsamkeit, war es aber nicht. Es war leicht, Zutritt zu ihm zu bekommen, und man verließ ihn nicht unbefriedigt. Er versprach wenig, hielt aber sein Versprechen genau. Seine Reizbarkeit hatte manchmahl auf seine Urtheile Einfluß; er hielt die, deren Unglück ihn gerührt hatte, leicht für ehrliche Leute, welches doch bey listigen Supplicanten nicht ohne Nachtheil ist. In seinem ganzen Betragen war er bescheiden, und ein gewissenhafter Beobachter der Pflichten, welche die Religion ihm auflegte. Seine Lebensart war äusserst einfach. Um 4 Uhr des Morgens stand er auf, schloß sich mit 2 Secretären in sein Zimmer ein, und arbeitete bis um 1 Uhr; dann gieng er zu

seiner Gemahlin, speiste in Gesellschaft seiner Familie, und spielte nach Tische mit seinen Kindern. Um 5 Uhr des Abends schloß er sich abermahls in sein Zimmer ein, und arbeitete bis 10 Uhr des Nachts, dann nahm er etwas Fleischbrühe, und legte sich nachher zu Bette. Täglich hielt er Conferenzen mit jedem ersten Secretär oder Commis seiner verschiedenen Departements. So weitläuftig der Cirkel seiner Bekanntschaft hätte sein können: so sehr hatte er ihn durch sorgfältige Wahl eingeschränkt. Er liebte mehr die stillen Vergnügungen des häuslichen Lebens, und war äusserst selten in Gesellschaften, meistens im Geschäfftszimmer, oder bey seiner Familie, oder auf dem Spaziergange zu sehen. Er ritt, oder spazierte, wenn er nur irgend konnte, täglich 2 Stunden. Die Arbeit war seine ganze Beschäfftigung. Er mischte sich in keine Hofintriken, er hatte keine Freunde am Hofe, und Niemand schätzte und liebte ihn am Hofe, ausser der König.

Meistens wohnte er in einem kleinen, aber artigen Hause bey Versailles. Er wählte einen gewissen Moreau, Verfasser einer Geschichte von Frankreich, zu seinem geheimen Secretär, und gab demselben den Auftrag, ihn vor allen Ungerechtigkeiten zu warnen, zu welchen man ihn zu verleiten suchen möchte; so wie auch ihn von Allem zu unterrichten, was das Publicum von ihm sagen möchte. Die Französische Nation hegte für ihn die aufrichtigste Verehrung, und der König weinte bey der Nachricht von seinem Tode, welcher in der Nacht vom 12. bis 13. Februar 1787 im 68. Jahre seines Alters erfolgte. Die Thränen, welche der König bey der Nachricht von seinem Tode vergoß, machen den Empfindungen des Monarchen nicht weniger Ehre, als dem Minister, dessen Talente und Eigenschaften mit solcher Gerechtigkeit geschätzt wurden. An dem Tage, da Vergennes die Nacht vorher gestorben war, am 13. Februar, ließ der König die schon bestellte Jagd wieder absagen, und alle Vergnügungen am Hofe auf diesen Tag verbieten. Der König und der Hof feyerten den Trauertag der Nation. Das ganze politische Europa nahm Antheil. Man sagt oder schreibt, ein zurückgetretenes Podagra, worauf eine Entzündung der Eingeweide folgte, habe diesen grossen Mann der Welt entrissen. Es hat aber nicht an Solchen gefehlt, welche behaupten, man habe ihm Gift beygebracht, weil er mit der Versammlung der Notabeln, welche Calonne, der schreckliche Finanzminister, zusammenberufen hatte, nicht zufrieden gewesen wäre, und überhaupt die Operationen des damahligen Staatsraths durchaus gemißbilligt hätte. Man kann hierüber Nichts mit Zuverlässigkeit bestimmen; gewiß ist es aber, daß Ludwig XVI. über den Verlust dieses Ministers tief bekümmert war, und daß mit ihm eine mächtige Stütze der Monarchie dahin sank. Es fehlten unserm Vergennes auch nicht die beyden Kennzeichen grosser Verdienste, und grosser Talente, Neid und Verläumdung. Man gab ihm Schuld, daß er zu furchtsam, nachgebend, und ohne die Würde handle,

welche dem ersten Minister des Königs von Frankreich eigen seyn müsse. Aber diese Furchtsamkeit, dieses Nachgeben war eine Folge des friedfertigen Systems, welches er für Frankreich nothwendig hielt. Man wollte ferner eine gewisse Langsamkeit eines eingeschränkten Kopfs in seinen Arbeiten bemerken, da doch dieselbe vielmehr eine Wirkung seiner überlegten Vorsichtigkeit war. Seine langsame Beurtheilungskraft war Ausfluß einer reifen Ueberlegung. Eine flüchtige Leichtigkeit hätte oft groß Unglück stiften können. Der ungerechteste Vorwurf, den man ihm machte, war die Geldgierde. Man ist so unverschämt gewesen, zu behaupten, er habe 12, Andere sagten gar 15, noch Andere sogar 18 Millionen Livres hinterlassen. Da dieses boshafte Gerücht gleich nach seinem Tode sich verbreitete, so begab sich der Graf von Angevillier zum Könige, und überbrachte ihm das Testament des verstorbenen Ministers, in welchem eine genaue Angabe seines Vermögens, mit Unterzeichnung seines eigenen Namens vom vorigen Jahre, befindlich war. Die ganze Verlassenschaft betrug 2 Millionen 337,000 Livres, mit Inbegriff seiner Meublen und Effecten. Der König beschämte die Verläumdung öffentlich. Er bewilligte der Gemahlin des Grafen von Vergennes, einer Griechischen Dame von grossen Talenten, die der Graf zu Constantinopel heyrathete, eine jährliche Pension von 20,000 Livres, und Jedem seiner zwey hinterlassenen Söhne eine Pension von 10,000 Livres.

Er, der voll von dem wahren Geiste des Christenthums war, besaß die Tugend der Bescheidenheit und Demuth. Um sie auch nach seinem Tode zu üben, verlangte er, auf dem Gottesacker der Pfarrkirche, wo er starb, beerdigt zu werden. Sein Leichenbegängniß war aber nicht so bescheiden, als er es gewollt hatte; ein Theil der Minister und Grossen des Hofes begleiteten ihn mit thränenden Augen zu seiner Ruhestätte.

S. Polit. Journal, J. 1787. S. 236. Fabri's histor. und geograph. Monathsschrift, J. 1788. S. 917. und Histoire generale et raisonnée de la Diplomatie Françoise, depuis la fondation de la Monarchie jusqu'à la fin du regne de Louis XVI. Par Mr. de Flassan, Paris 1809. 8. (in 6 Bänden, welches wichtige Werk wir noch nicht besitzen, nur auszugsweise kennen).

Vergier, Jacob, zuletzt Präsident des Handlungsraths zu Dünkirchen, nach Rousseau's Urtheil, der Französische Anakreon, geboren 1657 zu Lyon.

Er kam sehr jung nach Paris, wo man ihn seines angenehmen Geistes und seines artigen Betragens wegen suchte. Er trug damahls als Baccalaureus der Sorbonne den geistlichen Habit; da aber dieser Stand seinem Genie und seinem Hange zum Vergnügen wenig angemessen war, legte er ihn ab. Im J. 1690 erhielt er die Stelle eines Commissaire ordonnateur, die er mehrere Jahre begleitete. In der Folge ward er Präsident des Commercienraths zu Dünkirchen; aber die wollüstige

Sorglosigkeit, die immer sein Vergnügen war, hielt ihn ab, höher zu steigen, und selbst grosses Vermögen zusammen zu bringen. Weit entfernt, die Geschäffte zu betreiben, beschäfftigte er sich sogar nicht mit der Dichtkunst, die er sehr liebte, weil er fürchtete, seine Vergnügungen möchten zur Beschäfftigung werden.

Er führte ein freyes und ruhiges Leben, als er am 23. August 1720 in einem Alter von 63 Jahren, um Mitternacht, da er von Einem seiner Freunde, bey welchem er gespeist hatte, nach Hause gieng, in der Straße Bout du Monde zu Paris durch einen Pistolenschuß getödtet wurde. Der Mörder war ein Räuber, der unter dem Namen Chevalier le Craqueur bekannt war, nebst zwey anderen Mitschuldigen, die alle Kameraden des bekannten Cartouche waren: der Chevalier le Craqueur, welcher am 10. Juny 1722 zu Paris hingerichtet wurde, bekannte diesen nebst mehrern anderen Morden; seine Absicht war, Vergier zu berauben, er wurde aber durch einen vorüberfahrenden Wagen daran verhindert. Es ist also ohne Grund, wenn man seine Ermordung einem Prinzen zuschreibt, der sich wegen einer Satyre, die der Dichter auf ihn gemacht hatte, an ihm rächen wollte. Vergier war gar nicht fähig, solche Verse gegen Jemand zu machen. „Er war ein Philosoph (des Vergnügens) ein Mensch, der die Gesellschaft liebte, und viel Munterkeit des Geistes, ohne Beymischung von Misanthropie und Bitterkeit besaß.“ Rousseau, der so von diesem Dichter, den er genau kannte, spricht, setzt hinzu: „Wir haben vielleicht Nichts in unserer Sprache, worin man mehr Naivetät, Adel und Zierlichkeit fände, als seine Tischlieder, wegen welcher man ihn mit allem Recht für den Französischen Anakreon halten könnte.“ Was seine Erzählungen und übrigen Werke anlangt, so ist die Dichtkunst derselben nachlässig. „Vergier, spricht Voltaire, ist gegen La Fontaine, was Campistron gegen Racine ist: ein schwacher, aber natürlicher Nachahmer.“

Er schrieb Oden, Sonnetts, Madrigalen, Epithalamien, Epigrammen, Fabeln, Episteln, Cantaten, Parodieen. Man hat auch von ihm Zeila, ou l'Africaine; Dom Iuan, eine kleine Geschichte in Prosa und Versen, und Isabelle, eine Spanische Erzählung. Die Recueil des poesies et des chansons kam Amstel. 1731. in 2 Duodezbänden heraus.

S. Grohmann, Th. 7. S. 532.

Verheyen, Philipp, Doctor der Arzneykunde und Königlicher Professor der Anatomie und Chirurgie zu Löwen, zu seiner Zeit Einer der berühmtesten Anatomiker, kam zur Welt im April 1648 in der Pfarre Verbrouck im Lande Waes in Flandern oder Brabant. Anfänglich wurde er zu der Lebensart seines Vaters bestimmt, der ein guter Ackermann an demselben Orte war. Der Sohn trieb nun auch den Ackerbau, wie sein Vater, bis in sein 22. Jahr. Da aber sein Pfarrherr an ihm ausserordentliche Fähigkeiten gewahr wurde, welche ihn zu den Wissenschaf-

ten tüchtig machten, so überredete er ihn, seine Absichten auf dieselben zu richten, und brachte ihm sogar die ersten Anfangsgründe der Lateinischen Sprache bey.

Verheyen war schon, wie gedacht, 22 Jahre alt, als er anfieng, Lateinisch zu lernen, und brachte es dessen ungeachtet in einer Zeit von zwey Jahren so weit, daß er sich im J. 1672 im Stande befand, in das Collegium Trinitatis zu Löwen zu treten, und die Philosophie im J. 1675 daselbst anzufangen. Nachdem er im J. 1677 Magister der freyen Künste geworden war, legte er sich eine Zeitlang auf die Gottesgelahrtheit, weil er sich dem geistlichen Stande widmen wollte: allein die Vorsehung ordnete es anders. Denn er bekam um diese Zeit an einem seiner Beine eine dermaßen heftige Entzündung, daß kein Mittel hinlänglich war, das Uebel zu heben: der kalte Brand schlug dazu, und man mußte ihm das Bein ablösen. Da nun Verheyen durch den Verlust seines Beins sich zum Dienste des Altars unfähig sah, ließ er die Theologie fahren, um sich auf die Arzneywissenschaft zu legen; welches er mit so vielem Eifer und so glücklichem Erfolg that, daß er im J. 1681 mit der Würde eines Licentiaten beehrt wurde. Diese neue Würde diente ihm zur Aufmunterung, sich in dem medicinischen Fache vollkommen zu machen. Zu dem Ende gieng er nach Leyden, daselbst aufs Neue zu studieren, von da er im J. 1683 wieder zurückkam, und die Erlaubniß erhielt, der Gewohnheit zu Folge drey Disputationen ohne Vorsitz öffentlich zu vertheidigen, um zur Doctorwürde erhoben zu werden. Indessen nöthigten ihn gewisse Ursachen, die Annehmung dieser Würde aufzuschieben, die ihm erst im J. 1695 ertheilt wurde. Seine Geschicklichkeit und seine Verdienste erwarben ihm einen so grossen Ruhm, daß ihn der König Carl II. im J. 1689 erwählte, die Königliche Professorstelle der Anatomie zu bekleiden; zu welcher Würde man noch im J. 1693 die Professorstelle der Chirurgie hinzufügte.

Verheyen verknüpfte mit einer grossen Kenntniß der Arzneywissenschaft und der damit verwandten Theile eine grosse Gottesfurcht, und ganz ausnehmende Bescheidenheit.

Er starb zu Löwen am 28. Jannar 1716, im 62. Jahre seines Alters. Hier ist seine Grabschrift, welche er mit eigener Hand aufgesetzt, und die man nach seinem Tode gefunden hat:

PHILIPPUS VERHEYEN,
Medicinae Doctor et Professor,
partem sui materialem hic in Coemeterio condi voluit,
ne Templum dehonestaret,
aut nocivis halitibus inficeret.
Requiescat in pace.

Er ist zweymahl verheyrathet gewesen: das erste Mahl im J. 1683 mit der Schwester des Franz Zyphus, Professors der Anatomie, von welcher er keine Kinder gehabt hat; das andere Mahl aber im J. 1693 mit Philippina van Goedenhuysen, mit welcher er vier Kinder erzeugt hat.

Verzeichniß seiner Werke:

Corporis humani anatomia, in qua tam veterum, quam recentiorum anatomicorum inventa methodo nova describuntur, ac tabulis aeneis repraesentantur, Lovanii 1693. 4. Edit. II. novis observationibus et inventis pluribusque figuris aucta, Bruxellis 1710. in dieser 2. Auflage durch das hinzugekommene Supplement, 2 Voll. 4. Dieses Werk hat sonderlich zweyer Ursachen wegen sehr grossen Beyfall gefunden: 1) findet man darin, ausser den Meynungen der Alten, auch die Entdeckungen der Neuern, und zwar weit ausführlicher und genauer, als in allen anatomischen Lehrbüchern, die vorher herausgekommen waren: 2) ist die Schreibart, ob sie gleich nicht so gut Lateinisch ist, als des Bartholin's und einiger Andern, dennoch sehr klar; ja für diejenigen, welche die Anatomie studieren, und sich gemeiniglich an das alte Latein nicht eben zu binden pflegen, weit deutlicher, als eine reinere Schreibart seyn würde. Dieses Werk auch in's Teutsche übersetzt, blieb lange das Handbuch der Anfänger. — Supplementum anatomicum, sive anatomiae corporis humani liber secundus, in quo partium solidarum libro primo descriptarum usus et munia explicantur. Accedit descriptio anatomica partium foetui et recenter nato propriarum. Item Controversia de foramine ovali inter autorem et D. Mery, Bruxellis 1710. 4. Dieser 2. Theil ist erst bey der 2. Auflage des 1. Theils an's Licht getreten. Das ganze Werk ist im J. 1717 zu Neapel in 4. gedruckt worden, mit der Aufschrift: Editio III. cum exemplari secundae ab ipso autore recognitae novis observationibus et inventis pluribusque figuris auctae diligenter collata. Der Anhang befindet sich in dieser Ausgabe sowohl, als in der 2. am Ende der Anatomie. — Compendii theoriae practicae Pars I et II. quarum illa praecipuos affectus capitis, haec thoracis breviter explicat, Lovanii 1683. 8. — Vera historia de horrendo sanguinis fluxu ex oculis, naribus, auribus et ore R. P. Ioan. B. Onraet, soc. Iesu, et de miraculosa ejusdem sanatione per intercessionem S. Francisci Xaverii, cum annotationibus brevique discursu de essentia miraculi et de cultu Sanctorum, 1708. 12. 164 Seit. Ein solches Werk sollte man von einem Arzneygelehrten wohl nicht vermuthet haben. — Ein Tractat de Febribus.

S. Niceron, Th. 4. S. 284.

Vermont, Hiacynth Collin de, Professor der Königlichen Akademie zu Paris, ein berühmter Historienmahler, geboren 1693 zu Paris, nach Prange zu Brüssel. Man sah von ihm, bey der öffentlichen Ausstellung im J. 1747, zwey Mahlereyen, von welchen die eine die Cleopatra zu August's Füßen, die andere aber eine historische Allegorie, nämlich August mit den symbolischen Figuren der Künste, enthält, welche allgemeinen Beyfall fanden. Er hatte viel Grazie, Eleganz, und was vorzüglich zu bewundern ist, eine gewisse Keuschheit in allen seinen Werken.

der Akademie nahm er sich mit Wärme an, und leitete besonders die Aufmerksamkeit der Zöglinge auf das Studium des Nackten, den er sehr gut zu stellen wußte. Die besten Arbeiten von ihm, welche von Bardon ihres gefälligen und edlen Characters wegen gelobt werden, findet man in den Französischen Kirchen; z. B. eine Darstellung Christi im Tempel in der St. Ludwigskirche zu Versailles. Sein, zum Wettstreit der Akademiker im J. 1727 geliefertes Bild, der kranke König Antiochus, und die Sammlung von Skizzen aus der Geschichte des Cyrus sind weniger bekannt geworden. Nach Füeßli erwähnt de la Font, in seinen Anmerkungen über die Ursachen des Zustandes der Mahlerey in Frankreich, unseres Vermont, seiner sonst beissenden Feder ungeachtet, ehrenvoll. Seine Werke drücken das Redliche, Anständige und Angenehme seines Characters sehr wohl aus. Man rühmt auch seine Geschicklichkeit in Ausbesserung alter Gemählde, wovon er ein grosser Kenner war.

Professor der Akademie ward er 1740, und starb 1761 zu Versailles.

S. Allgem. Künstlerlexic. S. 683. und Fiorillo's Geschichte der zeichnenden Künste, Bd. 3. S. 356.

Vernet, Jacob, Professor der Theologie und Prediger zu Genf, ein Gottesgelehrter, der unter seinen Confessionsverwandten Epoche machte, und in jeder Hinsicht der Achtung aller Zeiten verdient. Er wurde am 29. August 1698 zu Genf geboren.

Sein Vater Isaac Vernet war ein geschätzter, aber nicht sonderlich reicher Kaufmann, und die Mutter Hanna Richards. Der Vater starb sehr frühzeitig, als dieser sein Sohn etwa 9 Jahre alt war, und hinterließ viele Töchter und Söhne. Jacob Vernet mußte mit noch neun Geschwistern die mäßige Erbschaft theilen, die gerade hinreichend war, ihn ohne Kummer bis in die Jahre zu leiten, wo jeder Mensch gelernt haben sollte, sich Unterhalt selbst zu erwerben. Die übrigen sechs Brüder widmeten sich dem Stande ihres Vaters, er selbst aber den Wissenschaften.

Er besuchte die Schulen seiner Vaterstadt, und nachdem er dieselben durchgewandert, begab er sich zu der Geschichte und zu den schönen Wissenschaften, und nahm Anton Maurice, der nachher die Theologie lehrte, zum Anführer an. Gautier und Jallabert unterrichteten ihn in der Weltweisheit. Darauf erlernte er bey Benedict Pictet, Johann Alphons Turretin und Anton Leger die Theologie. Hierauf ward er im J. 1722 zum geistlichen Stande eingeweiht, und Pictet legte ihm dabey die Hände auf. Nachher gieng er nach Paris und widmete sich hier länger als 8 Jahre dem Unterricht eines Franzosen. Jede Gelegenheit, seinen Geist auszubilden, benützte er mit weiser Sorgfalt, und seine Kenntnisse und feinen Sitten verschafften ihm den Umgang und die Achtung der angesehensten Gelehrten. Er theilte den Nutzen mit seinen Freunden in seinem Vaterlande durch Briefe, die er an sie schrieb. Der Abt Paris, nachher unter

die Heiligen erhoben, war damahls der Oberarzt von Frankreich, der alle Krankheiten, sowohl der Seele, als des Leibes, heilte. Andere Wunder wurden durch das sogenannte Venerabile gewirkt: so wurde die Frau la Fosse, eine elende Person, gesund, darüber ganz Paris in Bewegung kam. Vernet handelte auch von diesem Wunder in seinen Briefen, welche man, ohne ihn zu fragen, unter die Presse gab; wodurch er mit Hoquinet, einem Doctor der Sorbonne und Prediger zu St. Julian, bey Genf in Savoyen, in einen Streit verwickelt ward. In den J. 1728 und 1729 durchreiste er mit seinem Zöglinge ein Jahr lang Italien, und mit welcher Aufmerksamkeit er dieß gethan, beweisen seine Briefe über den Litteraturzustand Italiens (Lettres sur l'etat litteraire de l'Italie) abgedruckt in der Bibliotheque Italique, die an innerem Gehalte ganze Bände unserer jetzigen Reisebeschreibungen aufwiegen. Sein Lehrer Turretin hatte ihn, als seinen getreuen Schüler, schon lange geliebt. Nun bat er ihn, bey ihm in seinem Hause zu wohnen, ihm einen Theil seines grossen Briefwechsels abzunehmen, und nach einiger Zeit mit seinem Sohne sich auf Reisen zu begeben. Vernet nahm dieses herrliche Anerbieten mit willigem Herzen an, und suchte auf alle Weise diesen Gelehrten und seine auserlesenen Bücher zu gebrauchen. Unter andern Geschäfften, die er damahls übernahm, war eines von den wichtigsten, daß er den Anfang machte, Turretin's Lateinische Abhandlungen von der Wahrheit der christlichen Lehre in's Französische, nicht nach den Worten, sondern nach dem Inhalte, zu übertragen. Um diese Zeit, nämlich im J. 1730, war es auch, als er eine Predigerstelle nahe bey Genf annahm, welche er aber bald wieder verlassen mußte, um im J. 1732 den Sohn seines verehrten Lehrers Turretin auf Reisen durch Teutschland, Holland, England und Frankreich zu begleiten. Doch in diesem Jahre blieben sie in der Nähe. Sie besahen nur Bern, Neufchatel und den ganzen Französischen Theil vom Canton Bern oder das Pays de Vaud. Im folgenden Jahre im April traten sie eine längere Reise an. Und Vernet erhielt auch dazu Erlaubniß von seinen Obern. Sie besuchten abermahls Bern, und hierauf Zürich, Schaffhausen, Basel, Straßburg, Frankfurt am Mayn, Cassel, Hannover und Bremen. Von hier giengen sie nach Holland, und im Herbste nach England, um daselbst den Winter zu bleiben. Vernet wurde allenthalben wohl aufgenommen, sowohl wegen des berühmten Turretin's, dessen Sohn er führte, als auch wegen seiner eigenen Geschicklichkeiten, die so groß und bekannt bey den Meisten waren, daß sie ihn nöthigten, in ihren Kirchen zu predigen. In England hatte er die Ehre, daß man ihn selbst vor die Königin führte, welche nach ihrer Gewohnheit in den huldreichsten Worten mit ihm sprach. Er kam mit seinem Turretin auch nach Paris, und hatte das Vergnügen seine alten Freunde wiederum zu sehen. Er lernte auch neue Gelehrte kennen, als Jourdain, den er beym Rim[illegible]le, dem Kaplan des Holländischen Gesandten, antraf,

und hatte die Ehre, selbst beym Cardinal Polignac einige Mahle zu speisen. Ein genaues Tagebuch der Reise, und der Verbindungen, worin Vernet Lebenslang mit den berühmtesten Männern dieser Länder geblieben, sind der beste Beweis, daß er kein Reisender von gewöhnlichem Schlage war. Als er wieder in seine Vaterstadt zurück gekommen war, besaß ihn diese auf immer, und so anlockend auch mehrere aus der Ferne ihm gemachte Anträge für Andere gewesen wären — der dankbare Genfer glaubte schlechterdings seinem Vaterlande sich schuldig zu seyn; und dieses wiederum war klug und erkenntlich genug, die ersten Lehrstühle, welche in der Akademie und Kirche offen wurden, mit einem Manne zu füllen, der es von jeher darauf angelegt hatte, ihnen Ehre zu machen. Unser Vernet fieng wieder an, sein geistliches Amt zu verwalten. Er verheyrathete sich auch im April 1734 und erwählte Maria Butini, die einzige Tochter Peter Butini's, eines Predigers, von dem wir geistliche Reden und einige andere Schriften haben. In eben diesem Jahre ward er vom Lande in die Stadt, in Genf, zum Prediger berufen. Hier fand er Gelegenheit genug, sich bey der Akademie beliebter, und denen, die sie besuchten, nützlich zu machen, wie er denn unter andern auch die jungen Grafen von Schaumburg-Lippe in den Lehren des Christenthums weiter anwies. Endlich wählte man ihn selbst zum Rector der Akademie im Junius 1737. Nach den Unruhen, die in Genf gewesen, hielt er als Rector im May 1738 eine Rede, in welcher er zur wiederhergestellten Einigkeit Glück wünschte; welche Rede sowohl wegen ihres Inhalts, als ihrer Einrichtung sehr wohl aufgenommen worden ist. Im Junius 1739 ward er im Rectorate bestätigt; und zugleich ward ihm aufgetragen, anstatt des verstorbenen Cromelin's, die Geschichte und schönen Wissenschaften zu lehren. Dieses Amt trat er am 24. November mit einer Rede de humaniorum litterarum amoenitate et usu an. Am 13. July 1756 starb der berühmte älteste Professor der Gottesgelahrtheit, Anton Maurice, und nun erhielt unser Vernet dessen Professur. In seiner Antrittsrede zeigte er, quantum intersit reipublicae, sapientes adesse Theologos.

Seit seinem ersten Professorat erschienen von Zeit zu Zeit Schriften von ihm. Wir haben oben bereits der Briefe über die vorgegebene wunderbare Heilung der Frau la Fosse gedacht. Der Titel ist: Deux lettres à Mr. l'Abbé . . . . Chanoine de Notre Dame de Paris, sur le mandement de Monseigneur le Cardinal de Noailles, du 10. Aout 1725. Sie wurden zuerst ohne sein Vorwissen zu Genf im J. 1726 und auch ohne seinen Namen gedruckt. Man erfuhr aber bald, daß Vernet der Verfasser wäre: darauf wurden sie auch zu London nachgedruckt. Eine lahme Frau von der Antonsvorstadt zu Paris, die la Fosse hieß, ließ sich am Frohnleichnamsfeste auf die Gasse bringen, als durch dieselbe das Venerabile getragen wurde. Und sie ward bey der Herannahung desselben auf Einmahl gesund,

daß sie demselben gleich folgen konnte. Diese Begebenheit breitete sich geschwind aus. Man hielt sie allenthalben für ein Wunder, und auch der Erzbischof von Paris, der Cardinal von Noailles, erkannte das ganze Werk durch einen gedruckten Brief für ein Wunder. Es erhob sich aber gar bald über dasselbe ein Streit zwischen den beyden uneinigen Parteyen der Geistlichkeit. Die Jansenisten und Appellanten, welche die Bulle Unigenitus nicht annehmen wollten, redeten von Nichts, als von dem Wunder. Hingegen die Anderen, die Jesuiten und Molinisten, welche sich solcher Bulle unterworfen, hielten das ganze Werk für eine Erfindung ihrer Gegner, wodurch sie ihre Sache rechtfertigen wollten. Und dieser letzten Partey trat unser Vernet bey. Er setzte zwey Briefe an einen Appellanten auf, in welchen er vorgiebt, daß er, als ein guter Katholik, mit einem Advocaten, Ärzte und Philosophen in Gesellschaft gewesen, die von dieser Begebenheit mit offenem Herzen geredet hätten. Ein Jeder wendet gegen das Wunder Vieles ein, und der Katholik muß erstaunen, daß man sich gegen ein Wunder erhebe, das der Cardinal für ein Wunder erkenne. Dieß ist der Inhalt der beyden Briefe, welchen ein Doctor der Sorbonne, ein Geistlicher nahe bey Genf zu St. Julian, Hoquinet, zwey andere Briefe entgegen setzte. Er nannte sich ebenfalls nicht, und seine beyden Briefe kamen auch zu Genf im J. 1727 heraus. Er gebrauchte alle seine Kräfte, das Wunder zu retten. Aber Vernet antwortete und gab heraus: Defense des deux lettres adressées à un Chanoine de Notre Dame, Genf 1727. Hoquinet ergriff wiederum die Feder, und gab noch drey andere Briefe heraus. Weil er aber bey seinen ersten Gedanken blieb, so antwortete Vernet in keiner besondern Schrift, sondern ließ eine kleine Antwort in die Bibliotheque Germanique, Bd. 19. S. 221. einrücken. Diese vier Briefe sollen nachher nebst zwey andern ungedruckten Briefen Vernet's im J. 1729 zu Amsterdam zusammen erschienen seyn. — Lettre ecrite à un des auteurs de la Bibliotheque Italique. Dieser Brief steht im 4. Bande der Bibliotheque Italique. S. auch Leipziger Zeitungen von gelehrt. Sach. J. 1730. S. 674. Er vertheidigt die Italiener gegen die Fremden, die bey ihnen wenig Gelehrsamkeit finden können. Er zeigt zuerst, daß der Weg zur Gelehrsamkeit in Italien schwerer sey, als in andern Ländern; und nachher weist er, wie weit sie in den Wissenschaften kommen. — Lettres sur la voix des eunuques. Vernet befragte Anton Valisnieri, woher es käme, daß die Verschnittenen allezeit eine klare Stimme behielten. Diesen Brief und die Antwort finden wir im 7. Bande der Bibl. Italique; vergl. Leipz. Zeit. von gel. Sach. J. 1731. S. 542. Man meynt, daß durch die Verschneidung diejenigen Theile des Körpers hingerichtet würden, durch welche die Nerven, und also auch die stärkeren Theile des Halses müßten gestärkt werden. Daher bliebe denn die Stimme der Verschnittenen zart und helle, wie sie in der Ju-

gend gewesen. — Eloge historique de Mr. Chouet. — Traité de la verité de la religion Chretienne, tiré en partie du Latin de Mr. Iean Alphonse Turretin. Section I et II. de la necessité et des characteres de la revelation. Genf 1730. 8. 150 Seit. S. Bibl. Germ. Bd. 25. S. 167. Bibl. raisonnée, Bd. 6. S. 45. Iournal litteraire, Bd. 16. S. 316. und Iournal des Savans, vom Febr. 1732. Section III. de la verité de la revelation Iudaique. Genf 1731. 8. 150 Seit. S. Bibl. Germ. Bd. 25. S. 178. und Bibl. raisonnée, Bd. 8. S. 179. Section IV. de l'excellence et de la beauté de la religion Chretienne, considerée en elle-meme. Genf 1736. 8. über 300 Seit. S. Bibl. raisonnée, Bd. 17. S. 278. und Bibl. Germ. Bd. 36. S. 127. Am Ende sind Turretin's Cogitationes de religione et theologia, die 1713 herauskamen, von Wort zu Wort im Französischen beygefügt. Ehe wir fortfahren, ist zu bemerken: Turretin, Lehrer der Theologie und Kirchengeschichte zu Genf, hatte nach und nach einige Lateinische Schriften für die Wahrheit des Christenthums herausgegeben. Diese Schriften, gegen die Deisten gerichtet, übersetzte Vernet in's Französische, in einer Sprache, die unter diesen Verächtern des Christenthums gemeiner, als die Lateinische war. Er übersetzte sie aber nicht wörtlich, sondern so, wie Lenfant Spanheim's Geschichte der Päpstin Johanna übersetzt hat. Er behält alle Sachen Turretin's, aber er giebt ihnen eine andere Ordnung, die sich für ein Französisches Buch schickt. Und hierzu machte er, als er noch im Hause Turretin's war, mit vollkommener Genehmigung desselben, den Anfang. Der Inhalt von den bemerkten Sectionen ist dieser. Der 1. Abschnitt: Der Portugiese Uriel Acosta und der Engländer Tindal haben gelehrt, die Lehren der Vernunft reichten schon zu, den Menschen hier auf Erden und dort nach dem Tode glücklich zu machen, und daher wären keine geoffenbarten Lehren nöthig. Daraus schlossen sie, es fänden auch keine Offenbarungen Statt. Turretin und Vernet sagen, die Lehren der Vernunft müßten allerdings zum Grunde liegen; weil aber dieselben das nöthige Glück der Menschen nicht befördern könnten, so würden sie durch die Lehren der Offenbarung vollkommener gemacht. Der 2. Abschnitt: Man setzt fünf Eigenschaften einer Offenbarung fest: 1) Sie muß Nichts lehren, das der Vernunft entgegen ist; 2) ihre Lehren selbst müssen mit einander übereinstimmen; 3) sie muß die Lehren der Vernunft bekräftigen; 4) sie muß zu denselben, was ihnen fehlt, hinzusetzen; und 5) sie muß klare Merkmahle haben, daß sie eine Offenbarung Gottes sey. Dieß sind die Weissagungen und Wunderwerke. Reinbeck fordert eben diese Eigenschaften von einer Offenbarung in den Betrachtungen über die Augsburg. Confession, (Th. 1. S. 47.) Der 3. Abschnitt: Die Offenbarungen des A. T. sind wahr, sowohl die Lehren, als die Gesetze, Geschichte und Weissagungen. Insonderheit kommt es auf die Bücher Mosis an. Will man dieselben verwerfen, so muß man

einen von diesen vier Sätzen ergreifen: Es muß gar kein Moses gelebt; oder er muß sein Volk betrogen; oder er muß mit seinem Volke sich beredet haben, die Nachkommen zu hintergehen; oder die Bücher, die seinen Namen führen, müssen lange nach ihm von einem Andern, der Nichts vor sich gehabt, aufgesetzt worden seyn. Aber alle vier Sätze sind falsch. Der 4. Abschnitt: Die Schönheit des Christenthums ist allgemein, sowohl in den Lehren des Glaubens, als in den Lehren des Wandels, und in den Verheissungen. Man geht alle Lehren des Glaubens durch. Bey den Lehren, nach welchen der Christ seine Handlungen einzurichten hat, weist man, daß sie billig, daß sie nützlich sowohl für ein ganzes Land, als für jeden Einwohner desselben, daß sie einnehmend, daß sie allen andern Sittenlehren der Welt vorzuziehen sind. Die Unruhen zu Genf haben unsern Vernet einstweilen gehindert, das Werk fortzusetzen, auf welches wir weiter unten wieder zurückkommen werden. — Pieces fugitives sur l'eucharistie. Genf 1730. 8. etwa 200 Seit. ohne seinen Namen. S. Bibl. raisonnée, Bd. 12. S. 135. und Bibl. Germ. Bd. 21. S. 77. Nach einer Vorrede, in der gezeigt wird, wie schwer es den Cartesianern gefallen, die Lehre der Römischen Kirche vom Abendmahle mit ihrer Lehre von den Körpern zu vergleichen, folgen vier Abhandlungen vom Abendmahle, davon die drey ersten aus fremden Federn geflossen, aber bisher noch nicht gedruckt gewesen waren. Die erste soll von Malebranche seyn. Die andere ist ein Werk von Varignon. Die dritte ist eine Erfindung eines grossen Geistlichen in Frankreich. Er glaubt, Brod bleibe Brod und Wein bleibe Wein, und auch der Leib des Heilandes bleibe im Himmel. Aber die Seele des Heilandes und seine Gottheit vereinige sich mit dem Brode und Weine dergestalt, daß Beydes für den Leib des Heilandes, der im Himmel, anzusehen sey. Die vierte hat Vernet selbst aufgesetzt. Seine Gedanken sind diese: Jesus, der sich für uns zum Opfer dahingegeben, fand für nöthig, daß wir Theil nehmen möchten an diesem Opfer, gleichwie auch die Juden von dem Opfer aßen. Weil nun dieses unser Opfer, Jesus, nicht kann gegessen werden, so verordnete er, anstatt dessen gewisses Brod und gewissen Wein zu nehmen, welches eben das bey uns wirken sollte, was sein Leib und Blut selbst bey uns hervorbringen würde, wenn wir es genießen könnten. Brod und Wein würden also anstatt des Leibes und Blutes Christi genommen. Johann Christoph Edler, ein ehemahliger Hofprediger zu Weimar, hat dagegen herausgegeben: Theologisches Bedenken über eine vom Herrn Vernet vorgegebene ganz neue Meynung vom heiligen Abendmahl, Weimar 1735. 4. Er zeigt, daß die Worte Vernet's wohl neu, aber die Sache selbst nicht neu und von den Gedanken der Reformirten Kirche nicht unterschieden sey. Nachher prüft er seine Beweise. — Eloge historique de Mr. Jean Alphonse Turretin. Diese Geschichte Turretin's, der man sicher trauen kann, weil ihn Vernet auf's Genaueste gekannt

hat, lesen wir in der Bibl. raisonnée, Bd. 21. S. 5 und 434. — Oratio gratulatoria de concordia Genevae restituta, dicta statis Academiae Genevensis solennibus, die 28. Maji 1738. Genf 1738. 8. 10 Seit. S. Bibl. Germ. Bd. 44. S. 214. Es ist eine Freudenrede, die Vernet hielt, da durch den König von Frankreich und die beyden Cantons Zürich und Bern einige Unruhen, die zu Genf entstanden, glücklich geendigt worden waren. — Oratio de humaniorum litterarum amoenitate et usu. Genf 1740. Es ist die Rede, mit der er am Ende des J. 1739 seine Professur der Geschichte und schönen Wissenschaften antrat. S. Bibl. raisonnée, Bd. 25. S. 230. und Bibl. Germ. Bd. 50. S. 191. — Traité de la verité de la religion Chretienne, tiré principalement du Latin de feu Mr. Jean Alphonse Turretin. Section V et VI. 1. de l'authenticité des livres du nouveau Testament, et 2. du charactere des fondateurs du Christianisme. Genf 1745. 8. 297 Seit. ohne Zuschrift und Vorrede. Nachdem Vernet in den vier ersten Abschnitten die inneren Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion geführt; nämlich von der Schönheit und Hoheit der Lehre des Evangeliums, der Reinigkeit und Heiligkeit der Sittenlehre desselben, der Grösse der Hoffnung, welche es den Menschen giebt, deren Uebereinstimmung aller dieser Theile unter einander, ihrer Beziehung auf die geistlichen Bedürfnisse des Menschen, ihre Uebereinkunft mit den Vollkommenheiten Gottes: so geht er nun zu den äusseren oder historischen Beweisen über. Er zieht solche in vier Hauptbeweise zusammen. Den ersten nimmt er von den Sitten und der Gemüthsart Christi und seiner Apostel her; den zweyten führt er aus den Wunderwerken, welche ihre Predigt begleitet haben, und vornehmlich aus der Auferstehung Jesu; den dritten aus den Weissagungen des A. T. von dem Messias, und des Heilandes von den Begebenheiten in seiner Kirche; und den vierten aus der Ausbreitung des Evangeliums in der Welt, der Kraft desselben, den Mitteln, wodurch er ausgebreitet, und den Hindernissen, welche ihm in den Weg gelegt worden. Der erste dieser Beweise macht den Stoff dieses Bandes aus. S. Memoires de Trevoux, Novemb. 1745. p. 2005. Avril 1746. p. 747. und Nouv. Bibl. Germ. T. IV. P. I. p. 24. — Traité de la verité de la religion Chretienne etc. Section VII. de la preuve de la divinité de l'evangile, tirée des miracles, qui en ont accompagné la publication. Genf 1746. 8. S. Nouv. Bibl. Germ. T. V. p. 401. T. VI. p. 331. T. VII. p. 55. Er hat auch seine Gedanken über die vorgegebenen wunderthätigen Genesungen des Abts Paris ergehen lassen. S. Gerdes Scrin. antiqu. T. I. P. II. p. 357. Von Vernet's Traité de la verité de la religion Chretienne ist eine 2. ganz umgearbeitete Ausgabe Genf 1748 — 1782. in 9 Octavbänden erschienen, wozu noch im 90. Jahre seines Lebens der 10. Band kam. Daß ein so bescheidener Mann um Nachsicht bat, in solchem Alter noch Schriftsteller bleiben zu wollen, war zu etwas

ten; kaum aber, daß er diese Nachsicht nur in einem so geringen Grade nöthig haben würde. Hohe Beredtsamkeit und lebhafter Witz zeichnen die letzten Theile des Werks freylich nicht aus: dafür wird man durch ausnehmende Klarheit der Begriffe, tiefgeschöpfte Belesenheit und strenge Unparteylichkeit entschädigt. — Theorie des sentimens agreables, où, apres avoir indiqué les regles, que la nature suit dans la distribution du plaisir, on etablit les principes de la theologie naturelle et ceux de la philosophie morale. Genf 1747. 12. 239 Seit. Der Verfasser dieses schönen Werks heißt de Pouilli, ein Bruder des Französischen Residenten von Champeaux zu Genf. Vernet hat es mit einer Vorrede begleitet. S. Bibl. Germ. T. IV. P. II. p. 373. — Dialogues Socratiques, composés pour l'instruction de son Altesse Serenissime, le Prince hereditaire de Saxe-Gotha. Halle 1753. 8. 104 Seit. ohne des Verfassers Namen. S. Nouv. Bibl. Germ. T. XII. P. II. p. 349. Der genannte Fürst ließ sich vom Vernet in der Geschichte unterweisen. Sie kamen auf das Leben des Socrates, und solches gab den Anlaß zu dieser Schrift; welche einen doppelten Endzweck hat: theils um dem Fürsten Beyspiele zu geben von dieses Weltweisen Art, durch einen gemeinen Umgang zu unterrichten, theils um durch diese Beyspiele den Fürsten selbst in verschiedenen Tugendlehren zu unterweisen. Von diesen Dialogues Socratiques sind mehrere Ausgaben; man hat sie auch übersetzt, Teutsch, Halle 1755. 8. Spanisch, Madrid 1791. 8. — Instruction Chretienne. Neufchatel 1754. Dieser Katechismus erschien bald darauf zu Berlin in einer Teutschen Uebersetzung in 5 Octavbänden, und fand vielen Abgang. Dieß Werk hatte Dr. Kraft in seiner neuen theolog. Bibliothek, St. 99. S. 39 fg. hart beurtheilt; worauf ihm aber in's Besondere in den vermischten Urtheilen und Anmerkungen über das Neueste u. s. w. Th. 1. S. 223. ist geantwortet worden. — Oratio dicta a Iacobo *Verneto*, quando publicam theologiae professionem Genevae adiret; in qua ostenditur, quantum intersit reipublicae, sapientes adesse Theologos. Genf 1756. 4. S. Nouv. Bibl. Germ. T. XXI. P. I. p. 97. — Vernet war auch ein fleißiger Correspondent und Mitarbeiter an der Bibliotheque Italique gewesen. Die Gesellschaft, welche sich zu Neufchatel zu Ausfertigung derselben verband, hatte ihn gleich Anfangs dazu erwählt und in dem Eloge de Mr. de Bochat wird gerühmt, daß dieß Journal den gelehrten Untersuchungen Vernet's, und seinen Bekanntschaften mit verschiedenen Italienischen Gelehrten, gar Vieles zu danken habe. Auch andern gelehrten Journalen ist seine dienstfertige Beyhülfe nützlich gewesen. — Formey meldet in der Nouv. Bibl. Germ. T. VIII. p. 443. daß er in die Presse gegeben habe: Tableau de la religion Chretienne: und zwar gänzlich verändert. Ebenderselbe schreibt ihm (wie Herr Professor Ersch) in der France litteraire, p. 300. auch zu Abregé de l'histoire universelle in 12. — Lettres sur la coutume d'employer le *Vous* au lieu

du *Tu* et sur cette question: doit-on employer le tutoyement dans nos versions sur tout dans cette de la Bible? 1752. 8. worin die Gründe für und wider, über die Frage: ob man Gott in der zweyten Person einzelner oder mehrerer Zahl anreden solle, sehr geschickt und erbaulich erörtert worden. S. Bibl. raisonnée, T. XLIX. p. 26. — Man hat ihm auch die Ausgabe der Sermons sur divers Textes de l'Ecriture sainte par Mr. Amadée Lullin. Genf 1761. zu danken. S. Bibl. des sciences et des beaux arts, T. XVII. P. I. p. 235.

Aber genug von Vernet's Schriften, in so fern von Rathlef's und Strodtmann's gelehrtem Europa aufgenommen werden sollte, was aufzunehmen war. Uns wäre sonst genug gewesen, diejenigen Schriften besonders, durch welche er sich als Theolog ruhmvoll bekannt gemacht hat, als seine Instruction Chretienne, und seinen Traité de la verité de la religion Chretienne, anzuführen.

Bis zum J. 1755 hatte der würdige Mann den Pflichten seines Amts, so wie einer Menge anderer freywillig übernommener, ungestört obgelegen, und lebte im Schooße seiner Familie, ohne durch Streitigkeiten oder Zufälle von Erheblichkeit in seiner philosophischen Ruhe angefochten zu werden. Diese fieng endlich Voltaire zu verbittern an. Er hatte Vernet schon 1733 in Paris kennen gelernt, einen trefflichen Kopf an ihm gefunden, und ihn seitdem nie aus den Augen verloren. Mehrere bis 1755 an ihn geschriebene äusserst schmeichelhafte Briefe beweisen dieses zur Genüge. Natürlich, daß bey seiner Ankunft am Genfer See Vernet als ein alter Freund von ihm behandelt, und anfänglich sogar mit Nachgiebigkeit gehört wurde, als dieser für gut fand, dem Patriarchen des Unglaubens Winke zu geben, wie er sich etwa zu benehmen habe, um ein friedlicher Bewohner der kleinen Republik bleiben zu können. Voltaire, dem an Ruhe und Friede gar Nichts gelegen war, und unser Vernet noch lange nicht aufgeklärt genug schien, warf sehr geschwind die Maske weg, suchte geflissentliche Händel, und erlaubte mitunter sich so gehässige Mittel, daß Vernet mehr als einmahl die Dazwischenkunft seiner Obrigkeit auffordern mußte. Nicht viel besser gieng es ihm mit d'Alembert, der in dem bekannten von Genf handelnden Artikel der Pariser Encyclopädie die Nachweisungen unseres Vernet's sehr wohl benützt, aber auch sich die Bemerkung erlaubt hatte, daß Alles, was zu Genf nicht Pöbel wäre, für erklärte Socinianer gelten könne. Gern oder ungern mußte Vernet im Namen seiner Collegen einer so plump hingeworfenen Aeusserung widersprechen, und er that es mit einer Mäßigung, von welcher sogar Rousseau erbaut wurde, welche aber die Widersacher so wenig auf andere Gedanken brachte, daß ihr Betragen nunmehr in wahre Grobheit ausbrach. Der ganze Handel gab unserm Vernet Anlaß die bekannten Lettres critiques d'un Voyageur Anglois au sujet de l'article Geneve de l'Encyclopedie et sur la Lettre de Mr. d'Alembert à Mr.

Rousseau, 1761 et 1766. 2 Voll. 8. die ein schönes Denkmahl seines Scharfsinns und seiner Gelehrsamkeit sind, zu schreiben.

Wie nützlich Vernet seit 1739 als Professor der Geschichte und schönen Wissenschaften, der Gottesgelahrtheit seit 1756, durch mündlichen Vortrag sowohl, als durch seine Feder geworden, beweisen so viele wackere Männer, welche aus seiner Schule hervorgiengen, und die nicht kleine Anzahl von Schriften, welche insgesammt das Gepräge eines eben so belesenen, als selbstdenkenden Kopfes tragen, dem es vor allen Dingen um Gründlichkeit und Lebensweisheit zu thun war. Als Vernet's Glaubensbekenntniß können seine Opuscula select. theolog. angesehen werden, die er in seinem 86. Jahre zusammen drucken ließ. Wie sehr er als Prediger Beyfall gefunden, erhellt schon daraus, daß man es höchst ungern sah, als ihn in seinem 82. Jahre eine zunehmende Schwachheit der Stimme bewog, der Kanzel nach einer 50jährigen Uebung zu entsagen.

Vernet gehört unter die Theologen, welche über Religionslehren frey denken, sich an keine Lehrform binden, und ihre Ueberzeugungen mit Scharfsinn und hinreissender Beredtsamkeit der Welt mittheilen. Vernet konnte seine Thätigkeit bis in's 91. Jahr fortsetzen, ohne die Gebrechen eines so hohen Alters an seinem Geiste zu fühlen. Bloß die Kräfte des Körpers nahmen ab, und auch dieses, ohne durch ernsthafte oder anhaltende Krankheiten zerrüttet zu werden. Bis in dieses Jahr genoß er den freyen Gebrauch aller seiner Sinne; selbst sein Gedächtniß stand ihm noch immer zu Gebot, so, daß er, durch eine Menge angenehm erzählter Anecdoten, Jeden, der ihn besuchte, entschädigen konnte. Auch der gewöhnliche Fehler alter Leute, über Neuerungen mißmuthig zu werden, blieb ihm fremd, und bis zum letzten Augenblicke des Lebens schritt der Greis mit seinem Jahrhundert fort. Ein hart gewordenes Herz entstellte eben so wenig die übrigen rühmlichen Eigenschaften des Geistes. Sanftmuth, Nachsicht und Wohlthätigkeit blieben bis zum letzten Hauch des Lebens seine Gefährten; und von der letzten sind Beyspiele vorhanden, die mit seinen Vermögensumständen kaum in Verhältniß zu stehen scheinen; allein immer war Mäßigung ihm über Ueberfluß gegangen. Seine Freunde und Jugendverwandten hatte der Biedermann insgesammt überlebt. Wohlerzogene Kinder und Kindeskinder, und dankbare Collegen, die meist seine Schüler gewesen, bestrebten sich nunmehr, diesen Verlust ihm weniger fühlbar zu machen. Seinem Ende sah er mit dem Gleichmuthe entgegen, der von einem so thätig verwandten Leben zu erwarten war. „Es wäre Zeit sich anderwärts zu verfügen," pflegte er wohl etwa zu sagen. Dieser Wunsch ward ihm am 26. März 1789 gewährt, wo er, statt den Stachel des Todes in seiner Schärfe zu fühlen, eher einer verlöschenden Flamme gleich, sanft entschlief. — „Ich weiß, an wen ich glaube," sind seine letzten Worte gewesen, und der Ton, womit er auch diese noch aussprach, der beste Commentar darüber.

Vernet war es, dem Montesquieu seine Handschrift vom Geist der Gesetze (1747) anvertraute, um sie unter eigener Aufsicht in Genf zum ersten Mahl drucken zu lassen. Da Montesquieu unaufhörlich an dem Styl seines Werks, selbst während des Abdrucks noch, zu feilen vorfand, Vernet aber bisweilen anderer Meynung war, so erwuchs daraus ein weitläuftiger Briefwechsel zwischen Verfasser und Herausgeber. Montesquieu hatte unter andern dem 2. Theil eine Anrufung der Musen vorgesetzt, die Vernet ihrem poetischen Werthe unbeschadet in einem Werke dieser Art doch an der unrechten Stelle fand. Eine Zeitlang sträubte sich der Verfasser gegen Unterdrückung seiner Geburt; gab aber am Ende doch nach. Uebrigens waren es nicht nur Männer, wie Montesquieu, welchen sich Vernet's Dienstfertigkeit widmete; auch für Schriftsteller von geringerem Range unterzog er sich, sobald ihre Arbeit auf irgend eine Art nützlich schien, der Beschwerlichkeit einer sorgfältig wachenden Herausgabe, ohne je die geringste Entschädigung dafür anzunehmen.

S. Geschichte jetztleb. Gel. Th. 3. S. 37. Neues gel. Europa, Th. 19. S. 691. Baur's Characterzeichnungen interess. Menschen, Th. 1. S. 435. Ersch France litteraire, T. III. p. 377.

Vernet, Joseph, Einer der größten Mahler seiner Zeit in Seestücken, kam zu Avignon auf die Welt, im J. 1714, und lernte die Anfangsgründe der Zeichenkunst von seinem Vater, oder nach Andern von Adrian Manglard, der historische Stücke gemahlt hat. Er gab bereits in seinem 5. Jahre die größten Hoffnungen von sich, und reiste in seinem 18. nach Rom, wo er unglücklicher Weise in die größte Dürftigkeit gerieth, und um's Brod für den geringsten Preis arbeiten mußte. Unter andern zierte er die Schläge der Staatskutschen und Sänften mit seinem Pinsel, aber so meisterhaft, daß man sie in der Folge abnahm, in Rahmen faßte, und in Gallerieen aufbewahrte. Da er sich anfänglich auf die Historienmahlerey gelegt hatte, so kam ihm die Kenntniß derselben bey seinen Landschaften und Seestücken sehr zu Statten; nur verfiel er zuweilen in den Fehler, daß er seine Figuren in Verhältniß des Orts, worin sie sich befinden, etwas zu groß darstellte. Nachdem er die reizenden Gegenden Roms und die anmuthigen Küsten von Neapel besucht und copirt hatte, unternahm er einige kleine Seereisen, um mit dem Anblick des Oceans bekannt zu werden, und ihn in allen seinen Gestalten schildern zu lernen. Bey einer dieser Seereisen wurde sein Schiff plötzlich von einem heftigen Winde überfallen, der sich nach und nach in einen Sturm verwandelte. Dessen ungeachtet dachte er an keine Gefahr, sondern copirte die vergänglichen Phänomene der Wellen, und bat sogar einen Matrosen, ihn mit einem Seil an den Gipfel des Mastbaums zu binden, um eine grössere Aussicht zu genießen. Kaum war dieß

geschehen, als der Ocean mit der größten Wuth losbrach, die Wellen über das Schiff rollten, und die Matrosen ihrem Untergange entgegen sahen. Vernet blieb jedoch dem Eindruck ganz überlassen, den dieser Anblick auf ihn machte, und stand verloren in die furchtbaren Schönheiten der Natur. Das Toben der Wellen, die Wetterstrahlen, die das dunkle Gewölke zerrissen, und das Heulen des Sturms ergriffen seine Seele so tief, daß sein Gefühl in Andacht übergieng, und er voll Bewunderung ausrief: „Grosser Gott, welche Herrlichkeit erblicke ich hier!“ Von diesem Augenblicke an entschloß er sich auch, die furchtbare Natur des Meeres, und dessen manchfaltiges Spiel ernstlich zu studieren.

Während seines 20jährigen Aufenthaltes in Italien bereicherte er die grossen Gallerieen zu Genua und Neapel, vorzüglich aber zu Rom, mit seinen Werken. Die köstlichsten Sachen von ihm befinden sich im Palast Rondanini, welche sich etwas dem Character des Salvator Rosa nähern; in der Borghesischen Gallerie und im Palast Colonna. Hier sieht man von ihm in einem Saal vier grosse Stücke, die er für 50 Ducaten verfertigt hatte, ob er gleich selbst ein Paar Jahre hernach 3000 Thaler, aber vergebens, dafür anbot.

Nach seiner Rückkehr wurde er im J. 1752 unter die Akademiker aufgenommen, und erhob sich durch ein Gemählde, das sich gegenwärtig im Kaiserlichen Museum befindet, zu einem Liebling der Kenner. Es stellt einen Seehafen dar, gehört aber nicht zu seinen Meisterstücken, weil er damahls noch an den falschen Maximen der Französischen Schule hieng. Allein diese Arbeit verschaffte ihm im folgenden Jahre den Auftrag, die grosse Sammlung der Französischen Seehäfen zu verfertigen, worin er das ganze Vermögen seines Geistes offenbarte. Sie sind auch in Kupfer gestochen, aber nicht alle von ihm, sondern von Hüe vollendet, der die fehlenden Seehäfen hinzufügte. Ihre Anzahl beläuft sich auf 24 Bilder, welche gegenwärtig im Palast des Senats zu Paris aufbewahrt werden, und eine in ihrer Art einzige Gallerie ausmachen.

Wiewohl Vernet aus dieser Arbeit keinen grossen Geldgewinn zog, indem ihm jedes Stück nur mit 2000 Thalern bezahlt wurde, und er die Reisekosten selbst tragen mußte, so verbreitete sie dennoch seinen Ruhm so sehr, daß man ihn zum Rath der Akademie ernannte. Erst reiste er hierauf durch die Schweiz, wo ihm die Natur so neu, aber auch so fremdartig vorkam, daß er es wagte, sie nachzuahmen. Die Natur, pflegte er zu sagen, erscheint in dieser Erdgegend so schauerlich erhaben, so manchfaltig in ihren Erzeugnissen, und so gränzenlos, daß zu ihrer Vorstellung keine Kunst hinreicht. Er führte daher auch von den Zeichnungen, die er in der Schweiz entwarf, nur eine einzige in's Grosse mit Farben aus, welche unter dem Namen la Bergère des Alpes bekannt ist und heut zu Tage im Kaiserlichen Museum gewiesen wird.

Als er von der Schweiz zurückkam, blieb er eine Zeitla
in Avignon, wo man ihn mit Ehrenbezeigungen überhäuft
was ihn um so mehr freuen mußte, da er in früher Juge
sein Brod daselbst durch Tapetenmahlereyen, vorzüglich dur
Zierrathen, welche man auf vergoldetes Leder trug, verdien
mußte. Vielleicht schildert aber Nichts so sehr den Charact
dieses ausgezeichneten Künstlers, als der Brief, den er vo
Avignon an seinen Freund Robert geschrieben, und den derselb
während der Revolution dem Untergange entrissen hat: Fiorill
hat ihn in sein unten angeführtes Werk aufgenommen. Ve
net arbeitete bis an das Ende seiner Tage mit unverwelkt
Geisteskraft, und starb in seinem 75. Jahre 1789.

Vernet's Arbeiten sind durch Italien, Spanien, Englan
und Rußland zerstreut; allein die schönsten befinden sich in Frank
reich. Napoleon's Museum kann allein 39 Stücke von ih
aufweisen, ohne der Seehäfen im Palast des Senats zu geden
ken: 15 Häfen sind von Vernet, und 9 von Hüe; man tri
aus der Galerie de Rubens in die Galerie de *Vernet*, di
größte Zierde des Palastes des Senats.

Was Vernet's Styl betrifft, so bemerken wir nur dies
Unstreitig wird der Reiz einer Landschaft sehr erhöht, wenn man
sie, wie Poussin, mit bemoosten und grün überzogenen Ruinen
alter Herrlichkeit, mit stolzen Palästen und Tempeln, oder, wie
Claude Lorrain, mit anspruchlosen Dörfern, oder endlich, wie
Vernet, mit dem geschäfftigen Leben des Handels ziert. Die
Seehäfen sind in dieser Hinsicht Meisterstücke, weil sie stets zum
Local irgend einer interessanten Begebenheit dienen, und ihm
zugleich Gelegenheit gaben, sein tiefes Studium der Character
hier anzubringen. An den Matrosen, die er darstellt, erkennt
man immer die verschiedenen Nationen, zu denen sie gehören;
in dem Süd- und Nord-Franzosen, in dem Einwohner der
Bretagne und der Provence herrscht ein characteristischer Unter-
schied. Da er ferner selbst die Figuren sehr gut zeichnete, so
wußte er sie gleich bey der ersten Anlage seiner Häfen so harmo-
nirend anzubringen, daß sie die glücklichste Wirkung machen,
den Effect des Ganzen nicht stören, und nicht, wie es bey eini-
gen Niederländern der Fall ist, zufällig zusammengeworfen, oder
gar wie ausgeschnitten und späterhin aufgeklebt erscheinen.

Obgleich Vernet in allen Theilen der Landschaftmahlerey
sehr glücklich war, so behaupten dennoch seine Seestücke, voll
reicher überall durchblickender Schönheit, den ersten Rang. Bald
stellen sie einsame Felsengestade dar, welche den Zuschauer zu
einer sanften Melancholie stimm ... äuschvolle Häfen und
die lebhafteste mercantilische T ... seinen Stürmen und
Schiffbrüchen aber kann ma ... nennen; denn sie
enthalten fast immer eine S ... Menschen im Kampfe
mit dem unbändigen Eleme ... unterliegen. Auf
dem einen Bilde sieht man ... le Wellen an einem
schroffen Felsen zertrümme ... r den Anfang eines

Oceans, oder die Wogen, welche sich nach dem Sturm besänftigen. Der Effect dieser Bilder ist ausserordentlich; der Himmel ist in schwarze Wolken gehüllt, wir möchten den hoffnungslosen Schiffbrüchigen beystehen, wir glauben das Rauschen der Meeresfluth, ihr dumpfes Gemurmel, das Heulen des Sturms zwischen dem Tauwerk, und die Angst und Bangigkeit der Unglücklichen zu hören, die ihr Grab in den Wellen finden. Licht und Schatten sind vollkommen behandelt. Dasselbe Lob verdienen seine ruhigen Seestücke beym Auf- und Untergang der Sonne. Die Gestade spiegeln sich in der hellen Fläche des Meeres, die manchfaltigen Farbentöne am Himmel fliessen in einem sanften Rosenschimmer zusammen, und mahlen ein Ganzes von Ruhe und Einheit; Alles schwimmt in einem röthlichen Dunst. In der Nähe und Ferne gleiten grosse und kleine Schiffe durch die Wellen; die Ufer sind mit Bäumen geschmückt und mit üppigem Gesträuch in schöner Verwirrung umrankt. In diesen Werken ist Alles vereinigt; tiefes Gefühl, und erstaunlicher Reichthum der Kunst.

Charles Vernet, der, nach dem einstimmigen Kennerurtheile, jetztlebende größte Pferdemahler, ist unseres Vernet's Sohn.

S. Fiorillo's Geschichte der zeichnenden Künste, Bd. 1. S. 196. und Bd. 3. S. 386.

Verney, Guichard Joseph du, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris, Professor der Anatomie im Königlichen Garten, zu seiner Zeit Einer der berühmtesten Anatomiker zu Paris, welcher zu Feurs in Forez im ehemahligen Gouvernement von Lyon, am 11. August 1648 geboren wurde, und am 10. September 1730 in einem Alter von 82 Jahren starb. Sein Vater war Physicus.

Du Verney's Ruf zog nicht nur viele Fremde nach Paris, sondern er hatte das ehrenvolle Vergnügen, selbst einen Dauphin und Damen über den Bau des menschlichen Körpers zu unterrichten: er trug sogar die Anatomie mit einer Beredtsamkeit vor, daß er die Skelete zu beleben schien.

Um die Schnecken zu beobachten, welche, gleichsam den Menschen fremd zu bleiben, bey Nacht ihr Wesen haben, legte er sich oft, trotz seiner schwächlichen Gesundheit, in kühlen Nächten, an feuchten Oertern, auf die Erde. Sowohl über diese Thiere, als über andere hat er der Welt Abhandlungen hinterlassen, und dann auch über das Gehör, über die Lage der Gallengänge, über eine neue Entdeckung von Muskeln im Inwendigen des Auges, über den Umlauf des Blutes in der Leibesfrucht u. s. w. geschrieben.

Unter anderen sehr schätzbaren Schriften ist sein Traité de l'organe de l'Ouie, contenant la structure, les u[illegible] maladies de toutes les parties de l'Oreille, Leyd[illegible] (eine neue Auflage) mit Kupfern wohl sein Hau[illegible]

Als er von der Schweiz zurückkam, blieb er eine Zeitlang in Avignon, wo man ihn mit Ehrenbezeigungen überhäufte, was ihn um so mehr freuen mußte, da er in früher Jugend sein Brod daselbst durch Tapetenmahlereyen, vorzüglich durch Zierrathen, welche man auf vergoldetes Leder trug, verdienen mußte. Vielleicht schildert aber Nichts so sehr den Character dieses ausgezeichneten Künstlers, als der Brief, den er von Avignon an seinen Freund Robert geschrieben, und den derselbe während der Revolution dem Untergange entrissen hat: Fiorillo hat ihn in sein unten angeführtes Werk aufgenommen. Vernet arbeitete bis an das Ende seiner Tage mit unverwelkter Geisteskraft, und starb in seinem 75. Jahre 1789.

Vernet's Arbeiten sind durch Italien, Spanien, England und Rußland zerstreut; allein die schönsten befinden sich in Frankreich. Napoleon's Museum kann allein 39 Stücke von ihm aufweisen, ohne der Seehäfen im Palast des Senats zu gedenken: 15 Häfen sind von Vernet, und 9 von Hüe; man tritt aus der Galerie de Rubens in die Galerie de *Vernet*, die größte Zierde des Palastes des Senats.

Was Vernet's Styl betrifft, so bemerken wir nur dieß. Unstreitig wird der Reiz einer Landschaft sehr erhöht, wenn man sie, wie Poussin, mit bemoosten und grün überzogenen Ruinen alter Herrlichkeit, mit stolzen Palästen und Tempeln, oder, wie Claude Lorrain, mit anspruchlosen Dörfern, oder endlich, wie Vernet, mit dem geschäfftigen Leben des Handels ziert. Die Seehäfen sind in dieser Hinsicht Meisterstücke, weil sie stets zum Local irgend einer interessanten Begebenheit dienen, und ihm zugleich Gelegenheit gaben, sein tiefes Studium der Charactere mit anzubringen. An den Matrosen, die er darstellt, erkennt man immer die verschiedenen Nationen, zu denen sie gehören; in dem Süd- und Nord-Franzosen, in dem Einwohner der Bretagne und der Provence herrscht ein characteristischer Unterschied. Da er ferner selbst die Figuren sehr gut zeichnete, so wußte er sie gleich bey der ersten Anlage seiner Häfen so harmonirend anzubringen, daß sie die glücklichste Wirkung machen, den Effect des Ganzen nicht stören, und nicht, wie es bey einigen Niederländern der Fall ist, zufällig zusammengeworfen, oder gar wie ausgeschnitten und späterhin aufgeklebt erscheinen.

Obgleich Vernet in allen Theilen der Landschaftmahlerey sehr glücklich war, so behaupten dennoch seine Seestücke, voll reicher überall durchblickender Schönheit, den ersten Rang. Bald stellen sie einsame Felsengestade dar, welche den Zuschauer zu einer sanften Melancholie stimmen, bald geräuschvolle Häfen und die lebhafteste mercantilische Thätigkeit. In seinen Stürmen und Schiffbrüchen aber kann man ihn dramatisch nennen; denn sie enthalten fast immer eine Scene, wobey die Menschen im Kampfe mit dem unbändigen Element ihrem Schicksal unterliegen. Auf dem einen Bilde sieht man ein Schiff, das die Wellen an einem schroffen Felsen zertrümmern, auf dem andern den Anfang eines

Oceans, oder die Wogen, welche sich nach dem Sturm besänftigen. Der Effect dieser Bilder ist ausserordentlich; der Himmel ist in schwarze Wolken gehüllt, wir möchten den hoffnungslosen Schiffbrüchigen beystehen, wir glauben das Rauschen der Meeresfluth, ihr dumpfes Gemurmel, das Heulen des Sturms zwischen dem Tauwerk, und die Angst und Bangigkeit der Unglücklichen zu hören, die ihr Grab in den Wellen finden. Licht und Schatten sind vollkommen behandelt. Dasselbe Lob verdienen seine ruhigen Seestücke beym Auf- und Untergang der Sonne. Die Gestade spiegeln sich in der hellen Fläche des Meeres, die manchfaltigen Farbentöne am Himmel fließen in einem sanften Rosenschimmer zusammen, und mahlen ein Ganzes von Ruhe und Einheit; Alles schwimmt in einem röthlichen Dunst. In der Nähe und Ferne gleiten grosse und kleine Schiffe durch die Wellen; die Ufer sind mit Bäumen geschmückt und mit üppigem Gesträuch in schöner Verwirrung umrankt. In diesen Werken ist Alles vereinigt; tiefes Gefühl, und erstaunlicher Reichthum der Kunst.

Charles Vernet, der, nach dem einstimmigen Kennerurtheile, jeztlebende größte Pferdemahler, ist unseres Vernet's Sohn.

S. Fiorillo's Geschichte der zeichnenden Künste, Bd. 1. S. 196. und Bd. 3. S. 386.

Verney, Guichard Joseph du, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris, Professor der Anatomie im Königlichen Garten, zu seiner Zeit Einer der berühmtesten Anatomiker zu Paris, welcher zu Feurs in Forez im ehemahligen Gouvernement von Lyon, am 11. August 1648 geboren wurde, und am 10. September 1730 in einem Alter von 82 Jahren starb. Sein Vater war Physicus.

Du Verney's Ruf zog nicht nur viele Fremde nach Paris, sondern er hatte das ehrenvolle Vergnügen, selbst einen Dauphin und Damen über den Bau des menschlichen Körpers zu unterrichten: er trug sogar die Anatomie mit einer Beredtsamkeit vor, daß er die Skelete zu beleben schien.

Um die Schnecken zu beobachten, welche, gleichsam den Menschen fremd zu bleiben, bey Nacht ihr Wesen haben, legte er sich oft, troz seiner schwächlichen Gesundheit, in kühlen Nächten, an feuchten Oertern, auf die Erde. Sowohl über diese Thiere, als über andere hat er der Welt Abhandlungen hinterlassen, und dann auch über das Gehör, über die Lage der Gallengänge, über eine neue Entdeckung von Muskeln im Inwendigen des Auges, über den Umlauf des Blutes in der Leibesfrucht u. s. w. geschrieben.

Unter anderen sehr schätzbaren Schriften ist sein Traité de l'organe de l'Ouie, contenant la structure, les usages et les maladies de toutes les parties de l'Oreille, Leyden 1731. 12. (eine neue Auflage) mit Kupfern wohl sein Hauptwerk: das

Als er von der Schweiz zurückkam, blieb er eine Zeitlang in Avignon, wo man ihn mit Ehrenbezeigungen überhäufte; was ihn um so mehr freuen mußte, da er in früher Jugend sein Brod daselbst durch Tapetenmahlereyen, vorzüglich durch Zierrathen, welche man auf vergoldetes Leder trug, verdienen mußte. Vielleicht schildert aber Nichts so sehr den Character dieses ausgezeichneten Künstlers, als der Brief, den er von Avignon an seinen Freund Robert geschrieben, und den derselbe während der Revolution dem Untergange entrissen hat: Fiorillo hat ihn in sein unten angeführtes Werk aufgenommen. Vernet arbeitete bis an das Ende seiner Tage mit unverwelkter Geisteskraft, und starb in seinem 75. Jahre 1789.

Vernet's Arbeiten sind durch Italien, Spanien, England und Rußland zerstreut; allein die schönsten befinden sich in Frankreich. Napoleon's Museum kann allein 39 Stücke von ihm aufweisen, ohne der Seehäfen im Palast des Senats zu gedenken: 15 Häfen sind von Vernet, und 9 von Hüe; man tritt aus der Galerie de Rubens in die Galerie de *Vernet*, die größte Zierde des Palastes des Senats.

Was Vernet's Styl betrifft, so bemerken wir nur dieß: Unstreitig wird der Reiz einer Landschaft sehr erhöht, wenn man sie, wie Poussin, mit bemoosten und grün überzogenen Ruinen alter Herrlichkeit, mit stolzen Palästen und Tempeln, oder, wie Claude Lorrain, mit anspruchlosen Dörfern, oder endlich, wie Vernet, mit dem geschäfftigen Leben des Handels ziert. Die Seehäfen sind in dieser Hinsicht Meisterstücke, weil sie stets zum Local irgend einer interessanten Begebenheit dienen, und ihm zugleich Gelegenheit gaben, sein tiefes Studium der Characteristik anzubringen. An den Matrosen, die er darstellt, erkennt man immer die verschiedenen Nationen, zu denen sie gehören; in dem Süd- und Nord-Franzosen, in dem Einwohner der Bretagne und der Provence herrscht ein characteristischer Unterschied. Da er ferner selbst die Figuren sehr gut zeichnete, so wußte er sie gleich bey der ersten Anlage seiner Häfen so harmonirend anzubringen, daß sie die glücklichste Wirkung machen, den Effect des Ganzen nicht stören, und nicht, wie es bey einigen Niederländern der Fall ist, zufällig zusammengeworfen, oder gar wie ausgeschnitten und späterhin aufgeklebt erscheinen.

Obgleich Vernet in allen Theilen der Landschaftmahlerey sehr glücklich war, so behaupten dennoch seine Seestücke, voll reicher überall durchblickender Schönheit, den ersten Rang. Bald stellen sie einsame Felsengestade dar, welche den Zuschauer zu einer sanften Melancholie stimmen, bald geräuschvolle Häfen und die lebhafteste mercantilische Thätigkeit. In seinen Stürmen und Schiffbrüchen aber kann man ihn dramatisch nennen; denn sie enthalten fast immer eine Scene, wobey die Menschen im Kampfe mit dem unbändigen Element ihrem Schicksal unterliegen. Auf dem einen Bilde sieht man ein Schiff, das die Wellen an einem schroffen Felsen zertrümmern, auf dem andern den Anfang eines

Oceans, oder die Wogen, welche sich nach dem Sturm besänftigen. Der Effect dieser Bilder ist ausserordentlich; der Himmel ist in schwarze Wolken gehüllt, wir möchten den hoffnungslosen Schiffbrüchigen verstehen, wir glauben das Rauschen der Meeresfluth, ihr dumpfes Gemurmel, das Heulen des Sturms zwischen dem Tauwerk, und die Angst und Bangigkeit der Unglücklichen zu hören, die ihr Grab in den Wellen finden. Licht und Schatten sind vollkommen behandelt. Dasselbe Lob verdienen seine ruhigen Seestücke beym Auf- und Untergang der Sonne. Die Gestade spiegeln sich in der hellen Fläche des Meeres, die manchfaltigen Farbentöne am Himmel fließen in einem sanften Rosenschimmer zusammen, und mahlen ein Ganzes von Ruhe und Einheit; Alles schwimmt in einem röthlichen Dunst. In der Nähe und Ferne gleiten grosse und kleine Schiffe durch die Wellen; die Ufer sind mit Bäumen geschmückt und mit üppigem Gesträuch in schöner Verwirrung umrankt. In diesen Werken ist Alles vereinigt; tiefes Gefühl, und erstaunlicher Reichthum der Kunst.

Charles Vernet, der, nach dem einstimmigen Kennerurtheile, jetztlebende größte Pferdemahler, ist unseres Vernet's Sohn.

S. Fiorillo's Geschichte der zeichnenden Künste, Bd. 1. S. 196. und Bd. 3. S. 386.

Verney, Guichard Joseph du, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris, Professor der Anatomie im Königlichen Garten, zu seiner Zeit Einer der berühmtesten Anatomiker zu Paris, welcher zu Feurs in Forez im ehemahligen Gouvernement von Lyon, am 11. August 1648 geboren wurde, und am 10. September 1730 in einem Alter von 82 Jahren starb. Sein Vater war Physicus.

Du Verney's Ruf zog nicht nur viele Fremde nach Paris, sondern er hatte das ehrenvolle Vergnügen, selbst einen Dauphin und Damen über den Bau des menschlichen Körpers zu unterrichten: er trug sogar die Anatomie mit einer Beredtsamkeit vor, daß er die Skelete zu beleben schien.

Um die Schnecken zu beobachten, welche, gleichsam den Menschen fremd zu bleiben, bey Nacht ihr Wesen haben, legte er sich oft, trotz seiner schwächlichen Gesundheit, in kühlen Nächten, an feuchten Oertern, auf die Erde. Sowohl über diese Thiere, als über andere hat er der Welt Abhandlungen hinterlassen, und darin auch über das Gehör, über die Lage der Zellengänge, über eine neue Entdeckung von Muskeln im Inwendigen des Auges, über den Umlauf des Blutes in der Leibesfrucht u. s. w. geschrieben.

Unter anderen sehr schätzbaren Schriften ist sein Traité de l'organe de l'Ouie, contenant la structure, les usages et les maladies de toutes les parties de l'Oreille, Leyden 1731. 12. (eine neue Auflage) mit Kupfern wohl sein Hauptwerk: das

Als er von der Schweiz zurückkam, blieb er eine Zeitlang in Avignon, wo man ihn mit Ehrenbezeigungen überhäufte, was ihn um so mehr freuen mußte, da er in früher Jugend sein Brod daselbst durch Tapetenmahlereyen, vorzüglich durch Zierrathen, welche man auf vergoldetes Leder trug, verdienen mußte. Vielleicht schildert aber Nichts so sehr den Character dieses ausgezeichneten Künstlers, als der Brief, den er von Avignon an seinen Freund Robert geschrieben, und den derselbe während der Revolution dem Untergange entrissen hat: Fiorillo hat ihn in sein unten angeführtes Werk aufgenommen. Vernet arbeitete bis an das Ende seiner Tage mit unverwelkter Geisteskraft, und starb in seinem 75. Jahre 1789.

Vernet's Arbeiten sind durch Italien, Spanien, England und Rußland zerstreut; allein die schönsten befinden sich in Frankreich. Napoleon's Museum kann allein 39 Stücke von ihm aufweisen, ohne der Seehäfen im Palast des Senats zu gedenken: 15 Häfen sind von Vernet, und 9 von Hüe; man tritt aus der Galerie de Rubens in die Galerie de *Vernet*, die größte Zierde des Palastes des Senats.

Was Vernet's Styl betrifft, so bemerken wir nur dieß: Unstreitig wird der Reiz einer Landschaft sehr erhöht, wenn man sie, wie Poussin, mit bemoosten und grün überzogenen Ruinen alter Herrlichkeit, mit stolzen Palästen und Tempeln, oder, wie Claude Lorrain, mit anspruchlosen Dörfern, oder endlich, wie Vernet, mit dem geschäfftigen Leben des Handels ziert. Die Seehäfen sind in dieser Hinsicht Meisterstücke, weil sie stets zum Local irgend einer interessanten Begebenheit dienen, und ihm zugleich Gelegenheit gaben, sein tiefes Studium der Characteristik anzubringen. An den Matrosen, die er darstellt, erkennt man immer die verschiedenen Nationen, zu denen sie gehören; in dem Süd- und Nord-Franzosen, in dem Einwohner der Bretagne und der Provence herrscht ein characteristischer Unterschied. Da er ferner selbst die Figuren sehr gut zeichnete, so wußte er sie gleich bey der ersten Anlage seiner Häfen so harmonirend anzubringen, daß sie die glücklichste Wirkung machen, den Effect des Ganzen nicht stören, und nicht, wie es bey einigen Niederländern der Fall ist, zufällig zusammengeworfen, oder gar wie ausgeschnitten und späterhin aufgeklebt erscheinen.

Obgleich Vernet in allen Theilen der Landschaftmahlerey sehr glücklich war, so behaupten dennoch seine Seestücke, voll reicher überall durchblickender Schönheit, den ersten Rang. Bald stellen sie einsame Felsengestade dar, welche den Zuschauer in einer sanften Melancholie stimmen, bald geräuschvolle Häfen und die lebhafteste mercantilische Thätigkeit. In seinen Stürmen und Schiffbrüchen aber kann man ihn dramatisch nennen; denn sie enthalten fast immer eine Scene, wobey die Menschen im Kampfe mit dem unbändigen Element ihrem Schicksal unterliegen. Auf dem einen Bilde sieht man ein Schiff, das die Wellen an einem schroffen Felsen zertrümmern, auf dem andern den Anfang eines

Oceans, oder die Wogen, welche sich nach dem Sturm besänftigen. Der Effect dieser Bilder ist ausserordentlich; der Himmel ist in schwarze Wolken gehüllt, wir möchten den hoffnungslosen Schiffbrüchigen beystehen, wir glauben das Rauschen der Meeresfluth, ihr dumpfes Gemurmel, das Heulen des Sturms zwischen dem Tauwerk, und die Angst und Bangigkeit der Unglücklichen zu hören, die ihr Grab in den Wellen finden. Licht und Schatten sind vollkommen behandelt. Dasselbe Lob verdienen seine ruhigen Seestücke beym Auf- und Untergang der Sonne. Die Gestade spiegeln sich in der hellen Fläche des Meeres, die manchfaltigen Farbentöne am Himmel fliessen in einem sanften Rosenschimmer zusammen, und mahlen ein Ganzes von Ruhe und Einheit; Alles schwimmt in einem röthlichen Dunst. In der Nähe und Ferne gleiten grosse und kleine Schiffe durch die Wellen; die Ufer sind mit Bäumen geschmückt und mit üppigem Gesträuch in schöner Verwirrung umrankt. In diesen Werken ist Alles vereinigt; tiefes Gefühl, und erstaunlicher Reichthum der Kunst.

Charles Vernet, der, nach dem einstimmigen Kennerurtheile, jetztlebende grösste Pferdemahler, ist unseres Vernet's Sohn.

S. Fiorillo's Geschichte der zeichnenden Künste, Bd. 1. S. 196. und Bd. 3. S. 386.

Verney, Guichard Joseph du, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris, Professor der Anatomie im Königlichen Garten, zu seiner Zeit Einer der berühmtesten Anatomiker zu Paris, welcher zu Feurs in Forez im ehemahligen Gouvernement von Lyon, am 11. August 1648 geboren wurde, und am 10. September 1730 in einem Alter von 82 Jahren starb. Sein Vater war Physicus.

Du Verney's Ruf zog nicht nur viele Fremde nach Paris, sondern er hatte das ehrenvolle Vergnügen, selbst einen Dauphin und Damen über den Bau des menschlichen Körpers zu unterrichten: er trug sogar die Anatomie mit einer Beredtsamkeit vor, daß er die Skelete zu beleben schien.

Um die Schnecken zu beobachten, welche, gleichsam den Menschen fremd zu bleiben, bey Nacht ihr Wesen haben, legte er sich oft, troß seiner schwächlichen Gesundheit, in kühlen Nächten, an feuchten Oertern, auf die Erde. Sowohl über diese Thiere, als über andere hat er der Welt Abhandlungen hinterlassen, und dann auch über das Gehör, über die Lage der Zellengänge, über eine neue Entdeckung von Muskeln im Inwendigen des Auges, über den Umlauf des Blutes in der Leibesfrucht u. s. w. geschrieben.

Unter anderen sehr schätzbaren Schriften ist sein Traité de l'organe de l'Ouie, contenant la structure, les usages et les maladies de toutes les parties de l'Oreille, Leyden 1731. 12. (eine neue Auflage) mit Kupfern wohl sein Hauptwerk: das

Vernet war es, dem Montesquieu seine Handschrift vom Geist der Gesetze (1747) anvertraute, um sie unter eigener Aufsicht in Genf zum ersten Mahl drucken zu lassen. Da Montesquieu unaufhörlich an dem Styl seines Werks, selbst während des Abdrucks noch, zu feilen vorfand, Vernet aber bisweilen anderer Meynung war, so erwuchs daraus ein weitläuftiger Briefwechsel zwischen Verfasser und Herausgeber. Montesquieu hatte unter andern dem 2. Theil eine Anrufung der Musen vorgesetzt, die Vernet ihrem poetischen Werthe unbeschadet in einem Werke dieser Art doch an der unrechten Stelle fand. Eine Zeitlang sträubte sich der Verfasser gegen Unterdrückung seiner Geburt; gab aber am Ende doch nach. Uebrigens waren es nicht nur Männer, wie Montesquieu, welchen sich Vernet's Dienstfertigkeit widmete; auch für Schriftsteller von geringerem Range unterzog er sich, sobald ihre Arbeit auf irgend eine Art nützlich schien, der Beschwerlichkeit einer sorgfältig wachenden Herausgabe, ohne je die geringste Entschädigung dafür anzunehmen.

S. Geschichte jetztleb. Gel. Th. 3. S. 37. Neues gel. Europa, Th. 19. S. 691. Baur's Characterzeichnungen interess. Menschen, Th. 1. S. 435. Ersch France litteraire, T. III. p. 377.

Vernet, Joseph, Einer der größten Mahler seiner Zeit in Seestücken, kam zu Avignon auf die Welt, im J. 1714, und lernte die Anfangsgründe der Zeichenkunst von seinem Vater, oder nach Andern von Adrian Manglard, der historische Stücke gemahlt hat. Er gab bereits in seinem 5. Jahre die größten Hoffnungen von sich, und reiste in seinem 18. nach Rom, wo er unglücklicher Weise in die größte Dürftigkeit gerieth, und um's Brod für den geringsten Preis arbeiten mußte. Unter andern zierte er die Schläge der Staatskutschen und Sänften mit seinem Pinsel, aber so meisterhaft, daß man sie in der Folge abnahm, in Rahmen faßte, und in Gallerieen aufbewahrte. Da er sich anfänglich auf die Historienmahlerey gelegt hatte, so kam ihm die Kenntniß derselben bey seinen Landschaften und Seestücken sehr zu Statten; nur verfiel er zuweilen in den Fehler, daß er seine Figuren im Verhältniß des Orts, worin sie sich befinden, etwas zu groß darstellte. Nachdem er die reizenden Gegenden Roms und die anmuthigen Küsten von Neapel besucht und copirt hatte, unternahm er einige kleine Seereisen, um mit dem Anblick des Oceans bekannt zu werden, und ihn in allen seinen Gestalten schildern zu lernen. Bey einer dieser Seereisen wurde sein Schiff plötzlich von einem heftigen Winde überfallen, der sich nach und nach in einen Sturm verwandelte. Dessen ungeachtet dachte er an keine Gefahr, sondern copirte die vergänglichen Phänomene der Wellen, und bat sogar einen Matrosen, ihn mit einem Seil an den Gipfel des Mastbaums zu binden, um eine grössere Aussicht zu genießen. Kaum war dieß

geschehen, als der Ocean mit der größten Wuth losbrach, die Wellen über das Schiff rollten, und die Matrosen ihrem Untergange entgegen sahen. Vernet blieb jedoch dem Eindruck ganz überlassen, den dieser Anblick auf ihn machte, und stand verloren in die furchtbaren Schönheiten der Natur. Das Toben der Wellen, die Wetterstrahlen, die das dunkle Gewölke zerrissen, und das Heulen des Sturms ergriffen seine Seele so tief, daß sein Gefühl in Andacht übergieng, und er voll Bewunderung ausrief: „Grosser Gott, welche Herrlichkeit erblicke ich hier!" Von diesem Augenblicke an entschloß er sich auch, die furchtbare Natur des Meeres, und dessen manchfaltiges Spiel ernstlich zu studieren.

Während seines 20jährigen Aufenthaltes in Italien bereicherte er die grossen Gallerieen zu Genua und Neapel, vorzüglich aber zu Rom, mit seinen Werken. Die köstlichsten Sachen von ihm befinden sich im Palast Rondanini, welche sich etwas dem Character des Salvator Rosa nähern; in der Borghesischen Gallerie und im Palast Colonna. Hier sieht man von ihm in einem Saal vier grosse Stücke, die er für 50 Ducaten verfertigt hatte, ob er gleich selbst ein Paar Jahre hernach 3000 Thaler, aber vergebens, dafür anbot.

Nach seiner Rückkehr wurde er im J. 1752 unter die Akademiker aufgenommen, und erhob sich durch ein Gemählde, das sich gegenwärtig im Kaiserlichen Museum befindet, zu einem Liebling der Kenner. Es stellt einen Seehafen dar, gehört aber nicht zu seinen Meisterstücken, weil er damahls noch an den falschen Maximen der Französischen Schule hieng. Allein diese Arbeit verschaffte ihm im folgenden Jahre den Auftrag, die grosse Sammlung der Französischen Seehäfen zu verfertigen, worin er das ganze Vermögen seines Geistes offenbarte. Sie sind auch in Kupfer gestochen, aber nicht alle von ihm, sondern von Hüe vollendet, der die fehlenden Seehäfen hinzufügte. Ihre Anzahl beläuft sich auf 24 Bilder, welche gegenwärtig im Palast des Senats zu Paris aufbewahrt werden, und eine in ihrer Art einzige Gallerie ausmachen.

Wiewohl Vernet aus dieser Arbeit keinen grossen Geldgewinn zog, indem ihm jedes Stück nur mit 2000 Thalern bezahlt wurde, und er die Reisekosten selbst tragen mußte, so verbreitete sie dennoch seinen Ruhm so sehr, daß man ihn zum Rath der Akademie ernannte. Erst reiste er hierauf durch die Schweiz, wo ihm die Natur so neu, aber auch so fremdartig vorkam, daß er es wagte, sie nachzuahmen. Die Natur, pflegte er zu sagen, erscheint in dieser Erdgegend so schauerlich erhaben, so manchfaltig in ihren Erzeugnissen, und so gränzenlos, daß zu ihrer Vorstellung keine Kunst hinreicht. Er führte daher auch von den Zeichnungen, die er in der Schweiz entwarf, nur eine einzige in's Grosse mit Farben aus, welche unter dem Namen la Bergere des Alpes bekannt ist und heut zu Tage im Kaiserlichen Museum gewiesen wird.

Als er von der Schweiz zurückkam, blieb er eine Zeitlang in Avignon, wo man ihn mit Ehrenbezeigungen überhäufte, was ihn um so mehr freuen mußte, da er in früher Jugend sein Brod daselbst durch Tapetenmahlereyen, vorzüglich durch Zierrathen, welche man auf vergoldetes Leder trug, verdienen mußte. Vielleicht schildert aber Nichts so sehr den Character dieses ausgezeichneten Künstlers, als der Brief, den er von Avignon an seinen Freund Robert geschrieben, und den derselbe während der Revolution dem Untergange entrissen hat: Fiorillo hat ihn in sein unten angeführtes Werk aufgenommen. Vernet arbeitete bis an das Ende seiner Tage mit unverwelkter Geisteskraft, und starb in seinem 75. Jahre 1789.

Vernet's Arbeiten sind durch Italien, Spanien, England und Rußland zerstreut; allein die schönsten befinden sich in Frankreich. Napoleon's Museum kann allein 39 Stücke von ihm aufweisen, ohne der Seehäfen im Palast des Senats zu gedenken: 15 Häfen sind von Vernet, und 9 von Hüe; man tritt aus der Galerie de Rubens in die Galerie de *Vernet*, die größte Zierde des Palastes des Senats.

Was Vernet's Styl betrifft, so bemerken wir nur dieß. Unstreitig wird der Reiz einer Landschaft sehr erhöht, wenn man sie, wie Poussin, mit bemoosten und grün überzogenen Ruinen alter Herrlichkeit, mit stolzen Palästen und Tempeln, oder, wie Claude Lorrain, mit anspruchlosen Dörfern, oder endlich, wie Vernet, mit dem geschäfftigen Leben des Handels ziert. Die Seehäfen sind in dieser Hinsicht Meisterstücke, weil sie stets zum Local irgend einer interessanten Begebenheit dienen, und ihm zugleich Gelegenheit gaben, sein tiefes Studium der Characteristik anzubringen. An den Matrosen, die er darstellt, erkennt man immer die verschiedenen Nationen, zu denen sie gehören; in dem Süd- und Nord-Franzosen, in dem Einwohner der Bretagne und der Provence herrscht ein characteristischer Unterschied. Da er ferner selbst die Figuren sehr gut zeichnete, so wußte er sie gleich bey der ersten Anlage seiner Häfen so harmonirend anzubringen, daß sie die glücklichste Wirkung machen, den Effect des Ganzen nicht stören, und nicht, wie es bey einigen Niederländern der Fall ist, zufällig zusammengeworfen, oder gar wie ausgeschnitten und späterhin aufgeklebt erscheinen.

Obgleich Vernet in allen Theilen der Landschaftmahlerey sehr glücklich war, so behaupten dennoch seine Seestücke, voll reicher überall durchblickender Schönheit, den ersten Rang. Bald stellen sie einsame Felsengestade dar, welche den Zuschauer zu einer sanften Melancholie stimmen, bald geräuschvolle Häfen und die lebhafteste mercantilische Thätigkeit. In seinen Stürmen und Schiffbrüchen aber kann man ihn dramatisch nennen; denn sie enthalten fast immer eine Scene, wobey die Menschen im Kampfe mit dem unbändigen Element ihrem Schicksal unterliegen. Auf dem einen Bilde sieht man ein Schiff, das die Wellen an einem schroffen Felsen zertrümmern, auf dem andern den Anfang eines

Oceans, oder die Wogen, welche sich nach dem Sturm besänftigen. Der Effect dieser Bilder ist ausserordentlich; der Himmel ist in schwarze Wolken gehüllt, wir möchten den hoffnungslosen Schiffbrüchigen beystehen, wir glauben das Rauschen der Meeresfluth, ihr dumpfes Gemurmel, das Heulen des Sturms zwischen dem Tauwerk, und die Angst und Bangigkeit der Unglücklichen zu hören, die ihr Grab in den Wellen finden. Licht und Schatten sind vollkommen behandelt. Dasselbe Lob verdienen seine ruhigen Seestücke beym Auf- und Untergang der Sonne. Die Gestade spiegeln sich in der hellen Fläche des Meeres, die manchfaltigen Farbentöne am Himmel fließen in einem sanften Rosenschimmer zusammen, und mahlen ein Ganzes von Ruhe und Einheit; Alles schwimmt in einem röthlichen Dunst. In der Nähe und Ferne gleiten grosse und kleine Schiffe durch die Wellen; die Ufer sind mit Bäumen geschmückt und mit üppigem Gesträuch in schöner Verwirrung umrankt. In diesen Werken ist Alles vereinigt, tiefes Gefühl, und erstaunlicher Reichthum der Kunst.

Charles Vernet, der, nach dem einstimmigen Kennerurtheile, jeztlebende größte Pferdemahler, ist unseres Vernet's Sohn.

S. Fiorillo's Geschichte der zeichnenden Künste, Bd. 1. S. 196. und Bd. 3. S. 386.

Verney, Guichard Joseph du, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris, Professor der Anatomie im Königlichen Garten, zu seiner Zeit Einer der berühmtesten Anatomiker zu Paris, welcher zu Feurs in Forez im ehemahligen Gouvernement von Lyon, am 11. August 1648 geboren wurde, und am 10. September 1730 in einem Alter von 82 Jahren starb. Sein Vater war Physicus.

Du Verney's Ruf zog nicht nur viele Fremde nach Paris, sondern er hatte das ehrenvolle Vergnügen, selbst einen Dauphin und Damen über den Bau des menschlichen Körpers zu unterrichten: er trug sogar die Anatomie mit einer Beredtsamkeit vor, daß er die Skelete zu beleben schien.

Um die Schnecken zu beobachten, welche, gleichsam den Menschen fremd zu bleiben, bey Nacht ihr Wesen haben, legte er sich oft, troz seiner schwächlichen Gesundheit, in kühlen Nächten, an feuchten Oertern, auf die Erde. Sowohl über diese Thiere, als über andere hat er der Welt Abhandlungen hinterlassen, und darin auch über das Gehör, über die Lage der Zellengänge, über eine neue Entdeckung von Muskeln im Inwendigen des Auges, über den Umlauf des Blutes in der Leibesfrucht u. s. w. geschrieben.

Unter anderen sehr schäzbaren Schriften ist sein Traité de l'organe de l'Ouie, contenant la structure, les usages et les maladies de toutes les parties de l'Oreille, Leyden 1731. 12. (eine neue Auflage) mit Kupfern wohl sein Hauptwerk: das

erste Mahl erschien es 1663 zu Paris, worauf man im folgenden Jahre zu Nürnberg eine Lateinische Uebersetzung davon in 8. gedruckt hat, welche auch 1685 Manget's Bibliothecae Anatomicae einverleibt worden ist. Eben die neue Auflage des du Verneyischen Werks ist auch Lateinisch übersetzt in 4. zu Leyden 1731 erschienen. Man hätte gewünscht, daß du Verney noch bey seinem Leben selbst auf eine neue Auflage dieses Buches bedacht gewesen wäre, und sie mit den Anmerkungen, welche er hiervon seit der ersten Edition gemacht, begleitet haben möchte.

Von seinen Oeuvres Anatomiques (redigées par Jos. E. Bertin, avec une Table des matieres), s. Götting. gel. Anz. J. 1763. S. 505 — 508. 540 fg. und vom Eloge de Guichard Jos. *du Verney* par B. de Fontenelle, ebend.

S. Ladvocat, Th. 4 S. 863.

Verninac, Johann, wurde zu Souillac im Kirchensprengel von Cahors am 1. März 1690 geboren, und legte seine Klostergelübde in der Abtey St. Allire zu Clermont am 20. December 1708 ab. Nach Zurücklegung der in der Congregation üblichen Studierjahre wurde er nach Blancsmanteaux berufen, um einer gelehrten Unternehmung willen, welche aber die Umstände der Zeit hintertrieben, weil er und seine Gehülfen genöthigt wurden, von Paris zu entweichen. Er gieng in das Collegium von St. Germer, und nachher in die Abtey Jory, um die Jugend zu unterrichten. Seine Obern schickten ihn im J. 1726 nach Orleans, um die Stelle eines Bibliothecars in dem Kloster von Bonnenouvelle in dieser Stadt zu ersetzen. Verninac hat dieses wichtige Amt 22 Jahre mit Jedermanns Zufriedenheit verwaltet. Seine vielfachen Kenntnisse, vornehmlich in der Geschichtskunde, brachten ihm die Hochachtung der Gelehrten zu Wege; und seine Frömmigkeit, wie seine ganze sittliche Aufführung und Lebensart, erwarben ihm bey Allen, die ihn kannten, Ehrerbietung und Liebe.

Die Verfasser der Gallia Christiana, welche an dem Erzstift Paris arbeiteten, baten den Verninac, ihnen Nachrichten zu verschaffen. Er nahm diesen Auftrag willig an, und um sich ihren Absichten zu fügen, wendete er die Zeit der freyen Stunden bey seiner Bibliothek zur Besuchung der Archive der Kathedralkirchen von Chartres, von Blois und von Orleans und der in diesen Kirchensprengeln gelegenen Abteyen an. Nichts entgieng ihm bey seinen Untersuchungen. Er zog genaue Nachrichten von Allem ein, brachte sie in Ordnung, um solche den Verfassern der Gallia Christiana zuzuschicken. Man hat diese Auszüge aus Urkunden nebst Betrachtungen darüber in der Bibliothek von Orleans bewahrt. Beyde beweisen den Scharfsinn und die Arbeitsamkeit Verninac's. Ob er schon bey dem Entziffern und Abschreiben dieser Urkunden keinen andern Endzweck hatte, als die Vollendung der Gallia Christiana, so nahm er doch wahr, daß einige dieser Urkunden adelichen Geschlechtern nützlich seyn

könnten zur Aufklärung ihrer Stammtafeln: er gab ihnen
richt davon, und die Art, damit er es ihnen bekannt
bewies ihnen, wie geschickt er zu dergleichen Wissenschaf
Der Herr von Orleans de Villechauve entdeckte dieß zuer
bat ihn, die Urkunden seines Geschlechts in Ordnung z
gen. Die Freundschaft, die sie verband, machte, daß
dieser Arbeit willig unterzog. Er legte sich mit solchen
darauf, daß er das Geschlechtsregister in Stand brachte,
dritten Fach des allgemeinen Wappenbuches mit abgedr
werden. Da diese Art von Studien seinem Geschmack
war, und er überdieß sich damit nützlich machen konn
überließ er sich denselben gänzlich. Er untersuchte die Ur
vieler Geschlechter, brachte sie in Ordnung, und setzte da
thum verschiedener adelicher Häuser fest, das sie vorher n
einer Sage kannten. Selten mag das, was man in der
Absicht unternimmt, von Jedermann gebilligt werden.
widerfuhr auch unserm Verninac. Viele Personen hal
getadelt, daß er sich so sehr auf die Geschlechtskunde
Aber kann man wohl mit Recht getadelt werden, wenn m
Welt einen Dienst erweist, besonders, wenn dieser Die
den wesentlichen Pflichten des Standes vereinigt werden
Und dieses war der Fall bey Verninac. Die Klosterü
haben bey seiner Arbeit mit den Geschlechtsregistern ni
Nachtheil gelitten.

Als man in der Congregation den Anschlag gefaßt
an der besondern Geschichte der Landschaften arbeiten zu
so wurde unserm Verninac die von Berry aufgetragen
unterwarf sich seinen Obern; und da er den Umfang des
nehmens einsah, und schon sehr alt war, so ließ er sich
Beron zum Gehülfen geben. Verninac that untersch
Reisen nach Berry, um den erforderlichen Vorrath zusam
bringen. Diejenige, die er 1746 nach Bourges vornahm
ihm nachtheilig; er wurde daselbst von einem hitzigen
überfallen, welches ihn beynahe in's Grab stürzte. Er ka
der zur Genesung; aber seine Gesundheit blieb seitd
zum 29. Februar 1748, welches sein Sterbetag war,
lend.

Verninac besaß alle Eigenschaften, sich Hochachtu
verschaffen. Er war ein wahrer aufrichtiger guter Freun
in seinem Betragen ungezwungen. Sein grosser Fleiß in
dieren und in den Uebungen der Frömmigkeit machten i
ärfsinnig. Er besaß viel Scharfsinn und Beurtheilung
Er war vornehmlich mit einem vortrefflichen Gedächtniß
welches ihm bey seinem Studieren und hauptsächlich in
forschung der Geschlechter viel Dienste leistete. Er stand m
len Gelehrten in Bekanntschaft. Herr de Foncemangne, ei
glied der Akademie der Französischen Sprache, der Insc
und der freyen Künste, schenkte ihm seine volle Hochachtun
Freundschaft. An denselben hat er eine Dissertation ge

um zu beweisen, daß das zweyte und dritte Geschlecht der Könige von Frankreich von dem ersten abstammen. Diese geschriebene Abhandlung wurde zu Bonnenouvelle in Orleans aufbewahrt. Man hob daselbst auch von ihm eine geschriebene Dissertation auf, um zu erweisen, daß das Genabum des Cäsar's Orleans sey. Sie ist an Lebeuf gerichtet, welcher behauptete, dieses Genabum sey die Stadt Gien. Verninac ließ einige Zeit vor seinem Tode das Supplement zum Bücherverzeichniß der öffentlichen Bibliothek zu Orleans drucken.

S. Tassin's Gelehrtengesch. der Congregat. von St. Maur, Bd. 2. S. 384.

Vernon, Eduard, ein verdienter Großbritannischer Admiral, welcher in den J. 1739 bis 1742 seinem Vaterlande wesentliche Dienste zur See in Amerika geleistet hat. Er eroberte den Hafen Portobello, und etliche Kriegsschiffe, bombardirte die Stadt Carthagena, und schleifte etliche Forts. Er würde noch mehr gethan haben, wenn man ihn von Britannien unterstützt hätte. Aber der Neid mißgönnte ihm den Ruhm, und ein Mißverständniß mit dem Gouverneur von Jamaika vereitelte vollends seine vorgehabten Unternehmungen. Er begab sich also nach Hause, und nahm im Parlamente Besitz. Im J. 1745 bekam er das Commando über eine Flotte im Canal, zu verhindern, daß die Franzosen keine Hülfe nach Schottland bringen konnten. Er that's; aber dafür wurde er angeklagt, daß er 1000 Franzosen hätte wissentlich zu Montros landen lassen. Seine Ankläger siegten, daß ihm seitdem keine Flotte mehr anvertrauet wurde, wenn sie es auch nicht dahin gebracht haben, daß er aus der Liste der Admirale ausgestrichen wurde. Er diente seinem Vaterlande nun auf andere Art, beförderte den Heringsfang, war ein Mitglied der Societät zu Errichtung neuer ausländischer Fabriken, und war im Parlamente ein Patriot. Mit diesem Ruhme starb er im J. 1757, im 68. seines Alters.

S. Ladvocat, Th. 6. S. 2081.

Verpoortenn (Van der Poortenn), Albrecht Meno, Doctor der Theologie, Herzoglich Sachsen-Coburg-Saalfeldischer Rath, Rector und Professor des Gymnasiums zu Danzig, und Pastor an der Dreyfaltigkeitskirche, war am 12. October 1672 zu Gotha geboren, nachdem seine Aeltern bereits 9 Jahre mit einander in der Ehe ohne Kinder gelebt hatten. Sein Vater war der gelehrte, fromme und angesehene Wilhelm Verpoortenn aus Lübeck, dessen Vorfahren um der Religion willen und um den Verfolgungen des wüthenden Herzogs von Alba zu entgehen, Antwerpen verlassen und sich zu Hamburg und Lübeck niedergelassen haben. Dieser hatte damahls die Ehre, als Consistorialrath dem Herzog Ernst dem Frommen, welchen wir stets mit besonderen Empfindungen der Ehrfurcht und des Vergnügens nennen, zu dienen, ward aber nachmahls Doctor der Theologie,

Generalsuperintendant des Herzogthums Coburg, Assessor des Consistoriums, wie auch erster Professor und Scholarch zu Coburg. Wir können nicht unterlassen, hier mit Götten einer besondern Sendung zu gedenken *), zu welcher sein Vater mit gebraucht worden ist. Es hatte Dr. Nicolaus Hunnius, als er Superintendent in Lübeck war, und zwar 1632, in einem öffentlichen Bedenken den Rath gegeben, ein Collegium von 12 oder wenigstens 10 Evangelischen Gottesgelehrten nebst so vielen Adjuncten aufzurichten. Diese sollten mit vereinigtem Fleiße, ohne Verhinderung einiger akademischen oder Kirchenämter, sich lediglich und mit größtem Ernste darauf legen, daß sie die Streitigkeiten, welche die Evangelischen theils unter einander, theils mit andern Kirchen und Secten haben, gründlich und dergestalt ausführten, daß dawider mit Grunde der Wahrheit Nichts einzuwenden sey, damit also der Abfall desto mehr verhindert und die Trennungen unter uns desto eher gehoben werden möchten. Daneben könnten sie einige bisher noch gewünschte grosse Werke und Schriften zum Besten der Kirche in mehrerer Vollkommenheit, als bisher von einzelnen und durch andere Aemter zerstreute Personen geschehen, ausführen. Man könnte ihnen auch zugleich in gewisser Einschränkung einige Aufsicht über die Evangelischen Kirchen, Universitäten und Schulen nebst der Censur ausgehender theologischer Schriften anvertrauen u. s. f. Herzog Ernst beförderte gern Alles, was ihm zum Besten der Kirche dienlich zu seyn schien. Er suchte also auch diesen Anschlag, welchen Dr. Dorscheus **) den Evangelischen Fürsten auf ihr Gewissen gebunden, zur Wirklichkeit zu bringen ***). Er wollte aber zuvörderst die Sache mit andern Fürsten, sonderlich mit den beyden Evangelischen Nordischen Königen in Schweden und Dänemark, überlegen. Er sandte also Einen seiner Prinzen, den Herzog Albrecht, nebst einigen Räthen, unter welchen Verpoortenn mit war, dahin, und befahl ihnen auch, diesen Punct vorzutragen ****). In Schweden fand dieser Vorschlag, so wie auch bey anderen Herren, grossen Beyfall. Er kam aber doch wegen der grossen damit verknüpften Schwierigkeiten nicht zu Stande. Diese erkannte man insonderheit am Chursächsischen Hofe, und besorgte zugleich, daß die Einigkeit und Unpartheylichkeit in einem so weitläuftigen Collegium schwerlich würde können erhalten werden, daß sich auch dasselbe leicht gar zu viel über andere Gottesgelehrten anmaßen dürfte. Der damahlige Chursächsische Premierminister, Carl von Friese, rieth vielmehr, „man möchte auf die Erweiterung der theologischen Facultäten auf Akademieen bedacht seyn, damit ein, zwey oder mehrere Personen adjungirt würden,

*) Aus Wernsdorf's Inauguralprogramm, Wittenb. 1724 bey Verpoortenn's Doctorpromotion.

**) In Septenar. Admirand. I. C in Praef.

***) Es kann seyn, daß Verpoortenn als ein Lübecker dem frommen Herzog diese Gedanken des Hunnius entweder zuerst bekannt gemacht, oder ihn doch dabey erhalten hat.

****) S. Cypriani Contin. Compend. H. E. Goth. L. III. c. III. p. 170.

welche man der gewöhnlichen Arbeiten überhübe, und sie hingegen allein auf die Polemica sich legen liesse." Ueberhaupt würden wir viel vollkommnere Werke bekommen, wenn Gelehrte, die in einer Wissenschaft etwas Sonderliches gethan, durch Gnadengelder in den Stand gesetzt würden, alle ihre Zeit und Arbeit bloß auf dieselben zu verwenden. Der treffliche Dr. Martin Geier setzte für sich hinzu: "Könnte hernach zwischen den reinen Lutherischen Facultäten eine feine Contesseration gestiftet werden, wie sie Dorscheus zu seiner Zeit urgirte, so würde verhoffentlich in vielen Dingen ein gutes Vernehmen und heilsame Eintracht durch himmlischen Beystand zu hoffen stehen." Und wie vielmehr hätten wir zu unsern Zeiten Ursache zu wünschen, daß die vornehmsten Gottesgelehrten und theologische Facultäten sich mehr näherten und verbänden, da die Zahl und Wirksamkeit der Verächter aller Theologie und der Spötter aller Religion immer grösser wird, und auch sonst einige andere Uebel, darüber erleuchtete und fromme Lehrer klagen müssen, um sich greifen.

Zu dieser Ausschweifung hat der Vater unseres Verpoortenn's Gelegenheit gegeben. Gleichwie nun dessen Verdienste dem Sohne eine schöne Zierde sind, also stammt er wegen seiner Mutter Lucia Eleonora ebenfalls von sehr verdienten Gottesgelehrten her: sie war die jüngste Tochter des Dr. Meno Hanneken. Unser Verpoortenn besuchte im 8. Jahre die lateinische Rathsschule in Coburg, welche sonst aus sieben Classen bestand, und ihrer Verfassung zu Folge, wenn sie nur immer gehörig mit durchaus tüchtigen und würdigen Männern besetzt ist, von allen Landeskindern, die sich den Studien widmen, vor der Aufnahme in's Casimirianum gehörig benützt werden sollte; im 12. Jahre schon das Pädagogium, und im 14. das Publicum, oder das eigentliche akademische Collegium. Sein Vater starb, da er selbst kaum 13 Jahre alt war; dieß spornte ihn an, da er sich auf Niemand, als auf die göttliche Versehung und sich selbst verlassen konnte, desto mehr sich auszuarbeiten; und an Fähigkeit und Lehrbegierde fehlte es ihm ohnedieß nicht. Seine Mutter, sie hatte männlichen Geist und Verstand, ersetzte ihm einigermaßen den Vater. Vorzüglich aber nahm sich der Canzler Rösler, sein nachheriger Schwiegervater, seiner an; er ward sein Vormund; und blieb ihm treu und gewogen, da die übrigen Freunde seines Vaters aufhörten, die seinigen zu seyn.

Im J. 1688, da er erst 16 Jahre alt war, bezog er die Universität zu Giessen; Hanneken, seiner Mutter Bruder, war da nebst Andern sein Lehrer: dieser gerieth in Streit mit dem ältern Johann Heinrich Majus wegen der Collegiorum pietatis, und wurde bald nachher von den Pietisten, wer sollte es glauben? von den Pietisten vertrieben. Verpoortenn erfuhr die geheimsten Umstände der Sache, und lernte Klugheit; er verließ Giessen 1692; und hielt sich nachher in Coburg, in Hamburg, und in Lübeck bey einem andern Bruder seiner Mutter, der ihn

auf der Universität recht freygebig unterstützt hatte, auf; im J. 1695 setzte er sein Studieren in Wittenberg von Neuem fort, wo abermahls der von den Pietisten vertriebene Hanneken sein Lehrer war, und ausser diesem Neumann, Deutschmann, Caspar Löscher, Dassov, Schurzfleisch. Hier widmete er seinen Fleiß vorzüglich der Griechischen Litteratur und der Kirchenhistorie; er las die Kirchenväter einen nach dem andern, nach der Zeitfolge, wie sie gelebt haben, gleichwie in Giessen: so disputirte er auch hier zweymahl unter dem Vorsitz seines Oheims; unter Schurzfleisch vertheidigte er seine eigene Abhandlung de urbe Nino; und nachher selbst als Präses die zweyte, ebenfalls de urbe Nino. Nachdem er eben zu Wittenberg Magister der Philosophie geworden war, zu welcher Absicht er die genannten Dissertationen geschrieben hatte, eröffnete er nun auch seine Vorlesungen in verschiedenen Fächern; und er wollte, da es ihm mit Beyfall glückte, bey der Akademie bleiben, sich ganz dem akademischen Leben als Lehrer weihen. Allein sein Oheim widerrieth es ihm: er verließ die Universität, und widmete sich dem Dienste seines Vaterlandes, im vollen Vertrauen auf seinen Landesfürsten, den Herzog Albrecht, der ihn aus der Taufe gehoben hatte, und dem das Glück seines Albrecht Meno am Herzen lag. Aber Herzog Albrecht starb bald darauf, im J. 1699, und Herzog Johann Ernst zu Saalfeld erhielt das Amt und die Stadt Coburg. Es glückte unserm Verpoortenn, daß sein nunmehriger Landesherr ihm eben so wohl wollte, und Verpoortenn ward Pastor und Adjunctus Ephoralis in der Coburg-Saalfeldischen Stadt Sonnenberg, in demselben Jahre, in welchem er Stütze und Hoffnung verlor. Von Sonnenberg kam er nach Neustadt an der Hayde 1708 als Superintendent; dann nach Coburg 1724 als Director, wie auch als Professor der Theologie, der Metaphysik und der Moralphilosophie an dem Casimirianum. In demselben J. 1724 nahm er die Würde eines Doctors der Theologie in Wittenberg an; es war diese Würde zu Coburg damahls wesentlich für den, welcher die Stelle eines ordentlichen Professors der Theologie bekleidete; man hatte aber auch die Einsicht und Billigkeit, daß man dem vortrefflichen Manne 100 Gulden Fränkisch als ein Geschenk zur Erlangung der theologischen Doctorwürde aus der Gymnasiums-Kasse zahlte.

Ihn schätzte vorzüglich der Herzog Johann Ernst; so oft diesem seine Staatsgeschäffte, Jenem seine Schularbeiten es erlaubten, hatte er ihn bey sich, an seiner Tafel, auf Reisen, bey seinen Vergnügungen, beym Gottesdienst; Verpoortenn war sein Rathgeber, wenn er des Raths bedurfte; er mußte ihm versprechen, die Leichenrede zu halten, und er hielt sie. Dieser Verlust war wichtig für ihn; aber sein Sohn, der Herzog Franz Josias, der Kenner der Verdienste, schätzte ihn nicht minder hoch. Da er 1731 als Rector und Professor des Gymnasiums und Pastor an der Dreyfaltigkeitskirche einen Ruf nach Danzig

erhielt, die Sächsischen Herzoge um seine Entlassung bat, auch der Rath in Danzig bat sie darum; da wünschte der Herzog Franz Josias, welcher zugleich im Namen seines Bruders, des Herzogs Christian Ernst, in Saalfeld solche Geschäffte besorgte, ihn wegen seiner besondern Gelehrsamkeit unter annehmlichen Bedingungen zu behalten; er sollte die Consistorial-Besoldung 300 Fl. und das Prädicat, wie Hassel, als Kirchen- und Consistorialrath bekommen. Die übrigen Herzoge gaben lange keine Antwort, vermuthlich weil sie die Sache als eine Kleinigkeit ansahen; endlich meynte der Herzog in Meiningen (in einem Schreiben vom 18. März 1732): „Verpoortenn wäre auf wiederhohltes Ansuchen in Gnaden zu entlassen; eine Addition wäre weder aus der ohnehin schon sehr geschwächten Landschafts-kasse, noch einer andern pia caussa zu nehmen; auch wäre auf den Superintendenten Hummel in Neustadt (der mit einem Verpoortenn gar nicht zu vergleichen war) Rücksicht zu nehmen, daß er sein Nachfolger würde ꝛc.“ (Dieß geschah denn doch glücklicher Weise nicht). Verpoortenn aber hatte schon zuvor am 10. März 1732 seine aufrichtigen Gedanken dem Herzoglichen Consistorium vorgelegt: „Mit Dank erkenne er den Beyfall und die gnädigen Gesinnungen der Herzoge zu Saalfeld; die Landesväterliche Sorgfalt für das Kleinod des Landes (das Gymnasium) leuchte sonnenklar hervor aus der Fürstlichen Declaration; und das Beste des Gymnasii müsse ihm selbst von Herzen lieb seyn, obgleich Einer der Herren Protoscholarchen seine Stelle für die allerpenibelste im ganzen Lande erklärt habe; deren Antrag auch ihm Anfangs fremd vorgekommen sey. — In Danzig könne er sehr nützlich seyn; und es sey den Danzigern ein rechter Ernst; er habe da einen austräglichen Gehalt; für seinen Sohn erkleckliche Subsidien zu seinem Studieren; auch für seine Witwe und Tochter wolle man sorgen; das Alles habe sich so geeignet ohne sein Zuthun. — Hingegen hat's in Coburg fast geschienen, als wäre theils Leuten an dem ganzen Werk nicht Viel gelegen; — dabey denn nicht nur der confuse Zustand überhaupt, sondern auch der von unterschiedlichen Leuten schon jetzo bey meinem Leben, und zumahl eben diese letzte Zeit über gegen mich geäusserte Neid, Unart und Grobheit mich allhier eben nicht gar zu grossen Vortheil für meine Hinterbleibenden nach meinem Tode hoffen läßt — — ich müßte also entweder sogleich ungesäumt in andere Umstände gesetzt werden, damit die ehrlichen Leute in Danzig nicht länger in Ungewißheit gelassen werden, oder ich muß gehen ꝛc.“

Verpoortenn gieng nach Danzig 1732, und befand sich wohl daselbst, in ungestörter Ruhe und Zufriedenheit unter guten Menschen; er war da viel gesünder, als in Coburg; von Jedermann geliebt und geschätzt, wie ein solcher Mann es verdiente. Vergebens suchte der Herzog Franz Josias ihn, da er schon 72 Jahre alt war, wieder nach Coburg zu ziehen; Verpoortenn verbat es; und der Herzog ernannte ihn zu seinem

Rath. Vergebens wünschte man ihn in Göttingen zu
so viel Schönes man ihm auch da versprach. Er errei
hohes Alter; aber schon 1743 wurde er von einem Sc
getroffen; 1749 hielt er seine letzte Predigt, und einige
ihe nachher nahm er Abschied im Gymnasium: am 3
1752 starb er.

Er war ein Mann von ausgebreiteter Gelehrsamkeit
in auswärtigen Sprachen, in der Französischen, Italie
Englischen und Holländischen, war er nicht unbewandert.
züglich liebte er die Griechische Litteratur. Das neue Te
wußte er auswendig. Im hohen Alter machte er noch
sche und Teutsche Verse. In jüngern Jahren beschäffti
sich sehr mit der Hebräischen Litteratur. Mit ältern und
Philosophen war er sehr wohl bekannt. Auch die Römis
risprudenz war ihm nicht fremd; vorzüglich aber die Ge
Er war zugleich ein beredter Mann. Was aber noch
als Alles ist, er war ein sehr rechtschaffener Mann.

Als Director in Coburg gab er viele kleine Schriften
grammen und Disputationen heraus, welche größtentheils
er selbst wollte nicht, daß Alles der Sammlung einverleib
de) gesammelt sind in seinem Fasciculus dissertationi
Theologiam maxime exegeticam et philologiam sacram
nentium, ad illustranda varia veteris ac novi Testament
rumque scriptorum loca, Coburgi 1739. 8. — Schon
gab er verschiedene Schriften heraus, welche Götten an
hat, z. B. Commentatio historica de Martino Bucero, e
de coena Domini, sanctissimo Christiani coetus Mysteri
tentia, iis, quae seculo post Christum natum sexto
de hoc doctrinae capite passim agitata sunt, illustran
Buceri ipsius scriptis, aliisque litterarum monumenti
dignis repetita; Accessit Buceri ad Urbanum Regium e
ex auctoris chirographo nunc primum, quod constet,
Coburgi 1709. 8. Wir haben das Buch selbst zur Ha
nommen, und den Titel desselben, weil damit der Inhal
angezeigt ist, hier genau bemerkt. — In Danzig dispu
öfters öffentlich; auch da gab er Verschiedenes heraus.
den zu verschiedenen Büchern sind nicht zu übergehen;
diese zeugten von seiner Gelehrsamkeit. Vorzüglich erh
zu J. C. Thomä der ganzen Evangelischen Kirche, insor
in dem gesammten Fürstenthume Coburg, aufgegangenes L
Abend, d. i. historischer Beschreibung des heilsamen R
tionswerkes — des Coburgischen Fürstenthums (Coburg 17
in welcher er den Ursprung und Fortgang des Christenth
Franken, nebst vielen Puncten der ältern Coburgischen Ge
erörtert, den Beyfall der Kenner. Man findet, sagen
Vieles, was man in hochgepriesenen Büchern vergeblich

S. Götten's jetztleb. gel. Europa, Th. 2. S. 333
das auf seinen Tod von Wernsdorf zu Danzig ausge
Programm, wo auch seine Schriften vollständiger an

werden, im 3. Bande der Beyträge zu den Actis historico-eccle-siast. Th. 1. S. 27. und das Brieglebsche Programm, Coburg 25. December 1800.

Verpoortenn, Philipp Theodor, Magister der Philosophie, Licentiat der Theologie und ordentlicher Professor die Griechischen Sprache und Beredtsamkeit an dem Casimirianum zu Coburg, geboren daselbst am 4. May 1677 vom Dr. Wilhelm Verpoortenn, der Generalsuperintendent und erster Professor der Theologie zu Coburg war, und von Lucia Eleonora Hanneken aus Lübeck; mithin ein Bruder, und zwar der jüngere, des Albrecht Meno Verpoortenn's. Man erkannte schon in seiner Kindheit seine grossen Fähigkeiten, und wer er einst werden würde. Kaum 4 Jahre alt, gieng er schon freywillig in die Rathsschule, und durchlief, immer ausgezeichnet, alle Classen, von der siebenten, an. Kaum ein 12jähriger Knabe, wurde er bereits im J. 1689 für fähig und würdig gehalten, in das Gymnasium, das ist, zuerst in das Pädagogium aufgenommen zu werden. Nach 3 Jahren ward er, wie man zu sagen pflegte, Studens Publicist. Schubart, Sauerbrey, Calenus, Colerus (Coler), Junker, Buddeus (Joh. Franz) und Bahn waren seine Lehrer. Er besaß schon hier eine Stärke in der Griechischen und Römischen Sprache, welche er stets mit einander verband, und sein älterer Bruder, Albrecht Meno, der von Giessen nach Coburg zurückgekommen war, war ihm besonders noch durch Anweisung und Beyspiel im Hause sehr nützlich. Mit seinem erst genannten Bruder besuchte er darauf die Universität zu Wittenberg. Conrad Samuel Schurzfleisch, den Polyhistor, wie man ihn wohl nennen kann, benützte er in der Philologie und Historie, Knorr in der Mathematik, Rörens in der Moralphilosophie, in der Logik und Metaphysik, Dassov in den Orientalischen Sprachen und Hebräischen Alterthümern, Hanneken vorzüglich in der Theologie, nächst diesen Neumann, Deutschmann und Löscher. Im J. 1698 ward er Magister der Philosophie. Unter allen akademischen Lehrern war ihm Schurzfleisch besonders mit Liebe und Eifer zugethan. Man erwartete mit Recht grosse Dinge von ihm, und glaubte, daß er zu Wittenberg bleiben würde. Aber er kam, von Schurzfleisch empfohlen, als Hofmeister zu dem Braunschweig-Lüneburgischen geheimen Rath und Kreisgesandten Freyherrn von Limbach nach Regensburg. Hier geschätzt und vorgezogen, hatte er die schönste Gelegenheit, mit dem Zustand des Teutschen Reichs näher bekannt zu werden, die Teutsche Geschichte aus den wahren Quellen zu schöpfen, die Kenntniß der ausländischen Sprachen und Lebensklugheit sich eigen zu machen. Ein solcher Mann konnte Fürsten bilden, die oft genug von ihrem Erzieher mißgeleitet oder gar verdorben werden, zumahl wenn dieser mit seichten Kenntnissen einen eben so seichten Character verbindet; entweder den feinen Schmeichler, oder (auch dieß ist Einsweilen der Fall) den stolzen Despoten macht;

und weder die Fähigkeit, noch den ersten Willen hat, den künftigen Regenten, Staatsmann, oder Feldherrn zu jeder Vortrefflichkeit, so Viel an ihm liegt, auszubilden. Verpoortenn blieb auch kurze Zeit zu Regensburg: Herzog Bernhard zu Meiningen erwählte ihn zum Instructor seines Erbprinzen Anton Ulrich, dessen Gnade er in besonderem Grade besaß: dieser Fürst verdankte auch Verpoortenn vorzüglich seine grossen wissenschaftlichen Kenntnisse.

Im J. 1702 bekam er den Ruf als Professor der Griechischen Sprache und der Poesie: er vertauschte aber in der Folge, nämlich 1706, die Poesie mit der Beredtsamkeit. Er zierte mit seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit und dem Tugendbesitz in solchem Grade die Würde seines Lehramts: er war in die Fußtapfen seines grossen Lehrers Schurzfleisch's getreten, daß er ihn selbst erreichte. Man kann mit Wahrheit sagen, daß zu seiner Zeit die Zahl der Studierenden besonders groß, und die Hochachtung und Liebe gegen ihn ausserordentlich war. Niemand war arbeitsamer, eifriger und wohlthätiger in seinem Beruf, als er; gleichwohl hatte er nur eine geringe Besoldung: Perizonius fragte einst Cyprian in Leyden: was Verpoortenn zur Besoldung hätte: als Cyprian ihm die Wahrheit eröffnete, sprach er: er wundere sich, daß ein so vortrefflicher und so wichtiger Mann (talem tantumque virum) von einer so geringen Besoldung leben könne. Im J. 1708 begab er sich nach Altdorf, und wurde mit allgemeinem Beyfall und Ruhm Licentiat der Theologie. In demselben Jahre, am 28. August, verheyrathete er sich mit des Erfurter Professors und Oberpfarrers Sauerbrey einzigen Tochter, Elisabeth Maria, welche sich durch ihre Geistesvorzüge sowohl, als durch ihre Bildung auszeichnete. Aber nicht ganze vier volle Jahre war unser Verpoortenn so glücklich: seine Gattin starb schon am 22. Juny 1712: er selbst, der vortreffliche Mann, endigte schon sein so kurzes Leben in demselben Jahre am 30. December, durch seine zu grossen und beständigen Anstrengungen geschwächt, zum Tode gereift.

Wir haben eine Trauerrede vom Dr. Ernst Salomon Cyprian, als damahligem Director, unter der Aufschrift: Der Coburgische Theodorus Gaza, in einer kurzen Trauerrede gepriesen: sie ist Appendix Vitae *Verpoortennianae*, wie auch auf dem Titel steht. Die Vita *Philippi Theodori Verpoortennii* von dem nachherigen so gelehrten Generalsuperintendenten Erdmann Rudolph Fischer, damahls Senior und Archidiaconus in Coburg, Coburgi 1751. 8. ist das eigentliche vorangehende Werkchen.

Verpoortenn hätte unsterbliche Werke verschiedener Art aus dem Reiche der Gelehrsamkeit hinterlassen können; aber er hatte nicht den Willen und nicht die Zeit dazu. Er hat ausser seiner gelehrten Ausgabe von Ovidii Nasonis Tristium Libris V. et Epistolarum ex Ponto Libris IV. scholiis perpetuis explanatis, Coburgi 1712. 8. und ausser seiner Historia passionis

Domini Iesu Christi ex quatuor Evangelistarum narrationibus in unam redacta etc. Coburgi 1703. 12. und ausser seinen Programmen nur drey Disputationen, welche er als Präses zu Coburg vertheidigte: Regnum Salaminium in Cypro breviter delineatum, 1704. 4. de Graeco verbo ξένος et peregrinorum apud veteres conditione exercitatio philologica ad locum Paullinum, Ephes. II. 12. 1708. 4. Theses theologicae de fidei πληροφορια, pro licentia summos in Theologia honores capessendi, Altdorfi Noricorum 1708. 4. und zwey Lateinische von ihm am Feste des Casimirianums gehaltene Reden drucken lassen. Eine von diesen Reden ist besonders von Staatsrechtslehrern sehr hoch geachtet worden, und behauptet immer ihren grossen Werth, nämlich: de ducatibus in veteri Germaniae regno hereditariis, Coburgi 1707. 4. Sie ist mit Anmerkungen versehen, und da Verpoortenn solche noch mit vielen eigenhändigen Anmerkungen vermehrt zurückgelassen hat, vom Professor Zschackwitz, mit diesen Vermehrungen und Verbesserungen, auch einigen Noten vom Zschackwitz selbst, wiederum neu herausgegeben worden: Abt Frommann hat auch als Herausgeber des Musei Casimiriani diesem Museum die Schrift beygefügt. Die andere Lateinische gedruckte Rede ist betitelt: Discrepantia Dei et hominum de scholis judicia, Coburgi 1709. 4. Alles, was Verpoortenn schrieb, zeugt von grosser und tiefer Gelehrsamkeit. Daher die vorzügliche Freundschaft und der Briefwechsel mit den grossen Männern, Schurzfleisch und Perizonius: „Magni certe duumviri et veri nominis polyhistores (sagt sein Biograph Fischer), Conradus Samuel Schurzfleischius, et Iacobus Perizonius, *Verpoortennium* cognitum tanti fecerunt, ut litterarum cum eo habuerint commercium.“

S. Vita *Philippi Theodori Verpoortennii*, von Erdmann Rudolph Fischer, Coburgi 1751. 8.

Ver-Poortenn (nicht Verpoortenn), Wilhelm Paul, Doctor der Theologie und ordentlicher Professor derselben, wie auch beständiger Rector des akademischen Gymnasiums, und Pastor der Dreyfaltigkeitskirche zu Danzig, der Sohn des Dr. Albrecht Meno Verpoortenn's.

Er war zu Neustadt an der Haude im Fürstenthume Coburg am 4. September 1721 geboren, studierte auf dem Gymnasium zu Danzig und auf den Universitäten zu Jena und Leipzig.

Im J. 1751 wurde er Prediger zu Stüblau im Danziger Werder, erhielt in der Folge seine zuerst angezeigten Aemter, und starb am 17. Januar 1794. Als Schriftsteller hat er sich durch mehrere kleine Abhandlungen theologischen und historischen Inhalts bekannt gemacht: auch gab er nach Wernsdorf's Tode die Danziger Berichte von theologischen Schriften heraus.

S. die Lebensbeschreibung in Lateinischer Sprache von ihm selbst aufgesetzt, in den Nov. Act. historico-eccles. Th. 81.

S. 248. und ausführlicher im Schlichtegrollischen Nekrolog auf das J. 1794. Bd. 1. S. 1.

Verschaffelt, Peter von, Einer der ersten Bildhauer des 18. Jahrhunderts; gebohren zu Gent in Flandern von armen Aeltern im J. 1710. Er kam jung zu einem Bildschnitzer, den er bald übertraf, bildete sich dann zu Paris unter Bouchardon, und gieng 1737 nach Rom, wo er am Papst Benedict XIV. einen Beschützer fand. Dieser trug ihm mehrere grosse Arbeiten auf, und ließ sein eigenes Bild in Marmor, einmahl als Büste, dann als Statüe von ihm verfertigen. Von Rom begab er sich auf kurze Zeit nach London, und folgte 1752 einem Rufe nach Mannheim, wo er zum Director der Akademie und ersten Hofbildhauer ernannt wurde. Die besten dortigen Anstalten zur Beförderung der Künste verdankten ihm ihre Entstehung und vieljährige Erhaltung.

In Rom, Bologna, Neapel und Ancona findet man Arbeiten von Pietro Fiamingo (wie ihn die Italiener nannten), die jetzt in Italien unter die vornehmsten Werke neuerer Kunst gerechnet werden. Er bereicherte auch Mannheim und Schwetzingen mit seinen Arbeiten, und in den letzten 20 Jahren seines Lebens lieferte er noch in der ausübenden Baukunst redende Beweise seines Genies.

Er hinterließ mehrere Handschriften über die Kunst, als er, auch wegen seines biedern Characters allgemein verehrt, im J. 1793 starb.

S. Lebensbeschreibung des Ritters Peter von Verschaffelt, Mannheim 1797. 8.

Vertot, Renat Auber von, zweyter Sohn des Franz Auber von Vertot und Louisen von Happel de Mannevilette, Abbé und Mitglied der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften, Secretär der Sprachen bey dem Herzoge von Orleans, Geschichtschreiber des Malteserordens, und Commenthur von Santeny, ward auf dem Schlosse Bennetot, im Lande Ceaux, unter dem Kirchensprengel von Rouen am 25. November 1655 geboren.

Das Haus von Auber wurde in der höhern Normandie für sehr gut adelich gehalten; indem es daselbst, über 200 Jahre hindurch, beständig die besten Vermählungen getroffen hatte, z. B. mit den Mallets von Graville, mit den Houdetot, Pelleve und denen von Prie. Der älteste Bruder unseres Vertot's starb jung und ohne Kinder; er war Kammerherr von dem einzigen Bruder Ludwig's XIV. und Maria von Mannevilette, ihre Base, hatte einen Clermont Tonnere geheyrathet.

Vertot ward nicht als ein jüngerer Sohn erzogen, noch auf Veranlassung der Geburt dem geistlichen Stande gewidmet. Die Spielwerke, die muntern Einfälle seiner Jugend, machten seine Aeltern aufmerksam auf ihn; und sobald er nur im Stande

war, die ersten Anfangsgründe zu fassen, gab man ihm einen guten Lehrer, mit welchem man ihn nach diesem in die Jesuiterschule zu Rouen that, den ordentlichen Studien obzuliegen, wo er auch im 16. Jahre seine letzten philosophischen Sätze vertheidigte.

Damahls verlangte er selbst in den geistlichen Stand zu treten: seine Familie willigte darein, ohne die Folgen dieser ersten Verbindung einzusehen, deren Absicht bey ihm nicht reiner, noch uneigennütziger hätte seyn können. Denn sobald er nur aus dem Seminarium kam, wo er in der Einsamkeit gelebt hatte, so verschwand er ganz und gar; und erst nach 6monathlichem Suchen erfuhr man, daß er in ein Kapuzinerkloster zu Argentan getreten sey. Sein Vater eilte sogleich dahin; allein alle seine Bemühungen, ihn wieder zu sich zu bringen, waren vergebens. Der Bruder Zacharias, dieß war der Name des neuen Bruders, beharrte bey seinem Vorsatze, that das Klostergelübde, und würde allem Ansehen nach eine der Zierden des Ordens geworden seyn, wenn ihm nicht ein Zufall begegnet wäre, der ihn in Lebensgefahr setzte, und ihn einem unfehlbaren Tod würde Preis gegeben haben, wenn er bey der gewöhnlichen Strenge des Ordens geblieben wäre. Es hatte nämlich, als er noch zu Rouen studierte, an einem seiner Schenkel ein so grosses Geschwür angesetzt, daß er ein ganzes Jahr lang das Bett hatte hüten müssen: dieses Geschwür kam jetzt von Neuem wieder, und schien Anfangs so gefährlich, daß man es für nöthig hielt, Wundärzte von Paris zu verschreiben, selbiges zu heilen. Man fand, daß der Knochen angefressen war; die Cur war also langwierig und schwer, und die übriggebliebene Narbe war so breit und tief, daß man sich entschloß, sie allezeit mit einer Binde umgeben und verdeckt zu halten. Nichts war also gewiß dieser klugen Vorsichtigkeit mehr zuwider, als daß Vertot sich nachmahls sein ganzes Leben zu bloßen Beinen, unter einem rauhen und groben wollenen Rocke, verbindlich machte, der die Beine mehr reibt und schlägt, als bedeckt. Es erneuerte sich auch, wenige Zeit nach dem Gelübde des Bruders Zacharias, dieses alte Geschwür; es ward sehr gefährlich, und man hielt es fast für unheilbar. Als das letzte Mittel brachte man ihn nach Fescamp, in die Nachbarschaft der Seinigen. Das Uebel ward hier noch ärger: die Aeltern verlangten endlich den Kranken selbst in ihre eigene Aufsicht zu nehmen; und ihre Fürsorge für ihn war so glücklich, daß alle ihre Zärtlichkeit wieder rege ward. Sie versahen sich mit Berichten der verschiedenen Wundärzte, die ihn unter Händen gehabt hatten; sie fügten das Bedenken der Aerzte und der Doctoren der Sorbonne hinzu; sie erhielten auch durch seine Anverwandtin, Marschallin de la Motte, Erlaubniß vom Papste und die Einwilligung der Obern, und, welches von Allem das Schwerste war, des jungen Mönches, um ihn in einen gelindern Orden zu bringen: er erwählte den Prämonstratenserorden, und nahm das Ordenskleid in der Abtey zu Valsery, in dem

Sprengel des Bisthums Soissons, an: wo er im 22. Jahre, zum andern Mahl das Klostergelübde that; vier Jahre aber war er bey den Kapuzinern gewesen. In diesem Orden hatte sein Geist und seine Geschicklichkeit der Krankheit und dem strengen Leben getrotzt. Der Abt Colbert, Ordensgeneral der Prämonstratenser, hörte so vortheilhaft von ihm reden, daß er ihn nach Premontre kommen ließ, daselbst die Philosophie zu lehren. Als er ihn nun persönlich kennen lernte, so schätzte und liebte er ihn desto mehr. Er machte ihn zu seinem Secretär, und dieser Vorzug verursachte um so viel mehr Neid, da, nach den Regeln der Mönchszucht, diejenigen Gelübde, welche man in einem ehemahligen Orden gethan hat, einen Menschen aller Vortheile und Würden desjenigen Ordens, darein er übergetreten ist, unfähig machen. Allein Colbert hatte ihn durch einen Brief vom Römischen Hofe zu allen seinen Rechten wieder für tüchtig erklären lassen, dem zu Folge er ihn auch zum Prior des Klosters Joyenval bey St. Germain en Laye ernannte. Bey dieser zweyten Gunstbezeigung begann das Murren laut zu werden. Man beschloß in einer Provinzialversammlung, daß man sich auf dem grossen Rathe wider alle Päpstliche Breven in Sicherheit setzen wollte, die im Namen des Paters **Vertot** ausgefertigt worden wären; sie griffen dieselbe gerichtlich an, und würden sie für null und nichtig erklärt haben, wenn nicht der König während des Processes die Gnade gehabt hätte, öffentliche Befehle zu deren Vollstreckung und Einzeichnung ausfertigen zu lassen. Diese Formalität, die zwar seinen Stand befestigte, schaffte ihm deßwegen doch nicht mehrere Ruhe. Er hatte mitten in den gerichtlichen Klagen, und vielleicht aus Furcht vor dem Ausgange, heftige Kopfschmerzen bekommen, die sich sobald nicht legten; und, um sie los zu werden, war es nicht genug, daß er die Priorey von Joyenval aufgab; denn in welchem andern Hause hätte er nicht eben dergleichen Gelegenheit zur Unruhe und zum Verdachte zu finden geglaubt? Er begnügte sich daher mit einer blossen vom Orden abhängenden Pfarre, nämlich der Pfarre zu Croissy la Garenne, nahe bey dem Wasserwerke von Marly; und hier gelangte er, bey der Aufsicht einer ganz andern Art von Heerde, so weit, daß er mit den Pflichten eines treuen Hirten die Studien der schönen Wissenschaften und Geschichte verbinden konnte; welche ihm von zwey Freunden, die viel Geschmack besaßen, und sowohl seine Landsleute als Zeitgenossen waren, nämlich dem Abbé de St. Pierre und Herrn von Fontenelle, als ein Studium waren empfohlen worden, das sich für seine Gemüthsart am Besten schickte, und worin er es auch am Weitesten bringen würde, da er die Gabe besäße, sich sehr wohl auszudrücken und vortrefflich zu erzählen.

Hier verfertigte er auch sein erstes Werk: L'Histoire des Revolutions de Portugal, welches er im J. 1689 zu Paris drucken ließ, davon verschiedene Ausgaben gemacht wurden, und die hernach unter dem allgemeinen Titel: Revolutions, ansehn-

lich vermehrt auf's Neue an das Licht trat. Dieses Werk fand erstaunlichen Abgang, nicht nur, weil es gut geschrieben war, sondern auch, weil der an sich selbst wichtige Inhalt noch viel wichtiger in Ansehung des Verhältnisses zu seyn schien, welches derselbe, wie man sich einbildete, dereinst mit demjenigen haben konnte, was eben damahls in England vorgieng. Gleichwohl gestand der Verfasser, welcher sich hieraus ein Verdienst hätte machen können, ganz offenherzig: daß er Nichts weniger im Sinne gehabt, und daß, wenn ihn, ausser dem Vergnügen zu schreiben, noch Etwas anzöge, solches die Begierde sey, wieder in seine Provinz zurückzukehren, aus welcher er niemahls ohne Reue gegangen wäre. Hierzu nun fand er auch gar bald Gelegenheit; er vertauschte nämlich seine Pfarre zu Croissy mit einer andern im Lande Caux: und zu noch grösserm Glücke erhielt er nachgehends den gehörigen Erlaß für diese zweyte Pfarre, die ebenfalls noch vom Orden abhieng, um eine dritte anzunehmen, die ganz weltlich war, ansehnliche Einkünfte hatte, und vor dem Thore von Rouen lag. Da er nunmehr im Stande war, Bücher zu haben, so bekam er deren auch viel, und brauchte sie sehr wohl. Er schrieb: L'Histoire des Revolutions de Suede, welche er im J. 1696 herausgab, und mit so vielem Beyfall aufgenommen ward, daß man 4 oder 5 Auflagen davon nach einander machte, ohne daß man es gewagt hätte, ihnen eine neue Zeit vorzusetzen. Sie ward auch in verschiedene Sprachen übersetzt, und das Werk ward in Stockholm selbst so hoch gehalten, daß man vorgiebt: der Gesandte, welcher eben im Begriffe gewesen, nach Frankreich zu gehen, habe in seinen Vorschriften Befehl gehabt, sich mit dem Verfasser bekannt zu machen, und ihn durch ein Geschenk von 2000 Thlrn. dahin zu vermögen, daß er eine allgemeine Geschichte von Schweden schreiben möchte. Man setzt hinzu, daß dieser Gesandte, welcher unsern Vertot in Paris in den besten Gesellschaften, mitten unter den vornehmsten Leuten, zu finden geglaubt, mit Erstaunen erfahren habe, daß er nur ein Pfarrer in der Normandie sey, und der Gesandte daher einen solchen Bericht von seinem Geschäffte abgelegt habe, worüber der ganze Anschlag in's Stocken gerathen sey. Dem sey, wie ihm wolle, so erlangte dieser Normannische Pfarrer unvermerkt den Ruhm eines vortrefflichen Geschichtschreibers, und Eines der besten Schriftsteller. P. Bouhours, der sich gewiß darauf verstand, versicherte: er habe im Französischen Nichts gelesen, was in Ansehung der Schreibart jenen zwey Werken vorzuziehen wäre. Der Bischof Bossuet aber, welcher noch mehr im Stande war, davon zu urtheilen, sagte einstmahls zum Cardinal von Bouillon: das wäre eine zum Leben des Marschalls von Turenne geschnittene Feder.

Als es endlich dem Könige Ludwig XIV. gefiel, die Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften zu vermehren, und ihr diejenige Gestalt zu geben, welche sie durch den Befehl vom J. 1701 erhalten hat: so erinnerte sich der König auch

unseres Vertot's, und ernannte ihn aus eigener Bewegung zur Stelle eines beysitzenden Mitgliedes. Der Staatssecretär, Graf von Pontchartrain, meldete ihm diese Ernennung eigenhändig: und Vertot ward so viel mehr davon gerührt, je weniger er sich Solches versehen hatte; allein er gerieth in eine grosse Verlegenheit. Er mußte nach Paris kommen, sich hier niederzulassen, folglich seine Pfarre aufgeben, die ihm jährlich 3000 Livres einbrachte, darin sein ganzes Vermögen bestand, und die er auch nicht einmahl mit Vorbehalt eines Salars aufgeben konnte, weil ihm noch zwey Jahre Sitz und Dienst fehlten. In dieser Lage schrieb er an den Minister in den allgemeinen Ausdrücken der äussersten Erkenntlichkeit für die ihm erzeigte Ehre, und der größten Begierde, sie durch seine Arbeiten zu verdienen. Einige Zeit darauf wandte er sich an Einen seiner Freunde, von dem er wußte, daß er mit dem Grafen von Pontchartrain bekannt war, und schlug ihm, nachdem er seinen bekümmerten Zustand geschildert hatte, das Mittel vor, der Akademie regelmäßig alle halbe Jahre solche Arbeiten zu schicken, die, wie er schrieb, besser seyn sollten, als er selbst; bis er dereinst durch eine ausnehmende Geflissenheit eine Abwesenheit wieder würde gut machen können, die gewiß sehr wider seinen Willen wäre. Nach dieser Einleitung machte er den Entwurf zu einer neuen Geschichte von Frankreich, mit Münzen auf die vornehmsten Begebenheiten jeder Regierung begleitet; und sein Beschluß war dieser: daß er, um sich gänzlich den Wissenschaften zu überlassen, nur für sein Nothwendiges zu sorgen trachtete; bevor er sein Wohlleben auf diejenigen Gnadenbezeigungen bauen wollte, die er etwa von der Freygebigkeit des Prinzen erwarten könnte. Diese Vorstellungen thaten ihre Wirkung. Man wartete auf Vertot; er hielt Wort, und die akademischen Uebungen wurden seiner Anwesenheit gar bald gewahr. So oft es ihm möglich war, lenkte er dieselben auf Gegenstände aus der neuern Geschichte, die er sehr inne hatte; insonderheit auf die Französische, darin er besonders geübt, und für welche er sehr eingenommen war.

Wir lassen uns hier nicht in die Erzählung der Werke ein, welche er der Akademie, vom Ende des J. 1703 an bis zum J. 1726, geliefert hat; als die wiederhohlten Anfälle des Schlages und der Lähmung ihn ausser Stand setzten auszugehen und zu arbeiten. Dieses Verzeichniß würde gar zu groß werden, wenn wir auch nur bey den blossen Titeln stehen blieben; und es würde auch unnütz seyn, indem sie in die sechs ersten Bände der ausführlichen Schriften sorgfältig eingetragen worden sind. Wir wollen nur derer gedenken, welche er einzeln hat drucken lassen, und welche der Akademie eben sowohl zugehören: theils weil er Mitglied von derselben war, und sich auf selbigen allezeit so genannt hat; theils auch, weil er sie niemahls eher herausgegeben, als bis er sie der Prüfung der Akademie unterworfen, und die merkwürdigsten Stücke daraus in den öffent-

ichen oder besondern Versammlungen vorgelesen hatte. — Das erste Werk war sein Tractat von der Lehndienstbarkeit von Bretagne, 1710 gedruckt. Vertot hatte nicht ohne Bekümmerniß sehen können, daß der neue Geschichtschreiber dieser Provinz, indem er die Gedanken einiger seiner Vorgänger noch erweitert, sich nicht damit begnügte, gleich ihnen zu behaupten: daß die Französischen Könige vom ersten und zweyten Stamme gar keine rechtmäßige Gewalt über die Bretagner ausgeübt hätten; und daß ihre Abtretung, wie man sagte, von der Lehndienstbarkeit der Bretagner an die ersten Herzoge der Normandie ein bloßes Hirngespinnst sey: sondern, daß er auch an den Stellen, wo ihn die Menge der Beweise wohl gezwungen, eben diese Könige für Herren und Beherrscher der Bretagner zu erkennen, recht mit Fleiß ihre Macht und die Ueberlegenheit ihrer Waffen herausstreicht, gleich als ob dieses ihr einziges Recht darauf gewesen wäre; und daß er, da die Bretagner, bey Gelegenheit irgend eines bürgerlichen Krieges, den Königen den Dienst und die gewöhnlichen Abgaben versagt, diese kurzen Empörungen Zeiten der Freyheit nennt; und von ihren verschiedenen Rädelsführern, die oftmahls aus dem niedrigsten Pöbel geboren gewesen, als von so vielen großmüthigen Prinzen redet, welche ihr Leben in die Schanze geschlagen, um die Ketten des Volkes zu brechen. Es hatte bereits fast vor einem Jahrhundert Nicolaus Vignier, ein berühmter Schriftsteller, sich wider dieses historische Paradoxon gesetzt. Vertot aber zeigte dessen Blendwerk noch deutlicher; jedoch würde er diesen critischen Streit gewiß in dem Innersten der Akademie haben ruhen lassen, wenn sich nicht eine ungestaltete Abschrift seiner Handschrift ausgebreitet hätte, und wenn nicht der Vorwand so vieler Vorreden, in Ansehung seiner, eine gewisse, obwohl altfränkische Wahrheit gewesen wäre. Verschiedene Schriftsteller verbanden mit diesem Tractat von der Lehndienstbarkeit noch einige besondere Abhandlungen, zum Vortheile der Meynung Vertot's. Jedoch das war es nicht, was er am Meisten wünschte, sondern eine gewisse Antwort, die man gleich Anfangs als todtschlagend ankündigte, und welche gar nicht zum Vorschein kam, oder doch wenigstens auf zwey Skarteken hinaus lief; davon die wichtigste, die unter dem Namen eines Freundes des Bretagnischen Geschichtschreibers herauskam, und voll von seinem Lobe war, am Ende für dessen eigene Arbeit erkannt wurde. Der Pater le Long brachte diesen Umstand in seiner Bibliothek der Französischen Geschichtschreiber an's Licht; und Vertot genoß diesen letztern Vortheil in aller Gelassenheit, als die Bewegungen, welche sich in Bretagne ereigneten, ungeachtet sie von der dasigen Regierung glücklich gedämpft wurden, ihn von Neuem anfeuerten. Er war versichert, daß das Vorurtheil oder auch die Bosheit der neuern Geschichtschreiber dieser Provinz hinreichend sey, den Samen der Unabhängigkeit und Aufwieglung darin zu erhalten. Da er nun dergleichen Vorurtheile daselbst stören wollte, die der Ruhe des

Volkes so schädlich, als der Wahrheit der Geschichte zuwider sind: so verfertigte er einen vollständigen Tractat von der Niederlassung der Bretagner in Gallien; und erfüllte Alles, was man nur verlangen konnte; es sey in Ansehung der ursprünglichen Oberherrschaft der Könige von Frankreich über ganz Bretagne, oder in Ansehung der ursprünglichen Unterwürfigkeit der ersten Bretagner, welche einen Theil des Armorischen Gebietes einnahmen. Dieß Werk nun wurde im J. 1720 gedruckt, und es kam Nichts mehr dagegen heraus.

In der Zwischenzeit des Tractats von der Lehndienstbarkeit von Bretagne, und des Werks der Niederlassung der Bretagner in Gallien, beschäfftigte er sich mit einer Arbeit, die, wo nicht nützlicher, doch weitläuftiger und seinem Geschmacke gemäßer, für die Litteratur aber viel nutzbarer war. Er schrieb nämlich die Histoire des Revolutions de la republique Romaine, die 1719 in 3 Bänden an's Licht trat. (Wieder aufgelegt, Lond. 1799. gr. 8.) Das Meisterstück des Verfassers. Vertot war von seinem Gegenstande so durchdrungen, daß man ihn bey den Vorlesungen von einigen Stücken seines Werks, welche er in der Akademie der Inschriften hielt, mit der Mutter des Coriolan's, die ihren Sohn fußfällig um Barmherzigkeit anfleht, Thränen vergießen sah. Nach dem Beyspiel der guten Geschichtschreiber des Alterthums mahlt Vertot seine Personen, nicht dadurch, daß er einzeln stehende Portraits von ihnen entwirft; sondern daß er sie handeln läßt. Wir bemerken auch dieß: daß also der grosse Beyfall des Werks nicht von der Neuheit der Materie herrührte; und daß dieß hauptsächlich die Ursache war, welche den Malteserorden, der schon eine grosse Menge Geschichtschreiber und fast in allen lebendigen Sprachen gehabt hatte, bewog, die Augen auf ihn zu richten; damit er sie alle in Eines verarbeiten und diesen herrlichen Jahrbüchern eine neue Gestalt geben möchte. Dieses übernahm er, und der Großmeister ließ sogleich ein Schreiben voller Hochachtung und Erkenntlichkeit an ihn ab. Er fügte diesem das Ordenskreuz bey; der Gesandte übergab ihm Beydes in eigener Person: und der Großprior von Frankreich ertheilte ihm die Comthurey von Santeny.

Die Verfertigung seiner Histoire des Chevaliers Hospitaliers de St. Jean de Jerusalem, appellés depuis Chevaliers de Rhodes, et aujourdhui Chevaliers de Malthe, in 15 Büchern abgetheilt, und in 4 Quartbänden bestehend, erforderten viele Zeit: und das für ihn eingenommene Publicum ließ ihm diese nicht. Man hätte gern alle Augenblicke wissen mögen, wie weit er wäre, wenn er fertig werden, und wenn er den Druck anfangen lassen würde? Endlich erfuhr man es, und sogleich beschwerte man sich nur über die Langsamkeit des Drucks: es ist aber auch wahr, daß die Buchhändler zwey Ausgaben auf Einmahl veranstalten ließen *), und daß diejenige, welche sie für

*) Sie erschienen zu Paris 1726 u. 1728. in 4 Bänden in 4. Eine neuere Ausgabe trat zu Amsterdam 1732. in 5 Bänden in 12. an's Licht.

auswärtige Länder bestimmt hatten, nicht hinreichen wollte, so stark sie auch war.

Wir dürfen nicht vergessen, daß unter dem Drucke dieses Werks der Herzog von Orleans, dessen Hofstaat eben eingerichtet ward, bey selbigem unserm Vertot die Stelle eines Dolmetschers gab, ihn in dem Königlichen Palaste wohnen ließ, und ihn sogleich nach seiner Vermählung zum Secretär der Verordnungen der Herzogin von Orleans ernannte.

So waren die Annehmlichkeiten und Vortheile beschaffen, welche ihm die besondere Gabe, eine gute Geschichte zu schreiben, zuzog. Wir sagen nicht das Glück: weil, da er sogar sein väterliches Erbtheil dem Kloster aufgeopfert, es wohl nicht glaublich ist, daß er jemahls nach etwas Mehrerm gestrebt habe, als nach einem Leben ohne Unruhe und Mangel des Nothwendigen. Was aber die Ehre des Geistes betrifft, die für alle Stände gehört, und deren Erlangung einem Menschen nicht anders, als nützlich seyn kann: so sträubte er sich so wenig dagegen, daß er vielmehr Alles that, wodurch er sie sich erhalten konnte. Nie ist ein Schriftsteller aufmerksamer gewesen, edle und erhabene Gegenstände zu erwählen, welche fähig wären einzunehmen und zu rühren. Die Schönheit und Reinheit seines Ausdrucks stimmen mit der edlen Beschaffenheit seiner Materie überein. Er stellt sie mit grosser Deutlichkeit dar, und die Erzählung der Umstände scheint sie mehr zu verschönern, als zu überladen. Er drückt die verschiedenen Charactere mit sichern, starken und deutlichen Zügen aus, welche die Seele selbst schildern. Seine lebhaften und beseelten Beschreibungen reissen den Leser dahin; man zieht selbst mit dem Kriegsheere, welches er in Bewegung setzt, und man nimmt, wie er es haben will, entweder am Siege Theil, oder man seufzet über das Geschick der Ueberwundenen.

In seiner **Geschichte von den Revolutionen in Portugal** stellt er eine Monarchie dar, welche fast seit einem Jahrhundert von einem mächtigen Könige unterwürfig gemacht worden, die gehorsamste Provinz aller seiner Staaten zu seyn scheint, und in einem einzigen Tage ihr Schicksal verändert. Diese Unternehmung ist ein Geheimniß, welches so zu reden, einem ganzen Volke anvertraut worden ist; und dennoch an keinem Orte ausbricht: die Ausführung derselben aber, die durch tausend Zufälle unterbrochen werden kann, gelingt allenthalben gleich gut. Es ist eine allgemeine Feuersbrunst, welche aus der Hauptstadt schleunig bis an die Gränzen dringt, ja bis über das Meer eilt.

In seiner **Geschichte von den Revolutionen in Schweden** sieht man einen unglücklichen und vertriebenen Prinzen, welcher aus dem Innersten der Berge und dunkeln Bergwerke, die ihm zum Aufenthalte dienen, in den Herzen ihrer ungebildeten Einwohner eine solche Liebe zu Ruhm und Freyheit anfacht, daß er sich auch an ihrer Spitze einen Weg zum Throne eröffnet, und sich von der Anhänglichkeit losmacht, in welcher

das Ansehen des Senats, die Eifersucht der Grossen, und die Gefahr der Geistlichkeit, die Könige, seine Vorfahren, gehalten hatte. Er macht eine Wahlkrone erblich, verändert sogar die Religion des Landes, und stirbt allgemein bedauert, nachdem er ohne Lieblinge regiert, ohne Staatsdiener geherrscht, und ohne Feldherren gesiegt hatte.

Rom ist gewissermaßen der Palast der Geschichte für den Schriftsteller seiner Veränderungen. Die Vorfälle sind darin mit ausnehmender Kunst vertheilt; mit einer noch grössern Kunst schildert er einen Jeden, mit den ihm eigenen Farben, und setzt ihn in sein gehöriges Licht. Man glaubt, man sey wirklich in den Versammlungen des Senats und Volks, auf dem Marsfelde, oder am Ufer der Tiber zugegen. Rom scheint mächtig zu seyn, so lange es sich aus seiner Armuth eine Ehre macht, und so lange der Dictator, so gut als der Soldat, nur von dem kleinen Stückchen Felde leben, welches sie mit eigenen Händen bauen: man vermuthet aber Roms Untergang, sobald es als Beherrscherin der Welt alle Schätze in seinem Schoosse zusammenfliessen sieht.

Die Geschichte von Malta, in der man so viele ächt Römische Thaten findet, erforderte keine minder geübte Feder sie zu beschreiben. Allein die Gottesfurcht heiligt in selbiger den Heldenmuth: und eben in dieser Absicht führt der vorsichtige Geschichtschreiber auf eine so glückliche Weise Alles, was er von einem Orden sagt, den die christliche Liebe hervorgebracht hat, den die Ehre des christlichen Namens und die Vertheidigung der heiligen Oerter wider die Ungläubigen gewaffnet hat; ja der, da er allezeit ihren barbarischen Anfällen ausgesetzt ist, die friedfertigen Tugenden der Religion zu vereinbaren weiß, auf den höchsten Heldenmuth in Gefechten hinaus.

Als Vertot einige einzelne Stücke von dergleichen Werken in die Akademie brachte, so entdeckte man gar bald noch eine andere Quelle ihrer Stärke und Schönheit. Kaum hatte er einige Seiten davon gelesen, so vereinigte er sich unvermerkt mit seinem Inhalte: er selbst trat wirklich an die Stelle des Helden; er überließ sich der ganzen Wuth seiner Tapferkeit, und es vergieng ihm sogar der Athem. Nicht weniger theilnehmend war er bey sanften Zügen der Menschheit; wie wir ihn denn oben mit Coriolan's Mutter zu den Füßen ihres Sohnes Thränen vergießen sahen. Ist es nun leicht, die Zärtlichkeit und das Vertrauen der Menschen durch den Zusammenhang angenehm ersonnener und vorgetragener Begebenheiten zu überraschen; was muß denn nicht die Erzählung wichtiger Vorfälle für einen Eindruck in ihnen machen, die allgemein für wahr erkannt, und so zu reden, noch voll desjenigen Lebens sind, welches ein Verfasser, der selbst davon ganz durchdrungen ist, allgemein vermögend ist, ihnen zu ertheilen?

Was vielleicht eben so würdig wäre, angemerkt zu werden, ist dieses, daß Vertot fast 45 Jahre verlebt hatte, als er die

erste Geschichte schrieb, welche er in die Welt gehen ließ; und daß er mehr als 70 Jahre alt war, als er die Geschichte von Malta verfertigte, mit welcher sich sein gelehrter Lauf geschlossen hat. Nach diesem hat er noch 9 volle Jahre gelebt, aber mit so vielen Beschwerlichkeiten behaftet, und in solcher Verschmachtung des Leibes und Gemüthes, daß Nichts als die ungemeine Gewohnheit zu arbeiten ihm dann und wann noch neue Anschläge darbot; z. B. die Revolutionen von Carthago, und die Geschichte von Pohlen, davon er oft redete. Man stellte ihm vor, daß er ja nicht im Stande wäre, weder zu lesen, noch zu schreiben: er antwortete aber, er hätte genug gelesen, daß er auch aus dem Gedächtniß aufsetzen; und genug geschrieben, daß er Jemand in die Feder dictiren könnte. Alle solche Einfälle aber verschwanden einen Augenblick hernach: und die einzigen hinterlassenen Werke, welche man von ihm hoffen konnte, waren einige Geschlechtsregister, und die Gesandtschaften des Anton, Franz und Aegidius von Noailles an verschiedene Höfe in Europa, unter den Regierungen Heinrich's II. Franz II. Carl's IX. und Heinrich's III. Diese hatte er in den ersten Jahren geschrieben, da er nach Paris kam, und nach den Originalnachrichten, welche ihm von dem Noaillischen Hause, dem er ungemein ergeben war, waren mitgetheilt worden, aufgesetzt.

Ein ausführliches Werk von ihm ist noch zu Haag im J. 1737 besonders gedruckt worden, nämlich eine vollständige Abhandlung über den Ursprung der Grösse des Römischen Hofes, und über die Ernennung der Erzbischöfe und Aebte in Frankreich.

Dieser unermüdete Schriftsteller kann wohl als der Französische Quintus Curtius betrachtet werden. Er hat einen glänzenden und fliessenden Styl, und eine lebhafte und sinnreiche Erzählung. Er versteht die Kunst, den Leser anzuziehen, und für seine Personen zu interessiren, hat aber nicht genug gründliche Kenntniß der Menschen und der Angelegenheiten.

Er starb am 15. Juny 1735, in einem Alter von beynahe 80 Jahren.

S. Notice sur la Vie et les Ouvrages de *René Auber de Vertot*, A Paris 1795. gr. 8. Gesch. der K. Akad. der schönen Wissensch. zu Paris, Th. 6. S. 437. und Lambert's gel. Geschichte der Regierung Ludwig's XIV. Bd. 2. S. 158.

Vertue, Georg, ein trefflicher Alterthumskenner und angesehener Kupferstecher, ward zu London 1684 geboren.

Nachdem er bey einem Lehrmeister, der Bankerut machte, und England verließ, vier Jahre gelernt, und sieben Jahre bey Vandergucht, dem Vater, gearbeitet hatte, fieng er an im J. 1709 für sich selbst zu arbeiten; ward Einer von den ersten Mitgliedern der 1711 gestifteten Mahlerakademie, und zeichnete sich, unter dem Schutz von Kneller, Lord Somers, und der

Grafen von Oxford und Winchelsea, durch in Kupfer gestochene Gemählde aus. Schon sehr frühzeitig ward er vom Prior gepriesen, der in seinen Gedichten ihn mit Kneller'n vereinigte. Bey der Wiederherstellung der Gesellschaft der Alterthumsforscher 1718 ward er zu ihrem Kupferstecher ernannt, und besorgte ihre Kupferstiche bis an seinen Tod. Er versah die Oxforder Kalender von 1723 bis zu seinem Ende mit Kupfern, und zierte sie durch Vorstellungen von öffentlichen Gebäuden und historischen Begebenheiten. Die Besuche, welche er bey den meisten Bildergallerien des hohen Adels und bey den Universitäten ablegte, um daselbst Bildnisse von berühmten Engländern aufzusuchen, brachten ihn auf den Einfall, eine grosse Menge derselben, wie auch historische Gemählde, in Kupfer zu stechen. Der Tod seines letzten Gönners, des Prinzen von Wallis, und seine abnehmende Gesundheit, machten 1756 einem Leben ein Ende, das in unablässigem Fleiße und Eifer, Brittische Alterthümer aufzusuchen, und zu erhalten, zugebracht war.

Gilpin sagt, in seinem Versuche über Kupferstiche, von Vertue: „er war ein trefflicher Alterthumskenner, aber kein Artist; er copirte mit mühsamer Genauigkeit in einer trockenen unangenehmen Manier, ohne Kraft oder Freyheit: in seiner ganzen Sammlung von Köpfen kann man kaum ein halbes Dutzend finden, die gut sind." Dieses Urtheil scheint kaum, oder wenig, übertrieben zu seyn, in's Besondere wenn man bedenkt, daß Vertue sich so sehr auf Kupferstiche von Köpfen gelegt habe; und da wir über 500 Köpfe von ihm haben, so hätte man erwarten sollen, daß er in dieser Kunst würde weiter gekommen seyn.

S. Anecdoten von d. berühmtest. Großbritann. Gelehrten, Bd. 1. S. 321.

Vestner, Andreas, ein berühmter Medailleur, der Sohn des folgenden Georg Wilhelm Vestner's, war Churfürstlich Bayerischer und Bischöflich Würzburgischer Hof- und Kammer- auch Reichsstadt-Nürnbergischer Medailleur, wie sein Vater, geboren am 5. September 1707.

Er erlernte die Kunst bey seinem Vater, unter dessen Direction er auch von 1720 bis 1726 viele Medaillen verfertigte. Von 1726 bis 1740, an seines Vaters erfolgten Tod, nahm ihn derselbe zum Gefährten seiner Kunst an, von welcher Zeit an er wohl die meisten Stücke, wiewohl unter des Vaters Namen, mag verfertigt haben.

Er starb am 12. März 1754, nachdem er sehr Vieles, und darunter das Meiste für fremde Herrschaften, gearbeitet hatte.

Es ist die Frage, wie sich Vater und Sohn auf ihren Medaillen ausgedrückt haben? Da Andreas Vestner, seit 1726 mit dem Vater in Compagnie stand, so ist sicher zu schließen, daß alle Medaillen von 1726 — 1740, darauf V. oder Vestner ohne etwas Weiteres steht, dem Sohne Andreas Vestner zuzuschreiben sind. Hat er aber seinen Namen nicht darauf gesetzt, so

mag er Solches aus kindlicher Ehrerbietung gethan haben; denn der Buchstabe V. und das Wort Vestner kann Beyde bedeuten. Findet man aber einige Stücke vor des Vaters Tode, darauf er sich ausdrücklich, entweder mit A. V. oder Vestner junior ausdrückt, so mag es seine Ursachen gehabt haben, warum Solches geschehen; und ist besonders die Medaille von 1723, die er im 16. Jahre seines Alters, vielleicht als sein erstes Probestück verfertigt, hierher zu rechnen. Nach des Vaters 1740 erfolgtem Tode aber hat er sich auch nur mit V. oder Vestner ausgedrückt.

S. Köhler's Münzbelustigungen, Th. 9. S. 137. (wo aus Versehen anstatt Georg Wilhelm nur Georg Vestner steht), Th. 19. S. 130. und Sammlung berühmter Medailleurs und Münzmeister, S. 128.

Vestner, Georg Wilhelm, Churbayerischer, Fürstbischöflich Würzburgischer und Reichsstadt-Nürnbergischer Medailleur und Münzgraveur, der Vater des Vorhergehenden, geboren am 1. September 1677 zu Schweinfurt, wo sein Vater ein Lebküchner war; weßwegen er das seiner Profession nöthige Formschneiden zu den Lebkuchen erlernte. Nach Füeßli lernte er bey J. Daniel Preißler die Zeichenkunst, und weil er vorhatte, sich auf das Stahlschneiden zu legen, fuhr er bey Metzner, einem geschickten Bildhauer, in dem Fleiße fort. Endlich unterrichtete ihn sein mütterlicher Anverwandter oder Vetter, ein Medailleur, Namens Uhl zu Schweinfurt, in der Kunst, Medaillen zu schneiden: das seiner nicht aufgegebenen Profession nöthige Formschneiden zu den Lebkuchen mag ihm Gelegenheit gegeben haben, sich auf das Medaillenschneiden zu legen.

Im J. 1701 befand er sich, wegen des Medaillenschneidens, bey dem Bischofe von Chur. Im J. 1704 erhielt er den Ruf nach Berlin, auch an den Weimarischen Hof; schlug aber Beydes aus, und nahm hingegen die Stelle eines Medailleurs zu Nürnberg an. Er trieb hierauf in Nürnberg die Lebküchnerey, nebst dem Medaillenschneiden, welches ihm aber der Münzwardein Lauffer nicht gestatten wollte; allein Vestner erhielt 1728 ein Kaiserliches Privilegium, Medaillen in seinem Hause prägen zu dürfen, worauf er die Lebküchnerey gar aufgab.

Schon im J. 1720 wurde er Bischöflich-Würzburgischer, und 1732 Churbayerischer Hof- und Kammermedailleur.

Seine Arbeit besteht in unzählig vielen Stücken von allerley Grössen, an welchen man besonders die ungemeine Aehnlichkeit der Portaite bewundert, welche Vestner durch eine von Remond Falz erfundene, und zu seiner Zeit noch nicht aller Orten bekannte Kunst zu Stande brachte. Er besaß eben sowohl, als Falz, die Kunst, erhaben in Stahl zu schneiden.

Sein Tod erfolgte am 24. November 1740.

S. Ebendaselbst, und Allgem. Künstlerlexicon, S. 685. Lochner's Sammlung merkwürdiger Medaillen, Bd. 4. Vorrede

und S. 238. 385. Bd. 5. S. 353. Bd. 7. S. 321. 345. 393. 401. 409.

Viani, Johann (Giovanni), und Viani, Dominicus Maria, Vater und Sohn, Beyde berühmte Mahler. Ersterer aber, geboren im J. 1636, ist berühmter, als der Sohn: er war ein Zeitgenosse des Pasinelli, und Schüler des Flaminio Torri. Seine vortreffliche Zeichnung, seine Genauigkeit im Nachahmen, und zuletzt sein ungezwungenes freyes Wesen, womit er seine Werke ausführte, erheben ihn unter die ausgezeichnetesten Männer, welche die Bolognesische Schule hervorgebracht hat. Vorzüglich nahm Viani den Guido Reni zum Vorbild, und bestrebte sich bald diesen, bald den Torri zu erreichen. Unter den vielen Gemählden, welche dieser Künstler vollendet hat, und die den Kirchen, worin sie aufbewahrt werden, zur größten Zierde gereichen, müssen wir vorzüglich diejenigen ausheben, welche sich unter dem Porticus der Serviten befinden, und wetteifernd mit Cignoni und Anderen gemahlt worden sind. Hier hat er sich ohne Zweifel selbst übertroffen. Er starb 1709.

Aus seiner Schule giengen mehrere Künstler, unter Anderen sein eigener Sohn Domenico Maria, der Historienmahler, hervor. Dieser, geboren im J. 1668, studierte unter der Leitung seines Vaters die Werke der Carracci, besuchte darauf Venedig, um sich mit den Meistern jener Schule bekannt zu machen, und begab sich endlich nach Bologna wieder zurück, woselbst er einen Bogen unter dem Porticus der Serviten mahlte, der mit ungetheiltem Beyfall aufgenommen wurde. Er übernahm auch für das Haus Rotta einen Jupiter und eine Ceres zu mahlen, welches Bild unter seine vorzüglichsten gehört. Er starb im J. 1711. S. Vita di Domenico Maria *Viani*, Pittor Bolognese, Bologna 1716. 8. Der Verf. dieses Lebenslaufes ist Giuseppe Guidalotti Franchini.

S. Fiorillo's Geschichte der zeichnenden Künste, Bd. 2. S. 647.

Viani, Pater, ein berühmter Mann des Servitenordens, in welchen er in seinem 19. Jahre trat.

Er ward 1690 zu Saluzza geboren. Das theologische Studium trieb er in dem Orden mit unausgesetztem Eifer, erwarb sich dadurch allgemeine Hochachtung, schwächte aber durch allzuvieles Studieren seine Gesundheit. Auch von der Philosophie war er ein grosser Freund, lehrte dieselbe an verschiedenen Orten, und übte sich in den Aufgaben der Cosmographie. Um das J. 1720 reiste er in Angelegenheiten des Römischen Hofes nach China, und im J. 1740 wurde sein Tagebuch über diese Reise unter dem Titel: Istoria delle cose operate nella China, gedruckt.

Er starb aber schon 1738 zu Neapel.

Man hat von ihm Prolegomena über die Theologie, welche

zu Modena herausgekommen, und mit Anmerkungen aus der Chronologie, Kirchengeschichte und Geographie der Schrift versehen sind.

S. Ladvocat, Th. 8. S. 873.

Vicq d'Azyr, Felix, Doctor regens der medicinischen Facultät zu Paris, Professor der Anatomie, Mitglied der Französischen Akademie, der Akademie der Wissenschaften, beständiger Secretär und Stifter der Societät der Medicin, ordentliches Mitglied der Akademie der Chirurgie, und Leibmedicus der letzten Königin, geboren am 28. April 1748 zu Vire in der ehemahligen Nieder-Normandie, und gestorben zu Paris am 20. Juny 1794, in einem Alter von 46 Jahren.

Als Arzt und Anatomiker hat er sich berühmt gemacht, und wegen seiner ausgezeichneten Talente erhielt er in einem Alter von kaum 25 Jahren die Stelle des berühmten Petit. Er hat sich auch ausser der Medicin und in's Besondere in der Anatomie in mehreren Theilen der schönen Litteratur hervorgethan, und unter den Aerzten in Paris war er vielleicht der Einzige, welcher mit dem, was die Ausländer von Zeit zu Zeit in der Anatomie und Medicin Neues entdeckten, bekannt war. Die von ihm bey der Akademie der Wissenschaften und bey der Societät der Medicin vorgelesenen und zum Theil gedruckten Eloges werden mit Recht als Muster einer reinen und schönen Sprache empfohlen.

Von seinem grossen anatomischen Werke: Traité d'Anatomie et de Physiologie avec des Planches coloriées representant au Naturel les organes de l'Homme et des Animaux, davon bey seinem Leben fünf Lieferungen herauskamen, zu mehreren Lieferungen aber sowohl die Kupferplatten gestochen, als auch die Beschreibungen im Manuscript sich unter seinem Nachlasse gefunden, hat die Nation den ganzen Vorrath an sich gekauft. Eine seiner letzten Arbeiten war eine genaue Zergliederung eines Afrikanischen Nasehorns, das ehemahls in der Menagerie zu Versailles sich befand. Eine Hauptschrift von ihm ist noch: La Medicine des Bêtes à cornes publiée par ordre du Gouvernement, 1781. 2 Voll. 8.

S. Salzburg. medicinisch-chirurg. Zeit. J. 1798. und Ersch France litteraire, T. III. p. 384.

Victoria, Vicente, ein berühmter Spanischer Mahler, aus Valencia gebürtig.

Er begab sich nach Rom, wo er die Mahlerkunst bey Carl Maratti studierte. Er war besonders in Portraiten, in der Kenntniß der Symmetrie und Anatomie, welche er sehr genau beobachtete, stark. Ueberhaupt war er in Nachahmung der Natur ganz vortrefflich: er mahlte zum Beyspiel einen Tisch, auf welchem Papier, Zeichnungen und andere Kleinigkeiten lagen, so natürlich, daß selbst der Hofmahler des Königs Philipp V.

Velasco, wie er in dem Buche, welches unser Führer ist, ausdrücklich sagt, betrogen wurde. Er mahlte in Fresco die Kuppel der Kapelle des heiligen Petrus de la Seu, ferner die Kuppel einer Kapelle im Profeßhause. Er schrieb ein Buch, welches er in Italienischer Sprache an's Licht treten ließ: Osservazioni sopra il libro della Felsina pitrice, in welchem er seine Gelehrsamkeit und grosse Kenntniß in der Kunst und in den schönen Wissenschaften, desgleichen das Edle seines Genies zur Vertheidigung Raphael's, des Annibal Carracci, und ihrer Schulen, mit seiner grossen Geschicklichkeit zu radieren zeigte. Er schrieb in derselben Sprache: L'Historia pitoresca. Velasco weiß nicht, ob er solches zu Rom herausgegeben hat, woher er 1700 zurückkam.

Ueberhaupt war Victoria in aller Art von Gelehrsamkeit bewandert, besonders aber in den schönen Wissenschaften, und in der Historie, in Kenntniß der Steine, Medaillen, Münzen und anderen Alterthümern, weßwegen er auch vom Papste zum Antiquarius, mit einem beträchtlichen Gehalte, ernannt wurde. Er verstand die Italienische Sprache nebst der Castilianischen vollkommen, in welchen er auch verschiedene Abhandlungen geschrieben hat. Er war zugleich Hofmahler des Großherzogs von Toscana, welcher sein Portrait in seinem Museum aufstellen ließ.

Er starb zu Rom 1712 in seinem 54. Jahre.

S. Velasco's Leben aller Spanischen und fremden Mahler 2c. S. 337.

Vien, Joseph Maria, dieser grosse Französische Künstler, den man als den Vater der neuen Französischen Mahlerschule ehrt, kam zu Montpellier am 18. Juny 1716 auf die Welt, und hatte in seiner zarten Jugend eine so schwache Gesundheit, daß ihn seine Aeltern von dem Studium der Künste abzuhalten suchten. Er überwand jedoch alle Schwierigkeiten, und wurde in Rivalz's Schule geschickt; von Rivalz (ob von Antoine Rivalz, oder von seinem Sohne, dem Cavalier Rivalz?) lernte er die ersten Anfangsgründe der Zeichenkunst. Obgleich Vien noch nicht nach dem Nackten gezeichnet hatte, so wagte er es dennoch, in seinem 24. Jahre, 1741, nach Paris zu gehen, und sich um den grossen von der Königlichen Akademie angesetzten Preis zu bewerben, der ihm auch im J. 1742 zuerkannt wurde. In Paris fand er die Mahlerey fast ganz entartet. Das Studium der Natur und Antiken war vergessen; man mahlte nach Willkühr, aus dem Gedächtniß, aus der Phantasie. Vien kehrte zum Studium der Natur zurück, wählte diese und die Antike zu seinen Führern. Er entzückte durch die Wahrheit seiner Darstellungen, und gab dem verwilderten Geschmack die wohlthätige Reinheit. Sein Gemählde, das er der Akademie überreichte, stellt die Pest der Israeliten unter der Regierung des Königs David dar, und war eine neue, merkwürdige Erscheinung, welche die schönste Morgenröthe für die Französische Kunst verkündigte.

Vien unternahm hierauf eine Reise nach Rom, wo er die
blichen Denkmahle der Antike und die edelsten Meisterwerke
:te, und sich einen eigenthümlichen, originellen Styl bil
Die Zahl seiner Arbeiten ist unübersehbar; und er gab
um Spottpreise weg. Man hätte von ihm sagen können
hte mehr daran, Etwas zu mahlen, als Etwas zu leben
ben.

Da sich Vien nur das Edle und Grosse zum Muster gestellt
, so mußten die Arbeiten, welche er im J. 1753 zur Bew
ng der Akademie lieferte, die manierirten und leeren Mach
seiner Zeitgenossen weit übertreffen, und ihm das Ansehen
Reformators der Französischen Schule verschaffen. Eines
besten Gemählde stellt die heil. Martha, Maria Magdalen
hren Bruder Lazarus und den heil. Maximinus dar, welche
tlich von den Römern aus Jerusalem vertrieben werden.
npfiehlt sich durch eine edle Einfalt und einen erhabenen
, der an die Schule der Carracci erinnert. Ein gleiches
verdient ein anderes Gemählde von ihm, ein Eremit, der
ner anmuthigen Landschaft schläft, wegen des frischen Far
ns, der richtigen Zeichnung, und der treuen Nachahmung
Natur. Dieß Gemählde entstand auf eine sonderbare Weise.
Vien im J. 1750 zu Rom einen Fuß nach der Natur mahlte,
ente ihm ein Eremit als Modell, der aber, während Vien
ete, einschlief. Die Lage dieses Mannes, die eigene Be
nung und Mehreres waren so mahlerisch, daß Vien eine
e entwarf, und sie in acht Tagen auf's Meisterhafteste mit
n in's Grosse ausführte. Das Gemählde wurde von dem
ster, der die Aufsicht über die Gebäude hatte, für den Kö
en gekauft, und ist jetzt in der Gallerie des Senats. Bey
Ausstellung im J. 1753 sah man ebenfalls von ihm ein
s Gemählde, die heilige Jungfrau, welche von einigen
n bedient wird, das ihm sehr geglückt ist, und eine bezau
e Süssigkeit hat.

Obgleich alle diese Werke bey ihrer Erscheinung viel Auf
samkeit erregten, und bey Vielen Beyfall fanden, so mißfin
e dennoch dem grossen Haufen, der an dem kunstreich zu
engesetzten, glänzenden und unkeuschen Bildern eines Bou
hieng. So wurde auch sein heil. Dionysius, ein vortreffl
Bild, das er für die Kirche der heil. Genoveva, der
spatronin, zu Paris, gemahlt hatte, einem elenden Ge
e von Doyen nachgesetzt. Allein die unerschütterliche Con
z, womit Vien seine Grundsätze immer weiter durchführte,
die zahlreichen Jünglinge, welche von Rom zurückkehrten,
er Meisterschaft desselben volle Gerechtigkeit wiederfahren
, verschafften ihnen endlich Eingang und allgemeine Be
rung. Ausser den bereits erwähnten Gemählden mahlte
einen Jcarus und Dädalus, den er der Akademie für
Aufnahme überreichte, und der durch Wahrheit und edle
ung, durch Harmonie im Ton der Farben, und eine lieb

sche Disposition der Schatten und Lichter sich auszeichnet. Allein in keinem Werke hat er das ganze Vermögen seines Geistes so offenbart, als in dem heiligen Bischofe Dionysius, der den Galliern das Evangelium predigt, und in der Kirche des heil. Roch zu Paris aufbewahrt wird. Der Heilige steht erhaben auf den Stufen eines heidnischen Tempels; vor ihm befinden sich die Gallier, in deren Zügen Bewunderung, Rührung und Eifer, die neue Lehre anzunehmen, auf das Mannichfaltigste und Meisterhafteste ausgedruckt sind. Dieß Werk, das über 21 Fuß hoch und 12 Fuß breit ist, erscheint in einem erhabenen Styl und im Character der Schüler der Carracci. Auch wurde es im J. 1774, als man es zum ersten Mahl im Saale des Louvre ausstellte, mit jubelndem Beyfall aufgenommen. Ein anderes Bild von Vien, das gleichfalls einen grossen Ruhm verdient, stellt den Julius Cäsar dar, der zu Gades (Cadix) landet, im Tempel des Hercules eine Statüe von Alexander findet, und sein Schicksal betrauert, daß er in einem Alter, worin dieser Held schon mit Ruhm bekrönt war, noch unbekannt sey. Dieses kostbare Gemählde kam in den Besitz des Königs von Pohlen. Die Einweihung der Ritterstatüe von Ludwig XV. welche Vien um eben diese Zeit mahlte, hat auch ein ausgezeichnetes Verdienst, und trug sehr Viel dazu bey, den guten Geschmack in Frankreich zu begründen.

Bey seiner Heimkunft in Paris errichtete er eine Mahlerschule, die von 1750 bis 1775 eine Dauer von 25 Jahren hatte, und die Französischen Künstler zum bessern Geschmack zurückführte. Die Menge seiner Schüler, unter welchen Meister ersten Ranges, z. B. David, Regnault, glänzen, ist unzählbar: sie ahmten seinem Beyspiele nach. Die Regierung ernannte ihn 1771 zum Director der Eleven, die auf Staatsunkosten nach Rom gingen, ihre Talente zu entwickeln. Nachdem er alle Stellen bey der Königlichen Akademie zu Paris, als Professor, Rector und Director, verwaltet hatte, so wurde er im J. 1775 zum Director der Französischen Akademie zu Rom ernannt, und bekleidete diese Würde bis zum J. 1781, worauf ihn der König mit dem Kreuze des heil. Michael beehrte, und nach Pierre's Tode im J. 1789 zu seinem ersten Mahler erwählte. Durch die Revolution verlor er seine Stelle und beträchtlich an seinem Vermögen. Nach derselben wurde er ein Mitglied des Erhaltungssenats, und genoß noch als 90jähriger Greis die vollkommenste Gesundheit, und die allgemeine Achtung aller seiner Schüler, und der ganzen neuen Französischen Schule. Noch im spätesten Alter blieb er der Kunst treu. Sein Genius schien sich nur zu verjüngen. Den Abschied Hector's und Andromache's mahlte er im 75., Helenen, vom Aeneas verfolgt, in seinem 77. Jahre. Im 90. Jahre mahlte er Blumen; sechs Monathe vor seinem Tode nur ländliche Scenen, von idyllischer Schönheit und Ruhe. In allen seinen zahlreichen Werken offenbart sich seine Individualität mehr oder weniger, unmittelbarer oder

mittelbarer. In allen leuchtet eine reine sittliche Würde, Heiligkeit, Edelmuth und ein zartes Gefühl für Freundschaft hervor.

Auch ist zu bemerken, daß sich Vien auch als Kupferstecher gezeigt, und unter andern 30 Blätter mit Scheidewasser geätzt hat, welche die Türkische Maskerade vorstellen, die von den Zöglingen der Französischen Mahlerakademie zu Rom im J. 1748 veranstaltet wurde. Seine Gattin, M. J. Vien, geborne Reboul, welche am 26. Januar 1806 gestorben ist, hat sich gleichfalls der Mahlerey und Kupferstecherkunst gewidmet, und stellt Blumen, Geflügel, und dergleichen sehr glücklich dar. Im J. 1757 wurde sie unter die Ehrenmitglieder der Akademie aufgenommen. Sein Sohn und Schüler endlich, Joseph Marie Vien, welcher auch eine Zeitlang unter Vincent studierte, gehört zu den geschicktesten Portraitmahlern unseres Jahrhunderts.

Unser Vien endigte sein ruhmvolles Leben ohne Krankheit und ohne Schmerzen im März 1809.

S. Fiorillo's Geschichte der zeichnenden Künste, Bd. 3. S. 446. Zeitung für die elegante Welt, J. 1808. Nr. 46. auch J. 1809. Nr. 82 und 83.

Vieyra, Königlicher Professor der Spanischen und Italienischen Sprache im Collegium zu Dublin, geboren 1712 zu Estremos in der Portugiesischen Provinz Alentejo. Sein Vater fiel der Inquisition in die Hände, und sein Vermögen wurde eingezogen. Der Sohn wurde nach Padua, und dann nach Rom geschickt, wo er mit dem nachherigen Papst Ganganelli in einem Kloster war.

Nach einer Abwesenheit von 20 Jahren kehrte Vieyra nach Portugal zurück, blieb aber dort nicht lange, und entgieng nur mit genauer Noth dem Schicksale seines Vaters. Nach mancherley Abenteuern ließ er sich endlich zu Dublin nieder, nachdem er bereits vorher der Katholischen Religion entsagt hatte.

Er hat sich sehr vortheilhaft durch ein Portugiesisches Lexicon bekannt gemacht, das in England noch jetzt für das beste gilt. Weniger bedeutend sind seine etymologischen Schriften.

Er starb im Februar 1797.

S. Ladvocat im neuesten Theile.

Vignoles, Alphons des, Director der mathematischen Classe in der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, ein gelehrter Reformirter Theolog, welcher durch sein grosses chronologisches Werk vorzüglich bekannt und berühmt ward. „Wenn Tugend und Gelehrsamkeit, sagt Brucker, wenn ein tiefsinniger Verstand und scharfes Urtheil, wenn Erfahrung und Uebung vieler Jahre einen Gelehrten alles Lobes und Ehre würdig machen, so gebührt sie gewiß unserm des Vignoles. Denn es fand sich bey demselben ein so grosser Vorrath von Wissenschaften, eine so weitläuftige Belesenheit, eine so tiefe Einsicht in die schwersten Zeitrechnungen, und eine durch eine lange Reihe von

Jahren eines seltenen Alters zur vollkommenen Reife gebrachte Ausübung der Gelahrtheit, daß man anstehen mußte, welchem Stücke man bey demselben den Vorzug geben sollte."

Des Vignoles hat seinen Ursprung aus dem alten adelichen Geschlechte der des Vignoles, in Niederlanguedoc, welches sonderlich Stephan (Etienne) des Vignoles und seine Brüder durch ihre ritterlichen Thaten unter Carl VII. König von Frankreich, berühmt gemacht haben. Sein Vater trat in die Fußtapfen seiner Vorfahren, und hatte nicht nur gute Studien, sondern that sich auch im Kriege hervor, wo er unter der Reiterey Major war. Derselbe hat unsern des Vignoles mit Louise, seines Obersten, Ludwig von Bachy, Barons von Aubais und Feldmarschalls, Tochter, erzeugt, welche ihn auf dem Schloß zu Aubais in Niederlanguedoc am 19. October 1649 geboren hat. Ein sehr glückliches Naturell, das man frühzeitig an diesem Knaben merkte, versprach viel Erfreuliches, und bewog seine Aeltern, es auf das Sorgfältigste erwecken und bilden zu lassen. Man übergab ihn also im J. 1658 einem Schottländer, der ein Arzt war, Namens Johann de Moulin, zum Unterrichte. Dieser gieng mit ihm von dem gemeinen Wege ab: er brachte ihm keine Regeln der Sprachlehre bey, sondern, neben den Gründen des Christenthums, schritt er gleich zum Werk bey der Latinität; er erklärte ihm bald etliche Lateinische Schriften, und ließ ihn Lateinische Verse auswendig lernen. Er fand auch ein fähiges und fertiges Gedächtniß, welches in einer Stunde mehr faßte, als Andere in dreyen, aber auch dieses Besondere hatte, daß es zu gewissen Stunden, wenn er nicht aufgeräumt war, sich nicht schicken wollte. Er zwang ihn aber nicht, sondern beschäfftigte ihn mit andern Dingen, daran er ein Vergnügen fand, und bereitete ihn damit auf andere Zeit zu ernstlichern Materien. Er konnte aber dieses Lehrers Unterricht nur anderthalb Jahre genießen: um ihn nun weiter zu bringen, wurde er in die Reformirte Schule zu Nimes in dem 10. Jahre seines Alters geschickt, und einem andern Schottländer anvertraut. Derselbe hatte zwar ein gutes und mit Gräcität und Latinität angefülltes Gedächtniß, war aber dabey ein Pedant, der allen vernünftigen Unterricht verkehrte. Ob nun gleich der Knabe, wie ein williges Roß, von selbst eifrig fortlief, spornte er ihn doch nicht nur mit Zuspruch, sondern auch mit empfindlichen und unvernünftigen Schlägen an. Das erweckte bey dem Knaben einen solchen Widerwillen vor Studieren, daß er einen starken Haß gegen Dasselbe bekam, und sich fest vornahm, Nichts mehr auswendig zu lernen, weil er damit nur Streiche verdiente. Ein Unglück für den jungen des Vignoles, das seine Spuren fast sein Lebelang ihn merken ließ. Doch endigte er in einer Zeit von fünf Jahren die bisherigen so verleideten Humanioren, und wurde im J. 1664 von seinem Lehrer zur Weltweisheit bestimmt. Weil aber um diese Zeit die Reformirte Schule zu Nimes aufgehoben, und sein Lehrer nach Orange berufen worden, so folgte

er ihm dahin nach. Wäre er unter dieser Anführung geblieben, so würden seine vortrefflichen Talente völlig unterdrückt worden seyn; allein er war zur Beförderung der Wissenschaften ausersehen und kam zu einem bessern Lehrer, Namens Andreas Conrenant, Doctor der Arzneykunst, welcher daselbst die Philosophie lehrte. Derselbe suchte durch Zuspruch, gute Worte, und allerley Reize in ihm die Liebe zu den Wissenschaften wiederum zu erwecken. Allein das Uebel hatte so tiefe Wurzeln geschlagen, daß es nur immer ärger wurde, und so giengen sieben Jahre seiner Jugend verloren. Das darauf folgende 1666. Jahr war auch unfruchtbar, weil er in demselben zu einigen Geschäfften auf den Gütern seiner Aeltern gebraucht wurde. Sein Vater merkte dieses, und ließ sich's sehr zu Gemüthe dringen. Er gab ihm dagegen im J. 1667 einem andern Weltweisen, Johann Flori, in den Unterricht, der wegen seiner schwachen Brust das Predigtamt zu Nimes niedergelegt, und sich in seinem Vaterlande zu Aumessas in Sevennes niedergelassen hatte. Dieser sagte ihm gerade heraus, daß er in den Anfangsgründen versäumt worden, und wiederum von der Sprachkunst anfangen müßte. Er brachte ihm darauf die Gründe der Lateinischen und Hebräischen Sprache, und sodann der scholastischen Philosophie bey. Als er dieses in Zeit von zwey Jahren geendigt hatte, gieng er im J. 1696 nach Hause zurück. Sein Vater aber, der ihn dem gelehrten Stand gewidmet hatte, schickte ihn nach Genf, ohne ihm seine Absicht zu entdecken. Weil er nun dieselbe nicht wußte, so legte er sich auf die adelichen Uebungen, und gedachte, dem Beyspiel seiner Brüder zu folgen, welche im Kriegsdienste waren: er lernte Musik, Tanzen, Fechten, und den weitern Gebrauch der Waffen, und suchte dabey gute und angenehme Gesellschaften. Doch hörte er auch bey den öffentlichen Lehrern Vorlesungen in der Griechischen und Lateinischen Sprache, in der Weltweisheit, in der Gottesgelahrtheit, ob er sich gleich keiner Wissenschaft in's Besondere noch ergeben hatte. Sein Vater erfuhr dieses, und weil er ganz einen andern Zweck mit ihm sich vorgesetzt hatte, so berief er ihn nach Verfluß von 10 Monathen im J. 1670 nach Hause. Unser des Vignoles wußte seines Vaters Gedanken noch nicht, und entschloß sich daher, Kriegsdienste zu nehmen. Aber die Vorsehung hatte ihn zum Dienste der Kirche ausersehen. Er kam mit den Predigern in der Nachbarschaft der Güter seiner Aeltern in Bekanntschaft. Unter denselben war der Dechant, Johann Bruguier, ein artiger und gelehrter Mann, der eine vernünftige Gesellschaft liebte, und sie oft bey sich hatte. Dieses nahm den jungen des Vignoles so ein, daß er seinen Vater ersuchte, ihn bey demselben in der Kost zu lassen. Er stellte sich zwar darüber etwas fremd, war aber in der That froh, daß er eine Gelegenheit gefunden, die Lust zum Studieren ihm wiederum beyzubringen. Er übergab ihn also, da er 21 Jahre alt war, dem Unterrichte dieses geschickten Mannes. Derselbe besaß eine weitläuftige Gelehrsamkeit, und die

Geschicklichkeit, sich gut und deutlich auszudrücken, mit einer muntern Art im Vortrag: er war dabey immer aufgeweckten Geistes. Des Vignoles bekam also einen Lehrer, wie er sich ihn nur wünschen konnte. Er legte sich nun mit unausgesetztem Eifer auf die Wissenschaften, und damit er eine gründliche Einleitung dazu hätte, brachte ihm sein Lehrer die Mathematik bey. Er lehrte ihn die Rechenkunst, die Gründe der Geometrie, die Optik und Astronomie: zeigte ihm auch den Gebrauch der Tabellen zu Ausrechnung der Mond- und Sonnenfinsternisse. Einige junge Leute begehrten damahls von dem gelehrten Bruguier eine Anweisung in der Naturlehre; dieselbe hörte unser des Vignoles mit grosser Aufmerksamkeit, und nahm auch den Unterricht in der Gottesgelahrtheit mit Begierde an.

Da er sich den erstern Wissenschaften mit dem größten Eifer ergeben hatte, so bestimmte er sich freywillig dem Dienste der Kirche. Er wußte wohl, wie Viel dieses zu bedeuten hätte; darum bereitete er sich auch auf das Sorgfältigste dazu, und lag den dazu dienenden Wissenschaften mit solchem Fleiße ob, daß er vom frühsten Morgen bis Nachmittag, und wenn er nicht ausgieng, bis an den Abend die ganze Woche durch, studierte. Und dadurch legte er den Grund zu der vortrefflichen Wissenschaft, welche wir an diesem gelehrten Manne bewundern. Er bezog darauf im J. 1672 mit Beystimmung seiner Aeltern die damahls berühmteste Universität, welche die Protestanten in Frankreich gehabt, Saumur, und trat die Bahn der Gelehrsamkeit mit so glücklichen Schritten an, als man nur gedenken kann. Es lehrten daselbst vorzügliche Männer, welche er sich ungemein zu Nutzen zu machen wußte. Sonderlich machte er sich mit Tanequil le Fevre und seiner gelehrten Tochter Anna, welche sich hernach an Dacier verheyrathet hat, bekannt. Am Meisten aber hielt er sich an den Etienne Gaussen, der ihn besonders durch Gelehrsamkeit, Vortrag und feine Sitten sehr eingenommen hatte. Er studierte unter dessen Anführung mit vielem Vortheil, hatte auch Gelegenheit, eine neue Art des Vortrags und der heiligen Redeübungen einzuführen, welche der Jugend grossen Nutzen geschafft hat. Da er also ein Jahr und vier Monathe zu Saumur zugebracht, und sich in Ansehen und Credit gesetzt hatte, gieng er, nach dem Befehl seines Vaters, im J. 1673 nach Paris. Seine Gedanken waren aber auf England gerichtet, um seinen Endzweck zu befördern. Da er nun die Einwilligung seiner Aeltern erlangt hatte, begab er sich dahin, in Gesellschaft eines gelehrten Berners, Namens Rudolph, und kam am Ende dieses Jahres zu Oxford an. Weil er dem Joh. Fell, nachmahligem Bischofe zu Oxford, und dem Compton, nachherigem Bischofe zu London, bestens war empfohlen worden, so erhielt er, durch dieser berühmten Männer Vorschub, Rath und Anleitung, vortreffliche Gelegenheit, seine Studien zu fördern. Dieser Musensitz reichte seiner Lehrbegierde überflüßige Nahrung dar, und es war Nichts, das er nicht zum Vortheil und zur

Bereicherung seiner Kenntnisse anwendete. Er besuchte die be-rühmten Büchersäle und die vortreffliche Scheldonische Buch-druckerey; er besah die alten marmornen Denkmahle, gieng mit den gelehrtesten Männern um, und machte sich sowohl ihre Unterredungen, als auch die öffentlichen Lehren ungemein zu Nutze, ließ sich auch in der Kirche des Collegii Christi fleißig unter den Candidaten des Predigtamts finden, und machte ihre Uebungen mit, um seinem Endzwecke näher zu kommen. Auf solche Weise hatte er nun alle seine Gedanken auf die heiligen Wissenschaften mit unglaublichem Eifer gerichtet, als er nicht ohne Betrübniß nach Hause gerufen wurde, mit seinem Bruder, der die Verwaltung der väterlichen Güter antreten sollte, sich zu vergleichen. Er kehrte also durch die gegen Abend gelegenen Provinzen von Frankreich und den mittäglichen Theil von Languedoc nach Hause, und kam im J. 1674 daselbst glücklich an; brachte auch die Theilung mit seinen Brüdern ohne Aufstand und Verdruß zu Ende.

Da er nun hierdurch von allen weltlichen Sorgen befreyt wurde, sein Eifer, Gott zu dienen, aber täglich zunahm, so be-reitete er sich mit größtem Fleiße zu dem Predigtamte. Und weil er bey Jedermann die größte Hoffnung erweckte, er würde der Kirche die nützlichsten Dienste thun, so wurde er im J. 1675 auf der Kirchenversammlung in Niederlanguedoc der Gemeine zu Aubais, in seinem Vaterlande, zum Lehrer und Prediger vorge-setzt. Er hatte sich zwar bisher dazu durchaus tüchtig gemacht; dennoch aber fiel ihm die Wichtigkeit dieses Amts so schwer und bedenklich, daß man ihn überreden mußte, es anzunehmen. Er stand auch demselben mit solchem Eifer und Treue vor, wie man es von einem so gelehrten und erbaulichen Prediger nur erwar-ten konnte. Bald darauf wurde er der benachbarten Gemeine zu Cailar zum Prediger gegeben: daselbst hatte er einen Amts-gehülfen, welcher die Arbeit mit ihm theilte: und dadurch gewann er Zeit, sich auf diejenigen Wissenschaften zu legen, welche der Gottesgelahrtheit die Hand bieten. Er faßte von der Zeit an den schönen Vorsatz, aus der Bibel selbst die Ordnung der Zei-ten und den Zusammenhang der Begebenheiten zu ziehen, ohne voraus, wie die anderen Zeitberechner gethan hatten, gewisse Epochen festzusetzen, mit welchen man hernach die historischen Merkwürdigkeiten nicht vergleichen kann. Was ihm zur Unter-suchung der heiligen Zeitrechnung Gelegenheit gegeben, und auf was für einem Weg er darin mit so glücklichem Erfolge fortge-gangen, wie er endlich den Zweck erreicht, den die gelehrte Welt zu bewundern Ursache gefunden hat, kann man aus der Vorrede seiner heil. Zeitrechnung mit Mehrerem ersehen. Dabey bekam er Lust und Gelegenheit, die alten Aufschriften sich bekannt zu machen, da Spon und Moze dergleichen sammelten, und auch einige in Cailar antrafen. Im J. 1683 heyrathete er die älteste Tochter des Predigers Jean Bernard zu Manosque in der Pro-vence.

Indem des Vignoles neben seinem Amte, der gelehrten Welt einst zu dienen, Vorrath sammelte, schlug ein gefährliches Wetter alle seine Arbeit und Bemühung nieder. Die Absichten, den Freyheitsbrief, welcher den Protestanten zu Nantes war gegeben worden, aufzuheben, veranlaßten den Französischen Hof, als eine Vorbereitung, verschiedene Prediger in Niederlanguedoc ihres Amts zu entsetzen. Unter derselben Zahl war auch des Vignoles. Die gefährlichen Umstände bewogen ihn, auf seine Sicherheit bedacht zu seyn, da ihm Papiere und Bücher genommen worden. Er begab sich also im J. 1685 nach Genf, und von da nach Lausanne und endlich nach Bern. Daselbst fand er gutherzige Gemüther, Gutthäter und Freunde, unter welchen der obgedachte Rudolph, öffentlicher Lehrer der Hebräischen Sprache, war, mit welchem er zu Oxford studiert hatte. Er blieb bey einem so angenehmen und vertrauten Umgange den ganzen Winter in Bern. Weil aber die Französischen Flüchtlinge eine sichere Freystätte zu Berlin hatten, so gieng er dahin, und wurde mit so vieler Gnade und Liebe aufgenommen, als seine Gelehrsamkeit und Rechtschaffenheit werth waren. Sein vortrefflicher Verstand, reicher Vorrath der Wissenschaft und glückliche Art zu lehren, machte ihn bald bey Allen beliebt, und brachten ihm die Stelle eines Predigers bey der Französischen Gemeine zu Schwedt zuwege. Er verwaltete diese Stelle mit vieler Thätigkeit und Klugheit. Dessen ungeachtet erweckte ihm die unter der Gemeine herrschende Uneinigkeit und Zwiespalt, nebst vielen andern Umständen, tausend Verdruß und Bekümmernisse, zumahl da er sah, daß er mit aller Vorsichtigkeit und Eifer dem Uebel nicht abhelfen konnte. So hart diese Last ihm fiel, so kam sie doch nicht von Ungefähr, sondern setzte ihn in Uebung und Erfahrung. Seine Vorstellungen und Klagen fanden bey Hofe so viel Gehör, daß ihm die Französische Gemeine zu Halle anvertraut wurde. Dieselbe machte im J. 1688 den Anfang ihres öffentlichen Gottesdienstes und des Vignoles that dabey die erste Predigt. Doch konnte er nicht länger als ein Jahr an dieser ihm angenehmen Stelle bleiben, weil man einem Andern dieselbe zugedacht hatte. Man stellte ihm also im J. 1689 in sein Belieben, ob er den Ruf nach Magdeburg, oder nach Brandenburg, oder nach Frankfurt an der Oder annehmen wollte. Magdeburg war nun zwar der vortheilhafteste Posten; aber die Zwistigkeiten der Gemeine schreckten ihn ab. Er erwählte demnach lieber die Brandenburgische Stelle, theils weil er wußte, daß es daselbst still und ruhig zugieng, theils weil er näher bey Berlin seyn konnte. Er kam im Anfange des Julius an, und machte von dem Amte einen gesegneten Anfang. Hier hatte nun des Vignoles einen sicheren Hafen, in welchem er nach den vielen bisher ausgestandenen Stürmen ausruhen konnte. Er traf einen Ort an, wo er nach Wunsche leben, und in Vergnügen seine gesammelten Schätze der Gelehrsamkeit zum Nutzen und zur Beförderung der Wissenschaften anwenden konnte. Seine Treue,

Bereicherung seiner Kenntnisse anwendete. Er besuchte die be-
rühmten Büchersäle und die vortreffliche Scheldonische Bu-
druckerey; er besah die alten marmornen Denkmahle, gieng m
den gelehrtesten Männern um, und machte sich sowohl i
Unterredungen, als auch die öffentlichen Lehren ungemein z
Nutze, ließ sich auch in der Kirche des Collegii Christi flei
unter den Candidaten des Predigtamts finden, und machte ih
Uebungen mit, um seinem Endzwecke näher zu kommen. A
solche Weise hatte er nun alle seine Gedanken auf die heili
Wissenschaften mit unglaublichem Eifer gerichtet, als er nich
ohne Betrübniß nach Hause gerufen wurde, mit seinem Brud
der die Verwaltung der väterlichen Güter antreten sollte, sich z
vergleichen. Er kehrte also durch die gegen Abend gelegene
Provinzen von Frankreich und den mittäglichen Theil von La
guedoc nach Hause, und kam im J. 1674 daselbst glücklich an
brachte auch die Theilung mit seinen Brüdern ohne Anstand un
Verdruß zu Ende.

Da er nun hierdurch von allen weltlichen Sorgen befrey
wurde, sein Eifer, Gott zu dienen, aber täglich zunahm, so be
reitete er sich mit größtem Fleiße zu dem Predigtamte. Und we
er bey Jedermann die größte Hoffnung erweckte, er würde de
Kirche die nützlichsten Dienste thun, so wurde er im J. 167
auf der Kirchenversammlung in Niederlanguedoc der Gemeine z
Aubais, in seinem Vaterlande, zum Lehrer und Prediger vorg
setzt. Er hatte sich zwar bisher dazu durchaus tüchtig gemacht;
dennoch aber fiel ihm die Wichtigkeit dieses Amts so schwer un
bedenklich, daß man ihn überreden mußte, es anzunehmen. E
stand auch demselben mit solchem Eifer und Treue vor, wie ma
es von einem so gelehrten und erbaulichen Prediger nur erwar
ten konnte. Bald darauf wurde er der benachbarten Gemeine
zu Cailar zum Prediger gegeben: daselbst hatte er einen Amt
gehülfen, welcher die Arbeit mit ihm theilte: und dadurch gewan
er Zeit, sich auf diejenigen Wissenschaften zu legen, welche der
Gottesgelahrtheit die Hand bieten. Er faßte von der Zeit an
den schönen Vorsatz, aus der Bibel selbst die Ordnung der Zei
ten und den Zusammenhang der Begebenheiten zu ziehen, ohne
voraus, wie die anderen Zeitberechner gethan hatten, gewisse
Epochen festzusetzen, mit welchen man hernach die historischen
Merkwürdigkeiten nicht vergleichen kann. Was ihm zur Unter
suchung der heiligen Zeitrechnung Gelegenheit gegeben, und auf
was für einem Weg er darin mit so glücklichem Erfolge fortge
gangen, wie er endlich den Zweck erreicht, den die gelehrte
Welt zu bewundern Ursache gefunden hat, kann man aus der
Vorrede seiner heil. Zeitrechnung mit Mehrerem ersehen. Dabey
bekam er Lust und Gelegenheit, die alten Aufschriften sich bekannt
zu machen, da Spon und Moze dergleichen sammelten, und auch
einige in Cailar antrafen. Im J. 1683 heyrathete er die älteste
Tochter des Predigers Jean Bernard zu Manosque in der Pro
vence.

Indem des Vignoles neben seinem Amte, der gelehrten Welt einst zu dienen, Vorrath sammelte, schlug ein gefährliches Wetter alle seine Arbeit und Bemühung nieder. Die Absichten, den Freyheitsbrief, welcher den Protestanten zu Nantes war gegeben worden, aufzuheben, veranlaßten den Französischen Hof, als eine Vorbereitung, verschiedene Prediger in Niederlanguedoc ihres Amts zu entsetzen. Unter derselben Zahl war auch des Vignoles. Die gefährlichen Umstände bewogen ihn, auf seine Sicherheit bedacht zu seyn, da ihm Papiere und Bücher genommen worden. Er begab sich also im J. 1685 nach Genf, und von da nach Lausanne und endlich nach Bern. Daselbst fand er gutherzige Gemüther, Gutthäter und Freunde, unter welchen der obgedachte Rudolph, öffentlicher Lehrer der Hebräischen Sprache, war, mit welchem er zu Oxford studiert hatte. Er blieb bey einem so angenehmen und vertrauten Umgange den ganzen Winter in Bern. Weil aber die Französischen Flüchtlinge eine sichere Freystätte zu Berlin hatten, so gieng er dahin, und wurde mit so vieler Gnade und Liebe aufgenommen, als seine Gelehrsamkeit und Rechtschaffenheit werth waren. Sein vortrefflicher Verstand, reicher Vorrath der Wissenschaft und glückliche Art zu lehren, machte ihn bald bey Allen beliebt, und brachten ihm die Stelle eines Predigers bey der Französischen Gemeine zu Schwedt zuwege. Er verwaltete diese Stelle mit vieler Thätigkeit und Klugheit. Dessen ungeachtet erweckte ihm die unter der Gemeine herrschende Uneinigkeit und Zwiespalt, nebst vielen andern Umständen, tausend Verdruß und Bekümmernisse, zumahl da er sah, daß er mit aller Vorsichtigkeit und Eifer dem Uebel nicht abhelfen konnte. So hart diese Last ihm fiel, so kam sie doch nicht von Ungefähr, sondern setzte ihn in Uebung und Erfahrung. Seine Vorstellungen und Klagen fanden bey Hofe so viel Gehör, daß ihm die Französische Gemeine zu Halle anvertraut wurde. Dieselbe machte im J. 1688 den Anfang ihres öffentlichen Gottesdienstes und des Vignoles that dabey die erste Predigt. Doch konnte er nicht länger als ein Jahr an dieser ihm angenehmen Stelle bleiben, weil man einem Andern dieselbe zugedacht hatte. Man stellte ihm also im J. 1689 in sein Belieben, ob er den Ruf nach Magdeburg, oder nach Brandenburg, oder nach Frankfurt an der Oder annehmen wollte. Magdeburg war nun zwar der vortheilhafteste Posten; aber die Zwistigkeiten der Gemeine schreckten ihn ab. Er erwählte demnach lieber die Brandenburgische Stelle, theils weil er wußte, daß es daselbst still und ruhig zugieng, theils weil er näher bey Berlin seyn konnte. Er kam im Anfange des Julius an, und machte von dem Amte einen gesegneten Anfang. Hier hatte nun des Vignoles einen sicheren Hafen, in welchem er nach den vielen bisher ausgestandenen Stürmen ausruhen konnte. Er traf einen Ort an, wo er nach Wunsche leben, und in Vergnügen seine gesammelten Schätze der Gelehrsamkeit zum Nutzen und zur Beförderung der Wissenschaften anwenden konnte. Seine Treue,

Klugheit und Eifer brachten ihm bey seiner Gemeine eine allgemeine Liebe und Hochachtung zuwege, die Teutschen Einwohner und Bürger hielten ihn für eine Zierde ihrer Stadt; vornehme und angesehene Personen aber würdigten ihn ihrer Freundschaft und vertrauten Umgangs. Insonderheit fand er daselbst erwünschte Gelegenheit zu zeigen, was für eine grosse Wissenschaft sich bey ihm finde, und durch gelehrte Schriften sich einen berühmten Namen zu machen. Den Anfang machte er im J. 1691 mit dem berühmten Lenfant von der Historie der Johanna, welche Papst gewesen seyn soll. Dieselbe hatte Jener zu schreiben übernommen, ein Stück davon aber, welches den 4. Theil ausmacht, unserm des Vignoles zu verfertigen aufgetragen. Doch würde es nach seinem Willen nicht bekannt geworden seyn, daß er daran gearbeitet habe, wenn ihn nicht Lenfant selbst und der Baron von Leibnitz entdeckt hätten. Diese Arbeit gab zu einer andern Anlaß. Er hat nämlich Martini Poloni Chronik mit 18 geschriebenen Exemplaren, die er aus ganz Teutschland gesammelt hatte, verglichen, die Zusätze der Copisten angemerkt, und so eine Menge Eingeschobenes gefunden, daß es mehr beträgt, als das Werk selbst. Eine merkwürdige Probe, wie wenig man den Abschreibern der Geschichtschreiber in den mittlern Zeiten zu vertrauen habe, da sie sich die verwegene Freyheit genommen, hinzuzusetzen, was ihnen beliebt. Eben so viel Fleiß hat er auf Dithmar's, Bischofs zu Merseburg, Chronik gewendet, wovon ihm Leibnitz ein geschriebenes Exemplar verschafft hatte. Das übersah er, verbesserte und erläuterte es in sehr vielen Stellen, und schickte es so an den Baron von Leibnitz wiederum zurück; welcher es hernach den Scriptoribus Rerum Brunsuicensium einverleibt, die vom des Vignoles beygesetzten Anzeigen der Zeit aber zum Nachtheil des Lesers ausgelassen hat. Neuerlich hat auch Wagner seiner Ausgabe des Dithmar die Anmerkungen des des Vignoles beygefügt. Von den mittlern Zeiten gieng er zu den alten. Die Verwirrung, welche sich in den Aegyptischen Regierungen des Manethon, welche Syncellus aus dem Eusebius und Julius Africanus zusammengetragen, befindet, brachte ihn auf die Gedanken, derselben abzuhelfen. Sein scharfsinniger Verstand gab ihm ein zwar leichtes, aber sinnreiches Mittel an die Hand. Er machte die Seiten nur länger, und schrieb die Ordnung der Dynastieen darauf, und fand, daß Julius und Eusebius vollkommen übereinstimmen, und man auf eine so leichte Weise Goar's Klagen hierüber abhelfen könnte. Doch das war nicht genug: er erläuterte Alles mit vielen gelehrten Anmerkungen, verbesserte die Fehler, und stellte das Dunkele in's Licht. Weil er sich nun in die alten Zeitrechnungen schon oft eingelassen hatte, so machte er sich auch an die von dem jüngern Lloyd herausgegebenen Griechischen Kampfspiele; er erläuterte sie, befestigte Alles mit Zeugnissen der Alten, setzte es in eine unfehlbare Gewißheit, merkte bey jedem die Atheniensischen Regenten an, und setzte dadurch die Griechische Zeitrech-

nung in eine grosse Deutlichkeit. Nur Schade, daß diese und die vorhergehende Schrift nicht an's Licht kam. Weil auch die Liebe der Wahrheit die Haupttugend eines Geschichtschreibers ist, die unserem des Vignoles von Natur hochschätzbar war, so ließ er sich dadurch bewegen, die vorhin mit Lenfant behauptete Wahrheit der Sage von dem Weibepapst Johanna zu verwerfen, und sie für ein Mährchen zu erklären. Auf Verlangen Lenfant's entwarf er seine Beweise schriftlich, und war schon weit darin gekommen, als er die Arbeit liegen ließ, weil er vernahm, daß man unter Bayle's Papieren weitläuftige Zusätze zu seinem critischen Wörterbuche von diesem Artikel gefunden hätte. Da aber dieselben niemahls erschienen, so ist zu bedauern, daß wir beyder grosser Männer Erläuterung von dieser berufenen Sage entrathen müssen. Alles dieses waren zwar merkwürdige, aber doch nur kurze Nebenarbeiten unseres des Vignoles; sein Aufenthalt zu Brandenburg gab ihm eine weitläuftigere Materie an die Hand. Er entschloß sich, die Geschichte dieser alten und berühmten Stadt von ihrem Ursprunge an zu untersuchen, da er alle dazu nöthige Materialien zu Händen bekommen hatte. Er las deßwegen nicht nur alle hierher gehörige gedruckte, sondern auch geschriebene Nachrichten und Urkunden, zog alle Denkmahle und Aufschriften zu Rathe, durchsuchte die Archive des Domkapitels und der Stadt, untersuchte eine Menge Königlichen und Fürstlicher Briefe, bemerkte ihren Inhalt, Verfasser, Zeit und Umstände, schrieb 140 der vornehmsten ab, verfertigte ein richtiges Verzeichniß der Brandenburgischen Bischöfe, nahm die Zeitrechnung dazu, brachte Alles in Ordnung, und übergab das fertige Werk dem Urtheil gelehrter, der Geschichte dieses Landes kundiger Männer. Ein solcher gelehrter Mann, als des Vignoles war, verdiente in die Königl. Gesellschaft der Wissenschaften gleich bey ihrer Errichtung zu Berlin aufgenommen, und durch einen offenen Brief im J. 1701 bestätigt zu werden.

So diente unser des Vignoles zu Brandenburg der gelehrten Welt, und setzte sich dadurch in einen nicht geringen Ruhm. Das gab auch Anlaß, daß Leibnitz dem Könige Friedrich I. von Preussen im J. 1703 vorschlug, denselben nach Berlin zu ziehen, weil er mit seiner Gelehrsamkeit der Akademie der Wissenschaften gegenwärtig besser nützen könnte. Seine Gemeine hörte dieses ungern, und kam hart daran, ihren getreuen Lehrer und Prediger zu verlieren. Sie suchte durch Bitten und Vorstellung des Königs Willen zu ändern, aber umsonst. Des Vignoles wurde nach Berlin berufen, und begab sich dahin. Er sah sich um eine Wohnung um, welche nahe bey dem Observatorium war, um den astronomischen Wahrnehmungen fleißig beywohnen zu können. Die Gegenwart vieler gelehrter Männer gab ihm Anlaß, eine Privatversammlung derselben vorzuschlagen, welche unter dem Namen der Gesellschaft der Ungenannten zusammenkommen sollte, sich von gelehrten Sachen zu unterreden. In der Königl. Akademie der Wissenschaften wurde ihm die mathe-

matische Classe zur Aufsicht anvertraut, und so fand des Vignoles Gelegenheit, nicht nur bey den gelehrten Versammlungen vortreffliche Dienste zu thun, sondern sich auch um die Wissenschaften täglich verdienter zu machen. Und weil er nun mehr Musse und Zeit hatte, so widmete er dieselbe gänzlich der Vermehrung, Erläuterung und Erweiterung verschiedener Theile der Gelehrsamkeit. Und dieser Bemühung haben wir die vielen schönen Abhandlungen zu danken, deren Verzeichniß am Ende soll beygefügt werden. Des Vignoles fand sich bey den merkwürdigsten astronomischen Wahrnehmungen, zumahl bey der Totalsonnenfinsterniß im J. 1706, welche er längst schon in Frankreich berechnet hatte, mit vieler Aufmerksamkeit ein. Er vermehrte die gelehrte Sammlung der Abhandlungen der Gesellschaft der Wissenschaften mit solchen Aufsätzen, die ihm und ihr Ehre brachten. Als er zum Secretär der Gesellschaft der Ungenannten ernannt wurde, und man von nützlichen Büchern Auszüge, oder sonst gründliche Abhandlungen vorlesen mußte, las er solche Aufsätze ab, welche von seiner grossen Gelehrsamkeit zeugten. Dem La Croze stand er in Widerlegung des ungereimten Systems des P. Harduin mit seinen Anmerkungen bey. Seine und der Lenfant und de Beausobre Richtigkeit in der Lehre vertheidigte er wider d'Artis unverschämte Vorwürfe. Die Zeitrechnung der Chineser bestimmte er durch Erfindung eines 60tägigen Cirkels viel richtiger, und half den gelehrten Bayer und Kirch sie in ein grösseres Licht stellen. Die Aegyptischen Zeiten zog er aus der Dunkelheit hervor, und brachte sie zu grösserer Richtigkeit. Den Ursprung der Stadt Brandenburg erläuterte er aus seinen Anmerkungen; welche Arbeit aber aus Unachtsamkeit eines Freundes verloren gegangen ist. Den mitgetheilten Entwurf der heil. Zeitrechnung vertheidigte er wider die unzeitigen Anfälle der Jesuiten zu Trevoux, und machte sich doch dabey den P. Tournemine zum Freunde. Das vierte Hirtenlied des Virgil erläuterte er auf eine neue Weise. Dem gewiß bestimmten Umlauf einiger Cometen setzte er gegründete Zweifel entgegen, und so Mehreres.

So brachte des Vignoles seine von Amtssorgen befreyte Zeit mit vieler gelehrter Arbeit zu: doch wurde ihm im J. 1713 die Besorgung der nahe bey Berlin gelegenen Französischen Gemeine zu Köpenik anbefohlen, welches er von Berlin aus that, im Sommer aber sich daselbst aufhielt, um diese Stille zu Ausarbeitung seiner Zeitrechnung anzuwenden. Er ist aber auch von dieser Arbeit im J. 1720 wiederum befreyt worden. Die anonymische Societät, welche sich alle Montage bey Lenfant versammelte, und welcher man die Bibliotheque Germanique zu danken hat, hatte an des Vignoles ein Mitglied, welches eines ihrer vornehmsten Zierden ausmachte. Als der Tod des Pierre Dangicourt, Directors der mathematischen Classe in der Societät der Wissenschaften, 1727 erfolgte, wurde des Vignoles einmüthig an dessen Platz erwählt.

Verschiedene Zufälle, die des Vignoles an den Augen

hatte, unterbrachen seine Studien von Zeit zu Zeit; doch wurde er von dem letzten durch eine Wegnehmung des Staars, welche die Natur allein wirkte, 1732, da er schon 83 Jahre alt war, auf eine sehr ausserordentliche Art befreyt.

Er hat das Glück gehabt, die Stärke seines Leibes und Geistes bis in's höchste Alter zu erhalten. Der ruhige Stand, in welchem er lebte, und die vollkommene Gleichheit seiner Affecten haben unfehlbar Viel beygetragen, seinen Lauf zu verlängern. Weil er mit einigen Personen von Verdienst, die seinen Verdiensten Gerechtigkeit wiederfahren ließen, und sein ehrwürdiges Alter ehrten, in Gesellschaft lebte, sah er seine Tage auf die angenehmste Art dahingehen. Da er seine wenigen Einkünfte mit einer klugen Haushaltung verwaltete, und in seiner Sparsamkeit reiche Mittel fand, besaß er jederzeit den kostbaren Schatz der Gemüthszufriedenheit. Der nachfolgende König vermehrte bald nach Gelangung auf den Thron seine Pension, wodurch er in etwas bessere Umstände gesetzt wurde. Ein kleines Fieber und Entkräftung waren die einzigen Zufälle, welche vor seinem Ende hergiengen, das am 24. July 1744 in einem Alter von 94 Jahren erfolgte.

Am Vorzüglichsten hat er seine Verdienste in dem hohen Alter seiner Jahre bewiesen, da er seine heil. Zeitrechnung an's Licht stellte: es war dieses erstaunlich mühsame und gelehrte Werk die vornehmste Beschäfftigung seines langen Lebens. Die allgemeine Beystimmung der gelehrten Welt ist Lobes übrig genug, und das zu bewundernde Glück, die allerschwersten Knoten der Zeitrechnung gründlich und deutlich aufzulösen, allen Schwierigkeiten zu begegnen, und diesen vorher höckerigen Weg gerade und richtig zu machen, ist eine Probe, daß nicht leicht ein Anderer, als des Vignoles es ausführen konnte: denn seine vorzügliche Urtheilskraft und ungemeine Belesenheit verband sich mit einem so ungewöhnlichen Fleiße, daß er, ob er gleich zweymahl mit dem Staar befallen wurde, und eine Zeitlang um das Gesicht kam, auch da er kurirt wurden, langwährende Schmerzen an den Augen hatte, doch von gelehrten Arbeiten sich nicht enthielt. Obgleich das Werk zum Druck schon fertig war, so hatte er doch noch viele Mühe, einen Verleger zu finden. Die Grösse des Werks und die Beschaffenheit der Materien, welche sich nur für eine kleine Anzahl Leser schicken, machten, daß man wegen des guten Fortganges und wenigstens wegen des Verkaufs furchtsam war. Dr. Heinius, der bey solchem Verzug Gelegenheit hatte, das Mscpt. durchzugehen, vergnügte sich sehr daran, und machte ein Lateinisches Schreiben bekannt, in welchem er den Druck desselben nachdrücklich empfahl. Dieses brachte einen Berlinischen Buchhändler auf den Entschluß, solches zu übernehmen. Das Werk trat in 2 Quartbänden an's Licht. Alle Journale haben es sehr gepriesen. La Croze, ein vorzüglicher Richter in mehreren Fächern der Gelehrsamkeit, giebt unter andern folgendes Zeugniß: „In der That herrschen auch

darin Ordnung, Deutlichkeit und Genauigkeit durchgängig. Die Critik in demselben ist bescheiden und von guter Beurtheilung. Das Werk ist voll von Untersuchungen, die wegen ihrer Neuigkeit artig und zur Historie nützlich sind. Die Historie der Hebräer und der benachbarten Völker werden auf eine natürliche Art mit einander verbunden. Viele Stellen der heil. Schrift werden fast ohne Mühe erklärt, und viele besondere Begebenheiten glücklich in ein helleres Licht gesetzt. Ueberhaupt wird der Zeitrechnung sehr sorgfältig gefolgt, dieselbe auch erläutert und bewiesen, so viel es eine Materie von dieser Art zuläßt."

Seine herausgekommenen Schriften sind ausser verschiedenen Auszügen von Büchern, welche in der Bibliotheque Germanique stehen, folgende:

Histoire de la Papesse Ieanne par Mr. Lenfant. 8. à Cologne, oder eigentlich Amsterdam 1694. Der 4. Theil dieses Buchs, und einige Kapitel in der 2. Ausgabe, Haag 1720 sind ganz von des Vignoles. — Disquisitio chronologica de periodica revolutione cometae anni 1668. 1702. Sie steht in den Misc. Berol. T. I. p. 161 — 260. — Epistola chronologica adversus Harduinum; in des la Croze Vindiciis vett. scriptt. p. 215 — 292. — Discours sur le tems de la persecution de Neron; in der Hist. crit. de la Republ. des Lettres, T. VIII. p. 74 — 117. — Extrait d'un livre du Cardinal D'Ailly sur le calendrier; in Lenfant's Histoire du concile de Constance a. 1714. p. 695 — 700. — Lettre à Mr. Masson sur une autre lettre de Mr. Schott, touchant une Medaille d'Auguste; in der Hist. crit. T. IV. p. 225 — 251. T. V. p. 1 — 55. — Remarques critiques, touchant Elien, Auteur de l'hist. diverse, et de celle des animaux, et le rapport des mois Atheniens et des notres; Ebend. T. V. p. 93 — 113. — Sur le tems de la celebration des jeux Pythiques; Ebend. T. VI. p. 99 — 166. — Epistolae duae de numo Ludovici XII. Perdam Nomen Babylonis; in Liebe's Abhandlung davon S. 159 fgg. — Deux discours, touchant le jour de la naissance d'Auguste; in der Hist. crit. T. XI. p. 1 — 52. T. XII. p. 1 — 39. — Sur une passage de Lactance du tems de la persecution de Neron; Ebend. T. X. p. 172 — 186. Ist eine Fortsetzung von dem Obigen. — Lettre sur une passage de Pline VII. 56. Ebend. T. X. p. 183 — 196. — Dissertation, touchant le jour de Noel; in der Bibl. German. T. II. p. 29 — 77. — Remarques sur une memoire de l'Abbé Renaudot sur l'origine de sphere; Ebend. T. V. p. 153 — 180. — Reponse à la lettre pretendue pastorale de Mr. Dartis; Ebend. T. I. p. 263. — Eloge de Madame Kirch et de quelques autres Dames astronomes; Ebend. T. III. p. 155 — 183. — Extrait d'un livre de Mr. Bayer de eclipsi Sinica A. C. 31. traduction libre du calcul, qu'en a fait Mr. Kirch; et addition de Mr. *des Vignoles* sur le cycle sexagenaire des Chinois confirmée par Mr. Kirch; Ebendas.

T. V. p. 19 — 62. T. VII. p. 216. Misc. Berol. T. II. p. 139. sqq. — Histoire d'un chien, qui avala quelques pieces de linge savonné, et les rendit par la bouche à plusieurs reprises, dans l'espace de huit jours; in der Bibl. German. T. VI. p. 245 sqq. — Lettre sur la chronologie des Chinois et sur leurs annales; Ebend. T. XIV. p. 142 — 150. — Deux reponses à Mr. Kohlreif sur la chronologie sacrée et l'eclipse des Chinois; Ebend. T. XII. p. 122. T. XVII. p. 145. — De annis Aegyptiacis; in den Misc. Berol. T. IV. p. 1 — 25. — De cyclis Sinensium sexagenariis; Ebend. p. 24 sqq. — Histoire de la vue de Mr. *des Vignoles* et de deux cataractes, dont il fut gueri; Ebend. T. I. p. 259 sqq. — Parergon Sinicum de calendario A. C. 1654. Ebend. p. 245 sqq. — Lettre sur le jeune Jean Philippe Baratier, agé de quatorze ans; in der Bibl. German. T. XXXII. p. 221 — 224. — Defense contre les Aristarques de Trevoux; Ebend. T. XXXIII. p. 62 — 109. — Conjecture sur la IV. Eglogue de Virgile, intitulée Pollio; Ebend. T. XXXI. p. 173 — 201. — Supplementum ad disquisitionem de cyclis Sinensium; in den Misc. Berol. T. V. p. 3. sqq. — Observationes ad epistolam Gaubilii, Missionarii Sinici; Ebend. T. V. p. 193 — 197. — Remarques sur le retour des cometes; in der Bibl. German. T. XXXIX. p. 152 — 156. — Chronologie de l'histoire sainte et des histoires etrangeres qui la concernent, depuis la sortie d'Egypte jusqu' à la captivité de Babylone, à Berlin 1738. II Voll. 4. Der Entwurf dieses Werks steht in der Bibl. German. T. III. p. 105. — Er hat noch verschiedene Manuscripte hinterlassen, die eine ziemliche Sammlung Operum posthumorum hätten geben können.

S. Brucker's Bildersal, 2. Zehend; Beyträge zu den Actis hist.-eccles. Bd. 1. S. 207. (dieses Eloge de Mr. *des Vignoles* steht eigentlich in Französischer Sprache in der Histoire de l'Acad. Royale des Sciences et des belles Lettres de Berlin pour l'année 1745. p. 111.) und Saxii Onomast. litter. P. VI. p. 122.

Vila, Senen, und dessen Sohn, Lorenzo, zwey Spanische Mahler, welche beyde durch ihre Werke sich berühmt gemacht haben.

Senen Vila, aus Valencia, Einer der besten Schüler des Stephan Marc, war so richtig in seiner Zeichnung, daß seine Werke eine grosse Wirkung thaten, wenn sie auch nur mit Kreide entworfen waren. Er arbeitete unaufhörlich über 30 Jahre in Murcia, bis 1708, als er daselbst starb. Er war ein grosser Künstler in der Geschichte, und ein grosser Humanist. Er mahlte viel für Klöster. In Santa Isabel in Murcia verfertigte er ein erstaunliches historisches Werk in der grossen Kapelle, und Altargemählde. Er verfertigte auch in dem Krankenhause des heil. Franciscus vortreffliche Gemählde. Es ist kaum eine Kirche

in ganz Murcia, wo nicht Etwas von seiner Hand seyn sollte, besonders haben das Dominicanerkloster zu Murcia, und das neue Kapuzinerkloster, Gemählde von ihm. Er war in der Theorie und Praxis gleich stark, ein Landschaft- und ein Portraitmahler, und sehr bescheiden in dem Ausdruck seiner Historien, ob er gleich sonst ein grosser Anatomieverständiger war.

Lorenzo Vila, sein Sohn, war in seinen Werken stärker, als der Vater. Er studierte den ganzen Tag durch Modelle, oder in der Akademie, welche er in Murcia errichtet hat. Seine Emsigkeit gieng so weit, daß er gemeiniglich in Wachs oder in Thon zum größten Beyfall des Nicolas de Buss, eines Italieners, modellirte. Dieser Buss, welcher sich zu Murcia aufhielt, war Bildhauer des Königs Philipp IV. dessen Statüe er verfertigte: er starb im Karthäuserkloster zu Valencia 1709 in einem hohen Alter, nachdem er vortreffliche Werke in Murcia hinterlassen hatte, welche er sich theuer bezahlen ließ.

Unser Lorenzo Vila starb schon 1713 in seinem 30. Jahre. S. Velasco, S. 322.

Villaret, Claude, Secretär der Pairie und der Pairs von Frankreich, geboren 1715 zu Paris.

Er legte einen guten Grund in den Wissenschaften. Die Leidenschaften der Jugend aber, welche ihn ziemlich lange herumtrieben, hielten ihn anfänglich ab, davon Vortheil zu ziehen. Er debütirte in der litterarischen Welt mit einem sehr mittelmäßigen Roman, welcher den Titel führt: La Belle Allemande. In der Folge schrieb er in Gesellschaft eines Andern ein Theaterstück, welches auf dem Französischen Theater ohne Erfolg gespielt wurde. Häusliche Angelegenheiten zwangen ihn, sich im J. 1748 von Paris zu entfernen, und auf's Theater zu gehen. Er begab sich nach Rouen, wo er unter dem Namen Dorval mit verliebten Rollen debütirte. In der Folge spielte er den Großsprecher, den Menschenfreund, den Verschwender u. A. und erhielt während der Reisen des Hofes zu Compiegne oft Beyfall. Er fühlte aber bald das Unangenehme eines Standes, zu welchem er nicht geboren, und in welchen er nur aus Noth getreten war, und verließ im J. 1756 zu Lüttich das Theater, wo er an der Spitze einer Gesellschaft von Schauspielern stand, die sich nur durch seine Talente erhielt, und begab sich wiederum nach Paris, wo er die Angelegenheiten, welche ihn nöthigten, sich von da zu entfernen, wieder in Ordnung gebracht hatte. Er wurde hier zum ersten Commis der Rechenkammer ernannt, und trug Viel dazu bey, in dieses wichtige Depot, das 1738 den Flammen zur Beute geworden war, wieder Ordnung zu bringen. Diese Beschäfftigungen entrissen ihn seinen Zerstreuungen, und machten ihn mit den wahren Quellen der Geschichte von Frankreich bekannt.

Als der Abbé Velly im J. 1759 starb, wurde Villaret gewählt, dessen Werk fortzusetzen, und fast zu derselben Zeit zum

Secretär der Pairie und der Pairs ernannt. Diese verschiedenen Beschäfftigungen schwächten seine von Natur zärtliche Gesundheit gänzlich. Eine Krankheit an der Harnröhre riß ihn am 18. März 1766 dahin.

Seine rühmlichst geschehene Fortsetzung der vom Abbé Velly angefangenen Geschichte von Frankreich fängt im 8. Bande mit der Regierung Philipp's VIII. an, und hört Seite 348. des 17. Bandes auf. Sie ist voll von interessanten Untersuchungen und merkwürdigen Anecdoten, aber nicht gedrängt genug. Man tadelt darin Vorreden, Weitschweifigkeiten, Abschweifungen, Details, welche in keine allgemeine Geschichte gehören, und ihn von dem Hauptgegenstande, der Geschichte seiner Nation, entfernen. Ein feuriger und zierlicher Styl ist bisweilen allzureich und dichterisch, und entfernt sich von Zeit zu Zeit von der ernsten Einfalt der Geschichte. Man hat auch von ihm Considerations sur l'art du Theâtre, 1758. 8. welches Werk wenig neue Gedanken enthält, und Esprit de Voltaire, 1759. 8.

S. Grohmann's neues histor. biograph. Handwörterbuch, Bd. 7. S. 555.

Villars, Ludwig Hector, Herzog von, Pair von Frankreich, Grand von Spanien von der ersten Classe, Staatsminister, Generalfeldmarschall (Marechal-General des Camps et Armées de Sa Majesté), Aeltester (Doyen) der Marschälle von Frankreich, Ritter der Königlichen Orden, und des goldenen Vließes, Gouverneur und Generalstatthalter der Provence, Gouverneur der Stadt, der Citadelle und der Forts von Marseille, und Einer der vierzig Mitglieder der Französischen Akademie.

Die Familie, aus welcher Villars abstammte, gehörte weder zu den ältesten, noch zu den angesehensten in Frankreich. Erst sein Vater, Peter, Marquis von Villars, der als Generallieutenant und Staatsrath starb, gab ihr einigen Glanz, indem er mit Auszeichnung im Felde diente, und einige ansehnliche Gesandtschaftsposten bekleidete. Er befand sich gerade mit seiner Gattin als Gesandter zu Turin, da ihm 1657 Ludwig Hector von Villars geboren wurde. Seine Mutter nannte sich Maria von Bellefonds. Beyde gaben ihm, der durch seine Geburt schon Aussichten auf eine bedeutende Rolle erhielt, eine Erziehung, die ihm, sowohl für die militärische, als bürgerliche Laufbahn Geschicklichkeit und glänzende Ansprüche gewährte. Er wurde in eine eigene Bildungsschule aufgenommen, welche Ludwig XIV. für die Söhne solcher adelichen Familien, die er auszeichnete, am Hofe gestiftet hatte. Hier machte er sogleich durch seine Lebhaftigkeit, seine Fähigkeiten und eine zuversichtliche Miene, die seinem Alter nicht übel stand, die Aufmerksamkeit des Beobachters rege. Er hatte überhaupt eine kräftige Gestalt, eine angenehme vielversprechende Bildung, eine schnelle Fassung und eine lebendige Phantasie; aber mit seinen Vorzügen paarte sich auch eine Anmaßung und Eitelkeit, die ihnen völlig die Wage

hielt, und so sehr das Glück seine Ansprüche begünstigte, so verfuhr es seinem Ehrgeiz doch immer zu langsam; denn seine Meynung von seinen Talenten übertraf seine Talente selbst bey Weitem. Für einen Jüngling von seinen Ansprüchen gab es damahls keine Laufbahn, die schneller zum Ziele führte, als die militärische, und er bereitete sich von frühen Jahren an darauf vor. Bevor er aber zur Armee gieng, unternahm er verschiedene Reisen, und zwar zuerst eine durch Holland, welches damahls der Schauplatz eines blutigen Krieges werden sollte. Hierauf begleitete er durch Teutschland den Grafen von Saint-Geran, seinen Verwandten, der den wichtigen Auftrag hatte, mehrere Fürsten zu einem Bündnisse mit Frankreich zu bewegen — in einem Augenblicke, wo dieses alle Kräfte gegen Holland aufbot.

Der Krieg gegen dieses unglückliche Land brach nun im J. 1672 aus, und Villars betrat hier, in einem Alter von 19 Jahren, zum ersten Mahl die militärische Laufbahn, und zwar bey der Belagerung der Festungen Orsoy, Duisburg und Zütphen. Auch an dem glorreichen Uebergange über den Rhein, bey der Tollhuser Schanze, nahm er einen ehrenvollen Antheil, und gab bey allen diesen Kriegsvorfällen Beweise des Muthes, die von den Heerführern und selbst vom Könige bemerkt wurden, und ihm eine Compagnie bey der leichten Reiterey verschafften. Er zeichnete seinen Eintritt in dieses Corps durch die größte Aufmerksamkeit auf den Dienst aus, und nahm bey allen Vorfällen den thätigsten Antheil zu Fuß und zu Pferde. Nur dann erst verließ er die Gränze, als Alles in die Winterquartiere sich zog. Im folgenden Feldzuge spornte ihn der Ehrgeiz bey der Belagerung von Mastricht um so mehr zu kühnen Unternehmungen, da hier der König selbst zugegen war. Er erfuhr, daß man in einer gewissen Nacht den bedeckten Weg und einen halben Mond angreifen würde. Er nimmt daher sechs Gendarmen mit sich, tritt in die Laufgräben, und stellt sich zwischen die Grenadiere, welche zum ersten Angriffe bestimmt waren. Sobald das Zeichen dazu gegeben wird, rückt er vor, wirft, um leichter zu gehen, den Küraß ab, und stürzt sich in den halben Mond. Zwar fliegt eine Mine auf und bedeckt ihn zur Hälfte mit Erde; allein er macht sich frey, und treibt die Feinde zurück, welche diesen Posten wieder wegnehmen wollten. Ein gräßliches Gemetzel beginnt; Alles um ihn her wird niedergehauen; nur er und ein anderer Freywilliger behaupten ihren Platz, und verlassen ihn nicht eher, als am Tage und im völligen Besitze desselben. Der König, Zeuge des glücklichen Ausganges dieser Action, ließ ihn zu sich rufen, und sagte ihm im Ton des Ernstes: „Wissen Sie nicht, daß ich den Freywilligen verboten habe, ohne ausdrückliche Erlaubniß einen Angriff zu wagen, ganz vorzüglich aber den Officieren der Reiterey, die ihren Haufen nicht verlassen müssen?“ „Ich habe geglaubt, Sire, antwortete der junge Mann, ohne die Fassung zu verlieren, daß Sie mir verzeihen würden, wenn ich den Dienst der

Infanterie lernen wollte, da die Cavallerie Nichts zu thun hat." Der König entließ ihn mit Zeichen der Zufriedenheit.

Es währte nicht lange, so fand er eine neue Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Er spazierte vor der Fronte des Lagers; die Feinde sandten ein kleines Corps Reiter, welches schon das Regiment Garde vor sich hertrieb. Eine Brigade Königlicher Haustruppen sah es, ohne sich von der Stelle zu bewegen, weil sie keinen Befehl dazu hatte. Villars, nicht gewohnt, einen solchen erst abzuwarten, läuft zu seinen Gendarmen, und fällt mit zwanzig derselben den feindlichen Haufen an. Das Scharmützel wird lebhaft, und eben ergreift der Feind die Flucht, als der König ankommt. Er fragt nach dem Anführer: man nennt Villars. „Es scheint, sagt er, man darf nur irgendwo ein Gewehr abfeuern, so springt dieser junge Bursche sogleich aus der Erde hervor."

Auch Turenne, unter dessen Heer er diente, gab ihm, ungeachtet seines Widerwillens gegen seine Familie, den aufmunterndsten Beyfall, nannte ihn dem Könige, und dieser hatte Nichts dagegen, ihn zum Obersten zu erheben. So versagte ihm auch der grosse Condé, an den er sich wegen der Aehnlichkeit des raschen Temperaments mit grösserer Vorliebe anschloß, seine Achtung nicht; vorzüglich am blutigen Tage bey Senef. Der ehrwürdige Greis sah das feindliche Heer, dessen Hintertreffen er angreifen wollte, defiliren. „Sie bewegen sich so rasch, um zu fliehen!" war das Urtheil einiger Officiere. „Nein, erwiederte Villars; sie verändern bloß die Schlachtordnung." „Und woraus schliessen Sie das?" fragte Condé, sich zu ihm wendend. „Daraus, daß, so wie einige Escadrons sich zurückzuziehen scheinen, andere wieder in ihre Stelle treten, so daß Sie, mein Prinz, nach Ihrem Uebergange über den Fluß sie in Schlachtordnung gestellt finden werden." „Junger Mann, erwiederte der alte Held, wer hat Ihnen so viele Kenntnisse davon beygebracht? — Er hat helle Blicke, dieser junge Mann!" fügte er hinzu, und sah dabey diejenigen an, die zuerst das Wort genommen hatten. Sogleich ließ er zum Angriffe blasen, und zog den Degen. Bey diesem Anblicke rief Villars, vor Freuden ausser sich, überlaut: „Endlich habe ich die Ehre, den grossen Condé mit dem Degen in der Hand zu sehen!" Dieser Heldenausruf zog dem jungen Krieger einen schmeichelhaften Blick zu. Bey dem ersten Angriffe empfieng Villars einen Hieb mit dem Degen in das Schenkelbein. Er nahm sich aber nur die Zeit, die Wunde verbinden zu lassen, und schloß sich dann an Fourilles an, den Oberbefehlshaber der Reiterey, dem er auch während der ganzen Schlacht folgte. Die Action wurde allgemein, und Fourilles bemerkte sterbend die grosse Auszeichnung, mit welcher Villars sich hier betrug; und sowohl dieß günstige Urtheil eines allgemein verehrten Mannes, als das eines Condé selbst im Schlachtberichte, verschaffte ihm das Cavallerieregiment Courcelles, dessen Oberster in dieser Schlacht geblieben war.

Im J. 1675 diente er noch einmahl in Flandern, und zwar unter dem Marschall von Luxemburg. Dieser gab ihm ein Detaschement von 400 Pferden, wovon er einen guten Gebrauch zu machen wußte. Das Französische und feindliche Heer waren nur zwey Meilen von einander entfernt; Tag und Nacht gieng Villars unermüdet auf Kundschaft aus, um dem Marschall, der schwächer an Truppen, als der Feind war, Nachricht zu geben. Auf einem von diesen nächtlichen Streifzügen begegnete er einer Partey, die er zerstreute, und deren Hauptcorps er mitten durch den Wald verfolgte. Auf einmahl bemerkt er, daß er bereits bey der grossen Wache stünde. Sogleich ist der Entschluß in seiner Seele erzeugt, sie anzugreifen. Aber während daß er die Anstalten dazu trifft, sieht er sich von einigen Escadrons mehrentheils umzingelt. Nur ein wohlgeordneter Rückzug war hier die zu ergreifende Maßregel. Er ergriff sie, doch nur auf einige Stunden. Er verbirgt sich im Walde, aber nur so lange, als seiner Meynung nach die Furcht im feindlichen Lager vorüber war. Da erscheint er plötzlich an demselben Orte. „Wer ist da?" ruft die Schildwache. „Spanier, antwortet er; wir sind eine Partey aus Holland, die aus dem Kriege kommen." In demselben Augenblicke machen seine Truppen ein Feuer auf die grossen Wachen, und während daß er hier die Aufmerksamkeit fesselt, reißen zwanzig detaschirte Reiter die Linien nieder, tödten oder heben die herumspazierenden Officiere auf, vereinigen sich mit dem grossen Haufen, und Alle gewinnen den Wald wieder. Der ganze feindliche Flügel wirft sich zu Pferde, und eilt zum Nachsetzen Villars's herbey. Allein er hatte sich bereits an das gegenseitige Ufer eines Flusses in Schlachtordnung gestellt, über den sie in der Nähe des Luxemburgischen Heeres nicht zu setzen wagten. Frohlockend zog er daher mit seiner Beute daheim, und Ludwig, der durch den Marschall davon Nachricht erhielt, theilte diese vor dem ganzen Hofe dem alten Villars mit. Sein Feuereifer wurde durch das Glück, das seine Unternehmungen begleitete, noch mehr entflammt. Wie hätte da seine Jugend nicht eines Zügels bedurft! Schomberg entsetzte im J. 1676 Mastricht; Villars glaubte bey dem Rückzuge der Verbündeten einige Unordnung zu erblicken, und bat dringend, auf den Nachtrab des Feindes einhauen zu dürfen. „Wenn ein Platz, antwortete der Marschall, ohne Schlacht entsetzt ist, so muß der Heerführer damit zufrieden seyn, und um einem ruhmbegierigen jungen Obersten zu willfahren, muß man ihm eine Partey von 150 Pferden geben. Nehmen Sie solche, und Officiere dazu, welche Ihnen belieben; folgen Sie dem feindlichen Heere drey oder vier Tage, sehen Sie, wohin es sich wendet, und was Sie thun können, ohne sich einzulassen." Nie ist wohl ein Befehl pünctlicher ausgeführt worden. Er kam den folgenden Tag zurück; aber mit mehr Gefangenen, als sein Haufe Soldaten zählte.

Im J. 1677 begab er sich wiederum nach Flandern, wo der

Marschall von Humieres und Luxemburg unter dem Bruder des Königs das Heer commandirten. Man vertraute ihm in der berühmten Schlacht bey Mont-Cassel ein Reservecorps an, und so bewies er denn, daß ihm jenes Augenmerk nicht fehle, welches zum Gewinnen der Schlachten so nothwendig ist. Er bemerkte, daß des Feindes rechter Flügel unausbleiblich in Unordnung gerathen müßte, wenn er ihm in die Seite fiel, während daß er von Vorn angegriffen würde und war im Begriffe, seinen Vorsatz auszuführen, als ihm der Bruder des Königs durch seinen Adjutanten Chamlai sagen ließ, er solle die Mitte angreifen, die schon zu weichen anfieng. Er mußte gehorchen, und die Schlacht wurde gewonnen; aber der feindliche rechte Flügel zog sich in guter Ordnung zurück, so daß Luxemburg bey reifer Ueberlegung des Ausrufs sich nicht enthalten konnte: „Ich wollte, der Ritter Chamlai hätte die Beine verloren, als er ihnen diesen verwünschten Befehl überbrachte.“ Aus Flandern gieng Villars an die Mosel, und dann nach dem Elsaß, wo er unter Crequi diente, einem Manne, der wegen einer alten Wunde eine thätige Stütze gebrauchte und sie auch in unserm Helden fand. Der Herzog von Lothringen wünschte eine Schlacht. Aber dann mußten vorher die Franzosen aus dem Lager von Marle getrieben werden, und dieß war sehr befestigt. Der Herzog versuchte einen Angriff auf den rechten Flügel, der an ein kleines Schloß, Kokesberg genannt, gestützt war. Er ließ hier 2000 Pferde erscheinen, wovon er aber nur 500 den Befehl gab vorzurücken. Crequi besorgt, Villars möchte aus dem Scharmützel ein allgemeines Treffen machen, ließ zum Rückzuge blasen. Unser Held führte hier das Hintertreffen. Er nahm zwey Escadrons und einige Freywillige und warf das feindliche Fußvolk auf die Kanonen desselben zurück, so daß er beynahe einige der letztern überdieß noch erobert hätte. Im Anfange der Action wurden ihm zwey Pferde unter dem Leibe getödtet. Als man ihm den Küraß darbot, warf er ihn mit den Worten weg: „ich halte mein Leben nicht für kostbarer, als das dieser tapfern Leute,“ und sah dabey auf seine Reiter. Crequi wollte einen nächtlichen Ueberfall unternehmen, und daher wissen, ob ein Wall, über den man gehen mußte, besetzt sey. Villars erhielt den Auftrag, dieses unter guter Begleitung zu untersuchen. Er ließ aber einen grossen Theil derselben hinter sich, und rückte bloß an der Spitze von 300 Pferden vor. Der Feind war 2000 Reiter stark. Sogleich greift er ihn an, ohne sich um die Stärke desselben zu bekümmern. Er läßt seine ganze Mannschaft auf der Chaussee aufmarschiren und befiehlt den Trommelschlägern und Trompetern einen grossen Lärm zu machen. Um des Feindes Aufmerksamkeit zu theilen, greift er ihn durch eine Barriere an, die er verlassen fand, und bringt ihn in Unordnung. Während des hitzigen Kampfes kam das ganze Detaschement an, welches Villars zurückgelassen hatte. Dieß hielt man für Feinde, und nun focht ein Franzose gegen den Andern, bis man endlich beym

Ausrufe Villars sich wieder vereinigte. Diesem Mißverständnisse verdankte ein grosser Theil der Feinde seine Rettung. Die Belagerung Freyburgs, welche am Ende dieses Feldzugs vorfiel, gab ihm Gelegenheit auf eine andere Art seinen aufmerksamen und unternehmenden Geist zu beschäfftigen. Er befand sich beym Sturm an der Spitze der Grenadiere, er deckte jede Zufuhr mit Thätigkeit und Glück, und war bey allen zum Angriffe beorderten Detaschements an der Spitze. So kehrte er denn an den Hof mit dem Ruhm eines nach Auszeichnung strebenden und zu grossen Erwartungen berechtigenden Officiers zurück. Vorzüglich hatte er die Achtung Crequi's sich erworben, der ihm, da er als den Ersten in der Bresche des Forts Kehl ihn erblickte, die ermunternden Worte zurief: „Junger Mann, wenn Gott Dich leben läßt, so wirst Du meinen Platz eher als Jemand anderes einst erhalten." Der Friede zu Nimwegen schloß die Kampfbühne. Villars wurde hierauf mit Aufträgen an den Wiener Hof gesandt. Hier fand er den Churfürsten von Bayern, der zum Oberbefehlshaber des Teutschen Heeres gegen die Türken bestimmt war, und hatte das Glück, ihm so sehr zu gefallen, daß er ihn mit auf den Kriegsschauplatz nach Ungarn nahm. Auch hier gab Villars Beweise seines Muthes durch eine ehrenvolle Theilnahme an den mehresten Kriegsvorfällen, vorzüglich in der Schlacht bey Dersan. Er kehrte wieder an den Bayerischen Hof als Gesandter zurück, und gieng endlich nach Paris, wo ihn der König mit den schmeichelhaften Worten empfieng: „Ich habe Sie jederzeit als einen sehr tapfern Mann gekannt, aber nicht geglaubt, daß Sie ein so geschickter Unterhändler wären."

Sein stets reger Geist trieb ihn jetzt, sich unter den Höflingen so auszuzeichnen, wie unter den Kriegern, und sein geschmeidiger Geist ließ ihn sich in jedes Verhältniß mit Leichtigkeit fügen. Niemand konnte damahls bey Hofe einiges Glück machen, welcher nicht der Frau von Maintenon gefiel, und Niemand konnte ihr gefallen, welcher nicht die Larve der Frömmelei vorhielt. Villars fand sich gut in diese Rolle, und die gebietende Dame gab ihm ausgezeichnete Proben ihrer Gewogenheit. Ihm wurde ein Glück und eine Auszeichnung zu Theil, nach welchem viele Höflinge vergebens schmachteten: er durfte sie in das Schauspiel begleiten, ja es ward ihm sogar vergönnt, mit dem Hofe das Lustschloß Marly zu besuchen. Dieß gab seinem Selbstvertrauen, aber auch der Erbitterung der Höflinge gegen ihn sehr viel Nahrung. Auch kann man es als eine Folge davon ansehen, daß Ludwig ihn zu der Würde eines Generalcommissärs der Reiterey (Commissaire General de la Cavallerie) erhob. Er hatte diese aber kaum kennen gelernt, als er wieder an den Bayerischen Hof als Gesandter gehen mußte, und zwar, mit dem Auftrage, den Churfürsten von Oestreich abzuziehen und wo nicht Frankreich ihn zu verbinden, doch wenigstens zur Neutralität zu bewegen. Ein critischer Auftrag. Denn war gleich

[..]r Churfürst mit dem Hause Bourbon verwandt und mit Oest[..]ich unzufrieden; so konnte er doch als Reichsfürst bey dem [A]usbruch eines Krieges mit Letzterm von demselben sich nicht [..]reißen. Villars's Bemühungen waren daher gänzlich frucht[..]s; er mußte München verlassen, und wurde, da der Krieg [be]reits ausgebrochen war, in Bregenz verhaftet, und nur theils [d]urch Vorstellungen, theils durch Geld wieder auf freyen Fuß [ge]stellt. Doch fand er sehr bald einige Entschädigung für diese [U]nannehmlichkeiten, indem ihn Ludwig zum Heere des Marschalls [vo]n Humieres sandte und ihn bald darauf zum Marechal de [C]amp machte. Aber es fehlte ihm sowohl in diesem als im fol[ge]nden Jahre an Gelegenheit, sich hervorzuthun. Um seinem [se]hnlichen Wunsche nach Thätigkeit einigermaßen zu genügen, [g]ab man ihm den Auftrag, in Flandern Contribution einzutrei[b]en. Dieß that er denn auch bis unter die Wälle von Brüssel, [u]nd zwar in der rauhesten Jahreszeit. Feuer, Schwerdt und [V]erwüstung hielten an allen Orten, die er durchstrich, ihren [E]inzug; auch wurden viele Geisseln mitgenommen. Alle Unter[n]ehmungen, welchen Villars beywohnte, dienten dazu, sein krie[ge]risches Talent immer mehr auszubilden. Er erhielt zwar noch [k]eine Oberbefehlshaberstelle; doch wurden ihm verschiedene Auf[t]räge mit abgesonderten kleinen Corps gegeben, welche er mei[st]ens so ausführte, daß er schon in diesem Kriege sich die Ach[tu]ng seiner Oberfeldherren und des Feindes erwarb. Im J. [1]691 commandirte er die Linien, welche zur Deckung der Fran[zö]sischen Gränzen von der Schelde bis Bergen aufgeworfen wa[re]n, mit einem Corps von 15,000 Mann und einem Artillerie[pa]rk. Zugleich sollte er den Marschall von Luxemburg in Flan[de]rn unterstützen. Der Märsche und Gegenmärsche gab es hier [bi]s zur Ermüdung sehr viele. Endlich fiel das Treffen bey Leuse [v]or, dessen glücklichen Ausgang, so wie die einzelnen dahin [ge]hörigen Umstände, man in Luxemburg's Biographie lesen kann. Villars hatte einen sehr ruhmvollen Antheil daran. Sowohl beym ersten Angriffe, als bey dem Verfolgen des Nachtrabes be[f]and er sich. Hierauf kehrte er zu seinen Linien zurück, welche er so stark befestigen sollte, daß kein Ueberfall zu befürchten wäre; aber ausserdem war ihm Nichts erlaubt zu versuchen — allerdings eine Lage, die für seinen unternehmenden Geist nichts Einladendes hatte! Doch wurde sie ihm durch die Begünstigungen des Glückes, welches ihn nie verließ, erleichtert. Trotz aller Kabalen des Ministers Barbesieux, wurde er mit dem Gouvernement von Freyburg und Breisgau beehrt, an die Italienische Armee gesandt und zur Würde eines Generallieutenants erhoben. Auch auf dem neuen Kampfplatze zeichnete er sich aus. Unter den Füßen seines Pferdes wurde nach einem heftigen Kampfe der Kaiserliche General Merci zum Gefangenen gemacht, und der Herzog von Wirtemberg ergab sich von selbst bey Pforzheim, da Villars unter den Befehlen des Marschalls von Lorges in Teutschland commandirte. Auch war er es, der das Französische

Heer, als es bey der Annäherung des Prinzen von Baden sich zurückziehen mußte, geschickt rettete. Er nahm 2000 Pferde und führte das Französische Fußvolk, welches die feindlichen Husaren bereits sich umzuwenden genöthigt hatten, im Angesicht der ganzen Macht des Feindes in bester Ordnung zurück. Hinter sich hatte er einen Fluß, über den man aber leicht setzen konnte, hierauf eine Ebene von einer halben Meile im Umfange, endlich einen viel schwierigern Fluß und Gehölz. Man konnte überdieß vermuthen, daß die Feinde, deren ganze Macht anrückte, in dem Augenblicke, da er sich dahin zöge, wie ein Waldstrom über ihn herstürzen und ihn umzingeln würden, und dieß um so mehr, je weniger sie hier Etwas hindern oder beunruhigen konnte. Villars ließ daher drey Viertel seines Detaschements rasch die Ebene durchstreichen und befahl ihnen, am äussersten Ende derselben hinter dem zweyten Flusse beym Eingange in's Gehölz sich zu stellen. Er selbst mit den beyden kleinen zurückbehaltenen Corps vertheidigt einen Augenblick den erstern Fluß, geht in guter Ordnung über denselben und unterstützt wechselsweise seine beyden Corps, das eine durch das andere, gegen die auf der Ebene hinströmenden Husaren. Der Prinz von Baden rückt mit seiner ersten Linie über den letzterwähnten Fluß. Da er aber am Ende der Ebene Fußvolk und Reiterey erblickt, die festen Widerstand thut; so befürchtet er die Spitze des Französischen Fußvolkes zu erblicken, und hält es der Klugheit gemäß, vor allem Angriffe die zweyte Linie anrücken zu lassen. Während dessen gewinnt Villars Zeit und Terrain. Durch ein lebhaftes Feuer schafft er die ihn beunruhigenden Husaren sich vom Halse, setzt über den zweyten Fluß, vertheidigt ihn bis gegen die Nacht und zieht sich in guter Ordnung zurück. So führte er denn sein ganzes schon verloren gegebenes Corps unversehrt in's Lager. Der Friede zu Ryswick machte nun 1697 dem Blutvergießen ein Ende, und Villars, der jetzt schon als Einer der ausgezeichnetesten Generale am Hofe erschien, ward abermahls als Gesandter gebraucht; eine Würde, die wegen der Absichten Ludwig's auf die Spanische Erbfolge damahls wichtiger, als zu einer andern Zeit war. Es bedurfte eines Mannes von seltenem Scharfblicke, um die Gesinnung des Kaisers und seiner Minister zu erforschen. Zwar entsprach der Erfolg seiner Sendung den Absichten derselben nicht; allein die Schuld daran lag nicht (wenigstens nicht ganz) an Villars.

Der Spanische Erbfolgekrieg brach ungeachtet aller diplomatischen Talente und Bestrebungen Villars's aus. Er wurde vom Wiener Hofe abgerufen, wo er fast drey Jahre lang gewesen war *), und hierauf zum Heere nach Italien gesandt. Mit

*) Der Abschied von Eugen, mit dem er bisher im besten Einverständnisse gelebt hatte, war gar nicht so kalt, als es der Umstand, daß Beyde ehestens an der Spitze zweyer Heere erscheinen sollten, erwarten ließ. Einigen Hofleuten, die darüber in Erstaunen geriethen, sagte er: „Meine Herren, ich rechne auf die Herzensgüte Eugen's, und bin über

seiner Selbstüberwindung nahm er indessen diesen Ruf an; denn die Sachen hatten gleich Anfangs eine schiefe Wendung genommen. Wußte er es nicht auch überdieß, daß der Herzog von Savoyen mit den Französischen Heerführern in Mißverständnissen lebte? Noch ehe er bey dem Heere eintraf, hatte er einen Vorfall, wobey er sich mit Ehre benahm. General Merci, von seiner Reise unterrichtet, erwartete ihn auf dem Wege mit einem Korps Reiterey und Fußvolk, welches viel stärker, als seine Begleitung war. Sobald Villars den Feind gewahr wird, setzt er sich an die Spitze seiner Truppen, ohne daß diese ihren Anführer kannten. Kaum erfuhren sie es aber, als sie ausriefen: „Gott hat uns diesen General zugesandt." Sie schossen jetzt mit einer solchen Wuth, daß in einem Augenblicke alle Teutsche zerstreut waren. Von einem Heere, dessen Anführer uneinig sind, läßt sich nichts Grosses von Begebenheiten hoffen. Man erinnert sich aus Eugen's Biographie, daß die Franzosen bey Chiari, wo nicht geschlagen, doch zurückgedrängt waren, und Eugen, Herr der Flüsse, sich frey in der Ebene ausbreitete. Nicht ohne Grund vermuthete man ein geheimes Einverständniß des Herzogs mit dem Prinzen. Das Mißtrauen gieng so weit, daß man vor ihm Geheimnisse mit Unternehmungen machte, die er sonst nothwendig hätte wissen müssen. Er beklagte sich darüber bey Villars, ungeachtet diese Klagen nicht ihn, sondern den Marschall von Villeroi und den Prinzen von Vaudemont trafen. Villars machte dem Könige die nöthigen Eröffnungen deßhalb; allein der Verdacht konnte nicht gehoben werden. Ludwig glaubte, eines thätigern Anführers in Teutschland zu bedürfen, als dieser es war, und den Umständen nach seyn konnte, um seinen Bundesgenossen, den Churfürsten von Bayern, mit Nachdruck zu unterstützen. Dieser fieng die Feindseligkeiten mit der Einnahme Ulms an. Der Kaiser hatte eben durch den Prinzen von Baden die wichtige Festung Landau in seine Gewalt bekommen. Catinat zog sich unter die Kanonen von Straßburg zurück, und schien sich auf eine bloße Vertheidigung einschränken zu wollen. Wie leicht konnten da die Kaiserlichen einen Theil ihres Heeres gegen den Churfürsten von Bayern durch den Schwarzwald vorrücken lassen, und ihn aufreiben, ehe man ihm zu Hülfe eilen konnte. Villars wurde nun zum Werkzeuge des Königlichen Plans erwählt und nach Teutschland gesandt, um Anfangs noch unter Catinat zu dienen. Mit grosser Erwartung erschien er im May 1702 bey dem Heere, wovon er dem Minister Chamillard folgende Schilderung machte: „Die Truppen haben mitten im Kriege das Kriegführen vergessen. Tapferkeit besitzen sie zwar; aber von Anstrengung, von Kriegszucht, von der Kunst, den

zeugt, daß er mir jede Art Glück von Herzen wünscht, so wie ich von meiner Seite auch ihm alles Wohlseyn wünsche, welches er verdient, dasjenige ausgenommen, welches dem Interesse des Königs, meines Herrn, zuwider seyn könnte. Aber soll ich sagen, wo Eugen's wahre Feinde sind? In Wien, so wie die meinigen in Versailles."

ꝛnbfachen Beschwerden ihrer Lage einen unbezwingbaren Mu
egen zu setzen, von der Aufmerksamkeit auf die Märsche, u
in den Quartieren zu postiren, kurz von dem Geiste, dess
ächtiger Hauch den Soldaten beseelen muß, wissen sie Nichts."
Gründen bewies er, man hätte den Feind nicht so unbe
inkt im Elsaß sich ausbreiten lassen, sondern ihm währen
Belagerung Landaus, was sehr leicht gewesen wäre, ha
zen sollen. Um die gewünschte Vereinigung zu Stande z
gen, begab er sich am 29. September auf seinen Posten na
ıingen. Das Heer langte zu gleicher Zeit an, und fand
Prinzen von Baden bereits auf dem Schlachtfelde von Fried
en gelagert. Das Hornwerk von Hüningen, auf einer Rhein
l befindlich, war nach dem Ryswicker-Frieden geschleift wor
und die Werke jenseit des Rheins, welche die Brücke deck
waren gänzlich zerstört. Seit einigen Wochen hatte ma
efangen, auf der genannten Insel einige Befestigungen wiede
ustellen und darauf gründete Villars die Hoffnung eine
klichen Ueberganges. Er läßt eine Schiffbrücke vom feste
de bis zur Insel schlagen, Kanonen auf dieselbe pflanzen, dan
der Insel bis auf das gegenseitige Ufer eine zweyte Schiff
ke werfen — und dieß Alles Troz des heftigsten Widerstan
des Feindes aus seinen Verschanzungen. Denn dieser wurd
nittelst der auf der Insel und auf der Höhe von Hüninge
ıllten Kanonen vertrieben; auch wurde sogleich eine klein
schanzung aufgeworfen, um den Brückenkopf zu vertheidigen;
so gieng denn der Uebergang glücklich von Statten. Eine
zahllosen Hindernisse des Plans war aus dem Wege geräumt;
das größte war noch übrig. Ehe Villars sich dem Schwarz
de, um den Churfürsten von Bayern entgegen zu gehen, sich
ern konnte, mußte er den Prinzen von Baden entfernen, und
er hatte eine Anhöhe im Besitz, welche auf einen halben Ka
enschuß die kleine Ebene beherrschte, auf welcher Villars
e Truppen zur Schlachtordnung anrücken lassen mußte. Am
Fuße dieser Höhe ist ein Fluß und am Ufer desselben ein
zerstörtes Schloß mit einem guten Graben, auf dem höch
Gipfel des Berges das Fort Friedlingen, endlich zur Rech
und Linken und an der halben Seite mit Sturmpfählen und
ıfaden versehene Redouten. Da die Kaiserlichen sich nicht
r am Rheinufer halten konnten, so rückten sie von dem in
Ebene befindlichen Schlosse durch Laufgräben vor, um die
nzosen am Ausbreiten zu hindern. Täglich steigen nun durch
unermüdeten Hände derselben neue Werke empor, um mehr
aum zu gewinnen. Während daß hier so viele Anstrengun
für den Churfürsten verschwendet werden, macht er auch
t die geringsten Anstalten zur Vereinigung. Man erfuhr viel
:, daß er, statt dem Schwarzwalde sich zu nähern, von der
ern Seite abmarschirt sey. Welche musterhafte Standhaftigk
zeigte hingegen Ludwig! Um seinen Bundesgenossen von
r unwandelbaren Treue zu überzeugen, um die Feinde an

[ih]rem Vorsatze, die Winterquartiere im Elsaß zu nehmen, zu [h]indern, schickte er Villars den Befehl zur Schlacht. Sogleich [i]st sein Entschluß gefaßt, in der Nacht vom 13. auf den 14. October die nächstgelegenen feindlichen Verschanzungen zu stürmen, dann über den Fluß Weil zu setzen, in der Ebene von [K]lein-Hüningen, auf Schweizerischem Boden, festen Fuß zu [f]assen, und die Kaiserlichen im Rücken zu nehmen. Während [d]er Anstalten dazu erhielt Villars die Nachricht von der Französischen Besitznahme Neuburgs, einer Stadt, die zur Deckung einer zweyten Brücke sehr vortheilhaft war *). Nun konnte er über den Rhein setzen, wo er wollte, und, wenn er es hier that, eine Schlacht auf einem weit vortheilhaftern Boden liefern. Sogleich läßt er Anstalten zum Schlagen einer solchen Brücke machen. Zwar sandte der Prinz von Baden, um es zu verhindern, seinen rechten Flügel dahin; allein Villars setzt sein ganzes Heer in Marsch, und Jener zieht sich zurück und will unsern Helden entwischen. Es gelang ihm aber nicht, weil dieser auf eine Schlacht drang. Der Prinz von Baden versuchte, durch sein Fußvolk die Höhe von Tulik wegzunehmen, und stellte die Reiterey, mit dem rechten Flügel an das Fort, mit dem linken an jene einzunehmenden Höhen gelehnt. Villars läßt hierauf Fußvolk dahin marschiren, welches, ungeachtet der Abhang sehr steil war, und das Hinaufrücken durch Weinberge erschwert wurde, in der schönsten Ordnung davon Besitz nimmt. Während dessen wurde die Reiterey in der Ebene in Schlachtordnung gestellt, und der linke Flügel mit 16 Compagnieen Grenadiere verstärkt; der Rest der Letztern war in Neuburg. Das feindliche Fußvolk schoß zuerst; das Französische, welches der Generallieutenant des Bordes anführte, hielt dieß Feuer tapfer aus, erwiederte es mit aufgepflanztem Bajonette, und schlug, nach einem tapfern Widerstande, das feindliche, obgleich dieß Kanonen hatte, gänzlich. Auf beyden Seiten blieben eine grosse Zahl geschickter Officiere. Das Französische Fußvolk jagte endlich die Kaiserlichen aus dem Gehölze, und drängte sie fechtend bis an den Rand des Abhanges, wo diese sich in's Thal stürzten. Einige Französische Soldaten hatten die Fliehenden zu hitzig verfolgt, wurden zu dem Hauptheere zurückgetrieben, und zogen es mit sich in den Wald. Bestürzt über diese Rückbewegung, eilt Villars herbey, und ruft: „Was soll das, Soldaten? Die Schlacht ist gewonnen! Es lebe der König!“ „Es lebe der König!“ antworteten sie jauchzend; doch aber mit einer Furcht, die man bey einem siegenden Heere nicht zu bemerken gewohnt ist — bis endlich der Marschall eine Fahne ergreift, und das

*) Tausend auserlesene Soldaten waren zu dieser Eroberung beordert. Ein Hauptmann der Grenadiere, Namens Petithiere, marschirte bis an den Fuß der Mauer. Ein Junker vom Regimente Lothringen stieg auf die Schultern einiger Soldaten, und setzte den ersten Fuß in den Ort, die Grenadiere folgten, und 400 Schweizer, die Garnison desselben, wurden entweder gefangen genommen, oder niedergemacht.

Fußvolk, an der Spitze des Waldes, bis an den Rand des Abhanges führt. Das Gefecht der Reiterey war weit entscheidender, als das des Fußvolkes, sowohl wegen der Fehler, welche der General, der die feindliche Cavallerie commandirte, dabey begieng, als auch wegen der überlegenen Talente seines Gegners, des Herrn von Maignac. Der Feind zählte ungefähr 4000 Mann Todte, die er auf dem Schlachtfelde zurückließ; eben so viele wurden gefangen genommen. Ueberdieß verlor er das Fort Friedlingen, welches sich den Tag nach der Schlacht auf Discretion ergab, 35 Fahnen und Standarten, 3 Paar Pauken, und 11 Kanonen. Uebrigens hat man diesem Treffen ohne Grund den Namen einer Schlacht gegeben. Es war nur ein grosses Infanterie- und Cavalleriegefecht, indem diese beyden Corps einzeln fochten. Schade, daß Villars's Absicht an der Unthätigkeit des Churfürsten von Bayern scheiterte, und dieser Sieg seiner gehofften Früchte verlustig gieng! Man hielt einen Kriegsrath, wo Alles der Meynung war, ein Zug über die Gebirge, ohne daß man wegen des Unterhalts der Armee in Sicherheit wäre, oder die Annäherung des Churfürsten schon voraus wüßte, würde ein Wagestück der ersten Art seyn. Nicht ohne Schmerz sah sich Villars durch die Umstände zu der Rolle verurtheilt, ein bloßer Beobachter des geschlagenen Feindes zu seyn. Doch hatte er die Ermunterung, auf diesem Marsche den Marschallsstab mit einem sehr schmeichelhaften Briefe des Königs zu erhalten. Der Prinz von Baden sammelte sein Heer, da es nicht verfolgt wurde, sehr leicht, und war, obgleich geschlagen, immer noch stärker als Villars. Um diesen in die Gebirge zu locken, und dem Französischen Heere den Untergang sicher zu bereiten, zog er sich an den Unter-Rhein. Allein Villars wich der Schlinge aus, detaschirte den Grafen von Burg, um den Feind an dem Schlagen einer Brücke über den Rhein zu hindern. Er selbst setzte mit dem Reste des Heeres wieder über diesen Fluß, säuberte das Elsaß, verjagte den Feind von allen seinen Posten, welche er an der Saar und Moutre besaß, bis gegen Hagenau. Hierauf kehrte er nach Straßb...g zurück, sicherte diese wichtige Stadt vor Contributionen, und wurde daselbst im Triumph empfangen. Auch nahm er von Nanci sichern Besitz, um des Feindes Einfälle in Frankreich zu hindern. Endlich war der Churfürst von Bayern aus seinem Todesschlummer, wiewohl zu spät, erwacht. Er übersandte Villars einen Brief, voll der kräftigsten Ermahnungen, sich mit ihm zu vereinigen, und schlug ihm unter mehrern den Marsch durch das Thal von Neustadt vor. „Dieses Thal, antwortete Villars, nennt man das Höllenthal (Val d'enfer). Ich bin aber kein Teufel, um durch dasselbe dringen zu können." Er bewies ihm überdieß, daß die Gelegenheit zu einer solchen Vereinigung durch seine eigene Schuld bisher ungenutzt vorbey gelassen sey.

Ludwig's wärmster Wunsch war noch immer die oft genannte Vereinigung. Um sie zu erleichtern, schlug Villars die Bela-

gerung Kehls vor. „Denn, sagte er, wollte sich der Prinz von Baden derselben widersetzen, so würde er es nur durch ein Zusammenziehen seiner ganzen Macht, und indem er sein Heer hinter die Quinche stellte, thun können. Dann würde man ihn in seinen eigenen Linien mit einem Corps einzuschliessen im Stande seyn, und indem der Churfürst an die Ober-Donau, Villars gegen Valkirk und das Thal von St. Pierre marschirte, so würde man kein Hinderniß des Durchzugs durch die Gebirge antreffen, und die Vereinigung wäre glücklich zu Stande gebracht. Wenn sich aber der Prinz von Baden der Belagerung von Kehl nicht widersetzen sollte: so würde man ihn angreifen, und dieß wäre ein Weg mehr, dem Churfürsten entgegen zu gehen.“ Ludwig, durch diese Gründe überzeugt, billigte den Plan. Wollte Villars ihn ausführen, so mußte er zuvor den Feind aus seinen Verschanzungen an der Quinche schlagen. Er setzte deßhalb am 12. Februar 1703 bey Neuburg über den Rhein, und rückte nach Breysach. Hier setzte er sich an die Spitze von 4000 Reitern und Dragonern, und breitete sich, indem das ganze Heer ihm folgte, vor der Linie der feindlichen Quartiere aus. Kaum hatten die Feinde Zeit, diese zu verlassen, und sich zu sammeln. Ihr Sammelplatz war hinter der Quinche. Villars kam ihnen zuvor. Selbst dieser angeschwollene Fluß vermochte nicht, ihn aufzuhalten. Er entdeckt eine Furt in demselben, und wirft sich, gleich einem Carl XII. zuerst hinein; einige feindliche Escadrons, an deren Spitze sich der Prinz von Baden selbst befand, werden sogleich aus einander gesprengt, und da dieser von Villars sich zuvor gekommen sieht, so befiehlt er der nächstgelegenen Infanterie, sich in Kehl zu werfen; er selbst zieht sich nach Stollhofen zurück. Unser Held bemächtigte sich nun der Posten zwischen dem Rhein und den Gebirgen. Der Kaiserliche General Vibrack hatte sie sogleich im Stiche gelassen, und dem Prinzen von Baden war nicht so viel Zeit übrig gelassen, die Truppen aus mehr als funfzig zwischen der Quinche und dem Rhein gelegenen Forts und Redouten zu ziehen, sondern eine grosse Menge Kriegsbedürfnisse und Soldaten kam in des Siegers Hände. Offenburg, Zell, Willstädt und Rastadt erhielten Französische Besatzung. Am erstern Orte fand man 28 Kanonen, eine Menge Kriegsbedürfnisse und Mundvorrath, und das ganze Gepäck der Artillerie des Heeres. Auch hob man zu Harlach, Gengenbach und Hosen ansehnliche Futtervorräthe auf. Jetzt wurden die Laufgräben vor Kehl (es war in der Nacht vom 25. auf den 26. Februar) eröffnet. Die Anwesenheit des Herrn von Terrade, der unter Vauban das Fort daselbst angelegt hatte, und der folglich die schwachen Orte genau kannte, erleichterte Villars die Eroberung dieses Orts ausserordentlich. Zuerst wurde eine Redoute von Wichtigkeit, die auf einer der Inseln des Rheins erbaut war, und deren Wegnahme den Belagerten alle übrige unnütz machte, erobert und mit einer Batterie besetzt. In der Nacht vom 4. auf den 5. März logirte man

sich in den bedeckten Weg am Fuße des Glacis; einen Tag später wurde ein Sturm auf das Hornwerk unternommen und dieses glücklich erobert, denn die Belagerten thaten nur einen schwachen Widerstand. Eben so leicht ließen sie am 9. den bedeckten Weg wegnehmen, und ergaben sich den Tag darauf unter sehr annehmlichen Bedingungen, die Villars in der Absicht ihnen zugestand, weil er diesen Ort durch eine längere Belagerung nicht unbrauchbar für Frankreich machen wollte. Er hatte durch seine Theilnahme an den Beschwerden dieser Unternehmung den Muth des gemeinen Mannes ausserordentlich belebt. Uebrigens war er von den Regeln der Belagerungskunst abgewichen, und deßhalb von allen in seinem Heere befindlichen Ingenieurs laut getadelt worden. Welch ein Glück, daß er so rasch zum Ziele kam! Vermochte kaum der glückliche Erfolg seine Gegner zu besänftigen, welche Kabalen würden sich gegen ihn erhoben haben, hätte er hier vergeblich die Kräfte des Heeres verschwendet! Er wäre gern jenseits des Rheins geblieben, um die erste Gelegenheit zum Marsche über die Gebirge und zur Vereinigung mit dem Churfürsten zu nutzen. Allein sein Heer befand sich in einem traurigen Zustande. Abgemattet durch eilfmonathliche rastlose Anstrengungen, war es überdieß ohne Zelte, ohne Gepäck und mit ganz unbrauchbaren Gewehren versehen, und bedurfte Rekruten und der vaterländischen Luft zur Erhohlung. Auch war der Umstand nicht zu übersehen, daß die Flüsse in diesen Jahreszeiten daselbst oft austreten, so daß man nur auf Schiffen vom Rhein bis zum Schwarzwalde kommen kann. Gründe genug, über den Rhein zurückzugehen. Villars that es, obgleich zur grossen Unzufriedenheit des Hofes. Ludwig drang auf die bekannte Vereinigung, oder auf eine Diversion, und man mußte gehorchen. Alle Truppen, die sich nun in den Bisthümern, im Elsaß, in der Franche Comté und längs der Saar befanden, setzten sich auf Einmahl in Bewegung, um am 8. April oder ein Paar Tage später am Rhein zu seyn. Der Marschall von Tallard marschirte nach Passau, um die Lutter zu bedrohen, und der Marschall von Lauzun nach Fort Louis; der Marquis von Rozel mußte nach Hüningen gehen, und Villars selbst begab sich an den kleinen Fluß Renchen, um den Posten von Bihel zu besichtigen, wo der Prinz von Baden sich verschanzt hatte. Hier wollte er diesen angreifen; allein der zusammengerufene Kriegsrath war anderer Meynung, und es unterblieb. Jetzt dachte Villars mit allem Eifer auf die Vereinigung, und wählte dazu das Kinziger Thal. Der Weg dahin wurde durch den Grafen von Staremberg, an der Spitze mehrerer Bataillons alter Truppen und der ganzen Miliz von Wirtemberg, die General Merci befehligte, besetzt. Er ließ daher den Marquis von Blainville mit 18 Bataillons und 20 Escadrons voran marschiren und folgte mit raschen Schritten nach. Glücklicher Weise legte der Prinz von Baden diesem Marsche kein Hinderniß in den Weg. Zwar waren die Posten allenthalben stark befestigt und gut mit

Truppen versehen. Indeß sie wurden mit einer Schnelligkeit aufgehoben, welche den Feind nicht zur Besinnung kommen ließ. Man fand auf diesem Marsche eine kleine mit guten Mauern umgebene Stadt, mit Namen Hornbeck. Sie stand mit einem auf einer steilen Anhöhe gelegenen Schlosse in Verbindung und war mit 4000 Mann besetzt. Diese mußte weggenommen werden, wenn man weiter vorrücken wollte. Villars setzte sich nun an die Spitze der Grenadiere, beseelte Alles durch sein Beyspiel mit hohem Muth, und so waren Stadt und Schloß in wenigen Augenblicken in seinem Besitze. Man machte eine grosse Menge Gefangener. Wäre es den Feinden Ernst mit dem Widerstande gewesen, wie viele Oerter hätten sie auf den Gebirgen gefunden, wo sie mit Steinen dem anrückenden Heere unbeschreiblichen Schaden zufügen konnten! Denn der Marsch gieng immer durch tiefe Abgründe, wo 50 abgehauene Bäume ein Heer aufgehalten hätten, oder vielmehr er zog sich längs dem Abhange eines schroffen Felsen hin. Hier hätte man die Erde nur abkratzen dürfen, um dem Durchzuge die einzige Möglichkeit zu gewähren, daß man Stufen in den Felsen hauete. Nach glücklich überwundenen Terrainhindernissen kam die so sehnlich gewünschte Vereinigung zu grosser Freude des Churfürsten zu Stande. Es war im May.

Jetzt mußte ein Operationsplan entworfen werden, wenn man die beträchtliche Stärke des Heeres zweckmäßig nutzen wollte. Villars machte den Vorschlag, entweder auf Wien loszugehen und deßhalb den Marsch zwischen Passau und Linz zu nehmen, oder Tyrol anzugreifen, wo sich nicht 800 Mann regulärer Truppen befanden. „Ich kenne die Hauptstadt Oestreichs, schrieb er dem Könige, durch meinen langen Aufenthalt daselbst. Ohne irgend eine beträchtliche Schwierigkeit wird man sich gleich den ersten Tag an der Contrescarpe festsetzen, Leopoldstadt beym ersten Anrücken wegnehmen, und wenn die Besatzung so schwach ist, als sie bisher es war; so ist Wien innerhalb acht Tagen in unserer Gewalt." Man wählte den Marsch nach dieser Kaiserstadt und der 2. Juny war zum Aufbruche dahin bestimmt. Das tiefste Geheimniß sollte bis dahin seinen Schleyer über diese höchstwichtige Unternehmung decken, als — drey Tage vorher der Churfürst unserm Villars meldete, er könne nicht gegen Passau vorrücken, weil das Schloß von Rotenburg seiner schleunigen Hülfe bedürfe. Der General Styrum bedrohe es. Welche Feder wagt es, die Verzweiflung zu mahlen, die sich der Seele Villars's bemächtigte! Wie gerecht war der Schmerz, den er dem Churfürsten hierüber in einem Briefe zu erkennen gab. „Nach dem Willen Ew. Durchlaucht soll also die erste Unternehmung eines Heeres, welches ich Ihnen aus Frankreich zuführte, auf den Entsatz eines Schlosses sich einschränken, da es doch nur von ihm abhängt, ganz Oestreich in Schrecken und Verzweiflung zu versetzen." Alle Vorstellungen waren vergeblich; denn den Churfürsten umgaben Creaturen des Wiener Hofes,

die gegen sein eigenes Interesse ihn auf's Schändlichste verblendeten. Wozu man ihn noch bewegen konnte, war die Expedition nach Tyrol, welcher er sich nicht zu entziehen vermochte und die er auch mit vielem Glanze begann. Innerhalb zwey Stunden nahm er durch eine Art Wunder Kufstein, eine beträchtliche Festung und den Schlüssel zu dieser Provinz. Gewiß hätte der Ort sich noch lange halten können, hätte nicht ein Zufall die Uebergabe bewirkt. Der Commandant daselbst wollte beym Anmarsche des Feindes einige der Stadt zu nahe gelegene Häuser wegbrennen lassen. Das Feuer wurde durch einen starken Wind noch mehr angefacht, ergriff die Stadt, verzehrte sie in wenigen Augenblicken und gieng zum Schlosse über. Ein Französischer Ingenieur, Namens Desventes, welchen Villars dem Churfürsten gegeben hatte, forderte 500 Grenadiere, um sich einem dem Scheine nach leicht zugänglichen und von den Feinden nicht vertheidigten Thurme zu nähern. Die Grenadiere kletterten Einer auf den Andern und nahmen Stadt und Schloß in wenigen Augenblicken weg. Ein gleiches Schicksal hatten auch die übrigen festen Oerter auf dem Wege nach Insbruck; selbst diese wichtige Stadt ergab sich. Allein auf diesen ersten glücklichen Act folgte ein zweyter höchsttrauriger. Die Landbewohner Tyrols und Oestreichs, die fast alle Jäger sind, erhohlten sich von ihrem ersten Schrecken; sie wurden von regulären Truppen unterstützt und fiengen an den Churfürsten, der dem Herzoge von Vendome nach Italien entgegen gieng, anzufallen. Dieß nöthigte ihn eine Rückbewegung nach Insbruck zu machen, deren Bürgerschaft bereits im Aufstande sich befand. Dem Beyspiele der Hauptstadt folgten die kleinern; so wie sie vorhin nur aus Nachahmung derselben sich ergeben hatten. Plötzlich sah er sich von allen Seiten mit Feinden umgeben, oft eingeschlossen und aufgehalten in den gefährlichsten engen Pässen, deren Spitzen die Tyroler besetzt hatten. Gefährliche Postengefechte konnten ihm hier nur den Weg bahnen; und wie sehr mußte er sein Heer schwächen, indem er an den verdächtigsten Oertern hinter sich Truppen ließ, unterdessen er langsam vorrückte. Auf der andern Seite, während Villars auf Tallard's Beystand hoffte, erfuhr er zu seinem grossen Erstaunen, daß der Prinz von Baden an der Spitze einer weit grössern Armee, als die seinige war, in diesem Augenblicke in der Ebene von Langenau angekommen wäre. Alle Vorsichtsmaßregeln wurden nun ergriffen, um ihm das Abschneiden des Französischen Heeres vom Donaustrom unmöglich zu machen. Es wurde deßhalb ein Corps auf die Höhe von Ulm gesandt und kleinere Detaschements mußten längs diesem Flusse sich rastlos bewegen. Zugleich äusserte Villars dem Churfürsten seine grossen Besorgnisse wegen Augsburg und Regensburg, wovon das Letztere durch eine kleine Anzahl Bayern, Ersteres aber gar nicht besetzt war. Wie hätte ihm die Wichtigkeit dieses am Lech gelegenen Ortes entgehen und er es nicht wissen sollen, daß derselbe für den Prinzen von Ba-

den ein Stützpunct werden konnte, wenn er, über die Donau in der Nähe ihres Ursprungs setzend, über Bayern herstürzen wollte! Alle Beredtsamkeit wurde daher verschwendet, um den Churfürsten zu einer Besitznahme dieser Stadt durch wenigstens 500 Mann Fußvolk zu bewegen. Allein auch dießmahl machten die an Oestreichs Interesse verkauften Minister desselben alle Bemühungen vergeblich. Es war am letzten Juny, als der Prinz von Baden mit seiner ganzen Macht an den Ufern des kleinen Flusses Brenta erschien. Er fand Villars sehr vortheilhaft postirt. Sein linker Flügel stieß an Lauingen, eine kleine an der Donau gelegene Stadt, die überdieß mit sehr guten 5 Fuß dicken Mauern und mit einem doppelten Graben umgeben war; der rechte an Dillingen, eine weit beträchtlichere Stadt an demselben Flusse mit noch stärkern Mauern; ein kleiner Fluß deckte die Fronte seines Heeres fast gänzlich. Einige Tage lang fielen der Scharmützel hier so manche vor, in welchen die Franzosen viele Beweise des Muthes gaben. Villars blieb aber, wie Gustav Adolph bey Nürnberg, unbeweglich und erwartete vom Feinde den Angriff. Unterdessen erfuhr er durch Spione, daß der Graf de la Tour ein Heer von ungefähr 6000 Mann der besten Reichstruppen sammle, und daß dieses Corps in der Nähe von Ulm über die Donau setzen und gerade nach der Iser an der Seite von Augsburg marschiren müßte — Alles in der Absicht, um dem Prinzen von Baden den Weg zu öffnen. Den Uebergang über die Donau, der bey Meudersking geschah, zu verhindern, dieß war Villars wegen der Entfernung unmöglich. Allein er schickte sogleich den Feldmarschall von Legal und den Brigadier Heron mit 4000 Mann eilig nach. Zwischen beyden Corps kam es hierauf zu einem hitzigen Treffen, worin die Franzosen siegten. Eine Menge Feinde wurden in die Donau getrieben, 800 Mann zu Gefangenen gemacht, 11 Standarten und 2 Paar Pauken erobert. Doch dieser Vortheil mußte unbenützt bleiben, weil der Churfürst, der, von keinen festen Grundsätzen geleitet, längst schon nach der Rückkehr in seine Staaten sich gesehnt hatte, die nächste Gelegenheit, da nämlich einer seiner Generale von den Kaiserlichen geschlagen war, ergriff und das für sein Heer so unglückliche Tyrol verließ. Ueberlegte er aber wohl, daß er durch diesen übereilten Rückzug eben das herbeyzog, was er abwenden wollte — das Verlegen des Kriegsschauplatzes in das Herz von Bayern? Und daß dieses der Plan des Prinzen von Baden war, erhellte dieß nicht aus mehreren Unternehmungen desselben sehr deutlich? Wirklich setzt er sich auch am 23. August in Bewegung und marschirt, wie Villars es vorher gesehen hatte, gegen den obern Theil der Iser, um sich Augsburg zu nähern. Alle nur denkbare Versuche werden jetzt von diesem gemacht, um den General Styrum zu einem Gefechte zu bewegen. Er geht aus seinem Lager, er treibt die grosse Wache vor sich her, er rückt bis zu seinen Redouten vor, er macht alle Anstalten zum Angriffe. Styrum setzt dem Allen

eine unerschütterliche Kaltblütigkeit entgegen, zieht seine Truppen zurück, läßt Villars im ungestörten Besitz der Ebene, und als er sich ein Wenig eingeschlossen sieht, so stellt er sein Heer hinter seine unangreifbaren Verschanzungen in Schlachtordnung. Da ihm dieß nicht gelang, so wollte er den Prinzen von Baden zu einem Treffen zwingen, wenn dieser zwischen der Donau und der Iser sich befinden würde. Der Prinz setzte nun über die Donau oberhalb Ulm und rückte rasch auf Augsburg zu. Aber eben so rasch läßt ihn Villars durch das Corps des Feldmarschalls von Legal, der vom Grafen von Burg unterstützt wurde, verfolgen. Er bat den Churfürsten, sich der Stadt Augsburg zu bemächtigen, da es noch Zeit wäre, ihm einen Theil seiner Truppen als Ersatz für diejenigen zu schicken, welche er im Lager von Dillingen hatte lassen müssen, und mit dem übrigen Theile sich an die Spitze des Königlichen Heeres zu setzen. So wollten sie dann Beyde dem Prinzen von Baden entgegen rücken. Der Churfürst gab nach, aber mit Unwillen. Sobald er im Lager ankam, bat ihn Villars um die Erlaubniß, sich mit dem Grafen von Burg zu vereinigen; er selbst möchte ihm mit dem ganzen Heere rasch folgen. Jenes bewilligte er, zu diesem war er aber durch keine Kraft der Beredtsamkeit zu bewegen. Wer kann sie lesen ohne Theilnahme und Bedauern, die Briefe, welche Villars deßhalb an den König schrieb und worin er ihm seinen Schmerz mit den lebhaftesten Farben schildert! „Ich wiederhohle es, sagt er, der Prinz von Baden würde ohne Gefecht Augsburg nicht in seine Gewalt bekommen haben, und in diesem Gefecht hätte ich wahrscheinlich den Sieg davon getragen; denn nie hat ein Heer solche muthvolle Entschlossenheit gezeigt, als das Ew. Majestät, und ich bin überzeugt, Alles über den Haufen zu werfen, was nicht mit Flüssen oder Mauern bedeckt ist. Freylich bemächtigte sich desselben eine gewisse Unruhe. Der Soldat und fast alle Officiere glaubten verrathen zu seyn. Ich selbst bin in der schrecklichsten Bewegung, die nur je ein getreuer Diener des Königs empfinden kann.“ Und in einem Briefe an Chamillard äussert er die Vermuthung, der Churfürst stehe mit dem Feinde im Einverständniß. „Der Prinz von Baden, spricht er, hat Brücken über den Lech geschlagen; er hat aber nicht das kleinste Detaschement nach Bayern gesandt, noch Contributionen daselbst eintreiben lassen. Ich weiß überdieß, daß er einen Husaren-Oberstlieutenant, der einige Ausschweifungen in einem Bayerischen Dorfe begangen hat, in Arrest setzen ließ.“ Unterdessen hörte Villars, Styrum habe sein Lager bey Dillingen verlassen und marschire gegen Donauwörth. Sogleich läßt er aus Begierde zum Schlagen den linken Flügel wider des Churfürsten Willen zu Pferde steigen und sendet den Obersten Tour mit einer Abtheilung, damit er die Stellung des Feindes untersuche, voraus. Durch diesen erfuhr er, das feindliche Heer stehe unterhalb Höchstädt längs der Donau am Fuße der Gebirge. Zu gleicher Zeit hatte der Generallieute-

nant Marquis d'Usson, der den Tag vorher über zwey Stunden weit jenseit der Donau abwärts marschirt war, den Befehl erhalten, mit 15 Escadrons und 8 Bataillons bey Dillingen diesen Fluß zu passiren, und den Feind im Rücken anzugreifen. Ein dreymahliges Abfeuern einer Kanone sollte sowohl von seiner als Villars's Seite das Zeichen zum Angriffe seyn. Ein Mißverständniß, indem er nämlich das Zeichen der Feinde, die ihre Fourageurs bey dem Anrücken der Franzosen beorderten, für das verabredete nahm, verleitete ihn, zu früh anzugreifen. Die Feinde, die von der andern Seite noch Ruhe hatten, wandten nun ihre ganze Macht gegen ihn, und trieben ihn in die Linien von Dillingen. Unterdessen näherte sich Villars und der Churfürst (der sich endlich doch zur Theilnahme an dieser Unternehmung entschlossen hatte) mit dem Hauptheere, und stellten es mit dem rechten Flügel an den Fuß der Gebirge, mit dem linken an das Schloß Schüning, worein der Feind 100 Mann gelegt hatte. Graf Lanion griff nun mit musterhaftem Muthe des Feindes linken Flügel an; er fand mehrere Bataillons vor sich, die sich mit vieler Standhaftigkeit zurückzogen. Da das Gros der Infanterie, welche fast acht Französische Meilen, ohne zu rasten, gemacht hatte, nicht geschwind genug ankam: so erhielten einige Escadrons den Befehl, auf das feindliche Fußvolk zu feuern. Sie thaten es mit grosser Tapferkeit. Der Marquis von Kerkado warf sich auf dasselbe, ungeachtet man ein entsetzliches Feuer machte, trennte zwey Bataillons, und ergriff eine Fahne. Da er aber kein Fußvolk zur Unterstützung hatte, so setzte das feindliche sich wieder in Marsch. Zu gleicher Zeit sah man verschiedene Bataillons des Feindes, die ihren linken Flügel an ein Gehölz nahe an dem Gebirge stützten. Zwey Brigaden griffen sie an; die Feinde machten ein grosses Feuer, welches die Brigaden Dauphin und Guienne ein Wenig erschütterte. Die Escadrons von Dauphine wurden zur Unterstützung derselben gesandt: allein sie bedurften dessen nicht; sie stellten sich von selbst, und machten die schönsten und kühnsten Angriffe. Das Regiment de la Feronaye griff auch die Bataillons des Hintertreffens an und trennte ihre letztern Reihen. Der übrige Theil aber setzte die Feuerschlünde in die furchtbarste Thätigkeit; und obgleich die Französische Reiterey ihre Gewehre verschiedene Mahle abbrannte, so legte dieses Fußvolk doch über dritthalb Französische Meilen, von dem ersten Kampfplatze an gerechnet, zurück, ohne auf irgend eine Art getrennt zu werden. Unterdessen ritt die Reiterey ihm stets zur Seite, und kam ihm selbst noch vor, und die Brigade Irländer nebst einigen Grenadiercompagnieen gerieth in Unordnung, und wurden gänzlich getrennt. Die Französischen Truppen tödteten viele davon im Gehölze, wo das Metzeln sehr groß war, und die ganze Nacht hindurch dauerte. Die Feinde sollen mehr als 5000 Mann Todte auf dem Schlachtfelde zurückgelassen haben *), ohne 7000 Ge-

*) So lautet Villars's Angabe, die aber nicht im Geringsten mit dem

fangene zu rechnen, die in des Siegers Hände kamen. Ueber- dieß verloren sie ihre ganze Artillerie, bestehend aus 30 Kanonen, und ihr ganzes Gepäck, eine Menge Standarten, Fahnen, Pauken, u. s. w. Nie hat ein siegendes Heer eine grössere Beute gemacht. Der Feind floh nach Nördlingen. Er wäre zwischen zwey Feuer gebracht und gänzlich aufgerieben worden, hätte der Marquis d'Usson nicht durch falsch verstandene Signale sich irre führen lassen. Der Churfürst widerstand nicht den Gefühlen des Dankes. Er umarmte auf dem Schlachtfelde unsern Villars, und nannte ihn dreymahl den Retter seines und seiner Frau und Kinder Lebens. Und doch war er (welch ein Widerspruch!) unentschlossen, ob er lieber mit dem Kaiser unterhandeln oder mit Frankreich es halten sollte. Mußte dieses Hin- und Herschwanken zwischen Pflicht und Interesse für das Heer nicht der Grund einer lästigen Unthätigkeit seyn, und den Feinden unterdessen Zeit zur Verstärkung lassen? Die aufkeimende Harmonie gieng auch schnell wieder in Uneinigkeit über, und die Berathschlagungen wegen der fernern Unternehmungen entzweyte Maximilian und Villars von Neuem.

Villars arbeitete nun mit Eifer an der längst gewünschten Vereinigung mit Tallard. Deßhalb und um den Trümmern des Styrumschen Corps es unmöglich zu machen, an der Iser vorzurücken, und mit dem Prinzen von Baden sich zu vereinigen, beschloß er, nach Memmingen zu marschiren. Der Churfürst antwortete ihm ganz kalt: er glaube, sein Plan, sich in Bayern eingeschlossen zu halten, sey viel vernünftiger. „Ich muß also, erwiederte Villars lebhaft, Ew. Durchlaucht meinen festen Entschluß anzeigen, nämlich: morgen früh mit des Königs Heere nach Memmingen zu gehen." Bey dieser Erklärung stieg dem Churfürsten die Röthe in's Gesicht; er warf aus Aerger Hut und Perücke weg. „Ich habe, sagte er, das Heer mit dem Herzoge von Lothringen, der doch auch ein grosser General war, commandirt, und nie hat er mich so behandelt." Doch unterwarf er sich auch dießmahl, und kaum hatte die Königliche Armee zwey Märsche gegen Memmingen gemacht, als der Prinz von Baden die Gegend von Augsburg verließ, um den obern Theil des Lechs zu gewinnen, und wo möglich die Trümmer des Styrumschen Corps, die er erwartete, an sich zu ziehen. Villars ließ mehrere Posten, welche der Feind an der Iser hatte, angreifen, und hob zwey Bataillons der Styrumschen Truppen in der Stadt Kempten auf. Doch, hätte er auch noch grössere Vortheile erhalten, seine Lage blieb eben so mißlich, als die eines Condé in Verbindung mit Spanien, und Catinat's in seinen Verhältnissen mit Savoyen. Ueberdrüssig des Mißgeschickes, die besten Plane an der Unthätigkeit des characterlosen Churfürsten scheitern zu sehen, bat er Ludwig um die Erlaubniß, das

Schlachtberichte des Generals Styrum, der nur über 1000 Todte und Gefangene angiebt, stimmt. Die Wahrheit liegt gewiß auch hier in der Mitte.

Heer verlassen zu dürfen, die ihm auch ertheilt wurde. In Schaffhausen fand er einen Cabinetscourier, der ihm in einer Depesche den Oberbefehl des Italienischen Heeres überbrachte. Allein er schlug ihn aus: „denn, sagte er, das Heer von Hindernissen, mit welchen ich unter einem Fürsten zu kämpfen hatte, dem ich nachgeben mußte, war für mich ein Wink, nie mehr dergleichen Unannehmlichkeiten mich auszusetzen, vorzüglich jetzt, mit einem viel ältern Collegen, als ich bin, und dem die Führung des Krieges als Oberbefehlshaber bisher anvertraut war." Innigstes Bedauern war ihm übrigens von Seiten des Bayerischen Heeres nachgefolgt; denn es fühlte nur gar zu sehr die bittere Wahrheit, daß Sieg und Ruhm mit ihm auf Immer von ihm gewichen sey. Die Fehler, welche sein Nachfolger begieng, und die Demüthigungen bey Höchstädt rächten nur gar zu sehr das Betragen gegen Villars. Am Ende des Decembers traf er wieder bey Hofe ein. Der König empfieng ihn mit vieler Achtung und Dankbarkeit. Ob Villars aber an den Mißhelligkeiten mit dem Churfürsten, durch Stolz verleitet, nicht etwas Schuld hatte, bedarf wohl kaum der Untersuchung.

Unter-Languedoc war seit mehrern Jahren der Mittelpunct einer hartnäckigen Revolution und eine wahre Vendee gewesen. Ludwig verfolgte bekanntlich in seinem Alter alle Nichtkatholischen mit fanatischer Wuth. Auch die Bewohner der Cevennen, welche seit vielen Jahrhunderten, durch ihren Muth und durch die Gebirge geschützt, das unschätzbare Gut der Gewissensfreyheit ungestört genossen hatten, wurden im J. 1704, so weit man sie erreichen konnte, in ihren friedlichen Hütten aufgesucht. Täglich fanden sich der Bedrängten sehr viele ein, die hier Schutz suchten. Der Abbé du Chaila, der grausamste Fanatiker, den je die Erde sah, witterte sie bald aus. Die schändlichsten Grausamkeiten wurden durch ihn und seine noch schändlichern Werkzeuge ausgeübt. Allein er wurde das Opfer seiner Wuth. Sein Tod war die Losung zu einer Reihe der gräuelvollsten Thaten, und zu einem Bürgerkriege, der das Vorspiel zu so manchem Bürgerkriege neuerer Zeiten war. Was Amerika und neuerdings Frankreich von Schauderscenen aufwiesen, findet man schon hier. Graf von Broglio wurde zur Dämpfung dieses Feuers hergesandt. Er fand an Perrier, Cavalier, Roland und Catinat Hauptanführer der sogenannten Rebellen, und, vom Herzoge von Savoyen unterstützt, seine Gegner. Da der Krieg nun ein weit ernsthafteres Ansehen gewann, so machte man den Marschall von Montrevel zu seinem Nachfolger, einen Mann, der wegen seines bekannten fanatischen Eifers zu diesem Auftrage ganz geschaffen zu seyn schien: er kam mit 20,000 Mann; aber nur das Schreckensystem der neuern Jacobiner wollte er hier einführen, und Mord und Brand waren an der Tagesordnung. Ludwig überzeugte sich bald, daß dieser Mann vielleicht an Grausamkeit und Mordbegierde, an Einsicht und Localkenntniß gewiß nicht, den Rebellen überlegen wäre, und sandte Villars an

Montrevel's Stelle. Es ist einer der schönsten Züge unseres Villars in seinem Lebensgemählde, daß er nicht gleich seinem Vorgänger in der Wahl strenger, oft grausamer Maßregeln nachfolgte, sondern den Weg der gütlichen Unterhandlung einschlug. Es gelang ihm auch, auf diese Weise den Hauptanführer Cavalier, seines Handwerks ein Bäcker, zu gewinnen; und dadurch die Flamme des Bürgerkrieges auf eine Zeitlang zu dämpfen. Villars durfte seine neue Bestimmung nicht für eine Zurücksetzung ansehen (wofür er sie aber zu nehmen schien), und der Minister Chamillard hatte ganz Recht, wenn er ihm bey dem Abschiede sagte: „Wenn Sie diese Unruhen dämpfen, so werden Sie dem Könige einen weit grössern Dienst geleistet haben, als wenn Sie drey Schlachten auf der Gränze gewonnen hätten." Aber der Fanatismus vertilgte bald die Folgen seiner Bemühungen. Das Feuer brach stärker wieder hervor. Villars sah sich durch die Umstände gezwungen, die Moral bey Seite zu setzen: er griff zu gewaltsameren Mitteln, und gab den Anführern darüber die nöthigen Befehle. Nun kam er mit dem Oelzweige in der Hand selbst in die Cevennen, verhieß den versammelten Gemeinen allenthalben Schonung, sogar den Anführern, sobald sie sich unterwürfen. Mit dieser Nachricht ließ man auch die Gefangenen los. Es wirkte. Allein auf Einmahl heißt es: Roland erneuere den Bürgerkrieg und wolle mit Cavalier sich vereinigen. Jetzt zog der erzürnte Villars mit aller Macht gegen die Anführer zu Felde; fünf Tage streicht er in den Gebirgen herum, ohne einen Feind zu sehen; denn dieser kannte die zahllosen Schlupfwinkel in Wäldern und Höhlen genauer als Villars. Nach einer kurzen Ruhe rüstete er sich von Neuem zum Streit, als man ihm die Nachricht brachte, Cavalier halte sich zwischen Anduse la Sale und St. Jan de Gardonenque auf, und sey von Roland getrennt. Er eilt dahin und glaubt ihn schon in der Schlinge zu haben; allein Cavalier entschlüpft auch hier durch seine Spione benachrichtigt. Als dieser merkt, ein grosser Theil seiner Anhänger wolle von der angebotenen Begnadigung Gebrauch machen, hält er gottesdienstliche Versammlungen, wo er in einer schwärmerischen Predigt seinen Anhängern sagte: „Diejenigen unter euch, die Gott verlassen, übergebe ich dem Teufel. Geht, aber laßt mir wenigstens eure Waffen. Ich werde schon andere Menschen finden, welche mit mir die Sache Gottes vertheidigen, oder ich will an ihrer Spitze sterben." Diese Rede wirkte zum Erstaunen. Er zog sich nun immer weiter in die Gebirge zurück, und Villars mit dem Schwerdte der Verwüstung in der Hand ihm nach. Endlich gab er dem Antrage zum Unterhandeln Gehör, sandte einen Brief an den Generallieutenant Lalande durch Catinat *), den Anführer seiner Reiterey, und bat um einen Ort zur persönlichen Zusammenkunft mit diesem General, die denn auch vorfiel. Cavalier über-

*) Vorhin hieß er Abdias Morel, und hatte als Dragoner im Regimente des Marschalls von Catinat gedient; daher er sich diesen Namen gab.

lieferte Lalande eine Unterwerfungsacte. Nur bat er sich Verzeihung des Vorgefallenen und Loslassung aller Gefangenen von seiner Partey aus. Diese Unterwerfungsacte schickte man sogleich an Villars, der um den Cavalier persönlich kennen zu lernen, einen Ort zur Unterredung mit ihm selbst bestimmte. Es geschah. Er erschien mit Catinat und Daniel Guy, seinem ersten Propheten. Mit Anstand und Würde überreichte er Villars seinen Degen und wollte vor ihm niederknieen, welches Beydes sich indeß Jener verbat. Er wiederhohlte nun seine Unterwerfung, und hoffte ungefähr 3000 Menschen ebenfalls dazu zu bringen. Er machte den Vorschlag, aus dieser Zahl ein gutes Regiment zu errichten, welches er unter Villars's Oberbefehl commandiren wollte, erbot sich auch nach dem Elsaß, nach Portugal und allenthalben, wo man ihn hinschicken würde, zu gehen. Auch bat er für diejenigen, welche der Familie, des Interesses oder anderer Gründe wegen zurückbleiben würden, freye öffentliche Religionsübung. Villars that, was er konnte. Er versprach, den König hierüber schriftlich zu befragen, und wies ihm unterdessen die kleine Stadt Calvisson zum einstweiligen Aufenthalte für sich und seine ganze Schaar an. Er begab sich dahin und die Camisards hatten hier ihre völlige Freyheit, sogar die Religion nach ihren Gebräuchen auszuüben. Unterdessen kam die Ratification der Unterwerfungacte an. Alle Aufrührer wurden dadurch begnadigt, Cavalier zum Obersten mit einem Jahrgehalte von 1200 Livres ernannt, und der Friede schien geschlossen zu seyn, so wie Ordnung, Verkehr und Ruhe wieder in die Cevennen zurückzukehren; die Galgen und Blutgerüste wurden abgebrochen. Auf Einmahl ertönt die furchtbare Alles mit neuem Schrecken erfüllende Nachricht, die Unruhen wären von Neuem ausgebrochen. Die Veranlassung dazu war folgende: Ravanel, der Adjutant Cavalier's, ein finsterer, tollkühner Schwärmer, fühlte sich bey Cavalier's Unterwerfung höchstunzufrieden. Er benützt die Abwesenheit desselben, fällt convulsivisch vom Pferde, bringt eine Viertelstunde mit Zittern zu, und sagt hierauf im Namen Gottes den Truppen, daß Cavalier und Roland sie verriethen; man müsse sich dieser bemächtigen. Der Same der Uneinigkeit treibt sogleich unter den Truppen Roland's und Ravanel's Früchte; sie schlagen sich mit Wuth, Cavalier rettete sich noch durch ein rasches Pferd. Nun mußte man abermahls mit allem Nachdruck zu den Waffen greifen. Noch in der Nacht läßt Villars seine Truppen an verschiedene Oerter hinmarschiren, und begiebt sich selbst mit 800 Mann an die gefährlichsten. Roland entfloh nackt. Unterdessen reiste auch Cavalier ab, um durch sein vormahliges Ansehen den Frieden wieder herzustellen. Man erfuhr, daß die Engländer diesen Aufruhr angefacht hätten und an den Küsten von Languedoc Waffen, Geld und Mundvorrath absetzen wollten, während daß der Herzog von Savoyen von der andern Seite sie mit geschickten Officieren, welche die Camisards den regulären Krieg lehren konnten,

unterstützen sollte. Roland zeigte sich endlich geneigt, in Unterhandlung zu treten. Es geschah; aber während daß seine Abgeordneten mit dem Oelzweige in der Hand erschienen, steckte er, mit Ravanel vereinigt, zum dritten Mahl die Fahne der Empörung auf. Neue Anstrengungen und empörendere Grausamkeiten beginnen von beyden Seiten. Roland zog sich, von seinen Verfolgern umringt, immer tiefer in die Wälder zurück. Cavalier gieng unterdessen nach Versailles, wo man, des gegebenen Versprechens so schändlich vergessend, ihm kalt und mißtrauisch begegnete. Von hier begab er sich nach Turin, London und Spanien, focht in der berühmten Schlacht bey Almanza und starb endlich als Gouverneur auf Jersey, jederzeit als ein vorzüglicher Mensch und Officier geachtet, bewundert und mit innigstem Mitgefühl bedauert. Nicht so glücklich endete Roland, so wie er auch an Werth nicht mit ihm verglichen werden kann. Seine Geliebte, die Tochter eines Edelmanns, Namens de Cornely, war die Schlinge, in welcher man ihn fieng. Sie war gefangen worden. Man ließ sie mit Fleiß entkommen, beobachtete sie und überfiel Roland, als er sich in einer Nacht auf dem Schlosse Castelnau bey ihr einfand. Er stürzte sich in einen Graben, wo ihn ein Dragoner mit einem wohlgetroffenen Schusse zu Boden streckte. Fünf seiner Officiere wurden gefangen, und nachdem man ihnen den Proceß gemacht hatte, lebendig gerädert. Jetzt erlosch das Feuer des Bürgerkrieges nach und nach. Aller Zufluchtsötter und alles Unterhalts beraubt, ergaben sich die in den Gebirgen herumirrenden Haufen sammt ihren Chefs, und wurden bis an die Gränzen des Reichs gebracht, um es ihrem Wunsche gemäß zu verlassen. Selbst ihre vorigen Freunde, die begnadigt waren, wandten sich gegen sie. Ravanel starb in einer Höhle an seinen Wunden. — Villars, dessen Geduld bey diesem Werke so sehr geprüft worden war, wurde endlich abgerufen. Der Marschall von Berwick kam an seine Stelle und löschte im folgenden Jahre den letzten Funken dieser Empörung aus. Ludwig war mit Villars's bewiesener Thätigkeit und Klugheit ausserordentlich zufrieden. Ueberzeugt, er habe ihm einen grössern Dienst erwiesen, als wenn er ein mächtiges Reich erobert und einen Thron um gestürzt hätte, gab er ihm den Titel Duc mit der erblichen Uebertragung auf seine Güter und ernannte ihn zum Ritter aller Königlichen Orden.

Im J. 1705 ließ man Villars wieder an den Feldzügen in Teutschland Theil nehmen. Man erinnert sich aus der Biographie Eugen's, welche Wunden Frankreich im vorigen Feldzuge vorzüglich durch die Schlacht bey Höchstädt erhalten hatte. Die Feinde waren Meister des Schlachtfeldes geblieben und postirten ihr Heer längs der Lutter; während daß die Kaiserlichen die Belagerung Landaus mit Eifer betrieben, hatte Marlborough Trier weggenommen, und breitete sich längs der Nieder-Saar aus, so daß nach Landaus Fall den Feinden das Eindringen in das Herz von Frankreich so sehr erleichtert war. Ludwig gab

nun unserm Villars die am Mehresten bedrohte Gränze zu vertheidigen, nämlich von Fort Louis bis Luxemburg, von woher die Verbündeten sehr leicht in Champagne eindringen konnten, und hierdurch hätten sie zur Wegnahme Lothringens sich den Weg gebahnt, dessen Herzog ihnen sehr ergeben war. Er fieng seine neue Bestimmung damit an, die Gränze und die ihm anvertrauten Truppen in Augenschein zu nehmen, und hielt dann eine Zusammenkunft mit den Marschällen Villeroi und Marsin, wovon Jener in Flandern, Dieser am Rhein commandiren sollte; Villars commandirte also in der Mitte, an der Saar und Mosel. Der größte Theil des Feldzugs verstrich indeß ohne Thaten. Denn so leicht es Marlborough gewesen wäre, einen Einfall in Frankreich zu thun, wozu ihm die Königin Anna auch bereits nach der Schlacht bey Höchstädt die Einwilligung gegeben hatte, so hinderten ihn die Holländer daran, so wie der Widerspruch, welchen er von ihren Generalen erfahren mußte. Das Heer Engländer, Holländer und Teutscher, welches er und der Prinz von Baden befehligte, setzte gegen die Mitte des Junius über die Saar und lagerte sich Villars gegen über. Marlborough hatte laut gesagt, er würde ihn zurücktreiben, oder ihn schlagen. Ganz Europa hatte seine Augen auf beyde Heere geheftet, und erwartete entscheidende Begebenheiten; allein einige Tage darauf zogen die Verbündeten nach gehaltenem Kriegsrathe in aller Stille wieder ab. Der Englische Heerführer empfand nur gar zu sehr das Schimpfliche dieses Rückmarsches, der allerdings, in Hinsicht auf die grosse Zahl der Streiter, den Schein eines Rückzugs aus Schwäche an sich trug, und bat Villars, die Schuld davon nicht ihm, sondern dem Prinzen von Baden zuzuschreiben, der ihm nicht Wort gehalten habe. Gewiß schreckte ihn die feste Stellung Villars's ab, hier nicht die Kräfte der vereinigten Macht auf's Ungewisse auf das Spiel zu setzen. Er kehrte aufgebracht nach Flandern zurück, das Heer des Prinzen von Baden gewann wieder den Rhein, und Villars hatte jetzt keinen Feind mehr gegen sich. Ein feindliches Corps hatte sich nach Trier herunter gezogen. Um es von da zu vertreiben, detaschirte Villars den Grafen von Druc mit einem kleinen Corps und läßt ihn durch den Grafen von Burg unterstützen. Er setzte bey Marzing über die Saar, und trieb einen grossen Haufen vor sich her, der nach Saarburg und Trier zu marschiren schien. Ein anderer feindlicher Haufe wurde gänzlich geschlagen, die Flüchtlinge brachten nach Trier die betäubende Nachricht von dem Anrücken der Franzosen, so daß diese beyden Städte mit dem größten Schrecken, den man sich denken kann, verlassen wurden. Man ließ eine Menge Pulver, Granaten und 11 Kanonen im Stiche, nachdem man die Magazine angesteckt und einen unbeschreiblich grossen Vorrath Hafer in die Mosel geworfen hatte. Villars wandte sich hierauf nach dem Elsaß, vereinigte sich daselbst am 3. July mit dem Heere Marsin's und marschirte nach den Linien von Weissenburg, die mit 5 oder 6000 Mann

besetzt waren. Dieses Corps zog sich bey seiner Annäherung in ein befestigtes Lager vor Lauterburg zurück. Er beschloß, es hier anzugreifen; es geschah aber mit wenigem Erfolge. Nichts war vermögend, die Feinde aus ihren Verschanzungen herauszulocken. Ueberdieß verstärkten sie sich immer mehr, da hingegen Villars's Heer mit jedem Tage durch die Detaschements abnahm, die er nach Flandern und Italien senden mußte. Wie konnte er sich da schon glücklich schätzen, wenn er die Linien von Hagenau mit Erfolg deckte, die Eroberung von Fort Louis verhinderte, und im feindlichen Lande oder jenseits des Rheins sein Heer nährte! War dieses für den übrigen Theil des Jahres sich vorgesteckte Ziel nicht immer ermunternd genug, da die Last dieses Feldzugs ganz allein auf ihn fiel, weil der Marschall von Marsin nach Flandern gerufen wurde? Er that noch mehr. Da er hörte, der Prinz von Baden wolle ihn angreifen, so faßte er den Entschluß, ihm entgegen zu gehen, welches auch in den letzten Tagen des Augusts geschah. Allein auch hier glückte es ihm nicht, den Feind aus seinem Lager zu locken. So verstrich auch der folgende Monath ohne Thaten. Märsche und Gegenmärsche — dieß war Alles, was man unternahm. Da Villars sah, daß die Feinde sich unter Lauterburg verschanzten, so gieng er über den Rhein, und begann einen Streifzug in den Schwarzwald, wodurch er die Linien von Stollhofen beunruhigte. Dieß nöthigte den Feind eine grosse Parten aus den Linien von Lauterburg zu nehmen. Er drohte sogar mit einer Schlacht, gieng deßhalb wieder über den Rhein zurück, und besetzte von Neuem die Linien von Hagenau, die man aber bey des Feindes Annäherung verlassen mußte. Endlich traten beyde Heere, durch Mangel und Krankheit genöthigt, von der Kampfbühne ab, und zogen sich in ihre bestimmten Waffenplätze zurück.

Das Resultat dieses thatenlosen Feldzugs giebt Villars selbst auf folgende Art an: „Ich hatte das Unglück, während des ganzen Feldzugs nur dann erst Hülfe zu erlangen, wann man gewahr wurde, ich würde sogleich von des Feindes überlegener Macht zermalmt werden, und daß man, sobald beyde Heere einander gleich wurden, mir wiederum die gegebene Verstärkung nahm. Konnte ich da wohl auf eine beträchtliche Unternehmung mich einlassen? War es nicht Glück genug, daß die kleinern, wozu ich häufig Gelegenheit hatte, mir gelangen?“ Und in einem Briefe an Ludwig drückt er sich so aus: „Ew. Königliche Majestät haben gegen das Ende dieses Feldzugs mich oft in einer traurigen Stimmung gefunden und ich bekenne, daß die kleinen vom Feinde wegen seiner überlegenen Macht errungenen Vortheile mir tief in der Seele geschmerzt haben. Nur die Bemerkung hat mich getröstet, daß die wichtigste Gränze des Staats in einem weit verschiedenern Zustande sich befindet, als im Frühjahre, und daß man diesen Feldzug in sofern glücklich nennen kann, als die ungeheuern Plane des Feindes vernichtet sind — dessen Unternehmung sich bloß auf die Eroberung Hage-

nau und die Blokade von Fort Louis einschränken; dagegen Ew. Majestät Heer die Feinde aus Saarburg, Trier, Homburg vertrieben, und eine Menge Gefangener als Ersatz der bey Höchstädt gefangenen drey Bataillons Franzosen gemacht hat." Villars gieng hierauf an den Hof.

Auch in dem J. 1706 war Villars für den Rhein bestimmt. Ludwig wünschte, daß die Feinde aus ihren Linien an der Moter und aus ihrem verschanzten Lager bey Hagenau vertrieben werden möchten, und gab Marsin, der unter Villars's Oberbefehl die Bestimmung hatte, die Mosel zu vertheidigen, den Auftrag, unsern Marschall bey diesem Unternehmen zu unterstützen. Am 1. May rückte man also vor den Feind, und griff die genannten Linien an. — 1200 Pferde fand man hier, die von dem Grafen von Burg gänzlich vernichtet wurden; wenige giengen in ihre Verschanzungen zurück, die man auch nach einem kleinen Widerstande einnahm; Marsin fand gar keinen, und der Prinz von Baden verließ aus Furcht, durch ihn in die Seite genommen zu werden, während daß Villars ihn von Vorn angreifen konnte, sein verschanztes Lager bey Bichevillers, und zog seine Truppen hinter die Ueberschwemmungen zurück, welche Drusenheim und die Ebene von Fort Louis deckten. Nun griff Villars, in Verbindung mit Marsin, die feindlichen Posten nach der Reihe an. Die Gegend, wodurch der Marsch gieng, war zwar stark überschwemmt; eine halbe Viertelmeile mußte man durch das Wasser setzen, und an einigen Orten fanden die Pferde gar keinen Grund. Doch wurden diese Terrainhindernisse glücklich überwunden. Zwey am gegenseitigen Ufer postirte feindliche Escadrons eilten davon. Lauterburg wurde hierauf nach einigen Flintenschüssen genommen. Zu gleicher Zeit eroberte man ein Fort, welches die Feinde an ihrem Brückenkopfe am Rhein besaßen, und hier 600 Mann postirt hatten. Der Marquis de Rangis war an der Spitze seiner Grenadiere der Erste der Stürmenden, und Alles wurde entweder getödtet, oder gefangen genommen. Die Garnison des Schlosses Auen ergab sich auf Discretion. Sogleich wurden Drusenheim und Hagenau erobert. Ersteres that dem Marquis von Vieux-Pont, der den Angriff machte, wenig Widerstand; letzteres war in besseren Vertheidigungsstand gesetzt, als man glaubte. Die Feinde hatten einen Artilleriepark, eine grosse Menge Pulver und Kriegsvorrath aller Art in der Absicht hinein geworfen, um sich alles dessen bey dem Angriff einiger Französischen Städte zu bedienen. Graf von Pery, der den Ort vorhin so tapfer vertheidigt hatte, erhielt den Auftrag, ihn zu belagern. Nur 8 Tage setzten die Feinde einen muthvollen Widerstand entgegen, da verlangten sie zu capituliren, welches ihnen aber nur unter der Bedingung bewilligt wurde, daß sie sich zu Kriegsgefangenen ergaben sollten; welches auch geschah. Man fand hier 2000 Mann, 50 Kanonen, und 30,000 Säcke mit Hafer; eine Menge Mehl hatten sie in die Flüsse geworfen. An 4000 Gefangene hatte man also in dieser

An

kurzen Zeit gemacht. Villars wollte den Krieg jezt nach Teutschland hinüber ziehen, und angriffsweise zu Werke gehen; allein er wurde nicht gehört. Was ihn noch mehr in Unthätigkeit sezte, war der Verlust der Schlacht bey Ramillies: der Marschall von Villeroi verlor sie gegen Marlborough. Denn um Villeroi zu verstärken, nahm man ihm seine besten Truppen. Wie gern hätte man ihn selbst dahin gesandt! Da hätte er aber entweder unter jenem stolzen Manne, oder wohl gar unter dem characterlosen Churfürsten von Bayern stehen müssen. Beydes schlug er aus. Aus ähnlichen Gründen verbat er sich auch das Commando unter Orleans in der Lombardey. Marsin gieng dahin, und blieb in der Schlacht bey Turin. Man nahm ihm fortgesezt seine besten Truppen, und verdammte ihn dadurch zu einer bloß defensiven Maßregel, die ihn nöthigte, sich auf der Französischen Seite des Rheins zu verschanzen. Am 1. July erfuhr er, daß der Prinz von Baden wieder über diesen Fluß sezte; und nun beschäfftigte er sich ernstlich mit dem Vorhaben, sich einen Zugang zu den Linien zu verschaffen, die er nicht aus dem Gesichte verlor. Die zum Markgrafthum Baden gehörige Rheininsel wurde weggenommen (wobey der Feldmarschall Streif blieb), obgleich die Feinde 2000 Mann, die von 6 Batallons unterstützt wurden, zur Verhinderung anrücken ließen. Nun wurde eine Redoute gerade über der Mündung des Flusses Stollhofen errichtet, und alle Hornwerke von Fort Louis wieder hergestellt. Dadurch erhielt dieser Ort wieder eine Wichtigkeit, die er seit dem Frieden von Ryswick verloren hatte. Auch die Feinde begannen neue Anstrengungen. Sie ließen längs dem Flusse Stollhofen neue Linien aufwerfen: doch müssen wir hier bemerken, daß man nach dem kurz vorher erfolgten Tode des Prinzen von Baden einen Unterschied im Obercommando gewahr wurde; der Markgraf von Bayreuth kam an seine Stelle, und dieser Wechsel erleichterte Villars den Uebergang über den Rhein, und die Eroberung der Linien ausserordentlich.

Das wichtigste Ereigniß des Feldzugs vom J. 1707 war die durch List und Macht bewirkte Eroberung dieser Linien; Befestigungen, welche Erstaunen erregend wegen ihrer Ausdehnung, furchtbar wegen ihrer Lage und schon daher, überdieß noch wegen der grossen Zahl der Streiter, welche sie in sich faßten, in gutem Vertheidigungsstande waren. Man hatte bemerkt, daß die Feinde die kleine Insel Neuburg, zwischen Lauterburg und Hagenbach gelegen, vernachlässigten. Diese konnte dazu dienen, ihnen die Fahrzeuge zu verbergen, die man in den Fluß bringen mußte. Jenseits der Insel fand man einen Arm, über den man leicht setzen konnte; und endlich ein schönes, ebenes Ufer, welches weit ausgebreitet war, ohne mit Gehölz bedeckt zu seyn, so daß die Landung sehr leicht von Statten gehen mußte. Die schwerste Aufgabe war, vor dem Feinde, der sich längs dem Rheinufer Teutscher Seite ausgebreitet, und nach der Insel Alunde hin eine Brücke hatte, so daß kein Schiff von Straßburg

nach Fort Louis, ohne entdeckt zu werden, gehen konnte, dieß Vorhaben zu verbergen. Der Graf von Broglio sah diesen übeln Umstand sehr wohl ein, und ließ dergleichen Fahrzeuge in Straßburg verfertigen, die man denn auf der Achse an den Ort ihrer Bestimmung bringen lassen mußte. Damit auch dieses so verdeckt als möglich geschehen möchte, ließ Villars einige Oerter, die dem Blicke der Feinde zu sehr ausgesetzt waren, mit Gesträuch belegen, und daselbst einige Truppen campiren, die sich durch das Gesträuch zu decken schienen. Während dessen gab er den Damen zu Straßburg einen grossen Ball und eine Komödie, und lud dazu die Generale und andere Officiere ein, die, gleich Villars, nur mit den Lustbarkeiten beschäfftigt zu seyn schienen; er nahm aber Einen nach dem Andern in Geheim zu sich, und gab ihnen unversehens die zu vollziehenden Befehle. Herr von Lee und der Marquis von Vieux-Pont hatten den Auftrag, von der Insel Alunde mit 4 Bataillons und 10 Kanonen einen falschen Angriff zu machen. Der von der Seite der Badenschen Rheininsel war auch kein wahrer Angriff, konnte es aber durch Umstände werden. Die Grafen Pery und Chamillard waren dazu beordert, und erhielten 9 Bataillons, 14 Kanonen und einige Mörser, so wie einige kupferne Pontons. Endlich Graf Broglio und der Marquis von Vivans formirten den Hauptangriff, und zwar von der Insel Neuburg, hinter welche man Fahrzeuge mit 20 Bataillons, 45 Escadrons, und 34 Kanonen (unter diesen waren vier 24 Pfünder) gestellt hatte. Villars selbst gieng am 21. May um 5 Uhr des Morgens vom Ball *), als ganz Europa glaubte, er denke hier nur an das Vergnügen, und selbst seine Truppen von dem grossen Wagestücke Nichts ahneten, über die Brücke von Kehl mit dem ganzen Generalstabe über den Rhein, und rückte von der Seite von Bihel vor, um durch eine Diversion den Angriff, der am folgenden Tage um 5 Uhr Abends Statt haben sollte, zu begünstigen. Damit der Feind durch seine Spione auf den Irrthum gebracht würde, als habe er von Villars's Seite Alles zu befürchten, und als müsse er hier seine stärkste Macht entgegensetzen, so machte er dazu alle Scheinanstalten. Zur bestimmten Stunde schifften sich 1800 auserlesene Mannschaft, angeführt von dem Grafen von Broglio und von Vivans, und zwar hinter der Insel Neuburg, auf 60 Fahrzeugen ein, und landeten mit aufgepflanztem Bajonette auf der andern Seite des Rheins. Hundert Mann feindlicher Truppen, welche dieses Ufer bewachten, flohen sogleich davon, nachdem sie einmahl ihr Gewehr abgefeuert hatten. Die Anführer des Heeres, von der Landung dadurch benachrichtigt, schickten sogleich 2000 Mann an den Fluß; aber sie fanden die Franzosen schon so vortheilhaft verschanzt, daß sie, an einem glücklichen Angriffe verzweifelnd, sich zurückzogen. Nun bildete man sogleich aus den Fahrzeugen,

*) Vor den Thüren der Tanzsäle waren die Officiere zu Pferde gestiegen, um sich auf ihren Posten zu begeben.

auf welchen die ersten übergesetzt waren, eine Brücke, vermittelst welcher ein Theil der noch übrigen Truppen übergieng; der andere schwamm. Batterieen stiegen nach einander empor, sowohl auf der Insel, als am Ufer des Rheins, und in wenigen Stunden hatte man hier festen Fuß gefaßt. Während dessen machten Lee und Vieux=Pont ein grosses Feuer auf die Insel Alunde, und liessen einige schlechte Fahrzeuge voll Truppen von der Seite von Drusenheim zum Vorschein kommen, um hier des Feindes Aufmerksamkeit zu fesseln. Pery und Chamillard beschossen von der Marquisatsinsel, wo sie sich befanden, lebhaft das Dorf Selinghen, jagten den Feind hier hinaus, und setzten mit ihren Pontons über den Rhein. Villars konnte von Bihel aus den Angriff hören, aber von dessen Erfolge wegen der Entfernung nicht unterrichtet seyn. Doch schloß er aus des Feindes Bewegung in seinen Linien, und aus der Abnahme des Feuers, er müsse in Verwirrung seyn. Während er nun zum Angriffe sich rüstete, erhielt er bereits die Nachricht vom Rückzuge desselben. Diejenigen Truppen, welche unter dem Oberbefehl des Prinzen von Durlach ihm gegen über waren, gewannen die Gebirge, die übrigen zogen sich auf Mühlberg, wo der Markgraf von Bayreuth sich befand. Alles vereinigte sich nun, nach den verschiedenen Angriffen, im Mittelpuncte der Linien, wo das Lager noch fast allenthalben aufgeschlagen war. Man fand eine unbeschreibliche Menge Artillerie, Pulver, Granaten, Kugeln, vollständige Anzüge für mehrere Regimenter, unermeßliche Vorräthe von Mehl und Hafer, u. d. m. Das größte Glück bey dieser glorreichen, von ganz Europa mit Recht bewunderten, Unternehmung war, daß sie auch nicht einem Menschen das Leben kostete. Der Marquis von Vercelli wurde dem Feinde mit 500 Pferden nachgesandt. Er fand ihn in grosser Unordnung auf seinem Rückzuge, tödtete eine Menge, und brachte eine grosse Anzahl Gefangener ein. Der Markgraf von Bayreuth wagte es nicht, dem Andringen der Französischen Macht zu widerstehen, sondern zog sich über Schwäbisch=Gmünd nach Ellwangen zurück. Nichts vermochte jetzt Villars aufzuhalten. Allenthalben, wo er in Schwaben hinkam, schrieb er grosse Contributionen aus. Wirtemberg mußte dritthalb Millionen Livres, und die Pfalz am Rhein, Maynz und Baden=Durlach nach Verhältniß eben so viel zahlen; selbst Ulm und den Provinzen jenseits der Tauber wurden Gesetze vorgeschrieben. Alles schätzte sich glücklich, durch Einbuße eines grossen Theils seines Vermögens Mißhandlungen abzuwenden. Bey dem Allem hielt Villars genau auf eine gute Mannszucht. Am 16. Juny erschien er vor Schorndorf, einem dem Herzoge von Wirtemberg gehörigen Orte. Man fand ihn mit 6 wohl bekleideten Bastionen und einem gut eingefaßten Graben umgeben, und durch ein sehr festes Schloß gedeckt. Da man sich hier nicht mit einer zeitkostenden Belagerung abgeben wollte, so versuchte man durch Drohungen den Ort zur Uebergabe zu bewegen. Es wurde daher der Laufgraben eröffnet, und bekannt

gemacht, daß wenn dieser Ort den ersten Kanonenschuß abwartete, er allen übrigen, die sich unterstehen würden, die Königlichen Heere aufzuhalten, zu einem schrecklichen Beyspiel dienen sollte. Bey dem Allem machten die Belagerten doch zwey Tage lang ein heftiges Feuer. Am dritten kam der Magistrat in Villars's Lager, mit der Anzeige, daß der Commandant sich nicht ergeben wolle. Es wurde ihnen geantwortet, man fülle schon den Graben zum Sturm, und, ohne zu untersuchen, wer an der verzögerten Uebergabe Schuld sey, würde man Alles über die Klinge springen lassen. Der Schrecken, der sie bey diesen Aeusserungen ergriff, theilte sich dem Commandanten mit; er verlor allen Muth, und zwey Stunden darauf gieng Schorndorf über. Man fand daselbst eine grosse Menge Geschütz, viel Lebensmittel und Munition. Hierauf wurde der General James, welcher mit 5000 Mann bey der Abtey Lorch campirte, und sich hinter einem Flusse verschanzt hatte, angegriffen, und zwar mit List. Funfzehn Bataillons und mehrere Regimenter Cavallerie wurden dazu in aller Stille beordert. Ein kleiner Haufe unter Vercelli's Befehl marschirte voran, und mußte, je mehr er dem Feinde sich näherte, sich stellen, als decke er eine Fouragirung. Er fand 200 Pferde und einige Husaren, die bis an die Verschanzungen getrieben wurden. Villars folgte in der Nähe an der Spitze der Dragoner, welche Sensen trugen, und gleich Fouragirern marschirten; die Standarten verbarg man, und nun lief in den Ebenen Alles durch einander, Einige allein, Andere in kleinen Haufen. General James, welcher des Morgens selbst auf Entdeckung ausgeritten war, und das Französische Heer campirend und ruhig angetroffen hatte, ließ sich sehr leicht täuschen, und betrachtete Alles als eine Fouragirung. Er läßt die ersten Detaschements sich ungehindert nähern, ohne irgend eine Vorsichtsmaßregel zu ergreifen, als aufzusitzen. Da Villars ihn in Sorglosigkeit fortwährend bleiben sah, ließ er die Dragoner des Detaschements Vercelli's sich nähern, ohne Escadrons zu formiren, und postirte seine Truppen so nahe an den Feind, daß an einen Rückzug für ihn nicht mehr zu denken war. Nun giebt er Allen, die in der Ebene sich ausgebreitet hatten, den Befehl, sich in Reihe und Glied zu stellen. Die Trompeten ertönen, die Standarten werden aufgerichtet, und Alles stellt sich in Schlachtordnung am Ufer des Flusses. Die Feinde machen in aller Eile Fronte. Der Uebergang ist nicht schwierig, man wirft sie beym ersten Schusse. Das Fußvolk eilt nach der Abtey von Lorch und berennt sie, und nach einem schwachen Widerstande wird der General verwundet gefangen, und sein Corps erleidet eine gänzliche Niederlage. Villars begnügte sich nicht mit dieser glänzenden Unternehmung, sondern eilte, auf die Nachricht, der flüchtige Feind befände sich drey Meilen davon, ihm nach, und überfiel den Nachtrab desselben. Ein Oberstlieutenant wurde mit 5 Hauptleuten und 150 Mann gefangen genommen, und mehr als 300 Pferde erbeutet. Welche unerwartet raschen

Fortschritte! Wie hätten sie nicht in der Seele eines Villars noch weit aussehendere Plane erzeugen sollen! Wie hielt er, von seiner raschen Einbildungskraft verleitet, die Eroberung des grössern Theils von Teutschland für eine Kleinigkeit! Eine Vereinigung mit dem Sieger im Norden, der damahls gerade in Sachsen stand, schien ihm dazu das dienlichste Mittel. Er bat ihn um eine Zusammenkunft in Nürnberg. Allein Carl XII. hatte mit seinen eigenen Angelegenheiten und Riesenplanen alle Hände voll zu thun, und schlug jede Verbindung und Zusammenkunft mit dem Marschall höflich aus. Man sagt, Graf Piper, sein erster Minister, soll von Marlbourough gewonnen worden seyn. Wie hätte es sonst Villars geglückt, mit Einem Schlage dem verderblichen Erbfolgekriege ein Ende zu machen, und Oestreich in den Staub zu werfen, welches den stolzen Sieger bereits vor den Thoren von Wien sich dachte, und seinen Namen nicht anders nannte, als vom panischen Schrecken ergriffen? Von dieser Seite in seinen Hoffnungen getäuscht, erhielt er von Ludwig die beunruhigendsten Befehle, die auf die Absendung seiner besten Truppen nach dem Innern von Frankreich drangen. Die Feinde hatten sich von ihrem ersten Schrecken erhohlt, und näherten sich Memmingen. Vielleicht, daß sie sogar durch die drey Bisthümer in Frankreich eindringen wollten. Daher mußte Villars den Grafen Broglio gegen sie senden. Er selbst gieng nach Heidelberg, und detaschirte den Grafen von Burg nach Mannheim, wohin er bald nachfolgte. Endlich, da alle Anstalten auf eine grosse Verstärkung der Reichsarmee schließen lehrten, da man den Oberbefehl über dieselbe dem Churfürsten von Hannover ertheilte, gab Villars seinen auf Teutschland gerichteten Plan auf, und gieng im October über den Rhein nach Frankreich zurück. Er nahm den Ruhm mit Teutschlands reichste Provinzen ausgesogen, sein Heer auf Kosten derselben unterhalten, Papiere, die in dem vorigen Feldzuge den Officieren statt Geld gegeben waren, eingelöst, und selbst beträchtliche Summen baares Geld nach Frankreich mitgebracht, so wie sich selbst reich gemacht zu haben. Den Beweis vom Letztern gab er dadurch, daß er dem Monarchen aus seinen eigenen Mitteln anderthalb Millionen Livres, ohne Interessen, zu Kriegsbedürfnissen mit der ausdrücklichen Erklärung anbieten konnte, es sey Teutsches Geld. Kann man wohl das Hinwegsetzen über alle moralische Grundsätze weiter treiben; und erscheinen hier nicht Beyde, der Herr und der Diener, als Menschen betrachtet, in einem sehr nachtheiligen Lichte?

Villars wurde nun im J. 1708 nach Italien als Oberbefehlshaber gesandt. Der Herzog von Savoyen griff den französischen Posten am kleinen Bernhard an, und mehrere Generale mußten sich zurückziehen. Es war daher keine Zeit zu verlieren. Der Marschall rückte also mit den mehresten Truppen, die er zu Briançon fand, dem Herzoge von Savoyen rasch entgegen, fest entschlossen, ihn anzugreifen, wenn er nach Chamberi marschiren

wollte. Es war am Ende des Julius, als er zu Bareaux ein-
traf. Zwar hatte er noch wenige Truppen daselbst versammelt;
allein, er hoffte, der Herzog von Savoyen würde aus Unbekannt-
schaft mit der Schwäche Villars's, und indem er ihn zum ent-
schlossensten Widerstande bereit sah, es nicht wagen, ihn anzu-
greifen. — eine Hoffnung, die auch erfüllt wurde. Generallieu-
tenant von Artagnan, welcher die in der Provence jetzt unnütz
gewordenen Bataillons unserm Villars zuführte, eilte in forcir-
ten Märschen herbey, und setzte sich auf der Straße nach Brian-
çon bey Klein-Maurienne. Der Herzog von Savoyen, aufge-
halten von der Seite Montmelians, nahm am 3. August den
Weg von St. Jean de Maurienne. Villars folgte ihm, und
langte am Tage nach seinem Abmarsche von da an. Indem Jener
von St. Sicaire de Maurienne aufbrach, griff er an verschiede-
nen Orten die Posten an, welche ihn am Einmarsche in's Thal
hinderten. Allein die hier commandirenden Befehlshaber zeigten
einen tapfern Widerstand. Unterdessen hätte diese Unternehmung,
die für die Dauphiné auf den Fall, daß sie glückte, einen sehr
schädlichen Einfluß würde erzeugt haben, allerdings durchgeführt
werden können, hätte der Herzog den Marsch auf Gatibier ge-
wählt. Muß man aber nicht erstaunen, daß er so wenig Ter-
rainkenntniß seines eigenen Landes besaß, um diesen Marsch für
gänzlich unmöglich zu halten? Auch Villars wollte man auf
diesen Wahn bringen; aber er urtheilte hierüber ganz anders.
Er setzte über Gebirge, wo nach der Landessage seit der Römer
Zeit keine Truppen marschirt waren. Freylich waren die Wege
äusserst schwer zu passiren, oft so, daß mehrere Maulthiere in
die Abgründe stürzten; doch drang das Fußvolk durch, und der
kühne Villars traf am 10. August zu Mont Genevre ein, nach-
dem er die ersten Posten durch 1200 Mann, die Artagnan mit
12 Bataillons unterstützte, hatte wegnehmen lassen. Den größ-
ten Theil des feindlichen Heeres fand er hinter den zwey Städ-
ten von Sezanne postirt mit grossen Posten am Fuße des Mont
Genevre, indem sich die Linien des Feindes von Morliere, St.
Sicaire und Chaulas bis zum Hügel von Sestrieres ausbreite-
ten. — 2600 Mann, in zwey Corps getheilt, wurden jetzt deta-
schirt; 12 Bataillons, angeführt vom Generallieutenant von
Artagnan, folgten. Der Generallieutenant, Marquis von Thoun,
setzte sich an die Spitze des Detaschements, welches zur Rechten
anmarschirte; das zur Linken wurde vom Brigadier von Guer-
chois geführt, und zog sich die Landstraße bey Mont Genevre
herab. Man fand Anfangs 7 oder 800 Mann feindlicher Trup-
pen, mehrentheils Grenadiere. Diese hatten sich auf erhabenen
Oertern verschanzt und gänzlich gedeckt, obgleich die Französi-
schen Truppen die Höhe gewonnen hatten. Sie hielten den ersten
Angriff der Letztern mit grosser Standhaftigkeit aus, und mach-
ten ein lebhaftes und langwieriges Feuer. Guerchois fand die
grosse Straße über Mont Genevre so ausgerissen an, daß er
eine halbe Stunde später ankam, als man ihn erwartete. Unter-

dessen jagte man fortwährend den Feind, der sich in die beyden Städte von Sezanne warf, aber auch hier bey Guerchois's Ankunft vertrieben wurde. Allenthalben nahmen sich die Französischen Truppen sehr brav, und gaben die Begierde nach grösseren Unternehmungen sehr laut zu erkennen. Der Herzog von Savoyen, welcher der Einnahme von Sezanne in Schlachtordnung gestellt zusah, zog sich nun eilig zurück. Villars folgte ihm über hohe Bergspitzen muthvoll nach, und gewann die Höhen von Exilles. Er glaubte, sein Gegner würde nicht Zeit haben, an einen ordentlichen Rückzug und an die Rettung des Geschützes zu denken. Nur durch den Paß von Exilles, wo ein Schloß auf einem hohen steilen Felsen befindlich war, konnte es geschehen, aber auch nur auf den Fall, wenn der Commandant daselbst seiner Pflicht untreu wurde. Und dieß traf leider nur gar zu schleunig ein. Obgleich Villars ihn vorher ermahnt hatte, es eher auf einen Sturm ankommen zu lassen, als an eine Capitulation zu denken, obgleich der Kanonendonner diesen Feigen eine Action zwischen beyden Heeren vermuthen lassen mußte, so ergab er sich doch ohne Widerstand, und der Herzog war gerettet. Nachdem sich der Herzog glücklich aus dieser Schlinge gezogen hatte, so griff er das Fort la Perouse an, welches sich auch am 16. August ergab. Hierauf belagerte er die Festung Fenestrelles. Sobald Villars davon Nachricht erhielt, sandte er verschiedene Detaschements aus, um die Höhen zu gewinnen, von welchen man ihm zu Hülfe kommen konnte. Allein die Feinde hatten sich bereits derselben bemächtigt, und standen hier gut gedeckt. Die Folge davon war, daß sich die Besatzung nach einem kurzen Widerstande zu Kriegsgefangenen ergab. Diese Niederträchtigkeiten der Festungsvertheidiger brachten Villars zur Verzweiflung. Er sah sich um die schönsten Früchte des ganzen Feldzugs gebracht. Um wenigstens den Versuch zu machen, den Commandanten und ihren Besatzungen den Geist des Selbstvertrauens und des standhaften Muthes einzuhauchen, besuchte er jetzt so viel Städte, Schlösser, Forts und einzelne Redouten als möglich, und gieng dann mit dem Heere in die Winterquartiere.

Man erinnert sich aus Eugen's Biographie des traurigen Gemähldes, welches dort von Frankreichs Zustande im Anfange des Feldzugs vom J. 1709 entworfen wird *). Um dem Heere in Flandern, das ohnedieß sehr schwach an Zahl der Streiter war, wenigstens Muth zur Vertheidigungswirksamkeit zu geben, dazu wurde Villars auserſehen. War er nicht der Einzige unter allen Französischen Generalen, der Vertrauen verdiente? Mit stolzer Zuversichtlichkeit versprach er es auch dem Könige, e

*) Für ganz Europa war das J. 1709 ein sehr trauriges Jahr. Zwey verderbliche Kriege, und zwar wegen Besetzung zweyer Königsthrone, schwangen ihre Geissel über Süden und Norden. Ein harter Winter hatte eine Menge Menschen weggerafft, und das Getreide im Keim vernichtet. Dazu gesellte sich noch die Pest.

wolle nicht nur den Feinden alle ihre Eroberungen entreißen, sondern sie auch so weit jagen, daß sie die Ufer der Schelde so bald nicht wieder sehen würden. Er fand das Heer in dem traurigsten Zustande von der Welt, ohne Kleidung, ohne Waffen, ohne Brod, ohne Magazine; die allgemeine Theurung machte es unmöglich die letztern zu füllen. Welcher Kummer für Villars, durch den ganzen Feldzug diese Uebel in seinem Heere zu sehen, und doch ihnen nicht abhelfen zu können! Welche Hindernisse der Thätigkeit! Dazu kam noch die fürchterliche Macht des Feindes, die aus 182 Bataillons und 290 Escadrons, folglich wenigstens aus 130,000 Mann bestand, für deren Unterhalt durch vortreffliche Magazine gesorgt war; da hingegen das Französische Heer kaum 60,000 Mann zählte. War es da wohl unbegreiflich, daß auch nicht Eine That von Wichtigkeit unternommen werden konnte *)? und daß sich Alles auf den kleinen Krieg einschränkte? Auf Einmahl schimmerte ein Lichtstrahl durch die dicken Wolken. Oestreich machte Friedensvorschläge. Man durfte sie aber auch nur hören, um sie sogleich zu verwerfen. Denn man forderte nichts Geringeres, als Frankreich sollte seine Truppen vom Kriegsschauplatze abtreten lassen, den König von Spanien, seinen Enkel, nicht mehr unterstützen, diesen zwingen seiner Krone zu entsagen, und unterdessen die festesten Oerter zum Unterpfande geben u. s. w. Neue Anstrengungen begannen nun. In der Mitte des Junius rückte Villars in die Ebene zwischen Lens und den Morast von Hillue. Der Feind stand mit seiner ganzen Macht zwischen der Lys und der Schelde auf der Höhe von Cortrick. Am 23. rückte er nach Lille und Tournai, belagerte dieses, und sandte ein Corps nach Warneton. Dieses wurde aber von dem Generallieutenant von Artagnan überfallen und theils niedergemacht, theils gefangen genommen; Tournai gieng aber an den Feind über, indem Villars zur Rettung dieses wichtigen Ortes zu schwach war. Unterdessen kam Boufflers bey dem Heere an, und nahm, obgleich als älterem General nicht Villars, sondern ihm der Oberbefehl gebührte, denselben aus Delicatesse gegen Diesen nicht an, (wie hätte er sonst auf Einigkeit rechnen können?) sondern theilte ihn vielmehr mit ihm. Muß dieser Edelmuth nicht unsere Ehrfurcht gegen diesen berühmten Vertheidiger Ryssels verdoppeln? Und mußte der Muth des Heeres durch seine Erscheinung und durch sein weises Benehmen nicht eine größere Stärke erhalten? Villars sagt es selbst: „Das gute Einverständniß der Anführer erzeugte in der Seele des Soldaten Vertrauen, und die Begierde

*) Wenn er die Reihen herunter ritt, schrieen die Soldaten: „Panem nostrum quotidianum da nobis hodie," nachdem sie bloß ein Viertel oder die Hälfte der Portion erhalten hatten. Er flößte ihnen Muth ein, und machte ihnen Versprechungen. Sie begnügten sich damit, die Achseln zu zucken, und blickten ihn mit einer Miene der Ergebung an, die sein Innerstes erschütterte. Nichts von Klagen oder Murren war zu hören.

zum Kampfe äusserte sich bey diesem auf das lauteste. Daß Villars diese Begierde benützte, und zum Entsatze von Mons vorrückte; daß es zur mörderischen Schlacht bey Malplaquet darüber kam, die für die Franzosen nicht günstig ausfiel, obgleich sie Wunder der Tapferkeit thaten; daß Villars am Knie stark verwundet wurde, ohnmächtig vom Pferde sank und aus der Schlacht weggebracht werden mußte; und daß Bouflers mit dem Reste des Heeres einen meisterhaften Rückzug machte, dieß weiß man aus Eugen's Biographie. Um Villars den Schmerz seiner Wunde zu lindern, erhob Ludwig, der Verdienste allerdings zu schätzen wußte, ihn zum Pair des Reichs, und gab ihm das Gouvernement von Gravelines, um welches er für seinen Bruder gebeten hatte. Auch zeigte er ihm die Erhebung des Generallieutenants von Artagnan zum Marschall von Frankreich an. Nach Verlauf weniger Tage konnte Villars nach Paris und von da nach Versailles gebracht werden, wo sowohl der Hof, als die Aerzte sich beeiferten, ihn wieder herzustellen. Der Feldzug des J. 1710 verstrich für beyde Heere ohne grosse Thaten. Der Zustand des Französischen war traurig. Der Marschall von Montesquiou, (denn so nannte sich Artagnan als Marschall) meldete Villars, daß die Bataillons auf 250 Mann herab gesunken wären, denen aus Mangel an Nahrungsmitteln, die nöthigen Kräfte fehlten. Man fand es daher für nöthig, das Heer, bey welchem Villars wieder angelangt war, mit dem Corps des Marschalls von Berwick zu verstärken. Die Feinde belagerten und eroberten Douai, welches von Albergotti vortrefflich vertheidigt wurde, wofür er den heiligen Geistorden, und das Gouvernement von Saar-Louis, auf Villars's Vorschlag, erhielt. Er selbst hatte zum Entsatze der bedrängten Festung keine kraftvollen Versuche machen können. Doch ertheilte ihm Ludwig das Gouvernement der drey Bisthümer (Metz, Toul und Verdun), ohne daß er das vorhin erhaltene abtreten durfte. Auch Bethune gieng über, ohne daß Villars es hindern konnte oder durfte; denn er hatte die strengsten Befehle, die Truppen nicht ohne Noth auf das Spiel zu setzen. Wie hätte einem solchen unternehmenden Geiste dergleichen Fessel nicht beschwerlich seyn sollen! Er verließ daher voll Unmuth am 25. September das Heer, um die Bäder von Bourbon zu gebrauchen.

Beyde Heere beobachteten sich eine Zeitlang im J. 1711. Villars wollte eine Schlacht wagen: allein Ludwig war dawider, und schwächte ihn durch ein Detaschement, welches er nach Teutschland schickte, um die Wahl des neuen Kaisers zu hintertreiben. Doch war Villars auf einige kleine Vortheile bedacht. So ließ er das Lager der Feinde bey Douai durch den Grafen von Gassion angreifen. Alles war während der Nacht so still zubereitet, daß die mit Anbruch des Tages überfallenen Feinde kaum Zeit hatten, zu den Waffen zu greifen, und sie entweder niedergemacht, oder gefangen wurden. Auch gelang die Unternehmung auf das Schloß Arleux, welches die Feinde kurz vorher

weggenommen hatten, und das man ihnen jetzt wieder entriß: Märsche und Gegenmärsche folgten jetzt. Alles glaubte, es gienge zur Schlacht, und Villars machte sich darauf gefaßt. Ein Officier von hohem Range und Ruf rieth ihm, sich nach Arras zurückzuziehen, weil von Seiten des Feindes ein Angriff zu befürchten stehe, denn dieser dürfte deßhalb nur über den kleinen Fluß Marquion sich wenden. „Ich werde ihm diesen Marsch ersparen, antwortete er; denn ich gehe, ihn morgen in der Ebene von Cambrai aufzusuchen. Ueberdieß würde mich der Schrecken von einem Rückzuge abhalten, den ich durch diesen in das Heer an die Stelle des Muthes brächte, welchen man noch immer an dem Soldaten bemerkt.“ Wirklich ließ er auch das Heer in 5 Colonnen aufbrechen, und sich mit dem rechten Flügel an die Schelde, mit dem linken an das Dorf von Sains, am Flusse Marquion, lagern. Der Feind lehnte seinen rechten Flügel an die Oise, und den linken an die Schelde. Zwischen beyden Heeren befand sich nur eine zwey Meilen lange Ebene, ohne daß etwa ein Fluß oder Bach einen allgemeinen Angriff hätte verhindern können. Jener hatte um so mehr Ursache, diesen zu unternehmen oder zu wünschen, weil Villars durch mehrere Detaschements, namentlich durch das, welches er dem Grafen d'Estaing gegeben hatte, und innerhalb zweyer Tage nicht wieder an sich ziehen konnte, geschwächt war. Und doch unterblieb es. Der Feind gieng vielmehr über die Schelde und berennte Bouchain. Villars hatte hier einige 100 Grenadiere und 2 Dragonerregimenter, doch letztere ohne Pferde, hineingeworfen, und mit Geld, Munition und was sonst zu einem langen Widerstande nöthig war, den Ort versehen. Er ließ hierauf durch den General Albergotti eine Höhe besetzen und sich daselbst verschanzen. Er wurde angegriffen; allein Montesquiou eilte ihm mit 60 Bataillons zu Hülfe, Villars selbst gieng unterdessen mit dem Reste des Heeres über die Schelde, und des Feindes Absichten auf die genannte Höhe waren vereitelt. Jetzt ließ Villars an einer Verbindung mit Bouchain über einen Morast arbeiten. Ein langwieriges und beschwerliches Unternehmen! Der Feind schoß unaufhörlich, und richtete grossen Schaden an. Doch noch nicht genug! Kaum war die Verbindung fertig, und mit Befestigungen, so wie der Damm mit einer Besatzung versehen, als 300 zum Recognosciren ausgeschickte Mannschaft theils im Marsche, theils schwimmend sich näherte, und die Französischen Truppen aus Furcht, es möchte ein grösseres Corps im Anmarsche seyn, den Damm dem Feinde überließen, der hier nicht mehr weggetrieben werden konnte. Wer vermag den Schmerz zu schildern, der sich der Seele Villars's über diesen unerwarteten Vorfall bemächtigte; denn nun war Bouchain nicht zu retten. Doch machte er noch einen zweyten Versuch. Auch dieser mißlang; die Feinde zerstörten 5 oder 6 Redonten, ehe sie noch fertig waren. Nun machte Villars einen Angriff auf das Lager, welches die Feinde bey Hourdain, am Rande des

Morastes dicht bey Bouchain, aufgeschlagen hatten. Man mußte deßhalb über die Schelde vermittelst der Brücken setzen. Diese konnte man aber nur unterhalb Etrun und zwar während der Nacht werfen, wollte man vor dem Feinde die ganze Unternehmung, die am geringsten Widerstande scheitern mußte, mit der größten Vorsichtigkeit geheim halten. Die Anführer der 4 Detaschements, wovon jedes aus 500 Mann bestand, erhielten am Tage ihre Verhaltungsbefehle. Der Marsch wurde nun so still unternommen, daß sie auf den Faschinen der Feinde in demselben Augenblicke anlangten, als die Schildwache: wer da? rief. Vier Bataillons, die im Lager waren, wurden theils niedergemacht, theils gefangen genommen. Die Brigadiers von Aubigni und Livri, die man zum Angriffe der Brücken von Etrun bestimmt hatte, waren in ihren Unternehmungen eben so glücklich. Mit Anbruch des Tages war die ganze Affaire glücklich beendigt, und alle Detaschements hatten bereits wieder die Schelde gewonnen, als die ganze feindliche Macht nach Hourdain marschirte. Denselben Tag ließ Villars durch Coigni eine feindliche Fourage angreifen. Dieser war so glücklich, eine grosse Menge Reiterpferde, und unter mehreren Officieren zwey commandirende Generale gefangen zu nehmen. In beyden Actionen hatte man 12 Fahnen und Standarten erobert. Boufflers starb und dadurch wurde die Würde eines Capitains der Garde du Corps erledigt. Der Regel nach bestimmte der König diese Würde den Marschällen von Frankreich, die an der Spitze der Heere standen. Allein Villars suchte aus Abneigung gegen den lästigen Zwang, der damit verknüpft war, denselben zu entgehen. Endlich fiel Bouchain. „Man muß gestehen, sagt Villars, daß das Ende des Feldzugs traurig war; die Gleichgültigkeit, die Abspannung, das Mißvergnügen hatte die Standhaftigkeit und den Muth verdrängt, ich vermißte allenthalben den Nationalcharacter.“ Auch war bey den Verbündeten die genannte letztere Eroberung das Ziel ihrer Thätigkeit für dieß Jahr, obgleich man erst im October sich befand. Vielleicht, daß die häufigen Friedensgerüchte eine solche allgemeine Lethargie hervorbrachten.

Der Feldzug des J. 1712 war einer der glänzendsten Feldzüge Villars's. Er rechtfertigte das grosse Vertrauen, welches Ludwig auf ihn setzte. Während daß man zu Utrecht mit der ermüdendsten Weitschweifigkeit wegen des Friedens unterhandelte, setzten sich in Flandern die Truppen beyder Heere in Bewegung. So wie die Feinde nur etwas vorrückten, gieng Montesquiou mit dem Königlichen Heere (es war am 10. April) hinter die Scarpe und Sanssée. Einige Tage darauf begaben sich die Haustruppen an die Somme, und am 20. traf Villars zu Peronne ein. Daselbst erfuhr er, daß die Verbündeten 180 Bataillons in's Feld stellten, da er hingegen kaum 140 hatte. Jenen folgte ein Artilleriepark von 130 Kanonen und er besaß deren nur 30. Ueberdieß war der Unterhalt für sein Heer nichts weniger als gesichert; er wurde dem Heere nur täglich und zwar

in kleinen Portionen gereicht. Er war daher genöthigt, die Reiterey abgesondert und entfernt zu halten, aus Furcht, sie möchte verhungern. Die Feinde hingegen hatten Alles unter den Händen und in ihrer Nähe. Ihre Vorräthe waren ungeheuer. Konnten sie daher nicht die schwersten Unternehmungen beginnen, während daß Villars sich auf eine Vertheidigung mit ungleichen Kräften einschränken mußte? An der Spitze des feindlichen Heeres stand Eugen und Ormond. Es hatte noch nicht über die Schelde gesetzt, und stützte sich mit seinem rechten Flügel an Bouchain, mit dem linken an Chateau-Cambresis. Die Entfernung beyder betrug 5 Französische Meilen. Villars postirte sich mit seiner Mitte an Cambrai, und befahl dem Grafen von Coigni mit einem Corps Dragoner nach Honnecourt vorzurücken. Ließ diese Nähe nicht etwas Entscheidendes erwarten? Eugen hatte dieß auch allerdings im Sinne; allein Ormond, ein heimlicher Freund Frankreichs, verweigerte die Theilnahme daran, indem er sich auf einen geheimen Befehl der Königin Anna stützte. Eugen belagerte nun Quesnoi. Villars erkundigte sich bey Ormond, ob auch Engländer dabey wären und erhielt die Nachricht, daß er nicht einen Mann dazu hergegeben habe. Nun fragte er weiter: ob die Englischen Truppen sich einer Unternehmung auf Eugen's Heer widersetzen würden. Ormond sprach mit den vornehmsten Officieren, welche die im Englischen Solde stehenden Truppen commandirten, und suchte sie zu einem Waffenstillstande zu bewegen, welchen die Königin Anna beschlossen habe: allein sie antworteten einstimmig, daß sie so lange unter Eugen's Befehlen stünden, bis sie von ihren Herren andere Verhaltungsbefehle erhalten hätten. — Die belagerte Festung ergab sich nun nach einem sehr kurzen Widerstande. Die Besatzung mußte sich zu Kriegsgefangenen ergeben, obgleich sie noch zwey Gräben und drey halbe Monde ganz besaß. Villars hatte 12 Bataillons, 2 Dragonerregimenter, auf eine lange Zeit Vorrath aller Art und einen Feldmarschall hierher gesandt, auf den man wegen des grossen Rufes seiner Tapferkeit ein grosses Vertrauen setzen konnte. Er sagte diesem noch, daß das Verhalten des Commandanten bey der Vertheidigung eines andern Platzes auf eine sehr schwache Vertheidigung dieses schließen ließe, und daß er ihn daher bäte, sich mit aller Macht einer schleunigen Uebergabe zu widersetzen, wenn er den Commandanten dazu geneigt fände. Dasselbe sagte er einem dahin gesandten Brigadier; und doch konnte dieß Alles nicht von einer so schändlichen Capitulation die Besatzung abhalten. Villars hatte noch einen andern Kummer. Ungeachtet er nämlich die kräftigsten Maßregeln zur Deckung der Gränze durch beträchtliche Corps getroffen hatte, so durchbrach doch ein feindlicher Haufe von 1200 Pferden die Linie derselben, durchstreifte die Champagne und die Bisthümer, und zog sich, indem er über die Mosel und Saar setzte, ohne Hinderniß zurück. Jetzt nehmen auch die Aufopferungen für den Frieden den Anfang. Er erhielt auf

Einmahl den Befehl, die Stadt und die Citadelle von Dünkirchen an die Engländer zu übergeben. Doch war die berühmte Affaire bey Denain, die um diese Zeit vorfiel, recht sehr geeignet, der Seele unseres Villars und seinem ganzen Heere eine gute Stimmung zu geben. Das feindliche Heer gieng über die Schelde. Eugen hatte den Generalstaaten versprochen zu schlagen. Durch diesen Marsch schien er nun die Gelegenheit dazu zu suchen. Villars sehnte sich vielleicht nach ihr nicht weniger. Er setzt deßhalb über die Schelde, und läßt eine freye Ebene zwischen seinem und Eugen's Lager. Allein dieser benützt weder diese Gelegenheit, noch seine Uebermacht, breitet sich auf seinem Terrain aus und läßt durch seinen linken Flügel Landreci berennen. Es gab nur drey Mittel dieser Stadt zu Hülfe zu eilen: die Circumvallation zu hindern, oder diese, wäre sie bereits da, zu zerstören, das Observationsheer zu schlagen, oder endlich das verschanzte Lager bey Denain an der Schelde anzugreifen, welches den Feinden die Verbindung mit Marchiennes erhielt, einem Orte, woher sie alle nöthige Kriegsbedürfnisse zur Fortsetzung der Belagerung zogen. Nach genauer Untersuchung fand er die beyden erstern Plane mit grossen Schwierigkeiten verbunden. Er entschloß sich also für den Angriff von Denain, wovon der Marschall von Montesquiou ihm den Entwurf mitgetheilt hätte, und wovon sie nun Beyde mit Eifer die Operationen betrieben. Der Erfolg hieng einzig von dem Irrthume ab, worin man den Prinzen Eugen hielt, als wolle man die Circumvallation angreifen, so daß er seine Hauptmacht gegen Landreci ziehen müßte, während daß die Franzosen die ihrige gegen Denain wandten. Auch mußte zu dem Ende vor dem Französischen Heere selbst Alles geheim und bis zum letzten Augenblicke der Ausführung täuschend betrieben werden. Der Entwurf wurde der Anordnung gemäß ausgeführt. Nachdem man den Ueberläufern das etwanige Verrathen des Geheimnisses durch das Vorrücken der Husaren unmöglich gemacht, so wurden alle nur denkbare Scheinanstalten zum Entsatze von Landreci getroffen. Der listige Villars detaschirt den Grafen von Coigni, um Brücken über die Sambre zu schlagen, er läßt ihn eine grosse Menge Faschinen mit sich nehmen, mit dem Befehl, sie der Circumvallation so nahe als möglich zu bringen. „Gehen Sie, sagte er ihm, in aller Eile dahin, damit die Zurüstungen zum Angriffe keinen Aufschub leiden mögen.“ Nun verbreitet sich allenthalben das Gerücht, die Franzosen wollten entweder das Belagerungs- oder das Observationsheer angreifen, und Villars hat das Vergnügen, den sonst so schwer zu täuschenden Eugen den größten Theil seines Fußvolks auf diese Puncte zusammenziehen und seine Verbindung mit Marchiennes in dem Maße schwächen zu sehen. Allen Officieren hohen und niedern Ranges wurde nun am 23. July der Befehl gegeben, vor Ende der Nacht sich an der Spitze ihrer Linien einzufinden und da ihre Instructionen abzuwarten. Des Abends marschirte der Marquis

von Vieux-Pont mit 30 Bataillons auf die Schelde zu, mit Pontons versehen, die er in dem Augenblicke erst, wenn er anlangte, über den Fluß werfen sollte. Der Graf von Broglio nahm seinen Marsch längs der Seille, indem er sich der Schelde näherte. Zu gleicher Zeit gieng Villars selbst aus seinem Quartier und übersandte den verschiedenen Theilen des Heeres die Befehle. Die Ueberzeugung, als gienge es nach Landreci, war bey demselben so stark, daß die Anführer einige Augenblicke zauderten; endlich setzte sich Alles in Marsch. Bey dem Anbruche des Tages läßt Vieux-Pont unserm Villars melden, er sey entdeckt und verlangt Verhaltungsbefehle. Puisegur rieth auf der Stelle das Lager aufzuschlagen. „Wo denken Sie hin. Vorwärts! Marsch!“ schrie er. Zu gleicher Zeit schickt er mit einigen Officieren in größter Eile Vieux-Pont den Befehl zu, die Brücke zu schlagen; er selbst stürzt in einem Wagen nach. So wie er an der Schelde ankommt, findet er bereits einen Theil der Brücke fertig. Der Feind that keinen Widerstand. Sogleich setzt er mit einem kleinen Gefolge über die Schelde, das Heer folgt ihm, obgleich ein Theil desselben Mühe hatte, durch einen Morast zu kommen, der dicht an das gegenseitige Ufer des Flusses stieß, und nun nähert man sich den Linien, welche die Feinde den Weg von Paris nannten. Dieß war eine doppelte Linie, in deren Mitte die Zufuhren von Marchiennes kamen, und die sich am verschanzten Lager endigte. Sie war durch mehrere Redouten vertheidigt, deren man sich aber mit leichter Mühe bemächtigte, und nun das Fußvolk auf dem Terrain zwischen den beyden Linien in Schlachtordnung aufmarschiren ließ. Villars sieht kein feindliches Heer anrücken, um die Bewegungen der Franzosen an der Schelde zu verhindern. Er befürchtet, Eugen möchte den Plan haben, über den Nachtrab herzufallen. Er eilt daher zu seiner Brücke zurück, und sendet allen commandirenden Generalen den Befehl zu, sie sollten, wofern sie noch nicht die Schelde hinter sich hätten, statt in Colonnen zu folgen, in Schlachtordnung marschiren, und in die alten um Bouchain herum von den Feinden aufgeworfenen Linien treten, damit wenn Eugen gegen diesen Theil des Heeres etwa anrückte, er ihn gut verschanzt fände. Bey der Rückkehr zum Fußvolk sieht er das feindliche Heer in mehrern Colonnen zur Schelde eilen. Der Marquis von Albergotti räth Villars, Faschinen zum Ausfüllen der Verschanzungen vor Denain zu besorgen. „Glauben Sie, antwortete er, daß diese Herren (hier wies er auf die Feinde) uns dazu Zeit lassen werden? Unsere Faschinen sollen die Körper unserer Leute seyn, die in den Graben fallen werden.“ Es war keine Zeit zu verlieren. Man läßt daher das Fußvolk in vier Linien und in bester Ordnung marschiren, während daß die Kanonen spielen. Als die erste Linie 50 Fuß von der Verschanzung entfernt war, so wurde sie mit einem grossen Feuer aus derselben empfangen, daß sich bey grösserer Annäherung verdoppelte. Nur zwey Bataillons ließen

sich dadurch in Unordnung bringen und machten eine Krümmung; die übrigen marschiren mit derselben Ordnung, steigen in den Graben, und nehmen die Verschanzung mit grosser Tapferkeit weg. Villars tritt in dieselbe an der Spitze der Truppen, und kaum hat er zwanzig Schritt gethan, als der Herzog von Albemarle und 6 oder 7 Generallieutenants vor den Füßen seines Pferdes liegen. Er läßt sie durch Officiere vom Range in Sicherheit bringen, und ruft dem Grafen Broglio zu: „Graf! marschiren Sie nach Marchiennes;" er selbst verfolgt die Feinde, die nur an die Flucht denken. Zu grossem Unglücke für sie brachen wegen der Menge der Wagen und des Hinstürzens der Fliehenden ihre Brücken über die Schelde, und so werden dem 24 Bataillons, welche die Verschanzungen vertheidigten, gänzlich gefangen genommen oder getödtet. Eugen, der zu weit entfernt war, um Albemarle zeitig zu unterstützen, erschien nun zwar an der Schelde, und machte den Versuch, vermittelst einer noch nicht gebrochenen Brücke über dieselbe zu setzen; allein er opferte unnöthiger Weise 7 oder 800 Menschen auf. Denn die Franzosen, welche das gegenseitige Ufer besetzt hatten, machten ihm dieß gänzlich unmöglich; mehrere Officiere vom Range ertranken und 3 Generallieutenants wurden getödtet. Den Franzosen kostete diese Action keinen einzigen Officier, und nur 500 Mann theils Getödtete, theils Verwundete. Die Scarpe war mit einer unbeschreiblichen Zahl Tartanen *) und anderer mit Kriegsbedürfnissen jeder Art, z. B. mit einer Menge Pulver beladener Schiffe, bedeckt. Die Feinde hatten es in den Fluß werfen lassen, so daß er davon ganz schwarz geworden war, und alle Fische todt herum schwammen. Noch denselben Tag sandte Villars mit der Nachricht von dieser glücklichen Begebenheit den Marquis von Rangis an den Hof, und ließ 60 Fahnen darauf folgen.**) Nun folgte die Einnahme von St. Amand, Mortagne, Hannon und aller übrigen Posten, welche die Feinde an der Scarpe bis Douai inne hatten. Man machte 1500 Gefangene, zog die in Valenciennes befindliche starke Garnison an sich, so wie die aus andern Oertern, und fand sich zum ersten Mahl den Verbündeten an Truppenzahl überlegen. Nun war noch Marchiennes wegzunehmen, welches Villars bereits während der Action bey Denain durch den Grafen von Broglio hatte einschließen lassen. Diese Stadt ist allenthalben mit Morästen umgeben, und nur auf zwey Dämmen zugänglich. Die Feinde hatten sie überdieß

*) Eine Art Schiffe, die nur den grossen und den Fockmast haben, und dreyeckige Segel führen.

**) Lange nach Villars's Tode, im J. 1781, ließ Senac de Meilhan, Intendant der Provinz Hennegau, auf dem Wege von Paris nach Valenciennes an dem Orte, wo die Straße von Denain anstößt, eine 30 Fuß hohe Pyramide aufrichten, welche das Andenken an diese Begebenheit verewigt. An der Basis derselben liest man die Worte: Denain am 24. July 1712, und den Vers von Voltaire:

Regardez dans Denain l'audacieux *Villars*
Disputant le tonnere à l'aigle des Cesars.

mit grösserer Sorgfalt befestigt, da sie die Niederlage aller Kriegsmunition und des Mundvorraths, das Reservemagazin, woraus man den nöthigen Unterhalt für die nahe gelegenen Städte zog, und eine Art von Waffenplatz war, wo alle grosse Schiffe aus der Schelde anlandeten und aus der Scarpe durchgiengen. Der Marschall von Montesquiou belagerte diesen wichtigen Ort, und zog, obgleich die Besatzung sich sehr tapfer hielt, bereits am 4. Tage in denselben ein. Er fand daselbst 4000 Mann Fußvolk und drey Escadrons Reiterey, die, so wie eine unbeschreibliche Menge Englischer und Holländischer Matrosen, zu Gefangenen gemacht wurden. Auch fielen 200 Kanonen dem Sieger in die Hände. Der Ehrgeiz und der Muth der kühnsten Officiere war nicht wenig dadurch gereizt worden, daß man ihnen Eugen's Maitresse, die sich hier aufhalten sollte, zu überlassen versprach. Allein — welch eine unangenehme Täuschung! man fand sie nicht. Und so hatte sich hier die unedle Begierde selbst gestraft.

Die Schnelligkeit und Wichtigkeit dieser Eroberungen machten auf die Verhandlungen in Utrecht eine sehr günstige Wirkung. Der Stolz der Feinde Frankreichs erlitt eine grosse Demüthigung, die Bevollmächtigten des leztern erhielten wieder Muth, und Oestreich, welches vorher mit empörender Hochtönigkeit sprach, erbot sich, um den Frieden zu bewirken, zu manchen Aufopferungen. Villars recognoscirte am 1. August das feindliche Heer, und war fest entschlossen, es anzugreifen, sobald es die Belagerung von Landreci fortsetzen wollte. Er fand, daß es sich Quesnoi nähere, und daß die Bagage desselben sich nach Bavai zog. Daraus schloß er, daß man ihn ungestört die Belagerung von Douai machen lassen würde. Sogleich berennte er es. Doch hatte der Feind nicht Lust, diesen Ort ihm um einen so wohlfeilen Preis zu überlassen, sondern näherte sich demselben mit vieler Vorsichtigkeit. Villars wandte nicht weniger Sorgfalt darauf, die Posten, welche ihm seine Eroberung sichern konnten, in Stand zu setzen. Der gefährlichste war der von Belle-Fontiere, welchen der Graf von Broglio, ein sehr einsichtsvoller Officier, bereits besichtigt hatte, und worüber er ihm seine Gedanken mittheilte. Dieses war ein Terrain ungefähr von einer halben Meile jenseits des Flusses Scarpe (am linken Ufer), und vom Feinde leicht anzugreifen. Villars ließ daselbst eine gute Linie mit einem verlornen Vorgraben anlegen. Er setzte über den Fluß bey Pont-a-Bache und indem er das Wasser vor dieser Linie anschwellen ließ, so füllte es den Vorgraben an. Der schwierigste Ort nach diesem war das Terrain zwischen Pont-a-Bache und dem Schlosse Lalain; denn es war daselbst so wenig Erde zwischen dem Flusse und dem Moraste, daß die Truppen nur mit Mühe sich daselbst halten konnten. Da man hier aber eine gute Verschanzung längs der Scarpe anlegte, so konnte dieses Quartier dadurch in Sicherheit gesetzt werden. Am 12. August näherte sich nun der Feind. Am 14. eröffnete man die Laufgräben und zwey Angriffe wurden be-

sich dadurch in Unordnung bringen und machen eine Krümmung; die übrigen marschiren mit derselben Ordnung, steigen in den Graben, und nehmen die Verschanzung mit grosser Tapferkeit weg. Villars tritt in dieselbe an der Spitze der Truppen, und kaum hat er zwanzig Schritt gethan, als der Herzog von Albemarle und 6 oder 7 Generallieutenants vor den Füßen seines Pferdes liegen. Er läßt sie durch Officiere vom Range in Sicherheit bringen, und ruft dem Grafen Broglio zu: „Graf! marschiren Sie nach Marchiennes;" er selbst verfolgt die Feinde, die nur an die Flucht denken. Zu grossem Unglücke für sie, brachen wegen der Menge der Wagen und des Hinstürzens der Fliehenden ihre Brücken über die Schelde, und so werden denn 24 Bataillons, welche die Verschanzungen vertheidigten, gänzlich gefangen genommen oder getödtet. Eugen, der zu weit entfernt war, um Albemarle zeitig zu unterstützen, erschien nun zwar an der Schelde, und machte den Versuch, vermittelst einer noch nicht gebrochenen Brücke über dieselbe zu setzen; allein er opferte unnöthiger Weise 7 oder 800 Menschen auf. Denn die Franzosen, welche das gegenseitige Ufer besetzt hatten, machten ihm dieß gänzlich unmöglich; mehrere Officiere vom Range ertranken und 3 Generallieutenants wurden getödtet. Den Franzosen kostete diese Action keinen einzigen Officier, und nur 500 Mann theils Getödtete, theils Verwundete. Die Scarpe war mit einer unbeschreiblichen Zahl Tartanen *) und anderer mit Kriegsbedürfnissen jeder Art, z. B. mit einer Menge Pulver beladener Schiffe, bedeckt. Die Feinde hatten es in den Fluß werfen lassen, so daß er davon ganz schwarz geworden war, und alle Fische todt herum schwammen. Noch denselben Tag sandte Villars mit der Nachricht von dieser glücklichen Begebenheit den Marquis von Nangis an den Hof, und ließ 60 Fahnen darauf folgen.**) Nun folgte die Einnahme von St. Amand, Mortagne, Hannon und aller übrigen Posten, welche die Feinde an der Scarpe bis Douai inne hatten. Man machte 1500 Gefangene, zog die in Valenciennes befindliche starke Garnison an sich, so wie die aus andern Oertern, und fand sich zum ersten Mahl den Verbündeten an Truppenzahl überlegen. Nun war noch Marchiennes wegzunehmen, welches Villars bereits während der Action bey Denain durch den Grafen von Broglio hatte einschließen lassen. Diese Stadt ist allenthalben mit Morästen umgeben, und nur auf zwey Dämmen zugänglich. Die Feinde hatten sie überdieß

*) Eine Art Schiffe, die nur den grossen und den Fockmast haben, und dreyeckige Segel führen.

**) Lange nach Villars's Tode, im J. 1781, ließ Senac de Meilhan, Intendant der Provinz Hennegau, auf dem Wege von Paris nach Valenciennes an dem Orte, wo die Straße von Denain anstößt, eine 30 Fuß hohe Pyramide aufrichten, welche das Andenken an diese Begebenheit verewigt. An der Basis derselben liest man die Worte: Denain am 24. July 1712, und den Vers von Voltaire:

Regardez dans Denain l'audacieux *Villars*
Disputant le tonnere à l'aigle des Cesars.

mit grösserer Sorgfalt befestigt, da sie die Niederlage aller Kriegsmunition und des Mundvorraths, das Reservemagazin, woraus man den nöthigen Unterhalt für die nahe gelegenen Städte zog, und eine Art von Waffenplatz war, wo alle grosse Schiffe aus der Schelde anlandeten und aus der Scarpe durchgiengen. Der Marschall von Montesquiou belagerte diesen wichtigen Ort, und zog, obgleich die Besatzung sich sehr tapfer hielt, bereits am 4. Tage in denselben ein. Er fand daselbst 4000 Mann Fußvolk und drey Escadrons Reiterey, die, so wie eine unbeschreibliche Menge Englischer und Holländischer Matrosen, zu Gefangenen gemacht wurden. Auch fielen 200 Kanonen dem Sieger in die Hände. Der Ehrgeiz und der Muth der kühnsten Officiere war nicht wenig dadurch gereizt worden, daß man ihnen Eugen's Maitresse, die sich hier aufhalten sollte, zu überlassen versprach. Allein — welch eine unangenehme Täuschung! man fand sie nicht. Und so hatte sich hier die unedle Begierde selbst gestraft.

Die Schnelligkeit und Wichtigkeit dieser Eroberungen machten auf die Verhandlungen in Utrecht eine sehr günstige Wirkung. Der Stolz der Feinde Frankreichs erlitt eine grosse Demüthigung, die Bevollmächtigten des leztern erhielten wieder Muth, und Oestreich, welches vorher mit empörender Hochtönigkeit sprach, erbot sich, um den Frieden zu bewirken, zu manchen Aufopferungen. Villars recognoscirte am 1. August das feindliche Heer, und war fest entschlossen, es anzugreifen, sobald es die Belagerung von Landreci fortsetzen wollte. Er fand, daß es sich Quesnoi nähere, und daß die Bagage desselben sich nach Bavai zog. Daraus schloß er, daß man ihn ungestört die Belagerung von Douai machen lassen würde. Sogleich berennte er es. Doch hatte der Feind nicht Lust, diesen Ort ihm um einen so wohlfeilen Preis zu überlassen, sondern näherte sich demselben mit vieler Vorsichtigkeit. Villars wandte nicht weniger Sorgfalt darauf, die Posten, welche ihm seine Eroberung sichern konnten, in Stand zu setzen. Der gefährlichste war der von Belle-Fontiere, welchen der Graf von Broglio, ein sehr einsichtsvoller Officier, bereits besichtigt hatte, und worüber er ihm seine Gedanken mittheilte. Dieses war ein Terrain ungefähr von einer halben Meile jenseits des Flusses Scarpe (am linken Ufer), und vom Feinde leicht anzugreifen. Villars ließ daselbst eine gute Linie mit einem verlornen Vorgraben anlegen. Er sezte über den Fluß bey Pont-a-Vache und indem er das Wasser vor dieser Linie anschwellen ließ, so füllte es den Vorgraben an. Der schwierigste Ort nach diesem war das Terrain zwischen Pont-a-Vache und dem Schlosse Lalain; denn es war daselbst so wenig Erde zwischen dem Flusse und dem Moraste, daß die Truppen nur mit Mühe sich daselbst halten konnten. Da man hier aber eine gute Verschanzung längs der Scarpe anlegte, so konnte dieses Quartier dadurch in Sicherheit gesezt werden. Am 12. August näherte sich nun der Feind. Am 14. eröffnete man die Laufgräben und zwey Angriffe wurden bey

schlossen: der erste durch das Regiment Garde, der zweyte durch das Regiment Picardie. Der Prinz von Savoyen, der bey dem feindlichen Heere war, hoffte durch ein grosses Kanonenfeuer den Posten von Belle-Fouriere, der selbst unter den Kanonen des Forts Scarpe war, wegzunehmen. Er ließ daher eine ungeheure Menge Faschinen herbeyführen, und Albergotti behauptete so dreist als unklug, daß sein Quartier angegriffen werden, und Douai gewiß Entsatz erhalten würde. Diese Verdrießlichkeiten wurden durch den Tod seines Bruders, der als Generallieutenant unter ihm diente, vergrössert. Konnte ihn hier Etwas trösten, so waren es die glücklichen Fortschritte in der Belagerung von Douai. Der Feind fand die Schwierigkeiten zu groß, das Französische Heer anzugreifen, zog sich zurück, und setzte die Faschinen in Brand. An demselben Tage ergab sich die Besatzung des Forts Scarpe. Villars war gerade in den Laufgräben, als die zum Unterhandeln abgesandten Officiere ankamen. Sie verlangten vier Tage Zeit, um die Befehle des Herzogs von Savoyen einzuhohlen. „Sie erlauben, daß ich auf ihren Vorschlag meinen Kriegsrath zusammenberufe," antwortete er; und sie fanden dieß sehr gerecht. Er rief die Grenadiere. „Nähert euch, ihr Herren, ich will euern Rath hören." „Wie? erwiederten die erstaunten Officiere, ein Kriegsrath von Grenadieren?" „Allerdings, bey solchen Gelegenheiten bediene ich mich keines andern." „Meine Freunde! sagte er jetzt zu den Grenadieren, diese Officiere verlangen vier Tage Zeit, um die Befehle ihres Anführers einzuhohlen; was ist eure Meynung?" Ihre Antwort war: „Lassen Sie uns nur machen. Innerhalb einer Viertelstunde wollen wir Ihnen alle die Köpfe — — —" „Meine Herren! sagte hierauf Villars, was diese sagen, wird auch geschehen. Nehmen Sie darnach Ihren Entschluß." Und nun berathschlagten sie nicht lange, sondern ergaben sich auf Discretion. Die 1350 Mann starke Besatzung wurde sammt ihrem Obersten und vier Hauptleuten nach Amiens gebracht. Jetzt beschleunigte Villars die Belagerung Douais. Er brachte am 30. die ganze Nacht in den Laufgräben zu, um den bedeckten Weg anzugreifen, und daselbst sich festzusetzen. Die Action war sehr lebhaft; sie fieng eine Viertelstunde vor Mitternacht an. Die Truppen marschirten mit ihrer gewöhnlichen Hitze. Die Grenadiere riefen Villars im Vorbeymarschiren fröhlich zu: „Wir gehen die Holländer ablösen." Vor Mitternacht schon hatte man Posto gefaßt. Zwar wollten die Feinde durch einen Ausfall die Franzosen wiederum vertreiben; allein dieser wurde sogleich zurückgejagt. Noch in derselben Nacht nahm man ein anderes Werk weg, welches man die Redoute von Piemont nannte. Das feindliche Heer setzte sich am 2. September in Marsch, um sich Doornick zu nähern. Nun wurde das Corps des Grafen von Coigni, welcher zwischen St. Amand und Valenciennes stand, verstärkt, und ein gewisser Pasteur, Brigadier der Spanischen Truppen und ein guter Parteygänger,

nach Holland gesandt, wo damahls keine Truppen waren. Dieser führte den erhaltenen Auftrag vortrefflich aus, drang bis in die Nähe von Rotterdam vor, und brannte zwey kleine Städte nieder. Welchen Schrecken verbreitete diese Expedition in ganz Holland! Einige Tage darauf wurde der letzte bedeckte Weg angegriffen. Drey Grenadiercompagnieen giengen am hellen Tage auf sechs Brücken von Faschinen über den Vorgraben. Villars befand sich in der Mitte des Angriffs mit dem Marquis von Vieux-Pont und dem Prinzen von Isenghien zur Linken und dem Marquis Albergotti und dem Grafen von Lespar zur Rechten. Alles wurde mit grosser Bravour weggenommen, und mit einem Verluste von ungefähr 500 Mann sowohl Todten, als Verwundeten. Die mehresten Officiere und Soldaten, welche diese Posten vertheidigten, wurden getödtet oder gefangen genommen. Den Tag darauf gieng Douai über. Der Graf von Hompesch, einer der ersten Holländischen Generale, dem Range nach Commandant des Platzes, ergab sich nebst seiner ganzen Besatzung zu Kriegsgefangenen. Sogleich sandte man den Marquis von Aubigné mit dieser wichtigen Nachricht an den König, die mit 52 erbeuteten Fahnen begleitet wurde. Wie sehr muste dieser ungewohnte Anblick den Muth der Nation erheben! Man fand in der Festung auch eine grosse Menge Pulver und einen ansehnlichen Artilleriepark. Ohne die Uebergabe von Douai abzuwarten, hatte Villars 60 Bataillons und eben so viel Escadrons nach Valenciennes gesandt, um die von ihm besichtigten Posten zu besetzen, entschlossen die Belagerung von Quesnoi zu unternehmen. Die Feinde drohten, versuchten aber Nichts, und nun wurde die Belagerung förmlich angefangen. Es war in der Nacht vom 17. auf den 18. September, als man die Laufgräben eröffnete. Die Belagerten machten ein schreckliches Feuer, thaten auch einen Ausfall, wobey viel Leute von beyden Seiten blieben; allein dieß fachte nur noch mehr den Muth der Franzosen an. In den letzten Tagen dieses Monaths unternahmen sie einen Angriff auf die beyden bedeckten Wege. Coigni befand sich dabey zur Rechten, Maillebois zur Linken und Mylord Gallowai in der Mitte, Villars selbst zwischen beyden Letztern mit einer grossen Menge Generale; 8 Grenadiercompagnieen waren an der Spitze jedes Angriffs. In wenigen Augenblicken und mit einem geringen Verluste sah man sich am Ziele. Nun wurde der Platz von Neuem beschossen, und alle Anstalten zum Sturme getroffen, als die Belagerten sich auf Discretion ergaben. Der Commandant, General Ivoy, und seine ganze Besatzung wurden als Kriegsgefangene abgeführt. Nun belagerte man sogleich Bouchain, die letzte Unternehmung in diesem Feldzuge. Dem Marschall von Montesquiou wurde es aufgetragen, mit einem besondern Corps den Feind zu beobachten, der aber Nichts versuchte, so daß die Festung nach neun Tagen sich ergeben muste. Der Commandant derselben, General Goverstein, derselbe, welcher einen Streifzug nach Frankreich gemacht hatte, wurde mit

anzen Besatzung ein Kriegsgefangener. Dieß war der fünfte
, den man den Feinden innerhalb zweyer Monathe und fünf
, nebst 53 Bataillons Kriegsgefangenen, 15 Generallieute
s und Generalmajoren, mehr als 100 Kanonen, 50 Mör
Provision aller Art, vorzüglich Pulver, abgenommen hatte.
h eine Ermunterung war es für Villars, als er vom Abbé
gnac, einem der Französischen Bevollmächtigten zu Utrecht,
i Brief erhielt, worin er ihm meldete, daß die raschen Fort
tte des Französischen Heeres den Holländern tödtliche Stiche
rächten, daß die Kunstgriffe des Kaiserlichen Gesandten, Gra
von Zinzendorf, um die Fortsetzung des Krieges zu bewir
keine Wirkung zeigten, daß endlich die besten Häupter der
ublik über den Eigensinn des Staatspensionärs Heinsius zu
n anfiengen! Ludwig ertheilte unserem Villars das Gou
ement von Provence, welches durch Vendome's Tod erledigt
den war. Er erhöhte den Werth dieser Belohnung durch
n schmeichelhaften Brief, womit er sie begleitete, und als er
Hofe erschien, empfieng er ihn auf eine schmeichelhafte Weise.
reichlich wurde er da für die bisher ihm widerfahrnen
nkungen entschädigt! Montesquiou hatte ihm beym Anfange
s Feldzugs einen Plan vorgeschlagen, den Villars Anfangs
warf, welchen er aber nachher auf's Genaueste ausführte und
den seinigen ausgab; einen Plan, welcher diesen Feldzug
lorreich machte. Dieß witterten die Höflinge aus, und cris
ten Villars so laut, daß er es erfuhr. Aber wie sehr wurde
sie beschämt, als Ludwig, sobald er bey seiner Erscheinung
Hofe ihn gewahr wurde, rasch auf ihn zugieng, und ihn
den schmeichelhaften Worten umarmte: „Man kann nicht
iedener seyn, als ich es mit Ihnen bin, Herr Marschall! Sie
n Frankreich gerettet." „Hören Sie es, meine Herren?"
der eitle Sieger, indem er sich zu den Höflingen wandte,
einer triumphirenden Miene.

Doch die Gunst der Grossen ist veränderlicher, als es die
heinungen der Atmosphäre sind! Ludwig behandelte Villars
darauf mit empfindlicher Kälte, vielleicht für die letztere
fferung ihn wieder zu demüthigen. Er bestimmte ihm in
nächstfolgenden Feldzuge den Oberbefehl des Heeres in Teutsch
. Aber kaum war sein Gepäck in Verdun angekommen, als
denselben ihm wieder nahm. Die Nothwendigkeit lehrte ihn
ich doch zum Retter Frankreichs seine Zuflucht zu nehmen.
vig erfuhr, daß der Kaiser und Reich fester als je zum Kriege
hlossen wären, und daß Eugen ein Heer von mehr als
,000 Mann versammle. Sogleich wurde nun Villars zu
er Bestimmung gerufen, und ihm Gelegenheit gegeben, seinem
denruhm die Krone aufzusetzen.

Villars begab sich am Ende des Mays 1713 nach Metz, hielt
dem Marschall von Bezons daselbst eine Zusammenkunft, und eilte
Straßburg, wo er schon mehrere Truppen über den Rhein
gt fand. Eugen, der vom Letztern Nachricht erhielt, erwartete

ihn in den Linien von Ettlingen. Um ihn noch mehr in dieser Meynung zu bestärken, ließ Villars in den ersten Tagen des Junius bey Tagesanbruch ein beträchtliches Corps Reiterey unter des Marquis von Asfeld Anführung gegen Rastadt vorrücken, und damit er es nicht erführe, daß er sich am linken Rheinufer verschanze, so war schon mehrere Tage vorher den Linien von Lauterburg der Befehl gegeben worden, die Barrieren für diejenigen verschlossen zu halten, die nach der feindlichen Seite gehen wollten. Denselben Tag reiste Villars bey Anbruch der Nacht nach Fort Louis ab, setzte daselbst über den Rhein, fuhr eine Meile auf der Straße von Rastadt, und sprengt allenthalben die Nachricht aus, morgen werde ihm das ganze Heer nachfolgen. Denselben Abend gieng er aber wieder über den Fluß zurück und nach Lauterburg, wo er alle zu ihren verschiedenen Quartieren beorderte Truppen versammelt fand. Jetzt erst begann er seinen wahren Marsch. Den Vortrab führte Graf Broglio an der Spitze von 15 Bataillons, 1000 Grenadieren und 18 Escadrons. Villars folgte mit 40 Bataillons. Jener nahm denselben Abend Klein-Holland weg, und konnte dadurch die Feinde an jedem Unternehmen gegen das Heer hindern, wenn sie etwa bey Philippsburg über den Rhein hätten setzen wollen. Um leichter zu marschiren, theilte er das Fußvolk in Brigaden ein. Es legte 16 Französische Meilen in 20 Stunden zurück. Um es aufzumuntern wich Villars nicht von der Spitze desselben, und als Einige ermüden wollten, flößte er ihnen wieder Muth mit der zutraulichen Anrede ein: „Meine Freunde! nur durch dergleichen Anstrengungen kann man die Feinde überrumpeln." „Wenn Sie nur zufrieden sind, antworteten sie, und wir sie nur einhohlen; wegen unsrer Beschwerden seyn Sie unbesorgt; wir haben Muth und gute Füße." Die ganze Gegend wurde auf gleiche Weise getäuscht, so daß der Vortrab den Bischof von Speyer in seiner Residenz antraf, und der Magistrat die Ersten der einrückenden Franzosen fragte, ob der Herzog von Savoyen bey dem Bischofe sein Quartier nehmen wolle. Denn glaubten sie es doch sicher, die Kaiserliche Armee wäre es, welche bey Philippsburg über den Rhein gegangen sey. Um das Fußvolk für die überstandenen Beschwerden zu trösten, überließ man ihm zwey Tage lang die vollen Weinkeller des Landes; auch Kühe wurden geliefert, denn Villars war überzeugt, daß alle Gemeinschaft von Landau aus mit dem Rhein aufgehoben sey. Aber nach Verlauf dieser zwey Tage wurde die strengste Kriegszucht wieder hergestellt und genau beobachtet. Er erfuhr nun, daß die Scheinanstalten zum Marsche nach Rastadt, als wollte er die Linien von Ettlingen angreifen, den erwünschten Erfolg bey dem Feinde hervorgebracht hatten, daß der getäuschte Eugen den größten Theil seiner Truppen zurückgezogen, und nach den bedrohten Linien gesandt habe. Nun war er aber auf seiner Hut, daß der Feind auch ihn nicht hintergehe und den Rückzug über den Rhein ihm abschneiden möchte. Noch waren einige Posten wegzunehmen;

deßhalb wurde Broglio und der Marquis von Allegre auf die Höhe von Worms gesandt. Ihre Bestimmung war, die Gegend von Landau, so lange als möglich, einem Heere zum Unterhalte zu erhalten, welches diese Festung belagern wollte. Drey Tage darauf ließ er durch Dillon Kaiserslautern, woselbst zwey Bataillons Kaiserlicher Truppen lagen, angreifen, und ihn durch Saint-Contest unterstützen. Sie ergaben sich mit einem Obersten an der Spitze zu Kriegsgefangenen. Zum Ueberflusse ließ er ein Lager vor dem Werke, welches die Feinde an dem Brückenkopf zu Philippsburg angelegt hatten, verschanzen. Auch mußten die Truppen, welche aus der Franche-Comté kamen, ein Lager unter Breysach beziehen. Konnte ihn noch Etwas beunruhigen, so war es ein Fort rechts über Mannheim, unter dessen Schutze die Feinde sehr leicht über den Rhein setzen konnten. Albergotti und Villar's selbst giengen dahin, und mit weniger Mühe wurde das Fort und die Stadt weggenommen; denn beyde fand man verlassen. Jetzt hatte man um Landau sich festgesetzt. Man beschloß daher von der Seite, von welcher die Festung jederzeit angegriffen war, möchten die Feinde auch noch so viel neue Befestigungen angebracht haben, den ersten Angriff zu bilden. Während daß die Anstalten zum Aufwerfen der Laufgräben getroffen werden, läßt Villars aus der ganzen umliegenden Gegend Contributionen eintreiben. 60 Bataillons und 50 Escadrons rücken als Belagerungsheer an, und der Marschall von Bezons erhält den Oberbefehl über dasselbe. In der Festung befanden sich ungefähr 12,000 Mann, an deren Spitze der Kaiserliche Generallieutenant Prinz Alexander von Wirtemberg, ein Mann von grossem Rufe, sich befand. In der Nacht vom 24. auf den 25. Juny wurden die Laufgräben eröffnet, und mit einer beyspiellosen Stille bis auf einen halben Flintenschuß den feindlichen Werken nahe gebracht. Die Belagerten thaten am 2. July einen beträchtlichen Ausfall, welcher mehreren Französischen Officieren das Leben kostete; doch wurden sie wieder zurückgetrieben. Eben so wenig Glück hatten sie mit einem Hauptwerke, welches 300 Mann vertheidigten. Die Französischen Grenadiere nahmen es mit ihrer gewöhnlichen Tapferkeit rasch weg. Auch halfen ihnen die häufig angelegten Minen nichts; obgleich mühsam, so doch nach allen Regeln der Kunst wurden sie aufgesucht. Von der Mitte des Julius bis in den ersten Tagen des Augusts nahm man mehrere Werke, welche die Hauptbefestigung deckten, hierauf ein unregelmäßiges durch den Fluß Queich vertheidigtes Werk, und endlich die Contregarden oder Couvrefacen (Gegenwehren), die sowohl vor das Bollwerk, als vor das Ravelin gelegt werden. Am Tage darauf steckten die Belagerten die weisse Fahne aus, und verlangten zu capituliren. „Ihr werdet zu Kriegsgefangenen gemacht, hofft keine andere Unterhandlung," rief Villars den abgesandten Officieren zu, und da sie nicht darein willigen wollten, so ließ man die Stücke wiederum spielen. Endlich ergab sich der tapfere Prinz von Wirtemberg (es war am 20. August) nebst der ganzen

9000 Mann starken Besatzung zu Kriegsgefangenen. Eine höchst wichtige Eroberung, die man der Hauptstadt durch 42 eroberte Fahnen und 2 Standarten, im Pompe eingebracht, verkündigte. Sie kostete aber doch den Belagerten 1000 Mann; überdieß waren 2000 nach den Lazarethen gebracht. Villars hatte während der ganzen Belagerung eine bewundernswürdige Thätigkeit gezeigt. In den Laufgräben, bey den gefahrvollsten Angriffen — allenthalben war er an der Spitze: auch können wir hier seiner edelmüthigen Fürsorge für die verwundeten Officiere nicht vergessen. Mehr als 10,000 Franken ließ er an sie aus seinem eigenen Beutel austheilen, und zwar um ihr Ehrgefühl nicht zu beleidigen, unter dem Anschein eines Vorschusses. Nicht weniger Ansprüche auf Ludwig's Dankbarkeit erwarb sich Valliere, Chef der Mineurs, der auch schon in der Rücksicht unsere Achtung verdient, daß er, so wie Bouflers, kein Bedenken trug, unter einem Jüngern zu dienen, unter dem Chef des Belagerungsgeschützes Duperier. Dergleichen Beyspiele einer wahren Anhänglichkeit an den Monarchen und das Vaterland sind um so bemerkenswerther, je seltener sie sind und je hartnäckiger der größere Theil des Militärs auf das Recht der längern Dienstzeit selbst da hält, wo das Glück der Waffen durchaus Aufopferungen dieser Art erheischt. Villars wurde durch sein Glück immer kühner und unternehmender gemacht. Noch ehe Landau fiel, hatte er bereits seine Blicke auf Freyburg gerichtet. Eugen war dieses wahrscheinlich nicht entgangen. Denn er hatte die Schlünde und die Gebirge hinter der Stadt stark befestigt, die Villars, wollte er vor einem Entsatze gesichert seyn, nothwendig vorher besetzen mußte. Ein Gleiches hatte er in Rücksicht der Posten vor der Stadt gethan, die man auch erst wegzunehmen hatte. Villars hingegen bot Alles auf, den Feind abzubringen von seinem Vorhaben, und ihm jeden Gedanken, als hätte er auf Freyburg Absichten, zu benehmen. Er setzt seine Truppen von Hüningen bis Maynz in Bewegung, er bedeckt den Rhein mit Schiffen, er setzt an verschiedenen Oertern tragbare Brücken, woraus er auf das Vorhaben schließen könnte, als wolle er die Linien von Ettlingen angreifen. Auch läßt er die Werke von Landau ausbessern, damit, wenn Eugen sich während der Belagerung Freyburgs dahin begäbe, er vor diesem Platze seine Zeit verschwendete, und Villars selbst in das Herz von Teutschland über das leicht wegzunehmende Villingen dringen könnte. Er hatte den Plan, nach welchem er Freyburg belagern wollte, zu Papier gebracht und ihn Ludwig übersandt. Man überzeugt sich daraus von dem thätigen Geiste des Villars auf's Stärkste. Als Alles zur Belagerung der genannten wichtigen Festung in möglichster Stille bereitet war, marschirte Graf von Burg mit 40 Bataillons gerade auf sie zu. Ein grosses Corps, dem man die größtmöglichste Ausdehnung gab, paradirte und manövrirte auf dem linken Ufer des Rheins dem Feinde in den Linien von Ettlingen gegenüber, als wollte man diese angreifen. Ein anderes machte

der Seite von Rastadt dieselben Scheinbewegungen gegen
Linien. Auch sandte Villars ein starkes Detaschement Dra
r nach dem Thale von Hornberg aus, als wenn das Heer
: dem Grafen von Burg nicht Freyburg, sondern Villingen
eifen wollte. In der nächsten Nacht gab er, wie vor zwey Jahren,
die einzelne Umstände betreffenden Befehle geheim zu halten,
i grossen Ball in Straßburg, von dem er sich bey Tagesan
) in seine Kutsche und über den Rhein begab, und bald
dem Grafen von Burg sich vereinigte. Man langte am Fuße
Roßkopfes an. Dieß ist ein durch seine Abdachung berühm
Gebirge, welches Freyburg in Rücksicht Villars's schützte.
nal Vaubonne hatte die Zeit der Belagerung von Landau
zt, und seine auf der Höhe angebrachten Verschanzungen
ollkommnet. Jetzt hielt er den Gipfel mit 18 Bataillons
rlicher Truppen besetzt. Die Redouten waren mit Sturm
en und Pallisaden versehen, und die linke Seite dieser Ver
zung stützte sich auf das Fort St. Peter, welches man sei
Lage wegen unannehmbar nennen konnte. Den Feinden war
nf den Fall einer Bedrohung sehr leicht möglich, Truppen
senden, daher Graf von Burg den Befehl erhielt, im Au
icke seiner Ankunft es anzugreifen. Er verlangte Radehauen,
inen und mehrere Anstalten dazu. „Nichts von dem Allen,
ortete der rasche Villars; nur Menschen," und in dem
: Augenblicke ließ er alle Truppen marschiren. Auch sandte
n Generallieutenant von Asfeld, einen zur Rechten gelegenen
n Mond wegzunehmen; den Grafen von Estrades, eine Di
n zur Linken des Angriffs zu machen, den Jener unternahm;
bst setzte sich an die Spitze sämmtlicher Truppen und ließ
500 Grenadiere vor sich her marschiren. Das Gebirge fand
so schroff und den Felsen so steil, daß Villars's sehr starkes
i in alle vier Füße sank und mit ihm in den Abgrund stür
wollte. Mit grosser Gefahr warf er sich dreist hinab und
lücklich; nun kletterte er mit Händen und Füßen, unter
von Grenadieren und begleitet vom Prinzen von Conti u.
: Jetzt wurde der Angriff so rasch und kraftvoll gemacht,
ie Feinde zurückgedrängt, Mehrere getödtet und zwey Ober
gefangen wurden. Der Rest des Fußvolks warf sich in
urg, und ihre Reiterey jagte in die Schlünde. Villars
: ihr — festen Vorsatzes, so weit als möglich in diesem
: vorzurücken. Man fand das Fort Holgraf verlassen. Gern
er weiter vorgedrungen, hätte Mangel an Unterhalt ihn
daran gehindert. Doch wurden 1000 Mann auf Recogno
ausgesandt, die bis hinter Rothweil vordrangen, und starke
yen bis über die Donau trieben. Er selbst gieng 4 Meilen
ts der Abtey St. Peter; er wollte das Gerücht verbreiten,
icke das Heer in das Reich ein. Nun wurden die Posten
Belagerung, die zu den gewagtesten Unternehmungen ge
, vorzüglich, weil sie am Ende des Septembers unternom
wurde, vertheilt. Drey Forts, welche die Gebirge gedeckt

steiten, machten die Stadt gleichsam unangreifbar, und unter denselben war das von St. Peter fast unüberwindlich. Allein Villars hatte mit Grund seine Hoffnung auf den Umstand gesetzt, daß Freyburg eine Besatzung von 19 Bataillons, ohne die Detaschements zu rechnen, und den ganzen Adel der Provinz, der sich hierher geflüchtet hatte, verschloß. Auch die Frauen und das Gepäck des Vaubonneschen Corps befand sich hier. Was daher die Macht nicht vermochte, konnte man vom Hunger erwarten. In der Nacht vom letzten September auf den 1. October wurden die Laufgräben eröffnet. Man bediente sich eines Sägewerks längs dem Flusse, welcher fast bis an den Fuß des Glacis am Thore St. Martin führt. Die Arbeit wurde bis auf 200 Toisen von den Pallisaden verfolgt. Der Verlust dabey war nicht groß. Denselben Abend noch machte der Feind einen grossen Ausfall; allein die Bataillons der Königin, welche an der Spitze in den Laufgräben standen, schlugen ihn glücklich ab. Dem Brigadier Beaujeu wurde an Villars's Seite durch eine Kanonenkugel das Bein weggenommen. Schon drey Tage darauf pflanzte man 24 Kanonen auf Batterieen gegen die Stadt und das Schloß; sie fiengen an zu spielen, und doch hielt dieß die Belagerten nicht von zwey neuen grossen Ausfällen ab. Den ersten empfieng der Marquis von Mangis, und trieb die Feinde bis an den bedeckten Weg mit grossem Verluste auf ihrer Seite zurück. Der zweyte geschah zwey Tage später bey Gelegenheit des Angriffs auf das Schloß, wo das Terrain den Belagerten sehr vortheilhaft war, denn sie konnten zu den Franzosen hinabrücken. Doch wurden sie auch hier mit ansehnlichem Verluste zurückgetrieben. Da Eugen entweder hinter den Gebirgen, oder durch die Ebene zum Entsatze anrücken konnte, (denn er hatte unterdessen sein Lager bey Ettlingen verlassen) so vergaß Villars Nichts, was Jenen hindern konnte, die Kräfte der Belagerer durch eine Bedrohung von zwey Seiten zu theilen. Er drang mit aller Macht in ihn, sich für einen bestimmten Plan zu erklären, so daß er immer Zeit übrig behielt, sein ganzes Heer ihm entgegen zu stellen. Deßhalb befestigte er die Gebirge so stark, daß nur das Anrücken durch die Ebene ihm übrig blieb. Villars selbst besichtigte die Thäler Stauffen, Totnau, Oberlet und postirte auf den Gipfel der Gebirge den Generallieutenant Dillon mit einem grossen Corps; so daß man von dieser Seite Nichts zu besorgen hatte. Nun konnte sich Villars seinem grossen Werke mit neuer Thätigkeit weihen. Zum Angriffe des bedeckten Weges, und eines halben Mondes, welchen Jener vertheidigte, beorderte er 40 Grenadiercompagnieen, unterstützt von mehrern Bataillons. Durch einen sonderbaren Zufall hatten die Belagerten von ihrer Seite einen Ausfall zu thun beschlossen, und zwar an der Spitze von 1200 Mann, angeführt vom General Vetteseim. Sie stellten sich eben auf dem Glacis in Schlachtordnung, als die Französischen Grenadiere — Alles auserlesene Mannschaft — aus den Laufgräben rückten. Ein hitziger und

mörderischer Kampf begann; wenige der 1200 kehrten in die Festung zurück. Der General wurde gefangen. Den halben Mond fand man mit 200 Mann besetzt, die mit der grösten Standhaftigkeit sich vertheidigten. Der Marquis von Vivans und von Pezeur marschirten mit 4 Bataillons zur Unterstützung der Grenadiere. Der Widerstand der Feinde ließ nicht nach, aber auch Villars ließ von seinem Vorhaben nicht ab, weil die Einnahme dieses Aussenwerks ein entscheidender Umstand für den Fortgang der Belagerung seyn mußte. Denn die rauhe Jahreszeit rückte mit raschen Schritten heran, und der Schnee bedeckte das Erdreich. Er ließ daher von Neuem die 2000 Grenadiere durch 30 Bataillons unterstützen. Das Gefecht dauerte nun zwey Stunden mit gleicher Wuth. Schon waren die Erstern, obgleich sie einmahl in den halben Mond gedrungen waren, daraus vertrieben worden; aber die Generale Broglio, Nangis, Sully, Contade, Richelieu u. A. m. unterstützten den Marschall von Vivans, und traten an der Spitze der Regimenter Poitou und Royal Roussillon hin. Die 200 Vertheidiger des Werks verlangten kein Quartier, und wurden bis auf den letzten Mann niedergemacht. Aber auch fast alle Hauptleute der Französischen Grenadiere waren theils bey dem halben Monde, theils bey dem bedeckten Wege geblieben. Die Feinde verloren viel Volk bey dieser Gelegenheit; indessen auch 2000 Franzosen fanden, nach Villars's eigener Angabe, hier ihr Grab. Er selbst erhielt einen so heftigen Steinwurf an die Hüfte, daß die Kleider davon zerrissen wurden. Unbeschreiblich ist der Enthusiasmus, mit welchem der Soldat hier gekämpft hatte. Die Belagerten wurden nun mit jedem Tage in grössere Verlegenheit gebracht. Ein matter Strahl von Hoffnung auf Entsatz schien ihnen entgegen zu schimmern, als Eugen auf den Höhen des Holgraf erschien; allein er zog am zweyten Tage wieder ab, ohne Etwas versucht zu haben. Villars pflanzte jetzt 6 Batterieen auf dem bedeckten Wege auf. Alles, selbst Prinzen vom Geblüte, baten ihn, den Damen freyen Abzug aus der geängsteten Stadt zu gewähren. „Erlauben Sie, antwortete er, daß ich auch nicht im Geringsten die Unruhe des Feindes, vorzüglich der Galantesten ihrer Generale, vermindere;“ und er beharrte bey dieser Härte, die freylich die Belagerer zum Ziele brachte, den Menschen aber im Marschall uns nicht sehr schätzen lehrt. Die Kanonen spielten nun von den neuen Batterieen, und thaten eine vortreffliche Wirkung. Die Contrescarpe wurde in den Graben gestürzt; man fieng an, diesen abzuleiten, und Faschinen und Säcke mit Erde hinein zu werfen. Allein die Feinde hatten noch zwey durch Orillons der Bastionen gedeckte Batterieen auf den niedern Flanken im Besitze. Sie rasirten den Graben, und standen nun zu niedrig, als daß die Franzosen aus ihren Batterieen sie hätten sehen können. Dessen ungeachtet wurden die Gräben gefüllt, und Alles war am 30. October zum Sturme bereit; Alles sehnte sich im Französischen Lager nach der Beendigung dieses Trauerspiels, als um

8 Uhr des Morgens eine weisse Fahne auf der Bresche erschien, und zwey Magistratspersonen mit der Erklärung sich einfanden, der Commandant habe sie verlassen und sich in das Schloß zurückgezogen. Villars's erste Sorge war nun, nach der Bresche zu laufen und die Stadt von der Plünderung zu retten. Es war die höchste Zeit; denn schon wollte der raubgierige Soldat hinein stürzen. Mit Mühe gelang es endlich Villars, Alles zurückzutreiben, und die Zugänge mit dem Regiment Garde zu besetzen. Er ließ nun im Kloster und in dem Garten der Kapuziner mehr als 5000 Gefangene einsperren, die der Commandant der Willkühr des Siegers überlassen hatte. Ein gleiches Schicksal hatten alle Frauen der Generale und Officiere, die man sammt der Equipage in der Stadt antraf. Diese mußte für eine Million sich von der Plünderung und dem Brande loskaufen, doch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß man unterdessen aus den Forts und dem Schlosse, wohin die Besatzung sich zurückgezogen hatte, nicht schösse. Zugleich ließ er dem Commandanten sagen, daß man beym ersten Schusse von da Alles in der Stadt über die Klinge würde springen lassen; auch sollte den 5000 Zurückgelassenen keine andere Nahrung gereicht werden, als die sie aus dem Schlosse empfangen würden. Der Commandant antwortete, nach eingegangenen Verhaltungsbefehlen vom Herzoge von Savoyen, er könne nicht Nahrungsmittel aus dem Schlosse verabfolgen lassen, die ihm selbst nothwendig wären; er glaube auch nicht, daß die Religion Villars's es erlauben würde, in seine Gewalt gekommene Christen Hungers sterben zu lassen. Allein dieser gab nun einmahl nur der Strenge Gehör, und erwiederte: „Meine Ehre, meine Religion, meine Pflicht gegen Monarchen und Vaterland, verbieten es, Brod einem Feinde zu geben, der es nur verlangt, um Franzosen zu tödten: folglich schicken Sie, Herr Commandant, ihren Soldaten Brod, oder Sie verantworten es bey Gott, wenn Sie solche vor Ihren Augen verhungern sehen.“ Um seiner Erklärung Nachdruck zu geben, ließ er zwey Tage nachher 20 vom Hunger fast verzehrte Soldaten auf die Barrieren des Schlosses tragen. Nun wurde der Commandant von der Besatzung gezwungen, den Gefangenen Unterhalt reichen zu lassen. Wer sollte diese Härte nicht mißbilligen! Seine Landsleute, ja selbst der König verabscheuete sie; und da der Franzose über Alles witzelt, so nannte er diese Unmenschlichkeiten: les douceurs de *Villars* *). Man hatte in der

*) Kann man wohl zu oft und zu dringend Mitleiden und Herzensgüte einem Stande anempfehlen, dessen Glieder nur zu oft in Gefahr sind, ihr sanfteres Gefühl abzustumpfen, und ihre Heldengrösse in Härte zu suchen? — „Groß seyn — heißt es irgendwo, groß seyn in der Liste der Helden ist viel, aber groß seyn in dem Buche der Menschheit ist mehr. Ohne Menschlichkeit, ohne Güte, ohne Gerechtigkeit ist auch der glücklichste Held nicht mehr als ein vernünftiges Ungeheuer. Man kann ihn bewundern, aber man kann ihn nicht lieben. Die Geschichte schreibt seine Siege nieder und weint. Die Nachwelt liest sie und zittert. Er selbst wird weder glücklich noch froh, obgleich mitten im Sieges-

Stadt 24 brauchbare Kanonen gefunden, so daß Villars, die eigenen dazu gerechnet, 60 dergleichen und 40 Mörser gegen das Schloß spielen lassen konnte. Der Commandant verlor die Geduld, als er vor seinen Augen so viele Anstalten zu seinem Untergange treffen sah, und wollte auf die Arbeiter feuern lassen; allein Villars wiederhohlte seine ersten Drohungen, und nun ergab er sich, nach wenigen Tagen (es war der 13. November) nebst seiner 6000 Mann starken Besatzung. Mehr als 4000 hatte er davon während der Belagerung eingebüßt, die Mannschaft nicht gerechnet, die er in der Stadt der Willkühr des Belagerers überlassen hatte. Man fand im Schlosse und in den Forts eine unglaubliche Menge Kriegsmunition und Geschütz. — Diese höchstwichtige, aber auch unstreitig die blutigste Eroberung des ganzen Feldzugs schloß die Kampfbühne nicht bloß für dieß Jahr, sondern auch für den ganzen Krieg; denn der von allen Parteyen so sehnlich herbey gewünschte Friede wurde endlich, zur Freude ganz Europa's, geschlossen. Schon während der Belagerung von Landau waren Villars Friedensvorschläge gemacht worden. Er gab schleunig seinem Könige davon Nachricht, und erhielt die Vollmacht, zu unterhandeln, so wie sie auch Eugen von seinem Monarchen erhielt. Sogleich nach Freyburgs Fall lud dieser Villars auf das Schloß zu Rastadt zu diesem höchst wichtigen Geschäffte ein, und Beyde erschienen daselbst am 26. November. Sie umarmten sich mit allen Empfindungen einer alten und wahren Freundschaft, die langwierige Kriege und das öftere Zusammentreffen in Schlachten nicht hatte erkalten lassen. Die Nationen, welche bey dieser Unterhandlung interessirt waren, sahen mit um so grösserem Vergnügen diese, so sehr an rasches und kräftiges Handeln gewöhnten Männer sich mit der Palme des Friedens einander nähern; theils weil sie ihr höchstes Vertrauen in sie setzten, theils weil man von ihnen eine offene und kräftige Verhandlungsart, und eine baldige Beendigung der Re-

gepränge, von Weihrauch umduftet. Denn der Unmuth dringt zu ihm hindurch, selbst durch eiserne Schaaren, und steigt mit ihm auf's Roß. Ihm kann er so wenig entfliehen, als sich selbst. Der Krieger ist öfter und länger Mensch, als Krieger. Selten erscheint ein Tag des ruhmvollen Kampfes, aber jeder ist ein Tag, an welchem sie die Pflichten des Vaters oder des Herrn, des Gatten und Freundes ausüben können. Auf der Bahn des Sieges können wir sie nicht begleiten. Aber wir können es sehen und schätzen, wenn sie unter uns ihre höhere Freyheit, Ansehen und Macht nur dazu anwenden, um leichter und mehr Gutes zu thun. Der Mensch lebt länger als der Held. Er erwacht in jener Welt wieder, wenn er in dieser entschläft. Der Tod fordert nicht nur dem Landmanne seinen Spaten, sondern auch dem Könige das Zepter und dem Helden den Commandostab ab. Dort ist er Nichts mehr als Mensch, groß oder klein, nachdem er es hier war. Er hat nur einen Quell des Glücks, oder der Qual. Dieser Quell ist sein Herz. Zwar sein Ruhm währt noch einige Zeit um seinen Grabhügel, aber er kommt nicht jenseits hinüber. Und sein Schwerdt und sein Panzer folgt ihm nur bis an's Grab. Von da kehrt er zurück und predigt Allen, die es hören wollen: „Güte ist mehr als Macht, Vernunft mehr als Muth, und Tugend mehr als Ruhm."

gociationen erwartete. Es hieß Anfangs, der Friede werde in drey Tagen geschlossen seyn. Sobald aber die Unterhandlungen eröffnet worden, sah man, daß die alte schlangenförmige diplomatische Politik auch in den Händen zweyer Helden ihre Natur und ihr Wesen nicht verläugnete. Niemand sagte deutlich und offen, worauf er bestehen müsse und was er nachzugeben bevollmächtigt und entschlossen sey. Alle Differenzen betrafen, in Rücksicht auf die grosse Angelegenheit, dreyen Nationen die Segnungen des Friedens zu geben, wahre Kleinigkeiten und konnten gar nicht in Betrachtung kommen, sobald die Vorstellung nur einen Augenblick bey dem gränzenlosen Elende verweilte, was der Krieg bereits verbreitet hatte und seine Fortdauer noch verbreiten mußte. Die Französische Politik erschien jedoch hier in dem nachtheiligern Lichte, da Ludwig, stolz auf sein erhaltenes Uebergewicht, den Frieden vorschreiben wollte. Die Verhandlungen zogen sich, durch ein Hin- und Herreden und Schreiben hin, bis zum Anfange des J. 1714, und noch schien man sich von einander nur mehr entfernt, als sich genähert zu haben. Eugen fieng an zu fürchten, es möge dem Franz. Hofe überhaupt kein Ernst seyn, einen billigen Frieden zu schließen, und er ziehe die Unterhandlungen nur in die Länge, um eine neue und kräftige Rüstung des Kaisers und Reichs zu verhindern. Er theilte diese Vermuthung dem Reichstage mit und drang darauf, auf den Fall, daß sich die Unterhandlungen nicht zu dem erwünschten Ziele neigten, vorläufige Anstalten zu treffen. Der Monath Januar war indessen hingegangen, ohne daß man sich einander auch nur um einen Schritt genähert hatte. So viele grosse Nationen, und in ihnen so viele Millionen Menschen, harrten ängstlich auf die Beendigung dieser Unterhandlungen, von welchen Glück und Elend für sie abhieng, und die Monarchen stritten sich mit der größten Kaltblütigkeit über den Besitz einiger mäßigen Städte. Die Unterhändler hielten nur von Zeit zu Zeit Conferenzen, deren fruchtloses Ende sie jedesmahl bey ihrem Anfange voraus wußten. Endlich gelang es doch Eugen, mit Villars gemeinschaftlich, eine Friedensgrundlage zu entwerfen, welche von dem Letztern zur Prüfung seinem Monarchen nach Paris gesandt wurde. Aber statt der Bestätigung des Entwurfs kam ein ganz anderer von Paris zurück. Eugen fand in demselben eine Bestätigung seines längst gehegten Argwohns, daß es Frankreich mit der Friedensunterhandlung kein Ernst sey, und glaubte daher seiner Seits um desto mehr Ernst zeigen zu müssen. Er sandte Villars ein Ultimat, und verließ dann am 2. Februar Rastadt, zunächst um sich nach Stuttgard zu dem Herzoge von Wirtemberg, bey dem er einige Geschäffte hatte, zu begeben. Auf den Antrag Villars's, und weil er selbst nicht die Absicht hatte, die Unterhandlungen ganz abzubrechen, versprach er hier so lange zu verweilen, bis der Marquis von Contade, den Villars als Courier nach Paris geschickt hatte, mit der Antwort des Königs von daher zurück seyn würde. Villars gieng in eben dieser Absicht

nach Straßburg. Jede Gemeinschaft unter beyden Friedensbothschaftern war länger als drey Wochen völlig abgerissen. Am 27. Februar traf der Marquis von Contade wieder bey dem Prinzen Eugen ein, um ihn im Namen des Königs von Frankreich und des Marschalls von Villars zur Rückkehr nach Rastadt, und zur Erneuerung der Unterhandlungen einzuladen. Er äusserte zugleich im Namen des Königs: die abweichenden gegenseitigen Forderungen wären nicht von der Art, daß man nicht auch über diese eine endliche und baldige Vereinigung sollte erwarten können. Eugen, sehr zufrieden über diese Einladung und Aeusserung, eilte nach Rastadt zurück, wo er Villars bereits vorfand. Beyde Friedensbothschafter brachten den durch die Zögerung und Annäherung eines Feldzugs, auf den Keiner eigentlich vorbereitet war, erhöhten Wunsch ihrer Committenten nach Frieden mit dahin, und so fand der Friede weiter keine erheblichen Schwierigkeiten. Am 6. May wurden alle Friedenspuncte, unter dem Namen von Präliminarien, berichtigt, und von Eugen und Villars unterzeichnet. Die Bedingungen dieses Friedens und der ganze Lauf des Spanischen Successionskriegs sind in dem Leben Ludwig's XIV. ausführlich erzählt worden. Um diesem Frieden mehr Feyerlichkeit zu geben, und die Form zu beobachten, so mußte er noch mit dem Teutschen Reiche abgeschlossen werden. Dazu wurde Baden, im Argau in der Schweiz, bestimmt. Auch hier waren die beyden Helden die Hauptpersonen, die nach der Unterzeichnung dieses allgemeinen Friedens *) im Triumph an ihre Höfe zurückkehrten. — „Madame, das ist der höchste Gipfel!“ sagte Ludwig zu der Gemahlin des Marschalls, als die Nachricht von der Unterzeichnung des Friedens zu Versailles angekommen war. Als Villars selbst erschien, empfieng ihn der König mit der Anrede: „Sie bringen mir also dießmahl den Oelzweig, Herr Marschall! er krönt alle Ihre Lorbeeren.“ — „Sire, antwortete Villars, ich bringe Ihnen die Ausführung

*) Er wurde in demselben Jahre (1714) abgeschlossen, und enthielt im Wesentlichen Nichts, was nicht bereits im Frieden zu Rastadt bestimmt war. Im Utrechter Frieden (1713) wurde Folgendes festgesetzt: Philipp von Anjou bleibt unter dem Namen Philipp V. König von Spanien; doch entsagt er für sich und seine Nachkommen der Erbfolge in Frankreich, so wie Philipp's Bruder und Vetter der Erbfolge in Spanien. Sicilien kommt an den Herzog von Savoyen, nach Abgang der männlichen Linie aber wieder an Spanien. England erhält Minorca und Gibraltar. Nach Abgang der Nachkommenschaft des Königs Philipp fällt das Erbfolgerecht an das Herzogliche Haus von Savoyen. Da der Kaiser hier noch keinen Tractat schließen wollte, so wurden ihm in den Verträgen Frankreichs mit Holland und dem Teutschen Reiche das Königreich Neapel, das Herzogthum Mayland, die Insel Sardinien und die Spanischen Niederlande, jedoch letztere mit vieler Einschränkung, zugesichert u. s. w. England und Frankreich unterzeichneten diesen Frieden am 11. April und Spanien am 13. July. Der Utrechter, Rastadter und Badener Friede sind also Theile eines Ganzen. Will man hierüber mehr Belehrung erhalten, so lese man Mangelsdorf's Europäische Staatengeschichte, oder Stöver: Unser Jahrhundert, fortgesetzt von Voß, nach.

des Versprechens, welches ich mir die Freyheit nahm, bey meiner Abreise zu geben *)." Ludwig war verlegen, Ehre er dem Retter Frankreichs mehr erzeigen sollte. Er sich erschöpft. Spanien sandte ihm den Orden des gol Vliesses, und die Akademie der Wissenschaften nahm ihn zu Mitgliede auf, gewiß mehr aus Schmeicheley gegen den als aus wahrer Hochachtung gegen Villars. Gleichwoh es Leute, die Villars versicherten — was er auch keine stand nahm zu glauben, — daß die Gesellschaft sehnlichst w te, einen Mann den Ihrigen zu nennen, dessen Genie und g Einsichten ihm einen eben so grossen Ruhm erworben hätte seine erhabenen Thaten. Man trug kein Bedenken hinzuzu von ihm lasse sich dasselbe sagen, was ehemahls von Juliu sar gesagt sey: er wäre eben so fähig, schön über grosse G stände zu schreiben, als grosse Thaten zu verrichten, welch dienten, beschrieben zu werden.

Villars kehrte nun zu den Geschäfften seines Gouverne und des Privatlebens zurück. Doch war ihm nach dem i 1715 erfolgten Tode Ludwig's noch eine höhere Ehrenstu stimmt. Er wurde zu einem Mitgliede des Regentschafts ernannt. Dieser bestand nach des Verstorbenen Testament ser Villars aus folgenden Personen: dem Regenten, dem zoge von Bourbon, dem Herzoge von Maine, dem Grafe Toulouse, dem Canzler von Frankreich, den Marschällen Vi Harcourt u. s. w. Auch wurde unter mehreren Conseil Kriegsrath ernannt, an dessen Spitze sich Villars als Prä befand. Da aber der Regentschaftsrath im J. 1718 wiede gehoben wurde, so hatte er an den öffentlichen Geschäfften ter keinen Theil. Doch zog er immer noch die Aufmerks des Publicums auf sich; unter andern bey der öffentliche breitung des berühmten Lawischen Systems, welches An allgemeinen Beyfall erhielt. Damit hatte es folgende Ben niß. Johann Law, ein Schottländer, von grossen Kennt im Rechnungswesen der Banken, Lotterie- und Handlungs schaften, erhielt die Erlaubniß, eine Generalbank für das Königreich zu errichten. Man hatte den Plan, zu dessen A setzung der Regent, Herzog von Orleans, sich alle despo Mittel erlaubte, das baare Geld der Nation gegen Papie zutauschen. Da von dem Widerspruche eines so wichtigen nes, als Villars war, nicht ohne Grund viele üble Folg erwarten waren, so wurde Law selbst zu ihm gesandt. Er ihn im Schlosse zu Villars und vergaß Nichts, um des

*) Zu Nürnberg wurde eine Denkmünze geschlagen, auf deren rechter die beyden Heerführer sehr bezeichnend, der Eine mit dem Kaise Adler, der Andere mit der Lilie auf dem Küraße, dargestellt u unten las man die Worte: Olim duo fulmina belli. Auf der Ke sah man auf einem Tische zwey Degen mit Oelzweigen umwunde nen umgekehrten Helm, der zu einem Tintenfasse diente, und kleinen Amor mit einer Feder in der Hand, der zu schreiben schie diesen Worten: Nunc instrumenta quietis, Rastadt 1714.

schalls Vertrauen zu gewinnen. „Wir bedürfen eines solchen Mannes, als Sie sind,“ sagte er. Villars antwortete, daß er gegen dergleichen Reden taub sey, und wolle man seiner Hülfe sich zusichern, so müsse man dem Staate wahrhaft nützlich seyn. Im Gegentheil würde man an ihm einen offenbaren Feind finden. Der Regent äusserte darüber seinen Unwillen und sagte höhnisch: „Ich muß mich um so mehr wundern, da hier so beträchtliche Gewinne zu machen sind, und es doch bisher geschienen hat, als wenn Sie das Geld eben nicht haßten.“ „Es ist wahr, antwortete Villars, ohne die Fassung zu verlieren, ich habe das Geld geliebt; aber nur das Geld der Feinde des Königs, nicht das seiner Unterthanen.“ Die Zeit lehrte, daß Villars Recht hatte; denn schon im J. 1720 mußte Law entfernt und sein ganzes System, das so viel Unglück über Frankreich gebracht hatte, und mit Bankerotten, Diebstählen, Sittenverderbniß u. d. m. endigte, aufgehoben werden. Nach vielen willkührlichen Herabsetzungen blieben der Regierung doch über 1700 Millionen Livres zu bezahlen übrig.

Im J. 1723 erhielt Villars von Spanien die Würde eines Grand von der ersten Classe, und Ludwig XV. machte ihn späterhin zum Staatsminister.

Nach langem Genusse des Privatlebens sehen wir ihn wieder die Heldenbahn betreten. Bekanntlich brach im J. 1733 wegen der Pohlnischen Thronbesetzung ein Kriegsfeuer zwischen Frankreich und dem Kaiser aus, und zwar an zwey Orten zugleich: am Rhein und in Italien. Anfänglich weigerte sich, vielleicht nur zum Schein, der 80jährige Greis, seine Bestimmung nach Italien anzunehmen. Doch fügte er sich in Ludwig's Wunsche, und wurde noch vor seiner Abreise, da man die Würde eines Connetable nicht wieder herstellen wollte, zu der eines Generalfeldmarschalls von Frankreich erhoben, wodurch er den Vorrang vor allen übrigen Marschällen, wären sie auch älter als er, nebst mehrern Vorzügen und einem Gehalte von 10,000 Thalern erhielt. Auch wurde er zu einem ordentlichen Gesandten des Königs von Sardinien ernannt. Am 25. October verließ er nun Fontainebleau mit grossem Vertrauen auf seine Heldentalente und auf sein Glück. „Dites au Roi qu'il n'a qu'à disposer de l'Italie, je m'en vais la lui conquérir“ soll er dem Cardinal Fleuri vor dem ganzen Hofe bey dem Einsteigen in den Wagen gesagt haben. Der Zuruf des Volkes empfieng und begleitete ihn in allen Städten, welche er auf seiner Reise nach Italien berührte; und die drey Königinnen, denen er seine Heldendienste weihte, machten gleichsam wetteifernd dem Greise ein Geschenk, welches ihn an die schönsten Jahre seiner Jugend erinnerte *). Am 11. November vereinigte er sich mit dem Könige von Sardinien. Dieser hatte

*) Die Königinnen von Frankreich und von Spanien schickten ihm zwey Hutcocarden, und die von Sardinien heftete ihm mit eigener Hand eine an seinen Hut. Dieß Geschenk war doch wenigstens eben so viel werth als der geweihte Degen, welchen Eugen vom heiligen Vater erhielt.

den Feldzug bereits mit Glück angefangen. Die Französischen und Sardinischen Truppen machten jetzt unter ihren beyden Anführern desto schnellere Fortschritte. Die Provinzen Mayland, Lodi, und ein Theil des Mantuanischen wurde noch vor dem Schlusse des Jahres ohne die geringsten Schwierigkeiten unterjocht — Alles so, wie es Villars versprochen hatte. Nun kam es noch auf die Ausführung des zweyten Theils seines Planes an, rasch an den Fuß der Alpen zu rücken, und den Truppen des Kaisers den Eintritt in Italien zu verwehren. Allein der König von Sardinien war zufrieden mit der Eroberung von Mayland, als welches man ihm versprochen hatte; er hielt es für hinlänglich, sich daselbst festzusetzen. Er vertheilte die Französischen Truppen und seine eigenen in die Städte und auf verschiedene Posten längs den Flüssen an der Seite, wo die Kaiserlichen Truppen sich versammelten. Villars's Plan war es, jederzeit über das hinaus zu gehen, was man erhalten wolle, überzeugt, es gebe keine bessere Art, den Besitz eines eroberten Landes zu sichern, als noch immer mehr zu erobern. Er begab sich daher nach Turin, um dem Könige zu beweisen, wie sehr die Unthätigkeit, in der man jetzt beharrte, gefährlich wäre. Wirklich setzten sich auch die Feinde ganz ungestört hinter den Oertern fest, welche man ihnen gelassen hatte, zeigten sich 4000 Mann stark gegen das Ende des Aprils 1734 an den Gränzen von Mayland, und gewannen, ungeachtet der Wachsamkeit Villars's, in den ersten Tagen des Mays einen Uebergang über den Po. Bey dieser Gelegenheit fiel ein Scharmützel vor, in welchem er, so zu sagen, seine letzten Dienste that. In dem Vorsatze, so nahe als möglich zu untersuchen, ob man nicht von der Bewegung des Feindes gewinnen und sie angreifen könnte, war er mit dem Könige von Sardinien so weit gekommen, daß man sie Beyde vom Heere aus nicht mehr sehen konnte. Nur 80 Grenadiere und die Garden machten die ganze Bedeckung aus. Plötzlich sahen sie 400 Mann vor sich, die Feuer auf sie gaben. Der König befürchtete hier einen Hinterhalt, und rieth zu einem Rückzuge. Allein Villars, der in seinem ganzen militärischen Leben davon Nichts gehalten hatte, antwortete: „Der wahre Muth findet Nichts unmöglich. Wir müssen durch unser Beyspiel denen Muth einhauchen, die ihn nicht besitzen." Sogleich ließ er mit einer solchen Lebhaftigkeit feuern, daß die Feinde geworfen wurden. Da sie sich so tapfer angegriffen sahen, flohen sie, und ließen auf dem Schlachtfelde 50 Todte und 30 Gefangene. „Herr Marschall, sagte ihm der König nach dieser Action, ich habe nicht sowohl Ihre Tapferkeit, als vielmehr Ihre Kraft und Thätigkeit bewundert." „Sire, antwortete er, dieß sind die letzten Funken meiner Lebenskraft; denn ich glaube, daß dieß die letzte Kriegsthat ist, an der ich Theil nehme." Wirklich, sey es Bedürfniß der Ruhe oder Mißmuth bey der Bemerkung, daß der Krieg wider den entworfenen Plan geführt wurde, oder vielleicht Beydes, er bat um die Erlaubniß, nach

Frankreich zurückzukehren, und erhielt sie. Ohne Zweifel war es dem Könige von Sardinien lieb, seines Widerstandes um jetzt an überhoben zu seyn, und er ließ es ihn sehr empfinden. Denn als Villars beym Abschiede seinen Schmerz darüber zu erkennen gab, daß er nicht so glücklich gewesen sey, fortwährend sein Wohlwollen zu behalten, so entließ er, statt einem so achtungswürdigen Greise etwas Verbindliches zu sagen, ihn ganz kalt, mit den Worten: „Herr Marschall, ich wünsche Ihnen eine glückliche Reise." Wie tief mußte ein Villars eine solche Behandlung fühlen! Mit verwundetem Herzen, und schon von der Krankheit ergriffen, die ihn in Turin zu bleiben nöthigte, verließ er am Ende des Mays das Lager zu Bozolo.

Dieß war das Ende seiner Heldenbahn. Eine völlige Entkräftung stellte sich nun ein, die keine Hoffnung zur Genesung mehr übrig ließ. Er sah den Tod zwar gefaßt, wie es dem Helden, der nie in Schlachten zitterte, geziemt, doch aber mit dem Wunsche sich nähern, er möchte die entscheidende Katastrophe schneller herbey führen! Denn als er erfuhr, der Marschall von Berwick habe vor Philippsburg sein Leben durch eine Kanonenkugel eingebüßt, rief er aus: „Dieser Mann war jederzeit glücklich!" Am 17. Juny verließ er endlich diesen Schauplatz, im 84. Jahre seines Lebens, und zwar, wie man sagt, in demselben Zimmer, wo er geboren war.

Der Herzog und Marschall von Villars war unstreitig ein Mann von raschem, wenn gleich nicht tief eindringendem Geiste, von einer guten Beurtheilungskraft und Kenntnissen mancherley Art. Uebertraf seine hohe Meynung von sich selbst seine Verdienste bey Weitem, und hatte gleich das Glück an seinen glänzenden Thaten oft mehr Antheil, als sein Geist; so bleibt er doch immer in der Reihe der Helden und der Wohlthäter Frankreichs ein sehr merkwürdiger Mann, dem der Titel eines Retters von Frankreich allerdings gebührt. Seine lebhafte Phantasie*), sein Muth, seine Beharrlichkeit, sein offenes, gerades Wesen, seine Anhänglichkeit an das wahre Interesse des Staats, die mit Milde gepaarte Strenge, womit er auf Kriegszucht hielt,

*) Oft verleitete ihn diese auch zu manchen Schwächen. Sehr wahr sagt daher Voß: „Die Lebendigkeit seiner Phantasie entwickelte in ihm den Reiz zu witzigen und raschen Repliken, der den Franzosen überhaupt so allgemein eigen seyn soll, zu einem hohen Grade der Lebhaftigkeit. Seine Antworten erhielten den Beyfall der Grossen, die ihn schätzten, und wurden also auch in dem Nachhalle der Höflinge belacht, bewundert, die ihn haßten. Dieß wirkte auf seine Eitelkeit zurück, und durch dieß wieder auf seine Phantasie. Er selbst hielt sich eben so für den witzigsten Kopf, wie er sich für den größten Helden hielt! Er war in einer steten Spannung, um nie etwas Anderes, als etwas höchst Pikantes zu sagen. Größtentheils war sein Witz nur Lebhaftigkeit. Da man Alles schön fand, was er sagte, erlaubte er sich Alles zu sagen, was ihm einfiel. Man hat viele seiner Antworten aufbewahrt. Sie sind meistens von der Art, daß der kalte Teutsche sie höchstens belächeln, wohl gar über manche den Kopf schütteln und der Meynung seyn möchte: er habe sich doch mit unter Manches erlaubt, was sich nur ein eitler, verwöhnter Französischer Witzling erlauben könne."

und andere Tugenden mehr, zeichneten ihn vor Vielen seines Standes und Ranges aus. Aber ein hoher Grad von Eitelkeit *) und Anmaßung **), sein Ehrgeiz, der ihm eine subalterne Rolle unerträglich machte ***), und der nie vom Glücke genug

*) Der Beweise dafür findet man in dieser Biographie, vorzüglich in der von ihm selbst aufgesetzten Lebensbeschreibung, sehr viele. Man erinnere sich hier unter andern seines Benehmens, als Ludwig ihn im J. 1712 den Retter Frankreichs nannte, und seiner Erklärung an Fleuri, als er nach Italien abging. Als er im J. 1701 zu Turin ankam, um den Oberbefehl des Italienischen Heeres zu übernehmen, und man von den Schlachten bey Capri und Chiari sprach, sagte er: „Es thut mir Leid, daß ich nicht dabey gewesen bin; ich denke, es würde anders gekommen seyn. Der Prinz Eugen soll bald von mir hören. Sobald ich bey der Armee bin, werde ich Gelegenheit suchen, mit dem Feinde zusammenzutreffen, und ihn recht derb striegeln, damit er wieder Respect bekommt."

**) Am Deutlichsten beweist diesen Fehler wohl ein Vorfall, den er als Gesandter am Wiener Hofe hatte. Als er bey seiner Ankunft daselbst die feyerlichen Besuche machte, unterließ er wegen der Schwierigkeiten des Ceremoniels den Besuch bey dem Erzherzoge Carl. Es war Herkommens, daß ein Erzherzog jeden fremden Gesandten vom zweyten Range sitzend und mit bedecktem Haupte empfieng. Villars wollte sich dieß nicht gefallen lassen, sondern verlangte, wenn der Erzherzog sich bedecke, wolle er es ebenfalls thun. Auch bestand er darauf, daß der Erzherzog ihn stehend empfange. Am Wiener Hofe fand man hierin schon eine ungebührliche Anmaßung, daß er Ehrenbezeigungen verlangte, welche noch nie einem Gesandten von seinem Range eingefallen waren. Es wurde ihm abgeschlagen, und der Besuch unterblieb. Einige Zeit darauf stellte der Erzherzog bey Gelegenheit der Vermählungsfeyer des Römischen Königs Joseph's I. ein Familienfest an, und ließ auch dießmahl die Gesandten dazu. Hätte nun nicht der geringste Grad von Bescheidenheit Villars es sagen müssen, wegzubleiben? Doch fand er sich ein und trat in den Ballsal. Sobald er sich der Thür näherte, trat ihm der Fürst von Lichtenstein in den Weg, und äusserte ihm sein Befremden, ihn, der den Erzherzog so sehr hintenangesetzt, hier in den Zimmern desselben zu sehen, und rieth ihm, sich zu entfernen, wenn er nicht noch unangenehmere Dinge hören wolle. Er entfernte sich und meldete diesen verdrießlichen Vorfall dem Könige. Dieser war gewohnt, dergleichen Behandlungen seiner Gesandten als Beleidigungen seiner Majestät aufzunehmen, und ließ dem ersten Minister des Kaisers die Eröffnung machen, es sey unter seiner Würde, erst eine Genugthuung zu fordern: dennoch erwarte er sie, und der Fürst von Lichtenstein sollte daher in Villars's Wohnung kommen, und ihm eine förmliche Abbitte thun — bis dahin sollten alle Unterhandlungen aufhören. Vergeblich wandte man alle Mittel an, diesen von so harten Forderungen abzubringen, alle Gesandte unterstützten die Bitte des Kaisers. Er erklärt, sobald die Genugthuung nicht erfolge, Wien zu verlassen. Der Friede und das Glück zweyer Nationen stand auf dem Spiele, der zur Abreise bestimmte Tag erschien, und die Wagen mit dem Gepäcke wären bereits in der Vorstadt, als der Kaiser nachgab, und Lichtenstein befahl, Villars die geforderte Genugthuung zu geben. Der Fürst erschien bey dem Letztern, der, um diesen Triumph so glänzend als möglich zu machen, alle seine Hausofficianten in seinem Vorzimmer erscheinen und alle Pagen und Lakaien Jenen, mit Fackeln in den Händen, an den Wagen begleiten ließ, damit Niemand unbemerkt lassen möge, daß es der Fürst von Lichtenstein sey, der jetzt von ihm gehe.

***) Selten nahm er Befehle an, ohne sie zu critisiren; daher kam es, daß kein Oberer ihm lange gewogen blieb, wenn er ihm gleich Achtung nicht versagen konnte.

begünstigt oder belohnt sich sah; seine Hände, womit er, eben so wie Luxemburg, die Geissel eroberter Länder wurde; sein Neid (wovon das Betragen gegen Montesquiou zeugt, dessen er, ehe diesem die Marschallswürde zu Theil wurde, in seinen Berichten oft ehrenvoll erwähnt, seitdem aber mit grosser Kälte seiner gedenkt), das sind Züge, die man aus dem Gemählde seines Geistes gern wegwischen möchte, und worin er als ein warnendes Beyspiel aufgestellt werden muß.

Uebrigens hatte er eine kräftige Gestalt, eine angenehme und versprechende Bildung, und einen Körper von der Natur erhalten, der sich leicht an Kriegsbeschwerden gewöhnte. Er war verheyrathet, und zwar mit dem Fräulein Rocque von Varangeville.

S. Militärische Biographieen berühmter Helden neuerer Zeit, Bd. 4. S. 65.

In der Schwickertschen Buchhandlung in Leipzig ist zu haben:

Lexicon catholicon Latinae linguae, conjuncta quorundam doctorum hominum opera adornatum, und Allgemeines deutsch-lateinisches Wörterbuch, von einigen gelehrten Freunden bearbeitet und herausgegeben, 3 Thle. (235 Bogen in Lex. Form.) 5 Thlr. 12 gr.

Bremers lateinisches Wörterbuch für Anfänger, gr. 8. (60 Bogen). 16 gr.

Haas Dictionnaire des langues Françoise-Allemande et Allemande-Françoise, nouvellement accommodé à l'usage des jeunes gens, 3 Voll. (180 Bogen in Lex. Format). 4 Thlr.

Volkmanns, D. J. J. neues geographisches Handlexicon, oder Verzeichniß der vornehmsten Länder, Städte, Oerter und Flüsse in allen vier Theilen der Welt, nebst einer kurzen Anzeige der vornehmsten Merkwürdigkeiten eines jeden Orts, und warum er in der Geschichte zu merken ist, gr. 8. 1 Thlr. 8 gr.

Volksnaturlehre mit Anmerkungen für Landschullehrer. 8. 8 gr.

Vollbeding, M. J. C. Archiv nützlicher Erfindungen und wichtiger Entdeckungen in Künsten und Wissenschaften zur Erweiterung menschlicher Kenntnisse in alphabetischer Ordnung. gr. 8. 1 Thlr. 12 gr.

— — Supplemente zum Archiv nützlicher Erfindungen und wichtiger Entdeckungen in Künsten und Wissenschaften. gr. 8. 20 gr.

— — deutsche Sprachlehre zum Schulgebrauch und zur Berichtigung der deutschen Sprachkenntniß. gr. 8. 1 Thlr.

— — Hülfsbuch zur deutschen Buchstaben- und Sylbenkunde, zur Lesekunst und zu leichten Sprachübungen für Volksschulen. Mit Kupfern. gr. 8. 1 Thlr.

— — Handwörterbuch der jüdisch-deutschen Sprache, nebst Erläuterungen jüdischer Sitten, Gebräuche, Kleidungen, Fast- und Festtage, Monate, Zählungsart u. dgl. 8. 12 gr.

Wagner, Diccionario Portuguez-Alemao et Alemao-Portuguez, oder portugisisch-deutsches und deutsch-portugisisches Wörterbuch, nach den besten Wörterbüchern und Hülfsmitteln bearbeitet, gr. 8. 4 Thlr. 12 gr.

Thiemmanns, H. G. juristisches Handbuch für solche Personen, die die Gesetze nicht studiert und doch gleichwohl mit gesetzlichen Geschäften zu thun haben, als für unstudierte Rittergutsbesitzer, Amtsverwalter, Pachter, Notarien, Rathsherren, Beysitzer, Schöppen, Viertelsmeister und Ausschuß der Städte, Schulzen und Haimbürgen und andre Personen, welche eine Kenntniß von den Rechten haben müssen, oder haben wollen, aus den besten Promtuariis, einem Spiegel, Bertoch, Hommel, und besonders Müllern, auszugsweise ins Deutsche übersetzt und mit Anmerkungen begleitet. gr. 8. 5 Thle. 4 Thlr. 12 gr.

Thomson Geist der allgemeinen Geschichte, in einer Reihe von Vorlesungen, von dem 8. bis zum 18. Jahrhundert in Rücksicht auf die stufenweise Ausbildung der menschlichen Gesellschaft in Sitten, der Gesetzgebung. Aus dem Engl. gr. 8. 1 Thlr. 6 gr.

Thormeyer, Chr. Fr. Commentar philologisch-exegetisch-kritisch-historischen Inhalts über Cicero's Buch vom allgemeinen und besondern menschlich Anständigen und Pflichtmäßigen zum Gebrauch für Schulen und angehende Lehrer. gr. 8. 1 Thlr. 6 gr.

P. Terentii Afri Comoediae. Recensuit notasque suas et Gabrielis Faerni addidit Richardus Bentlejus. Editio altera repetita, denuo recensita, ac indice amplissimo rerum et verborum, tam in textum, quam notas aucta. med. 8. 2 Thlr.

Seneca, L. A. vom Zorn und von der Gnade, neu übersetzt und mit Sprache und Sachen erläuternden Anmerkungen begleitet. 8. 18 gr.

— — von den Wohlthaten, nach den Ausgaben des Lipsius und Gronovius ins Deutsche übersetzt und mit Anmerkungen versehen von J. A. Schmidt. 8. 1 Thlr.

Sonnerat, des Herrn, Reise nach Ostindien und China, in den Jahren 1774 — 1781, nebst dessen Beobachtungen über Pegu, Madagaskar, das Cap, die Inseln France und Bourbon, die Maldiven, Ceylon, Malacca, die Philippinen und Molucken; a. d. Franz. gr. 8. 1 Thlr.

Schröckh, Joh. Matth. christliche Kirchengeschichte, 35 Theile. Der 35. Theil enthält das allgemeine Register über das Werk, Zeittafeln für eben diesen Umfang der Geschichte und mehrere Zusätze. Neu verbesserte Auflage. gr. 8. 46 Thlr. 12 gr.

— — christliche Kirchengeschichte seit der Reformation. 10 Thle. gr. 8. 21 Thlr. 4 gr.

— — Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrten. Neu umgearbeitete Ausgabe, 1r und 2r Theil. gr. 8. 2 Thlr.

Diccionario Espannol y Aleman, oder Handwörterbuch der spanischen Sprache für die Deutschen von C. A. Schmid mit einer Vorrede des Herrn Legationsrath Bertuch. Spanisch-Deutsch. gr. 8. 2 Thlr. 12 gr. Deutsch-Spanisch 4 Thlr. 12 gr.

Schedel, J. C. neues und vollständiges geographisches Lexicon für Kaufleute und Geschäftsmänner; oder alphabetisch geordnete Beschreibung aller Welttheile, Staaten, Länder, Plätze, Häfen, Gewässer und Kanäle, die den Kaufmann interessiren und wohin gehandelt und Verkehr getrieben wird. 3 Bände, gr. 8. 9 Thlr.

Rußel, W. Geschichte von Amerika, von dessen Entdeckung an bis auf das Ende des vorigen Kriegs, nebst einem Anhange, welcher eine Geschichte des Ursprungs und des Fortgangs des gegenwärtigen unglücklichen Streits zwischen Großbritannien und seinen Colonien enthält, mit 4 Charten; aus dem Englischen übersetzt von Adelung. 4 Bände. gr. 8. 7 Thlr.

Rüdiger, C. F. Immerwährender Kalender, nebst einer Ostertabelle für die Jahre nach Christi Geburt 1 bis 2700. Zweyte vermehrte Ausgabe. gr. 8. 20 gr.

Pölitz, K. H. L. allgemeine teutsche Sprachkunde, logisch u. ästhetisch begründet, und mit litterärischen Notizen begleitet. gr. 8. 3 Thlr.

Friedrich Carl Gottlob Hirsching's

Historisch-litterarisches

Handbuch

berühmter und denkwürdiger Personen,

welche in dem achtzehnten Jahrhundert gelebt haben:

---

oder

historische, bio- und bibliographische

Nachrichten

von

berühmten und denkwürdigen Monarchen, Fürsten, Feldherren, Staatsmännern, Päpsten, Cardinälen, Erz- und Bischöfen, Geschäfftsmännern und Gelehrten in allen Wissenschaften, Künstlern jeder Art, Kaufleuten, Mechanikern, und anderen interessanten Personen beyderley Geschlechts.

Fortgesetzt und herausgegeben

von

Johann Heinrich Martin Ernesti.

Funfzehnter Band. Zweyte Abtheil. Vincent — Wasse.

Leipzig,

im Schwickertschen Verlage.

1813.

Hormeyer, Chr. Fr. Commentar philologisch-exegetisch-kritisch-historischen Inhalts über Cicero's Buch vom allgemeinen und besondern menschlich Anständigen und Pflichtmäßigen zum Gebrauch für Schulen und angehende Lehrer. gr. 8. 1 Thlr. 6 gr.

P. Terentii Afri Comoediae. Recensuit notasque suas et Gabrielis Faerni addidit Richardus Bentlejus. Editio altera repetita, denuo recensita, ac indice amplissimo rerum et verborum, tam in textum, quam notas aucta. med. 8. 2 Thlr.

Seneca, L. A. vom Zorn und von der Gnade, neu übersetzt und mit Sprache und Sachen erläuternden Anmerkungen begleitet. 8. 18 gr.

— — von den Wohlthaten, nach den Ausgaben des Lipsius und Gronovius ins Deutsche übersetzt und mit Anmerkungen versehen von J. A. Schmidt. 8. 1 Thlr.

Sonnerat, des Herrn, Reise nach Ostindien und China, in den Jahren 1774 — 1781, nebst dessen Beobachtungen über Pegu, Madagaskar, das Cap, die Inseln France und Bourbon, die Maldiven, Ceylon, Malacca, die Philippinen und Molucken; a. d. Franz. gr. 8. 1 Thlr.

Schröckh, Joh. Matth. christliche Kirchengeschichte, 35 Theile. Der 35. Theil enthält das allgemeine Register über das Werk, Zeittafeln für eben diesen Umfang der Geschichte und mehrere Zusätze. Neu verbesserte Auflage. gr. 8. 46 Thlr. 12 gr.

— — christliche Kirchengeschichte seit der Reformation. 10 Thle. gr. 8. 21 Thlr. 4 gr.

— — Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrten. Neu umgearbeitete Ausgabe, 1r und 2r Theil. gr. 8. 2 Thlr.

Diccionario Espannol y Aleman, oder Handwörterbuch der spanischen Sprache für die Deutschen von C. A. Schmid mit einer Vorrede des Herrn Legationsrath Bertuch. Spanisch-Deutsch. gr. 8. 2 Thlr. 12 gr. Deutsch-Spanisch 4 Thlr. 12 gr.

Schedel, J. C. neues und vollständiges geographisches Lexicon für Kaufleute und Geschäftsmänner; oder alphabetisch geordnete Beschreibung aller Welttheile, Staaten, Länder, Plätze, Häfen, Gewässer und Kanäle, die den Kaufmann interessiren und wohin gehandelt und Verkehr getrieben wird. 3 Bände, gr. 8. 9 Thlr.

Rußel, W. Geschichte von Amerika, von dessen Entdeckung an bis auf das Ende des vorigen Kriegs, nebst einem Anhange, welcher eine Geschichte des Ursprungs und des Fortgangs des gegenwärtigen unglücklichen Streits zwischen Großbritannien und seinen Colonien enthält, mit 4 Charten; aus dem Englischen übersetzt von Adelung. 4 Bände. gr. 8. 7 Thlr.

Rüdiger, C. F. Immerwährender Kalender, nebst einer Ostertabelle für die Jahre nach Christi Geburt 1 bis 2700. Zweyte vermehrte Ausgabe. gr. 8. 20 gr.

Pölitz, K. H. L. allgemeine teutsche Sprachkunde, logisch u. ästhetisch begründet, und mit litterärischen Notizen begleitet. gr. 8. 3 Thlr.

Friedrich Carl Gottlob Hirsching's

Historisch-litterarisches

Handbuch

berühmter und denkwürdiger Personen,

welche in dem achtzehnten Jahrhundert gelebt haben:

---

oder

historische, bio- und bibliographische

Nachrichten

von

berühmten und denkwürdigen Monarchen, Fürsten, Feldherren, Staatsmännern, Päpsten, Cardinälen, Erz- und Bischöfen, Geschäfftsmännern und Gelehrten in allen Wissenschaften, Künstlern jeder Art, Kaufleuten, Mechanikern, und anderen interessanten Personen beyderley Geschlechts.

Fortgesetzt und herausgegeben

von

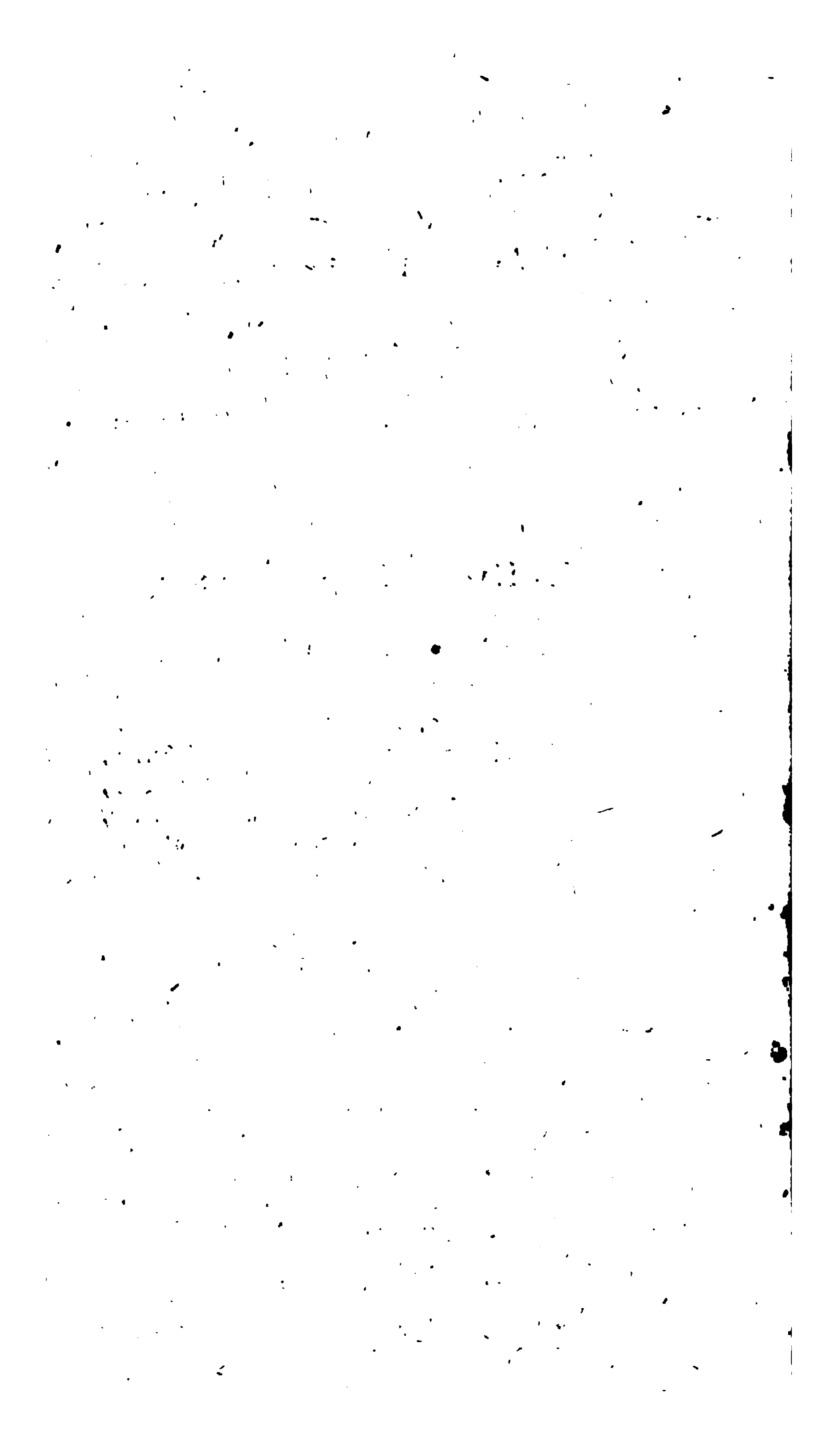
Johann Heinrich Martin Ernesti.

Funfzehnter Band. Zweyte Abtheil. Vincent — Wasse.

Leipzig,

im Schwickertschen Verlage.

1813.



V.

Vincent, Jacob Claudius, von der Congregation von St. Maur Benedictiner-Ordens, Bücheraufseher der Abtey St. Remi in Reims, gebürtig von Paris, ist Verfasser von zwey Briefen oder Dissertationen, die voller Untersuchungen über die alte Erdkunde sind. Diese Briefe sind an die Verfasser des so berühmten Iournal des Savans gerichtet. Der erste in dieses Tagebuch im Julius 1768 eingerückte Brief ist ein Verzeichniß der Landschaften Galliens, aus einer Handschrift von ungefähr 700 Jahren genommen. Vincent vergleicht sie mit den anderen Nachrichten, und bestimmt ihr Alter. Der Zweyte in dem ersten Band des December von eben diesem Jahre angeführte enthält die Vorstellung und die Untersuchung eines Verzeichnisses der Länder, woraus das Römische Reich besteht. Selbiges befindet sich in eben der Handschrift von St. Remi.

S. Taffin's Gelehrtengeschichte der Congregation von St. Maur Benedictiner-Ordens, Bd. 2. S. 628.

Vincent, St., Graf (Earl) von, zuvor Jervis genannt, ein sehr berühmter Großbritannischer Admiral, stammt aus einer alten angesehenen Familie in Huffordshire und ist der zweyte und jüngste Sohn vom Esq. Swynsen-Jervis, Advocat, Admiralitätsrath und Rechnungsrevisor am Greenwich-Hospital. Seine Mutter war die Schwester von Thomas Parker, Baron von Exchequer. Schon im 10. Jahre seines Alters verließ der Lord Burton's grammaticalische Schule, wo er die ersten Elemente des Unterrichts erhalten hatte, und nahm Dienste bey der Flotte, wozu ihn wahrscheinlich die Verhältnisse seines Vaters in Ansehung der Admiralität bewogen. Zu den grossen Kenntnissen in der Tactik und den Erfordernissen des Seekriegs, von denen der Lord bey allen Gelegenheiten die deutlichsten und wirksamsten Beweise ablegte, wurde unter der Leitung des ausgezeichneten Seekriegers Lord Hawke der erste Grund gelegt. Diesem Feldherrn also hat noch nach seinem Tode Britanniens Flotte einen grossen Theil ihres erkämpften Ruhms zu danken. Die zur Prüfung nöthige Dienstzeit, welche er als gemeiner Seesoldat zubrachte, ehe er zum Lieutenant befördert wurde, liefert uns wenig merkwürdige Begebenheiten oder Gegenstände zu characteristischen Bemerkungen. Es ist in dieser Lage genug, wenn man weniger glänzende, aber nicht weniger wichtige Pflichten unter den Augen und mit dem Beyfall der höhern Officiere erfüllt;

aber Alle, die den Lord damahls kannten, gaben ihm das Zeugniß, daß er sich hier durch den strengen, schleunigen Gehorsam gegen das Commando auszeichnete, welcher nach seinen Grundsätzen die Grundsäule und die Seele aller Unternehmungen zur See seyn muß. Bald nach dem Frieden wurde der Lord nach Frankreich geschickt, um die Bildung sich zu verschaffen, die ein häufiger Umgang mit der grossen Welt voraussetzt, und sich in der Französischen Sprache, diesem meist wesentlichen Erforderniß bey der Erziehung eines Seeofficiers, zu vervollkommnen. Wir können hier nur die hervorragenden Züge, welche zu allgemeinen Bemerkungen Veranlassung geben, und Ereignisse, welche die Geschichte aufbewahren muß, mittheilen; nicht mehr geben, als was die bekannten Characterschilderungen aus dem Englischen liefern. Die Tage, an welchen der Lord die Patente erhielt, die ihn zum Lieutenant ernannten, oder ihm ein Commando ertheilten, und die Dienste, die er in dieser Eigenschaft verrichtete, werden dort nicht bemerkt, und brauchen auch hier nicht bemerkt zu werden, da der Glanz seiner spätern Thaten, die so sehr jene Ereignisse überstrahlt, ihre Erzählung eben nicht erfordern, so nothwendig sie auch in den Biographieen anderer Männer seyn möchten. Wir bemerken nur, daß der Lord im J. 1760 Schiffscapitain wurde, und einige Zeit in Ostindien diente.

Bey der merkwürdigen Seeschlacht zwischen den Franzosen und Britten von 27. und 28. July 1778 commandirte der Lord den Foudroyant, der zunächst an der Victory lag, und so sehr als nur irgend ein Schiff in's Treffen kam und dabey litt. Es ist nicht möglich, von des Lords Character und seinem Urtheil über diese Schlacht eine schönere Probe zu geben, als folgender Auszug aus dem bestimmten, richtigen und nachdrucksvollen Zeugniß, welches er vor dem Kriegsgericht über den Admiral Keppel ablegte: Der Admiral legte ihm folgende Frage vor: Ihr Schiff war zunächst an den meinigen während der Verfolgung des Feindes und nach der Schlacht. Sie hatten Gelegenheit, mein Betragen zu bemerken, und übersahen das Ganze beynahe in demselben Gesichtspunct, wie ich. Ich hoffe also, Sie werden meinen Richtern bestimmt melden, ob Sie irgend ein Ereigniß bemerkten oder kennen, bey welchem ich am 27. oder 28. July meine Pflicht versäumt hätte? Graf St. Vincent. Voll Hochachtung für Sie, Herr Admiral, und voll Ehrerbietung gegen das versammelte Gericht, hoffe ich, daß mir die Beantwortung dieser Frage erlassen werden möchte. (Der Auditor beym Kriegsgericht legte ihm hierauf wirklich mit den vorgelegten Veränderungen die Frage vor.) Graf St. Vincent. Ich fühle mich verbunden, die Frage zu beantworten, da ich glaube, daß sie mit der Observanz der Kriegsgerichte bey der Flotte übereinstimmt. Ich kann mich nicht rühmen, Lord Keppel schon länger zu kennen; ich hatte niemahls vorher die Ehre, unter ihm zu dienen, aber ich freue mich, daß ich so glücklich bin, vor dem Gerichtshof und vor ganz Europa zu erklären, daß derselbe

am 27. July während der ganzen Zeit, da die Brittische Flotte im Angesicht der Französischen war, die tiefsten Kenntnisse in der Seetactik, die geschickteste Anwendung derselben, und den kühnsten Unternehmungsgeist bewies. So lange ich lebe, werden sein Betragen und die Geschwindigkeit der Manövres des Hrn. Robert Hadand Gegenstände meiner Bewunderung und meines Nacheifers seyn.

Aus den Umständen, die bey diesem Verhör an den Tag kamen, sieht man, daß der Foudroyant, der schon um 3 Uhr in die Linie gerückt war, und sie vor 4 Uhr am folgenden Morgen nicht verließ, in's hitzigste Treffen kam, und ausserordentlich Viel litt. Der Zustand des Schiffs, dessen grosser Mast und Vordermast von Kanonenkugeln durchlöchert waren, dessen vordere Bramstenge abgenommen werden mußte, und dessen Besaansmast ganz zu Grunde gerichtet wurde, auf welchem alle Segel beschädigt, alle Seile unbrauchbar geworden waren, machte es unmöglich, den Feind damit zu verfolgen; es hielt sich immer an der Seite der Victory so sehr als möglich gegen den Wind. „Ich war sehr begierig nach Wind, sagte dieser tapfere Krieger, weil bey der traurigen Beschaffenheit meines Schiffs nur der Vortheil des Windes mich wieder in's Treffen bringen konnte.“ Es wurden ihm einige Fragen über die Lage vorgelegt, in welcher sich der Viceadmiral und seine Division befunden habe, und er gab die kluge Antwort, daß er auf den Admiral aufmerksam gewesen sey, und von diesem Theil der Flotte keine Rechenschaft ablegen könne. Auch da blieb er sich gleich, als man gegen ihn selbst Klage erheben wollte, wegen einiger Abweichungen zwischen seinen Aussagen und dem Schiffsbuch. Der Lord erklärte, sein Zeugniß gründe sich allemahl auf seine eigenen Beobachtungen. Dagegen ließ sich Nichts einwenden; auch sagte er, daß er auf jeden Fall das nicht beschwören könne, was im Schiffsbuch stehe, sondern nur das, was er selbst gesehen habe. Dieß ganze Verhör hindurch zeigte des Lords Geistesgegenwart, seine Fertigkeit in überlegten Antworten, seine unerschütterliche Standhaftigkeit, daß die Kräfte seiner Seele seinem Muth in der Hitze der Schlacht das Gleichgewicht hielten.

Jetzt kommen wir, um die Worte des Admirals Barrington zu gebrauchen, auf die Erzählung von den glänzendsten Thaten, welche sich während des Amerikanischen Seekriegs zutrugen, nämlich auf die Wegnahme des Pegasus; ein Unternehmen, welches entschieden jenen siegenden Heldenmuth bewies, der in des Lords Character den hervorstechendsten Zug ausmacht. Im April 1782 segelte der Admiral mit 12 Linienschiffen nach der Bay von Biscaya ab, und unweit Ushant gab der Capitain M. Baide, Commandant am Bord des Artois, dessen Schiff weit voraus war, ein Zeichen, daß er eine feindliche Flotte entdecke. Hierauf steckte der Admiral das Signal auf, Jagd darauf zu machen, und um 3 Uhr bekam man den Feind zu Gesicht; aber das Admiralsschiff, Britannia, wurde bald sehr weit von vielen

voraussegelnden Schiffen zurückgelassen, unter denen der Foudroyant unter Capitain St. Vincent so sehr an Geschwindigkeit es den übrigen zuvor that, daß er, als die Nacht einen Nebel herbeyführte, die übrigen ganz aus dem Gesichte verloren, aber noch immer den Feind vor Augen hatte, welchen er anhaltend verfolgte. Die feindliche Flotte bestand aus 18 mit Proviant und Munition beladenen Schiffen und hatte viel Mannschaft am Bord, welche für die Französische Land- und Seemacht in Ostindien bestimmt war, besonders zum Ersatz an Convoy, die Admiral Kempenfelt vorigen Winter weggenommen hatte. Den Tag vorher waren sie von Brest abgesegelt, und hatten zur Bedeckung den Protector und den Pegasus, jedes von 74 Kanonen, den Actionaire von 64 Kanonen und eine Fregatte bey sich. Der Foudroyant kam ihnen so schnell nach, daß sie einem Gefechte nicht mehr entgehen konnten. Die Schiffe, die zur Convoy gehörten, gaben sich Signale; die beyden von 74 Kanonen berathschlagten unter sich, und beschlossen, daß der Protector, welcher viel baares Geld am Bord hatte, sich davon machen, und, wenn das Treffen unvermeidlich sey, der Pegasus den Erfolg abwarten sollte. Ein Wenig vor 1 Uhr nach Mitternacht kam der Foudroyant herbey, und sehr nahe an den Pegasus unter dem Commando des Chevaliers Sillars, wo sodann ein ausserordentlich hitziges Gefecht begann. Doch in weniger als einer Stunde lag das Brittische Schiff am Bord des Französischen auf dessen linker Seite, und war genöthigt, sich zu ergeben. Die Umstände dieser kühnen Unternehmung sind der auffallendste Beweis der entschiedensten Ueberlegenheit an Kriegskunst und Mannszucht auf der einen Seite, und den grossen Wirkungen, die diese Vorzüge gegen den Feind verschafften. Am Bord des Pegasus fand man 80 Todte und Verwundete, das Gebäude desselben, die Mastbäume und die Segelstangen waren sehr übel zugerichtet, und der Schade, den es erlitten hatte, über alle Erwartung groß, wenn man auf die kurze Dauer des Treffens Rücksicht nimmt, während dessen der Foudroyant sehr Wenig gelitten hatte, und von seiner Mannschaft kein einziger geblieben oder tödtlich verwundet worden war. Der Lord selbst hatte die schlimmste Wunde davon getragen: er war durch einen Splitter in den Schlaf verwundet worden, und die Folgen davon haben nie ganz geheilt werden können, da er seit dieser Zeit an den Augen litt *). Zu jener Zeit war die See so unruhig, daß der Capitain nur mit grosser Mühe und mit dem Verlust zweyer Böte einen Officier und 18 Mann an den Bord seiner Prise bringen konnte. Bald nachdem dieß bewerkstelligt worden war, verlor der Foudroyant den Pegasus aus den Augen, aber die Queen, welche zum Glück noch dazu kam, bemächtigte sich des Letztern. Zur Belohnung dieses tapfern Unternehmens wurde

*) Das Treffen zwischen dem Foudroyant und Pegasus gab Serres Veranlassung, zwey Gemählde davon zu entwerfen, die alle Bewunderung verdienen, welche Marquis von Landsdown besitzt.

Kapitain St. Vincent zum Ritter des Bathordens ernannt, und kurze Zeit hernach verheyrathete er sich mit Lausine, Miß Parker, der Tochter des Thomas Parker.

Der Lord, welcher im J. 1787 zum Contreadmiral der blauen Flagge, und im J. 1790 zu dem der weissen befördert war, hielt sich vor dem Ausbruch des nachfolgenden Kriegs zur Oppositionsparten, und alle seine Stimmen waren auf dieser Seite; aber als der Krieg wirklich angefangen hatte, glaubte er, es erfordere die Ehre, der Regierung seine Dienste anzubieten: die Minister nahmen dieß in ihren Augen so vortheilhafte Anerbieten sogleich an, und er erhielt das Commando über das Geschwader, welches in Verbindung mit L. Grey die Bezwingung der Französischen Inseln in Westindien*) bewirken sollte. In diesen schwierigen Unternehmungen, wobey man die abschreckendsten Hindernisse zu befürchten hatte, zeigte sich der Geist und die Standhaftigkeit dieser tapfern Anführer im schönsten Licht, und ein ausserordentliches Zeitungsblatt machte Londons Bewohnern im April 1794 die wichtige Nachricht bekannt, daß am 15. März desselben Jahres die Insel Martinique, bis auf die Forts Bourbon und Royal, welche man eng blokirte, den Franzosen entrissen war. Am 26. dieses Monaths trafen Nachrichten von Grey, dem Anführer des ganzen Unternehmens, ein, welche die Vollendung der Eroberung von Martinique durch die Uebergabe des Forts Bourbon berichteten. Fünf Fahnen, welche die Besatzung von Bourbon übergeben mußte, und zwey, die man noch im Fort fand, wurden dem Könige überreicht. Auf beyden Seiten fielen hitzige Treffen vor, und Grey giebt der Tapferkeit seiner Gegner ein schönes Zeugniß. „Bey unserm Einzug im Fort Bourbon, sagt er, sahen wir die deutlichsten Beweise der tapfern Vertheidigung Rochambeau's und seiner Truppen: kaum fand man da einen Zoll breit Landes, welches nicht Spuren von der Wirkung unserer Kugeln und Bajonette gezeigt hätte. Gerechtigkeitsliebe erfordert anzuerkennen, wie sehr ihnen ihr Widerstand zur Ehre gereicht." Die übrigen Französischen Inseln in Westindien folgten bald dem Beyspiele von Martinique; aber Krankheiten, welche unter der Mannschaft ausbrachen, und der Mangel an hinreichender Unterstützung, waren daran Schuld, daß man diese Eroberungen nicht im Besitz behalten konnte.

Mit einer sehr geschwächten Gesundheit kehrte Graf St. Vincent von dieser Expedition nach Hause zurück. Besonders hatte ihn das gelbe Fieber sehr entkräftet. Aber obgleich sein Körper sichtbar litt, konnte doch sein unternehmender Geist nicht lange Unthätigkeit vertragen, und nach einer kurzen Ruhe von kaum vier Monathen folgte er dem Admiral Hotham im Commando der Flotte im Mittelmeer, wo er die Spanische Flotte blokirte und Cadix beschoß, welcher Stadt er nach den Erzählun-

*) Etwa 10,000 Mann, welche ursprünglich zu diesem Unternehmen bestimmt waren, wurden in der Folge zu einer andern Expedition an der Küste von Frankreich gebraucht.

gen Pariser Blätter, denen man hier vollen Glauben beymessen darf, beträchtlichen Schaden zufügte. Die Dienste, welche er in diesem Meere leistete, indem er die Spanische Flotte blokirte und die Küsten Italiens deckte, empfahlen ihn dem Könige so sehr, daß man beschlossen hatte, ihm die Würde eines Pairs von Großbritannien zu ertheilen, und der Befehl zur Ausfertigung eines Patents wirklich bereits ertheilt war, als die Nachricht von seinem glänzenden Sieg und der Niederlage der Spanischen Flotte einlief.

Ehe wir auf das Detail dieses merkwürdigen Ereignisses kommen, müssen wir, um dem Lord volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, einige kurze Bemerkungen über Britanniens damahlige Lage machen, deren Kenntniß nothwendig ist, um den Werth so wichtiger Verdienste gehörig zu schätzen. Während des J. 1797 schränkte sich der Krieg zwischen Frankreich und Großbritannien fast ausschließend auf Unternehmungen zur See ein, und in diesen zeigten sich die Talente und die Thätigkeit der Brittischen Seeleute in hellem Licht. Eine Reihe stolzer Siege hatte sie Alle mit Heldenmuth entflammt. Doch müssen wir bemerken, daß auch Britanniens Feinde sich beträchtlich vermehrt hatten. Die Spanier, ohne Rücksicht auf ihr eigentliches Interesse, zu sehr dem unglücklichen Einfluß der grossen Nation unterworfen, hatten eingewilligt, die zerstörenden Grundsätze derselben zu befördern, und die Seemacht von Spanien und Holland war nun mit der Französischen vereinigt.

Um diesen Zeitpunct fieng die Verschwörung, welche sich schon lange in Irland gebildet hatte, an, die Fahne erklärter Empörung öffentlich aufzustecken. Die Verschwornen verliessen sich auf die Hülfe und den Schutz Frankreichs, welche es ihnen nur die vereinigte Seemacht der drey Nationen zu gewähren im Stande war, und nun wurde ihr Betragen so kühn und offen, daß es sehr schwer schien, dem Unglück noch zuvorzukommen. Die Flamme des Aufruhrs loderte auf der ganzen Insel empor, und niemahls erforderte es grössere Anstrengung, den sinkenden Muth der Landsleute wieder zu beleben, als zu der Zeit dieser siegreichen That.

Damahls drohten England von allen Seiten Invasionen, die festesten Schutzwehren wankten, die Irländische Verschwörung hatte die Brittische Flotte mit ihrem Gift angesteckt, und Aufwiegler bemächtigten sich derselben. Die feindlichen Flotten in ihren eigenen Häfen zu blokiren, und ihre Vereinigung zu verhindern, war das einzige Mittel, noch dem drohenden Unfall zuvorzukommen. Mit der zahlreichen Flotte der vereinigten Seemächte sich in ein Treffen einzulassen, war zu gewagt, und mit einem Geschwader, dem Jene so weit überlegen waren, die Vereinigung zu verhindern, schien unmöglich. Dieser Hindernisse ungeachtet, entwarf der Heldenmuth des Admirals St. Vincent, so bald er die feindliche Flotte gewahr wurde, jenen kühnen Plan, welcher so ruhmvoll für ihn und so glücklich für sein

Vaterland ausgeführt wurde. — Seiner Ueberlegenheit an Anzahl der Schiffe bewußt, erwartete der Spanische Admiral den kühnen Unternehmungsgeist der Brittischen Flotte nicht, ergriff eine günstige Gelegenheit und gieng in See. Sobald der Lord sich vom Lauf der Spanischen Flotte unterrichtet hatte, berief er alle seine Capitaine zu sich an Bord, erklärte ihnen selbst den Plan zum Angriff, und ertheilte ihnen so vollständige Befehle, daß er nicht nöthig hatte, die ganze Schlacht hindurch mehr als drey oder vier Signale zu geben, ein Umstand, der Viel dazu beytrug, die feindliche Flotte in Verwirrung zu bringen. Diese Methode befolgte, wie wir hier bemerken wollen, hernach auch Lord Nelson, und den Einsichten und Grundsätzen des Lords St. Vincent in Ansehung der Seetactik kann man daher grossentheils den ruhmvollen Sieg am Nil zuschreiben, ein Sieg, glänzender noch durch die Anzahl der weggenommenen Schiffe, nicht geringer vielleicht in Ansehung des kühnen Unternehmens, aber sicher nicht gegen einen so fürchterlich überlegenen Feind erfochten. Die Spanische Flotte unter der Anführung des Don Juan de Cordova bestand aus 27 Linienschiffen. Eines davon trug auf 4 Verdecken 136 Kanonen, sechs andere hatten 3 Verdecke und 112, zwey 84 und die übrigen achtzehn 74 Kanonen. Das Brittische Geschwader bestand nur aus 15 Linienschiffen, 4 Fregatten, 1 Schaluppe und 1 Cutter. Von diesen hatten sechs 3 Verdecke, acht trugen 174, und eines 64 Kanonen. Der Spanische Admiral war am 4. Februar 1799 von Cordova ausgesegelt, passirte am folgenden Tag Gibraltar und ließ in der Bay 3 Linienschiffe zurück. In der Nacht auf den 11. wurde die Spanische Flotte zuerst von der Fregatte Minerva entdeckt, und am 13. in der Nacht kamen sich die beyden Flotten so nahe, daß man die Signalschüsse hören konnte. Mit Tagesanbruch am 14. rückten die Brittischen Schiffe zusammen, und um 6 Uhr war Alles zum Treffen bereit. Gegen 10 Uhr wurde die Spanische Flotte dem ganzen Brittischen Geschwader sichtbar; einige Schiffe derselben schienen Etwas von den übrigen entfernt, und sogleich entschloß sich der Brittische Admiral, diese abzuschneiden, ehe sie sich mit der Flotte wieder vereinigen oder diese ihnen zu Hülfe kommen könnte. Aber als er die Stellung der Feinde genau beobachtet hatte, postirte er seine Flotte in verpendiculärer Richtung und um halb zwölf Uhr gab er das Zeichen, daß er die feindliche Linie durchschneiden wollte. Zu gleicher Zeit wurde das Signal zum Angriff aufgesteckt. Der Lord erreichte seinen Zweck und mehrere Schiffe wurden wirklich von der Flotte getrennt, welche jetzt nur noch aus 18 Linienschiffen bestand. Auf diese richtete er nun seine Aufmerksamkeit, da ihn der Wind hier begünstigte, und kurz nach 12 Uhr gab er wieder das Signal, die feindliche Linie zu durchschneiden. Dieses suchte der Spanische Anführer zu verhindern, und wollte den Nachzug der Brittischen Linie umgehen, um den Vortheil des Windes für sich zu bekommen; aber Commodore Nelson ließ es nicht dazu kommen;

denn sobald er den feindlichen Nachzug passirt hatte, ließ er sein Schiff den Capitain wenden, und seine Stellung auf der andern Seite nehmen. Bey der Ausführung dieses kühnen Manövers befand sich Nelson an der Seite der Santissima Trinidad von 136 Kanonen und der Capitain hatte nur 74. Obgleich die Santissima Trinidad von den nächsten Schiffen, welche Dreydecker waren, unterstützt wurde, fürchtete sich der tapfere Commandant des Brittischen Schiffs doch nicht vor dem Gefecht. Die Schiffe Culloden und Blenheim waren jedoch zu seinem Beystand herbeygesegelt, und als sich Admiral Parker mit 4 andern Linienschiffen näherte, mußte der feindliche Admiral sein Vorhaben aufgeben, sich mit den Schiffen auf der Windseite wieder zu vereinigen. Der Vortheil war nun ganz auf der Brittischen Seite, die Spanische Flotte mußte weichen; aber in der Verwirrung ihres Rückzugs stießen mehrere Spanische Schiffe an einander. Jetzt widersetzte sich Admiral St. Vincent mit den sieben Schiffen von seiner Division, in der Absicht, den Feind im Rückzug zu stören; da er aber dieß nicht bewirken konnte, befahl er nun dem voransegelnden Schiff, dem Excellent Widerstand zu leisten, während er in der Victory dem letzten Schiffe vom feindlichen Nachzug in den Wind kam. Capitain Collingwood, welcher den Excellent commandirte, segelte hernach zwischen den beyden letzten Schiffen des Feindes hindurch, und schickte dem St. Ysidro eine volle Ladung zu, daß er genöthigt war, sich zu ergeben. Hierauf kam der Excellent zur Hülfe des Capitains herbey, der eben mit einem Dreydecker zu thun hatte; aber ehe er noch angekommen war, wurde dieses Schiff von seinem Nachbar, einem Zweydecker, beschädigt: in welchem Zustand der Capitain sich beyder bemächtigte. Vom kleinen, St. Nicolas, wurde sogleich Besitz genommen und der Dreydecker, St. Josef, folgte dessen Beyspiel und wurde Beute des Commodore Nelson, welcher die Mannschaft anführte, die vom St. Nicolas aus dahin an Bord kam. St. Vincent hatte der Victory befohlen, sich an der Seite des Salvador del Mundo, des hintersten feindlichen Schiffs, zu halten, und gab nun ein so wirksames Feuer darauf, daß dieser es für das Beste hielt, sich zu ergeben. So waren vier Schiffe des Feindes in den Händen der Britten, deren Verlust an Todten und Verwundeten gerade in 300 Mann bestand. Der Verlust der Spanier auf den vier weggenommenen Schiffen allein belief sich auf 693 Mann, und man kann daraus beurtheilen, wie ansehnlich der Verlust der übrigen in die Flucht getriebenen Flotte gewesen seyn müsse. Der Ueberrest der Spanischen Flotte nahm nun seine Zuflucht nach Cadix, und St. Vincent kam bald mit seiner Flotte und seinen Prisen unter dem aufmunternden Zuruf der Menge an der Mündung des Tajo an, und setzte dort 3200 Gefangene, die Mannschaft von den vier Prisen, an's Land. So wurden die feindlichen Plane glücklich vereitelt. Wäre dieß kühne Unternehmen nicht gelungen, wäre des Lords kleines Geschwader geschlagen worden, dann

hätten sich in wenig Tagen die Flotten der Spanier, Franzosen und Holländer vereinigt und England eine Seemacht von nicht weniger als 80 Linienschiffen bedroht.

Die Kunde von diesem Siege zerstreute die düstere Wolke, die sich über England zusammengezogen hatte, und man empfieng sie mit der dankbaren Freude, die in der Seele des Britten aufwallt, wenn er sich seiner tapfern Vertheidiger erinnert. Der Admiral Jervis empfieng Danksagungen von beyden Häusern, und wurde mit den Titeln eines Grafen von St. Vincent, dem Schauplatz seiner glänzenden That, und eines Barons Jervis von Meaford, seinem Geburtsort, genannt. Auch erhielt er die goldene Denkmünze und einen Jahrgehalt von 3000 Pf. St. Wenn man einen Augenblick ruhr, auf diesen ruhmvollen Sieg zurückschaut und ihn mit Andern, doch mit aller Achtung für diese, vergleicht, wird man gern einräumen, daß andere Siege durch eine größere Anzahl weggenommener Schiffe glänzten, aber man muß auch Rücksicht darauf nehmen, daß in andern Fällen die Stärke der Flotte auf jeder Seite beynahe gleich war. Noch ist es, sagt die Originalschrift, der Geschichte vorbehalten, in starken unauslöschlichen Zügen, gleich der That selbst, die Begebenheit zu verewigen, daß ein Brittischer Admiral mit einem Geschwader von 15 Linienschiffen eine Spanische Flotte angriff und besiegte, welche aus 27 derselben bestand, von denen Eines 4 Verdecke hatte und 136 Kanonen trug.

Als im Oberhause der Antrag zur Dankadresse für den Sieg des Lords gemacht wurde, machte der Herzog von Bedford den Vorschlag, für diesen Sieg, der von jedem andern abwich, einen Ausdruck einzuführen, welcher seinen characteristischen Unterschied bezeichnen könne. Der Herzog von Clarence unterstützte diesen Vorschlag, und erwähnte in der Rede, welche er bey dieser Gelegenheit hielt, verschiedene ihm bekannt gewordene Beyspiele, von dem vortrefflichen Zustand und der musterhaften Kriegszucht, die man stets auf den Schiffen und unter den Truppen des Lords bemerkte. „Ohne Jemand im Geringsten herabzusetzen, fuhr der Prinz fort, ohne Jemand herabzusetzen, trage ich doch kein Bedenken, Herrn Jervis für den besten Officier in den Diensten Sr. Majestät zu erklären." Der Prinz war einige Zeit unter dem Commando des Lords zur See und wählte ihn zum Muster, indem er sich zum Seeofficier bildete; wir dürfen daher nicht zweifeln, wenn irgend eine Gelegenheit dem Herzog die Anwendung seiner Talente zur Pflicht machen würde, daß er sich alsdann der Schule, welche ihn bildete, würdig beweisen, und Keinem seiner Vorgänger im Seekrieg an Ruhm weichen werde.

Der Lord wurde zweymahl vom Flecken von Groß-Yarmouth zum Stellvertreter im Parlament gewählt und durch die Empfehlung seines vertrauten Freundes und Gönners in den Whig-Clubb dieser Stadt eingeführt. Bey einer spätern Wahl schlug er die Stimmen der Bewohner von Yarmouth zu Gunsten

seines Collegen Beauson aus, und wurde dafür von Hoch-Wycombe zugleich mit Thomas Baring zum Stellvertreter ernannt. Nach dem Tode des Lords Carl Townshend wurde Lord St. Vincent noch einmahl von den Bürgern von Yarmouth zum Parlamentsgliede gewählt: diese Bemühung seiner Freunde hatte zwar nicht die gewünschte Wirkung; doch ist es Pflicht, als Zeugniß von den anerkannten Verdiensten des Lords auf der einen und von den dankbaren Gesinnungen der Wählenden in diesem Flecken auf der andern Seite, zu bemerken, daß die Ernennung in seiner Abwesenheit, ohne seine Bewirkungen, sogar ohne sein Vorwissen und ohne Kostenaufwand, erfolgte. Der Lord war wirklich den Constituenten dieses Fleckens so ergeben, daß er wünschte, den Titel eines Grafen von Yarmouth anzunehmen; aber als er erfuhr, daß St. Vincent sein Titel sey, war er damit zufrieden, indem dieser Titel jedem Officier und Seesoldaten seiner Flotte angehörte.

Als Politiker war der Lord Mitglied der Oppositionsparten, und seine Reden im Senat über die falsche Politik des vorhingedachten Kriegs sind voll von Beweisen der richtigen Beurtheilungskraft und des Scharfsinns, wodurch er sich bey jeder Gelegenheit auszeichnete. Der Lord hatte lange Zeit sehr vertrauten Umgang mit dem Marquis von Landsdown, diesem großen Staatsmann, der sowohl wegen seiner tiefen Einsichten Verehrung verdient, als auch durch das Hervorziehen und die Unterstützung wichtiger Männer sich Verdienste erwarb. Wir wollen darunter nur den Admiral Barrington, Obersten Barré und alle die anführen, mit welchen der Lord in vertrautem freundschaftlichen Umgang lebte. Auch des Lords richtigen Beurtheilungskraft in der Wahl seiner Leute kann man den Beyfall nicht versagen, wenn man weiß, daß Einige der ersten Seeofficiere durch ihn gebildet worden sind. Lord Nelson, der Sieger am Nil, mag dahin gerechnet werden: auch diente der Herzog von Clarence einige Zeit unter ihm, und hat allezeit für seine persönlichen Eigenschaften dieselbe Achtung und Verehrung bewiesen, mit welcher er seinen Talenten im Seekrieg die so sehr verdiente Huldigung leistete.

Eine ernsthafte Krankheit, Folge des schädlichen Clima's von Westindien, nöthigte ihn, die Flotte im Mittelmeer zu verlassen; aber er behielt noch immer das Commando bey, bis ihm sein Gesundheitszustand neue Thätigkeit verstattete.

Am 18. August 1799 landete er am Schiffswerft von Portsmouth und begab sich in Parker's Wohnung, wo ihm der Bürgermeister, die Rathsherren und die ganze Bürgerschaft der Stadt aufwarteten, und der Erstere folgende Adresse übergab:

„Gnädiger Herr!

Durchdrungen vom Gefühle der Dankbarkeit für die unvergeßlichen Dienste, welche Sie unserm Vaterlande durch jenen glorreichen Sieg leisteten, den die Flotte unter Ihrem Commando am 14. Februar 1799 über den Feind erfocht, erwählen der

Bürgermeister und die Rathsherren dieser Stadt Eure Herrlichkeit zum Bürger und Mitglied ihrer alten Gemeinheit. Sie benützen die erste Gelegenheit, ihre Verehrung und Hochachtung an den Tag zu legen, indem sie zu Ihrer Zurückkunft die wärmsten Glückwünsche darbringen, und sie wünschen und hoffen mit Zuversicht, daß die Gesundheit von Eurer Herrlichkeit nächstens ganz wieder hergestellt seyn, und das Vaterland durch die Flotten unter Ihren Befehlen neue Siege ärnten möge."

Der Lord ertheilte ihnen hierauf folgende Antwort:

„Es freut mich ungemein, Ihnen bey dieser Veranlassung sagen zu können, wie sehr ich die Ehre zu schätzen weiß, welche mir der Bürgermeister und die Rathsherren der Stadt Portsmouth erzeigen, indem sie mich zum Bürger und Mitglied ihrer alten Gemeinheit ernennen, und ich versichere Sie, daß ich bereit seyn werde, bey jeder Gelegenheit das Wohl der Stadt zu befördern."

„Auch sage ich Ihnen den verbindlichsten Dank für Ihre Glückwünsche zu meiner Rückkehr nach England, und für Ihre gütigen Wünsche einer schleunigen Wiederherstellung meiner Gesundheit. Wird mir Gott diese gewähren, so soll der Ueberrest meiner Tage dem Dienst meines Königs und dem Vaterlande geweiht seyn."

Seine Beförderungen folgten also: Im J. 1755 wurde er Lieutenant, 1760 Schiffscapitain, 1783 Ritter des Bathordens, 1787 Viceadmiral der blauen Flagge, 1790 Viceadmiral der weissen Flagge, 1799 Admiral der weissen Flagge, (am 26. August) 1800 Generallieutenant der Marinetruppen, und im folgenden Jahre, als die alten Minister abgiengen, erster Lordcommissär der Admiralität, und dadurch nicht nur Beysitzer des Königlichen geheimen Raths, sondern auch ein Glied des Cabinets. Er blieb im Oberhause seinen politischen Grundsätzen getreu, und ob er wohl für seine Person alle Ursache hatte, mit dem beendigten Kriege zufrieden zu seyn, so bewies er doch jedesmahl, wenn von der Führung und Fortsetzung desselben die Rede war, seine Unzufriedenheit mit den Absichten und Maßregeln der Minister. Im J. 1802 brachte er, zur Schmach derselben, als erster Lord von der Admiralität *) eine Bill zur Untersuchung des Marinedepartements in Vorschlag, um die Unordnungen, die im Rechnungswesen begangen waren, und die beträchtlichen Unterschleife besonders, die man sich erlaubt hatte, auszumitteln. Des Einflusses wegen, welchen der Graf St. Vincent als Präsident der Admiralität hatte, machte ihm wohl

*) Die Regierung hatte lange keinen Großadmiral des Reichs mehr ernannt: seine Stelle wird durch sechs Commissarien verwaltet, von welchen der Graf von St. Vincent der Erste war. Er ist als Solcher verantwortlich für Alles, was die Marine angeht, und für alle Befehle, welche den Seeofficieren gegeben werden. Man nennt ihn bald den ersten Lord von der Admiralität, bald kurz weg, the first of the admiralty.

der Prinz von Brasilien, noch im J. 1803, eine prächtige, mit dem Bildnisse des Thronerben gezierte Dose, für die der Portugiesischen Seemacht vormahls geleisteten Dienste, schenken.

Unser Held hat einige Jahre lang, mehr oder weniger, mit den Folgen des gelben Fiebers kämpfen müssen; er befand sich aber nachher eine geraume Zeit hindurch wiederum vollkommen wohl. Noch in einem Alter von 65 Jahren, von denen er 55 im Dienste der Nation durchlebte, besaß er das ganze Feuer und die Kraft der Jugend, gemäßigt durch die reifere Erfahrung und prüfende Weisheit des Alters.

Das ganze Leben dieses tapfern Admirals, so lange es dem Dienste seines Vaterlandes geweiht war, glänzte durch ungewöhnliche Geisteskräfte und hohe Talente in der Erfüllung der Pflichten seines Standes. In seiner politischen Laufbahn zeichnete ihn stets das strengste Ehrgefühl und die unbeugsamste Rechtschaffenheit aus; im geselligen Leben characterisirte ihn immer die stärkste und wärmste Anhänglichkeit an seine Freunde. Wahr ist's, was die Originalschrift, oder die Uebersetzung sagt: „Auf jener Säule, die das dankbare Vaterland dem Andenken an beyspiellos glänzende, unendlich wichtige Siege zur See errichten will, kann der Meisel des Künstlers keinen gefeyertern und der allgemeinen Verehrung würdigern Mann eingraben, als den Namen des unsterblichen **Grafen von St. Vincent.** Nie wird die Feder des Geschichtschreibers in den Annalen der Zeit einen glänzendern Sieg der Nachwelt berichten, als jenen, durch den sich unser Held seinen Titel erwarb."

S. Characterschilderungen der jetztlebenden wichtigsten und berühmtesten Männer in Großbritannien. Aus dem Engl. von Joh. Chr. Fick, Bd. 2. S. 1. und Gillet's neuer Brittischer Plutarch, S. 196.

Vitringa, Campegius, der Aeltere, Doctor der Theologie, wie auch Professor derselben und der heiligen Geschichte, ein berühmter Theolog, geboren am 16. May 1659 zu Leuwarden in Friesland. Sein Vater, Horatius **Vitringa**, Secretär am Friesländischen Hofe, war auch ein vornehmer Rechtsgelehrter und Scabinus, und seine Mutter Albertina von Haen.

Er fieng zuerst in seiner Vaterstadt an zu studieren, und erlernte, ausser der Lateinischen Sprache, die Griechische und Hebräische in so kurzer Zeit, und so vollkommen, daß er die Bibel in ihren Grundsprachen lesen konnte. In seinem 17. Jahre, das ist 1675, besuchte er die Universität zu Franecker, wo er sich im ersten Jahre auf die Philosophie, in den beyden andern aber auf die Theologie legte: in der Philosophie waren Joh. Terentius und Nic. Blancard, und in der Theologie Nic. Arnold, Herm. Witsius und Joh. Marck, unter deren Präsidium er drey von ihm selbst gefertigte Dissertationen hielt, seine Lehrer. Der grosse Ruhm von Friedr. Spanheim, von Christoph Wittich, von Stephan le Moyne und von Ant. Hulsius, welche zu Leyden die

Theologie lehrten, bewog ihn, sich nach Leyden zu begeben, um ein Schüler von diesen Männern zu werden. Auch hier zeigte er sich in drey Disputationen, unter welchen die letzte seine Inaugural-Disputation für die theologische Doctorwürde war, welche er am 9. July 1679 im 21. Jahre seines Alters annahm. Als er am 3. Juny 1680 in sein Vaterland zurückgekehrt war, blieb er nicht lange ohne Beförderung. Zwey Monathe nachher, am 19. August, wurde er, da Witsius nach Utrecht kam, zum Professor der Orientalischen Sprachen zu Leuwarden ernannt; er trat diese Stelle am 11. Januar des folgenden J. 1681 mit einer Rede de officio probi sacrarum Litterarum Interpretis an. In eben diesem Jahre verheyrathete er sich mit der Tochter eines Predigers von Harlem, Wilh. van Hell. Er vertrat die Stelle eines ordentlichen Lehrers der Orientalischen Sprachen nicht lange; er wurde am 18. July 1682 zum Professor der Theologie an die Stelle des Johann Marckius, der von Leuwarden nach Gröningen gegangen war, berufen. Verschiedene Verhinderungen aber erlaubten ihm nicht, dieselbe eher anzutreten, als am 8. May des folgenden J. 1683. Er hielt bey dieser Gelegenheit eine Rede de Amore veritatis.

Nachdem er diesem Posten zehn Jahre vorgestanden hatte, wurde er am 6. May 1693 zum öffentlichen ordentlichen Lehrer der Geschichte an die Stelle des nach Leyden berufenen Perizonius eingesetzt. Die Ausbreitung seines Ruhms bewog den Senat zu Utrecht, daß man ihm die durch den Abzug des Professors Witsius nach Leyden ledig gewordene Stelle in Utrecht mit einer sehr ansehnlichen Besoldung antrug. Er nahm aber dieselbe nicht an, sondern wollte vielmehr seine treuen Dienste dem Vaterlande beständig widmen, weßwegen ihm zur Erkenntlichkeit eine starke Zulage zu seinem ordentlichen Salarium ausgesetzt wurde.

Seine Gesundheitsumstände veränderten sich in Kurzem merklich; zuletzt traf ihn ein heftiger Schlagfluß, an welchem er den 31. März 1722 in seinem 63. Jahre seinen Geist aufgab.

Sein Tod wurde um desto mehr von Jedermann bedauert, je grösser die Hochachtung und Liebe war, welche er sich durch seine vortreffliche Erudition, besondere Humanität, Redlichkeit und Fleiß bey Allen und Jeden erworben hatte.

Albert Schultens, Professor der Morgenländischen Sprachen, hielt bey seinem Begräbniß die Standrede.

Verzeichniß seiner Schriften:

Sacrarum Observationum Liber I. Franequerae 1683. 4. It. Libri duo, Franequ. 1689. 4. Die letzte Ausgabe ist eine neue und verbesserte des ersten und eines noch hinzugefügten Buches. Liber III. Franequ. 1691. 4. Liber IV. Franequ. 1700. 4. Liber V et VI. Ibid. 1708. 4. Diese sechs Bücher sind zusammen zu Franecker im J. 1711. 1712 und 1719. 4. wieder aufgelegt worden. Dieses Werk, worin der Verf. viele Stellen der heil. Schrift untersucht, ist von Vielen, die vorge-

geben haben, daß er sich bey Erklärung derselben zu viel Freyheit bedient habe, scharf beurtheilt worden, und man hat ihn deßhalb mit Unrecht vieler irrigen Lehren beschuldigt. Hierüber beklagt er sich in der Vorrede der folgenden Schrift: Archisynagogus observationibus novis illustratus; quibus veteris Synagogae constitutio tota traditur, inde deducta Episcoporum Presbyterorumque primae Ecclesiae origine. Franequ. 1685. 4. — Einleitung zur richtigen Vorstellung des Tempels zu Jerusalem (in Niederländischer Sprache), Franecker 1687. 8. 2 Bde. Joh. Heinr. Coccejus, der diese Schrift widerlegen wollte, gab in eben dieser Sprache Folgendes heraus: Genauere Untersuchung des Tempels Ezechiels, Amsterd. 1692. 4. Vitringa antwortete ihm hierauf in dem folgenden Werke: Richtige Erklärung des Tempels Ezechiels, vertheidigt wider Joh. Heinr. Coccejus (Niederländisch), Harlem 1693. 8. — De Decemviris otiosis ad sacra necessaria veteris Synagogae curanda deputatis liber singularis: in Lightfooti sententiae de hoc argumento non ita pridem a se acceptae ratio redditur, quaeque illis nuper objectae sunt, difficultates e medio removentur; illustratis, ubi occasio est, cum locis sacrae Scripturae, tum antiquis Civitatis Hebraeorum consuetudinibus. Franequ. 1687. 4. Vitringa war in seinem Archisynagogo der Meynung des Lightfoot wegen der zehn müssigen Männer bey der Synagoge gewesen. Jacob Rhenferd tadelte ihn deßwegen in seinen Dissertationibus philologicis de decem otiosis Synagogae. Franequ. 1687. 4. Und dieß war die Veranlassung zu dieser Antwort des Vitringa, die so weitläuftig gerathen ist, als es eine so geringe Sache nicht verdiente. Rhenferd widerlegte ihn in zwey Briefen, die Vitringa aber in der Vorrede seiner beyden ersten Bücher der Observationum sacrarum, die 1689 herauskamen, beantwortete. — De generatione Filii ex Patre et morte fidelium temporali disputationes Theologicae cum Clar. H. A. Roell. Franequ. 1689. 4. — De Synagoga vetere libri tres, quibus tum de nominibus, origine, structura, Praefectis, Ministris et sacris Synagogarum agitur; tum praecipue formam regiminis et ministerii earum in Ecclesiam Christianam translatam esse demonstratur. Franequ. 1696. 4. — Doctrina Christianae Religionis per Aphorismos summatim descripta. Franequ. 1690. 1693. 1702. 8. In dieser letzten Ausgabe ist dieses Werk hinzugekommen: Hypotyposis Theologiae Elenchticae graviores exhibens controversias, quae super Christianae Religionis doctrina Ecclesiae Reformatae cum diversis ejus sectis intercedunt. Auch in die Niederländ. Sprache übersetzt. Delft 1696. u. 1708. 8. — Anacrisis Apocalypseos Ioannis Apostoli, qua in veras interpretandae ejus Hypotheses diligenter inquiritur, et ex iisdem interpretatio facta certis Historiarum monumentis confirmatur atque illustratur; ea etiam, quae Meldensis Praesul Bossuetus, in hujus vaticinii commentario, supposuit, et exegetico Protestantium Systemati, in visis de Bestia et Babylone Mystica objecit,

sedulo examinantur. Franequ. 1705. 4. pp. 1234. It. Editio II., cum cura recognita, his illis in locis auctior. Accessit huic editioni Index accuratus. Amstel. 1719. 4. It. Leucopetrae 1721. 4. Dieser grosse Commentar enthält lauter Muthmaßungen, wovon viele sich von der Wahrscheinlichkeit entfernen. Die Römisch-Katholische Kirche ist, wie man sich damahls dergleichen erlaubte, sehr gemißhandelt worden. — Oratio de Synodis, earumque utilitate, necessitate, et auctoritate. Franequ. 1706. 4. — Hypotyposis Historiae et Chronologiae sacrae, a Mundo condito usque ad finem saeculi primi Aerae veteris. Accedit typus Doctrinae Propheticae. Franequ. 1708. 8. pp. 544. It. Editio II. Leovardiae 1716. 8. It. Ienae 1722. 8. Typus Theologiae practicae, sive de vita spirituali ejusque affectionibus brevis commentatio. Franequ. 1716. 8. It. Bremae 1717. 8. — Commentarius in librum Prophetiarum Isaiae, quo sensus orationis ejus sedulo investigatur, in veras Visorum interpretandorum Hypotheses inquiritur et ex iisdem facta interpretatio antiquae Historiae Monumentis confirmatur atque illustratur. Leovardiae in fol. Pars I. 1714. Pars II. 1720. — Auslegung der in dem Evangelio enthaltenen Gleichnisse, aus dem Latein. Manuscript des Vitringa in der Niederl. Spr. übersetzt von Joh. von Outreia, Amsterd. 1715. 4. — Animadversiones ad Methodum Homiliarum Ecclesiasticarum rite instituendarum. Franequ. 1721. 8. Ien. 1722. 8. — Untersuchung von dem geheimnißvollen Verstande der Wunderwerke Jesu Christi. Allegorische und mystische Erklärung der Erzählung Mosis von dem sechs Tagewerk. Erläuterung einiger prophetischen Schriftsteller; 2 Samuel XXIII. 1 — 7. Psalm LXVIII. 8. u. 45. Seinen Zuhörern in lateinischer Sprache dictirt, und in der Niederländischen übersetzt, nebst einer Vorrede des H. Venema. Franecker 1725. 4.

S. Biblioth. Bremens. Class. VI. Fasc. IV. p. 735 und Niceron, Th. 19. S. 332. Elogium in Vriemoet Athen. Frisiac. N. LXXIX. p. 606. Biörnstähl's Reisen, Th. III. Abschn. I. S. 271.

Vitringa, Campegius, der Jüngere, der Theologie Doctor und Professor zu Franecker, war des ältern Campegius Vitringa Sohn, und Bruder des Horatius Vitringa, welcher Animadversiones ad Ioh. Vorstii Librum de Hebraismis Novi Testamenti, befindlich in Lamb. Bosii Observationibus miscellaneis, schrieb, aber schon zu Ende des 17. Jahrhunderts starb. Unser Vitringa war ein rühmlicher Nachfolger der Tugenden seines Vaters, welchem er auch bald im Tode nachfolgte. Den Anfang seines Lebens machte er am 20. März 1693 zu Franecker, und in der dasigen gelehrten Schule legte er den Grund zur Cultur seiner trefflichen Gaben. Hier genoß er vorzüglich im Lateinischen der Unterweisung des Professors Lamb. Bos, als eines nahen Anverwandten.

Im J. 1708 fieng er zu Franecker die akademischen Studien an, und hörte nebst seinem Vater G. Goetier, L. Bos, R. Andala und W. G. Muys. Schon damahls zeigte er seine Geschicklichkeit in einer Dissertation de progressu caussarum secundariarum se in infinitum non extendente, welche er als Verfasser unter Andala's Vorsitz rühmlich vertheidigte. Nach der Zeit legte er sich fast einzig und allein unter der Anführung seines Vaters auf die Theologie, worin er binnen Jahresfrist solche Fortschritte machte, daß er nicht nur mit Verfertigung einer Disputation de ratione Spiritus Sancti in quibusdam Scripturae sacrae locis, restricta ad secundam S. S. Trinitatis hypostasin, und öffentlicher Vertheidigung derselben Schrift Ehre einlegte, sondern sich auch im J. 1714 zum Doctorat in der Theologie prüfen ließ. Hierauf besuchte er auch andere Akademieen, gieng nach Leyden und Utrecht, wo er sich einige Zeit aufhielt, und nach gehaltener Dissertation de facie et posterioribus Dei im J. 1715 zum Doctor der Theologie creirt wurde. Der Ruf von seiner Gelehrsamkeit bewog den Fürsten Victor Amadeus zu Anhalt-Bernburg, ihm die Professur der Theologie und Geschichte, nebst der Würde eines Rectoris Magnifici perpetui an dem akademischen Gymnasium zu Zerbst unter sehr ansehnlichen Bedingungen antragen zu lassen; aber man wollte ihn nicht aus dem Lande entbehren, und gab ihm daher 1716 das ordentliche Professorat der Theologie zu Franecker, welches Amt er zu Ende desselben Jahres mit einer feyerlichen Rede de Spiritu et littera Religionis antrat, und mit so grossem Beyfall verwaltete, daß er allenthalben her eine grosse Menge der Zuhörer an sich zog, nicht weniger aber auch Auswärtigen mit gelehrten Schriften zu nützen sich angelegen seyn ließ. Am 14. May 1719 heyrathete er Anna Sophia Sixta. Er, der College seines Vaters, der kurze Zeit vor ihm gestorben war, wurde mitten in dem besten Laufe seiner Lebensjahre und rühmlichen Bemühungen durch einen frühzeitigen Tod abgefordert, welcher am 9. Januar 1723 an einem heftigen Fieber erfolgte.

Er war ein Mann von scharfer Urtheilskraft und von einem überaus glücklichen Gedächtniß; dabey auch von unermüdetem Fleiße in Untersuchung der schweresten Dinge, von welchen er nicht eher abließ, bis er den rechten Grund gefunden hatte. Seine Ernsthaftigkeit war mit einer besondern Leutseligkeit verknüpft, und wenn er unter guten Freunden war, wußte er auch artig zu scherzen.

Seine Schriften: Epitome Theologiae naturalis; De lucta Iacobi cum Angelo Diss. II. Die erste befindet sich in dem 1. Th. der Biblioth. Hist. Philol. Theol. Bremens. p. 773 u. die andere im 2. Th. p. 5. De serpente veteratore Diss. III. De Festo Tabernaculorum Diss. III. De genuino titulo Epistolae Pauli, quae vulgo inscribitur ad Ephesios. Diss. II. De natura peccati Diss. III. verdienen genannt zu werden.

S. Recherres in der Biblioth. Bremens. Class. VII. Fa
II. p. 357.

Viviani, Vincent (Vincenzio), ein sehr merkwürdiger sch
sinniger Mathematiker des 17. Jahrhunderts, der aber auch
18. Jahrhundert angehört, in sofern er als Mitglied der F
zösischen Akademie der Wissenschaften am 22. September 1
gestorben ist, und nach dem Plane des historisch-litterarisch
Handbuches die in dem 18. Jahrhundert gestorbenen berühm
und merkwürdigen Personen des Werkes Gegenstand sind.

Er ward am 5. April 1622 zu Florenz von adelichen Ael
geboren. Nachdem er von zwey Mönchen, von dem einen in
Logik, von dem andern in der Geometrie, Unterricht erhalten h
lebte er von seinem 17. bis zum 20. Jahre bey dem grossen G
läi, der ihn als einen Schüler betrachtete, welcher seiner w
dig wäre: Viviani rechnete sich's auch so sehr zur Ehre,
Schüler und besonderer Günstling eines Galiläi zu seyn, das
sich gewöhnlich postremum magni Galilaei discipulum nannt

Nach dem Tode eines so grossen Meisters lebte er noch z
oder drey Jahre ununterbrochen in der Geometrie, und in d
Zeit war es, wo er den Plan zu seiner Divination über
Aristäus (den Aeltern) entwarf. Dieser alte Geometer hatte
gefähr 300 Jahre vor Christi Geburt) 5 Bücher de locis sol
oder de tribus sectionibus conicis geschrieben, welche verlo
gegangen sind, und Viviani wollte sie durch seinen Scharfs
durch Muthmaßungen ersetzen: er machte den Versuch in sei
24. Jahre — er ist aber erst, ungeachtet die Arbeit eine se
ersten war, im J. 1701 herausgekommen.

Ehe die geometrischen Werke des Apollonius von Pe
welche bereits seit mehr als 1000 Jahren verloren gegangen
ren, durch Borelli *) wieder aufgefunden wurden, untern
Viviani ebenfalls dieses Werk durch Muthmaßung zu erse
Ob nun gleich, durch Borelli's Entdeckung, Viviani's Ar
überflüssig ward, so ermunterten ihn seine Freunde doch,
Arbeit nicht ganz untergehen zu lassen. Demnach gab er
das 5. Buch im J. 1659 unter dem Titel: De Maximi
Minimis geometrica Divinatio, als eine Probe seiner Ar
heraus, welches auch von den Mathematikern so gründlich

*) Der berühmte Mathematiker Johann Alphons Borelli entdeckte nä
im J. 1658 auf seiner Reise durch Florenz in der Mediceischen Bibli
eine Arabische Handschrift, mit dem Lateinischen Titel: Apollonii
gaei Conicorum libri octo. Nach allen äusserlichen Kennzeichen urtl
er, daß es wirklich die vollständigen acht Bücher des Apollonius
müßten. Der Großherzog gab ihm die Erlaubniß, diese Handschrift
nach Rom zu nehmen, und sie vom Abraham Echellensis, einem
roniten und Professor der Orientalischen Sprachen, übersetzen zu l
Man fand, daß diese Schrift einen gewissen Abalphath zum Ver
habe, der gegen das Ende des 10 Jahrh. lebte, aber auch zugleich,
das ganze 8. Buch des Apollonius fehle, ungeachtet die Lateinische
schrift desselben Erwähnung that. Echellensis gab seine Uebersetzun
5. 6. und 7. Buches im J. 1661 heraus.

funden wurde, daß es bey der Vergleichung mit dem Werke des Apollonius aus Perga mehr gewann, als verlor.

Sein Name breitete sich in ganz Europa aus; er erhielt 1664 von Ludwig XIV. einem Fürsten, dessen Unterthan er nicht war, und dem er Nichts nützen konnte, eine Pension; auch ward er auswärtiges Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris. Er war Willens, dem Könige die Abhandlung de locis solidis des Aristäus zu widmen, wurde aber für jetzt durch öffentliche Werke, und selbst durch Staatsverhandlungen, welche ihm sein Landesherr, Ferdinand II. Großherzog von Toscana, anvertrauete, davon abgehalten.

Im J. 1666 wurde Viviani mit dem Prädicat des ersten Mathematikers des Großherzogs von Toscana beehrt; ein Prädicat, das um desto rühmlicher war, da es auch Galiläi geführt hatte. „Viviani hatte, spricht Fontenelle, jene Unschuld und Einfalt der Sitten, welche man gewöhnlich behält, wenn man mit den Menschen weniger Umgang, als mit den Büchern hat, und jene Steifheit und einen gewissen wilden Trotz nicht, den man durch den Umgang mit den Büchern ohne den Umgang mit den Menschen oft erhält. Er war leutselig, bescheiden, ein zuverlässiger und treuer Freund, und, was in einer einzigen Tugend viele einschließt, im höchsten Grade dankbar.“ Um seinen Dank gegen Ludwig XIV. zu beweisen, bauete er für die Pension sein Haus in Florenz nach einem sehr angenehmen Plane, und so prächtig, als es sich für einen Privatmann schickte, wieder auf, und nannte es Aedes a Deo datae, welche Inschrift er mit einer Allusion auf Ludwig XIV. an das Frontispiz setzen ließ. Ueber die Thür setzte er die Büste seines Lehrers Galiläi, und stellte dessen Erfindungen und Lebensgeschichte an verschiedenen Plätzen des Gebäudes bildlich vor.

Seine Werke sind unter andern:

De Maximis et Minimis geometrica Divinatio in quintum librum Conicorum Apollonii Pergaei adhuc desideratum, 1659. Fol. — Enodatio Problematum universis Geometris propositorum a Claudio Comiers, 1677. 4. — Aenigma geometricum de miro opificio testudinis quadrabilis hemisphaericae, a D. Pio Lisci pusillo geometra propositum, welches in den Actis Eruditorum von 1692 steht. Der Name a D. Pio Lisci pusillo geometra ist weiter Nichts, als ein anagrammatischer Ausdruck der Worte a postremo Galilei discipulo. Der Inhalt des Räthsels bestand darin: „Es giebt unter den alten Griechischen Monumenten einen Tempel, welcher der Geometrie geweiht, dessen Grundriß völlig kreisförmig, und oben mit einer Kuppel gedeckt ist, welche eine völlige Hemisphäre ausmacht. Diese Kuppel ist mit vier gleichgroßen Fenstern so künstlich durchschnitten, daß der Ueberrest einer völligen Quadratur fähig ist. Es ist also die Frage: wie Solches bewerkstelligt worden?“ Viviani legte dieses Räthsel den größten Geometern vor, um solches durch die Analysis des Unendlichen aufzulösen. Es

dauerte auch nicht lange, so brachte der Oedipus der dami
gen Zeit, Baron von Leibnitz, so wie auch Jacob Berno
und de l'Hopital die Antwort hervor. — Divinatio in Aristae
1701. Fol. Ein Werk, das voll von tiefen Untersuchungen
die Kegelschnitte ist. Er hat es Ludwig XIV. zugeeignet.
S. Niceron, Th. 17. S. 289. Nachrichten von dem Le
und den Erfindungen der berühmtesten Mathematiker, Th
S. 283 und Grohmann's neues histor. biogr. Handwört
Bd. 7. S. 579.

Vivien, Joseph, zu seiner Zeit Einer der besten Pa
mahler, 1657 zu Lyon geboren. Als der Vater, ein Kaufm
und Vorsteher des dasigen Hospitals, des Sohnes Neigung
Mahlerey und leichte Hand in der Zeichnung sah, und
Hoffnung hatte, daß er die Kunst mit gutem Fortgange trei
würde: so unterließ er nicht, ihm die Anfangsgründe da
beybringen zu lassen. Um die Kunst, die man ohnehin im g
zu Leben kaum auslernt, desto hurtiger zu fassen, und sich
Mühe leichter zu machen, reiste er nach Paris. Er gieng
die Schule des berühmten Carl le Brün, weil die gro
Einsichten dieses Lehrmeisters und sein erhabener Geschmack
der Zeichnung am Besten einen guten Schüler zu bilden fä
waren. Nach Verlauf von einigen Monathen sah der Lehrm
ster, wie sich die Talente des Schülers entwickelten. Die gr
ten historischen Zusammensetzungen waren nicht sowohl für
Genie, als die Bildnisse; deßwegen blieb er bey dieser Art
Mahlerey. Vivien erlangte darin eine bewundernswürdige
schicklichkeit. Sein Name wurde bald bekannt, und die fleiß
Uebung gab ihm Gelegenheit, sich immer vollkommener zu mach
Wenn er ein schönes Portrait machen wollte, so mahlte er
gerade von Vorn anzusehen; ob sie gleich die schwersten un
allen sind. Es ist nicht zu läugnen, bey einem Profil sieht m
nur die Hälfte des Gesichts; man soll sich dessen also nur un
besondern Umständen bedienen, wie ehemahls Apelles, der
König Antigonus, welcher nur ein Auge hatte, im Profil
stellte, und diesen Naturfehler dadurch auf eine geschickte
verbarg.

Um sich vor Andern hervorzuthun, versuchte Vivien
Pastellfarben zu arbeiten, und erwarb sich bey seiner leich
Hand eine ausserordentliche hurtige Manier in dieser Gatt
von Mahlerey. Er war der Erste, der ganze stehende Portr
in Lebensgröße in Pastel mahlte, über deren frisches mit dem O
ginal übereinkommendes Ansehen man staunte. Dieß neue W
derwerk fand Beyfall: die Augen glaubten getäuscht zu werd
denn man wußte wegen des frischen Colorits nicht, ob m
Oel- oder Pastelfarben vor sich sah. Die Pastelfarben ha
darin unstreitig einen Vorzug vor der Oelmahlerey, daß sie
scher, glänzender sind, und der wahren Fleischfarbe näher k
men. Man findet etwas Weiches, Lebhaftes und dem B

Aehnliches darin, welches jener mangelt. Ist es nicht zu bedauern, daß die geringste Feuchtigkeit diese Mahlerey verdirbt? Vivien stellte oft eine ganze Familie in einer reichen Zusammensetzung vor, wobey ihm bald die Geschichte, bald die Fabel, bald die Allegorie hülfreiche Hand leisten mußten. Am Meisten machte er sich durch die Familie des sogenannten ältern Dauphins, den Vater der drey Französischen Prinzen, berühmt. Sie sind, Jeder besonders, stehend in grossen Gemählden abgebildet, die unter den Königlichen Bildern in der Surintendance zu Versailles aufbewahrt waren.

Ludwig XIV. gab ihm erst eine Wohnung beym Louvre, und nachgehends in den Gobelins. Im J. 1701 nahm ihn die Akademie zum Mitgliede auf. Er mahlte zur Aufnahme das Bildniß von Robert de Cotte und Girardon dem Bildhauer, dessen Brustbild mit historischen Nebenwerken versehen ist. Im J. 1703 ernannte die Akademie ihn zum Rathe. Die Churfürsten von Bayern und Cöln ernannten ihn zu ihrem ersten Mahler. Das Bildniß des Churfürsten von Bayern, Maximilian Emanuel, damahligen Statthalters der Niederlande, mahlte er in Lebensgrösse. Wenn gleich das Pastelmahlen seine Hauptsache war, so arbeitete er doch auch dann und wann in Oelfarben. Er verfertigte zum Beweise im J. 1698 für die Zunft der Goldschmiede ein Maygemählde in der Frauenkirche. Dahin gehören auch einige grosse Familienstücke von zehn bis zwölf Figuren, als das vortreffliche Gemählde für den Churfürsten von Cöln, welches die Vereinigung der Churfürstlichen Familie vorstellt, die verschiedene Jahre durch einen blutigen Krieg getrennt gewesen war. Die Allegorie, welche dergleichen Stücke sinnreicher und edler macht, ist darin mit vielem Genie und ohne Dunkelheit angebracht. Die Churfürstin ist aus einer Gallerie gestiegen, die sich hinter ihr befindet; bey ihr ist die Republik Venedig unter dem Bilde einer Frauensperson, und bietet ihr eine sichere Zuflucht bey den Kriegsunruhen an. Die Stadt München umarmt die Letztere aus Dankbarkeit. Der Churfürst führt seine Gemahlin an der Hand; ihr folgen seine Brüder, die vier Prinzen, und Minerva, als Aufseherin über ihre Erziehung, hält eine Prinzessin in den Armen, die sie ihnen darbietet. Mercur, die Gerechtigkeit, der Ueberfluß und der Friede befinden sich in den Wolken. Einige Genien umwinden die Bäume mit Blumenkränzen, um die Freude der Bayern beym Empfange ihrer Landesherrschaft anzudeuten. Unten auf dem Bilde stürzen sich die Zwietracht und der Betrug in einen Abgrund. Die Künste in Begleitung der Gerechtigkeit und des Ueberflusses steigen bey der Zurückkunft des Churfürsten in seinen Ländern wieder empor. In der Entfernung sieht man seinen Palast mit Triumphbogen, und den bey Gelegenheit des Rustädtischen Friedens von 1714 geschlossenen Janustempel. Der Künstler brachte verschiedene Jahre darüber zu. Alle Kenner lobten es. Ludwig XIV. ließ es

nach Versailles bringen, und es erhielt seinen und des ganzen Hofes Beyfall.

Vivien war ein liebenswürdiger Mann, von munterm Wesen, guter Bildung, höflichen Manieren, vielem Verstande und gar nicht eigennützig. — Als er einst bey einem guten Freunde frühstückte, fiel es ihm ein, denselben, ohne vom Tische aufzustehen, abzumahlen. Der Anfang ward gleich gemacht, und gegen Abend war das Bild beym Essen und Trinken vollkommen fertig geworden. Kann man geschwinder und besser arbeiten? Das Portrait glich in allen Stücken. Des Kopfes durfte sich kein Van Dyck schämen. Die Kleidung bestand in einer rauhen Weste, darein die eine Hand gesteckt war, und in einem Strohhute.

Als das grosse Gemählde für den Churfürsten von Bayern im J. 1734 fertig war, wollte er es selbst überbringen, und unternahm bey seinem hohen Alter im November die Reise nach Teutschland. Er machte auch dem Churfürsten von Cöln seine Aufwartung. Aber die Reise hatte sonst traurige Folgen für ihn; denn es befiel ihn im Churfürstlichen Palaste zu Bonn, wo er wohnte, eine Brustkrankheit, an welcher er 1735 im 78. Jahre seinen Geist aufgeben mußte.

Man bewundert in seinen historischen Portraiten die Fruchtbarkeit und Schönheit seiner Einbildungskraft, indem er die Geschichte, die Fabel und Allegorie in seinen Zusammensetzungen geschickt anzubringen wußte. Der Ruf Vivien's hat sich auch nach seinem Tode erhalten, und die vortheilhafte Neigung, die man bey des Künstlers Lebzeiten von seiner Arbeit gefaßt, mehr und mehr bestätigt. Viele seiner Werke sind durch den Grabstichel der berühmtesten Kupferstecher bekannt geworden.

S. D'Argensville's Leben der berühmtesten Mahler, Th. 4. S. 395. und Fiorillo's Geschichte der zeichnenden Künste, Bd. 3. S. 266.

Vivier, Johann du, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris, ein sehr berühmter Medailleur, dessen Namen man auf Königlich Französischen Schaumünzen von 1715 bis 1734 häufig antrifft. Er muß aber vorher schon sich in anderen Diensten befunden haben, indem man seinen Namen auf einer Churcölnischen Medaille vom J. 1691 und auf einer Russisch Kaiserlichen vom J. 1717 antrifft.

Er war aus Lüttich gebürtig, kam 1711 im 24. Jahre seines Alters nach Paris, und wurde 1718 in die Akademie der Mahlerey und Bildhauerkunst aufgenommen. Man hat hauptsächlich in seinen Werken die Festigkeit der Zeichnung, und die Nettigkeit seiner Arbeit bewundert. Der Stahl schien sich unter seinen Händen wie Wachs zu geben.

Unter seinen vielen Stücken, deren jedes seinen grossen Werth hat, bewundert man hauptsächlich die grosse Medaille auf die Salbung oder Krönung Ludwigs XV.; die Ritterstatüe dieses

Königs auf dem Platze zu Bourdeaux; die Brustbilder dieses Fürsten in verschiedenen Altern: er hat unter allen Künstlern seiner Zeit die Aehnlichkeit Ludwigs XV. am Besten getroffen; den Kopf oder das Brustbild Peters des Grossen und vieler andern hohen Potentaten; einen St. Michael, welcher den Teufel überwindet. Der König gab ihm eine Wohnung in den Gallerieen des Louvre, und im J. 1735 eine Pension. Das gedachte Medaillon Peters des Grossen wurde dem Czaar ganz unvermuthet präsentirt, als er 1717 die Münze zu Paris besuchte.

Selbst seine letzten Werke geben denen, welche er in seiner Jugend arbeitete, Nichts nach. Zärtlichkeit und Stärke leuchten aus allen seinen Werken, Bescheidenheit und Sanftmuth aus seinem moralischen Character hervor.

Unabhängig vom Ruhme, welchen er sich durch seine schönen Medaillen erwarb, hat dieser Künstler sich auch als Kupferstecher mit Fortgang gezeigt; wovon die Bildnisse Bertholet Flamael's, eines Mahlers, und Peters des Gouges, eines Parlamentsadvocaten zu Paris, bekannt sind. Findet man auch in seinen Stichen weder die Zierlichkeit, noch den reinen Styl, welchen die Kunst in Kupfer zu stechen erfordert, so bemerkt man eine männliche und kühne Art, correcte Zeichnung, Wahrheit, Wärme, und einen reizenden Effect; von dieser Art hat er Bertholet's Portrait verfertigt.

Unter seinem Namen, und vermuthlich von seiner Arbeit, zeigte man in der prächtigen und zahlreichen Kunstsammlung des Erzbischöflichen Palastes eine mit der Feder auf Pergament verfertigte Zeichnung, welche die Anbetung der Weisen vorstellt.

Er starb am 30. April 1761 zu Paris in seinem 74. Jahre. Sein ältester Sohn arbeitete mit gleicher Geschicklichkeit und vielem Glück in des Vaters Kunst, und seine Tochter Louise radierte in Kupfer.

S. Sammlung berühmter Medailleurs und Münzmeister, S. 48. und Grohmann, Bd. 7. S. 580.

Vleughel, Nicolaus, Einer der berühmtesten Historienmahler von Antwerpen.

Er lernte bey seinem Vater Philipp Vleughel, einem nahen Anverwandten des berühmten Rubens, vervollkommnete seine Kunst durch einen zwölfjährigen Aufenthalt in Italien, und gieng darauf nach Paris, wo er sich häuslich niederließ. Er mahlte fast keine andern, als kleine historische Stücke. Seine Zusammensetzungen sind sinnreich, und er suchte darin der Manier des Paul Veronese nachzuahmen. Sein Colorit ist glänzend, und er mahlte mit vielem Geschmack und grosser Zärtlichkeit. Der König ernannte ihn im J. 1725 zum Director der Französischen Mahlerakademie zu Rom, und machte ihn zum Ritter des St. Michaelordens. Er war auch Ehrenmitglied der Clementinischen Akademie zu Bologna.

Man beschuldigt ihn, er habe seine meisten Figuren aus

Venetianischen Gemählden entlehnt: ein Vorwurf, welchen man in höherem oder geringerem Grade sehr vielen grösseren Künstlern, als dieser ist, machen kann.

Er starb zu Rom 1737, im 68. Jahre seines Alters.

S. Grohmann's neues histor. biograph. Handwörterb. Bd. 7. S. 381.

Vockerodt, Gottfried, Magister der Philosophie, Rector an dem Herzoglichen Gymnasium zu Gotha, geboren am 24. September 1665 in der Reichsstadt Mühlhausen in Thüringen.

Er studierte zu Jena vom J. 1683, erhielt daselbst zwey Jahre danach das Magisterium und las verschiedene Collegien. Im J. 1689 nahm er sich eine Reise nach Holland und England vor, wurde aber, als er durch Halle in Sachsen reiste, daselbst zum Conrector an das Gymnasium berufen: eine Viertelstunde darauf, als er diese Vocation angenommen hatte, erhielt er eine andere zu gleicher Stelle in seinem Vaterlande. Im J. 1693 kam er als Professor an das Gymnasium zu Gotha, wo er auch verblieb, indem er bald darauf das Rectorat überkam. Er hatte auch seine Lehrstelle zu Gotha vorgezogen, als er den Ruf als Professor der Moral auf die neuerrichtete Universität zu Halle erhalten sollte, und verwaltete sein Lehramt und das nachherige Rectorat zu Gotha 34 Jahre, bis er am 10. October 1727 daselbst starb.

Gottfried Vockerodt gehört zu den verdientesten Schulmännern, der auch durch Schriften sich berühmt gemacht hat, und Vater von 2 berühmten Gelehrten ist, nämlich dem Johann Gotthilf Vockerodt, welcher folgt, und dem Ludwig Christian Vockerodt, welcher Prediger und Conrector der Saldrischen Schule zu Altbrandenburg war, und eine grosse Kenntniß der Morgen- und Abendländischen Sprachen besaß.

Wir haben von ihm unter andern: Historia societatum et rei litterariae ante diluvium. Ienae 1687. 4. — Cyriaci Guntheri Latinitatis restitutae etc. eine neue Ausgabe. Ienae Part. I. 1701. Part. II. Ibid. 1708. 8. — Historia Bibliothecae Gymnasii Gothani, Gothae 1714. 4. — Mumiographia medica, oder Beschreibung der Aegyptischen Mumien ꝛc. unter dem Namen seines Schwiegervaters, des Gothaischen Hofapothekers, Christian Herzog's, Gotha 1717. 8. (auch Französisch, Gotha 1718. 8.) — Verschiedene, zum Theil noch sehr schätzbare Programmen und Dissertationen; unter andern ein Programm im J. 1696, in welchem er die unmäßige Liebe des Caligula, des Claudius und Nero zu den Künsten, welche darüber alle andere nützliche Wissenschaften hintansetzten, zu rügen suchte. Dieses verstand man unrecht, indem man glaubte, Vockerodt suche grosse Herren von der Neigung zur Musik abzuziehen. Daher warfen sich bald Joh. Christian Lorber, Dr. Joh. Christoph Wentzel und Joh. Bähr in verschiedenen Schriften gegen ihn auf, darin er eben nicht gar säuberlich behandelt wurde. Er sah sich also genöthigt,

sich in einer Schrift näher zu bestimmen, und zugleich zu vertheidigen. Dieser Tractat wird immer seltener. Der ganze Titel macht zwar mit dem ganzen Inhalt bekannt: wir können aber nur den Anfang und Schluß anführen, nämlich: Mißbrauch der freyen Künste, insonderheit der Musik, nebst abgenöthigter Erörterung der Frage: was nach Dr. Luther's und anderer Evangelischen Theologorum und Politicorum Meynung von Opera und Comödien zu halten sey ꝛc. Herausgegeben von Gottfr. Vockerodt — — Frankf. 1697. 22 Bog. 4. Da man sich nicht beruhigen wollte oder konnte, folgten noch einige Schriften.

S. nächst Jöcher's Gel. Lexicon Saxii Onomast. litterar. P. V. p. 361. und Gerber's Lexicon der Tonkünstler, Th. 2. S. 739.

Vockerodt, Johann Gotthilf, geheimer Rath bey dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten zu Berlin, ward zu Halle am 15. März 1693 geboren. Sein Vater, Gottfried Vockerodt, war damahls noch Conrector zu Halle, wurde aber, wie wir bereits wissen, als Rector an das Gymnasium nach Gotha berufen. Unter der Anweisung seines Vaters erlernte der junge Vockerodt, welcher mit vortrefflichen Fähigkeiten zu den Studien geboren war, sehr geschwind seine Schulwissenschaften, und erlangte in den Sprachen, in der Profan- und Kirchengeschichte, in den schönen Wissenschaften, der heiligen Philologie und Philosophie nicht gemeine Kenntnisse.

Nach der Absicht des alten Vockerodt, sollte sich sein Sohn der Theologie widmen, den er zu dem Ende 1708 nach Halle schickte, um seine Studien dieser Bestimmung gemäß einzurichten. Er schien sich auch wirklich dazu vorzubereiten, und wurde schon nach zwey Jahren im 17. Jahre Magister. Bey zunehmenden Jahren aber ließ er die Abneigung merken, die er seit langer Zeit gegen alle geistliche und akademische Stellen bey sich verspürte; und diese Abneigung mußte sehr stark seyn, weil im Uebrigen Vockerodt alle erforderliche Eigenschaften hatte, sich hervorzuthun, und in einem und dem andern Staate beträchtliche Stellen zu erhalten. Man fieng sogar an, ihm dergleichen anzutragen; aber er machte bekannt, daß er Willens wäre, auf Reisen zu gehen. Obgleich sein Vater diesen Plan, der die Frucht einer vieljährigen glücklich vollendeten Arbeit zu vereiteln schien, gar nicht billigte; so gab er doch endlich 1711 seine Einwilligung dazu. Da Vockerodt nicht im Stande war, den grossen Aufwand, den Reisende machen müssen, für sich zu bestreiten; so entschloß er sich, junge Herren von Stande zu führen, mit denen er die gewünschten Vortheile geniessen könnte. Er war anfänglich ein Jahr bey dem Baron von Rönne, dem Sohne eines Russischen Generals, und gieng von da in der nämlichen Qualität zu dem Grafen von Bruce, der unter eben diesen Truppen war. Nach Rußland versetzt, lernte Vockerodt geschwind die Sprache des Landes; und da seine Absichten sich nicht bloß auf Hofmeisterstellen einschränkten, wobey man ohne

Verdruß nicht alt werden kann, so suchte er, sich seinen Herren gefällig und nützlich zu machen. Diese bemerkten auch sehr bald seine guten Eigenschaften, durch die er sich in der Folge auch so sehr empfohlen hat, sein Genie, seinen durchdringenden Verstand, seine Leichtigkeit, Händel zu entscheiden, seine Anmuth und Deutlichkeit im Erzählen, und die glückliche Wendung seines Styls. Diese Generale, die auf das Vertrauen ihres Monarchen Peters des Grossen rechnen konnten, schenkten auch unserm Vockerodt das ihrige, und ließen ihn unter ihrer Aufsicht, ja sogar bey höchstwichtigen Geschäfften für sich arbeiten. Dieß machte ihn bekannt, und er kam dadurch mit den Vornehmsten am Hofe in Verbindung. Er machte sich dieß zu Nutze, nicht etwa eine thörichte Eitelkeit zu befriedigen, sondern seine Einsichten zu erweitern, und die tiefste Kenntniß von dem politischen und militärischen Zustande, von der Macht und dem Interesse dieses Reichs zu erlangen, das, so zu sagen, damahls erst entstand, und das, so groß und unbekannt es auch bisher gewesen war, eine von den Mächten geworden ist, die auf jene grosse Triebfeder, die man das Gleichgewicht von Europa nannte, den meisten Einfluß hatten. Unter den Grossen, welche Hochachtung für Vockerodt hatten, und sich ihm verbindlich zu machen suchten, war kein grösserer Kenner der Verdienste, als der berühmte Fürst Kantimir, Hospodar in der Wallachey, welcher Schriften herausgegeben hat, die selbst einem Gelehrten von Profession Ehre machen würden. Er ließ gleich an Vockerodt eben die Art von Ruf ergehen, dem er bisher gefolgt war, indem er ihn seinem Prinzen Antiochus Kantimir zum Hofmeister gab. Und das ist eben der, welcher als Ambassadeur an den Französischen und Englischen Höfen mit Ruhme gestanden, der aber seinen Namen und Vaterland durch schöne und witzige Schriften, worin er sich vornahm, als ein zweyter Boileau, den Geschmack und die Sitten seiner Nation zu bilden, noch berühmter gemacht hat. Es scheint, als ob der Hospodar, indem er unsern Vockerodt in seine Dienste nahm, nicht weniger die Absicht gehabt hätte, an ihm einen guten Secretär zu haben, als seinem Sohne einen geschickten Hofmeister zu geben. Wenigstens verwaltete dieser beyde Stellen gleich gut. Das Wachsthum des Schülers zeugte von den Bemühungen des Lehrers; und wenn die Bescheidenheit des Verstorbenen ihm die Bekanntmachung des Antheils erlaubt hätte, den er an der schönen Geschichte des Ottomannischen Reichs, die unter dem Namen des Fürsten Kantimir herauskam, und besonders an dem ersten Bande hatte, so würde ihm dieses nicht minder zur Ehre gereichen. Das, was man besser weiß, ist, daß Vockerodt, dessen seltene Kenntnisse immer mehr zunahmen, diese Sache dazu nützte, sich in den Geheimnissen der Türkischen Regierungsform zu unterrichten, so wie er es schon in den Geheimnissen der Russischen war. Er lernte auch für sich selbst die Oerter kennen, da er in dem Gefolge seines Herrn häufige Reisen in die Ukraine, Tatarey, Tür-

sey und die benachbarten Provinzen gethan hatte, wovon er immer mit vielen Entdeckungen bereichert zurückkam, weil Niemand so sehr, als er, geschickt war, den Character, die Sitten, Neigungen, Grundsätze und Staatskunst der Nationen, bey denen er sich aufhielt, zu studieren, und was noch wichtiger ist, daraus richtige Folgen zu ziehen, die auch gut auf die Fälle paßten, in denen er gebraucht wurde.

Es hatte das Ansehen, als wollte das Glück unsern Vockerodt noch höher steigen lassen; da es ihm Gelegenheit verschaffte, aus den Diensten des Fürsten Kantimir in die Dienste des Lieblings Peters des Grossen zu gehen. Dieses war der Baron von Schaffirof, welcher damahls diese schlüpfrige Stelle bekleidete, und man weiß, daß er sie nicht behaupten konnte. Er war auf dem höchsten Gipfel des Glücks, und folglich war es ein sehr glänzender Auftrag, seinen Sohn auf den Reisen zu begleiten, zu denen sich dieser schon anschickte, und auf welchen man die vornehmsten Länder von Europa besehen wollte. Vockerodt erwartete also den Tag der Abreise mit Freuden, als er Abends vorher einen gefährlichen Fall that, und am Kopfe so hart verwundet ward, daß man ihn für todt aufhob. Dieß nöthigte ihn also, auf einen Posten Verzicht zu thun, dem er ohne Aufschub vorstehen mußte, und sah mit Schmerzen, daß er einem Andern zufiel, welcher in weit verdrießlichere Händel verwickelt wurde, als der glückliche Zufall war, der unsern Vockerodt davor bewahrte.

Nach seiner Genesung trugen ihm verschiedene Gesandte unter vortheilhaften Bedingungen die Stelle eines Gesandtschaftssecretärs an, und selbst der Russische Hof that ihm einen noch verführerischern Antrag. Man wollte ihm mit einem beträchtlichen Gehalt den wichtigen Posten eines Uebersetzers beym Senat anvertrauen. Da er noch zweifelhaft war, was er thun wollte, kam er mit dem Herrn von Mardefeld, welcher eben als Preussischer Envoyé an den Russischen Hof gekommen war, in Verbindung, und entschloß sich zu einer Bedienung, welche in allem Betracht geringer zu seyn schien, als alle, die man ihm angeboten hatte. Er gieng als Secretär und Uebersetzer in die Dienste dieses Ministers. Ohne Zweifel brachten ihn die Liebe zum Vaterlande, und die Hoffnung es da weiter zu bringen, zu diesem Entschlusse, den der Erfolg hinlänglich gerechtfertigt hat. Bald hernach, im J. 1716, wurde er Gesandtschaftssecretär und diente in dieser Eigenschaft mit dem glücklichsten Erfolge, den man sich von seiner langen Erfahrung, und von seinen Naturgaben und Fähigkeiten, deren wir oben erwähnt haben, versprechen konnte. Oft mangelt es bey dem Diensteifer und bey Talenten an Gelegenheiten, sich hervorzuthun, aber diese fanden sich hier glücklicher Weise. Denn damahls gab es viele Unterhandlungen und Tractaten, wo er seine Fähigkeiten sehen lassen konnte. Da wir Menschen aber immer ein Gut auf Kosten eines andern erkaufen müssen, so verursachten auch seine schweren Arbeiten im

Cabinet und die verdrießlichen, bisweilen auch gefährlichen Reisen, die er zu thun hatte, ihm an seiner Gesundheit merklichen Schaden.

Da er auf der Laufbahn seiner Arbeiten immer weiter fort gieng, so belohnte der König Friedrich Wilhelm I. ein Prinz, dessen Gerechtigkeit allemahl sein vorzüglichster Character war, ihn mit werkthätigen Proben seiner Königlichen Huld. Er hatte in der Folge Gelegenheit, ihn auf den Reisen von Person kennen zu lernen, die er in den J. 1724 und 1728 nach Berlin that, um von seinen Verrichtungen Rechenschaft abzulegen. Nicht lange nach der letztern, übertrug ihm der König die Stelle eines Bürgermeisters zu Königsberg, der Hauptstadt im Königreich Preussen, eine Stelle, die etwas Ansehnliches eintrug. Im J. 1734 erhielt Mardefeld Befehl, nach Berlin zurückzukehren, weil der König sich wegen einer critischen Angelegenheit mit ihm unterreden wollte. Während dieser Zeit bekleidete Vockerodt den Character eines Agenten, und besorgte fast ein Jahr die Geschäffte seines Hofes mit aller möglichen Geschicklichkeit. Seine Gegenwart in Rußland war zu vortheilhaft, als daß man vielleicht jemahls hätte daran denken sollen, ihn zurückzurufen, wenn man nicht gleichsam wäre dazu gezwungen worden; und zwar auf folgende Art. Als 1737 der Graf Ostermann und der Herr von Biron, nachmahliger Herzog von Curland, am Ruder der Geschäffte saßen, so wurden sie gewahr, daß Vockerodt's Augen schärfer sahen, als es ihnen zuträglich war. Zu dieser Unruhe kam noch, daß sie auf das unglaubliche Ansehen, in welchem er sowohl bey der Nation, als auch bey Fremden stand, eifersüchtig waren. Sie ruhten also nicht eher, als bis Vockerodt, der ihnen ein beständiger Dorn in den Augen war, zurückberufen wurde. Der König, der stärker als jemahls von seinen Verdiensten überzeugt war, empfieng ihn bey seiner Zurückkunft mit der größten Zufriedenheit. Er ließ ihn oft rufen, um sich ganze Stunden mit ihm zu unterhalten, und er, der selbst die tiefsten Einsichten hatte, bemerkte mit einem reizenden Vergnügen dergleichen an diesem geschickten Diener, und erschöpfte einigermaßen dieses Magazin der vollkommensten Staatsklugheit durch eine unendliche Menge von Fragen über Alles, womit Vockerodt zu thun hatte. Bald hierauf erfolgte ein Patent, welches am 9. November 1737 gegeben war, worin Vockerodt zum Legationsrath erklärt, und in das Departement auswärtiger Angelegenheiten gewiesen wurde, als Einer von den Männern, welche bey den Ausfertigungen dieses Departements am Besten arbeiten konnten.

Der König, der wohl wußte, daß Vockerodt's Fähigkeiten ihn zu ganz verschiedenen Geschäfften tüchtig machten, und daß er ehedem verschiedene Hofmeisterstellen bekleidet hatte, die ihm viele Ehre machten, verordnete ihn zu Anfange des J. 1738 zum Hofmeister der drey Prinzen von Preussen, Brüder des nachherigen Königs Friedrichs des Grossen. Aber seine in Wahr-

heit zu Grunde gerichtete Gesundheit, entschlug sich gänzlich eines Geschäfftes, das bisweilen den dauerhaftesten Körper schwächt, und am Ende desselben Jahres erhielt er seine Entlassung. Seine Absicht war hierauf auf Königsberg gerichtet, wo ihm der König, wie wir gemeldet haben, eine Stelle zugestanden hatte. Er erhielt Erlaubniß, sich dahin zu begeben, um das Amt eines regierenden Bürgermeisters, das ihm zugefallen war, anzutreten. Man gewährte ihm auch seine Bitte, er machte Anstalten zu seiner Reise, und nahm vom Könige Abschied. Aber er reiste doch nicht ab, weil der König aus eigener Bewegung, und überzeugt, daß es besser wäre, einen Mann von so bekannten Verdiensten in dem Dienste eines ganzen Staats, als einer einzigen Stadt zu brauchen, ihm wider seine und Jedermanns Erwartung befahl, zu Berlin zu bleiben. Ein Patent vom 31. März 1739 erhob ihn, mit einem Gehalt von 2000 Thalern, zur Würde eines geheimen Raths bey demselben Departement, bey dem er bisher in Diensten gestanden hatte. Als kurz hierauf Friedrich II. den Thron bestieg, bestätigte er unsern Vockerodt in seinem Posten, und befahl ihm 1741 nach Schlesien zu gehen, und wichtige Geschäffte zu bearbeiten, welche diese neueroberte Provinz verursachte. Unter einem Herrn, der Alles selbst that, bewies sich Vockerodt würdig, dessen Befehle mit Einsicht, Geschwindigkeit und Treue zu vollstrecken, welches wesentliche Eigenschaften eines Staatssecretärs sind, die man an ihm beständig gewahr wurde. Die Belohnungen waren dem Dienste angemessen, und Vockerodt's Umstände wurden blühender, als er jemahls erwartet hatte. Es ist nur Schade, daß seine wichtigen Geschäffte auf der einen, und seine schlechte Gesundheit auf der andern Seite, ihm nicht erlaubt haben, dieselben zu geniessen.

Als die gelehrte Gesellschaft, die man hernach der Akademie der Wissenschaften einverleibte, errichtet wurde, war Vockerodt gleich dabey, und wurde bey der Vereinigung der Gesellschaften auch Mitglied. Man hat ihn sehr oft, besonders vor seinen letzten kränklichen Umständen, in den Versammlungen gesehen; und er hat allemahl an den Arbeiten und Vortheilen der Akademie Antheil genommen.

Zwey Jahre vor seinem Tode nahm man an ihm eine merkliche Abnahme wahr, und da seine Kräfte nach und nach schwächer wurden, ohne daß jedoch sein Geist zu leiden schien, so machte ein Schlagfluß am 5. März 1757 seiner Laufbahn ein Ende.

Ein Leben, das so voll Begebenheiten ist, wie das, welches hier kurz erzählt wurde, läßt für die äussern Verbindlichkeiten keinen Platz übrig. Es ist immer viel, ein guter Unterthan und auch ein sehr brauchbarer Unterthan zu seyn, der seine Pflichten genau kennt, und sie mit Eifer ausübt. Vockerodt besaß diese Eigenschaften eines guten Unterthans zwiefach, durch die Sorge, mit welcher er Andere dazu zu bilden suchte; durch die Freund-

lichkeit, mit welcher er allen Denen antwortete, welche die Erlaubniß hatten, sich bey ihm Raths zu erhohlen; durch die Bereitwilligkeit, mit welcher er wichtige Kenntnisse, die ihm Viel zu erlangen gekostet hatten, mittheilte, und bey welchen Viele, die sie besitzen, sehr zurückhaltend und geheimnißvoll thun. Es ist genug, ihm eine Lobrede zu halten, aber das ist es auch Alles, was wir glauben, daß darin stehen könne.

S. Nouvelle Bibliotheque Germanique, T. XXI. p. 245. Histoire de l'Acad. Roy. des sciences et bell. lettr. A. 1755. Berlin 1757. 4. Teutsch in Lebensbeschr. merkwürd. Personen, (Breslau 1774.) S. 237.

Vogel, Adolph Friedrich, Doctor der Arzneywissenschaft und ausübender Arzt zu Lübeck, am 28. October 1748 geboren.

Er studierte von 1768 an zu Kiel Medicin, erhielt am 15. May 1771 den Doctorgrad, und reiste darauf acht Jahre lang auf Kosten seiner Vaterstadt durch Teutschland, Helvetien, Frankreich und England, benützte jede Gelegenheit zur Erweiterung seiner Einsichten, und widmete sich dann mit dem glücklichsten Erfolge dem Dienste seiner Mitbürger. Groß war das Glück, welches ihn bey den Kranken begleitete, besonders in Augenübeln, noch grösser der Ruhm und die Erwartung; denn schon jetzt machte er sich durch seine grossen Fähigkeiten und tiefen Einsichten in die Arzneykunde, verbunden mit vielen Kenntnissen und Erfahrungen in der Wundarzneykunst und besonderer Fertigkeit und Geschicklichkeit in allen Fächern chirurgischer Operationen, bekannt; aber der Tod vernichtete die angenehmen Aussichten: denn er starb schon am 21. Jänner 1785 im 37. Jahre seines Lebens.

Von ihm sind die geachteten Chirurgischen Wahrnehmungen, 1. Sammlung, Lübeck 1778. 2. Sammlung, Ebendas. 1779. 8.

S. Gruner's Almanach für Aerzte und Nichtärzte, J. 1786 und Meusel's gel. Teutschland, Bd. 4. der 4. Ausg. S. 95.

Vogel, Georg Johann Ludwig, Doctor und ausserordentlicher Professor der Philosophie auf der Universität zu Halle, geboren 1742 zu Feuchtwang im Ansbachischen, der Sohn eines dortigen Kapellans, und der Bruder des würdigen Arzneywissenschaftslehrers zu Altdorf.

Er studierte auf dem Gymnasium zu Ansbach, und auf den Universitäten zu Helmstädt und Halle, wurde am letztern Orte, nach dem erhaltenen Magisterium, 1765 Adjunct der philosophischen Facultät, und 1773 ausserordentlicher Lehrer. Er hatte sich in der Mitte des J. 1775 nach Altdorf zu seinem obgedachten Bruder begeben, der einen besondern Ruf als practischer Arzt hat, um wieder hergestellt zu werden; allein die Krankheit hatte schon zu sehr überhand genommen, als daß er hätte gerettet werden können. Er starb viel zu früh für die Gelehrsamkeit am 12. Februar 1776 in einem Alter von fast 34 Jahren

an der Auszehrung, als ein Opfer seiner Arbeitsamkeit. Er hat sich durch seine Schriften, welche meistens zur Orientalischen Litteratur gehören, sehr bekannt gemacht, und unter andern sich auch Verdienst um die Critik der Bibel des alten Testaments erworben.

Von seinen Schriften nennen wir:

Umschreibung der Sprüchwörter Salomons, Leipz. 1767. 8. —. Alb. Schultensii Proverbia Salomonis, Halae 1769. 8 maj. Hier zeichnen sich seine dieser neuen Ausgabe des gelehrten Schultensischen Commentars über die Spr. Salom. beygefügten Anmerkungen aus. — Franc. Vatabli Annotationes in Psalmos, subjunctis Hug. Grotii notis, quibus observationes exegeticas criticas adspersit G. I. L. Vogel. Praemissa est praefatio Ioh. Aug. Noesselti, Halae 1767. 8 maj. Zum Abdruck der Anmerkungen vom Vatablus ist die besondere Ausgabe derselben, die vom R. Stephanus 1556. 8. veranstaltet wurde, gewählt worden, weil diese die vollständigste ist, und zweymahl so viele Anmerkungen enthält, als in Stephani grosser Bibel und in den Criticis Anglicanis befindlich sind. Die Anmerkungen, welche jenen ihrer Güte wegen genug bekannten des Vatablus und Grotius von Vogel beygefügt worden sind, betreffen entweder die Erklärung der Stellen, auf welche sie gehen, oder (und von dieser Art sind die meisten derselben) die Berichtigung des Textes, welche letzteren entweder aus den alten Uebersetzungen genommen, oder aus bloßer Vermuthung entstanden sind. In der Vorrede handelt der vortreffliche Nösselt von den Verdiensten des Stephanus um die Erklärung der Bibel, mit seinem und Anderer Urtheil von diesen Anmerkungen. — Relandi Antiquitates sacrae veterum Hebraeorum cum animadversionibus Ughulianis et Ravianis, Halae 1769. 8. — Alb. Schultensii Commentarius in librum Iobi. In compendium redegit et observationes criticas atque exegeticas adspersit, Halae 1773. 8 maj. — Lud. Capelli Critica sacra cum animadvers. Halae 1775. 1776. 1786. 3 gr. Octavb. sehr verbessert und ergänzt: den 1. Band besorgte nur Vogel, die übrigen J. G. Scharfenberg. — Hugonis Grotii Annotationes in Vet. Test. emendavit, edidit, brevibus complurium locorum dilucidationibus auxit. Halae 1776. 3 Quartbände. Vogel's Arbeit geht bis auf das 19. Kapitel des Propheten Jeremias: den 3. Th. besorgte Döderlein.

Professor Nagel zu Altdorf hat in einem 2 Bogen starken Anschlag Altd. 1776 mehrere Nachricht von dem gelehrten Manne ertheilt.

S. daselbst u. Meusel's gel. Teutschl. 3 Ausg.

Vogel, Johann Christoph, zuletzt Kammermusicus des Herzogs von Valentinois zu Paris, ein bewunderter junger Componist, nach dessen Tode sich erst sein Ruhm ausserordentlich vermehrt hat.

Er ward 1756 zu Nürnberg geboren, und bildete sich nach

Graun und Hasse, deren Werke er besonders studierte. In seinem 22. Jahre, 1778, gieng er nach Paris, um daselbst Beydes, die Verbesserung seiner Kunst und seines Glücks, zu suchen; Gluck's Opern, welche damahls auf dem Pariser Theater in der höchsten Vollkommenheit gegeben wurden, erfüllten ihn mit solchem Enthusiasmus, daß er Nichts weiter hören und studieren wollte, als diese: sie waren sein vollkommenes einiges Muster. Bey diesem Streben nach Vollendung nöthigten ihn aber seine Umstände, sich mit der Musik, so gut es die Gelegenheiten begünstigten, seine nöthigsten Bedürfnisse zu erwerben.

Auf diese Weise hatte er ganz im Stillen, verborgen und unbekannt, in dieser kleinen Welt acht Jahre gelebt, als er auf Einmahl der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung von ganz Paris wurde. Er brachte nämlich, nach mancherley Schwierigkeiten, die Oper Medée à Colchis, ou la Toison d'or, in 3 Acten, von der Poesie des Desriaux im September 1786 auf das dasige Theater, und er ward der Gegenstand einer allgemeinen Bewunderung. Selbst Gluck zollte ihm den ausserordentlichen Beyfall in einem Briefe, geschrieben 1787. „Ich wünsche Ihnen Glück, schrieb er, zu dem ächtdramatischen Styl, den Sie bey andern Vorzügen in so ausgezeichnetem Grade besitzen." Aber noch immer war sein Name seinen Landsleuten bloß durch einige Kleinigkeiten für Instrumente bekannt, bis diese Oper im May 1788 zu Paris wiederhohlt wurde. Nun erst meldeten öffentliche Nachrichten von daher: daß er gegenwärtig mit Cherubini als Operncomponist an dem Pariser Theater, gleich dem Gluck und Piccini, um den Lorbeerkranz streite, und die Ehre der Teutschen, seiner Landsleute, zu behaupten suche; und setzten hinzu, daß er sich in seinen Compositionen durch Stärke im Ausdrucke, gleichwie Cherubini durch sanfte und gefällige Melodie, unterscheide. Freylich theilte Vogel und Cherubini, der mit wirksamen Empfehlungen an die Königin nach Paris gekommen war, eben so das Publicum in zwey Partheyen, wie vormahls Gluck und Piccini gethan hatten. Leider überlebte Vogel seinen grossen Ruhm nicht lange. Er starb noch während der wiederhohlten Vorstellung dieses Werks, am 28. Juny 1788 an einem hitzigen Gallenfieber, sehr arm: nicht weil er ein Verschwender, sondern weil er mitleidsvoll sich vergab: er hatte nämlich alle seine Einnahme mit einem armen Tonkünstler, der Krankheits halber an dem Nöthigen Mangel litt, lange Zeit brüderlich getheilt.

Nach Vogel's Tode vermehrte sich sein Ruhm ganz ausserordentlich. Man fand unter seinen Papieren noch die ganz vollendete Partitur von der grossen Oper Demophon. Da das Pariser Publicum begierig war, auch diese zu hören; so brachte man sie im J. 1789 daselbst auf's Theater. Man hörte dieselbe mit desto grösserer Bewunderung an, da die Demoiselle Rousselois, welche sich einige Jahre unter der vortrefflichen Casselischen Kapelle gebildet hatte, darin die Hauptrolle vorstellte. Man war damit noch nicht zufrieden. Die Ouvertüre dieser

Oper musste doch besonders in dem Concert Olympique zwey mahl nach einander gegeben werden, und alle Kenner hielten sie für sein Meisterstück. Noch mehr, man kam überein, dem Componisten ein öffentliches Denkmahl zu errichten: Es ist aber bey dem blossen Willen geblieben, weil die damahls ausbrechende Revolution vermuthlich die Ausführung desselben verhindert hat.

Alles Uebrige, was von seiner Hand durch den Stich bekannt geworden ist, scheint bloß für Liebhaber geschrieben zu seyn. Keines dieser Werke entspricht der grossen Erwartung, in die uns der Ruhm, welchen er sich in Frankreich erworben, gesetzt hat.

S. Gerber's Lexicon der Tonkünstler, Th. 2. S. 741. und den Freymüthigen, J. 1805. Nr. 143 u. 144.

Vogel, Johann Wilhelm, gewesener Bürgermeister im Dienste der Niederländisch-Ostindischen Compagnie, in der Folge Herzoglich-Sächsischer Rath und Kammermeister zu Altenburg, auch Scholarch an dem akademischen Gymnasium zu Coburg, in sofern er eine Zeitlang das Interesse seines Landesfürsten bey der herzoglichen gemeinschaftlichen Kammer zu Coburg besorgte, und dort in der Eigenschaft Sitz und Stimme hatte.

Es ist nicht nothwendig, daß ein Mann, dessen Andenken erneuert und verewigt werden soll, durch glänzende Werke und grosse Verdienste in der Welt Celebrität erlangt habe. Wenn er sich in seinem Vaterlande ausgezeichnet, seine vorzüglichen Eigenschaften und Fertigkeiten zum gemeinen Besten verwendet hat, wenn er durch Talente, Handlungen und Schicksale, wäre er selbst verborgen im Dunkel geblieben, merkwürdig geworden ist, so verdient er ein öffentliches Denkmahl, ja die Pflicht der Humanität erfordert es, daß man sein Andenken auch zur Nacheiferung im Segen erhalte. Der Mann von Vorzügen und Verdienst wirkt dann noch Gutes mit Kraft, wenn längst die Erde seine Gebeine oder Asche birgt. Unser Vogel ist nicht allein in seinem Vaterlande mit Ruhm genannt, sondern auch ausser demselben bekannt geworden: wir erinnern nur an seine Ostindische Reisebeschreibung und an das Lob, welches ein Meiners in seiner Geschichte der Menschheit derselben ertheilt. Aber seine Reisebeschreibung, und was er sonst — Alles von Werthe — zum Druck befördert und in Manuscript hinterlassen hat, ist veraltet und leider! entkommen, und sein besonderes Verdienst im Lande verlöscht die Zeit. Es war in seinem Zeitalter noch nicht das löbliche Streben, wie jetzt in Teutschland, nach dem Beyspiel der Britten (in England entsteht fast keine Monathsschrift, die nicht Biographieen enthielte), allen und jeden Personen, die sich hervorgethan und wahrhaft verdient gemacht haben, öffentliche Denkmahle zu errichten, oder der Welt Nachrichten von ihrem Leben, Character und Werken schriftlich zu verzeichnen. Wir haben daher keinen Nekrolog und keine lebensgeschichtlichen Notizen von diesem verdienten Manne, das Wenige ausgenommen, was in seiner Ostindischen Reisebeschreibung vorkommt. Um so

willkommener muß es seyn, von seiner eigenen Hand Nachrichten zu erhalten, welche wir aus seinem Lebenslaufe *) und weiterem Nachlaß hier mittheilen; es versteht sich, daß wir nur die Sache, nicht den Ausdruck, das Gepräge der Zeit, des Alters, geben.

Vogel ward zu Ernstroda im Amte Reinhardsbrunn, am 14. März 1657, also unter der Regierung Herzog Ernsts des Frommen, des über sein Zeitalter erhabenen, unvergleichbaren Fürsten, geboren; sein Vater war Georg Vogel, in die 32. Jahre Pflegschreiber des erwähnten Amts Reinhardsbrunn, und seine Mutter, Maria Elisabeth, eine geborne Schott. Es ist nicht ohne Nutzen, wenn man, so weit es immer seyn kann, bis zu den Urvätern des Geschlechts hinaufsteigt: der vormahlige Generalsuperintendent Jacobi zu Celle, im Fürstenthume Lüneburg, macht z. B. eine der Aufmerksamkeit würdige Bemerkung in Absicht auf Steigen und Fallen der Familien. Vogel nennt aber nur, unfehlbar wegen der fehlenden Kunde, die Großväter und Großmütter. Von Vaters Seite war Elias Vogel, Fürstlich-Sächsischer Amtsrichter der beyden Aemter Gerstungen und Hausbreitenbach, der Großvater und Catharina, geborne Ebersbach, die Großmutter, von mütterlicher Seite Jacob Schott, Erb- und Freysaß auf Kohlhausen, und vornehmer Kauf- und Handelsmann zu Meiningen, die Großmutter Eva, geborne Backen.

Es ist der Aeltern angelegentlichstes Geschäfft, ihre Kinder schon in den frühesten Jahren zum Guten zu gewöhnen, und in das zarte Gemüth Gottesfurcht zu pflanzen; davon zeigten sich auch die Spuren durch's ganze Leben. Man erwarte nicht in jener Zeit eine naturgemäße pädagogische Ausbildung, zu welcher man jetzt gelangt, oder am Glücklichsten gelangen kann. Nach dem damahls und noch jetzt herrschenden Vorurtheil, daß allein durch Unterricht der Geist gebildet werde, und daß man nicht früh genug mit dem Christenthume anfangen könne, kam Vogel, als er kaum das fünfte Jahr erreicht hatte, in die teutsche Schule zu Ernstroda: Volkmar Ernst lehrte ihn das Lesen, Schreiben, Rechnen und das Christenthum aus Luther's Katechismus, nebst den Psalmen David's und andern Hauptstücken der Evangelisch-Lutherischen Religion **). Als seine Aeltern die Fähigkeiten wahrnahmen, wurde er im J. 1665 nach

*) Voraus geht zum Motto: „Wohl dem Menschen, der da stirbt, ehe er stirbt; denn so stirbt er nicht, wenn er stirbt." Darauf hat sein erwecklicher Eingang Bezug, und er sagt darin, daß er eben um deßwillen, weil der Tod allen Menschen gewiß, die Stunde aber ungewiß wäre, sich täglich zur Rechenschaft bereit halte, auch Einiges von seinem Herkommen und von seiner Pilgrimschaft unverzüglich niederschreibe.

**) Das sogenannte Grundbuch, vom Herzoge Ernst dem Frommen veranstaltet, und von Johann Heinrich Voigt (damahls Professor zu Gotha, nachher zu Jena) ganz neu bearbeitet, unter dem neuen Titel: Erster Unterricht vom Menschen und von den vornehmsten auf ihn sich beziehenden Dingen, ein Lehrbuch für die niedern Stadt- und Landschulen, Gotha 1781. 8. war noch nicht eingeführt.

Waltershausen in die Trivialschule, und zu seines Vaters Bruder, dem damahligen Amtsschreiber zu Tenneberg, in die Kost gebracht: er kam, nachdem ihn der Rector Kreuchhaffen geprüft hatte, in die dritte Classe, in welcher David Füldner lehrte. Der Knabe ließ sich's äusserst angelegen seyn, die Anfangsgründe der Lateinischen Sprache zu erlernen, und brachte es darin so weit, daß er im J. 1667 nach dem Sommerexamen und der darauf erfolgten Versetzung in die zweyte, und zwey Jahre nachher in die erste Classe rückte; er behauptete mehrentheils die Stelle des Ersten, ohne Ruhm zu sagen, wie er ausdrücklich hinzufügt. Mit Lob verließ er auch die Schule im J. 1671 nach überstandener Prüfung, welche von dem Superintendenten M. Hattenbach und dem Rector Kreuchhaffen geschah, und nachdem er in Gegenwart des Superintendenten, der sämmtlichen Schullehrer und der Glieder des Stadtraths, in Lateinischer Sprache Abschied genommen hatte. Sein Vater brachte ihn unverzüglich am 9. März 1671 nach Gotha, wo er denn, wohlbestanden in der vom Rector Johann Andreas Reyher *), jenem ungemein verdienten Schulmanne, der auch Verfasser eines ehedem sehr schätzbaren Lateinischen Lexicons, wie der bekannten Schulmethode und anderer Schriften ist; gehaltenen Prüfung, in die zweyte Classe kam, und sein Studium der Lateinischen und Griechischen Sprache fortsetzte; so daß er bey der Versetzung nach dritthalb Jahren — Reyher war (Vogel gedenkt des Nachfolgers, Georg Hesse, nicht) schon todt (er starb am 2. April 1673) — ein Schüler der ersten Classe wurde. Es scheint fast, ohne den Werth der Männer zu verkennen, Nichtbefriedigung zu verrathen, daß Vogel die Lehrer der zweyten und fünften Classe nicht nennt: denn damahls war noch nicht die allenthalben nachzuahmende Einrichtung, daß mehrere Lehrer in Einer Classe, selbst der Professor in seinem Fache, durch die vier Classen des Gymnasiums lehrten: bekanntlich theilt sich das Gothaische Gymnasium in die Gelehrten- und Bürgerschule, und letztere besteht, wie die erste mit der Selecta **), aus vier Classen. Die Vermuthung steigt zur Wahrscheinlichkeit, wenn man von der zweyten Classe liest (und mehr nicht), er habe darin sein Studium der Lateinischen und Griechischen Sprache, welches wohl bey Weitem nicht zur ächten Geistesbildung, zur wissenschaftlichen

*) Das Gothaische fast umgeschaffene Gymnasium wurde durch ihn, nach der Vorschrift des Herzogs, eine der berühmtesten Lehranstalten in Teutschland, und der unsterbliche Herzog Ernst, welcher Alles, was nur in seinen Kräften stand, zur Aufnahme der Bildungsanstalten that, errichtete selbst, um den Druck der Schulschriften zu befördern, eine eigene Buchdruckerey, welche an die Reyherische Familie kam: auch die niederen Stadt- und Landschulen im Fürstenthume Gotha zeichneten sich aus, bey einer solchen Thätigkeit des Fürsten für die Schulen, daß es zum Sprichwort geworden: des Herzogs Bauern wären gescheiter, als die damahligen Edelleute in Thüringen.

**) Auch diese stiftete der Herzog Ernst, und räumte dazu Anfangs auf dem Herzoglichen Schlosse ein besonderes Zimmer ein.

Begründung und zur Bereicherung der würdigsten Kenntnisse mancher Art getrieben wurde, fortgesetzt; es kommt hinzu, was bald folgt, daß er Gelegenheit hatte, ausserhalb dem Gymnasium, zu sogenannten Realien hingeführt zu werden, und für dieselben Nichts in den Lehrstunden ihm zufloß. Vogel hat nur bis zum 23. April 1674 das Gymnasium besucht. So gern er den Wunsch seiner Aeltern, die Studienlaufbahn zu vollenden, erfüllt hätte; (er empfand eine besondere Neigung zum Studium der Theologie): so sah er doch, bey dem grossen Unvermögen seiner Aeltern, von welchen er nicht die geringste Hülfe erwarten konnte, die Unmöglichkeit, das Vorhaben auszuführen, und faßte andere Gedanken, um sich seinen künftigen Unterhalt zu sichern, und der Welt zu nützen. Er hatte bisher schon als Gymnasiast, indem die Schreiberstelle bey dem damahligen Fürstlichen Kammerschreiber (Johann Friedrich Pabst), seinem nachherigen Schwiegervater, ledig war, für den geringen Dienst, welchen er demselben, ohne Versäumniß seines Studierens, leistete, aus besonderer Zuneigung und Güte die Freykost erhalten; er durfte nur die ledige Stelle annehmen, um versorgt zu seyn, und sein Glück weiter zu gründen. Das war auch sein fester Entschluß, welchen er seinen Aeltern jetzt, nebst ihrem und seinem Zustande zu Gemüthe führte, und stellte dabey vor, daß, obgleich Beyspiele bis zur Anschauung darlegten, wie arme Studierende oft ohne Beystand der Aeltern und Freunde durch Gottes wunderbare Hülfe fortgekommen wären, Solches doch immer nur Wenigen zu Theil geworden, und die gewisse Versorgung für jetzt und die Zukunft nicht auszuschlagen wäre. Die guten Aeltern, gebeugt wegen der durchaus fehlenden Mittel, mußten wohl zustimmen und einwilligen. Der Sohn verließ alsbald das Studieren, und es wurde ein Contract geschlossen, vermöge dessen er verbunden war, bey dem gedachten Beamten zwey Jahre, ungeachtet er die Lateinische Sprache fertig, und die Griechische guten Theils, verstand, und nach Erforderniß jener Zeit reden konnte, als Schreiber zu dienen. Er hielt diese Dienstzeit so beyfallswürdig aus, daß sein Principal ihn darauf um weitere Dienste ansprach, die er auch auf zwey Jahre vertragsmäßig und gern zusagte, zumahl da er sowohl in Rechnungs- als Bergwerks- und Münzsachen, vornehmlich aber in der Probirkunst, mit welchen letztern Dingen der Kammerschreiber Viel zu thun hatte, indem Herzog Ernst und Herzog Friedrich zu Sachsen-Gotha ihn öfters zu solchen Verrichtungen brauchten, täglich mehr bey ihm lernen konnte. Während der vier Jahre hatte er bey der Herzogl. Rentkammer zu Friedenstein freyen Zutritt, und in einem ordentlichen Cabinet seinen ordentlichen Sitz; er verfertigte da zuvörderst die wöchentlichen und jährigen Kammerrechnungen, und was sonst bey dergleichen Rechnungen erfordert wurde; auch brauchte man ihn noch anderwärts, wenn Zeit übrig war, und die Verrichtungen seines Principals es zuließen, daß er nämlich verschiedene Fürstliche Kammer-Expedienda und

Befehle copirte und mundirte; wodurch er des damahligen Raths und Landrentmeisters Johann Breithaupt sowohl, als der übrigen Fürstlichen Rentkammerbedienten, Gunst und Zuneigung erhielt. Es war überdieß von sehr grossem Nutzen, daß ihn der Kammerschreiber, so viel seine schweren Amtsgeschäffte es erlaubten, in der Probirkunst mit dem glücklichsten Fortgange unterrichtete. Vogel hatte nebst seinem Salarium auch schöne Accidenzien, und verdiente noch nebenbey mit Schreiben und anderer Arbeit, indem ihn weder Tag noch Nacht Mühe und Arbeit verdroß, so Viel, daß er seinen Aeltern in ihrer Dürftigkeit, zu Zeiten mit Geld, und auch mit Getreide, welches er kaufte, oder zuweilen von seinem Principal statt seines Salariums annahm, unterstützen konnte.

Gleichwohl blieb er nicht zu Gotha; er beharrte zu Folge des unwiderstehlichen und stets regen Triebs, fremde Länder zu sehen, die Werke der Allmacht an Gewächsen, Früchten und Thieren, und die Sitten und Gebräuche anderer Völker zu betrachten, auf dem Entschluß, nach Holland, und von da weiter, zu reisen. Es ist wohl zu bemerken, was er nicht in dem Lebenslaufe, sondern in seinem Reisejournal, erzählt, daß die öfteren angehörten Erzählungen und Beschreibungen von der Menge verschiedener und herrlicher Erdgewächse, Früchte, Thiere und anderer Merkwürdigkeiten, ja Seltenheiten, mit welchen die Orientalischen Länder ausgestattet prangen, und die zum Theil durch die Schifffahrt zu uns nach Europa kommen, seinen Geist so sehr beschäfftigten, daß die Lust zur Reise unüberwindlich, und die zu besorgende Gefahr und Beschwerlichkeiten auf keine Weise geachtet wurden. Er sagt dort ausdrücklich: „Als ich täglich meine aufgehabte Arbeit bey Hofe in der Fürstlichen Renterey verrichtete, geschah es, daß ich je zuweilen in müssiger Zeit auf der Gallerie vor der Fürstlichen Canzley und Renterey herumwandelte, und bey den von dieser und jener Sache geführten Discursen, dann und wann gegenwärtig war. Unter andern befand sich damahls ein Canzlist in der geheimen Canzley, Namens Caspar Schmalkalden, welcher in seiner Jugend die Reise nach Ost- und Westindien gethan, und glücklich vollendet hatte: derselbe pflegte öfters von seinen Reisen Eines und das Andere zu erzählen, und die Verschiedenheit der Landesart und der Nationen mit den kostbaren Waaren und anderen Schätzen Indiens hinreissend darzustellen. Da empfand ich einen so mächtigen Drang in mir, daß ich nicht eher ruhen konnte, als bis ich es erreicht hätte, diese Merkwürdigkeiten mit eigenen Augen zu sehen.“ Man muß die Macht dieser Wißbegierde kennen, welche noch dazu von edlen Grundsätzen und Gesinnungen geleitet wurde, um sich einen Begriff zu machen, wie keine Vorstellung, keine Verheißung Gehör fand, selbst die kindliche Liebe besiegt wurde. Bis zu Thränen rührt die Familiengeschichte, besonders zu dieser Zeit, da der Aeltern heisser Wunsch war, daß der Sohn, auf welchen sie noch ihre einzige Hoffnung gesetzt hatten, im Vater-

lande geblieben wäre. Die guten Aeltern gaben endlich ihren Willen zur Reise. Er suchte daher bey seinem Principal um ein schriftliches Attestat seines Verhaltens und um Entlassung gebührend an, gab aber sein eigentliches Vorhaben nach Ostindien nicht, sondern nur seine Reise nach Holland zu erkennen. Pabst entließ ihn freylich äusserst ungern, und versuchte jede Ueberredung, sowohl für sich, als durch den Rath und Rentmeister Breithaupt; aber vergeblich: der geliebte Jüngling konnte nicht gewonnen werden. Er hatte eine gründliche Wissenschaft im Erz- und Münzprobiren erlangt, und hoffte, nach glücklicher Ankunft in Amsterdam, bey der Ostindischen Compagnie als Probirer angestellt zu werden, und dadurch den Weg zu seinem Glücke zu bahnen. Er bat daher den Münzmeister und Wardein zum Friedenstein, Georg Friedrich Staude'n, daß er ihm, nach strenger Prüfung, ein Zeugniß, die Kunst des Probirens wohl gelernt zu haben, ertheilen möge. Nachdem er sowohl dieses, als seines Principals Zeugniß mit der Dimission in Händen hatte, säumte er nun nicht. Sein Erstes war der Abschied von sämmtlichen Fürstlichen Dienern in der Kammer und Canzley, dann von seinem Principal, welchen er jederzeit als einen Vater geehrt und geliebt hatte, und von andern guten Freunden und Bekannten in Gotha. Darauf letzte er sich noch mit den Seinigen und den nahen Blutsverwandten, welche beym Abschiedsmahle in Ernstroda am 5. May 1678 zugegen waren. Am 12. May den Sonntag Exaudi, war es, daß er sich nach dem Mittagsgottesdienste, in welchem er Gott um Segen zu seinem Unternehmen anrief, auf die Reise nach Tambach, einem Gothaischen Orte in Thüringen, an der Hessischen Gränze begab, als er zuvor von seiner Mutter und Geschwistern den schweren Abschied genommen hatte; seine älteste Schwester begleitete ihn bis dahin. Sein Vater war über Land nach Finsterbergen, einem Dorfe am Fuße des im Thüringer Walde gelegenen Dünsterbergs, in die Pflege des Amts Reinhardsbrunn gehörig, verreist, in der Hoffnung, von seinem Salarium Etwas zu erheben, und dem scheidenden Sohne auf die Reise zu geben. So sehr es dieser zu verhindern gesucht hatte, indem er des Vaters Dürftigkeit zu gut kannte, so wollte doch der zärtlich liebende Vater seinen Willen haben, welchem sich der Sohn kindlich hingab. Er selbst gieng auf das Dorf zu, welches nicht viel aus dem Wege lag, traf aber schon auf der Rückkehr den Vater, welcher ihm mit Thränen klagte, daß er Nichts zur Mitgabe für ihn bekommen habe. Er schied nun mit noch beengterer Brust, und der Vater brach, unter tausend Segenswünschen mit einem Strome von Thränen, zuletzt in die Worte aus; „Nun verliere ich meinen Joseph, und werde keine Hülfe ferner von ihm genießen." Wie sehr dem Sohne diese Worte zu Herzen giengen, läßt sich empfinden, aber nicht beschreiben. Das Reisegeld, welches er mit sich genommen und zusammengespart hatte, bestand nur in 13 Reichsthalern. Gegen Abend traf Vogel in Tambach ein, und

fand daselbst, oder vielmehr in Bietharz, einem Filial von Lambach, Gespannschaft, mit welcher er auf Frankfurt am Mayn zureiste. Hier setzte er sich auf das Maynzer Marktschiff, und kam damit nach Maynz; von Maynz, wo er Johann Martin Düring aus Bamberg (welcher dem Vorgeben nach in Venetianischen Diensten als Fähndrich gestanden, und nun auch nach Ostindien reisen wollte) zum Reisegefährten erhielt, darauf nach Cöln am Rhein. Von Cöln gieng er wieder zu Schiffe auf Düsseldorf, Kaiserswerth, Rheinbergen, Niederwesel, Schenkenschanz, Arnheim; zu Arnheim nahm er nebst drey andern Reisenden einen Postwagen, und fuhr damit bis Utrecht, von da aber mit einer Treckschute nach Amsterdam, woselbst er am 29. May Abends 1678 anlangte. Er ließ sich nun, was er suchte, äusserst angelegen seyn; er meldete sich daher bey den Bewindhabern der Ostindischen Compagnie, und erbot seine Dienste als Probirer bey den Bergwerken. Da er aber solche, weil wegen des noch nicht geschlossenen Nimwegischen Friedens noch keine Ostindischen Schiffe ausliefen, sobald nicht erlangen konnte, und sein weniges Zehrgeld, dazu in Amsterdam, mehrentheils verzehrt war, so mußte er auf andere anständige Nahrungszweige denken; er entschloß sich demnach zur Holländischen Armee, welche damahls bey Mecheln in den Spanischen Niederlanden stand, zu reisen, und unter derselben Cavalleriedienste zu nehmen. Zu dem Ende reiste er am 20. July Nachmittags zu Fuhr aus Amsterdam auf Utrecht, wo er aber die Nachricht einzog, daß er ohne die größte Lebensgefahr nicht würde zur Armee kommen können: er nahm daher seinen Weg nach Zwoll, in der Provinz Overyssel, wo die Gröningische Cavallerie einquartiert seyn sollte, um zu sehen, ob er hier unterkommen könnte. Allein wider Vermuthen war hier keine Cavallerie, nur Infanterie. Die Cavallerie hatte ihre Quartiere in der Provinz Gröningen. Seine Neigung gieng indeß mehr auf den Dienst der Reiterey, und er verfügte sich deßhalb von Zwoll nach Gröningen, wo er sich mit seinem Gefährten, welcher ihm überall folgte, zum Cavalleriedienste anmeldete, aber einen höflichen Abschlag, mit dem Vorwande, die Compagnie wäre vollzählig, bekam. Er nahm daher in Zwoll unter dem Gokingauschen Regimente zu Fuß als Freywilliger Dienste; jedoch unter dieser Bedingung, daß er, wenn sich Gelegenheit zu einer anderweitigen Anstellung fände, die Freyheit habe, vom Regimente wieder abzugehen: zur Sicherheit ließ er sich darüber einen schriftlichen Revers ausstellen. Als nun noch vor dem October die Nachricht erscholl, daß die Ostindische Compagnie etliche Schiffe von Amsterdam nach Indien ausrüste, so begab er sich unverzüglich nach Amsterdam, und er wurde, nach geschehener Prüfung und Probe, als Probirer angenommen. Es ist nicht zu vergessen, daß zu den Vertragsunterhandlungen gehörte, auf fünf Jahre (mit der Hin- und Rückreise) der Ostindischen Compagnie zu dienen, und daß man ihm zum Gehalt 20 Holländische Gulden oder 8 Rthlr., wie auch

3 Rthlr. Kostgeld, und 40 Pf. Reis monathlich im Lande, nebst dem Officiertische, zu Schiffe auf der Reise zusagte oder aussetzte. So kam er denn an seine Bestimmung, nach dem heißesten seiner Wünsche, Gottes weite Welt zu sehen, und anbetend zu bewundern. Man begab sich, wie befohlen war, am 16. November von Amsterdam nach Texel, mit dem Schiffe Lichter, und daselbst auf den Holländischen Thuyn. Letzteres Schiff, das in dem dortigen Hafen, in welchen alle Holländische Schiffe ein- und wieder auslaufen, vor Anker lag, war als ein grosses Schloß anzusehen, zumahl wenn es seine Segel ausgespannt hatte; seine Länge bestand in 175, die Breite aber in 45 Schuhen, und es führte 96 Kanonen, darunter 24 Karthaunen sich befanden. Wegen des noch nicht ausgerüsteten und beladenen Schiffs Neu-Mittelburg, kam man nicht so bald in die See, als nach der Ordre erwartet wurde. Erst am 9. December gieng der Holländische Thuyn mit dem Admiralschiffe Asia, mit Neu-Mittelburg und der Fregatte Sara, unter dem Kanonendonner zu Segel. Man segelte durch die Nordsee 37 Meilen, kam am 11. December aus der Nordsee in den Canal, als das Meer von einem gewaltigen Sturme so sehr bewegt würde, daß es schrecklich brausete, und die Wellen wie Berge empor stiegen. Es wurde auch von einer Welle, welche grausam über den Holländischen Thuyn hinschlug, und unter andern viel Wasser auf den obern Schiffsboden warf, ein Pfortenstück in des Constablers Kammer aufgestossen. Der Schlag oder Stoß dieser Welle war so groß und heftig, daß man glaubte, das Ruder würde davon zertrümmert seyn. Doch fand man bey Besichtigung nicht den geringsten Schaden im Schiffe. Des andern Tages legte sich der Sturm; es war aber trübes Wetter, und noch sehr dunkel. Die Fregatte, in welcher nicht nur ein grosser Theil von Proviant, sondern auch Stücke und Schießbedarf waren, hatte sich in dem Sturme verloren; sie sollte bis an St. Jago segeln, und daselbst die aus dem Schiffe eingeladenen Sachen wieder übergeben, weil alsdann die grosse See und keine Gefahr auf den Grund zu segeln mehr sey. Man meynte, daß das Admiralschiff und Neu-Mittelburg durch den Sturm auch anderwärts verschlagen wären, indem solche des Morgens auch nicht gesehen wurden; sie kamen aber doch Nachmittags wieder, und nun hoffte man, daß die Fregatte sich auch bald wieder auffinden werde. In dieser Hoffnung wurde nun fortgesegelt; man lief am 14. December aus dem Canal in die Spanische See, und bekam am 29. die Canarischen Inseln Palma und Ferro zu Gesicht. Hier mußten die Winterkleider ab, die Sommerkleider angelegt werden, weil man nunmehr gleichsam aus dem Winterlande in das Sommerland gekommen war. Man sah unter andern hier den so merkwürdigen Pico, auf der Insel Teneriffa, welcher auf 30 Meilen weit bey hellem Wetter in See gesehen werden kann. Obige zwey Inseln segelte man vorbey, und das Schiff Neu-Mittelburg schied; es richtete seinen Lauf auf Capo

Verde, wo es Mast- und Segelbäume fällen und einnehmen wollte, weil die seinen im Sturme einigermaßen beschädigt worden waren. Das Schiff Thunn setzte seine Fahrt sammt dem Admiralschiffe auf der Spanischen See nach den sogenannten Salzinseln fort. Ehe sie aber noch dahin gelangten, nahm man am 31. December des Morgens früh gegen Süden fünf sich nähernde Schiffe gewahr, welche, wie man bald und weiter aus den Masten mit Perspectiven sehen konnte, Türkische Schiffe und ziemlich stark bemannt waren. Man machte daher alle Anstalt zum Treffen; die Kriegsleute standen im Gewehr, die Matrosen theils bey den Segeln, theils bey den geladenen Stücken bereit. Man wartete nur auf den Angriff: denn nach dem Gesetz — was allen Holländischen nach Indien gehenden Schiffen vor der Abreise aus Holland scharf anbefohlen wurde — durfte, wenn feindliche Schiffe begegneten, keines je angegriffen, und niemahls der erste Schuß gethan werden; man mußte seinen Lauf verfolgen, und den Angriff erwarten. Wohl war das ganze Schiffsvolk voller Muth zum Angriff; aber der Admiral und Capitain wagten den Angriff nicht, sondern man segelte herzhaft fort, und besagte Türkenschiffe folgten drey Tage und Nächte; des Nachts waren sie meist hinter oder neben, und des Tages vor den Holländerschiffen; und am vierten Tage Morgens früh segelten sie eine weite Strecke vor ihnen hin, und kamen am Ende ganz aus dem Gesichte. So waren die Holländer der gefährlichen Begleitung los. Zu Anfange des J. 1679, und zwar gegen Abend des 8. Januars, passirten sie zur Rechten des Schiffs die Insel del Sale, die merkwürdig ist wegen der grossen Menge des schönsten Salzes, das in den Pfützen, wenn das Seewasser abläuft, stehen bleibt und von der Sonne ausgekocht wird; zur Linken des Schiffs aber die Insel Mayo, woher die vielen tausend Bockhäute kommen, und langten des Morgens darauf bey der Insel St. Jago, von den Canarieninseln 150 Meilen gerechnet, an. Hier ließen sie in dem Hafen auf 46 Klaftern tief ihre Anker fallen, und hinten auf dem Schiffe vom Flaggenstocke die grosse Holländische Flagge wehen, begrüßten hiernächst das daselbst liegende Castell mit Kanonenschüssen, wogegen mit sieben dergleichen Schüssen von den Portugiesen gedankt wurde; darauf geschahen von den Holländern wieder sieben Schüsse, welche die vom Castell mit eben so vielen beantworteten. Nachdem der Anker im Grunde lag, auch die Segel eingenommen waren, schickte der Schiffer die Schaluppe mit dem mittlern Steuermanne und einigem Volk zum Gouverneur, und ließ denselben ersuchen, den Schiffen zu vergönnen, daß sie einiges Volk an's Land senden, und Feuerholz hauen, auch Trinkwasser und andere Erfrischungen für sich daselbst abhohlen dürften, und der Gouverneur bewilligte dieses Gesuch gern. Indessen warteten die Holländer mit grossem Verlangen auf ihre Fregatte, welche im jüngsten Sturme verschlagen war; sie kam auch wirklich am 12. Januar Sonntags gegen Mittag zur größ-

ten Freude an. Sie hatten die Fregatte schon eine gute Zeit für verloren gehalten, und sich eingebildet, solche würde den Türken in die Hände gerathen und zum Raube geworden seyn; der Verlust wäre dann freylich sehr groß gewesen, indem der größte Theil ihres Proviants auf derselben eingeschifft war. Das Schiff wurde durch Lösung der Kanonen mit Jubel empfangen, und des folgenden Tages darauf der Proviant mit dem Zugehörigen aus der Fregatte in das grosse Schiff geladen. Man brachte mit der Ladung bis auf den Sonnabend in die Nacht zu.

Wie Vogel immer einiges Merkwürdige von den vorbey oder durchgereisten Orten und Gegenden erzählt: so auch von den Portugiesischen Inseln des grünen Vorgebirges oder den Capverdischen Inseln (Ilhas verdes). Von St. Jago sagt er: „Sie ist von den Portugiesen bewohnt, welche mehrentheils Neger oder Schwarze sind. Sie haben geringe Hütten auf der Höhe des Bergs, darin sie wohnen; der Hafen aber ist zur Vertheidigung mit etlichen Stücken versehen. Es werden da unterschiedliche Arten Früchte gepflanzt, als Citronen, Pomeranzen, Cocosnüsse, Wasserlimonen u. s. w. So wird auch Wein daselbst gebauet, welcher den Geschmack eines guten Sectes hat; neben diesem Wein ist auch guter Canariensect zu bekommen." Die Holländer hatten vom Gouverneur die Erlaubniß erhalten, an's Land zu gehen, und sich mit nothdürftigem Feuerholz, Trinkwasser und andern Erfrischungen zu versehen; es wurden daher täglich etliche Boote und Schaluppen .... dergleichen Sachen angefüllt und zu Schiffe gebracht. Vogel gieng nebst dem Obersteuermanne und Andern eines Tages auch an's Land, um sich zu erfrischen. Sie mußten aber, weil sie wegen des felsigen Grundes mit der Schaluppe nicht bis an's Land fahren konnten, einen guten Pistolenschuß weit durch die See bis fast über die Mitte des Leibes im Wasser waten. Sie tauschten von den Einwohnern gegen etliche Messer und andere eiserne Waaren, welche sie bey sich hatten, und ihnen angenehmer als Geld waren, Citronen, Cocosnüsse, auch andere Früchte und Wein, und nahmen alles das, nachdem sie sich am Lande durch einen Spaziergang unter den schönen schattenreichen Bäumen erlustigt und frische Früchte genossen hatten, mit sich an Bord. So wurde zugleich durch die Schaluppe und das Boot frisches Wasser und Brennholz vom Lande geholt, und das Schiff selbst reichlich versorgt.

Endlich am 19. Jannar 1679 giengen die Holländer bey günstigem Winde, da die Anker aufgewunden waren, nach dem von ihrem Admiralschiffe gegebenen Zeichen, unter Segel; die Fregatte aber nahm ihren Abschied, und richtete ihren Lauf nach Westindien. Man sah noch an demselben Abend die Insel del Fuego zur rechten Hand liegen. „Sie ist, sagt er, ein sehr hoher, beständig brennender Berg, oder besser, sie hat einen Vulcan, und ich selbst habe zu zwölf unterschiedlichen Mahlen ihn Feuer ausspeyen gesehen." Bey der weitern Fahrt ward es nach einem starken und anhaltenden Regen ganz still, so daß

auch nicht das geringste Lüftchen zu spüren war, und der Schiffer und die Steuerleute sagten, daß sie nun dicht bey dem Aequator oder der Aequinoctiallinie wären. Wirklich war es auch so; denn nachdem sie am 30. Januar Mittags die Polhöhe mittelst ihres Gradstocks oder Bogens gemessen hatten, fanden sie durch die Rechnung, daß sie gerade unter der Aequinoctiallinie schwebten. Die Hitze war dermaßen groß, daß sie auch die dünnen leinenen Schiffskleider fast nicht mehr auf dem Leibe erdulden konnten; dabey war die Luft ganz still und gar kein Wind, so daß sie in 24 Stunden auch nicht Eine Meile vorrückten. Viele von den Matrosen sprangen über Bord in die tiefe See, und erfrischten sich mit Baden, schwammen eine gute Zeit, und kamen darauf wieder in's Schiff. Bey dieser grossen Windstille wurde es dem Schiffer, den Steuerleuten und Allen bange, es möchte ihnen gleich den meisten nach Ostindien fahrenden Schiffen ergehen, daß sie fünf oder sechs Wochen in grosser Hitze und ohne Fortgang an diesem Orte würden bleiben müssen. Aber wider Vermuthen wehete bald ein ganz gelinder Wind. So kam man bey dem Fortgang schon am 24. Februar, obgleich die Hitze von Tag zu Tage grösser ward, aus der Spanischen in die Aethiopische See, und am 11. März passirte man die Insel Abrolhos, wo auf die 60 Meilen weit sehr grosse Steinklippen von der Brasilischen Küste ab in die See streichen, und es daher sehr gefährlich ist, mit den Schiffen zu fahren, indem die Klippen größtentheils unter dem Wasser liegen, und nicht leicht gesehen werden können. Man segelte dieselben um den Nachmittag glücklich vorbey: dieser Ort wird von der Aequinoctiallinie 400 Meilen gerechnet. Nun verlor sich die Wärme allmählich wieder, und es fieng an, etwas kühl zu werden, so daß man sich genöthigt sah, die leichten Schiffskleider mit den jenseit des Aequators abgelegten dichten Kleidern wieder auf eine Zeitlang zu verwechseln. Nach unterschiedlichen erlittenen Stürmen sahen sie am Ende das sehnlich verlangte Vorgebirge der guten Hoffnung, und kamen, indem sie das Robben-Eiland zur linken Hand liegen ließen, in die Tafelbay oder den Hafen dicht unter dem Castell, die gute Hoffnung genannt, mit West-Nord-West-Wind auf sechs Klaftern tief Sandgrund zu Anker. Man weilte aber hier nicht lange. Bereits am 12. May 1679, früh Morgens, wurden die Anker aufgewunden; man gieng wieder unter Segel, und die Reise fort nach Batavia. Am 23, 24 und 25. May bis zum 6. Juny erlitten die Reisegefährten in dem Indischen Ocean, um die Gegend des Südlandes, das Land der Eintracht genannt, einen grossen Sturm. Der Orcan, welcher hier zu gewissen Zeiten regiert, ist unter allen Stürmen der gefährlichste, weil Wind und Wasser bey demselben zugleich toben, und nicht leicht ein Schiff, das in solchen verfällt, unbeschädigt davon kommt. Darauf war mehrentheils guter Wind und gutes Wetter, und sie gelangten am 17. July glücklich in die Rhede oder den Hafen vor Batavia, und am 18. an's Land. Im

teressanter werden jetzt die Nachrichten, und zwar zuerst von Batavia, der Königin der Städte des Holländischen Ostindiens; Java und Sumatra lernte Vogel am Besten kennen; er giebt auch zum Theil genauere und mehrere Notizen, als die neuern Reisebeschreiber. Weil die Bergwerke der Ostindischen Compagnie auf der Westküste von Sumatra Hauptsache der Reise waren, so wurde ein Schiff, das Wappen van der Goes genannt, ausgerüstet, mit welchem Vogel und andere Bergwerksleute *) dahin gebracht werden sollten. Es war der 2. September, als sie von Batavia aus dem Hafen unter Segel giengen, und sie kamen am 13. desselben Monaths auf Sumatra's Westküste vor der Insel Poulo Chinco (deren Pfeffer dem Ceylonischen noch vorgezogen wird) zu Anker, wurden da an's Land gesetzt, und nach dem Bergwerke Sillidase Tambangh, in welchem bisher die Teutschen Bergleute gearbeitet hatten, auch noch arbeiteten, gebracht.

Von dem eben genannten Bergwerke wurde Vogel wieder nach Sillida, einer der Ostindischen Compagnie zustehenden Schanze, innerhalb welcher das Laboratorium für die Probirer steht, gesandt, um daselbst zu bleiben und Dienste zu thun. Dieses Sillida am Seestrande ward selbst für den gesundesten Ort auf der Küste Sumatra gehalten; aber da fast Keiner dahin kommt, der nicht, wenn er nur wenige Zeit hier war, eine harte Krankheit ausstehen muste, so erfuhr Vogel gleiches Schicksal; er war nicht viel über einen Monath daselbst, so griff ihn die rothe Ruhr, welche er bereits zu Batavia hatte, so heftig an, daß er sich schon des Lebens für verlustig hielt. Sechs Monathe lag er an dieser Krankheit darnieder; und kaum hatte er einen Monath gesunde Tage, so überfiel ihn das Fieber, Anfangs jedesmahl über den andern, hernach über den dritten Tag, bis es sich endlich in das Quartanfieber verwandelte, und ihn ganz entkräftete. Lange kämpfte er vergeblich dagegen, um nicht bettlägerig zu seyn; er versäumte sogar keine Probe, wenn dergleichen gefertigt werden musten. Aber in die Länge konnte er es nicht aushalten; er muste zuletzt das Bett hüten, zumahl da nach Ausgange des Augusts 1680 ein sehr hitziges Fieber erfolgte, welches ihm vollends die noch übrigen Kräfte raubte, ihn dergestalt abmattete, daß er nicht mehr allein zu gehen vermochte, sondern wie ein kleines Kind sich heben und tragen lassen muste. Nichts als Haut und Bein war noch an seinem Leibe, und Farbe und Gestalt glich einer Leiche. Vogel macht eine fürchterliche Beschreibung von diesem Fieber, zumahl wenn dasselbe seinen höchsten Grad erreicht hatte, und er ohne Gebrauch der Vernunft und Sinne da lag. Um so grösser war die Freudigkeit und Erquickung, welche er in seinem Herzen empfand, und der Dank, welchen er dem Erhalter des Lebens

*) Es waren indeß noch zwey Schiffe aus Holland, und mit denselben mehrere Bergleute, alle Wallonen, nebst zwey Bergmeistern, Wylander und Achterberg, angekommen.

brachte. Seine Leiden waren aber noch nicht zu Ende; er hatte sich kaum erhohlt, so bekam er die Wassersucht, Milzbeschwerung und Gicht auf Einmahl. Die Aerzte und Chirurgen hielten diese Uebel auf Sumatra für unheilbar; daher fand der Commissar, Lorenz Pit der Jüngere, welcher besonderes Mitleid mit ihm trug, und allen Fleiß zur Hülfe anwenden ließ, mit seinen Rathsgliedern, welche im Junius von Batavia 1680 angekommen waren, für gut, ihn nach Batavia zu senden, daß er daselbst glücklich geheilt werde. Vogel wäre zwar lieber zu Sillida geblieben, weil er daselbst an guten Freunden, die seiner getreulich pflegten, keinen Mangel, dagegen zu befürchten hatte, daß er zu Batavia nur unter Fremde kommen und verlassen seyn würde; er suchte auch darum an. Aber es konnte seine Bitte nicht erfüllt werden. Die Commission versicherte, daß, was sie beschlossen hätten, um seiner Erhaltung willen geschehe; es kämen an die Regierung zu Batavia solche Befehle und Verordnungen, daß es ihm an genugsamer Pflege und Wartung nicht fehlen sollte. So wurde er denn am 25. Januar 1681, als das Jachtschiff Syp segelfertig war, mit seinem Gepäck an Bord gebracht, und der Fürsorge des Schiffscapitäns und der Chirurgen auf das Nachdrücklichste empfohlen. Am 26. Morgens giengen sie mit einem guten Ostwinde unter Segel, und langten am 2. Februar Nachmittags in dem Hafen von Batavia glücklich an. Am 3. Februar wurde der kranke Vogel in grösser Mattigkeit an's Land gebracht. Er ließ sich bey dem Generaldirector Cornelius Speelmann, zuvor aber bey dem Generalgouverneur Rykloff van Goens, melden, und Letzterer wies ihm ungesäumt, nachdem er die von dem Commissar und seinem adjungirten Rath mit dem Schiffe abgelassenen Schreiben hatte hohlen lassen, und durch den Secretär van Hoorn ein Auszug daraus gefertigt worden war, eine angemessene Wohnung an, mit dem geschärften Befehl an den Oberchirurg des Quartiers, den Patienten ja bestens zu verpflegen und zu curiren. Der Oberchirurg besuchte ihn nun fleißig, und er wurde täglich von demselben mit guten Arzneymitteln, sowohl innerlich, als äusserlich, bedient; es wollte aber Nichts anschlagen, sein Zustand verschlimmerte sich vielmehr, indem sein ganzer Leib von den angewandten Pflastern voll rohes Fleisch ward, und er unsägliche Schmerzen deßhalb leiden mußte. Er beschloß daher, sich durch Einen der inländischen Aerzte curiren zu lassen, welcher auch bald erschien. Vogel gab demselben einiges Geld voraus, daß er desto eifrigern Fleiß anwende; allein als der Arzt das Geld hatte, pflegte er seinen Patienten nur mit unterschiedlichen Pulvern und Purganzen, wodurch er noch elender und ganz kraftlos wurde; ja es war mit der Wassersucht bereits so weit gekommen, daß er nicht mehr liegen durfte, sondern mehrentheils, wollte er nicht ersticken, im Bette sitzen mußte. Auf Zureden biederer Leute gab er diesem Arzte seinen Abschied, und er nahm sich vor, nun keine Menschenhülfe mehr zu gebrauchen, sondern

sich Gott, als dem besten Arzte, zu überlassen. Es kam indeß nach einigen Tagen ein Handwerksmann, der sich für einen Landsmann und Sachsen ausgab, Morgens früh zu ihm, und erzählte, wie er vor wenigen Monathen in einem eben so elenden Zustande sich befunden habe, aber von einem Indischen Weibe glücklich curirt worden sey: wofern er sich nun solcher Cur bedienen wollte, so würde er ihn zu dem gedachten Weibe bringen. Nach der erhaltenen Versicherung, daß die Frau keine der Indischen Frauen, die insgemein durch Hexerey und Segensprechen Curen zu verrichten vorgeben oder pflegen, sondern an einen Teutschen Freymann verheyrathet und brav sey, und daß sie in ihren Curen ordentliche Arzneymittel, welche mehrentheils aus Kräutern, Wurzeln, und aus denselben bereiteten Getränken beständen, gebrauche, ließ er sich den Vorschlag gefallen, und er wurde von dem Manne des folgenden Tages in einem Fahrzeuge nach der Vorstadt auf dem Wege nach Jacatra zu dem gedachten Weibe gebracht. Die Frau war bereits bey Jahren, vom Eilande Baly gebürtig, und eine Christin reformirter Religion. Vogel bekam alsbald einen Saal im Gartenhause, ihrer Wohnung gegenüber, ein, und Tages darauf fieng sie ihre Cur an. Sie hatte ihm einen Trank von allerhand Kräutern und Wurzeln, von welchem er, so oft ihm beliebte, trinken durfte, verfertigt, und alles andere Getränk, als Wein, Bier, Branntwein und dergleichen, verboten. Die Speise, welche sie ihm zurichtete, bestand wieder aus gekochten Mußen von unterschiedlichen Kräutern und Früchten; ausser diesen durfte er weder Fleisch, noch andere Speisen genießen. Vogel beobachtete die Diät genau, da ihm die Aerztin die gewisse Hoffnung gab, nach vierzehn Tagen, wenn er der Vorschrift folgte, von den Uebeln befreyt zu seyn. In der That empfand er schon die erste Nacht gute Wirkung; am vierten Tage bekam er zu dem Muße und Trank Morgens ganz früh noch eine, auch aus Wurzeln, Blumen und Kräutern zubereitete Latwerge, mit dem Andeuten, sich zu einem Schwitzbade bereit zu halten. Er glaubte, das Schwitzbad würde in einem Zimmer seyn; es fand sich aber ganz das Gegentheil. Die Frau hatte in dem Garten unter einem schönen lustigen und schattenreichen Zimmetbaum von Latten in's Geviert ein Gestell fertigen, und in der Mitte derselben in die Erde eine ziemlich tiefe Höhlung graben lassen, in welche sie einen Topf mit gekochten und noch siedenden Kräutern, über den Topf aber einen Stuhl setzte; das Gestell behieng sie rings um mit dicken Cattunsdecken, daß keine Luft weder zu dem Stuhle, noch zu dem in der Erde stehenden Topfe kommen konnte. Nachdem Alles fertig war, mußte er sich in das zugemachte Gestell verfügen, und auf dem Stuhle über den Kräutern mit ganz bloßem Leibe, nur dünne cattunene Schlafhosen anhabend, setzen. Es stand gar nicht lange an, so drang der Schweiß am ganzen Leibe hervor. Nach Verlauf einer Viertelstunde öffnete die Frau das Gestell ein Wenig, sah, ob die Kräuter im Topfe noch genugsam warm wären, und

fragte ihn, wie er sich befände; und als er noch keine Mattigkeit, viel weniger Ohnmacht, die, nach ihrer Aeusserung in solchen Schwitzcuren nicht ungewöhnlich seyn mochte, verspürte, so brachte sie einen glühenden Stein, warf denselben in den Topf, wodurch die Kräuter auf's Neue einen starken Dampf von sich gaben, und ihm den Schweiß mehr und heftiger, als zuvor, auspreßten; dieses glühende Steineinwerfen wiederhohlte sie noch zweymahl, und der Schweiß floß so sehr von ihm, daß die Erde auf dem Platze, wo er saß, ganz naß, und anzusehen war, als ob eine Gelte mit Wasser dahin gegossen worden wäre. Inzwischen hatte das gute Weib ihres Patienten leinenes Geräth, welches er derselben vor dem Schwitzbade herausgegeben, in der Sonne wohl gewärmt; sie reichte ihm darauf solches, daß er sich mit den warmen Tüchern abtrocknete, dann bekleidet, um auszuruhen, in's Bett begab. Er spürte von Tag zu Tage mehr Linderung, und erlangte, nachdem er diese unter freyem Himmel aufgerichtete Schwitzstube noch viermahl besucht, vorher aber jedes Mahl drey Tage lang den obgedachten Trank und Muß gebraucht, und nachgehends damit noch wenige Tage fortgesetzt hätte, seine vorige Gesundheit, auch nach und nach die verlornen Kräfte, wieder. Für diese Cur und Pflege, nebst der Kost, in Zeit von vier Wochen, verlangte die Aerztin nicht mehr als vier Ducatons, worüber er sich höchst verwunderte, und in Erwägung ihres angewandten treuen Fleißes und Eifers statt der vier, zehn Ducatons bezahlte. Er nahm von dem guten Weibe Abschied, und zog wieder in sein Quartier zu Batavia.

Was auch seit seiner Anwesenheit zu Batavia D. Andreas Kleyer, aus Hessen gebürtig, ihm Gutes erwiesen, das hat er zum ewigen Ruhme des Mannes in seinem Leben und in seiner Reisebeschreibung verzeichnet, und es darf auch hier im Zusammenhange nicht übergangen werden. Dieser Arzt war zu gleicher Zeit, als Vogel beym Generaldirector Speelmann um Anordnung wegen seiner Verpflegung und Wohnung anhielt, bey demselben; er nahm daher Gelegenheit, sich bey dem Kranken nach seinem Zustande zu erkundigen, und äusserte, daß er zu ihm in's Haus kommen sollte; er wollte ihn mit Medicamenten und bedürfendem Labsal in seiner Cur, auch wenn es nöthig wäre, mit Geld unterstützen. So schwer und sauer ihm das Gehen zu der Zeit seyn mußte, so eilte er doch zu dem Menschenfreunde, indem er nur auf dem kurzen Wege, welcher etwa eine halbe Viertelstunde betrug, zuweilen ausruhte. Er war kaum bey diesem Arzte, als er ihn in seine kostbare und herrliche Apotheke führte, ihm einige Arzneyen gab, und sein gethanes Anerbieten wegen einiges Geldvorschusses wiederhohlte. Nun war Vogel freylich der Geldhülfe äusserst benöthigt, da er auf Sumatra Nichts vor sich bringen konnte, dagegen in ziemlichen Schulden steckte, gleichwohl scheuete er sich zu borgen, und die Schulden zu vermehren. Als nun Kleyer auf weiteres Forschen den zurückgehaltenen Nothstand und die Bedenklichkeiten merkte,

brach er in die Worte aus: „Ich bin als Soldat nach Indien gekommen, und weiß wohl, wie Einem, der keine Mittel hat, zu Muthe ist. Nun hat mich aber Gott zu Vermögen und Ehren gebracht; ich erkenne mich daher auch schuldig, meinen Nächsten, zumahl den Landsleuten, wieder zu dienen.“ Er nahm darauf zwanzig Ducatons aus seiner Casse, gab ihm solche, mit dem Beyfügen, wenn er weiter Etwas brauchte, sollte er ohne Scheu zu ihm kommen, oder Jemand in seinem Namen senden, und versichert seyn, daß er ihn nicht hülflos lassen würde. Vogel wollte ihm eine Handschrift darüber ausstellen; allein der Menschenfreund verlangte sie nicht, sondern sagte: wenn er zu seiner Gesundheit gelangte und Mittel bekäme, so möchte er es wieder bezahlen, ausserdem wollte er die Wiederbezahlung von Gott erwarten. Ohne diese Geldunterstützung wäre er nicht im Stande gewesen, die Indische Frau so zu belohnen.

Während der ganzen Cur, und auch nach Beendigung derselben, zu Anfange des Mays, hatte er Zeit und Gelegenheit genug, die herrlichen Gewächse, Bäume, Früchte und andere Gegenstände, welche ihm täglich zu Gesichte kamen, zu betrachten, und sich an ihnen zu belustigen; denn, sagt er, wenn ich des Morgens und gegen Abend zwischen den schönen und lustigen Gärten hin oder in denselben spazieren gieng, so sah ich nicht allein, wie die Natur in den Geschöpfen so wunderbar und herrlich spielte, sondern empfand auch den angenehmsten Geruch, und die Kraft von den blühenden Bäumen und deren Früchten, welche er, und zwar die vornehmsten, in seiner Reisebeschreibung mit Wenigem beschreibt. Er hatte nun, voll Bewunderung, Alles zum Oeftern betrachtet, und die Zunahme seiner Kräfte von Tag zu Tage verspürt, daß er endlich der Stadt Batavia, ja ganz Indiens, müde wurde, und sich nach seinem Vaterlande herzlich sehnte. Er suchte daher bey der Regierung um seine Entlassung an; sie wurde ihm aber abgeschlagen, und seine Besoldung monathlich mit vier Rthlrn. verbessert, doch unter der Bedingung, daß er mit den ersten Schiffen wieder nach Sumatra gehen, und ferner als Probirer dienen sollte. Indeß fügte es sich, daß im Julius 1681 ein Berghauptmann, D. Benjamin Olitzsch, aus Sachsen, mit mehrern Bergbedienten zu Batavia ankam, welchen er, weil derselbe krank an's Land kam, auf Verlangen fast täglich besuchte; denn Olitzsch suchte Vogel's Kunde von den Bergwerken der Ostindischen Compagnie auf Sumatra zu benützen. Vergeblich wandte er sich mit der Bitte an den Berghauptmann, zur gewünschten Entlassung beförderlich zu seyn, da er es selbst gern gesehen, daß ein so kundiger Mann bey ihm bliebe, und ihm nach Sumatra folgte. Vogel mußte mit Geduld sich in sein Schicksal ergeben; hätte er entwischen wollen, so würde er dasselbe erfahren haben, was einem Assistenten oder Canzlisten, mit Namen Rademaacker, von Amsterdam gebürtig und guten Herkommens, welcher in dem General-Schreibcomtoir zu Batavia etliche Jahre Dienste gethan hatte,

und nach Ablauf der Zeit seiner Verbindlichkeit in sein Vaterland zurückkehren wollte, begegnet ist. Derselbe konnte auf öfteres inständiges Ansuchen seine Entlassung nicht erhalten; es wurden ihm selbst Anfangs gute Worte gegeben, auch etlichemahl ein höherer Titel und Gehaltsverbesserung angeboten, womit ihm aber keinesweges gedient seyn konnte, weil er von seinen Ältern gute Mittel zu hoffen hatte, und an der Weltehre ihm wenig gelegen war. Der Canzlist versuchte es nochmahls, und hielt um seine Entlassung an; die Antwort war, daß man ihn seiner zierlichen Hand wegen nicht entrathen könnte, und möchte er, bis er ein anderes tüchtiges Subject an seine Stelle setzte, mit fernerem Gesuch einhalten. Ueber diesen Bescheid entrüstete er sich so sehr, daß er sich der Ausschweifung ergab, und etliche Wochen nicht mehr auf's Comtoir kam, bis er endlich in Arrest gebracht, und mit Gewalt wieder an seine Arbeit getrieben wurde; die Wache hatte Befehl, ihn nicht aus dem Castell zu lassen. Aber er fand nach einigen Tagen Gelegenheit, nicht nur aus dem Castell, sondern auch sogar mit einem andern Javanischen Fahrzeuge nach Bantam, wo damahls die Franzosen, Engländer und andere Nationen nebst den Holländern das freye Commerz hatten, die Flucht zu nehmen, um von da mit einem Englischen oder Französischen Schiffe nach Europa in die Heimath zu schiffen. Seine Flucht ward aber zu Batavia sehr zeitig bekannt, daß ihm alsbald nach seiner dortigen Ankunft Steckbriefe an den Holländischen Residenten auf dem Fuße folgten. Der Resident hielt die Sache sehr geheim, und es verstrichen einige Tage, ehe er den flüchtigen Canzlisten auskundschaften und sein Quartier erfahren konnte. Unverzüglich wurden sechs Matrosen und ein Bootsmann beordert, das Quartier des Unglücklichen zu besetzen, und ihn zu verhaften. Der Bootsmann nebst noch zwey Matrosen wollten in die Kammer, in welcher er sich verschlossen hatte, mit Gewalt eindringen; er aber bat, man möchte keine Gewalt gebrauchen, und ihm nur erlauben, vorher etliche Zeilen an den Holländischen Residenten zu schreiben, welches ihm auch zugestanden wurde. Diese Zeilen enthielten die flehentliche Bitte, man möchte seiner schonen, und ihm im Gegentheil mit einem Schiffe nach Europa zu kommen behülflich seyn. Man hätte ihm leicht willfahren können, indem dieselbe Nacht darauf ein Englisches Schiff von Bantam ab- und nach England segelte; allein der Resident gab, sey es, daß er schwere Verantwortung deßhalb besorgte, oder andere Ursachen hatte, abermahls Ordre, ihn ohne weitern Anstand in Haft zu liefern. Er wurde demnach in seiner Kammer überfallen, und gefragt, ob er sich gefangen geben wollte? Er, wohl wissend, wenn er gefangen nach Batavia geliefert würde, daß er daselbst wenigstens Geißelung und Brandmark nebst der Kette zu erwarten hätte, stieß verzweifelt mit einem Kriß, den er bey sich hatte, nach dem Bootsmanne, und verwundete denselben, wie er glaubte, tödtlich, und auch zwey Matrosen; diese

und die übrigen Gefährten richteten ihn mit ihren Säbeln und Plötzen dermaßen zu, daß sein Tod an den empfangenen Wunden für gewiß gehalten wurde; er selbst sein baldiges Ende, wodurch er der gefürchteten obrigkeitlichen Strafe entgehen würde, mit Zuversicht erwartend, gab sich gefangen, und wurde dem Residenten überliefert. Dieser ließ ihn, nachdem er durch einen Chirurgen verbunden war, mit einem Jachtschiffe nach Batavia bringen; und nun wurde er, nach völliger Cur, der gänzlichen Wiederherstellung des Bootmannes und der Matrosen zu Bantam ungeachtet, ohne Gnade und Barmherzigkeit mit dem Schwerdte hingerichtet; alle von der Gemahlin des Generalgouverneurs und von den Gattinnen der Räthe von Indien für ihn eingelegte Bitten waren umsonst. Rademaacker war ein schöner Mann, der wie eine Rose blühte, und sein Unglück bewegte fast alle Zuschauer zum Mitleiden. Er litt die Todesstrafe geduldig, und machte nicht eine Miene, um die Fristung seines Lebens zu bitten, indem er wohl wußte, daß der Pardon nur in einem elenden sclavischen Leben in Ketten und Banden würde bestanden haben.

Wir haben das Schicksal des Mannes, der mit Recht entweichen wollte, ausführlich erzählt, um es begreiflich zu machen, wie Vogel sogar noch über sechs Jahre Geduld hatte und blieb, da sein inständiges Bitten kein Gehör fand. Es war festgesetzt, daß er mit dem Berghauptmanne Olitzsch wieder nach Sumatra zurückkehren sollte. Sie giengen daher von der Rhede zu Batavia am 12. November 1681 zu Schiffe auf das Admiralschiff Neu-Mittelburg; in dieses und in noch drey andere Schiffe wurden die Kriegsleute alle, welche zum Feldzuge wider die aufrührerischen Malayen zu Bayangh gebraucht werden sollten, eingeschifft. Am 29. December gelangten sie in dem Hafen von Poulo Chinco an, nachdem sie auf dieser Reise am 15. December in der See ein schreckliches Erdbeben und viel Ungemach wegen widerwärtigen Windes erlitten hatten. Am 30. December giengen sie sämmtlich an's Land, wurden von dem Vicecommandeur Arent Sylvius bewillkommt, und nachdem des folgenden Tages der Commandeur von Sumatra Jean van Leene nach Poulo Chinco gekommen war, die nach Poulo Chinco gebrachten zehn Compagnieen Europäischer und inländischer Kriegsleute unter Barraken und Zelte einlogirt; die Bergleute sämmtlich dagegen nach dem Bergwerke (Sillidase Tambangh) geschafft. Es war der 5. Januar 1682, an welchem der Berghauptmann Olitzsch in einer Schaluppe von Poulo Chinco nach Sillida abfuhr, und daselbst in Begleitung des Commandanten van Leene und zweyer Capitaine, auch anderer Officiere, daselbst anlangte. Der Commandant nebst den beyden Capitains und Andern begaben sich zu Pferde; der Berghauptmann aber, welcher Schwachheit wegen nicht reiten konnte, wurde auf einem Stuhle von acht Sclaven getragen, und so der Marsch nach dem zwey Stunden weit von Sillida landeinwärts gelegenen Bergwerke fortgesetzt. Sobald

der Commandant mit der ganzen Berggesellschaft angekommen war, wurden sie mit Lösung des Geschützes und Losbrennen der Musketen feyerlich begrüßt. Der Commandant ließ dann alle Berg- und Handwerksleute sammt der in Garnison liegenden Miliz, und endlich alle Sclaven und Verurtheilte zusammen berufen, und stellte ihnen, nach einer gehaltenen Rede, den Berghauptmann Olitzsch als ihr Oberhaupt vor, dem sie in Allem Gehorsam schuldig wären. Der Commandant nahm Tages darauf, nach eingenommenen Mittagsmahle, mit dem Capitain und dem übrigen Gefolge Abschied. Hierauf wies der Berghauptmann Jedem seine Wohnung an. Vogel bekam nebst dem Markscheider Ptruiner und dem Bergschreiber Hesse seinen Wohnplatz in der Wohnung des Berghauptmannes, damit er ihn in der Nähe haben und sich seiner bedienen konnte. Unterdessen da der Commandeur van Leene Anstalt machte, die aufrührerischen Malayen von Bayangh und Lompo mit Kriegsmacht zu überziehen, waren dieselben so kühn, daß sie am 17. Januar die niedere Schanze des Bergwerks anfielen; sie wurden aber mit Schande zurückgeworfen: und darauf am 24. durch die von Batavia mitgebrachte und sonst aus den Garnisonen zusammen gezogene Kriegsmacht in ihrer vortheilhaften Stellung, mit Verwüstung ihres Landes, angegriffen. Nun ward nach erfochtenem Siege gegen diese Aufrührer dem Commandeur von andern Malayen hinterbracht, daß unweit Troussang und Bayangh zwey reiche Goldbergwerke wären; er schrieb deßwegen an den Berghauptmann Olitzsch, daß er einige Deputirte und Bergwerksverständige dahin senden möchte, um die Sache in Augenschein nehmen zu lassen. Der Berghauptmann war aber meist auf der ganzen Reise aus Holland und von Batavia nach Sumatra krank gewesen. Sein Krankheitsübel wollte ihn auch nicht verlassen, es mehrte sich vielmehr täglich, so daß er das Commando länger zu führen sich nicht getraute. Er ließ daher Vogel'n am 22. May 1682 mit den Bergofficieren, auch den Unterofficieren von der Miliz und den Handwerksmeistern, in sein Zimmer vor sein Bett rufen, stellte ihnen seine grosse Schwachheit vor, und gab dabey zu erkennen, daß er gesonnen wäre, weil er, seiner Schwachheit wegen, die Aufsicht über die Werke nicht, wie sich gebühre und nothwendig sey, führen könnte, Vogel'n bis auf Genehmigung der Regierung zu Batavia an seine Stelle zu setzen und ihnen denselben als commandirenden Officier, so lange die Schwachheit anhielt, und dann nach seinem Tode, vorzustellen: er habe die Hoffnung, die sämmtlichen Anwesenden würden mit dem Manne zufrieden seyn, und ihn künftig für ihren Vorgesetzten erkennen, zumahl wenn ihn Gott durch den Tod abfordern sollte. Alle antworteten mit Ja! Darauf stellte er ihnen Vogel'n vor, mit der Ermahnung, daß sie ihm, wie ihm selbst, in Allem getreu und gehorsam seyn sollten; was nun die sämmtlichen Officianten mit einem Handschlage dem bisherigen Berghauptmanne und seinem Stellvertreter zusagten. Schon am fol-

genden Tage, als den 23. May, wurde Vogel nebst etlichen Steigern und Bergleuten zur Untersuchung der von den Malayen angegebenen zwey Goldbergwerke nach Trowssang und Bayangh abgefertigt. Als er nun daselbst bey dem Commandeur van Leene, welcher nebst einer Anzahl Kriegern sich in Gezelten aufhielt, angekommen, und an den Ort, wo die erwähnten Bergwerke seyn sollten, gebracht worden war, fand er nicht die geringsten Zeichen von Bergwerken, sondern nur wilde Klippen und Felsen, daß er demnach, als die Sache dem Commandeur gemeldet worden war, seinen Weg nach dem Bergwerke Sillidase Tambangh zurücknahm, und dem Berghauptmanne Bericht erstattete. Dieser wurde aber von Tag zu Tage kränker, bis er am 29. May seinen Geist aufgab. Vogel wurde am 20. Juny auf's Neue von dem Commandeur dem sämmtlichen Bergvolk, der Miliz, den Handwerksleuten und Sclaven vorgestellt, und in seinem Provisional-Commando bestätigt; was sämmtlichen Anwesenden und den Untergebenen von Herzen lieb war; sie sagten ihm allen Gehorsam und Treue unter Lösung des Geschützes und der Musketen zu.

Vogel hatte etliche Jahre das Commando des Provisional-Bergmeisters geführt, und auch unterschiedliche Mahl während der Zeit um seine Entlassung nachgesucht, um in's Vaterland zurückzukehren; er konnte sie aber nie erhalten, weil Niemand vorhanden war, der das Bergwerk dirigiren konnte oder wollte. Im J. 1685 wiederhohlte er sein Gesuch bey dem neuen Commandeur Jacob Coupern; aber er bekam aus denselben Ursachen abermahls abschlägliche Antwort, und sah sich genöthigt, gegen seinen Willen monathlich 4 Rthlr. Verbesserung seines Gehalts, und nebst der Stelle eines Provisional-Bergmeisters, oder, wie es in der Acte heißt, eines Provisional-Oberhaupts der Sillidasen Tambangh, die Qualität als Fähndrich über eine Compagnie Soldaten anzunehmen, wobey ihm gewiß versprochen wurde, daß er im folgenden Jahre nicht länger mit Entlassung aufgehalten werden sollte. Wirklich kam auch im J. 1686 ein Berghauptmann, Friedrich Matthias von Werlinghof, an; aber seine Aufführung wollte weder dem Commandeur und seinem Rathe, noch auch den Bergleuten und Andern gefallen. Seine Dimission wurde nun abermahls vereitelt, und an deren Statt ihm die Direction des Bergwerks auf's Neue nebst besagtem Berghauptmanne aufgetragen. Zudem wurde er nachgehends in etlichen Feldzügen als Lieutenant gegen die aufrührerischen Malayen in den Sapvelo-Boabandoers und nach deren Ueberwindung in dem Königreiche Bayangh zu Aufsuchung und Ausschürfung neuer Bergwerke und Gänge gebraucht; er hat auch in der That drey neue Gänge, welche sich mit Gold und Silber bewiesen, in dem gedachten Königreiche entdeckt. Es kam indessen im August 1697 wieder ein Berghauptmann, Gabriel Möller aus Holland, von Batavia, dem kurz darauf der Generalcommissar, Jacob Lobs, ebenfalls von Batavia, folgte, auf der Westküste von Sumatra

an. Bey dem Letztern suchte nun wieder Vogel um seine Entlassung schriftlich an: er erhielt sie endlich aus der erheblichen Ursache, welche er mündlich anführte, am 5. September erwähnten Jahres. Von dem Generalcommissar bekam er aber noch den Befehl, daß er ihn noch nach Padangh, wohin er des andern Tages gehen würde, begleite. Nunmehr war Vogel gleichsam wie neu geboren, weil er Hoffnung hatte, in kurzer Zeit sein geliebtes Vaterland zu sehen. Er war die ganze Zeit über des öffentlichen Gottesdienstes und des heiligen Abendmahls, wornach er das größte Verlangen getragen, beraubt, und dieß die Hauptursache, wie er sagt, welche ihn bewogen hat, in sein Vaterland zurückzukehren; denn ausserdem mangelte ihm Nichts, sein Glück stand, wie er selbst bezeugt, im Flor, und es wurde ihm jedesmahl, wenn er um seine Dimission anhielt, mehr Gehalt, und ein höherer Titel, welchen er sich aber jederzeit verbat, dargeboten. Seine Vorgesetzten sowohl, als die ihm untergebenen Europäer und Sclaven, ja selbst die Landeseinwohner, die Malayen (welche sonst für eine treulose Nation gelten), erwiesen ihm alle Liebe, Freundschaft und Achtung. Zwar hat er auch viele Verfolgung und Bedrückung, nach seinem eigenen Zeugniß, erdulden müssen; es hat aber, setzt er hinzu, Gott es so geschickt, daß diejenigen, welche aus bloßen Privatleidenschaften mich eine kurze Zeit gedrückt und verfolgt haben, in der Folge sehr gezüchtigt und heimgesucht, ja mehrentheils ihrer Stellen und Würden entsetzt worden sind. Der Berghauptmann Werlinghof, welcher bisher gethan, was ihm beliebte, wurde beordert, sich nach Padangh zu begeben, und daselbst weitern Befehl zu erwarten; er ist nachgehends als untüchtig zu dem Dienste bey den Bergwerken in Militärangelegenheiten gebraucht worden. Am 11. und 12. September befuhr er zum letzten Mahl alle Schächte, Stollen und Strecken in der Sillidasen Tambangh, und fand überall edle und herrliche Arbeiten; nur wollten ihm die neuen Anstalten des Berghauptmannes Möller nicht gefallen, zumahl da derselbe den Bergfesten (die zur Erhaltung des Werks nothwendig stehen bleiben mußten) gar zu nahe kam, und solche wegen einiger darin befindlichen reichen Erze, welche er doch mit der Zeit noch alle hätte bekommen können, wegschießen ließ. Er hielt es daher für unerlaßliche Pflicht, dem Berghauptmanne solches vorzustellen, mit der Bitte, daß die Bergfesten wenigstens so lange erhalten werden möchten, bis man in der Teufe im frischen Felde gar keine Hoffnung mehr hätte, und das Werk zu Sumpfe gehen lassen wollte. Bald wäre durch die Offenherzigkeit und weitere Erklärung über den Zustand des Bergwerks in der Sillidasen Tambangh, welche er dem Generalcommissar und auch dem Commandeur geben mußte, seine bereits erlangte Entlassung wieder rückgängig geworden, indem Beyde bey so bewandten Umständen es für unverantwortlich hielten, ihn zu entlassen. Man versuchte alles Mögliche, daß er bliebe, man mußte aber doch den triftigen Beweggründen Gehör geben

und die schon bewilligte Entlassung bestätigen; er bat um einen schriftlichen Abschied oder um das erforderliche Zeugniß wegen seiner geleisteten Dienste, und seine Bitte wurde ihm gewährt. Am 24. September ließ der Generalcommissar, wie auch der Commandeur, welche nebst einigen Räthen beysammen waren, Vogel'n rufen; sie fragten ihn noch Eines und das Andere, und ließen es registriren; darauf ertheilten sie ihm den Abschied, und wünschten ihm Glück zu seiner Reise. Der Commandeur aber stellte ihm folgendes schriftliche Attestat zu (das Original ist in der Holländischen Sprache):

„Ich Salomon le Sage, an Statt und im Namen des Hochedlen Herrn Gouverneur-Generals, wie auch der Edlen Herren Räthe des Niederländischen Staats in Indien, verordneter Commandeur auf der Westküste Sumatra, deren Strand und Länder, thue zu wissen und kund Allen und Jeden, denen daran möchte gelegen seyn, daß ich gegenwärtiger Person, Johann Wilhelm Vogel'n, auf überreichtes Bittschreiben, nicht habe verweigern können, so wie es mit der Wahrheit übereinkommt, diese wahre Urkunde, um sich deren, wo es wird nöthig seyn, zu bedienen, zu seinem Bedarf zu ertheilen, und besteht Selbiges darin: daß ich auf gemeldeten Vogel's Dienste, Wissenschaft und Vigilanz, welche er in allen seinen Bedienungen, dazu er die Zeit über, da er der Niederländischen privilegirten Ostindischen Compagnie bey dem Bergwerke auf Sumatra's Westküste gedient, gebraucht worden, hat verspühren lassen, Nichts zu sagen wisse, noch daß mir dawider Etwas, welches als Wahrheit anzunehmen, vorgekommen sey, im Gegentheil aber sich zur Gnüge ausgewiesen hat, und mir sicherlich bewußt ist, daß mehrgemeldeter Vogel bereits in dem Jahre 1679 als Assageur oder Probirer bey dem Sillidasen Goldbergwerke bestellt gewesen, und solchen Dienst bis in's J. 1682 mit Fleiß und Emsigkeit, so wie sich's gebührt, beeifert und wahrgenommen habe; und als damahls durch den E. Herrn Olitzsch sel. ihm als Provisional-Haupt- oder Bergmeister die Aufsicht gedachten Bergwerks anbefohlen ward, hat er im December desselben Jahres einen Anfang gemacht, die alten Malayischen Werke zu eröffnen, woraus er, Vogel, eine grosse Quantität reicher Erze für die Edle Compagnie geschafft, und darauf im folgenden Jahre mit unermüdetem Eifer den lange erwarteten Durchschlag in des Prinzen Stollen befördert. Nachdem ihm auch wegen seiner treu geleisteten Dienste im September 1685 die Fähndrichsqualität und Gage conferirt, und dabey befohlen worden, die Direction des Bergwerks ferner wahrzunehmen, hat er Solches auch in der That geleistet, indem er in eigener Person das gegenwärtige Champhuyser Werk entblößt und erschürft. Hiernächst hat er auch bey Ankunft des Berghauptmannes Werlinghof das gesammte Bergwerk fortgetrieben, besonders die alten Malayischen, von Süden gegen Norden streichenden Werke gezwungen und zu ferner Bearbeitung tüchtig gemacht; in welchen Werken gegen-

wärtig die meisten und besten Erze fallen. Uebrigens hat gemeldeter Vogel sich durchgehends wie einem treuen, unverdrossenen und bergverständigen Diener zukommt, verhalten, nicht weniger in seiner militärischen Function sich aufgeführt, und dasjenige gethan, was man von einem wackern Officier sollte verhoffen können; daher hätte ich, im Fall er Belieben getragen, der Edlen Compagnie hier auf dieser Küste den nöthigen Dienst ferner zu leisten, ihn wohl länger wünschen und haben mögen. Ich ersuche demnach Alle und Jede, gemeldeten Johann Wilhelm Vogel'n für einen rechtschaffenen, tapfern und redlichen Mann zu erkennen, und ihn in seiner Qualität als Bergmeister und Fähndrich zu ehren und zu respectiren, wie ihm Solches zukommt. Zu Befestigung des Vorstehenden habe ich dieses mit meiner eigenhändigen Unterschrift bezeichnet, und mit der Edlen Compagnie Insiegel bekräftigen lassen. In der Hauptfestung Padangh, gelegen auf der Westküste der grossen Insel Sumatra, am 24. September 1687."

Darauf gaben sie ihm Befehl, daß er des Abends sich bey der Mahlzeit einfinden, des folgenden Tages aber einen Sergeanten mit sich nehmen, denselben zu Troussang an's Land setzen, und ihn daselbst der Garnison vorstellen möchte. Nach der Mahlzeit nahm er, mit lebhafter Dankbezeigung für alle thätige Beweise des Wohlwollens, Abschied, und schickte sich zur Reise an. Es war der 15. October 1687, als er auf dem Schiffe der blauen Hülk nach Batavia segelte, und der 30., als er in den Hafen vor Batavia einlief. Nach seiner Ankunft suchte er des andern Tages bey der Regierung die Bestätigung seiner auf Sumatra erhaltenen Entlassung; es wurde ihm aber dieselbe Anfangs ziemlich schwer gemacht, indem der Generalgouverneur Johann Camphuysen, wie auch der Generaldirector und die übrigen Räthe von Indien, allerhand Ueberredungen und Versprechungen vorkehrten und gebrauchten, um ihn zur Rückkehr nach Sumatra wieder zu bewegen, bis endlich, da er die auf Sumatra angeführten und noch erheblichern Motive beybrachte, der schriftliche Abschied ihm ertheilt werden mußte. Nach alter Gewohnheit gab noch der Generalgouverneur am 13. November den Abschiedsschmauß allen Officieren und qualificirten Personen, welche mit der Flotte nach Holland gehen sollten. Es speisten damahls zusammen an einer Tafel über 200 Personen; denn alle Räthe von Indien mit ihren Gattinnen, und alle die Uebrigen der vornehmen Dienerschaft wohnten dem Gastmahle bey. Die Tafel stand in einer sehr langen Gallerie, welche über den Fluß Jacatra, gegen das Vierkant oder vielmehr den Reißpassarr zu, erbaut, und wegen des darunter hinfließenden Wassers sehr angenehm war. Indessen ließen, ehe die Schiffe segelfertig waren, sowohl der Generalgouverneur, als Generaldirector, nebst dem ordentlichen Rath von Indien, Herrn von Outshoorn, Vogel'n unterschiedliche Mahl zu sich rufen, und fragten noch Eines und das Andere vom Bergwerke und von

den Anstalten des Berghauptmannes Möller, nahmen aber dabey allezeit Gelegenheit, ihn von seiner Rückreise nach Holland abwendig zu machen und zur Fortsetzung seiner Dienste auf Sumatra bey den Bergwerken, unter den besten Versprechungen, zu überreden. Aber er blieb unerschütterlich, und bestand auf seiner erhaltenen Dimission. Bey dem Abschiede von dem Generalgouverneur Camphuysen und vom Major St. Martin, wie auch von den sämmtlichen Räthen, versicherten Alle bey ihren Glückwünschen, daß sie seiner in den Briefen an die Herren Bewindhaber der Ostindischen Compagnie von Amsterdam im Besten gedenken wollten. Schon war man im Begriff abzufahren, als ihn der Generalgouverneur durch einen Hellebardier nochmahls zu sich rief, und fragte: ob er sich denn nicht gewinnen lassen wollte, um wieder nach Sumatra zu gehen? Dieselbe Frage that ebenfalls Herr von Outshoorn, zu welchem er nicht minder in der Absicht gerufen wurde. Da alle Versuche vergeblich waren, so entließen sie ihn unter nochmahligem Glückwunsche, fügten aber hinzu: sie lebten der Hoffnung, ihn innerhalb achtzehn Monathen wieder zu sehen; und er antwortete: daß dieß die Zeit geben würde. Nun begab er sich am 1. December 1687 mit seinen Gefährten auf das Viceadmiralschiff Wahlstrom, mit welchem in der Retourflotte (die eilf Segel stark war) seine Rückreise nach Holland gieng. Sie kamen am 23. August 1688 vor dem Texel an, wo sie unter Vlie ihre Anker fallen ließen; darauf wurden sie im Namen der Ostindischen Compagnie ihres Eides entlassen und nach Amsterdam geschifft. Hier kehrte **Vogel** Anfangs in dem Gasthofe der mittlern Ließfeldischen Giebel ein, und ruhete, mit dankvollem Herzen gegen die gütige Vorsehung, etliche Tage aus. Am vierten Tage aber mußte er auf den Abend in die Versammlung der Bewindhaber kommen, weil sie von ihm sowohl mündliche, als schriftliche Relation von dem Zustande des Bergwerks auf Sumatra erwarteten. Er kam, und brachte mit, was er für nöthig fand: er hatte insonderheit seit seiner Bedienung in Indien allerhand Erze gesammelt, dieselben ausgesondert, und jede Art mit dem dazu gehörigen Probirzettel oder Gehalt in ihr besonderes Fach in ein hierzu gefertigtes Kästchen gepackt, um dieselbe den Bewindhabern vorzulegen und zu zeigen, wie solche in dem eigenthümlichen Bergwerke Sillidase Tambangh auf Sumatra nach und nach gebrochen wurden. Er hatte auch bereits vor seiner Ankunft in Amsterdam seinen Bericht über das Bergwerk schriftlich, und zwar ziemlich ausführlich, abgefaßt, und in's Reine gebracht. Er war demnach in Allem vorbereitet, und übergab im Ostindischen Hause, als die Bewindhaber der Ostindischen Compagnie beysammen waren, seinen Bericht, nebst dem Kästchen, welches Einige unter ihnen, da inzwischen die Andern den Bericht durchlasen, begierig öffneten und die Erze betrachteten. Man fragte hierauf Eines und das Andere von Bergwerks- und andern Sachen, was **Vogel** umständlich beantwortete; in voller Erwartung, er

werde nun, weil das Erforschen und Berichterstatten bereits fast zwey Stunden gewährt hatte, von ihnen entlassen werden. Allein als man genugsamen Bericht von Allem erhalten hatte, erfolgte noch, kaum sollte man es glauben, die Frage: ob er nicht Belieben trüge, auf's Neue in ihre Dienste zu treten, und wiederum nach Sumatra zu gehen? sie wollten ihm Character und Gehalt geben, daß er zufrieden seyn sollte: sie boten ihm auch, ehe er noch antworten konnte, Oberbergmeistersbedienung und Capitainsstelle bey der Miliz mit einer ansehnlichen Besoldung, welche sich mit den Deputatstücken — damahls eine ausserordentliche Summe — monathlich über 70 Thlr. Sächs. belief, an. Vogel, erstaunend, wußte bald nicht, was er antworten sollte; endlich aber bat er, sie möchten ihn für jetzt, da er, so zu sagen, kaum den Fuß an's Land gesetzt hätte, mit dergleichen Ansinnen verschonen, ihm lieber die Gnade erweisen und Befehl zur Auszahlung seiner Besoldung ergehen lassen, daß er seine Reise nach dem geliebten Vaterlande ohne Verzug fortsetzen könnte; doch versicherte er, daß er zu ihren Diensten jederzeit bereit seyn wollte, wenn es nur sein und der Seinigen Zustand erlauben würde. Hiermit war man, wie es schien, für dieses Mahl wohl zufrieden, und man drang nicht weiter in ihn; die Bewindhaber eröffneten ihm aber auch, daß er wegen seiner Forderung, wie alle andere Officiere, Geduld haben, und bis zur Ankunft der andern zurückkehrenden Flotte, in vier oder längstens sechs Wochen, warten müßte, weil es bey ihnen so eingeführt wäre, und in ihrer Macht nicht stünde, Aenderung in den Gesetzen zu machen. Vogel erwiederte, daß er diese Gesetze in ihrem Ansehen und an ihrem Orte gestellt seyn ließe; er hoffte aber doch, daß man auf den Fremden Rücksicht nehmen, ihn nicht über die Zeit aufhalten, oder wie die in Holland Angesessenen, und ihre Freunde behandeln würde. Die Antwort war, daß man in der Sache so Viel thun wollte, als nur möglich wäre; und man würde ferner Gelegenheit nehmen, mit ihm sich zu besprechen. Unterdessen besuchte er nach Verlauf einiger Tage die Evangelisch-Lutherische Kirche, und wurde hier eines Herrn gewahr, welchen er für den Herzog Friedrich II. zu Sachsen-Gotha, als seinen gnädigsten Landesfürsten, ansah. Er konnte nicht eher ruhen, als bis er die zuverlässige Gewißheit erfahren hatte; und er erfuhr wirklich, als er sich erkundigte, daß er recht gesehen habe, und daß dieser Fürst und Herr im alten Herrenlogis sich aufhalte. In der Zuversicht verfügte er sich nun zu Sr. Herzogl. Durchlaucht. Es hatte aber der Fürst von den grossen Herren so vielen Anlauf, daß Vogel nicht zur Audienz gelangen konnte; doch wurde er durch die Fürstlichen Räthe, vornehmlich durch den Hofrath Jacobs, aller Gnade versichert, und ihm befohlen, sich in Gotha alsbald nach seiner Ankunft zu melden, um als Landeskind angestellt zu werden. Es waren nunmehr drey Wochen verflossen, und es erfolgte noch immer keine Verfügung wegen Auszahlung seiner Gelder, ungeachtet er

etliche Mahl auf dem Ostindischen Hause darum wieder mündlich angehalten hatte. Er kam daher bey den Siebenzehnern der Kammer von Amsterdam schriftlich ein, und drang auf die Beschleunigung der Bezahlung. Der Bescheid war, daß die Auszahlung nicht in ihrer Macht stünde, sie wollten aber an das Directorium, welches für jetzt die Kammer Seeland führte, schreiben, und sehen, ob dasselbe sein Gesuch gewähren würde. Er hatte unterdessen die Nachricht erhalten, daß seine alte Mutter noch lebe und sich sehr kümmerlich und elend behelfe — ein Grund mehr, warum an keine Wirkung alles Ueberredens und Verheißens zu denken war, und warum er zu wiederhohlten Mahlen um Auszahlung seiner noch rückständigen Besoldung bat. Er erhielt sie nunmehr, und nahm Abschied: auch da unterließen die Bewindhaber nicht, ihm zuzureden, und er mußte ihnen sagen, im Fall sie an ihn zu schreiben hätten, wohin die Briefe sicher zu adressiren wären; er gab ihnen die Adresse, und die Sache wurde in ein Buch aufgezeichnet.

Sogleich setzte er jetzt die Rückreise nach seinem geliebten Vaterlande fort, reiste am 13. October 1688 von Amsterdam ab, und kam am 29. desselben Monaths glücklich in Gotha an. Im Hause seines alten Principals freute man sich ganz vorzüglich seiner Ankunft; es wurde nach dem Wirthshause zur goldenen Schrapfe, wo er abgetreten war, geschickt, und sein Reisegeräth abgehohlt, um im Hause zu wohnen. Unverzüglich reiste er aber, um seine gute alte Mutter zu umarmen, nach Ohrdruff, woselbst sie in kümmerlichen Umständen lebte. Die nun glückliche Mutter war fast wie neu geboren, und fieng gleichsam auf's Neue zu leben an; der erfreute Sohn versicherte sie aller kindlichen und hülfreichen Liebe, so lange ihm nur Gott das Leben erhalten würde; und er hielt treulich Wort, er gewährte ihr nicht nur genugsames Auskommen, sondern sorgte auch sonst in Allem mit kindlicher Zärtlichkeit für sie. Darauf reiste er von Ohrdruff wieder auf Gotha, und suchte bey dem Herzog Friedrich in einem unterthänigsten Schreiben um Bedienung an, wie ihm bereits in Holland solche zugesichert war. Er erhielt auch gute Vertröstung; nur währte es mit der Verwirklichung so lange, daß er endlich auf die aus Amsterdam von der Ostindischen Compagnie ihm auf's Neue angetragene so vortheilhafte und ehrenvolle Bedienung sich entschloß, wiederum nach Amsterdam, und von da nach Indien zu reisen; er machte auch in der That schon Anstalten dazu, und hatte sich bereits mit der Hamburger Post besprochen. Als er aber eben im Begriff war, seine Reise vorzunehmen, wurde ihm auf Befehl seines Fürsten angedeutet, solche einzustellen, und wenn er sich bey der Fürstlichen Kammer meldete, einer Bedienung beym Bergwerke versichert zu seyn. Wirklich wurde er im Anfange des J. 1690 als Berginspector angestellt, und ihm, selbst in Erwägung dessen, daß er so lange aufgehalten worden war, die bereits verflossenen Crucis- und Luciä-Quartale des J. 1689 in seiner Bestallung mitbewilligt.

Nun dachte er darauf, seinen eigenen Haushalt einzurichten, und sich zu dem Ende eine getreue Ehegattin zu wählen: diese war Christina Margaretha, des Sächsischen Kammerverwalters Pabst, seines alten Principals, sechste Tochter, für welche vom Anfange der Zurückkunft aus Holland sein Herz schlug, was aber ihr selbst und den Ihrigen eine Zeitlang verborgen blieb. Sein heißer Wunsch, sein Gebet zu Gott, wie er sagt, wurde erfüllt: denn als er der würdigen Tochter und den Aeltern zu Ausgange des J. 1690 seine Neigung mit dem Entschluß eröffnete, wurde sie ihm von den Aeltern (nach der Bedenkzeit auf einige Wochen) ehelich versprochen, und darauf das Ehebündniß am 17. November 1691 durch öffentliche Copulation in der Augustinerkirche zu Gotha vollzogen. Mit der Schönheit und den Reizen des Körpers der Erkornen, die man offenbar in ihrem Gemählde erblickt, besaß sie auch eine schöne, edle Seele. So vorzüglich die Wahl, und so glücklich die Ehe war: so fehlte es doch nicht an mancherley häuslichen Leiden; bitter war der Kelch, den er, den die Liebenden oft trinken mußten. Sie hatten in den ersten Ehejahren die größte Freude über zwey Söhne, und lebten in voller Erwartung durch eine weise und tugendhafte Erziehung; aber ein früher Tod raffte sie weg. Der tödtliche Hintritt des einen Sohnes hatte das Gemüth der zärtlichen Mutter so sehr angegriffen, daß der mitfühlende Gatte es für gut fand, sie durch eine Reise zu zerstreuen; er nahm sie deßhalb am 29. Juny nebst den noch lebenden Aeltern mit nach Saalfeld, wo er in Bergwerkssachen zu thun hatte; allein anstatt der gehofften Erhohlung erfolgte allmählich ein heftiges Fieber, von welchem sie jedoch mittelst kräftiger Arzneyen befreyt und so weit hergestellt wurde, daß sie wieder nach Gotha zurückreisen konnte. Aber kaum waren sie angelangt, so brach das Fieber von Neuem aus, und sie brachte ein todtes Söhnchen zur Welt, worauf die Krankheit so heftig zunahm, daß die Aerzte keine Hoffnung mehr zum Leben gaben. Ob sie nun gleichwohl wieder größtentheils hergestellt worden war, so wurde doch die Wunde auf's Neue aufgerissen, als auch der erstgeborne einzige Sohn starb. Ein grösseres Uebel folgte: die gute Mutter bekam eine gefährliche Beschwerde an den Augen, und es ließ sich nach dem Vorgeben des gebrauchten Oculisten zum grauen Staar an, daß eine Cur mit ihr am 25. September 1694 unvermeidlich war; sie gelang, und das Gesicht wurde ihr erhalten. Neue Leiden kamen, als man im Junius 1695, in der äusserst gefährlichen Zeit der Mutter, an ihrem und des Kindes Leben verzweifelte: wunderbar wurde sie gerettet; nur das Kind gab in der Geburt seinen Geist auf.

Am 11. August 1695 wurde dem bisherigen Berginspector Vogel durch den Hof- und Kammer- auch Consistorialrath, Johann Jacobs, auf besondern Herzoglichen Befehl bekannt gemacht, daß er sich zur Reise nach Altenburg schicken sollte. Er reiste auch, dem Befehl zu Folge, Tages darauf mit dem Haus-

marschall von Zehmen und dem Kastner Laurentius von Gotha ab, und sie langten am 3. August in Altenburg an. Hier wurde ihm alsbald von den anwesenden Fürstlichen Commissarien im Namen Sr. Herzogl. Durchlaucht wider Vermuthen die Kammerschreiberstelle angetragen. Nun war ihm nicht unbekannt, was für eine beschwerliche und gefährliche Bedienung ein Kammerschreiber bey den damahligen Zeiten des Geldmangels über sich habe; er suchte daher einige Tage Bedenkzeit, um wenigstens vorher seinen Schwiegervater und seine eigene Gattin darüber zu Rathe zu ziehen. Allein es drangen die gedachten Commissarien sehr hart auf seine Erklärung, daß er solche noch an demselben Abend von sich gab, und die nicht gewünschte, viel weniger gesuchte Bedienung annahm; die Berginspection sollte er auch noch beybehalten. Vogel begab sich darauf am 20. August mit den Kammerräthen Künhold und Reinhard wieder nach Gotha zurück, um Anstalt zu seinem Anzuge in Altenburg, welcher noch vor Michaelis geschehen muste, zu machen. Am 21. dieses Monaths reiste er mit seiner Gattin von Gotha ab nach Altenburg, wo er am 24. eintraf, und am 30. des folgenden Monaths seine Stelle antrat. Ein so gottesfürchtiger Mann, wie Vogel, that und unternahm Nichts, ohne sich den Beystand und Segen der allwaltenden Vorsehung zu erflehen; wir bemerken Solches hier, da wir öfters seiner in dieser Rücksicht hätten gedenken können. Es war der 30. August 1696, als die guten Aeltern nach mancherley Leiden, unter den Freuden dieses Lebens auch diejenigen wieder genossen, welche die Geburt eines gesunden und wohlgebildeten Sohnes und seine Erhaltung gewährt. Dieser Sohn, Johann Ernst, ist der Großvater des Autors, mütterlicher Seite; er lebte als Sachsen-Meiningischer Secretär und Amtsvogt zu Sonneberg, vorher zu Neustadt an der Heide. Leiden und Freuden wechselten. So wurde der bisher erfreute Vater am 3. April 1699 mit einem tödlich werdenden Fieber befallen; er war dem Tode so nahe, daß ihm als Sterbenden am 14. April der Generalsuperindentent D. von Brock das heil. Abendmahl reichte. „Nach dem Genuß desselben aber, schreibt er, empfand ich eine besondere Freudigkeit in meinem Herzen, und es dünkte mich, ganz neue Kräfte zu bekommen, welche auch so vermehrt wurden, daß ich am 29. April wieder ausser Gefahr war, und gute Kennzeichen zur Wiedergenesung verspührte, auch endlich am 4. May das erste Mahl wieder ausgieng, und die Betstunden (wie sie sonst gewöhnlich waren) besuchte.“ Leider wurde nun aber an eben dem Tage, als er zum ersten Mahl wieder ausgegangen war, die treue Gefährtin seines Lebens, in deren Augen während seiner Krankheit kein Schlaf gekommen war, bisher bekümmert und geängstigt, selbst von dem Fieber überfallen, doch glücklich gerettet; sie hatte auch noch einige Mahl die Freude, Mutter zu werden. Aber bald, zu bald folgte das größte Leiden, für welches die Feder des Gatten keinen Ausdruck hat, das Scheiden seiner Gattin am 14. July 1702,

im 28. Jahre ihres schönen Lebens; sie war seit Ostern mehrentheils bettlägerig, und mit Drücken, Husten und kurzem Athem, daraus endlich ein hectisches Fieber entstand, beschwert. Man muste ihre Tugenden und Reize kennen, und wie sie des Gatten größte Freude war, um den unbeschreiblichen Verlust und Schmerz nachzuempfinden; er wünschte nun Nichts mehr, als daß ihm Gott Geduld und baldige Nachfolge verleihe. Sie ward am 18. July darauf in den von ihm erkauften Schwibbogen des Todtenackers gebracht, und der gedachte Generalsuperintendent hielt ihr die Trauerrede. Als diese Wunde kaum ein Wenig verharscht war, wurde ihm dieselbe am 6. May 1704 wieder aufgerissen und erneuert, indem seine geliebte alte Mutter, welche er zur Aufsicht in seinem Hauswesen, und zur bessern Erziehung seiner beyden Kinder, von Ohrdruff zu sich genommen hatte, im 78. Jahre ihres Lebens starb; er hatte ihr eine Ruhestätte in seinem Begräbniß neben seiner Gattin bereiten lassen.

Durch die nach und nach ausgestandenen vielfältigen Leiden hatten seine Geistes- und Leibeskräfte grossen Abbruch erlitten; dazu die vielen Anstrengungen und Beschwerlichkeiten in seiner Jugend und auf der Ostindischen Reise *), davon die Folgen nicht ausbleiben konnten. Er spührte besonders um das J. 1709 eine merkliche Schwäche seines Gesichts und Gedächtnisses, daß er wohl sah, weiterhin der schweren und mühsamen Kammerrechnungsarbeit nicht mehr gewachsen zu seyn. Er hielt daher bey seinem Fürsten am 20. August 1709, indem er diese Schwäche schriftlich eröffnete, um Abnahme der Rechnung an, und bat um eine anderweitige Anstellung. Es war aber sogleich kein anderes Subject vorhanden, welchem die Kammerrechnung hätte anvertraut werden können; er muste sich deßwegen der Fortführung derselben noch ferner unterziehen; jedoch erhielt er wegen der künftigen Abnahme die Vertröstung, und es wurde ihm aus besonderer Gnade das Prädicat eines Rentverwalters, vermöge eines Diploms vom 27. October 1709, ertheilt. Endlich, und nach abermahls am 20. August 1710 wiederhohltem Ansuchen, erfolgte auch am 11. April 1711 die Verfügung, vermöge welcher er mit dem Tage Michaelis 1711 von der Kammerrechnung gänzlich befreyt, dafür aber in Zukunft zu vorfallenden Commissionen und zur Aufsicht über die Kammer- und Aemterrechnungen mit Beybehaltung seiner Besoldung gebraucht werden sollte. Ehe noch dieser Tag herbeyrückte, wurde er nach eingelaufenem Rescript vom Datum, Friedenstein den 18. September, befehligt, gleich nach Michaelis sich nach Coburg zu begeben, um daselbst mit den von den übrigen Fürstlichen Landestheilhabern abgeordneten Rechnungsverständigen in den gemeinschaftlichen

*) In Beziehung auf die Mühseligkeiten des Lebens (vielleicht auch auf die Bergwerksstellen) führte er nebst dem Familienpetschaft, und seinem verzogenen Namen, auch ein anderes mit einem hohen Berge, auf welchem ein Baum hervorragt, und oben die Worte: PER ARDVA SVRGO. (Per ardua ad astra.) Die Drey auf einer Walze.

Kammer- und Aemterrechnungen zu arbeiten, und solche nicht nur zu prüfen, sondern auch zu rechtfertigen und abzuschließen. Ob nun zwar die übertragene Commission ihm sehr beschwerlich gefallen ist, indem die Formirung seiner Michaelis 1710 und 1711 beschlossenen Kammerrechnungen dadurch nicht allein verhindert wurde, sondern er selbst auch, seine beyden noch unerzogenen Kinder und sein Hauswesen geraume Zeit verlassen und fremden Leuten anvertrauen mußte, so hat er sich doch aus Devotion und Schuldigkeit solchen Verrichtungen unterzogen, das Herrschaftliche Interesse seinem eigenen vorgezogen, und die Reise nach Coburg am 7. November 1711 angetreten. Es mußten nun aber die erwähnten beyden noch rückständigen Kammerrechnungen, die erste bis in den März 1712, da er auf erhaltene Erlaubniß von Coburg wieder zurückkam, und über Formirung und Justificirung derselben bis in den Junius zubrachte, im Julius aber schon wieder nach Coburg reiste, und die andere bis in den Februar 1713, da er abermahls auf einige Zeit zurückkehren durfte, und die Zeit, derselben Rechnungsarbeit gewidmet, bis zu Ende des Mays verstrich, liegen bleiben. Im May 1714 wurde ihm die Rentmeisterstelle zu Merseburg angetragen, welche er aber nach reifer Ueberlegung ausschlug, zumahl da er einen sehr gnädigen Landesfürsten jederzeit hatte, da er auch die Veränderung für gefährlich hielt, und die Minister selbst, welche er um Rath fragte, ihm abriethen. Dagegen wurde ihm von seinem Fürsten das Kammermeisterprädicat ertheilt. Im J. 1715, und zwar am 24. März, suchte der Fürstlich-gemeinschaftliche Kammerschreiber Joh. Philipp Richter zu Coburg, wo Vogel dem Rechnungsgeschäffte noch beständig beywohnen mußte, weßwegen er auch seine Tochter von Altenburg mit dahin nahm, um dieselbe schriftlich zur Ehe an; sie wurde ihm auch, nach gepflogenem Rathe treuer Freunde, am 11. May in Gegenwart der Mutter desselben, ingleichen seines Bruders, des Pfarrers zu Wiesenfeld, M. Richter's, wie auch des Raths und Rentmeisters Facius und M. Schuffner's, als Beichtvaters, in seinem damahligen Quartier zum grünen Baum öffentlich versprochen, und am 12. November desselben Jahres angetrauet. Im Junius 1716 erhielt er nach dem Ableben des gemeinschaftlichen Kammerraths Joh. Lucius zu Coburg in Römhild, woselbst er in Rechnungsgeschäfften sich befand, den Befehl, von da nach Coburg zu kommen, und seines Fürsten hohes Interesse bey der Fürstl. gemeinschaftlichen Kammer zu beobachten; worauf er sich von Römhild nach Coburg begab, und Session in dasiger Kammer nahm, gleichwie der Rath und Rentmeister Facius von Sachsen-Saalfeldischer Seite, und der Landkammerrath Fohmann von Waldsachsen von Sachsen-Meiningischer Seite, thaten. Am 12. October 1718 wurde ihm von seinem Fürsten aus höchsteigener Bewegung das Rathsprädicat, nebst 30 Gemäß Hafer jährlicher Deputatzulage, ertheilt. So dankbar er dieses als eine besondere Gnade erkannte, so hätte er doch lieber gesehen, wenn er von

dem Coburgischen beschwerlichen Successionsgeschäfft, mit der Erlaubniß, wieder nach Altenburg, wo noch seine Mobilien und dergleichen Hausrath befindlich waren, zu kommen, und daselbst seine Dienste zu thun, wäre entfernt worden. Es war aber dieses mehr zu wünschen, als zu hoffen, und er mußte sich's gefallen lassen, den Kammer- und anderen bey erwähntem Successionsgeschäfft vorfallenden Expeditionen noch weiter vorzustehen. Er that es auch willigst, aus schuldiger Devotion, und bat aus den Erhalter des Lebens, ihm Leibes- und Geisteskräfte dazu zu verleihen; sein sehnlichster Wunsch war, daß nur die Successionssache bald ein Ende nehmen möge. Er rechnete in seinem nun angehenden Alter auf die Pflege seiner einzigen Tochter: sie wurde ihm aber am 15. May 1721 nach einer 3wöchentlichen Krankheit durch den Tod entrissen. Er selbst endigte sein mühseliges Leben im 64. Jahre am 17. July 1723, Abends um 5 Uhr. Das Podagra war ihm, von dem innerlichen Brand verursacht, in den Leib getreten. Er wurde im Schwibbogen des Leichenackers zu Coburg beygesetzt, und als Scholarch des akademischen Gymnasiums erhielt er eine Denkschrift am 22. July 1723. Sein Leben war ein rastlos thätiges und ein frommes tugendhaftes Leben von Jugend auf; nicht nur in seinem männlichen und hohen Alter *).

Von seinen Schriften Folgendes:

Journal seiner Reise nach Holland und Ostindien, Frankf. und Leipz. 1690. 12. 1696. 12. Es erschien auf Verlangen. Da aber in demselben nur die Hin- und Rückreise, nebst einer kurzen Beschreibung der vornehmsten Reiche und Länder in Indien, Nichts von anderen Merkwürdigkeiten, oder von dem, was sich sonst seit seiner 9jährigen Bergwerks- und Kriegsdienste zugetragen hat, vorkommt; überdieß auch die Exemplare gänzlich vergriffen waren, so nahm er, auf Anrathen vornehmer Personen und auf vielfältiges Bitten mehrerer guten Freunde, im J. 1704, ungeachtet seiner damahligen, mühsamen Rechnungsverrichtungen, in welchen ihm wenige müssige Stunden gelassen wurden, das Werk auf's Neue vor, übersah es fleißig, und trug aus seinen Manuscripten, was an Staats- und Kriegssachen, auch sonst vorgefallen war, treulich nach. Da auch diese Exemplare völlig vergriffen waren, und häufig darnach gefragt wurde, mit dem Wunsche, daß es doch wieder aufgelegt werden möchte: so erfolgte von dem Verfasser selbst die dritte auf verschiedene Art vermehrte Ausgabe, unter dem Titel: J. W. Vogel's zehnjährige, jetzt auf's Neue revidirte und vermehrte Ostindianische Reisebeschreibung, in 3 Theile abgetheilt. Davon der Erste des Autoris Abreise nach Holland und Ostindien, nebst einem Bericht von unterschiedlichen Oertern und deren merkwür-

*) In dem erwähnten Progr. funebri heißt es unter andern von ihm: „Fuit vir animi erecti, muneris memor, improbitati offensus, artium bonarum cupidissimus, officiosissimus, justitiae amantissimus, in pauperes liberalissimus."

digen Sachen in sich begreift. Der Andere des Autoris in Indien verrichtete Dienste, und die meisten Gewächse, Thiere, Früchte, Bergwerke ꝛc., beschreibt. Der Dritte und Letzte aber die Rückreise nach Holland und Teutschland, und wenn er wieder in Gotha bey den Seinigen angelangt, vorstellt. Nebst einem Anhange oder kurzen Beschreibung der vornehmsten Länder und Königreiche in Indien, derselben Zustand und Gewohnheiten, sammt der Inwohner Lebensart und Sitten ꝛc. Altenb. 1716. 8. Der Vorbericht ist an diejenigen, welche zu Lande oder zur See eine Reise vornehmen, was sie auf solchen Reisen zu beobachten, und wovor sie sich zu hüten haben; nebst einer kurzen Erzählung vom Schiffsleben, wie es auf den Schiffen zugehe, und wie die Missethäter gestraft werden. Der Urenkel besitzt sein eigenes Exemplar mit den Abbildungen, nicht in Kupfer, sondern gemahlt, und mit seiner Hand dazu geschrieben. Von der Güte des Werks sieh auch Meiners's Grundriß einer Geschichte der Menschheit. — Der vollständige und zu allerhand vorfallenden Rechnungen geschickte und fertige Rechenknecht. In 4 Theile abgetheilt. Davon der Erste 1) den Zinsknecht auf 4, 5 und 6 von 100, und 2) die Einwehr auf's Getreide und Getränk; der Andere 1) den Kaufmannsdiener auf Waaren, so nach dem Centner und Stein verkauft werden, 2) den Getreidehändler, 3) den Wein- und Bierschenken, 4) den Holz- und Thilenfactor, wie auch den Leinwandhändler; der Dritte 1) den fertigen Schichtmeister auf Zubuß und Ausbeut, 2) den Hütten- oder Erzprobirer, 3) den fertigen Guardein auf die Feine aus Gold und Silber, Pagament (Bruchsilber), 4) den Gold- und Silber-Lieferant; der Vierte 1) die Kaufmannsbörse oder Resolvirung unterschiedlicher aus- und inländischer Münzen, 2) die fertigen Proviantmeister, oder Resolvirung allerhand Getreides gemäß, vorstellt und in sich beschließt. Mit grossem Fleiß sowohl auf Reichsthaler, als Meißnische Gulden, von der kleinsten bis auf die größte Sorte auf's Genaueste ausgerechnet, und nebst einem Anhange, worin zu finden 1) der Lehnknecht, 2) unterschiedliche bey Fürstlichen Amts- und anderen Rechnungen vorfallende Taxe im Gewicht ꝛc. 3) der Ziegelhüttenknecht, 4) der Vorwerksverwalter. Allen Rechnungsbeamten, Kauf- und Handelsleuten, wie auch Bergwerks-Hütten-Münz- und Kriegsbedienten, und sonst jedermänniglich zu sonderbarem Nutzen zum Druck befördert. Gotha 1694. Der ausführliche Titel, und der Verfasser, Meister in dem Fache, spricht für die Wichtigkeit. — Ausserdem mehrere Manuscriptbände, die ein widriges Schicksal hatten. Einige wurden noch erhalten. Drey grosse Folianten, worin die Landesverfassung der drey Fürstenthümer, Sachsen-Gotha, Sachsen-Coburg und Sachsen-Meiningen, zu sehen ist, und worauf der Verfasser, auch wegen der unsäglichen Mühe und Arbeit, und sein einziger Sohn, als Erbe, mit Recht grossen Werth legten, sind durch Vorspiegelungen eines Mannes, der sein Interesse dabey hatte, ohne Vergeltung in das Cobur-

gische geheime Archiv gekommen. Sieh die autobiographischen Fragmente in dem Buche: Das alte und neue Ostindien; eine vergleichende Beschreibung ꝛc. Gotha 1812. 8. Zwey Folianten von Münzwesen sind an einen Minister verborgt, und nicht wieder zurückgegeben worden. Wir haben das Leben des berühmten Reisebeschreibers Vogel fast ganz aus dem gedachten Buche hier mitgetheilt, da die Nachrichten authentisch sind.

S. das erwähnte Buch und die Reisebeschreibung selbst, wo noch Mehreres ihn und sein Leben betreffend zu finden ist.

Vogel, Rudolph Augustin, Doctor der Medicin, Königlich Großbritannischer Hofrath und Leibarzt, wie auch ordentlicher Professor der Arzneywissenschaft auf der Universität zu Göttingen, und Landphysicus im Bezirke des Amtes Göttingen, geboren am 1. May 1724 zu Erfurt.

Er studierte seit 1740 zu Erfurt, seit 1745 zu Leipzig, und erhielt nach einigem Aufenthalt zu Berlin 1747 die Doctorwürde zu Erfurt, wo er seitdem practicirte und akademische Vorlesungen hielt. Um Michaelis 1753 kam er als ausserordentlicher Professor der Medicin nach Göttingen, und ward hier ferner 1760 ordentlicher Professor der Arzneywissenschaft, 1763 Landphysicus, und 1764 Hofrath und Leibmedicus.

Er wurde in verschiedene Akademien der Wissenschaften aufgenommen; als Mitglied der Akademie zu Stockholm 1759, als Mitglied der Göttingischen Societät der Wissenschaften 1770. Er starb am 5. April 1774.

Vogel umfaßte beynahe alle Zweige der naturforschenden und medicinischen Wissenschaften mit gleicher Anhänglichkeit oder wenigstens mit gleich fruchtbarem Erfolge. Indessen war es doch die Chemie, welcher er vorzugsweise sich widmete, und die ihm, ausser einem bis zur neuesten Umformung chemischer Kenntnisse sehr beliebten Handbuche, betitelt: Institutiones chemiae ad lectiones academicas accommodatae 1755. 8. Edit. II. polita et locupletata, Lugd. Bat. et Lipsiae 1757. 8. (wovon zu Bamberg 1762 ein Nachdruck), und von Wiegleb 1775. 8. übersetzt, mehrere interessante und sie wirklich erweiternde Beobachtungen verdankt. Unter andern gehörte Vogel auch unter die erklärtesten Gegner alchemistischer Thorheiten und alles chemischen Mißbrauchs; in's Besondere bekämpfte er die sogenannten allgemeinen chemischen Auflösungsmittel und die unbedingte Erklärung der Wirkungsart der Arzneyen aus ihrer chemischen Zerlegung. Er hinterließ den Pharmacopäen mehrere Verbesserungen alter und mehrere neuzusammengesetzte Arzneymittel, so wie er auch seine chemischen Erfahrungen dahin anwendete, auf die Fehler, welche bey Untersuchung der Gesundbrunnen vorzugehen pflegen, aufmerksam zu machen. — Nicht wenig fruchtbar waren seine chemischen Untersuchungen auch für die Mineralogie, die er, ausser den ihr gewidmeten Vorlesungen, in einem minder bekannt gewordenen Lehrbuche, in seinem Practischen Mineralsystem, welches

zu Leipzig (1762 zuerst) 1776 zum zweyten Mahle aufgelegt wurde, vortrug. Man rühmte an dieser Arbeit, daß sie einen Schatz von nützlichen Erfahrungen und Entdeckungen aus den Zeiten des Verfassers und aus den frühen Jahren zusammenstelle: allein die Anordnung des Systems ist nicht logisch und fehlerhaft; statt die Eintheilung auf einen einförmigen Gesichtspunct zu bringen, nimmt Vogel für die verschiedenen Classen der Mineralien auch verschiedene Eintheilungsgründe an. In seinen einzelnen Arbeiten, die sich auf Mineralogie bezogen, untersuchte er besonders die Erscheinungen, welche bey dem Verkalken der Metalle vorkommen und vornehmlich den Zuwachs ihrer Schwere. Aber neben diesen Beschäfftigungen blieb die eigentliche Berufswissenschaft Vogel's, sowohl in ihrer Theorie, als in ihrer practischen Anwendung keineswegs zurückgesetzt und vernachlässigt. Er bearbeitete mehrere Fächer der Arzneywissenschaft, vorzüglich aber die Lehre von Arzneymitteln und die Pathologie in ihrem ganzen Umfange, indem von ihm Praelectiones de cognoscendis et curandis corporis humani affectibus, Göttingae 1772. 8., wiederum aufgelegt, mit einer Vorrede von Tissot 1784. 8., und in's Teutsche übersetzt, Leipzig 1780. 8., erschienen sind. Dieses Lehrbuch, an dessen Stelle der Wechsel der Zeit freylich nunmehr geschätztere gesetzt hat, gehörte lange zu den besten, die man hatte, und man vermißte in ihm so wenig, als in seinen übrigen Schriften, grössern und kleinern Umfangs, eine reiche Ausbeute für die Wissenschaft, welcher sie gehörten, oder konnte den Mann verkennen, der mit geübtem Scharfsinn, aber weit von Hypothesensucht entfernt, seine Beobachtungen von reifem Nachdenken leiten und prüfen ließ. Für die Litteratur der Arzneywissenschaft endlich sorgte er durch die Medicinische Bibliothek, darin von den neuesten zur Arzneygelahrtheit gehörigen Büchern und Schriften ausführliche Nachricht gegeben, und zugleich nützliche Erfahrungen nebst andern Neuigkeiten bekannt gemacht werden; welche er 1751 — 1771 herausgab. Der 1. Band, Erfurt u. Leipzig 1751. 8. und der 2. Band, Ebend. 1752 u. 1753 enthielten, jeder besonders, 10 Stücke. Mit dem J. 1754 hieß die Fortsetzung: Neue medicinische Bibliothek, Göttingen I. Bd., 6. Stück, 1754. II. Bd. 1755. III. Bd. 1756. IV. Bd. 1758. V. Bd. 1762 und so fort. Die in derselben enthaltenen Anzeigen medicinischer Werke werden wegen ihrer Gründlichkeit und Zweckmäßigkeit sehr geschätzt. Dahin gehörte auch seine Historia materiae medicae ad novissima tempora producta, Lugd. Bat. et Lips. 1758. 8. welche zu Frankfurt am Mayn 1762 und zu Bamberg 1764 nachgedruckt worden ist. Man hat ferner, da er viele kleine akademische Schriften schrieb, von ihm Opuscula medica selecta Vol. I. 1768, übersetzt (mit Anmerk.) von Sam. Gottlieb Vogel, unter dem Titel: Auserlesene akadem. Schriften, Lemgo 1778. 8.

Vogel nahm auch den Ruf eines eben so sorgfältigen und aufmerksamen, als redlichen und scharfsichtigen practischen Arztes

und Wundarztes, den Ruf eines ausserordentlich thätigen und arbeitsamen Mannes, den Ruf der Bescheidenheit, Dienstfertigkeit und des Wohlwollens, ausser seinem litterarischen Nachruhme, mit in sein Grab.

S. sein Elogium von Chr. Gottlieb Heyne, Göttingae 1774. 4. Pütter's akad. Gelehrten-Geschichte von der Georg-Augustus-Univers. zu Göttingen, S. 158. Th. 2. S. 45.

Vogt, (auch Voigt, vielleicht richtiger) Franz Ernst, Doctor der beyden Rechte, oberster Lehrer der Rechte, akademischer Procanzler, Herzoglich Holsteinischer Justizrath und Generalprocurator in Fiscalsachen, war zu Bückeburg geboren, wo sein Vater, Michael Christoph Vogt, als Oberprediger und Beysitzer des dasigen geistlichen Gerichts lebte. Seine Mutter Gertrud Elisabeth stammte aus dem Prangischen Geschlechte. In der Jugend unterrichtete ihn sein Vater, welcher ihn hernach der Unterweisung des dasigen Rectors Bernhard Geißlinger übergab; und seiner Mutter Bruder, Joh. Daniel Prange, Prediger zu Lübeck im Herzogthume Minden, auch Ernst Wilhelm Prange, Dr. der Arzneykunst und nachmahliger ordentlicher Lehrer derselben zu Rinteln, führten ihn zu guten Wissenschaften an. Anfangs war er sehr kränklich, ersetzte aber das durch Krankheit Verabsäumte hernach durch doppelten Fleiß. Im J. 1696 erwählte er Rinteln zu seinem Aufenthalte, wo er unter die Genossen des Wilhelminischen Collegiums aufgenommen ward, und in der Rechtslehre Lüdeking'en, Hermann Zoll'en und Ernst Kestner'n hörte; welchen Letztern er wegen seiner Gründlichkeit im Lehren und in Schriften am Meisten schätzte, auch unter demselben 1698 eine Abhandlung de legibus et statu hominum vertheidigte. Er verließ 1699 Rinteln, gieng nach Oldenburg, ward Hofmeister beym Johann Heinrich von Engel, und reiste in dessen Gesellschaft nach Aurich und Bremen. Der Oberste Erhard Freyherr von Wedel ernannte ihn 1700 zum Auditeur bey seinem Regimente; als aber dasselbe in die Niederlande aufbrach, bat er um Urlaub, seinen Vater, der ihm verbot, mit dahin zu reisen, zu besuchen, und erhielt endlich 1702 von demselben Erlaubniß, dem Regimente dahin zu folgen. Kaum war er zu Arnheim angelangt, so erfuhr er das Absterben seines Vaters; er gieng deßwegen nach Hause, gab einen Sachwalter ab, wurde aber 1703 vom Grafen Friedrich Christian zu Schaumburg-Lippe zum Fiscal, und 1705 zum Amtmann in Bückeburg und Arensburg erklärt. In diesem Jahre mußte er auf seines Grafen Befehl eine Reise nach Eger in Böhmen thun, und darauf seinen Grafen nach Prag begleiten. Unter seinen Reisegefährten war Peter Ceregutius, ein gelehrter Mann, der wegen der Reformirten Religion mit Lebensgefahr aus Frankreich hat weichen müssen; und in dessen Gesellschaft begab er sich, nach einigen in Prag zugebrachten Wochen, nach Wien, seines Grafen Geschäffte daselbst zu besorgen, und mußte hier sechs Monathe bleiben, ehe

er den Abschied erhalten konnte, dabey er aber den Nutzen hatte, die Verfassung des Kaiserlichen Reichshofraths kennen zu lernen, und Vieles zu erfahren, was ihm nachgehends dienen konnte. Hierauf legte er seinem Grafen zu Prag Rechenschaft von seinen Verrichtungen ab, und gieng über Dresden, Leipzig und Halle nach Bückeburg zurück. Noch in diesem Jahre bekam er Befehl, nach Venedig, wo der Graf schon war, abzugehen, und hielt sich daselbst zwey Monathe lang auf, nach deren Verfluß er wieder nach Wien gesendet wurde. Er nahm den Weg über Neapel, Kärnthen und Steyermark, und wäre einstmahls fast den damahls sich empörenden und streifenden Ungern in die Hände gefallen, kam aber doch glücklich nach Wien, richtete seine Geschäffte aus, und begab sich nach einem über ein halbes Jahr gedauerten Aufenthalt wieder zu seinem Amte zurück. Als er merkte, daß Einige das Herz des Grafen von ihm abwendig gemacht hatten, legte er sein Amt nieder, wendete sich zu seiner Sicherheit nach Hessen, entdeckte hernach die Ursachen seines Entschlusses u. s. w. Im J. 1708 übernahm er die Hofmeisterstelle bey dem Baron Johann Gottlieb Schlitz, genannt von Görtz, und mit dem er im Frühlinge 1709 auf die hohe Schule nach Kiel zog, wo er Erlaubniß hatte, einigen jungen Adelichen und Andern mit Vorlesungen zu dienen. Im J. 1712 vertheidigte er daselbst ohne Vorsitz seine Abh. de solennitatibus in genere, earum natura, jure et abusu mit allgemeinem Beyfalle; daher der Herzog von Holstein-Gottorp noch in demselben Jahre und Monathe Vogt'en zum öffentlichen Lehrer der Rechte ernannte, ob er gleich weder Licentiat, noch Doctor der Rechte war, und 1714 der Akademie befahl, denselben, ohne ihn vorher zu prüfen, oder zur Vertheidigung einer Inauguraldisputation zu nöthigen, mit dem juristischen Doctorhute zu beehren. Allein das Erstere verbat er selbst, damit sich nicht Andere künftig auf sein Beyspiel berufen möchten; die Doctordisputation aber zu halten würde er kein Bedenken getragen haben, wo nicht seine Collegen theils gestorben, theils zu anderen Aemtern gelangt wären. Er war also nach dem 1714. Jahre über sechs Jahre der einzige Rechtslehrer zu Kiel, in welcher Zeit er 1716 zu der Aufsicht über die Fürstlichen Stipendiaten gelangte, dreymahl das akademische Regiment verwaltete, und die gesammte Facultätsarbeit allein verrichtete. Da 1721 die hohe Schule zu Rinteln zum ersten Mahle das hundertjährige Andenken ihrer Stiftung begieng, übergab Vogt eine Abhandlung de testamentis secundum jura Slesuicensia et Holsatica zu Kiel als Vorsitzer der öffentlichen Untersuchung, und ließ sich am 18. July zum Doctor erklären. Nicht lange hernach ward Stephan Christoph Harpprecht als erster Rechtslehrer nach Kiel berufen; welches Vogt'en bewog, sein akademisches Amt niederzulegen, und klagenden Parteyen in Rechtssachen beyzustehen, bis Harpprecht Kiel verließ. Dieß geschah 1729, worauf er von Plön zurückberufen, und zum obersten Rechtslehrer, wie auch zum Justizrathe und Obersachverwalter

in Fiscalsachen ernannt, zu dem nach dem im December 1733 erfolgten Absterben des Kielischen Gottesgelehrten Heinrich Muhlius, Procanzler der hohen Schule wurde.

Am 23. Juny 1736 wurde er durch ein Blutspeyen, welches auf den Gebrauch des Pyrmonter Brunnens erfolgte, aus diesem Leben abgefordert. Seine gröste Stärke bestand im Natur- und Teutschen Rechte. Mit dem Heinrich Muhlius gerieth er wegen der symbolischen Bücher der Evangelisch-Lutherischen Kirche in eine weitläuftige Streitigkeit. Stockmann meldet davon in den Fragen aus der Kirchenhistorie, Th. 8. S. 573 fg. Folgendes, was auch Götten Th. 1. S. 217 fg. wiederhohlt hat: Vogt habe von den symbolischen Büchern in dem darauf abzulegenden Eide zu frey gesprochen: Muhlius habe deßwegen eine Diss. de eo, quod justum est circa religionem et libros nostratis ecclesiae symbolicos, geschrieben: Vogt aber habe ein Programma de juris privati utilitate 1713 drucken lassen, worin er die Rechtslehrer glücklich schätzt, daß sie nicht, wie die Gottesgelehrten, an die symbolischen Bücher eidlich verbunden wären, mit dem Zusatze: cujus rei absurditatem ab aliis jam fuse ostensam refellere nil opus. Als sich Andere dagegen geregt, sey noch ein anderes Programm gefolgt, unter dem Titel: Denunciatio praelectionum ad viri magnifici D. Henr. Muhlii de eo, quod justum est circa libros nostrae ecclesiae symbolicos nuper publicatum scriptum, worin er aber Muhlius's Dissertation zu lesen versprochen, sonst aber sich also erklärt habe, daß die Protestantischen Juristen zwar an die Augsburger Confession, weiter aber nicht, verbunden wären: hierauf habe sich die ganze Universität der Sache angenommen, und in einer besondern Schrift die in den Vogtischen Programmen vorgetragenen Meynungen verabscheuet.

Seine Schriften sind bey Götten und Dunkel angezeigt. Wir bemerken nur noch: Einige machen ihn zum Urheber der beissenden und spitzigen Anmerkungen, welche über Harpprecht's Speculi Suevici et juris feudalis Alemannici in terris vicariatus Suevo-Franconici non usum modernum zu Hamburg 1723 herausgekommen sind. Man eignet ihm auch eine kleine Schrift zu, die mit der Aufschrift: Vacantiae vindemiales Joh. Basii Frisii, s. de fatuitate Basiana epistola angetroffen wird, und ebenfalls wider Harpprecht'en gerichtet ist. Hätte er länger gelebt, so würde er das Ius Iuticum Lowbock mit Anmerkungen aus den Teutschen Alterthümern und Gesetzen erläutert haben, wozu er einen reichen Vorrath gesammelt hatte.

S. Götten, Th. 1. S. 215. und Dunkel's historisch-critische Nachrichten, 3. Bd. 1. Th. S. 238.

Vogt, Johann, Pastor am Dom zu Bremen, geboren zu Beverstädt, wo sein Vater gleiches Namens Pastor und Propst war, am 5. August 1695. Nach empfangenem Privatunterricht besuchte er die Schulen zu Stade und Bremen; hernach gieng

er nach Wittenberg, ward 1719 Prediger in Horneburg, und 1733 Pastor am Königlichen Dom zu Bremen. Er heyrathete 1720 Anna Dorothea Garlinghof, des Lit. Johann Reinhold Garlinghof zu Hamburg, woselbst er sich auch eine kurze Zeit bey dem Hannöverischen Residenten von Schlaff als Hausinformator aufgehalten hatte, Tochter; mit welcher er 8 Kinder gezeugt, wovon die eine Tochter an den Pastor Olbers zu Bremen, die andere aber an den Prediger Nicol. Schulenburg zu Horneburg verheyrathet wurde; von beyden hat er 15 Enkel gesehen. Im J. 1736 bekam er Justina Amalia Schumanns zur zweyten Gattin, die ihn aber mit keinen Leibeserben erfreuet und ihn auch im J. 1763 durch ihren Tod abermahls zum Witwer gemacht hatte. Er selbst starb am 28. August im 70. Jahre seines Alters, und 45. seines Amtes.

Seine vorzüglicheren Schriften sind:

De patria Constantini Magni, Wittenb. 1716. 4. — Apologia pro Mureto, criminis Sodomiae postulato. Sie steht im Apparatu litterario societatis colligentium, Fasc. I. n. 6. p. 93. — De Synoditis veteris Ecclesiae. Ebend. Fasc. II. p. 289 — 298. — Historia litteraria Constantini Magni, Hamb. 1720. 8. — Horneburgische Reformationsgeschichte, Stade 1725. Fol. — Nachlese einiger berühmter Liederdichter; in den fortgesetzten Sammlungen. 1729. S. 828. — Bibliotheca haeresiologica, Tom. I. Hamb. 1723. 8. Tom. II. fasc. I. 1729. 8. — Catalogus historico-criticus librorum rariorum, Hamb. 1732. Edit. II. 1738. Edit. III. 1747. Edit. IV. 1753. 8. post curas tertias et quartas denuo recognitus, pluribus locis emendatus et copiosiori longe accessione adauctus (a Mich. Truckenbrot). Francof. et Lips. (Norimb.) 1793. 8. Wobey zu bemerken sind: Iani Librarii librorum rariorum in Catalogo *Vogtiano* praetermissorum Decades II. in dem Brem. und Verdischen Hebopfer, Bd. 1. S. 87 — 104. Bd. 2. S. 235 — 252. Auch als Supplement: Dan. Gerdesii Florilegium historico-criticum librorum rariorum. Edit. III. Groningae et Bremae 1763. 8maj. — Monumenta inedita, Tom. I. Bremae 1740 seq. 8. Tom. II. Bremae 1752 seq. 8. — Historia fistulae eucharisticae, Bremae 1740. 4. — Disquisitio critica de loco 1 Ioh. 4. v. 3. a Nestorianis non corrupto; in Biblioth. Lubec. Vol. IV. p. 580 — 596. — Einige Beyträge in den Hannöverischen Anzeigen, unter andern a) Nachricht von Serrani Schrift, 1756. b) Nachricht von einer ungedruckten Historie der Edlen Herren Vitzthume 1750. c) Besondere Art eines Ordalii, das Scheingeben genannt. 1752. d) Etwas von der alten Pipinsburg, Heidenstatt Bülzenbodde, 1752. e) Eine Aufgabe, den Pahen von Collenberg betreffend. 1752.

S. Neues Gel. Europa, Th. 20. S. 1071. Saxii Onomast. litterar. P. VI. p. 233.

Voigt a St. Germano, Adauctus, ein sehr gelehrter Piarist oder Priester des Ordens der frommen Schulen, geboren

am 14. May 1783 zu Oberleutendorf in Böhmen. Er studierte 1746 die Philosophie zu Leutumischel, und trat in eben diesem Jahre in den Orden. Mit dem J. 1758 wurde er zu Olmütz zum Priester geweiht, wurde zu Kirchberg auf dem Hunnsrück in der Niederpfalz Prediger; zwey Jahre darauf daselbst Lehrer der Dicht- und Redekunst. Als die Rheinische Provinz von der Böhmischen abgetheilt wurde, kehrte er 1761 in die Böhmische zurück, wurde zu Schlackenwerth Lehrer der Dicht- und Redekunst; 1763 ebendaselbst Prediger; 1766 zu Schlan Lehrer der Philosophie und 1769 zu Kostmenes Lehrer der Mathematik. Im J. 1770 bekam er durch den Bischof Grafen von Waldstein den Ruf nach Prag, die Beschreibung der Böhmischen Münzen zu unternehmen, von welcher ruhmvollen Arbeit 1771 der 1. Band erschien. Im J. 1771 bekam er das Vicerectorat seines Ordens zu Prag, und 1776 die ordentliche Professur der Universalhistorie auf der Universität zu Wien; er verlor aber 1784 wegen seines Betragens die Stelle, und starb als Pensionär am 18. October 1787 zu Nikolsburg in Mähren.

Von seinen tiefen Kenntnissen im Fache der Wissenschaften und Künste zeugen seine vielen Schriften, die besonders numismatischen Inhalts sind. Dahin gehört:

Die Beschreibung der bisher bekannten Böhmischen Münzen, nach chronologischer Ordnung, (nebst Leben der Münzfürsten und anderer Personen) in 4 Bänden, 1771 — 1787. 4. — Abbildungen und Lebensbeschreibungen Böhmischer u. Mährischer Gelehrten, 2 Theile. Prag 1773 u. 1774. (Auch Lateinisch.) Die übrigen Theile sind nicht von ihm, sondern von Pelzl, der auch an den beyden ersten Antheil hatte. — Acta litteraria Bohemiae et Moraviae, 2 Voll. Prag, 1774 — 1785. 8. — Nummi Germaniae medii aevi, qui in numophylacio Caesario-Vindobonensi asservantur, P. I. Viennae 1783. 8maj. — Ueber den Geist der Böhmischen Gesetze in den verschiedenen Zeitaltern, eine Preisschrift, Dresden 1788. 4. — Ausser diesen und andern wichtigen Schriften noch Aufsätze oder Beyträge zu den Abhandlungen der Böhmischen Gesellschaft, wo sich auch im 3. Theil sein Leben befindet, zu den Abhandlungen einer Privatgesellschaft in Böhmen, und zu Born's physikalischen Arbeiten einträchtiger Freunde in Wien ꝛc.

S. de Luca gel. Oestreich, Bd. 1. St. 2. Ladvocat, Th. 8. S. 878. Meusel's gel. Teutschl. Bd. 4. der 4. Ausg. S. 99. u. Nachträge.

Voigt, Gottfried Christian, Stadtsyndicus und Proceßdirector zu Quedlinburg, geboren am 24. Juny 1740 zu Wegeleben im Fürstenthume Halberstadt, studierte von 1760 bis 1762 zu Helmstädt, ward 1762 Fürstlicher Regierungsadvocat zu Quedlinburg, und 1780 Stadtsyndicus und Proceßdirector bey der Königlich Preussischen Erbvogtey daselbst.

Er starb am 15. November 1791.

Von seinen Schriften folgende, als die vorzüglichsten:
Abhandlungen über einzelne Gegenstände des Rechts und der Geschichte, Halle 1783. 8. — Geschichte des Stifts Quedlinburg, 1. u. 2. Bd. Leipzig 1786 u. 1787. 3. Bd. Quedlinb. 1791. 8. mit Kupf. — Gemeinnützige Abhandlungen, Leipzig 1792. 8. vor welchen sein Bildniß ist. — Aufsätze und Abhandlungen in der Berliner Monathsschrift, in dem Hannöverischen Magazin, in Zepernick's Miscellaneen zum Teutschen Lehnrecht, in Pyl's neuem Magazin für die Arzneykunde, im Journal von und für Teutschland, und in den neuen Halberstädtschen gemeinnützigen Blättern.

S. Weidlich's biograph. Nachr. Th. 4. S. 250. Koppe's jurist. Almanach auf d. J. 1792. S. 235. und auf d. J. 1793. S. 364. Meusel's gel. Teutschl. 4. Ausg., Bd. 4. S. 99. Nachtr. 1. S. 671. Nachtr. 2. S. 404. Nachtr. 3. S. 376. Nachtr. 4. S. 768. Nachtr. 5. Abth. 2. S. 473.

Voitus, Johann Christian Friedrich, Königlich Preussischer Generalchirurg, wie auch Professor der Chirurgie bey dem Königlichen Collegio Medico zu Berlin und Regimentschirurg bey dem Regimente von Waldeck, ein Mann von ausgezeichneten Geistesgaben, von vorzüglichem Adel des Herzens, und seltenem Verdienst, besonders um den Preussischen Staat, als Lehrer und practischer Arzt. Der berühmte Professor und Leibarzt Selle zu Berlin, welcher 20 Jahre hindurch des Voitus Freund und Gesellschafter war, der mit ihm — eine so wirksame Beziehung hatten ihre gegenseitigen Verhältnisse auf alle ihre Handlungen — einen Theil seines Ichs verloren zu haben wähnt, der fast alle Lebensepochen des Voitus, welche einen beträchtlichen Einfluß auf seinen physischen und moralischen Character hatten, genau kannte, hat in der Monathsschrift, die wir unten nennen werden, von ihm Lebensnachrichten mitgetheilt, welche uns um so werther seyn müssen, daß wir sie hier mit einigen Zusätzen im Auszuge mittheilen.

Er war am 16. März 1741 geboren, und der Sohn eines Schulrectors zu Genthin. Von diesem wurde er so schulgerecht erzogen, daß er schon in seinem 8. Jahre die gewöhnlichen Lateinischen und Griechischen Schulautoren las: welches zwar mit der äussersten Strenge erzwungen war, aber doch ohne Genie des Kindes nicht hätte zu Stande gebracht werden können. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß diese Anstrengung seinem äusserst lebhaften und heftigen Character in der Folge die Geduld gab, die zum fleißigen und gründlichen Studieren und zu einem klugen und pflichtmäßigen Verhalten gehört.

Als Compagniefeldscheer fühlte er einen so mächtigen Trieb, seine Kenntnisse zu erweitern, daß er zwey Drittheile seines Tractaments auf Erlernung von Sprachen verwandte, für den Rest in dem Verschlag einer kleinen Stube lebte, die von dürftigen Handwerksleuten bewohnt war, und als tägliche Kost Nichts als

Hering und Kartoffeln genoß. Der Verschlag war finster, und erlaubte ihm nicht aufrecht zu stehen; die Geschäffte seiner Mitbewohner des Zimmers störten ihn in allen seinen Verrichtungen: und doch sammelte er hier gerade den Fonds von Geistesstärke und Herzensgüte, der ihn in der Folge characterisirte.

Um diese Zeit ward er mit Herrn D. Buchmann, der jetzt mit Ruhm in Mecklenburg practicirt, bekannt, der ihm Unterricht in der Mathematik gab. Mit diesen Vorkenntnissen ausgerüstet, wandte er sich an den damahls in Berlin lebenden, jetzt in Petersburg befindlichen, Herrn Professor Wolff, dessen philosophische und präcise Lehrart gerade den Bedürfnissen seines Geistes entsprach, und ihm diese Liebe zur Gründlichkeit und Bestimmtheit beybrachte, ohne welche man nie grosse Fortschritte in Wissenschaften machen kann. Er wurde nun als ein junger Mann von vorzüglichen Fähigkeiten bekannt, und alle damahls in Berlin lehrende Aerzte und Physiker nahmen ihn mit Vergnügen unentgeldlich als Schüler an. Er war nun schon Vorbild und Muster aller Studierenden; und wirkte damahls eben so mächtig durch sein Beyspiel und durch seinen Umgang, als er es in der Folge durch seine Lehren that. Manche schlafende Kraft erweckte er durch seinen Antrieb, manchen durch äussere Umstände niedergebeugten Geist ermunterte er zur Thätigkeit und Nachfolge durch seinen glücklichen Vorgang. Und dieses Wirken aus sich auf Andere, diese Ausbildung seiner Kräfte durch eigenes Vermögen, gaben ihm das Bewußtseyn einer Eigenthümlichkeit, das ihn zum höchsten Grade des Egoismus und Scepticismus würde geführt haben, wenn ihn nicht sein scharfer Sinn und sein edles Herz in die Schranken des gesunden Menschenverstandes und der Bescheidenheit zurückgezwungen hätten.

Bis jetzt hatte er sich mit der eigentlichen Chirurgie noch wenig beschäfftigt, und man war eben nicht berechtigt zu vermuthen, daß er einstens dem practischen Theil derselben so viel Ehre machen würde. Es blieb ihm inzwischen keine andere Laufbahn übrig: und er nahm daher das Anerbieten des Generalchirurgen Schmucker an, in die Zahl der Königl. Pensionärchirurgen zu treten. Im J. 1773 wurde er Regimentsfeldscheer des Alt-Waldeckischen Regiments; und hier legte er bald sehr beweisende Proben seiner practischen Geschicklichkeit ab. Das Jahr darauf schickte ihn Friedrich der Grosse nach Frankreich, um neue Methoden, besonders zur Operation der Mastdarmfisteln, zu lernen, wo er zu gleicher Zeit das Accouchement so cultivirte, daß er in der Folge Einer der geschicktesten Entbinder ward. Nach dem Ableben des Professors Henkel erhielt er dessen Stelle, als Lehrer der Chirurgie und Oberwundarzt der Charité *). Bey dieser Gelegenheit hielt er eine vortreffliche Rede über die Geistesfähigkeiten, Kenntnisse und Eigenschaften eines guten

*) Späterhin ward er, nach Schmucker's Tode, im J. 1786, dritter Generalchirurg.

Wundarztes, welche mit einer andern: über die sittlichen Eigenschaften des Wundarztes von ihm 1780 unter dem Titel: Zwey Reden an die jungen Wundärzte, zum Druck befördert wurde. So groß und erhaben war das Ideal, das er sich von einem Lehrer gemacht hatte, daß er, Trotz dem Bewußtseyn seiner Kräfte, sich unfähig zu diesem Geschäffte hielt; und nur durch das dringendste Zureden seiner Freunde konnte er dahin gebracht werden, sich zu beruhigen, und sein Lehramt anzufangen: welches er denn auch zum Nutzen aller seiner Schüler und zur Ehre der Chirurgie bis auf den letzten Augenblick mit dem größten und leider seiner Gesundheit nachtheiligen Eifer fortgesetzt hat. Er hatte eine weitläufige Praxis, studierte viel, hielt täglich 2 bis 3 Stunden hinter einander Vorlesungen, und schwächte durch alles dieß seine Gesundheit um so mehr, je eifriger er es sich angelegen seyn ließ, seiner grossen Pflichtliebe Genüge zu thun. Noch leben redende Beweise seiner ungewöhnlichen Kunstfertigkeit; noch glimmt gewiß in dem Kopfe manches Jünglings der göttliche Funken von Wahrheitsbegierde, den er in ihm angefündet hat; und lange noch wird sein Andenken die wohlthätigsten Einflüsse auf seine Kunstverwandten haben.

Im gemeinen Leben war sein Umgang gefällig und angenehm. Er hatte das, was ein ächter und untrüglicher Character eines menschenfreundlichen Herzens ist: es war einem Jeden in seiner Gesellschaft wohl. Gern bot er die Hände zur Unterstützung der Bedürfenden; und so heftig auch sein Temperament war, dessen sehr lebhaften Aufwallungen er nicht immer widerstehen konnte, so liebten ihn doch Alle, die ihn umgaben. Das Gefühl seiner überwiegenden Kräfte, dessen Aeusserungen dem leidenden Theile immer so wehe thun, machte ihn nicht unerträglich, und zog ihm weder Neid, noch Feindschaft zu. Alle, die ihn kannten, stimmten darin überein: daß er ein gelehrter, scharfsinniger, geschickter, angenehmer und wohlwollender Mann sey; Eigenschaften, deren Vereinigung und Zusammenstimmung der Natur nur selten gelingt, und der Menschheit vom Schöpfer als eine sparsame Zierde verliehen wird.

Er war groß, wohlgewachsen, von starker Leibesbeschaffenheit, und cholerischen Temperaments. Im J. 1771 blieb ihm nach einem Fieber ein Gefühl von Schwere in der Gegend der Leber zurück, worüber er sich bis etwa einige Jahre vor seinem Tode beklagte. Auch litt er von der Zeit an häufig alle die Beschwerden, die aus einer Verstopfung der Leber entstehen; d. i. Hämorrhoiden, Congestionen nach der Brust, und fast beständigen Schnupfen und Husten. Im J. 1780 brach er das Bein, verlor zugleich seine Frau im Wochenbette, und wurde zu eben der Zeit von einem inflammatorischen Fieber befallen, wobey nicht nur das Rippenfell und die obere Fläche der Leber, sondern selbst die Lungen entzündet waren. Doch wurde er wieder hergestellt; und es blieben nur die gewohnten rheumatischen Stockungen übrig, an denen er im Jahre 1785 so

sehr litt, daß man zum zweyten Mahle für sein Leben besorgt war. Einige Wochen vor seiner letzten Krankheit klagte er mehr als gewöhnlich über seine rheumatischen Beschwerden. Er machte daher am 22. Januar Morgens bey ziemlicher Kälte einen Spazierritt, auf dem er sich wohl wahrscheinlich erkältete. Nachdem er sich den folgenden Morgen ziemlich heftig geärgert hatte, wurde er denselben Abend von einem starken Froste befallen, der fast die ganze Nacht anhielt. Endlich stellte sich ein gallichtes Entzündungsfieber ein, woran er am 30. Januar 1787 starb. S. Berlinische Monathsschrift, März 1787.

Volder, Burcher von, Doctor der Philosophie und Medicin, wie auch Professor der Weltweisheit und mathematischen Wissenschaften zu Leyden, ein Gelehrter, der Einer der größten Weltweisen seiner Zeit genannt wird, hat zu Amsterdam am 26. July 1643 das Licht der Welt erblickt. Sein Vater hieß Justus von Volder und seine Mutter Maria von Liesveld, welche beyderseits der Mennonitischen oder Anabaptistischen Secte zugethan waren. Sie erzogen ihren Sohn mit so vieler Sorgfalt, als es ihr Stand und ihre Glücksumstände, die nicht die günstigsten waren, ihnen gestatteten; und er erfüllte auch ihre von ihm gefaßte Hoffnung. In seiner Jugend war er sehr schwächlich und zärtlich; indeß bewog die grosse Neigung, welche er zum Studieren bey sich blicken ließ, seinen Vater, ihn demselben zu widmen, und alle dazu nöthige Hülfsmittel zu verschaffen. Seine Schulstudien machte er mit gutem Erfolge, und erlangte eine vollkommene Kenntniß der Lateinischen und Griechischen Sprache. Hierauf legte er sich im J. 1657 auf die philosophischen und mathematischen Wissenschaften. Nachdem er die Philosophie unter dem Arnold Sengwerd, und die Mathematik unter dem Alexander von Bie, welche Beyde Professoren zu Amsterdam waren, studiert hatte, so nahm er zu Utrecht am 12. October 1660 die höchste Würde in der Philosophie an. Sodann legte er sich mit Fleiß auf Lesung der Schriften des Cartesius, und sah gar leicht den Unterschied ein, welcher sich zwischen den Schriften des Descartes und der Scholastiker befindet: er entsagte demnach gänzlich allen unnützen Schulfragen, und suchte die Wahrheit nach Anleitung des Cartesius. So grosse Liebe er auch zur Philosophie hatte, so glaubte er indessen doch nicht, daß er sich einzig und allein damit beschäfftigen müsse. Er begab sich nach Leyden, um daselbst die Arzneywissenschaft zu erlernen, und besuchte zu dem Ende vorzüglich die Vorlesungen des Franz von Leboe Sylvius, welcher daselbst mit besonderem Beyfall lehrte. Er vertheidigte gewisse Sätze von der Natur, die den Begriffen der Peripatetiker sehr zuwider liefen: es geschah dieses am 3. July 1664, wobey ihm zugleich die Doctorwürde ertheilt wurde. Er practicirte hierauf einige Jahre hindurch, als ein Arzt der Armen von der Kirche der Remonstranten in Amsterdam, ohne jedoch die Mathematik und Weltweisheit liegen zu lassen.

Weil die Philosophie des Descartes damahls ein grosses Aufsehen machte, und in Holland die Oberhand zu bekommen anfieng, so legte er sich mit grossem Fleiß darauf und erlangte solche Einsichten in derselben, davon man nachher die Folgen gesehen hat. Um diese Zeit wurde ein Lehrstuhl zu Leyden ledig; und weil ihn Hudde, ein grosser Mathematiker und nachmahliger Bürgermeister zu Amsterdam, Einem der Vorsteher der Akademie empfohlen hatte, so wurde er dahin berufen, und hielt am 18. October 1670 seine Antrittsrede. Ehe er noch seine Bestallung erhielt, ereigneten sich einige Schwierigkeiten wegen seiner Berufung, welche sich vornehmlich darauf gründeten, daß er die Versammlungen der Mennoniten bisher besucht habe. Als er aber erfuhr, daß die Vorsteher sich deßhalb berathschlagten, so ließ er ihnen sagen, daß er schon lange entschlossen gewesen, und jetzt Willens sey, sich mit der Wallonisch-Reformirten Kirche zu Leyden zu vereinigen, deren Aeltester er hernach wurde, und welchem Amte er mit so grosser Genauigkeit und Eifer vorstand, daß er sich dadurch die Achtung der ganzen Gemeine erwarb. Doch fügte er zugleich hinzu, daß er dadurch die Professorstelle, zu welcher er berufen worden sey, nicht verkaufen, noch auch sich den Vorwurf machen lassen wollte, daß er Etwas wider sein Gewissen gethan habe, sonst sey er lieber erbötig, den Beruf nicht anzunehmen. Diese Erklärung räumte die ganze Schwierigkeit aus dem Wege, und er war nunmehr im Stande, sein Amt wirklich anzutreten. Er machte den Anfang seiner Profession mit der Erklärung der Logik des Burgersdice, welche auf dieser Universität gelehrt wurde; er endigte sie aber in wenig Vorlesungen, und man sah alsbald, daß er nichts weniger als ein Peripatetiker war. Hierauf beschäfftigte er sich mit verschiedenen Stücken der Physik und Metaphysik, die er nach seinem Geschmack wählte. Da er sich nach denen richten mußte, die gegen die Philosophie des Descartes, der ein Neuling genannt wurde, mit Vorurtheilen eingenommen waren, so zeigte er oft, daß die Lehren desselben in den alten Weltweisen, ja selbst im Aristoteles, angetroffen würden. Der Zulauf der Zuhörer, sowahl in seinen öffentlichen als besondern Vorlesungen, darin er die Physik und Metaphysik des Descartes erklärte, war ungewöhnlich. Es geschah dieses aber nicht allein aus Neigung und Begierde zu dieser damahls neuen Philosophie, sondern auch wegen des deutlichen und geschickten Vortrages derselben. Zwischen ihm und seinem Collegen, de Vries, nachmahligem Professor der Weltweisheit zu Utrecht, entstanden wegen der Meynungen des Descartes bisweilen sehr hitzige Streite. Selbst ihre Schüler kamen oft zu Gewaltthätigkeiten, und de Vries sah sich in seiner öffentlichen Disputation, die am 3. May 1674 gehalten wurde, wegen der ihm zugefügten Beleidigungen genöthigt, das Katheder zu verlassen, ehe noch die gesetzte Stunde verflossen war. Die Vorsteher der Universität ließen deßhalb

einige Gesalte ausgehen, um diesen Unordnungen vorzubeugen; unser Volder rechtfertigte sich aber bey den Staatsräthen.

In eben diesem Jahre that er eine Reise nach England. Nach seiner Zurückkunft stellte er den Vorstehern vor, zu den anzustellenden Versuchen Etwas anzuwenden; weshalb das akademische Theater mit den dazu nöthigen Instrumenten errichtet wurde. Es wurden ihm zu dem Ende jährlich 400 Gulden gegeben. Im ersten Jahre wendete er weit Mehr darauf; doch verlangte er es nicht wieder bezahlt zu haben. In den folgenden Jahren aber waren die Unkosten geringer; doch legte er von dem übrigen Gelde eine genaue Rechnung ab. Denn ob er gleich ein ansehnliches Vermögen gesammelt hatte, so war er doch nicht eigennützig. Alle Montage, nur die Ferien ausgenommen, stellte er Versuche an, wobey er gewisse Stücke aus der Experimentalphysik erklärte, und einen grossen Zulauf von Zuschauern und Zuhörern hatte.

Im J. 1675 wurde er zum Rector ernannt und von dem Prinzen von Oranien bestätigt. Weil man aber glaubte, daß er es sehr mit der Republik hielte, so wurde die Bestätigung widerrufen, und ein Anderer an seine Stelle gesetzt. Seit dieser Zeit wollte er bis in das J. 1697 sich nicht mehr unter die Drey versetzen lassen, aus welchen der Statthalter Einen erwählte. Er hat aber das Amt eines Secretärs des akademischen Rathes oft bekleidet, welches das allereinträglichste war.

Im J. 1676 wurden einige Gottesgelehrte und Volder beschuldigt, irrige Sätze gelehrt zu haben. Die Vorsteher untersagten ihnen, diese Sätze weder öffentlich, noch in Geheim zu lehren, und begriffen darunter auch die Metaphysik des Descartes, aus welcher sie irgend einen Satz zu entlehnen verboten. Dieses geschah am 16. Januar 1676. Volder zeigte in einer Schrift, daß fast alle Sätze, die man den Cartesianern Schuld gab, übel verstanden, zweydeutig oder auf eine gehässige Art erklärt wären; daß einige derselben nach ihren Grundsätzen schlechterdings falsch, andere aber vollkommen orthodox wären, wofern sie nicht in einem widersinnigen Verstande genommen würden. Inzwischen gab man unserem Volder nachher zu verstehen, daß er es nicht sey, den man antasten wolle; weßhalb er auch fortfuhr, die Cartesianischen Lehren, obwohl mit grösserer Behutsamkeit, vorzutragen. Er erklärte nachher nicht nur die Naturlehre, sondern auch die Metaphysik des Descartes öffentlich. Im J. 1675 hielt er dem Siegbert Coemann zu Ehren eine Trauerrede, welcher zum Professor der Rechtsgelehrsamkeit auf der Universität zu Utrecht ernannt worden war, aber sobald er seine Antrittsrede gehalten hatte, verstarb. Diese und alle übrige Reden dieses Verfassers sind weit besser geschrieben, als es die Werke der Philosophen, ja sogar Vieler von denen, die sich schön schreiben zu können dünken, selten zu seyn pflegen.

Einige Jahre nachher that Volder eine Reise nach Frankreich, und zwar im J. 1681 nach Paris, wo er doch wegen

seiner Profession sich nicht lange aufhalten konnte. In eben diesem Jahre ward eine mathematische Profession ledig, und Herr von Beverning, als Vorsteher, fragte unsern Volder um eine geschickte Person, mit welcher er diese Stelle besetzen könnte. Derjenige, den er vorschlug, fand keinen Beyfall; es wurde ihm also selbst dieses Amt aufgetragen, und er nahm es auch an. Am 15. Juny hielt er seine Antrittsrede, darin er von der Nothwendigkeit handelte, die Erlernung der Weltweisheit mit der Mathematik zu verknüpfen. Sein Verstand war so durchdringend, daß er die Differential- und Integralrechnung bald begriff, und alle Geheimnisse der mathematischen Grundsätze der natürlichen Philosophie des Newton entdeckte.

Im J. 1689 hielt er eine Trauerrede auf Lucas Schachl, den Professor der Arzneywissenschaft, in welcher er viel Kunst und natürliche Beredtsamkeit erblicken ließ. In eben demselben Jahre ersuchten ihn seine Zuhörer, die Beurtheilung der Philosophie des Descartes von Huet, der zum Bisthum zu Soissons ernannt war, in gewissen Sätzen zu widerlegen. Er that es auch im J. 1690. Gleichwohl aber wollte er diese Vertheidigung des Descartes niemahls zur Vollständigkeit bringen, und als 1695 ein gewisser Buchdrucker Vos, was in Sätzen herausgekommen war, gedruckt hatte, so erkannte er diese Ausgabe nicht für die seinige, und konnte sich dennoch nicht entschliessen, eine besondere herauszugeben. Zu Middelburg waren im J. 1681 die Sätze über die Physik dem Drucke übergeben worden, davon einige wider die Atheisten gerichtet sind, und andere von der Schwere der Luft handeln; allein auch dieses wollte Volder nicht für das Seinige erkennen. Er gedachte nichts Anderes herauszugeben, als was neu und vortrefflich war; und dieser sein guter, aber auch sehr strenger Grundsatz hat verursacht, daß man eben nichts Allzuwichtiges hat, das aus seiner Feder geflossen wäre. Im J. 1697 wurde er endlich zum Rector der Akademie ernannt. Bey Niederlegung dieser Würde hielt er, nach der damahligen Gewohnheit, eine Rede, in welcher er von der Stärke und dem Gebrauche der Vernunft in den Wissenschaften handelte.

Damahls war Huygens nicht lange zuvor mit Tode abgegangen; indem sein Cosmotheoros, von welchem er noch bey seinem Leben zwey Bogen gedruckt gesehen hat, im J. 1698 an's Licht trat. Volder setzte demselben eine kurze Nachricht vor, machte Randglossen dazu, und sah den letzten Probebogen durch. Dieser grosse Mathematiker hatte ihm in seinem Testamente aufgetragen, unter seinen Papieren dasjenige hervorzusuchen, was er für würdig halten würde, das Licht zu erblicken; und ihm zum deutlichen Beweise seiner Freundschaft 1000 Gulden vermacht.

Am 3. July 1689 hatte unser Volder bey einer Solennität den Vorsitz, dergleichen sich kein Professor auf dieser Akademie gesehen zu haben erinnerte. Sie bestand darin, daß er Gale'n,

den practischen Arzt zu London, nach den alten Gebräuchen zum Magister und Doctor der Weltweisheit ernannte. Er nahm hierbey Gelegenheit, eine sehr scharfsinnige Rede von den Alten und Neuen zu halten, die nachher von dem grossen Boerhaave zu Leyden herausgegeben worden ist. Im J. 1703 ließ Volder, in Gesellschaft des Professors der Mathematik Fullenius zu Franecker, die Opera posthuma des verstorbenen Huygens an's Licht treten. Es befindet sich vor demselben eine Vorrede, welche die Geschicklichkeit der Herausgeber in der Mathematik zu erkennen geben kann. Im folgenden J. 1704 am 15. April starb der Bürgermeister zu Amsterdam, welcher unserm Volder, um die Hochachtung, die er für ihn hatte, an den Tag zu legen, 1500 Gulden vermachte. Endlich, nachdem er verschiedene Mahle krank gewesen war, so daß er, wenn er sich nur im Geringsten bewegte, blutigen Harn von sich ließ, und daher weder öffentliche, noch besondere Vorlesungen halten konnte, ohne sich noch mehr zu schwächen, bat er im J. 1705 die Vorsteher um seine Verabschiedung, und erhielt sie auch. Es wurden ihm aber zu seinem Gehalte 1000 Gulden zur Erkenntlichkeit ausgesetzt, die er völlig hätte behalten können, wenn er anders gewollt hätte. Er wurde zugleich ersucht, auf der Akademie ohne öffentliche Bedienung zu bleiben; ohne ihn doch von andern Verrichtungen und der Akademie zu stiftenden Nutzen auszuschliessen, nur mit dem Bedinge, daß er denen, die ihn wegen der Einrichtung ihrer Studien um Rath fragen würden, seinen Rath nicht verweigern sollte. Um sich gegen die Vorsteher, unter welchen die Bürgermeister von Leyden allezeit mit begriffen wären, dankbar zu bezeugen, hielt er am 19. October eine öffentliche Rede, womit er seine Profession und bisherigen Aemter niederlegte. Er ließ sie, wie seine übrigen Reden, einige Tage nachher drucken. Endlich gab er, nach überstandener grossen Schwäche, am 21. März 1709 in seinem 66. Jahre seinen Geist auf.

Er war ein Mann, der die Freyheit seines Vaterlandes zärtlich liebte; ein aufrichtiger, edelmüthiger Freund; jederzeit bereit, den Unterdrückten beyzustehen, und dem Verdienste Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen; liebreich und freygebig gegen die Armen, und stets geneigt, sie zu unterstützen; und in seinem Leben und Sitten regelmäßig und anständig, ohne stolz zu seyn. Sein Fleiß, welchen er auf die Philosophie und Mathematik verwendete, hinderte ihn nicht, sich mit Lesung der Griechischen und Lateinischen Schriftsteller zu beschäfftigen. Er las auch die heilige Schrift mit vielem Fleiß, und zwar nicht nur in den dieser Lesung bestimmten Stunden, sondern auch allezeit wenn es seine Beschäfftigungen verstatteten. Er hat sich niemahls verheyrathet, und wegen seines noch ansehnlichen Vermögens keine Verordnung machen wollen; er hinterließ es denen, welchen es die Natur gab, und die ziemlich weitläuftige Anverwandte von ihm waren.

Von seinen Schriften Folgendes:

Dissertationes philosophicae de rerum naturalium principiis, ut et de aeris gravitate, Lugd. Bat. 1681. 8. Volder hat seine Schriften, welche er zum Gebrauch seiner Schüler fertigte, niemahls herausgeben wollen; allein sein Ruhm, welcher machte, daß man Alles, was von ihm kam, suchte, hat verursacht, daß man einige derselben ohne sein Vorwissen gedruckt hat. — Disputationes philosophicae omnes contra Atheos, Medioburgi 1685. 8. Nicht alle Disputationen sind darin enthalten, welche Volder wider die Atheisten geschrieben hat: es ist auch die Ausgabe ohne sein Vorwissen geschehen und voller Druckfehler, daß er sie auch nicht für die seinige erkannt hat. Es enthielt indeß dieses Werk sehr gute Sachen, welche zur guten Erläuterung einiger schweren Stellen der Betrachtungen des Descartes dienen können. — Exercitationes academicae, quibus Renati Cartesii philosophia defenditur adversus P. D. Huetii censuram philosophiae Cartesianae, Amstelodami 1695. 8. Volder lehrt selbst in einem an Hrn. von Baudal geschriebenen, der Histoire des Ouvrages des Savans unterm May 1695 einverleibten Briefe, was man von der Ausgabe dieses Werks, welches dessen ungeachtet seine Güte hat, denken solle.

S. Niceron, Th. 17. S. 262. vergl. Th. 16. S. 179.

Volkmann, Georg Anton, Doctor der Medicin und ausübender Arzt zu Liegnitz, ein Sohn Israel Volkmann's, Doctors der Philosophie und Medicin, und practischen Arztes daselbst, machte in 10 Folianten seines Vaters prächtige Schlesische Kräutersammlung bekannt, zu welchen sich aber wegen der vielen Kupfer kein Verleger finden wollte.

Er schrieb selbst eine Naturgeschichte der Vögel und Conchylien, und wollte eben eine sehr niedliche Sammlung der Schlesischen Stadtwappen, welche er selbst gezeichnet hatte, herausgeben. Allein der Tod übereilte ihn 1721 in einem Alter von 58 Jahren.

S. Biograph. Nachrichten der vornehmsten Gelehrten, die vor dem 18. Jahrh. geboren wurden, S. 142.

Volkmann, Peter Dietrich, Licentiat der Rechte, und Rathsherr in Hamburg, welcher von dem am 21. July 1803 verstorbenen Doctor der Rechte, Johann Jacob Volkmann, zu Leipzig, seinem besonders durch Uebersetzungen vortheilhaft bekannten Bruder, wohl zu unterscheiden ist, und dessen Name in Hamburgs Geschichte wegen seiner ungemeinen Verdienste um diesen Staat den Ruhm der Unsterblichkeit behauptet, ist Einer von den seltener werdenden Edlen, bey dem stille Demuth mit ächter Grösse Hand in Hand gieng, und der daher bey dem, was er that, nur ungern das Lautwerden seines Namens duldete. Wir sehen uns daher um so mehr verbunden, das biographische Denkmahl, welches sein würdiger Nachfolger, der Herr Senator Günther zu Hamburg, seinem vortrefflichen Vor-

gänger in Schlichtegroll's Nekrolog errichtet hat, — diesen wichtigen Aufsatz — auch hier ohne Zusatz und Veränderung mitzutheilen: nur daß wir den schönen, hierher nicht gehörigen, Eingang mit dem Ende des Aufsatzes abschneiden.

Unser Volkmann war, wie sein oben erwähnter Bruder, ein geborner Hamburger. Schon sein Großvater Jacob Volkmann hatte dort den Ruf Eines der ersten und rechtschaffensten Kaufleute seiner Zeit, wurde im J. 1722 zum Hamburgischen Senator erwählt, und starb sechs Jahre nachher in einem mittlern Alter. Sein Vater Conrad Dietrich Volkmann ward im J. 1728 Licentiat der Rechte, und lebte bey ansehnlichen Glücksumständen, bis an seinen früh erfolgten Tod, als Privatmann, in einer glücklichen Muffe, die er meistens den Wissenschaften und der Bildung seiner Kinder widmete. Seine Mutter war die Tochter des, in den Jahrbüchern seiner Vaterstadt als Geschäfftsmann und als Patriot unvergeßlichen, und auch als Gelehrter, durch seine Nachrichten von Island, durch seine ansehnlichen Natur- und Kunstsammlungen, durch seine tiefe Sprachforschung, besonders in den Sprachen des alten Nordens, worüber er schätzbare Handschriften hinterließ, und durch seinen ausgebreiteten Briefwechsel mit den ersten Gelehrten seines Zeitalters rühmlichst bekannten Hamburgischen Syndicus und nachherigen Bürgermeisters, Johann Anderson, der im J. 1743 starb. Fünf Kinder stammten aus dieser Ehe, von denen Peter Dietrich der Mittlere war.

Heller und warmer Blick für alles Schöne und Gute, rasche und ausdauernde Strebsamkeit, pünctliche Ordnungsliebe, unauslöschlicher Hang, mit Liebe und Herzlichkeit sich anzuschließen, sanfte Freuden den rauschenden vorzuziehen, durch Glück und Wohlseyn nur dann sich glücklich zu fühlen, wenn er Beydes mit Andern theilen, Beydes selbst mit eigener Aufopferung um sich her verbreiten konnte, recht und gut zu handeln gegen Jedermann, schnell zu verzeihen, lieber zu dulden, als zu kränken, — das waren die Grundsätze in seinem Character, so lange er lebte. Sie lagen zu tief in seinem Herzen, als daß er sie je in irgend einem Verhältniß des häuslichen oder des bürgerlichen Lebens hätte verläugnen können. So war der Mann, — und so war der Knabe. Wenig Menschen arbeiten, in den frühern Lebensjahren schon, mit der Anstrengung, womit Volkmann arbeitete und Kenntnisse jeder Art sammelte; wenig Brüder lieben, wie Volkmann schon als Knabe liebte; Wenigen ist der Cirkel ihrer Geschwister so ihr Alles, wie er es ihm schon früh war: darüber ist unter seinen noch lebenden Geschwistern nur Eine Stimme. Den Jüngern unter ihnen war er Lehrer und Erinnerer, den Kranken unzertrennlicher Pfleger und Gesellschafter. So reifte der Knabe zum Jüngling.

Sein älterer Bruder hatte sich, nach dem Beyspiel seines Vaters, dem Gelehrtenstande bestimmt. Um so mehr rieth dieser, der das manchfaltige Unangenehme des gelehrten Privatlebens

und die Mißlichkeit der Amtsbeförderung an einem Ort, wo der öffentlichen Geschäfftsstellen für Gelehrte, im Verhältniß der Anzahl der Bewerber, so wenig sind, aus eigener Erfahrung kannte, seinem jüngern Sohn zu der glücklichern Unabhängigkeit des Handlungsstandes. Früh mit wissenschaftlichen Kenntnissen genährt, hätte Volkmann schon damahls lieber sich zum Gelehrten bestimmt, um so mehr, da in dem Zeitalter Handlung und wissenschaftliche Cultur noch nicht, wie jetzt, in naher und gegenseitiger Einwirkung standen: aber er gab, wo nicht den Gründen seines Vaters, doch dessen Wünschen nach, bestimmte sich der Handlung, und trat wirklich auf einem der ersten Hamburgischen Comtoire die Vorbereitung zu den Handlungsgeschäfften practisch an. Aber die Vorliebe zu den Wissenschaften blieb unauslöschlich in ihm, und als kurz nachher der frühe Tod seiner beyden Aeltern seine künftigen Aussichten beträchtlich veränderte, und ihn früh in den Besitz eines ansehnlichen Vermögens setzte, ward bald in ihm auf's Neue der Wunsch rege, noch jetzt die Handlung mit dem Studium der Rechtswissenschaften zu verwechseln, bey dessen Ausführung er indeß die Zustimmung der Seinigen, so wenig er auch damahls von denselben weiter abhängig war, zur ausdrücklichen Bedingung machte. Nur kurze Zeit war er bey der Handlung gewesen. Aber der nachherige Senator Lückens, an Einsicht, Cultur und wahrem Handlungsgeist ohne Streit der erste Hamburgische Kaufmann seines Zeitalters, über dessen Verdienst als Lehrer ächter Handlungsgrundsätze, und als Reformator der Theorie des Bank- und Assecuranzwesens, (in welcher er auch durch seine Schriften für das Ausland Lehrer wurde,) jetzt unter seinen Mitbürgern nur Eine Stimme ist, war der Chef dieses Handlungshauses; und unschätzbar blieben Volkmann, seinem eigenen Geständnisse nach, in der Folge, als Staatsmann und als Richter, die Kenntnisse und Erfahrungen, die er sich hier als Jüngling gesammelt hatte.

Jetzt wurden der ältere Reimarus, Büsch, und ihre damahligen Mitarbeiter am Hamburgischen Gymnasium, seine wissenschaftlichen Lehrer. Denn damahls wähnte man noch nicht, wie jetzt, daß die Besuchung eines akademischen Gymnasiums zwischen den Schul- und Universitätsjahren unnöthiger Zeitverlust, und daß schon der Schüler zum Universitätsunterricht reif sey: sondern hieng noch an dem Glauben, daß ein in der Vaterstadt selbst vorhandenes akademisches Gymnasium eine für den Jüngling höchst nützliche Anstalt, ein glücklicher Mittelstand zwischen Schuleinschränkung und akademischer Freyheit, zwischen Schulunterricht und Facultätsstudium sey, und daß encyclopädische und Hülfswissenschaften dem Jüngling hier in einer nähern Vertrautheit mit seinem Lehrer, in einer practischeren Beziehung auf Localverhältnisse und auf die speciellen Bedürfnisse seiner künftigen Bestimmung, mitgetheilt werden können, als dieß im eigentlichen Universitätsleben möglich ist. Volkmann, der selbst diesen Weg gegangen war, und ihn daher würdigen konnte,

Fall war Volkmanns. Sein Leben war, fast von dem Tage an, da er als Mann in seine Vaterstadt wieder eintrat, bis an den Tag, der seines Lebens letzter war, eine aneinanderhängende Kette von schöner, gemeinnütziger Wirksamkeit für Bürgerwohl!

Gleich das erste Jahr nach seiner Rückkehr, 1764, war mit einer doppelten Gattung derjenigen selbstgewählten, und daher, wie sich versteht, durchaus unentgeltlich übernommenen Thätigkeit für das gemeine Wohl bezeichnet, an der die kleinen Freystaaten unseres Teutschen Vaterlandes, zu ihrer Ehre und zu ihrem Wohl, nicht ärmer, vielleicht je zuweilen reicher zu seyn pflegen, als manche grössere Staaten, wo es, aus manchen Ursachen, mehr als in den kleinern, Pflicht und Klugheit werden kann, nicht über das vom Staat unmittelbar aufgetragene Maß von Thätigkeit hinauszugehen. Bekanntlich existirt in Hamburg, unter obrigkeitlicher Bewilligung und Bestätigung, seit dem J. 1755 bereits eine aus lauter freywilligen Mitgliedern bestehende Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe *), die seit aller dieser Zeit in ächtem Teutschen Bürgersinn für alles Dasjenige zu wirken gesucht hat, was gut und gemeinnützig ist und nicht etwa ausser den Gränzen der Privatwirksamkeit liegt, und die auch dessen in diesem Zeitraum durch Rath und That ihrer Mitarbeiter nicht wenig bewirkt hat, eine Anstalt, die auch auswärtig von Teutschen Biedermännern mit Achtung genannt wird, und bereits mehr als einem Teutschpatriotischen Industrieinstitut gleicher Art Entstehung und Beyspiel gegeben hat. Diese Anstalt war in ihrem Ursprung ein Sprößling einer mehrere Jahre zuvor von dem ältern Reimarus gestifteten Privatgesellschaft einiger der besten Köpfe damahliger Zeit, die wöchentlich einmahl zusammenkam, um sich gegenseitig mit Nachrichten von nützlichen Erfindungen und andern gemeinnützigen Gegenständen zu unterhalten, aber in dieser Entstehung auch nicht auf die entfernteste Weise auf irgend eine laute und directe Wirksamkeit hinausdachte. Dieser freundschaftliche Cirkel bestand damahls aus nicht mehr als acht Mitgliedern, mehrentheils von reiferm Alter; um so mehr beweist es für die ausgezeichnete Achtung, die Volkmann bey seinen vormahligen Lehrern Reimarus und Büsch sich erworben hatte, daß auf ihren Vorschlag ihm, gleich nach seiner Rückkehr in seine Vaterstadt, der Eintritt in diesen Cirkel angetragen ward. Volkmann begnügte sich nicht, den Antrag anzunehmen; er widmete sich dieser Verbindung mit aller der jugendlichen Wärme, die den Mann von Kopf und Herzen immer bey dem ersten Schritt seiner practischen Laufbahn so unverkennbar auszeichnet, und mit aller der männlichen Planmäßigkeit und Ordnungsliebe, die ihn in der Folge in allen Fächern seiner Wirksamkeit unzertrennlich beglei-

*) Wer diese Gesellschaft und den Geist derselben etwa noch nicht kennt, findet alles dahin Gehörige in den seit dem J. 1790 zu Hamburg herauskommenden Verhandlungen und Schriften der Hamburgischen Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe.

kele; proponirte ein ordentliches Protokoll der Versammlungen, übernahm dessen Führung, entwarf eine vollständige Anordnung für die Gesellschaft, veranlaßte die Vermehrung ihrer Mitglieder, brachte neues Leben und raschere Thätigkeit in diesen Cirkel, und ward in Kurzem der erste und hauptsächlichste Leiter seiner Beschäfftigungen, denen die übrigen Mitglieder meistens nur Nebenstunden widmen konnten. Das Archiv der Gesellschaft bewahrt diese ersten bürgerlichen Arbeiten seiner Hand als ein unschätzbares Andenken des Unvergeßlichen. Zwar war die im folgenden Jahre durch eine einseitige und glücklich gewagte öffentliche Aufforderung eines einzelnen Mitgliedes veranlaßte Umschaffung der Gesellschaft aus einem Privatcirkel in eine öffentliche Anstalt, aus einem bloß der gegenseitigen Belehrung gewidmeten in ein practisch wirksames Institut, nicht in dem Plan des bescheidenen Volkmann's, der nie glänzen wollte, jeder auch nur entfernt möglichen Mißdeutung immer gern vorsichtig auswich, immer lieber bedächtlich, als vorschnell gieng; daher er denn dieses zu rasche Hervortreten nicht billigte, und aus diesem Grunde selbst dem ihm einmüthig zugedachten Antheil an der Direction der neuen Anstalt auswich. Aber immer blieb er damahls sowohl als auch nachher, inniger Freund, Mitwirker und Beförderer der Gesellschaft und aller ihrer Zwecke, und freute sich des in seinen Folgen so weit über seine damahlige Erwartung gelungenen Schrittes nach der Zeit mit aller der Herzlichkeit, womit er immer sich alles Guten freute, immer nur auf die Sache, nie auf sich und seine Meynung sah, und sich immer selbst zum Ersten Unrecht gab, wenn der Ausgang gegen seine Meynung entschied.

Zu einer zweyten noch specielleren, noch practischeren Art von Thätigkeit bestimmte ihn der Zufall gleichfalls wenige Monathe nach seiner Rückkehr. Hamburg ist, durch den Bürgersinn der Vorzeit, reich an vielen milden Stiftungen zum Besten der Armenversorgung im Ganzen und in ihren einzelnen Theilen, deren Verwaltung durch den Willen ihrer Stifter meistens einer freywilligen Privatadministration, und die Besetzung der erledigten Patronatstellen gewöhnlich der Option der überbleibenden Administratoren überlassen ist. Eine der beträchtlichsten und gemeinnützigsten Stiftungen dieser Art ist eine von einer frommen Witwe, Namens Rumbaum, zu Ende des 17. Jahrhunderts fundirte Armenschule, die fortdauernd bis an 800 Armenkindern unentgeltlichen Schulunterricht nebst einigen andern Vortheilen gewährt. Volkmann's Schwager, der bereits vor mehrern Jahren verstorbene Hamburgische Syndicus Schuback, war um diese Zeit Einer der Vorsteher dieser menschenfreundlichen Anstalt, und auf seinen Vorschlag wurde, bey entstandener Vacanz, Volkmann zum Mitvorsteher erwählt. Hier fand dieser das erste und bis an seinen Tod ihm unzertrennlich werthe Verhältniß, wo er auf Bildung und Beglückung der niedern Stände unmittelbar und ausgebreitet wirken konnte, hier die erste Ver-

anlassung, wo er sich ganz für den grossen Zweck, Schulverbesserung, der ihm in der Folge seines Lebens überall in jedem Verhältniß hochwichtige Hauptangelegenheit blieb, erwärmte und bestimmte. Innig widmete er sich der Leitung dieser Anstalt, und ihrer Verbesserung durch Rath und eigene Mitarbeit, hauptsächlich in weiser, allmählich und still fortschreitender Nachbildung und Anwendung der um diese Zeit zuerst aufdämmernden helleren Grundsätze über Volkserziehung und Schulverbesserung, ohne jedoch durch vorschnelle Reform Aufsehen und Mißdeutung zu erregen. Von dieser eigenen Mitarbeit zeugt unter andern ein von ihm gesammeltes, mit vielen eigenen Beyträgen bereichertes, im J. 1777 unter dem Titel: **Lesebuch zum Gebrauch der Rumbaumischen Armenschule**, herausgegebenes Schulbuch, welches unter den damahls vorhandenen Büchern dieser Art sich auf eine sehr vortheilhafte Weise auszeichnete, und dem es wohl nicht zum Vorwurf gereichen kann, daß spätere Arbeiten solcher Männer, die sich der Verbesserung der Volksschulen als Hauptarbeit widmen konnten, dasselbe vielleicht in der Folge überflüssig gemacht haben; eben so wenig, als daß es auf die damahls noch nicht in dem Maße, wie jetzt, entwickelten Grundsätze der practischen Industriebildung vielleicht zu wenig Rücksicht nahm; eine Lücke, auf die in der Folge der bescheidene Mann mit seiner gewohnten Unbefangenheit seine Mitarbeiter an der Industrieverbesserung der Hamburgischen Armenanstalt selbst zuerst aufmerksam machte, als bey diesen die Auswahl der in den Industrieschulen der neuen Armenanstalt einzuführenden Schulbücher in Ueberlegung kam.

Einige Jahre lang hatten diese Arbeiten und das Studium der vaterländischen Rechte und Verfassungen **Volkmann** ganz beschäfftigt, der sich auch um diese Zeit verheyrathete, und dadurch ganz für seine Vaterstadt fixirte. Weniger liebte er das gewöhnlichere Berufsgeschäfft des Hamburgischen Rechtsgelehrten, practische Advocatur, in deren unvermeidlichen Schlangengang sein gerader Sinn, und seine Vorliebe für Alles, was auf directe Gemeinnützigkeit leitete, sich eben so ungern fügte, als in die manchfaltigen Behelfe, sich, ohne specielle und dann fast immer nur zufällige Veranlassung und Unterstützung, in dieser Laufbahn mit einiger Auszeichnung geltend zu machen. Aber desto williger entschloß er sich zu Ambirung des Assessorats im Niedergericht, ein Geschäfft, das jährlich von zwey mit keinem öffentlichen Amt bekleideten Hamburgischen Rechtsgelehrten, und von Jedem derselben zwey Jahre lang, unentgeltlich, und selbst mit nicht unbedeutendem Kostenaufwand, verwaltet wird, während deren ihnen, mit temporeller Aufgebung aller Advocatur von diesem Gericht, in einer sehr beträchtlichen Anzahl zum Theil bedeutender Rechtsstreitigkeiten das Referat in erster Instanz obliegt, zu welchem Geschäfft im J. 1767 ihn der Ruf traf. Noch hatte er diese Bestimmung nicht ganz vollendet, als im folgenden Jahre eine Secretariatsstelle beym Senat erledigt wurde. Volk-

mann bewarb sich um dieselbe unter sehr günstigen Aussichten, und hätte er damahls seinen Wunsch erreicht, so würde ihn dieses höchst wahrscheinlich in wenig Jahren zu dem seiner Neigung so ganz vorzüglich angemessenen, fast ganz für den Vortrag in öffentlichen Angelegenheiten bestimmten Geschäfft des Syndicats geführt haben. Aber die Vorsicht hatte seinen Gang anders bestimmt. Noch vor Besetzung der erledigten Stelle entstand eine zwiefache Vacanz im Senat selbst, und bey der zweyten traf Volkmann am 12. April 1768, im 33. Jahre seines Alters, durch verfassungsmäßiges Loos, (zu welchem allemahl vier Bürger, deren jedoch Keiner unter 30 Jahren seyn darf, durch eigene Wahl des Senats erkoren werden,) die frühe Wahl zum Senator.

Das Amt eines Senatsmitgliedes in den grössern Teutschen Reichsstädten, besonders in denen, die zugleich bedeutende Handels- und Seestädte sind, war mühvoller und viel umfassender, als man, ohne nähere Kenntniß ihrer Verfassung und Localverhältnisse, vielleicht in der Ferne anzunehmen geneigt ist. Der Geschäfftsmann in grössern Staaten arbeitet mehrentheils nur in Einem Fach; der Geschäfftsmann in diesen kleinen Staaten soll in allen arbeiten, in Civil- und Criminaljustizsachen so gut, als in Angelegenheiten der Staatsverwaltung; in diplomatischen Vorfällen so gut, als in allen Zweigen der innern Kameral-Polizey-Handlungs- und Gewerbsgeschäffte; in allgemeinen und das Ganze umfassenden Entwürfen und Deliberationen so gut, als im kleinsten Detail einer unsäglichen Menge einzelner Justiz- und Polizeyfälle. Jener bleibt der Regel nach, wo nicht lebenslang, doch wenigstens eine längere Reihe von Jahren, in einem und eben demselben Departement: Dieser wechselt durch Sterbefälle und periodisches Alterniren seines Departements mit einer Schnelligkeit, die ihm oft kaum Zeit läßt, sich hinlänglich zu orientiren, und noch weniger, Plane von einigem Umfang bis zu einer Ausführung von einem irgend beträchtlichen Fortschritt zu verfolgen. Jener steht in einem Geschäfftsgange, wo Eines dem Andern in die Hand arbeitet, wo die speciellen Vorarbeiten vieler Subalternen sich in die generelle Hauptarbeit Eines Chefs concentriren: Dieser ist für Vorarbeit, Hauptarbeit und Ausführung fast immer in seinem Fach der einzige Mann. Jener steht in Verhältnissen, wo, der Regel nach, durch Bericht und Resolution die Sache bis zur Ausführung reif ist: bey Diesem bedarf jede kleine Reform unsägliche Zeit und Mühe erfordernde Vorarbeit durch eine lange Reihe verfassungsmäßiger Rücksprachen, Deliberationen und Formalien. Daher denn die unendliche Differenz zwischen Beyden in dem Resultat der ganzen Summe ihrer Arbeiten; daher die Ursache, warum auch das längste Menschenleben und die rastloseste Anstrengung den Geschäfftsmann des kleinen Freystaats nie zu dem colossalischen, zur Bewunderung hinreißenden Aggregat von hoher, schnell und weit wirkender Gemeinnützigkeit zu erheben vermag, die den

Geschäfftsmann des grössern Staats bey weit kürzerem Lebensziel und bey weit minderer Anstrengung möglich wird; daher die Ursache, warum Beyder Verdienst nie in Einem Lichte von der Geschichte zusammengestellt, nie mit Einem Maßstab von ihr gemessen werden darf, sondern ein gerechtes Gericht über Beyde immer nur relativ entscheiden kann. Auch in einem grössern Staat verrichtet, würde das, was Volkmann in einem nicht weit über die Mitte des gewöhnlichen Lebensziels reichenden Menschenleben ausführte, begann und vorbereitete, Verdienst seyn; aber unendliches Verdienst war es in seinem Staat, in seinem Verhältniß, wo man den reinen Gehalt dieses Verdienstes nicht bloß nach dem abwägen darf, was er als Reformator, sondern auch nach dem, was er in der Ausübung bestehender Einrichtungen und fester Berufsgeschäffte war; nicht bloß nach der Summe der durch ihn bewirkten bürgerlichen Verbesserungen, sondern auch nach dem äusserst geringen Umfang von Zeit und Kraft, der dem im ordentlichen Geschäfftsgange ohnehin volles Maßes belasteten Mann zu Verbesserungsplanen übrig blieb; nicht bloß nach dem, was er ganz vollendete, sondern auch nach dem, wozu er den Grund legte; nicht bloß nach dem, was er wirklich that, sondern auch nach dem, was er thun wollte, und zu thun wünschte. Schon die trockene Namenliste der Hauptgeschäffte, durch die Volkmann in seiner 24jährigen Amtsführung allmählich verrückte, zeigt, mit wie vielen und heterogenen Arbeiten er diese Zeit über beladen war; und bloß ausser dem Referat in gerichtlichen und aussergerichtlichen Civil- und Criminaljustizsachen, die als Senator sein eigentliches Hauptgeschäfft ausmachten, und deren Anzahl, mit Inbegriff so mancher Deductionen, Berichtschreiben, und auf Requisitionen an und von auswärtigen Gerichtshöfen Bezug habenden Correspondenzen, in die Tausende gieng. Ausser dem lebenslänglichen Directorium über mehrere Zünfte und Gilden und deren sämmtliche Justiz- und Polizeyangelegenheiten in erster Instanz, (als welches in ungefähr gleichem Verhältniß unter sämmtliche Rathsmitglieder vertheilt ist,) führte er in den Jahren 1768 bis 1770 das Directorium der Gassen-, Hafen- und Wasserpolizey und des Artillerie- und Fortificationswesens, wobey alle diese Departements ihm zuerst die durch eine so lange Reihe von Jahren seitdem für seine Nachfolger unendlich schätzbar gewordene Anordnung eines ordentlichen und vollständigen Protokolls über alle bedeutende Vorfälle verdanken; in den J. 1768 bis 1773 die Aufsicht über die Polizey der Thore und Wasserbäume, und über verschiedene Gattungen der Accise, in den J. 1771 bis 1773 das Directorium über die Polizey der Consumtibilien, über die Kalkmagazine und über die Feuerlöschungsanstalten und Feuerassecuranz; in den J. 1772, 1777, 1783 und 1789 das Directorium über das Zollwesen; in den J. 1774 und 1775 die äusserst lästige und kaum augenblickliche Erhohlung übrig lassende Verwaltung der Stadtprätur, sammt dem damit verbundenen Directorium

über sämmtliche Criminal- und Polizeygefängnisse, über das Arbeitshaus für Criminalverbrecher (Spinnhaus), über das Hospital für Unheilbare und Wahnsinnige (Pesthof), und über die Polizeywache; in den J. 1776 und 1777 das Directorium über einen Theil des Contributionswesens; in den J. 1780 und 1781 das Directorium über die Bank; in den J. 1782 bis 1784 die das ganze Justiz- und Polizeywesen umfassende Landprätur über einen beträchtlichen Theil der Hamburgischen Marschländereyen, und das Directorium über das öffentliche Bauwesen; in den J. 1783, 1785 und 1786 das Directorium über die Kornpolizey; 1785 und 1786 die Administration des Abschosses; 1786 und 1787 die Verwaltung der allgemeinen Stadtpolizey, die Landprätur über die Hamburgischen Walddörfer und das Directorium über einen Theil des Accisewesens; und in den J. 1788 bis 1790 die Landprätur über einige andere Dorfschaften und das Directorium eines andern Theils des Accisewesens und des Mühlenwesens. Und ausserdem war er noch permanentes Mitglied der Deputationen zur Direction der Elbanstalten und der See- und Uferwerke zu Ritzebüttel am Ausfluß der Elbe seit dem J. 1781, (doch letzteres, der für ihn mit zu vielem Zeitverlust verbundenen Reisen halber, nur bis 1784;) der Deputation zur Direction des Schoß- und Contributionswesens seit 1783; des Zunftgerichts in den J. 1783 bis 1788; der Deputation zur Direction der Militärfürsorge seit 1784; der Deputationen zur Direction des Kirchenwesens, zur Direction der Baupolizey, zur Administration der mit der Stadt Lübeck gemeinschaftlichen Ländereyen, zur Direction der kirchlichen Angelegenheiten fremder Religionsverwandten, und des neuerrichteten Armencollegiums seit 1788; des Scholarchal-Collegiums seit 1789; und endlich des Seegerichts und der Deputation zur Direction des Leihhauses seit 1790.

Aber nicht auf diese eigentlichen und unmittelbaren Amtsgeschäffte beschränkte sich Volkmann's unermüdliche Thätigkeit. Ausser der pünctlichsten Abwartung der dreymahligen Rathsversammlungen in jeder Woche, und der allgemeinen Theilnahme an allen dortigen Deliberationen und Verhandlungen, beschäfftigte er sich noch mit einem höchst beträchtlichen Antheil an den sonst gewöhnlich zunächst zu den Geschäfften des Syndicats gerechneten Arbeiten, Vorschlägen und Entwürfen über allgemeine Angelegenheiten der Staatsverwaltung, und über Gesetzgebung und öffentliche Verbesserungen, besonders im Kameral- und Polizeyfach. Die erste Veranlassung zu seinem Eintritt in diese Gattung von Arbeiten, die ihm eigentliche Lieblingsarbeit war, und es in der Folge immer mehr wurde, war die frühe und lange Kränklichkeit seines Schwagers und innigen Freundes, des schon vorhin erwähnten Syndicus Schubak, eines Mannes von viel umfassendem Geist und Herzen, durch dessen Hand zu seiner Zeit ein sehr beträchtlicher Theil aller dieser Geschäffte gieng, dessen Biedersinn, Universalität in Kenntnissen und Fähigkeiten

der Art, und rastlose Thätigkeit, der er durch überspannte Anstrengung Gesundheit und Leben zum Opfer brachte, ihm auf ein Denkmahl im Nekrolog das höchste Anrecht gegeben haben würde, hätte unser Jahrhundert damahls schon seinen des Andenkens der Nachwelt würdigen Zeitgenossen diesen Tempel errichtet gehabt. Fast in allen diesen Angelegenheiten wurde Volkmann von Zeit zu Zeit seines durch Krankheit geschwächten Freundes Mitarbeiter, Wortführer und Stellvertreter *), und begründete dadurch sehr bald das allgemeine Vertrauen und die allgemeine Vorliebe, mit der ihm in der Folge fast an allen in das Kameral- und Polizeywesen einschlagenden Angelegenheiten, Deliberationen und Entwürfen die Mitwirkung, und in sehr vielen derselben die erste und hauptsächlichste Leitung übertragen wurde. So entstanden denn allmählich unter seiner Hand eine Menge durchdachter, gemeinnütziger, und überall den Geist der Weisheit und der Menschenliebe athmender Vorschläge und Entwürfe, die theils vor den Augen seiner Mitbürger in so manchen nützlichen Verfügungen und Einrichtungen ausgeführt da liegen, theils aber, als höchst wichtige Materialien und Vorarbeiten zu künftigen Verbesserungen, seinen Zeitgenossen und der Nachwelt in seinen Handschriften aufbehalten sind, die diese kostbaren Vermächtnisse früher oder später mit Dank und Ehrerbietung wieder vornehmen, an ihnen den Faden so mancher noch unvollendeten bürgerlichen Verbesserungen dankbar wieder anknüpfen, und so mit ihm den Dank theilen werden, dessen erster und hauptsächlichster Antheil immer ihm gebührt. Groß und wichtig sind die Gegenstände, über die sich hier seine Thätigkeit verbreitete; groß und wichtig die Verbesserungen, als deren Urheber oder Vollender die Jahrbücher der Staatsverwaltung seinen Namen nennen; äusserst reichhaltig an den durchdachtesten Entwürfen die von ihm selbst hierüber, mit der lehrreichsten Vollständigkeit und Ordnung, für die Nachwelt gesammelten Verhandlungen. Sie verbreiten sich über die wichtigsten Angelegenheiten des Kameral- und Polizeywesens; über Finanzverbesserungen im Ganzen und in ihren einzelnen Theilen, verbesserte Contributionseinrichtungen, Verbesserungen des Accisewesens, der Fürsorge für die Erhebung der Abschoßgelder und der zu den Polizeybedürfnissen erforderlichen Einnahmen, Ersparungen bey dem öffentlichen Bauwesen, Urbarmachung ungebaut liegender Ländereyen und deren Ausweisung auf Erbpacht; Verwandlung der Administration der Kammergüter in Verpachtung; über Verbesserung der Medicinalpolizey, bessere Aufsicht auf Apotheker und Wehmütter, Störung der Quacksalberey,

*) Daß Volkmann eine für diese äusserst mühvolle Stellvertretung ihm vom Staat zugedachte besondere Vergeltung schlechthin ablehnte, versteht sich wohl bey einem Manne, wie er war, von selbst. Aber gesagt zu werden verdient es, daß er dieß zu eben der Zeit that, wo oeconomische Verhältnisse und Fürsorge für die Seinigen ihn zu manchen Einschränkungen veranlaßten.

ttungsanstalten für Ertrunkene, Verlegung der Kirchhöfe auss
shalb der Stadt, Verhütung zu früher Beerdigung, besonders
ter den jüdischen Einwohnern; Verbesserungen des Vormund=
haftswesens in der Stadt und auf dem Lande, der Volks= und
menschulen, der Stadt= und Land=Steuercassen, des Post=
sens, der Thorschlußeinrichtungen, und des Leihhauses; über
rkehrungen zur Störung der Wucherkünste bey Privatpfand=
sleihern, und zu gänzlicher Austilgung der noch je zuweilen
Finstern schleichenden Seelenverkäuferey; über Verbesserungen
einigen Theilen der Liturgie, und in der Anordnung und
hrung der Kirchenbücher; über zweckmäßigere Anordnungen
Registrirung und Aufbewahrung der bey den Prätur und
lizey verhandelten unzähligen Untersuchungsacten, und zur
gulirung der zu diesen Untersuchungen und sonstigen Bedürf=
ssen der officiellen Justizpflege erforderlichen Kosten; und endlich
ber Verbesserungen jeder Art zum Besten sämmtlicher zum Stadt=
biet gehörigen Ländereyen, Anordnung und Aufnehmung genauer
orf= und Gränzcharten, Ausgleichung manchfaltiger verjährter
ränzstreitigkeiten, detaillirte Volkszählungen, Wegebesserungen,
ufhebung der Gemeinheiten und allgemeinere Einführung der
erkoppelung der Felder, Verbesserungen des Landcontributions=
wesens, des Armen= und Schulwesens *), der Feuerlöschungs=
nstalten und der Medicinalfürsorge auf dem Lande, und der
andpolizey überhaupt, imgleichen des für die sämmtlichen Marsch=
ändereyen und Elbgegenden so äusserst wichtigen Deich= und
fferwesens. Und in den meisten dieser zahlreichen Verbesserungs=
vorschläge lag um so mehr reiner Gewinn für öffentliches und
Privatwohl, je mehr fast alle diese Vorschläge Resultate eigener
Erfahrungen waren, die ihm selbst in der practischen Verwal=
tung seiner manchfaltigen Departements nach und nach entstan=
den; je mehr diese eigenen Erfahrungen ihn bey allen diesen
Vorschlägen leiteten; je sicherer er eben dadurch das Mögliche
on dem Unmöglichen, das Anwendbare von dem Unanwend=
baren unterscheiden konnte; und je mehr er, da die Ausführung
der meisten durch diese Vorschläge veranlaßten Beschlüsse alsdann
wieder durch seine Hand gieng, diese Ausführung vorbereiten und
leiten, mit practischer Uebersicht des Ganzen und mit Vorliebe
in der Sache Schwierigkeiten überwinden, unschädliche Modifi=

*) Um der Dorfschaft Ham bessern Schulunterricht, Industrieschulen, und einen diesem vereinten Zweck hinlänglich entsprechenden Lehrer zu geben, mußte er mit unsäglicher Arbeit das Interesse des dazu ausersehenen neuen Lehrers, des alten abgängigen Schulmeisters von gewöhnlichem Schlage, und der Gemeine, die Beyden Unterhalt geben sollte, so vereinigen helfen, daß alle drey Theile dabey zufrieden gestellt würden. Man begreift, daß dieß kein leichtes Werk war. Volkmann brachte es nicht allein zu Stande, sondern schaffte seiner Dorfschaft in dem neuen Lehrer überdieß einen Mann, wie man ihn eben nicht alle Tage findet, der sich zugleich des dortigen Armenwesens mit Einsicht und Wärme annahm, und von dem über diesen Gegenstand ein Paar recht gute Aufsätze in Wagemann's Magazin für Industrie und Armenpflege gedruckt sind.

gänger in Schlichtegroll's Nekrolog errichtet hat, — diesen wichtigen Aufsatz — auch hier ohne Zusatz und Veränderung mitzutheilen: nur daß wir den schönen, hierher nicht gehörigen, Eingang mit dem Ende des Aufsatzes abschneiden.

Unser Volkmann war, wie sein oben erwähnter Bruder, ein geborner Hamburger. Schon sein Großvater Jacob Volkmann hatte dort den Ruf Eines der ersten und rechtschaffensten Kaufleute seiner Zeit, wurde im J. 1722 zum Hamburgischen Senator erwählt, und starb sechs Jahre nachher in einem mittlern Alter. Sein Vater Conrad Dietrich Volkmann ward im J. 1728 Licentiat der Rechte, und lebte bey ansehnlichen Glücksumständen, bis an seinen früh erfolgten Tod, als Privatmann, in einer glücklichen Musse, die er meistens den Wissenschaften und der Bildung seiner Kinder widmete. Seine Mutter war die Tochter des, in den Jahrbüchern seiner Vaterstadt als Geschäfftsmann und als Patriot unvergeßlichen, und auch als Gelehrter, durch seine Nachrichten von Island, durch seine ansehnlichen Natur- und Kunstsammlungen, durch seine tiefe Sprachforschung, besonders in den Sprachen des alten Nordens, worüber er schätzbare Handschriften hinterließ, und durch seinen ausgebreiteten Briefwechsel mit den ersten Gelehrten seines Zeitalters rühmlichst bekannten Hamburgischen Syndicus und nachherigen Bürgermeisters, Johann Anderson, der im J. 1743 starb. Fünf Kinder stammten aus dieser Ehe, von denen Peter Dietrich der Mittlere war.

Heller und warmer Blick für alles Schöne und Gute, rasche und ausdauernde Strebsamkeit, pünctliche Ordnungsliebe, unauslöschlicher Hang, mit Liebe und Herzlichkeit sich anzuschließen, sanfte Freuden den rauschenden vorzuziehen, durch Glück und Wohlseyn nur dann sich glücklich zu fühlen, wenn er Beydes mit Andern theilen, Beydes selbst mit eigener Aufopferung um sich her verbreiten konnte, recht und gut zu handeln gegen Jedermann, schnell zu verzeihen, lieber zu dulden, als zu kränken, — das waren die Grundsätze in seinem Character, so lange er lebte. Sie lagen zu tief in seinem Herzen, als daß er sie je in irgend einem Verhältniß des häuslichen oder des bürgerlichen Lebens hätte verläugnen können. So war der Mann, — und so war der Knabe. Wenig Menschen arbeiten, in den frühern Lebensjahren schon, mit der Anstrengung, womit Volkmann arbeitete und Kenntnisse jeder Art sammelte; wenig Brüder lieben, wie Volkmann schon als Knabe liebte; Wenigen ist der Cirkel ihrer Geschwister so ihr Alles, wie er es ihm schon früh war: darüber ist unter seinen noch lebenden Geschwistern nur Eine Stimme. Den Jüngern unter ihnen war er Lehrer und Erinnerer, den Kranken unzertrennlicher Pfleger und Gesellschafter. So reifte der Knabe zum Jüngling.

Sein älterer Bruder hatte sich, nach dem Beyspiel seines Vaters, dem Gelehrtenstande bestimmt. Um so mehr rieth dieser, der das manchfaltige Unangenehme des gelehrten Privatlebens,

und die Mißlichkeit der Amtsbeförderung an einem Ort, wo der öffentlichen Geschäfftsstellen für Gelehrte, im Verhältniß der Anzahl der Bewerber, so wenig sind, aus eigener Erfahrung kannte, seinem jüngern Sohn zu der glücklichern Unabhängigkeit des Handlungsstandes. Früh mit wissenschaftlichen Kenntnissen genährt, hätte Volkmann schon damahls lieber sich zum Gelehrten bestimmt, um so mehr, da in dem Zeitalter Handlung und wissenschaftliche Cultur noch nicht, wie jetzt, in naher und gegenseitiger Einwirkung standen: aber er gab, wo nicht den Gründen seines Vaters, doch dessen Wünschen nach, bestimmte sich der Handlung, und trat wirklich auf einem der ersten Hamburgischen Comtoire die Vorbereitung zu den Handlungsgeschäfften practisch an. Aber die Vorliebe zu den Wissenschaften blieb unauslöschlich in ihm, und als kurz nachher der frühe Tod seiner beyden Aeltern seine künftigen Aussichten beträchtlich veränderte, und ihn früh in den Besitz eines ansehnlichen Vermögens setzte, ward bald in ihm auf's Neue der Wunsch rege, noch jetzt die Handlung mit dem Studium der Rechtswissenschaften zu verwechseln, bey dessen Ausführung er indeß die Zustimmung der Seinigen, so wenig er auch damahls von denselben weiter abhängig war, zur ausdrücklichen Bedingung machte. Nur kurze Zeit war er bey der Handlung gewesen. Aber der nachherige Senator Lückens, an Einsicht, Cultur und wahrem Handlungsgeist ohne Streit der erste Hamburgische Kaufmann seines Zeitalters, über dessen Verdienst als Lehrer ächter Handlungsgrundsätze, und als Reformator der Theorie des Bank- und Assecuranzwesens, (in welches er auch durch seine Schriften für das Ausland Lehrer wurde,) jetzt unter seinen Mitbürgern nur Eine Stimme ist, war der Chef dieses Handlungshauses; und unschätzbar blieben Volkmann, seinem eigenen Geständnisse nach, in der Folge, als Staatsmann und als Richter, die Kenntnisse und Erfahrungen, die er sich hier als Jüngling gesammelt hatte.

Jetzt wurden der ältere Reimarus, Büsch, und ihre damahligen Mitarbeiter am Hamburgischen Gymnasium, seine wissenschaftlichen Lehrer. Denn damahls wähnte man noch nicht, wie jetzt, daß die Besuchung eines akademischen Gymnasiums zwischen den Schul- und Universitätsjahren unnöthiger Zeitverlust, und daß schon der Schüler zum Universitätsunterricht reif sey: sondern hieng noch an dem Glauben, daß ein in der Vaterstadt selbst vorhandenes akademisches Gymnasium eine für den Jüngling höchst nützliche Anstalt, ein glücklicher Mittelstand zwischen Schuleinschränkung und akademischer Freyheit, zwischen Schulunterricht und Facultätsstudium sey, und daß encyclopädische und Hülfswissenschaften dem Jüngling hier in einer nähern Vertrautheit mit seinem Lehrer, in einer practischeren Beziehung auf Localverhältnisse und auf die speciellen Bedürfnisse seiner künftigen Bestimmung, mitgetheilt werden können, als dieß im eigentlichen Universitätsleben möglich ist. Volkmann, der selbst diesen Weg gegangen war, und ihn daher würdigen konnte,

war bis an sein Ende ein eifriger Bekenner dieses alten Glaubens, und ein eifriger Mißbilliger der neuern Sitte des frühreifen Hinauseilens unsrer Jünglinge auf die Akademie. So vorbereitet bezog er im J. 1758 die Universität zu Göttingen, und setzte dort drey Jahre lang mit Ernst und Anstrengung sein Studium fort, in der vortheilhaftesten Auszeichnung vor den Meisten seiner Zeitgenossen, in nahem Umgang mit Mehrern der damahligen berühmtesten Lehrer dieser Akademie, und in inniger Verbindung mit wenigen Jugendfreunden, an die sich sein Herz ganz anschloß, denen er schon damahls Muster und Rathgeber war, und denen er Zeitlebens unwandelbarer Freund, Fürsorger und Helfer blieb *). Von da gieng er gegen Ende des J. 1760 nach Giessen, ward dort im Februar 1761 Licentiat der Rechte, und schrieb bey dieser Gelegenheit eine Inaugural-Dissertation de legitimatione partus a parentibus sedulo occultati, ejusque adulterini, per subsequens matrimonium; und trat dann, nachdem er sich eine Zeitlang am Reichskammergericht, Reichstag und Reichshofrath aufgehalten hatte, eine ausgebreitete Reise an, durch Teutschland, Frankreich, Holland, England, die Schweiz und Italien, zum Theil in Gesellschaft seines obgedachten ältern Bruders, des durch mehrere gemeinnützige Schriften, hauptsächlich statistischen Inhalts, rühmlichst bekannten Dr. Volkmann's in Leipzig. Mit welcher Planmäßigkeit, Auswahl und Vorarbeit er diese Reise begann; wie überall Kunst und Natur, Staaten und Menschen, Indûstrie und Sitten, seinen Blick für dieß Alles festhielten und schärften; wie er überall in Beziehung auf Menschenglück, auf practische Anwendbarkeit, sah und sammelte und forschte, und den grossen Zweck, Gemeinnützigkeit, der ihm in der Folge seines Lebens höchster und einziger Zweck, anhaltendes leidenschaftliches Streben wurde, nie aus dem Auge verlor, — davon zeugt sein, über diese Reise geführtes ausführliches Tagebuch, das nur Wenige seiner vertrautesten Freunde gesehen haben, aber dessen Bekanntmachung, nach dem Zeugniß dieser, Gewinn für das Publicum seyn würde, wenn er selbst es nicht aus tiefer Bescheidenheit vernichtet hätte; davon zeugt so manche auf dieser Reise geknüpfte, ehrenvolle und vertraute Verbindung mit Männern, die sich nicht leicht jeder Bekanntschaft hingaben **), und bey denen mehr als Einer seiner Mitbürger, der spät nach ihm zum Theil in eben diese Verbindungen

*) „Mehr als Einer von ihnen,“ dieß ist das schriftliche Zeugniß eines noch lebenden eben so würdigen als wahrhaften Mannes, der mit von diesem Cirkel war, — „mehr als Einer von ihnen dankt fast ihm allein seine ganze moralische Existenz, dankt ihm noch jetzt Auskommen und Achtung unter seinen Mitbürgern: denn sein Beyspiel lehrte seine Freunde, nützliche Bürger werden, und ihren Mitbürgern sich werth machen.“

**) Von öffentlichen Zeugnissen hierüber findet man unter andern ein Beyspiel an Winckelmann's (in Rom) Aeusserungen über ihn, in dessen von Herrn Hofrath Daßdorf, (Dresden 1777) herausgegebenen Briefen an seine Freunde.

einstrat, sein Andenken noch unverloschen fand; davon zeugt die warme und frohe Erinnerung, mit der er sich, sein ganzes Leben durch, so gern in das Andenken dieser Jugendtage verlor, wenn zufälliges Zusammentreffen mit den mündlichen oder schriftlichen Nachrichten späterer Reisender diese Erinnerungen in ihm weckte, und er dann in jeden Localumstand der Erzählung mit einer Vollständigkeit, mit einer Gegenwart eindrang, die nicht selten selbst den, der spät nach ihm diese Gegenden besucht hatte, überraschte und belehrte; davon zeugt endlich, mehr als Alles, der Geist so mancher von ihm herrührenden Vorschläge und Verfügungen, um ausländische gemeinnützige Einrichtungen und Anstalten in den vaterländischen Boden zu verpflanzen, oder die bereits bestehenden nach deren Muster zu verbessern. Unabhängig von allen Fesseln der Verhältnisse, würde er diese lehrreiche Wanderschaft, welcher er drey volle Jahre widmete, noch länger fortgesetzt und noch weiter ausgebreitet haben; wie er denn wirklich mit dem Gedanken umgieng, von Wien aus, im Gefolge des damahls an die Türkische Pforte bestimmten Kaiserlichen Internuntius, die Reise nach Constantinopel anzutreten. Allein was Familienfesseln nicht vermochten, das vermochte Familienliebe; das vermochte die herzliche Anhänglichkeit an die Seinigen, und besonders an seine jüngere, damahls noch unverheyrathete Schwester, deren Wohl ihm innig am Herzen lag. Diese hauptsächlich bestimmte ihn, ohne daß sie selbst es wußte, für die Rückkehr in seine Vaterstadt. So kam er denn im J. 1764 nach Hamburg zurück, reich an eingesammelten Kenntnissen und Erfahrungen, an Ausbildung für die Welt vollendet; mit alle dem leidenschaftlichen Hang für Gemeinnützigkeit, der ihn von nun an für sein ganzes Leben entflammte; mit dem brennenden Streben nach bürgerlicher Wirksamkeit, die immer die sicherste und unverkennbarste Characteristik desjenigen jungen Mannes ist, den die Natur zum grossen Manne und zum Beglücker seiner Brüder bestimmt hat; — ein Drang, den die edlere Vorwelt Patriotismus und Bürgersinn nannte, den in unsern Zeiten der grössere Theil romanhaft nennt, und für den das immer kälter und selbstsüchtiger werdende Zeitalter vielleicht in Kurzem gar keinen Sinn mehr haben wird; ein Drang, der in den dermahligen politischen Verhältnissen fast aller grossen oder kleinern Staaten, bey der ungeheuern Uebermenge der Bewerber gegen die Zahl der öffentlichen Stellen, und bey dem meistens nur langsamen Fortrücken zu einem Wirkungskreise von irgend einiger bedeutender Weite, leider nur gar zu oft entweder gewaltsam erstickt wird, oder ohnmächtig verlodert, oder zu falscher Wirksamkeit und bürgerlichen Zerrüttungen verleitet; ein Drang, der, unbefriedigt, den, in den die Natur ihn legte, unnennbar unglücklich, früh und anhaltend befriedigt aber, ihn unnennbar glücklich macht, und ihm selbst, wenn es seyn muß, gegen körperliches und gegen häusliches Lebensungemach mancher Art den kräftigsten Balsam bereitet. In dem letzten glücklichen

Fall war Volkmann. Sein Leben war, fast von dem Tage an, da er als Mann in seine Vaterstadt wieder eintrat, bis an den Tag, der seines Lebens letzter war, eine aneinanderhängende Kette von schöner, gemeinnütziger Wirksamkeit für Bürgerwohl! Gleich das erste Jahr nach seiner Rückkehr, 1764, war mit einer doppelten Gattung derjenigen selbstgewählten, und daher, wie sich versteht, durchaus unentgeltlich übernommenen Thätigkeit für das gemeine Wohl bezeichnet, an der die kleinen Freystaaten unseres Teutschen Vaterlandes, zu ihrer Ehre und zu ihrem Wohl, nicht ärmer, vielleicht je zuweilen reicher zu seyn pflegen, als manche grössere Staaten, wo es, aus manchen Ursachen, mehr als in den kleinern, Pflicht und Klugheit werden kann, nicht über das vom Staat unmittelbar aufgetragene Maß der Thätigkeit hinauszugehen. Bekanntlich existirt in Hamburg, unter obrigkeitlicher Bewilligung und Bestätigung, seit dem J. 1755 bereits eine aus lauter freywilligen Mitgliedern bestehende Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe *), die seit aller dieser Zeit in ächtem Teutschen Bürgersinn für alles Dasjenige zu wirken gesucht hat, was gut und gemeinnützig ist und nicht etwa ausser den Gränzen der Privatwirksamkeit liegt, und die auch dessen in diesem Zeitraum durch Rath und That ihrer Mitarbeiter nicht wenig bewirkt hat, eine Anstalt, die auch auswärtig von Teutschen Biedermännern mit Achtung genannt wird, und bereits mehr als einem Teutschpatriotischen Industrieinstitut gleicher Art Entstehung und Beyspiel gegeben hat. Diese Anstalt war in ihrem Ursprung ein Sprößling einer mehrere Jahre zuvor von dem ältern Reimarus gestifteten Privatgesellschaft einiger der besten Köpfe damahliger Zeit, die wöchentlich einmahl zusammenkam, um sich gegenseitig mit Nachrichten von nützlichen Erfindungen und andern gemeinnützigen Gegenständen zu unterhalten, aber in dieser Entstehung auch nicht auf die entfernteste Weise auf irgend eine laute und directe Wirksamkeit hinausdachte. Dieser freundschaftliche Cirkel bestand damahls aus nicht mehr als acht Mitgliedern, mehrentheils von reiferm Alter; um so mehr beweist es für die ausgezeichnete Achtung, die Volkmann bey seinen vormahligen Lehrern Reimarus und Büsch sich erworben hatte, daß auf ihren Vorschlag ihm, gleich nach seiner Rückkehr in seine Vaterstadt, der Eintritt in diesen Cirkel angetragen ward. Volkmann begnügte sich nicht, den Antrag anzunehmen; er widmete sich dieser Verbindung mit aller der jugendlichen Wärme, die den Mann von Kopf und Herzen immer bey dem ersten Schritt seiner practischen Laufbahn so unverkennbar auszeichnet, und mit aller der männlichen Planmäßigkeit und Ordnungsliebe, die ihn in der Folge in allen Fächern seiner Wirksamkeit unzertrennlich beglei-

*) Wer diese Gesellschaft und den Geist derselben etwa noch nicht kennt, findet alles dahin Gehörige in den seit dem J. 1790 zu Hamburg herauskommenden Verhandlungen und Schriften der Hamburgischen Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe.

fen; proponirte ein ordentliches Protokoll der Versammlungen, übernahm dessen Führung, entwarf eine vollständige Anordnung für die Gesellschaft, veranlaßte die Vermehrung ihrer Mitglieder, brachte neues Leben und raschere Thätigkeit in diesen Cirkel, und ward in Kurzem der erste und hauptsächlichste Leiter seiner Beschäfftigungen, denen die übrigen Mitglieder meistens nur Nebenstunden widmen konnten. Das Archiv der Gesellschaft bewahrt diese ersten bürgerlichen Arbeiten seiner Hand als ein unschätzbares Andenken des Unvergeßlichen. Zwar war die im folgenden Jahre durch eine einseitige und glücklich gewagte öffentliche Aufforderung eines einzelnen Mitgliedes veranlaßte Umschaffung der Gesellschaft aus einem Privatcirkel in eine öffentliche Anstalt, aus einem bloß der gegenseitigen Belehrung gewidmeten in ein practisch-wirksames Institut, nicht in dem Plan des bescheidenen Volkmann's, der nie glänzen wollte, jeder auch nur entfernt möglichen Mißdeutung immer gern vorsichtig auswich, immer lieber bedächtlich, als vorschnell gieng; daher er denn dieses zu rasche Hervortreten nicht billigte, und aus diesem Grunde selbst dem ihm einmüthig zugedachten Antheil an der Direction der neuen Anstalt auswich. Aber immer blieb er damahls sowohl, als auch nachher, inniger Freund, Mitwirker und Beförderer der Gesellschaft und aller ihrer Zwecke, und freute sich des in seinen Folgen so weit über seine damahlige Erwartung gelungenen Schrittes nach der Zeit mit aller der Herzlichkeit, womit er immer sich alles Guten freute, immer nur auf die Sache, nie auf sich und seine Meynung sah, und sich immer selbst zum Ersten Unrecht gab, wenn der Ausgang gegen seine Meynung entschied.

Zu einer zweyten noch specielleren, noch practischeren Art von Thätigkeit bestimmte ihn der Zufall gleichfalls wenige Monathe nach seiner Rückkehr. Hamburg ist, durch den Bürgersinn der Vorzeit, reich an vielen milden Stiftungen zum Besten der Armenversorgung im Ganzen und in ihren einzelnen Theilen, deren Verwaltung durch den Willen ihrer Stifter meistens einer freywilligen Privatadministration, und die Besetzung der erledigten Patronatstellen gewöhnlich der Option der übrigbleibenden Administratoren überlassen ist. Eine der beträchtlichsten und gemeinnützigsten Stiftungen dieser Art ist eine von einer frommen Witwe, Namens Rumbaum, zu Ende des 17. Jahrhunderts fundirte Armenschule, die fortdauernd bis an 800 Armenkindern unentgeltlichen Schulunterricht nebst einigen andern Vortheilen gewährt. Volkmann's Schwager, der bereits vor mehreren Jahren verstorbene Hamburgische Syndicus Schuback, war um diese Zeit Einer der Vorsteher dieser menschenfreundlichen Anstalt, und auf seinen Vorschlag wurde, bey entstandener Vacanz, Volkmann zum Mitvorsteher erwählt. Hier fand dieser das erste und bis an seinen Tod ihm unzertrennlich werthe Verhältniß, wo er auf Bildung und Beglückung der niedern Stände unmittelbar und ausgebreitet wirken konnte; hier die erste Ver-

anlassung, wo er sich ganz für den grossen Zweck, Schulverbesserung, der ihm in der Folge seines Lebens überall in jedem Verhältniß hochwichtige Hauptangelegenheit blieb, erwärmte und bestimmte. Innig widmete er sich der Leitung dieser Anstalt, und ihrer Verbesserung durch Rath und eigene Mitarbeit, hauptsächlich in weiser, allmählich und still fortschreitender Nachbildung und Anwendung der um diese Zeit zuerst aufdämmernden helleren Grundsätze über Volkserziehung und Schulverbesserung, ohne jedoch durch vorschnelle Reform Aufsehen und Mißdeutung zu erregen. Von dieser eigenen Mitarbeit zeugt unter andern ein von ihm gesammeltes, mit vielen eigenen Beyträgen bereichertes, im J. 1777 unter dem Titel: **Lesebuch zum Gebrauch der Rumbaumischen Armenschule**, herausgegebenes Schulbuch, welches unter den damahls vorhandenen Büchern dieser Art sich auf eine sehr vortheilhafte Weise auszeichnete, und dem es wohl nicht zum Vorwurf gereichen kann, daß spätere Arbeiten solcher Männer, die sich der Verbesserung der Volksschulen als Hauptarbeit widmen konnten, dasselbe vielleicht in der Folge überflüssig gemacht haben; eben so wenig, als daß es auf die damahls noch nicht in dem Maße, wie jetzt, entwickelten Grundsätze der practischen Industriebildung vielleicht zu wenig Rücksicht nahm; eine Lücke, auf die in der Folge der bescheidene Mann mit seiner gewohnten Unbefangenheit seine Mitarbeiter an der Industrieverbesserung der Hamburgischen Armenanstalt selbst zuerst aufmerksam machte, als bey diesen die Auswahl der in den Industrieschulen der neuen Armenanstalt einzuführenden Schulbücher in Ueberlegung kam.

Einige Jahre lang hatten diese Arbeiten und das Studium der vaterländischen Rechte und Verfassungen **Volkmann** ganz beschäfftigt, der sich auch um diese Zeit verheyrathete, und dadurch ganz für seine Vaterstadt fixirte. Weniger liebte er das gewöhnlichere Berufsgeschäfft des Hamburgischen Rechtsgelehrten, practische Advocatur, in deren unvermeidlichen Schlangengang sein gerader Sinn, und seine Vorliebe für Alles, was auf directe Gemeinnützigkeit leitete, sich eben so ungern fügte, als in die manchfaltigen Behelfe, sich, ohne specielle und dann fast immer nur zufällige Veranlassung und Unterstützung, in dieser Laufbahn mit einiger Auszeichnung geltend zu machen. Aber desto williger entschloß er sich zu Ambirung des Assessorats im Niedergericht, ein Geschäfft, das jährlich von zwey mit keinem öffentlichen Amt bekleideten Hamburgischen Rechtsgelehrten, und von Jedem derselben zwey Jahre lang, unentgeltlich, und selbst mit nicht unbedeutendem Kostenaufwand, verwaltet wird, während deren ihnen, mit temporeller Aufgebung aller Advocatur vor diesem Gericht, in einer sehr beträchtlichen Anzahl zum Theil bedeutender Rechtsstreitigkeiten das Referat in erster Instanz obliegt, zu welchem Geschäfft im J. 1767 ihn der Ruf traf. Noch hatte er diese Bestimmung nicht ganz vollendet, als im folgenden Jahre eine Secretariatsstelle beym Senat erledigt wurde. Volk=

mann bewarb sich um dieselbe unter sehr günstigen Aussichten, und hätte er damahls seinen Wunsch erreicht, so würde ihn dieses höchst wahrscheinlich in wenig Jahren zu dem seiner Neigung so ganz vorzüglich angemessenen, fast ganz für den Vortrag in öffentlichen Angelegenheiten bestimmten Geschäfft des Syndicats geführt haben. Aber die Vorsicht hatte seinen Gang anders bestimmt. Noch vor Besetzung der erledigten Stelle entstand eine zwiefache Vacanz im Senat selbst, und bey der zweyten traf Volkmann am 12. April 1768, im 33. Jahre seines Alters, durch verfassungsmäßiges Loos, (zu welchem allemahl vier Bürger, deren jedoch Keiner unter 30 Jahren seyn darf, durch eigene Wahl des Senats erkoren werden,) die frühe Wahl zum Senator.

Das Amt eines Senatsmitgliedes in den grössern Teutschen Reichsstädten, besonders in denen, die zugleich bedeutende Handels- und Seestädte sind, war mühvoller und viel umfassender, als man, ohne nähere Kenntniß ihrer Verfassung und Localverhältnisse, vielleicht in der Ferne anzunehmen geneigt ist. Der Geschäftsmann in grössern Staaten arbeitet mehrentheils nur in Einem Fach; der Geschäftsmann in diesen kleinen Staaten soll in allen arbeiten, in Civil- und Criminaljustizsachen so gut, als in Angelegenheiten der Staatsverwaltung; in diplomatischen Vorfällen so gut, als in allen Zweigen der innern Kameral- Polizey- Handlungs- und Gewerbsgeschäfte; in allgemeinen und das Ganze umfassenden Entwürfen und Deliberationen so gut, als im kleinsten Detail einer unsäglichen Menge einzelner Justiz- und Polizeyfälle. Jener bleibt der Regel nach, wo nicht lebenslang, doch wenigstens eine längere Reihe von Jahren, in einem und eben demselben Departement: Dieser wechselt durch Sterbefälle und periodisches Alterniren seines Departements mit einer Schnelligkeit, die ihm oft kaum Zeit läßt, sich hinlänglich zu orientiren, und noch weniger, Plane von einigem Umfang bis zu einer Ausführung von einem irgend beträchtlichen Fortschritt zu verfolgen. Jener steht in einem Geschäftsgange, wo Eines dem Andern in die Hand arbeitet, wo die speciellen Vorarbeiten vieler Subalternen sich in die generelle Hauptarbeit Eines Chefs concentriren: Dieser ist für Vorarbeit, Hauptarbeit und Ausführung fast immer in seinem Fach der einzige Mann. Jener steht in Verhältnissen, wo, der Regel nach, durch Bericht und Resolution die Sache bis zur Ausführung reif ist: bey Diesem bedarf jede kleine Reform unsägliche Zeit und Mühe erfordernde Vorarbeit durch eine lange Reihe verfassungsmäßiger Rücksprachen, Deliberationen und Formalien. Daher denn die unendliche Differenz zwischen Beyden in dem Resultat der ganzen Summe ihrer Arbeiten; daher die Ursache, warum auch das längste Menschenleben und die rastloseste Anstrengung den Geschäftsmann des kleinen Freystaats nie zu dem colossalischen, zur Bewunderung hinreißenden Aggregat von hoher, schnell und weit wirkender Gemeinnützigkeit zu erheben vermag, die den

Geschäfftsmann des grössern Staats bey weit kürzerem Lebensziel und bey weit minderer Anstrengung möglich wird; daher die Ursache, warum Beyder Verdienst nie in Einem Lichte von der Geschichte zusammengestellt, nie mit Einem Maßstab von ihr gemessen werden darf, sondern ein gerechtes Gericht über Beyde immer nur relativ entscheiden kann. Auch in einem grössern Staat verrichtet, würde das, was Volkmann in einem nicht weit über die Mitte des gewöhnlichen Lebensziels reichenden Menschenleben ausführte, begann und vorbereitete, Verdienst seyn; aber unendliches Verdienst war es in seinem Staat, in seinem Verhältniß, wo man den reinen Gehalt dieses Verdienstes nicht bloß nach dem abwägen darf, was er als Reformator, sondern auch nach dem, was er in der Ausübung bestehender Einrichtungen und fester Berufsgeschäffte war; nicht bloß nach der Summe der durch ihn bewirkten bürgerlichen Verbesserungen, sondern auch nach dem äusserst geringen Umfang von Zeit und Kraft, der dem im ordentlichen Geschäfftsgange ohnehin volles Maßes belasteten Mann zu Verbesserungsplanen übrig blieb; nicht bloß nach dem, was er ganz vollendete, sondern auch nach dem, wozu er den Grund legte; nicht bloß nach dem, was er wirklich that, sondern auch nach dem, was er thun wollte, und zu thun wünschte. Schon die trockene Namenliste der Hauptgeschäffte, durch die Volkmann in seiner 24jährigen Amtsführung allmählich vorrückte, zeigt, mit wie vielen und heterogenen Arbeiten er diese Zeit über beladen war; und dieß ausser dem Referat in gerichtlichen und aussergerichtlichen Civil- und Criminaljustizsachen, die als Senator sein eigentliches Hauptgeschäfft ausmachten, und deren Anzahl, mit Inbegriff so mancher Deductionen, Berichtschreiben, und auf Requisitionen an und von auswärtigen Gerichtshöfen Bezug habenden Correspondenzen, in die Tausende gieng. Ausser dem lebenslänglichen Directorium über mehrere Zünfte und Gilden und deren sämmtliche Justiz- und Polizeyangelegenheiten in erster Instanz, (als welches in ungefähr gleichem Verhältniß unter sämmtliche Rathsmitglieder vertheilt ist,) führte er in den Jahren 1768 bis 1770 das Directorium der Gassen-, Hafen- und Wasserpolizey und des Artillerie- und Fortificationswesens, wobey alle diese Departements ihm zuerst die durch eine so lange Reihe von Jahren seitdem für seine Nachfolger unendlich schätzbar gewordene Anordnung eines ordentlichen und vollständigen Protokolls über alle bedeutende Vorfälle verdanken; in den J. 1768 bis 1778 die Aufsicht über die Polizey der Thore und Wasserbäume, und über verschiedene Gattungen der Accise, in den J. 1771 bis 1773 das Directorium über die Polizey der Consumtibilien, über die Kalkmagazine und über die Feuerlöschungsanstalten und Feuerassecuranz; in den J. 1772, 1777, 1783 und 1789 das Directorium über das Zollwesen; in den J. 1774 und 1775 die äusserst lästige und kaum augenblickliche Erhohlung übrig lassende Verwaltung der Stadtprätur, sammt dem damit verbundenen Directorium

über sämmtliche Criminal- und Polizeygefängnisse, über das Arbeitshaus für Criminalverbrecher (Spinnhaus), über das Hospital für Unheilbare und Wahnsinnige (Pesthof), und über die Polizeywache; in den J. 1776 und 1777 das Directorium über einen Theil des Contributionswesens; in den J. 1780 und 1781 das Directorium über die Bank; in den J. 1782 bis 1784 die das ganze Justiz- und Polizeywesen umfassende Landprätur über einen beträchtlichen Theil der Hamburgischen Marschländereyen, und das Directorium über das öffentliche Bauwesen; in den J. 1783, 1785 und 1786 das Directorium über die Kornpolizey; 1785 und 1786 die Administration des Abschosses; 1786 und 1787 die Verwaltung der allgemeinen Stadtpolizey, die Landprätur über die Hamburgischen Walddörfer und das Directorium über einen Theil des Accisewesens; und in den J. 1788 bis 1790 die Landprätur über einige andere Dorfschaften und das Directorium eines andern Theils des Accisewesens und des Mühlenwesens. Und ausserdem war er noch permanentes Mitglied der Deputationen zur Direction der Elbanstalten und der See- und Uferwerke zu Ritzebüttel am Ausfluß der Elbe seit dem J. 1781, (doch letzteres, der für ihn mit zu vielem Zeitverlust verbundenen Reisen halber, nur bis 1784;) der Deputation zur Direction des Schoß- und Contributionswesens seit 1783; des Zunftgerichts in den J. 1783 bis 1788; der Deputation zur Direction der Militärfürsorge seit 1784; der Deputationen zur Direction des Kirchenwesens, zur Direction der Baupolizey, zur Administration der mit der Stadt Lübeck gemeinschaftlichen Ländereyen, zur Direction der kirchlichen Angelegenheiten fremder Religionsverwandten, und des neuerrichteten Armencollegiums seit 1788; des Scholarchal-Collegiums seit 1789; und endlich des Seegerichts und der Deputation zur Direction des Leihhauses seit 1790.

Aber nicht auf diese eigentlichen und unmittelbaren Amtsgeschäffte beschränkte sich Volkmann's unermüdliche Thätigkeit. Ausser der pünctlichsten Abwartung der dreymahligen Rathsversammlungen in jeder Woche, und der allgemeinen Theilnahme an allen dortigen Deliberationen und Verhandlungen, beschäfftigte er sich noch mit einem höchst beträchtlichen Antheil an den sonst gewöhnlich zunächst zu den Geschäfften des Syndicats gerechneten Arbeiten, Vorschlägen und Entwürfen über allgemeine Angelegenheiten der Staatsverwaltung, und über Gesetzgebung und öffentliche Verbesserungen, besonders im Kameral- und Polizeyfach. Die erste Veranlassung zu seinem Eintritt in diese Gattung von Arbeiten, die ihm eigentliche Lieblingsarbeit war, und es in der Folge immer mehr wurde, war die frühe und lange Kränklichkeit seines Schwagers und innigen Freundes, des schon vorhin erwähnten Syndicus Schubak, eines Mannes von viel umfassendem Geist und Herzen, durch dessen Hand zu seiner Zeit ein sehr beträchtlicher Theil aller dieser Geschäffte gieng, dessen Biedersinn, Universalität in Kenntnissen und Fähigkeiten

jeder Art, und rastlose Thätigkeit, der er durch überspannte Anstrengung Gesundheit und Leben zum Opfer brachte, ihm auf ein Denkmahl im Nekrolog das höchste Anrecht gegeben haben würde, hätte unser Jahrhundert damahls schon seinen des Andenkens der Nachwelt würdigen Zeitgenossen diesen Tempel errichtet gehabt. Fast in allen diesen Angelegenheiten wurde Volkmann von Zeit zu Zeit seines durch Krankheit geschwächten Freundes Mitarbeiter, Wortführer und Stellvertreter *), und begründete dadurch sehr bald das allgemeine Vertrauen und die allgemeine Vorliebe, mit der ihm in der Folge fast an allen in das Kameral- und Polizeywesen einschlagenden Angelegenheiten, Deliberationen und Entwürfen die Mitwirkung, und in sehr vielen derselben die erste und hauptsächlichste Leitung übertragen wurde. So entstanden denn allmählich unter seiner Hand eine Menge durchdachter, gemeinnütziger, und überall den Geist der Weisheit und der Menschenliebe athmender Vorschläge und Entwürfe, die theils vor den Augen seiner Mitbürger in so manchen nützlichen Verfügungen und Einrichtungen ausgeführt da liegen, theils aber, als höchst wichtige Materialien und Vorarbeiten zu künftigen Verbesserungen, seinen Zeitgenossen und der Nachwelt in seinen Handschriften aufbehalten sind, die diese kostbaren Vermächtnisse früher oder später mit Dank und Ehrerbietung wieder vornehmen, an ihnen den Faden so mancher noch unvollendeten bürgerlichen Verbesserungen dankbar wieder anknüpfen, und so mit ihm den Dank theilen werden, dessen erster und hauptsächlichster Antheil immer ihm gebührt. Groß und wichtig sind die Gegenstände, über die sich hier seine Thätigkeit verbreitete; groß und wichtig die Verbesserungen, als deren Urheber oder Vollender die Jahrbücher der Staatsverwaltung seinen Namen nennen; äusserst reichhaltig an den durchdachtesten Entwürfen die von ihm selbst hierüber, mit der lehrreichsten Vollständigkeit und Ordnung, für die Nachwelt gesammelten Verhandlungen. Sie verbreiten sich über die wichtigsten Angelegenheiten des Kameral- und Polizeywesens; über Finanzverbesserungen im Ganzen und in ihren einzelnen Theilen, verbesserte Contributionseinrichtungen, Verbesserungen des Accisewesens, der Fürsorge für die Erhebung der Abschoßgelder und der zu den Polizeybedürfnissen erforderlichen Einnahmen, Ersparungen bey dem öffentlichen Bauwesen, Urbarmachung ungebaut liegender Ländereyen und deren Ausweisung auf Erbpacht; Verwandlung der Administration der Kammergüter in Verpachtung; über Verbesserung der Medicinalpolizey, bessere Aufsicht auf Apotheker und Wehmütter, Störung der Quacksalberey,

*) Daß Volkmann eine für diese äusserst mühvolle Stellvertretung ihm vom Staat zugedachte besondere Vergeltung schlechthin ablehnte, versteht sich wohl bey einem Manne, wie er war, von selbst. Aber gesagt zu werden verdient es, daß er dieß zu eben der Zeit that, wo oeconomische Verhältnisse und Fürsorge für die Seinigen ihn zu manchen Einschränkungen veranlaßten.

Rettungsanstalten für Ertrunkene, Verlegung der Kirchhöfe ausserhalb der Stadt, Verhütung zu früher Beerdigung, besonders unter den jüdischen Einwohnern; Verbesserungen des Vormundschaftswesens in der Stadt und auf dem Lande, der Volks- und Armenschulen, der Stadt- und Land-Steuercassen, des Postwesens, der Thorschlußeinrichtungen, und des Leihhauses; über Vorkehrungen zur Störung der Wucherkünste bey Privatpfandausleihern, und zu gänzlicher Austilgung der noch je zuweilen im Finstern schleichenden Seelenverkäuferey; über Verbesserungen in einigen Theilen der Liturgie, und in der Anordnung und Führung der Kirchenbücher; über zweckmäßigere Anordnungen zur Registrirung und Aufbewahrung der bey der Prätur und Polizey verhandelten unzähligen Untersuchungsacten, und zur Regulirung der zu diesen Untersuchungen und sonstigen Bedürfnissen der officiellen Justizpflege erforderlichen Kosten; und endlich über Verbesserungen jeder Art zum Besten sämmtlicher zum Stadtgebiet gehörigen Ländereyen, Anordnung und Aufnehmung genauer Dorf- und Gränzcharten, Ausgleichung manchfaltiger verjährter Gränzstreitigkeiten, detaillirte Volkszählungen, Wegebesserungen, Aufhebung der Gemeinheiten und allgemeinere Einführung der Verkoppelung der Felder, Verbesserungen des Landcontributionswesens, des Armen- und Schulwesens *), der Feuerlöschungsanstalten und der Medicinalfürsorge auf dem Lande, und der Landpolizey überhaupt, imgleichen des für die sämmtlichen Marschländereyen und Elbgegenden so äusserst wichtigen Deich- und Uferwesens. Und in den meisten dieser zahlreichen Verbesserungsvorschläge lag um so mehr reiner Gewinn für öffentliches und Privatwohl, je mehr fast alle diese Vorschläge Resultate eigener Erfahrungen waren, die ihm selbst in der practischen Verwaltung seiner manchfaltigen Departements nach und nach entstanden; je mehr diese eigenen Erfahrungen ihn bey allen diesen Vorschlägen leiteten; je sicherer er eben dadurch das Mögliche von dem Unmöglichen, das Anwendbare von dem Unanwendbaren unterscheiden konnte; und je mehr er, da die Ausführung der meisten durch diese Vorschläge veranlaßten Beschlüsse alsdann wieder durch seine Hand gieng, diese Ausführung vorbereiten und leiten, mit practischer Uebersicht des Ganzen und mit Vorliebe zu der Sache Schwierigkeiten überwinden, unschädliche Modifi-

*) Um der Dorfschaft Ham bessern Schulunterricht, Indüstrieschulen, und einen diesem vereinten Zweck hinlänglich entsprechenden Lehrer zu geben, mußte er mit unsäglicher Arbeit das Interesse des dazu ausersehenen neuen Lehrers, des alten abgängigen Schulmeisters von gewöhnlichem Schlage, und der Gemeine, die Beyden Unterhalt geben sollte, so vereinigen helfen, daß alle drey Theile dabey zufrieden gestellt würden. Man begreift, daß dieß kein leichtes Werk war. Volkmann brachte es nicht allein zu Stande, sondern schaffte seiner Dorfschaft in dem neuen Lehrer überdieß einen Mann, wie man ihn eben nicht alle Tage findet, der sich zugleich des dortigen Armenwesens mit Einsicht und Wärme annahm, und von dem über diesen Gegenstand ein Paar recht gute Aufsätze in Wagemann's Magazin für Indüstrie und Armenpflege gedruckt sind.

cationen einräumen, immer auf den Hauptzweck hinauswirken, die Mittel zu diesem Zweck mit Sachkunde wählen, und deren practische Anwendung mit Festigkeit und mit Milde einleiten konnte. Wie weit weniger sich von einem durch verschiedene Hand entworfenen und durch verschiedene Hand ausgeführten Plan, wo Erfahrungen, Sachkunde, Wärme und Darstellungsgabe bey beyden unmöglich auf ganz gleiche Weise zusammentreffen können, ein gleich glücklicher Erfolg erwarten läßt, wie weit sicherer die Identität der entwerfenden und der ausführenden Hand zum Ziel führt; wie oft die Ursache, warum so manche der weisesten, zweckmäßigsten und bündigsten Anordnungen dennoch in der Ausübung mißlingen und mißlingen müssen, einzig und allein in dieser Zertrennung der Entwerfung und der Ausführung liegt, und alsdann eben so gewöhnlich, als ungerecht, dem Plan selbst zur Last gelegt wird: — das Alles sind Erfahrungen und Reflexionen, die keinem Geschäfftsmanne fremd seyn können, eben so wenig, als die hohe Schwierigkeit, diese so sehr ersprießliche Identität anders, als in sehr seltenen Ausnahmen, im wirklichen Geschäfftsgange möglich zu machen.

Wie Volkmann alle diese Geschäffte führete, wie er ihnen alle seine Kraft und Anstrengung widmete, wie er Allen Alles zu seyn strebte, wie er im Ganzen und im Einzelnen, im öffentlichen und im Privatleben, immer nur darauf hinaussann und hinausarbeitete, des Elendes in der Welt weniger zu machen, und Glück und Wohlseyn zu mehren; wie er als Bürger, als Freund, als Gatte, als Vater und als Vorgesetzter, nur diesem einzigen Grundsatz lebte; wie er diesen Grundsatz, mit gänzlicher Hingebung seiner selbst, Ruhe, Freude, Güter, Gesundheit, Leben, mit einem Wort Alles opferte, darüber ist in diesen wenigen Blättern keine specielle und detaillirte Darstellung möglich. In den Herzen derer, die ihm nahe waren, lebt sein Bild, in allen diesen Situationen, ganz und unauslöschlich; der Biograph kann und darf über dieß Alles bloß einige der wesentlichsten Hauptzüge andeuten. Wer ihn kannte, wird auch in diesem schwachen Schattenbilde den Unvergeßlichen leben sehen: und dem, der ihn nicht kannte, wird auch eine allgemeine Characteristik genügen, um den Mann, der so war, einen edlen Mann zu nennen.

Höchste Sanftmuth und Herzensgüte, gewissenhafte Redlichkeit, das zarteste Gefühl für Recht und Pflicht gegen Jedermann, äusserste Bescheidenheit, ächte Aufklärung, die seinem Zeitalter voreilte, und gern mit demselben fortrückte, reiner Patriotismus, unerschöpflicher Arbeitsfleiß, — das waren die schönen Grundzüge, aus denen sein öffentlicher und Privatcharacter gewebt war; und diese Grundzüge waren in seiner Seele so zu einem schönen unzertrennlichen Ganzen verschlungen, daß es armselige Entstellung wäre, jeden derselben einzeln und getrennt darstellen zu wollen. Daher bey ihm die höchst mögliche Entfernung von allem Eigennutz, von dem keines Menschen Hand je reiner seyn kann, als es die seinige war, rein vor der Welt, und rein vor seinem

Herzen; daher sein aufwallender Unwille gegen jedes Unrecht, gegen jede Art von Bevortheilung und Unterdrückung. Daher sein warmes Streben, Gutes zu wirken, Alles besser zu machen, aber überall mehr durch leisen und allmählichen Fortschritt, als durch rasches Umstürzen. Daher seine ungefärbte Anhänglichkeit an vaterländische Verfassung und Gesetze, seine strenge Gewissenhaftigkeit, auch selbst um des Guten willen keinen Finger breit davon abzuweichen. Aber daher auch sein herzliches Frohseyn, die freudige Erhellung seines oft von stillem Kummer umwölkten Auges, wenn er von irgend einer schönen That, irgend einem Fortschritt im Guten, irgend einer auf wichtige Plane gegründeten gemeinnützigen Anstalt hörte, wenn er den Geist des jetzigen Zeitalters und so manchen glücklichen Fortschritt in der Cultur mit dem Geist seiner frühern Zeiten verglich; daher so manches durch sein Vorbild und durch seine Mittheilung bewirkte und entwickelte patriotische Streben in allen Ständen. Von ihm bemerkt und ermuntert, gewann das schüchterne Verdienst Muth zu sich selbst, und wurde zur That; in seinem Umgang gebildet, durch sein Beyspiel belehrt, lernte der junge Bürger Ehrfurcht für Bürgertugend, und wurde zum Manne! Daher sein unermüdlicher Eifer, jedes Privatglück begründen zu helfen; sein rastloses Streben, jeden Streit zu vergleichen, jedem fernen Anlaß zu künftigen Mißhelligkeiten früh und sicher vorzubeugen, den Handhabern der Schikane ihren Raub zu entreißen, Feinde zu versöhnen, Familienzwiste zu dämpfen, Meyneide zu mindern, und den Schuldigen von der Nothwendigkeit und Gerechtigkeit des wider ihn entscheidenden Gesetzes zu überführen; sein williges Hingeben für jedes, dem immer von Geschäfften umringten Mann noch so ungelegene, Anbringen von Bitten und Beschwerden; seine willige Theilnahme, Rath und Fürsprache in jeder Noth; seine hohe Wohlthätigkeit bey nur mäßigen Glücksumständen; daher die Herzlichkeit, mit der er, als Landprätor, dem Landmanne nicht nur Richter und Vorgesetzter, sondern Freund und Vater war, Leiter und Lehrer, Verbesserer seines Wohlstandes, seines Schulwesens und seiner Armenfürsorge, Rathgeber und Vermittler in seinen häuslichen Angelegenheiten und Zwistigkeiten *). Daher die eiserne Arbeit, die Nichts verschob, Nichts ablehnte, Nichts unvollendet ließ, wo irgend Vollendung möglich war, Nichts überlästig und ekel fand. Daher seine äusserste Präcision und Ordnungsliebe; sein williges Einfügen in so manche zeittödtende, den denkenden und beschäfftigten Mann

*) Wie sehr in den zu seinen Landpräturen gehörigen Dorfschaften die Landleute an ihm hiengen, davon zeugt unter andern folgender Vorfall. In einem Falle, wo es zweifelhaft war, ob er die Landpratur noch ein Jahr länger zu verwalten habe, beschickten die Dorfschaften ihn mit einer solennen Deputation, um auszuwirken, daß er die Verwaltung noch ferner beybehalten möchte, obwohl der in der Ordnung auf ihn folgende Landprätor allgemein anerkannt Einer der würdigsten Männer war, und folglich nur kindliche Anhänglichkeit an ihren bisherigen Vorgesetzten die einzige Veranlassung dieses Gesuchs seyn konnte.

mehr als alles Andere lästige Formalitäten; sein schnelles Eindringen in hergebrachte Form und Einkleidung bey allen noch so heterogenen Geschäfften. Daher seine, bey einem äusserst warmen Herzen, durch Grundsatz und lange Uebung erworbene Bedächtlichkeit und Kaltblütigkeit in Leitung der Geschäffte, und in Vereinung widerstrebender Meynungen und widerstrebendes Interesse. Daher sein Wirken im Stillen, die bescheidene Verborgenheit des größten Theils seiner Wirksamkeit; seine willige Anerkennung und Hochschätzung jedes fremden Verdienstes, selbst in Collisionen mit den seinigen; sein festes Vertrauen auf Männer von einmahl erprobtem Geist und Herzen, seine unbeschränkte Achtung gegen ihren Rath, das willige Hingeben seiner Meynung gegen ihre Erinnerungen und Urtheile. Aber eben daher denn auch bey ihm, der so wenig, wie je ein anderer Sterblicher, von Schwächen frey war, je zuweilen ein zu schnelles Mißtrauen in eigene Einsicht, eine zu grosse Besorglichkeit bey entstehenden Schwierigkeiten, eine zu frühe Ermangelung durchgreifender Beharrlichkeit in Fällen, wo der nicht müde werdende Arbeiter nie zurückgetreten wäre, aber wo der bescheidene, in sich selbst mißtrauische, sich widerlegt glaubende Mann Zurücktreten für Pflicht hielt. So waren denn selbst seine Schwächen nur Uebermaß seiner Tugenden; noch mehr Gutes vielleicht hätte er gewirkt, noch mehr Glück um sich her verbreitet, wäre sicher selbst glücklicher gewesen, hätte seine Bescheidenheit und seine Herzensgüte Maß und Gränze gekannt, die beyde nicht kannten. Daher endlich denn auch im öffentlichen und im häuslichen Leben die völlige Hingebung seiner selbst, sein bis zur Leidenschaft gespannter Hang, Allen Alles zu seyn; daher sein stetes und williges Nachgeben in jedem Collisionsfall, seine unüberwindliche Abneigung gegen alle Strenge, seine unerschöpfliche Bereitwilligkeit, Kränkungen jeder Art zu verschmerzen, zu vergeben und zu vergessen; daher die innige Anhänglichkeit an die Seinigen, an alle ihre Freuden und Leiden *), sein rastloses Streben für das Glück und Fortkommen seiner Jugendfreunde und seiner späteren Bekannten; daher seine herrliche Bruderliebe, und die unwandelbare, Alles tragende, Alles duldende Liebe des Ehegatten und des Vaters; daher seine gewissenhafte Fürsorge für die Bildung seiner Kinder durch Lehre und durch Beyspiel, seine unermüdete Beschäfftigung mit ihrem Unterricht und mit ihren Freuden, mit einer Fülle der Gegenwart und Theilnehmung, als ob dieß sein

*) „Bey der langwierigen Krankheit seines Schwagers, des Syndicus Schubak" — dieß ist das Zeugniß einer mit Beyden nah verbundenen Freundin, — „war freylich jeder Besuch, der dem armen Manne die Zeit tödten half, willkommen; aber um Balsam und Wohlthat zu seyn, für einen Mann, wie Schubak auch noch in seinem Verfall war, bedurfte es mehr. Wolkmann wußte das, und bereitete sich zu jedem Besuche, wie zu einer Relation, vor. So ward er der größte Wohlthäter seines sterbenden Freundes. — Ist es nicht mehr, einem so schwer Leidenden einige frohe Stunden zu verschaffen, als wenn der Reiche dem Hungrigen eine Hand voll Ducaten zuwirft?"

einziger Beruf wäre, wobey ihm denn die innigste Anhänglichkeit seiner beyden edlen Töchter, in deren älteren er noch bey seinem Leben eine glückliche Gattin und Mutter sah, und deren jüngere ihm nach wenigen Monathen im Tode folgte, der schönste Lohn für treu erfüllte Vaterpflicht wurde; daher ferner seine Gewissenhaftigkeit und Herzensgüte im Betragen gegen seine Untergebenen, seine erste und liebevolle Fürsorge für ihre Ausbildung und für ihr Fortkommen; daher seine hohe Achtung für die Pflicht des öffentlichen Beyspiels, seine Wärme für Religion und Gottesverehrung *), und für die Würde des so oft und so tief entweihten Eides, und seine unausgesetzte Besuchung des öffentlichen Gottesdienstes; daher, mitten unter aller Bürde seiner Geschäffte, seine herzliche Theilnehmung am fröhlichen Lebensgenuß im stillern häuslichen Kreise, oder im lautern Freundescirkel, und sein williges Hingeben, selbst zu jeder Last des geselligen Lebens, und zu zeittödtenden Zerstreuungen im Cirkel der grossen Welt; daher endlich seine Offenheit und Herzlichkeit für jedes fremde Anliegen, und seine Verschlossenheit über eigenen Kummer gegen Jeden ohne Ausnahme.

Dieß ist Volkmann's treu gezeichnetes Schattenbild. Mag diesem Bilde immer jeder Reiz der Darstellung fehlen: das Verdienst der Wahrheit fehlt ihm nicht. So, ganz so, glänzte seine schöne Seele immer und in allen manchfaltigen Situationen des Lebens, ganz so, im milden, erquickenden, nicht blendenden, aber erleuchtenden und erwärmenden Lichte. Ganz so war er im Leben, ganz so in seinem letzten langen Leiden, ganz so im Augenblick seiner Vollendung. Daß solch ein Mann Liebe gewann, allgemeine und innige Liebe aller derer, mit denen, und für die er wirkte, daß er dieser Liebe überall nicht verfehlen konnte, das bedarf keines Zeugnisses. Schon im Leben lohnte ihn allgemeine Bürgerliebe, allgemeine herzliche Anhänglichkeit, wie sie selten in dieser Welt lohnt. Und bey seinem Verluste war aller Guten Gefühl Eine Trauer, Ein Dank; heiße Thränen flossen an seiner Gruft, und werden lange noch um ihn fließen. — Gebe Gott jedem Arbeiter am gemeinen Wohl grösserer oder kleinerer Staaten immer für solches Verdienst solchen Lohn!

Seine jederzeit mehr schwächliche, als feste Constitution hatte ihm durch Enthaltsamkeit und Ordnungsliebe dennoch fast immer eine anhaltendere Gesundheit und eine ununterbrochnere Arbeitskraft gewährt, als sein äusseres Ansehen erwarten ließ. Aber eben dieser gespannten Arbeitskraft, verbunden mit manchem stillen, tief in sich verschlossenen Kummer, (besonders über seine nicht glückliche Ehe, indem seine Gattin sich, ohne seine Schuld,

*) Fast kein Tag vergieng, an dem er nicht wenigstens einige Zeit den Beschäfftigungen mit diesem Gegenstand ausschließlich widmete. Welcher aufmerksame Freund der Tugend und Religion erinnert sich hier nicht des verewigten Staatsraths Johann von Müller, der unabänderlich die erste Stunde nach dem Erwachen der Andacht und Frömmigkeit weihte? In unsern Zeiten verdient auch dergleichen ausdrücklich gesagt, und als Characterzug ausgehoben zu werden.

von ihm getrennt hatte, und an andern Orten lebte,) erlag der edle Mann früher, als selbst seine oft um ihn besorgten Freunde es ahneten. Zu Ende des Sommers 1791 überfiel ihn ein Husten, den er Anfangs gering achtete, und der wohl zunächst mit eine Folge der, mitten in den schwülsten Sommertagen, durch die damahligen Handwerksunruhen veranlaßten häufigen und langen Rathssessionen, und der mit der höchst lästigen Amtskleidung verbundenen Erhitzung war. Bald nachher gesellte sich hierzu eine fieberhafte immer mehr überhandnehmende Brustschwäche, die ihn am Ausgehen hinderte, und ihm das Reden erschwerte, und bey der sich in Kurzem alle unverkennbare Symptome einer unheilbaren Lungenschwindsucht äusserten. Noch immer lebte er in dieser beynahe viermonathlichen ersten Periode seiner Todeskrankheit ganz seinen Amtsgeschäfften, in der fortdauernden Thätigkeit, die ihm durch lange Uebung unzertrennlich geworden war, und in der ungehemmten Geisteskraft und getäuschten Lebenshoffnung, die fast immer des rettungslosen Schwindsüchtigen linderndes Loos ist, von der erbarmenden Hand der Natur ihm ohne sein Wissen zugesellt; leitete nach wie vor den Gang seiner Departementsangelegenheiten, und schrieb fortdauernd eine Menge von Relationen und Geschäfftsaufsätzen, die er dann Einem seiner vertrauteren Amtsgenossen zum Vortrag zustellte. Aber endlich erlag seine Kraft der steigenden Krankheit, die ihn nun an das Lager fesselte, ihn von aller Arbeit für diese Welt trennte, und die letzte harte und unsäglich leidenvolle Periode seines Lebens herbeyführte, wo die peinlichsten Krämpfe und Brustbeklemmungen ihn fast unausgesetzt folterten, und augenblickliche Erhohlungen nur den sogleich wieder eintretenden Kampf desto schmerzlicher machten. Unvergeßlich lehrreich für die, die seinem Lager nahe waren, bewährte sich hier die Ergebung und der stille Gottessinn, womit der fromme Dulder sein namenloses Leiden trug, dem kommenden Tode ruhig und sehnend entgegen sah, und der nahen Vollendung harrte; bewährte sich die Anhänglichkeit an die Seinigen, womit er sich, voll der nahen Trennung, in seinem Schmerz um so fester an sie schloß, in ihrer Gegenwart und in ihrem Mitgefühl Linderung fand, ihnen Trost und Vorbild zu seyn strebte, und dann wieder, um ihres Mitgefühls zu schonen, seine Leiden standhaft in sich selbst verschloß; bewährte sich die Sanftmuth, mit der er auch noch jetzt jedes Ungemach willig duldete, jede Schwäche derer, die um ihn waren, willig trug, jede Dienstleistung als Wohlthat verdankte, keinem Unmuth Raum gab, und nur selten in leise Klagen ausbrach. So nahte er still und groß auch noch im Tode, wie er es in seinem ganzen Leben war, dem endlich leidenfreyen letzten Tage seines Lebens, an dessen Abend die Hand der milden Natur noch das letzte Labsal eines erquickenden Schlummers über ihn ausgoß, aus dem er tief in der Nacht nur auf einen Augenblick noch in dieses Leben erwachte, um auf ewig hinüber zu schlummern in eine bessere Welt! — Wer so lebte und wirkte, wie er,

wirkt fort sein edles Werk, Gutes zu fördern, auch jenseits des Grabes, reiner, ungehemmter, seliger, als Erdenkraft und Erdenglück das vermag.

Der Edle starb am 18. Februar 1792 in seinem 67. Lebensjahre, und im 24. seiner Amtsführung.

S. Schlichtegroll's Nekrolog auf das J. 1792, Jahrg. 3. Bd. 2. S. 52.

Volkmar, Friedrich Nathanael, Doctor der Rechte zu Halle, geboren zu Petersdorf im Hirschfeldischen 1750, der Sohn des 1787 verstorbenen Professors und Ecclesiasts **Johann Tobias Volkmar's** zu Breßlau.

Er studierte von 1775 bis 1777 zu Halle, wurde Auscultator bey der Oberamtsregierung zu Breßlau, und gieng bald darauf nach Frankfurt an der Oder, wo er 1778 Doctor ward und mit vielem Beyfall Vorlesungen hielt. Im J. 1780 wurde er von dem damahligen Großcanzler von Carmer nach Berlin gerufen, und zum Secretär bey der Gesetzcommission bestellt. Diese Stelle verließ er 1784 und begab sich nach St. Petersburg, wo er Secretär bey dem in Russisch-Kaiserlichen Diensten stehenden Prinzen von Wirtemberg ward. In der Folge lebte er als Chemiker zu Breßlau, ward Besitzer eines Guts, dann Pachter, und zuletzt zog er nach Halle, um dort nochmahls sein Heil als Privatdocent bey der Universität zu suchen, und sein weiteres Glück zu machen. Aber er starb bald nach seiner Ankunft am 15. April 1794.

Er war ein Mann von vielen Talenten, und seine Schriften, größtentheils juristischen und tactischen Inhalts, verrathen einen denkenden Kopf. Die vornehmsten sind:

Histoire de la Tactique des Romains, de ses progres et de sa decadence, avec des recherches militaires Tom. I. Vratislavie 1780. 8. mit 3 Kupfern. Ein schweres Unternehmen, eine Geschichte der Römischen Tactik zu schreiben, die wohl in denjenigen Zeiten und Fällen, wo sich hinlängliche Nachrichten erhalten haben, mit glücklichem Fortgange ausführbar ist, aber da, wo die Römer selbst keine genauen und hinreichenden Nachrichten hatten, nur mittelst der Einbildungskraft erzeugt werden kann; in den ersten Jahrhunderten Roms läßt sich die Sache kaum anders denken. Nach des Verfassers Vorstellungsart besaßen die rohen Römer schon unter den Königen eine sehr überdachte Kriegskunst, und in diesem Sinne erklärt er verschiedene Schlachten unter den Königen, und giebt den Plan davon an. Voraus geht eine kurze Uebersicht der Verfassung Roms und der Einrichtung seines Kriegswesens gleich vom Anfange. — Prüfung der Glaubwürdigkeit des Zeugnisses der Evangelisten von der Auferstehung und Himmelfahrt Jesu nach Römischem Rechte, 1786. — Ueber ursprüngliche Menschenrechte, Freyheit und Gleichheit; nebst einigen rhapsodistischen Bemerkungen über

democratische und monarchische Regierungsform, Breslau 1793. 8. — Philosophie der Ehe, 1794.

S. Ladvocat, Bd. 9. S. 1044. u. Meusel's gel. Teutschl. 4. Ausg. Nachtr. 5. Abth. 2. S. 477.

Voltaire, Franz Maria Arouet von, ordentlicher Gentilhomme des Königs von Frankreich, Kammerherr des Königs von Preussen, Mitglied der Akademieen zu Paris, Rom, Florenz, Bologna, London, so wie wohl das größte Genie seines Jahrhunderts, und als Gelehrter, wenn auch nicht, wie Einer der trefflichsten Autoren sagt, der höchste unter den Franzosen gedenkbare, der Nation gemässeste, doch wenigstens bisher der berühmteste Schriftsteller Frankreichs, welcher auch auf die Denkungsart des 18. Jahrhunderts im Allgemeinen einen so grossen Einfluß gehabt, sie in so mancher Hinsicht verändert, die Gränzen der Denkfreyheit und Aufklärung so sehr erweitert hat, als nächst Luther, mit dem er sonst sehr im Contrast steht, gewiß Keiner in Europa, ja auf dem Erdkreise, der einzige Mann in seiner Art; aber auch unter allen Menschen seines Jahrhunderts ist gewiß Keiner, der so sehr gepriesen und wiederum so sehr getadelt wurde, als eben Voltaire, und Keiner hat vielleicht Beydes so sehr verdient, als dieser ausserordentliche Mensch, der zu Chatenay, wie es heißt, am 20. Februar 1694 (oder 1695) geboren, und weil seine schwächliche Constitution Besorgnisse erregte, erst am 22. November, und zwar zu Paris, getauft wurde *). Sein Vater war zu Paris ein alter Notarius beym Chatelet, und Schatzmeister bey der Rechnungskammer, und seine Mutter von adelicher Abkunft aus Poitou. Der Knabe hatte die besten körperlichen und geistigen Anlagen, erstaunenswürdige Fähigkeiten. Wißbegierde und Thätigkeit seiner Einbildungskraft, muntere Einfälle und Genieäusserungen zeichneten früh ihn aus: er selbst sagte, er habe, sobald er die Wiege verließ, Verse gelallt. Sein Vater schickte ihn auf das Jesuitercollegium oder in das Collegium Ludwigs XIV. Hier fieng er als Jüngling schon an, sich über Gelehrte, wie über religiöse Gegenstände, sehr frey auszudrücken, und ermüdete die Geduld seiner Lehrer durch Zweifel und Fragen dermaßen, daß ihm einmahl der Pater le Joy, Einer seiner Lehrer, voller Unmuth und Kummer, in dem Gefühle einer bangen Ahnung, zurief: „Du wirst einst das Haupt der Deisten in Frankreich werden.“ Indem er erst einige Zeit auf die Schule gegangen war, wurde er schon der Gegenstand des öffentlichen Gesprächs. Für die Dicht-

*) Man findet auch den 20. November dieses Jahres als den Geburtstag, und Paris als den Geburtsort angegeben, und man hat Münzen auf ihn, die beyde Data führen: was zu dieser Abweichung Anlaß gegeben haben mag, ist, daß man bey seiner Geburt keine Hoffnung zum Leben hatte, und daß die Taufhandlung erst einige Monathe nachher geschehen konnte. Fast sollte ich glauben, es sey umgekehrt, er sey nämlich am 20. oder 22. November geboren, und am 20. Februar (1695) getauft worden.

kunst zeigte er von der frühesten Jugend an eine besondere Neigung und Fähigkeit: und von seiner Jugend an vom Glücke begünstigt, konnte er sich ganz seiner Lieblingsneigung überlassen. Einige Verse, die er, in einem Alter von 11 — 12 Jahren, im J. 1705 zu Ehren des Dauphins für einen Invaliden, einen alten Officier, machte, der dadurch eine Pension erhielt, erwarben dem aufblühenden Genie eine ehrenvolle Bekanntschaft zu Paris und Versailles. Der invalide Officier bat eigentlich den Rector des Jesuitercollegiums um eine Bittschrift in Versen an den Dauphin, und dieser wies ihn wegen seiner überhäuften Geschäffte mit seiner Bitte an den jungen Voltaire.

Hier sind die Verse:

Digne Fils du plus grand des Rois,
Son amour et notre esperance,
Vous qui, sans règner sur la France,
Regnez sur le coeur des François;
Souffrez vous que ma vieille veine,
Par un effort ambitieux,
Ose vous donner une etrenne,
Vous qui n'en recevez que de la main des Dieux.
On a dit, qu'a votre naissance
Mars vous donne la vaillance,
Minerve la sagesse, Apollon la beauté:
Mais un Dieu bienfaisant que j'implore en mes peines,
Voulut aussi me donne mes etrennes,
En vous donnant la liberalité.

So kam es, daß der Abbé von Chateauneuf, der vertraute Freund der Ninon de Lenclos, deren Name auch ausserhalb Frankreich so bekannt geworden, und die damahls zu Paris so viel Aufsehen durch ihre Schönheit, und durch ihre witzige und gelehrte Unterhaltung machte, ihn mit zu dieser berühmten Dame nahm; sie war aber auch eine Freundin der Mutter Voltaire's: sie ließ daher den jungen Voltaire öfters zu sich kommen, gewann ihn lieb, und vermachte ihm in ihrem Testamente 1000 Livres zu Anschaffung einer Büchersammlung — das angenehmste Geschenk, das einem jungen Menschen gemacht werden konnte, dessen ganze Leidenschaft Wißbegierde war. Sein Vater hatte kein sonderliches Behagen an den Beschäfftigungen dieses Sohnes, und umsonst war sein Bemühen, ihn abzuhalten: Voltaire fuhr fort, Verse zu machen, während daß sein Bruder als hitziger Kämpfer in den Jansenistischen Streitigkeiten auftrat. Indeß endigte Voltaire im J. 1716 seine Schulstudien. Sein Vater drang in ihn, daß er sich nunmehr zu einem Stande, zu einer gewissen Bestimmung entschliessen sollte. „Ich will nichts Anderes, als ein Gelehrter werden," war seine Erklärung. „Das ist, erwiederte voller Unwillen der Vater, der Stand eines Menschen, der für die Gesellschaft unnütz, seinen Aeltern zur Last, und in Gefahr ist, dereinst vor Hunger zu sterben." Bekannt

ist, daß sein Vater eines Tages die Worte sagte, er habe zwey Narren zu Söhnen, den Einen in Prosa, den Andern in Versen. Solche Anreden und die dringenden Vorstellungen seiner Familie bewogen ihn endlich zum Studium der Jurisprudenz. Er hörte zu Paris Vorlesungen darüber. Allein die Reize der schönen Wissenschaften ließen ihn die Subtilitäten der Rechte vergessen. Anstatt den Codex zu studieren, studierte er den Virgilius und Horatius, Racine und Corneille. Er sollte ein Advocat werden, und wurde ein schöner Geist, ein geistreicher und witziger Dichter. In dieser Eigenschaft wurde er den Grossen bekannt. Er wurde dem Prinzen von Conti und dem Großprior von Vendome vorgestellt — Beyde Herren von grossem Verstande, und die die Unterhaltung mit Gelehrten liebten. So kam er in die Gesellschaft eines Chaulieu, des Marquis la Farre, des Duc de Sully, des Marschalls von Villars, des Chevaliers von Bouillon und Anderer. Man stritt sich um seine Gesellschaft. Voltaire, kaum 20 Jahre alt, glänzte in den Versammlungen, welche der Herzog von Vendome und der Prinz von Conti hielten. Er wurde der Vertraute der Prinzen genannt. So böten sich vom Anfange her die vortheilhaftesten Gelegenheiten von allen Seiten zur Ausbildung seines Geschmacks. Als der Vater seinen Sohn mit Prinzen, mit alten Philosophen und schönen Geistern umgehen sah, hielt er ihn für verloren. Noch hatte er sich keinen Stand gewählt. Um ihn desto eher dazu zu bewegen, wollte er ihm die Stelle eines Raths beym Parlamente kaufen. Er ließ ihm diese Stelle durch einen Freund antragen, der alle seine Beredtsamkeit aufbot, und ihm besonders die Achtung und das Ansehen vorstellte, welches mit einer solchen Würde verbunden wäre. „Sagen Sie meinem Vater, versetzte Voltaire, daß ich kein Ansehen haben will, das man kaufen kann; ich will mir selbst ein Ansehen erwerben, das mir Nichts kosten soll.“ Er versuchte dieß beym Theater. Der Ruhm, den Crebillon einärntete, reizte seine Ehrliebe. Er verfertigte im 18. Jahre den Oedip, eine Tragödie, ganz im Geschmacke der Griechen. Es kamen Chöre darin vor, aber keine Rolle von Verliebten. Dieß Letzte machte die Schauspieler abgeneigt: sie wollten das Stück nicht aufführen, das zudem so einen jungen Verfasser und Corneille zum Vorgänger gehabt hatte. Voltaire selbst, voller Muthwillen und Unbesonnenheiten, bekümmerte sich wenig darum, ob sein Stück gefallen würde, oder nicht. Er schäkerte auf der Bühne, und ließ sich einfallen, aus blossen Possen dem Hohenpriester in einem Acte die Schleppe zu tragen, wo eben dieser Priester einen sehr guten tragischen Effect machte. Die Marschallin von Villars, welche es aus ihrer Loge gewahr wurde, fragte, wer der junge Mensch sey, der dieß Trauerspiel stören wollte? Man antwortete ihr, es sey der Verfasser. Sie ließ ihn in ihre Loge kommen, und Voltaire blieb seit der Zeit dem Herrn und der Frau von Villars bis an ihren Tod ergeben. Oedip war die erste Staffel zu Voltaire's Ruhme. Sogar

der Prinz von Conti besang ihn. Er sagt, daß diese Tragödie

Fit croire des Enfers Racine revenu
Ou que Corneille avoit la Sienne corrigée.

Voltaire wollte den Oedip nicht nach den Wünschen der Schauspieler ändern, und wählte nun einen andern Weg des Ruhms. Er bewarb sich um den Preis, den die Französische Akademie auf den besten Versuch der Poesie gesetzt hatte. Seine Hoffnung schlug abermahls fehl. Ein Freund von ihm wurde gekrönt. Unwillig bey dem Gefühle des Werths seines Gedichts, machte Voltaire eine Satyre auf la Motte, den Preisvertheiler der Akademie. Sein Vater, der widrige Folgen davon besorgte, drohte nun, ihn aus dem Hause zu jagen. In dieser Verlegenheit nahm sich der Marquis von Chateauneuf, der obgedachte Freund der Ninon de Lenclos, Voltaire's an. Er war zum Ambassadeur bey der Republik Holland ernannt, und nahm ihn als Pagen mit nach dem Haag. Hier glaubte dieser seine Freyheit ohne Rücksicht benützen zu können. Er verliebte sich in die Tochter einer Frau du Noyer, die als Schriftstellerin bekannt, und eine eifrige Protestantin war. Der Umgang des jungen Katholiken mit ihrer Tochter gefiel ihr nicht. Sie beschwerte sich darüber bey dem Marquis von Chateauneuf. Um sich nicht zu compromittiren, und um Unannehmlichkeiten zu vermeiden, sah sich dieser genöthigt, seinen Pagen nach Paris zu schicken. Voltaire ahnete seinen üblen Empfang daselbst im Voraus. Sein Vater hatte sich die Concession bewirkt, ihn arretiren, oder nach den Westindischen Inseln schicken zu können. Dieß zeigte von seiner Erbitterung. Auch mit seinem ältesten Sohne, der sich in die Jansenistischen Streitigkeiten eingelassen hatte, war er, wie schon aus dem Obigen erhellt, sehr unzufrieden. Um der ersten Hitze des väterlichen Zorns auszuweichen, hielt sich Voltaire längere Zeit verborgen. Ein Billet bewirkte ihm endlich Vergebung. „Ich bin bereit, bester Vater, schrieb er unter andern darin, nach Amerika zu gehen, und da bey Brod und Wasser zu leben, wenn Sie mir nur noch vor meiner Abreise erlauben, Ihre Kniee umfassen zu können.“ Aber die Hauptbedingung bey der Vergebung war, daß er sich einem Stande widmen sollte. Er kam zu einem Procurator. Ein Herr von Caumartin, der Voltaire'n kannte, bewog denselben im J. 1715, ihn mit nach St. Ange gehen zu lassen, wo er sich zu einer bestimmten Lebensart entschließen wollte. Allein Voltaire fand da eine Bibliothek, und vergaß sein Versprechen wieder. Der alte Herr von Caumartin, der in seiner Jugend noch Heinrich IV. und seinen würdigen Minister, Sully, gekannt hatte, brachte Voltaire'n durch seine lebhaften Unterredungen einen Enthusiasmus gegen diese beyden grossen Männer bey, der zufälliger Weise bald die schönsten Früchte trug. Indeß starb Ludwig XIV. Voltaire begab sich nach Paris, um die Hofveränderungen und

Leichenfeyerlichkeiten zu sehen. Der Monarch, der über ein halbes Jahrhundert der Schrecken und die Bewunderung von Europa gewesen, der von seinem Volke vergöttert worden war, wurde nun verflucht und sein Andenken geschändet. Es erschien eine Menge bitterer Schriften, unter andern auch ein kleines Lästergedicht, das sich mit den Worten endigte: „Ich habe das lange Elend gesehen und bin noch nicht zwanzig Jahre alt.“ Dieß war ungefähr das Alter von Voltaire. Man hielt ihn für den Verfasser, ergriff ihn, und setzte ihn, im Anfange des J. 1716, in die Bastille. In diesem berüchtigten Gefängnisse, das einst war, schmachtete er anderthalb Jahre. Indeß wurde auch der Kerker sein Parnaß. Seine Einbildungskraft war noch von den enthusiastischen Erzählungen des alten Hrn. von Caumartin, des Intendanten der Finanzen, über Heinrich IV. belebt. Er entwarf und bearbeitete den Plan zu dem Heldengedichte, das allein seinen Namen unsterblich machte, zu der Henriade. Alle Bitten, alle Verwendungen, ihm die Freyheit wieder zu verschaffen, waren vergebens. Indeß gab der Verfasser des oberwähnten Gedichts, den sein Gewissen beunruhigte, sich selbst an; und Voltaire war frey. Der damahlige Regent von Frankreich, der Herzog von Orleans, ließ ihn sogleich zu sich kommen, und empfieng ihn sehr gnädig. „Wollen Ew. Königl. Hoheit künftig für meinen Unterhalt sorgen, sagte Voltaire zu ihm, so wird es mir sehr angenehm seyn; aber ich bitte unterthänigst, nicht weiter mein Logis zu besorgen.“ Die Grossen, mit welchen Voltaire vorher umgegangen war, sahen ihn mit neuem Vergnügen wieder. Auch der Herzog von Bethüne gewann ihn lieb, und nahm ihn mit sich nach seinem Schlosse Sully. Liebe zum Ruhme führte Voltaire'n bald nach Paris zurück. Er hatte seinen Oedip verändert, einen Verliebten darin aufgeführt, und das Stück erhielt den ungewöhnlichsten Beyfall. Alle gratulirten Voltaire'n. Auch der alte Fontenelle machte ihm ein Compliment, mit dem Zusatze: „das Stück hätte nur zu viel Feuer.“ „Um dieß zu mäßigen, versetzte Voltaire, will ich künftig Ihre Pastorales lesen.“ Aber mitten im Genusse des Beyfalls und der Ehre, erhob sich von Neuem die Verläumdung wider Voltaire. Es erschienen die Philippiques, ein schändliches, äusserst heftiges Gedicht wider den Regenten, den Herzog von Orleans. Ein unbekannter Gelehrter war der Verfasser desselben. Der Ruhm schadete Voltaire'n. Man glaubte, daß nur er es verfaßt haben könnte. Er hatte von dem Herzog-Regenten schon eine Pension erhalten; und dieser war, bey seiner unberichtigten Ueberzeugung, so großmüthig, ihn bloß von Paris zu verweisen oder zu verelenden. Verschiedene Grosse boten Voltaire'n ihre Schlösser zur Zuflucht an; er zog das zu Sully vor, und begab sich nachdem auf erhaltene Einladung nach dem Lustschlosse des Marschalls von Villars. Dieser unsterbliche Französische Kriegsheld gewann ihn auf's Aeusserste lieb, und blieb Zeitlebens sein Freund. Im J. 1722 trug die Frau von Rüpel=

monde Voltaire'n eine Reise nach Holland an. Er unternahm sie, und gieng nach Brüssel, um daselbst seinen unglücklichen Landsmann, den berühmten Odendichter, Johann Baptist Rousseau, kennen zu lernen, der sich daselbst aufhielt und im J. 1712 wegen einiger satyrischen Gedichte aus Frankreich verbannt worden war. Voltaire nannte den Rousseau seinen Herrn, seinen Richter, und gab ihm seine Henriade zum Durchlesen. Nachmahls lasen sie sich einige Gedichte vor. Rousseau machte Critiken über Voltaire, und recitirte darauf seine Ode an die Nachwelt, Ode à la Posterité. „Diese Ode, glaube ich, wird schwerlich an ihre Adresse gelangen;“ urtheilte mit satyrischem Tone Voltaire, und Rousseau war nun auf Immer sein Feind, und der Krieg zwischen ihnen dauerte über 20 Jahre. Auf seiner Rückreise nach Paris bekam Voltaire die Blattern. Er dachte nachdem mit Ernst an seine Henriade. Er unterwarf sie den Urtheilen des berühmten Präsidenten Henault und anderer Freunde, las die Gesänge vor, zeichnete ihre Bemerkungen und Critiken auf; dieser Critiken und mikrologischen Censuren aber wurden so viele, daß Voltaire einst unwillig zum Kamin eilte, um, wie Virgilius es mit seiner Aeneis befahl, die Henriade zu verbrennen. Der Präsident Henault stand geschwind auf, entriß sie dem Feuer, wobey er seine Manschetten verbrannte. „Ihr Gedicht, sagte er zu Voltaire, gleicht dem Helden (Heinrich IV.), den Sie darin feyern. Seiner Fehler ungeachtet, war er ein grosser König und der Beste der Menschen.“ Es ist wohl zu bemerken, daß Voltaire, seinem eigenen Geständnisse nach, damahls weder die Regeln des Trauerspiels, noch der Epopöe, kannte, sondern die Erzählungen des Greises Caumartin von Heinrich IV. begeisterten ihn so sehr, daß er dieses unsterbliche Werk unternahm, ohne fast daran zu denken. Voltaire wollte sein Gedicht noch viel verbessern. Allein es erschien gedruckt, ehe er es dem Drucke übergeben hatte. Ein gewissenloser Gelehrter, Namens Desfontaines, hatte sich das Manuscript zu verschaffen gewußt, und ließ es aus Gewinnsucht zweymahl drucken. Voltaire schäumte vor Unwillen. Allein der Beyfall, den er fand, besänftigte ihn wieder. Er vergab Desfontaines, befreyete diesen Menschen, der wegen eines schändlichen Verbrechens nachmahls verhaftet wurde, durch seine Verwendung, aus dem Gefängnisse, und dieser Undankbare machte nachdem wieder Satyren auf seinen Wohlthäter, und wurde der Anhänger seines Feindes Rousseau. Aber Voltaire hatte bald neue Widrigkeiten zu bestehen. Der Chevalier von Rohan speiste einst bey dem Herzoge von Sully, bey welchem auch Voltaire war. Dieser widersprach Ersterem in einigen Sachen. „Wer ist der junge Mensch, fragte der Chevalier, der da so laut redet?“ „Herr Chevalier, versetzt Voltaire, es ist ein Mann, der keinen langen Namen nach sich schleppt, aber der denjenigen in Ehren zu halten weiß, den er führt.“ Man verläßt die Tafel. Einige Tage darauf wird Voltaire, wie er wieder bey dem Herzoge von Sully ist,

unter einem gewissen Vorwande herausgelockt, und von dem Bedienten des Chevaliers Rohan durchgeprügelt. Er bittet Sully um Beystand; dieser bleibt kaltsinnig: er verläßt ihn, will sich nun selbst rächen, lernt das Fechten, und geht darauf im Französischen Schauspielhause in die Loge des Chevaliers Rohan, und fordert ihn heraus. Dieser nimmt das Cartel an, bestimmt die Zeit zum Duell auf den folgenden Tag, und — aus demselben wird Nichts. Voltaire hatte ein beissendes Epigramm auf die Maitresse des Herzogs von Sully gemacht; dieses kommt aus, und er wird auf's Neue (1725) in die Bastille gesetzt. Indeß genoß er dießmahl mehrere Freyheit. Er hatte täglich einen Freund zum Speisegesellschafter, erhielt Bücher, lernte Englisch, und wurde nach einem halben Jahre wieder in Freyheit gesetzt. Er entschloß sich nun, nach England zu gehen, um sich weiteren Cabalen und Verfolgungen zu entziehen. Sein Ruhm und seine ausgezeichneten Eigenschaften verschafften ihm eine günstige Aufnahme. Er suchte zuerst die Bekanntschaft von Pope, den er als Dichter besonders schätzte. Pope sprach gebrochen das Französische, und Voltaire gebrochen das Englische. Ihre ersten Unterredungen waren daher wenig unterhaltend. Voltaire begab sich nach einem kleinen Landorte, um erst besser die Sprache der Nation zu lernen. Sein Aufenthalt in England wurde bald vortheilhaft für seinen Ruhm und seine Glücksumstände. Im J. 1726 ließ er seine Henriade zu London drucken. Er fand eine Menge von Subscribenten und ausserordentlichen Beyfall. Georg I., und sonderlich die Prinzessin von Wallis und die Englischen Grossen unterschrieben ungeheure Summen; sie ehrten den kühnen Sänger, welchen man zu Paris hatte einkerkern lassen. Seine Epopöe wurde Anfangs mehr von den Britten, als von seinen Landsleuten, geschätzt. Nach einem dreyjährigen Aufenthalte in England, der durch genossene Ehre, Achtung und Freyheit der glücklichste und angenehmste war, kehrte er im J. 1728 nach Paris zurück. Er hatte einen grossen König in Versen verewigt, und unternahm nun, einen der ausserordentlichsten Helden in Prosa zu schildern. Er schrieb die Geschichte Carls XII., ein Werk, das bey den Freunden diplomatisch-historischer Genauigkeit so vielen Tadel als bey den Liebhabern einer schönen, unterhaltenden Geschichtsdarstellung Beyfall fand: von halb Europa wurde diese Geschichte mehr verschlungen, als gelesen. Die Henriade hatte Voltaire'n mehr eingebracht. Indeß war er wegen seines Unterhalts nicht besorgt: er besaß schon ein, wenn nicht grosses, doch ansehnliches und hinlängliches Vermögen. Im J. 1716 hatte er das väterliche Haus verlassen. Die Pension, welche er bald darauf von dem Herzoge von Orleans erhielt, und der Ertrag seines Oedip's, im J. 1719, setzten ihn schon in Stand, für sich leben zu können. Im J. 1723 kaufte er sich eine Leibrente von 2000 Livres. Bald darauf bewilligte ihm die Gemahlin Ludwigs IV. einen Jahrgehalt aus ihrer Privatkasse. Im J. 1728 starb sein Vater: er erbte ein

Beträchtliches, gewann im folgenden von der Lotterie zu Paris, und vermehrte noch in kaufmännischer Hinsicht sein Vermögen. In England, wo die ersten und vornehmsten Personen an Handelssachen Theil nehmen — man bemerke dieses wohl, erkläre sich daraus den Zustand der Dinge, und wende es an in unseren Zeiten — hatte er diese Neigung zu mercantilischen Speculationen bekommen. Unter dem Namen du Moulin handelte der speculirende Dichter nach Afrika, Cadix ꝛc. mit glücklichem Erfolge. Im J. 1730 ließ er seine neue Tragödie Brutus aufführen. Sie fand wenigen Beyfall. Als Voltaire aus dem Schauspielhause zurückkam, und erfuhr, daß ein Schiff auf seine Rechnung geladen, welches auch den Namen Brutus führte, und das er verunglückt glaubte, wohlbehalten zu Marseille angekommen sey; sagte er zu seinem Factor: „Nun denn, da der Brutus der Barbarey glücklich erhalten worden, so tröste ich mich über den wenigen Beyfall, den der Brutus des alten Roms erhalten hat. Es kommt vielleicht die Zeit, wo man ihm Gerechtigkeit wiederfahren läßt.“ Im J. 1731 gab er philosophische Briefe (Lettres philosophiques) heraus. Die Geistlichkeit hielt sie für die Religion gefährlich, und brachte es dahin, daß sie durch den Henker verbrannt wurden. Die Strafbesorgnisse, die Voltaire ausstand, hielten ihn vorläufig ab, weiter über religiöse Gegenstände zu schreiben. Er verfaßte dramatische Schriften. Sein unruhiger Geist und seine freye Denkungsart versetzten ihn aber bald darauf (im J. 1735) in eine neue critische Lage. In vielen Broschüren hatte man ihm das Genie eines epischen Dichters abgesprochen. Dieß reizte seine Ehrbegierde. Er schrieb ein neues episches Stück, die berüchtigte Pucelle d'Orleans. Er wurde als Verfasser bekannt. Der damahlige Siegelbewahrer drohete ihm, und hatte schon den Befehl ausgefertigt, ihn in Verhaft zu nehmen. Er entfloh im J. 1736 nach dem Schlosse Cirey, an der Gränze von Champagne, wohin ihn die Marquise von Chatelet, seine Freundin, die sich ganz mit den Wissenschaften beschäfftigte, eingeladen hatte. Hier lebte Voltaire im Schooße der Musen und ländlicher Ruhe. Um den Beyfall zu genießen, den ein neu von ihm verfertigtes Stück, die Alzire, fand, begab er sich wieder nach Paris. Allein seine Gegenwart erweckte den Neid. Man schwärzte ihn auf's Neue bey dem Siegelbewahrer, und bey dem Cardinal Fleury an, und Voltaire eilte nach seinem Asyl, nach Cirey, zurück. Um sich allen Nachforschungen zu entziehen, ließ er in die Zeitungen setzen, daß er nach England gereist wäre. Alle Briefe von ihm waren von Cambridge datirt. Die Regierung wurde getäuscht, oder stellte sich wenigstens, es zu seyn. Mitten unter den Besorgnissen und Widrigkeiten, die ihm droheten, hatte Voltaire die Freude, im August 1736 einen sehr schmeichelhaften Brief von dem damahligen Kronprinzen, nachmahligem Könige von Preussen, Friedrich dem Großen, zu erhalten. Der König nannte sich darin Voltaire's ergeben-

sten Freund, ein Ausdruck, der keine blosse Complimentsformel war, sondern wahre Ergebenheit und Freundschaft bezeichnete. Die Correspondenz zwischen dem Könige und Voltaire wurde bald nachher vertraute, persönliche Bekanntschaft. Inzwischen lebte Voltaire zu Cirey in glücklicher Stille und Verborgenheit. Die Gesellschaft seiner Freundin, der Marquise von Chatelet, diente ihm statt eines gelehrten Cirkels. Sie verstand Latein, wie Madame Dacier, wußte die besten Stellen aus den Römischen Dichtern auswendig, war mit dem Cicero wohl bekannt, und liebte besonders das Studium der Mathematik und Metaphysik. Voltaire wurde ihr Lehrer im Englischen und Italienischen. Johann Bernoulli, Maupertuis und Algarotti besuchten diese philosophischen Einsiedler. Voltaire hatte das Unglück, durch Banquerotte und Malversationen über 64,000 Livres von seinem Vermögen zu verlieren. Allein das störte seine Ruhe nicht. Seine Klagen endigten sich mit einem Bonmot, und er fuhr fort, wie er auch schon vorher gethan hatte, dürftige Gelehrte thätig zu unterstützen. Man hatte ihn ungefähr um die Zeit, da sein Brutus (1730) oder seine Zaire (1731) gespielt wurden, zu Einem von den 40 Mitgliedern der Französischen Akademie vorgeschlagen; allein ein Monsieur de Boze that den, des Hohngelächters aller Nachwelt werthen Ausspruch, daß der Verfasser von Brutus und Zaire nie ein Mitglied der Akademie werden könnte. Am 10. October 1731 erschien die Comödie, der verlorne Sohn, aber nicht unter seinem Namen. Er überließ den Gewinn davon an zwey seiner Zöglinge, Linant und Lamarre, die nach Cirey kamen, wo er mit der Marquise von Chatelet so glücklich lebte. Der verlorne Sohn erhielt unbeschreiblichen Beyfall, und Voltaire das Vergnügen, die Cabale angeführt zu haben. Um dieselbe Zeit beschäfftigte sich Voltaire mit Verfertigung der Elemens de la Philosophie de Newton, einer Lehre, die in Frankreich fast gar nicht bekannt war. Der Canzler d'Aguesseau, ein grosser Gelehrter, aber eifriger Cartesianer, versagte ihm das Privilegium, um alle dem Cartesischen System gefährlichen Neuerungen gleich in der Geburt zu unterdrücken. Daß Voltaire ein Newtonianer und Locke's Schüler war, zog ihm eine Menge Feinde zu. Er schrieb an Fakener, denselben, welchem er die Zaire zugeeignet: „Man bildet sich ein, daß die Franzosen das Neue lieben; aber das gilt nur vom Essen und Putz; denn was die neuen Wahrheiten betrifft, die sind bey uns im Bann, und werden nicht eher gut aufgenommen, bis sie veraltet sind."

Nach einem fünfjährigen Aufenthalte zu Cirey bewog ein wichtiger Geldproceß mit einem Brüsseler Handelshause die Marquise von Chatelet, im J. 1740 nach Brüssel zu reisen. Voltaire begleitete sie unter dem Namen eines Grafen von Revol; und gewann für sie den Proceß. Wie er aber im Begriff war, wieder nach Frankreich abzureisen, starb der König Friedrich Wilhelm I. von Preussen, und Friedrich bestieg nunmehr den Thron.

er hatte Voltaire'n, mit dem er als Kronprinz Briefe wechselte — dieser Briefwechsel und die Achtung, dessen ihn Friedrich der Grosse würdigte, macht eine der glänzendsten Epochen seines Lebens aus — mehrmahls versprochen, daß er ihm solide Beweise seiner Freundschaft geben würde, sobald er König wäre. Gleich nach seiner Thronbesteigung schickte er einen ausserordentlichen Gesandten nach Frankreich. Dieser passirte durch Brüssel, und ließ Voltaire'n sagen, daß er sogleich zu ihm kommen möchte, um ein kostbares Geschenk, das er vom Könige mitgebracht hätte, in Empfang zu nehmen. „Laufen Sie geschwind, sagte die Marquise von Chatelet, man schickt Ihnen gewiß die Krondiamanten." Und Voltaire erhielt statt des soliden ein flüssiges Freundschaftsgeschenk — ein Fäßchen alten Weins aus dem Keller des vorigen Königs. Der König besuchte seine Westphälischen Staaten, und hatte Voltaire'n versprochen, ihn unerkannt (oder unter fremden Namen) zu Brüssel zu besuchen. Allein er wurde zu Meuse, einem Schlosse bey Cleve, mit einem Fieber befallen. Voltaire kam nun zu ihm, traf ihn gerade, wie er das Fieber hatte, und fieng seine Bekanntschaft damit an, daß er ihm den Puls fühlte. Nachher verrichtete er, ohne es zu seyn oder werden zu wollen, das Geschäffte eines Ministers bey dem jungen Monarchen. Friedrich machte Ansprüche auf die Baronie Herstall im Lüttichischen. Voltaire verfertigte ein Manifest, das — durch 2000 Mann Truppen, die es überbrachten, den kräftigen Erfolg hatte, und die Lütticher zur Erlegung von 60,000 Rthlrn. nöthigte. Der König trug darauf Voltaire'n an, an seinen Hof zu kommen. Allein Voltaire zog das Glück der Freundschaft dem Glanze der Ehre vor. Er entschloß sich, mit der Marquise von Chatelet wieder nach Frankreich zu gehen. Indeß besuchte er den König noch im October 1740: er hatte eine Einladung nach Berlin erhalten. Es war noch vor dem Einmarsch des Königs in Schlesien. Von Berlin reiste er nach Brüssel; hier verfertigte er das Trauerspiel Mahomet, welches zu Lille in Flandern aufgeführt wurde. Mademoiselle Clairon hatte eine Rolle darin, und verrieth schon ihre künftigen grossen Talente. In einem Zwischenacte brachte man dem Verfasser einen Brief des Königs von Preussen, worin er ihm den Sieg von Molwitz schrieb. Voltaire erhob sich aus seiner Loge und las den Brief öffentlich vor. Man klatschte in die Hände dem Könige von Preussen und zugleich Mahomet und seinem Verfasser. „Dieses Stück Arbeit bey Molwitz, sagte bey der Gelegenheit Voltaire zu seinen Freunden, wird der meinigen (der Tragödie Mahomet) Beyfall verschaffen." Das neue Trauerspiel machte auch zu Paris erstaunlichen Lärm; alle die vermeynten Frommen griffen zu den geistlichen Waffen der Verläumdung und Verfolgung, und darunter der Abbé Desfontaines und Bonneval, welchen Voltaire mehr als Einmahl Wohlthaten erwiesen hatte. Die Sache wurde so weit getrieben, daß Cardinal Fleury dem Dichter anrieth, sich zu entfernen; allein dieser ließ sein Stück

drucken, und eignete es dem Papste Benedict XIV. (Lambertini) zu, bey welchem er durch den gelehrten Cardinal-Passionei empfohlen war. Se. Heiligkeit nahm es sehr wohl auf, und lud den Verfasser ein, nach Rom zu kommen. Crebillon setzte sich in der Folge noch einmahl wider Mahomet's Vorstellung; allein mit d'Alembert's Hülfe warfen Madame Denis und Voltaire die Cabale über den Haufen. „Das Genus implacabile vatum, schrieb der Dichter damahls, verfolgt mich mehr, als Mahomet zu Mecca verfolgt wurde. Man redet so Viel von der Eifersucht und den Ränken der Höfe; allein in der Republik der Gelehrten geht es noch weit ärger zu!" Mahomet blieb im Besitz der Bühne; man hat ihn in Teutschland mit dem größten Beyfall in Löwen's herrlicher Uebersetzung gesehen, sonderlich in der Zeit, wo Mahomet Eckhof, und Zopire Borchers darin spielten. Bey allen diesen Verfolgungen und Angriffen riethen ihm Reaumür und Mairan, der Dichtkunst zu entsagen, und sich bloß mit der Philosophie zu beschäfftigen; allein er blieb den schönen Wissenschaften, oder, wie man in den neuern Zeiten auch die Sprache führt, den schönen redenden Künsten, getreu, und arbeitete die Merope aus, welches Trauerspiel im Februar 1743 gegeben wurde. Sie machte erstaunliches Glück. Das Publicum verlangte den Autor zu sehen. Man suchte ihn auf und führte ihn in die Loge der Marschallin von Villars. Das Parterre war ganz ausgelassen vor Freude, und es erhob sich eine Stimme aus demselben: „Umarmen Sie, Frau Herzogin, Voltaire'n." (Madame la Duchesse, embrassez.) Die Stimmen wurden so allgemein, daß die Herzogin den Wunsch des Publicums befriedigte, und im Namen desselben dem Dichter einen Kuß gab. „Ich wurde öffentlich geküßt, sagte Voltaire, wie Alain Chartier von der Prinzessin Margaretha von Schottland, nur mit dem Unterschied, daß Jener schlief, und ich so wach und munter, als möglich, war." Von dieser Vorstellung schreibt sich die Gewohnheit der Pariser her, wenn sie noch besteht, den Verfasser, wenn sein Stück bey der ersten Vorstellung gefällt, herauszurufen: eine Gewohnheit, die auch in Teutschland herrschend zu werden anfieng. Indeß war Ludwig XV. zu Metz krank geworden. Die Feinde seiner damahligen Maitresse, der Herzogin von Chateauroux, benützten diese Zeit, um sie zu stürzen. Der Erzbischof von Soissons, Fitz James, erster königlicher Beichtvater, wollte Ludwig bekehren, und erklärte, daß er ihm weder die Absolution, noch das Abendmahl ertheilen würde, wenn er nicht die Herzogin von Chateauroux entließe. Dieß geschah. Ludwig wurde besser, und sah sich nun nach einer andern Geliebten um. Die Wahl fiel auf die Tochter eines Schlächters der Invaliden zu Paris, Namens Poisson, welche nachmahls an den Unterpachter Normand, der das Gut Etioles, aber eben keine einnehmenden Eigenschaften, besaß, verheyrathet war. Sie war eine der schönsten Personen in Frankreich, und gleich liebenswürdig durch angenehme Sitten, als durch ausge-

ichnete Talente; ihr Herz schien daher bey ihrer Verbind
ben nicht zu Rathe gezogen worden zu seyn. Normand d'E
es liebte aber auch seine Gattin auf's Zärtlichste, und sp
eine Ausgaben, um ihr Vergnügen zu machen. Er unterh
n seinem Hause die beste und angenehmste Gesellschaft,
bald sah sich die reizende Frau von Anbetern umgeben, die
vorzügliche Gunst zu genießen strebten. Gewöhnlich fertigte
aber dieselben mit der Scherzrede ab: „Meinem Manne we
ch nie untreu werden, als dem Könige zu gefallen." Es sch
hr' gleichwohl Ernst zu seyn, des Königs Gunst zu gewinn
ie bediente sich dazu der Gelegenheit, ihn, wie andere Dam
auf der Jagd zu begleiten. Bald fiel sie ihm in ihrem geschm
vollen Amazonenhabit in die Augen; allein die damahlige Fa
ritin der Königin ward dieß kaum gewahr, so ließ sie der
ürchteten Nebenbuhlerin die weitere Begleitung auf der J
verbieten. Ludwig hatte, wie gesagt, seine Geliebte, die H
ogin von Chateauroux, verloren, und da seine Sinnlich
einer neuen Nahrung bedurfte, so säumte ein königlicher Ka
merdiener nicht, seine Verwandte, die Frau von Etioles,
Vorschlag zu bringen. Der Antrag war erwünscht, und
ie bisher ihrem, obgleich übel gestalteten und sich wenig empf
enden Manne treu geblieben war, vergaß ihre Pflicht, u
rschien zu Gefallen des wollüstigen Königs. Ihr Gatte,
wegen der vielfältigen Nachtvisiten seiner Frau unruhig w
wollte sie zur Rechenschaft ziehen, und zugleich seine Rec
mühen; allein sie sprach in einem herrischen Tone, flüchtete
nach Versailles, und in einigen Tagen erhielt er einen gehein
Verhaftbrief (Lettre de cachet), der ihn nach Avignon v
wies. Jetzt war sie ordentliche Favoritin des Königs, nachd
e ihren Gatten und ihre einzige Tochter, damahls ein klein
Kind, verlassen hatte. Diese talentvolle, nachher so berüchti
Frau verdankte ihre Bildung und ihren feinern Geschmack gr
ntheils Voltaire'n: er hatte sich zu Etioles in ihrer Ges
chaft längere Zeit mit der Marquise von Chatelet aufgehalte
nd sie war nicht undankbar gegen ihn. Was Voltaire du
ie seine schriftstellerischen und politischen Verdienste nicht ha
rhalten können, erhielt er nunmehr durch die Marquise v
Pompadour, welche im Cabinet herrschte, über Krieg und Fr
en entschied, und den größten Einfluß in die Weltgeschäf
atte, an welche selbst die erhabene Kaiserin Maria Theresia
öflichsten Briefe schrieb, um den König in Feindschaft geg
Friedrich den Grossen zu erhalten, kurz die Alles vermoch
nd so stolz war, daß in den Zimmern, wo sie Besuch annah
weiter kein Sessel, als ihr Lehnstuhl seyn durfte: die Prinz
vom Geblüte, Cardinäle und andere Personen vom ersten Ran
ekamen keine Sitze; es war selbst eine besondere Gnade,
er dem Könige (dem Wollüstling) wiederfuhr, wenn sie n
nen Sessel setzen ließ. — Gegen Ende des J. 1744 erhi
Voltaire eine Bestallung als Historiograph von Frankreich

Damahls hatte er schon durch seine Geschichte Carls VII. einen Ruf, die er größtentheils zu London beym Fabrice verfertigte, welcher sieben Jahre Gesandter bey Carl XII. nach der Schlacht bey Pultawa gewesen war. So war die gepriesene Henriade das Werk der Erzählungen des Caumartin. Weil Verschiedene die Wahrheit dieser Geschichte in Zweifel ziehen wollten, so stellte König Stanislaus Lesczinsky dem Verfasser eine eigenhändige Bescheinigung aus, „daß Alles darin der Wahrheit gemäß, und so abgehandelt sey, als ob Herr von Voltaire selbst Augenzeuge gewesen.“ — Voltaire wollte sein Amt als Historiograph nicht wie Boileau und Racine verwalten, von welchen ein Königlicher Kassierer einmahl sagte: „Wir haben von diesen Herren noch Nichts weiter gesehen, als ihre Quittungen.“ Er beschrieb also den Krieg vom J. 1741. Er befand sich um diese Zeit zu Etioles. Für ein Schauspiel, das aus Ballets und Gesängen bestand, und dessen Verfertigung ihm aufgetragen wurde, erhielt er den Kammerherrnschlüssel, ein Geschenk von 60,000 Livres; und in der Folge die Vergünstigung, diese Bedienung verkaufen zu dürfen, und den Titel, die Rechte und Verrichtungen derselben beyzubehalten. Dieß gab ihm Gelegenheit zu folgendem Impromtü, das nicht sehr bekannt ist:

> Mon Henri Quatre et ma Zaire
> E mon Americaine Alzire
> Ne m'ont valu jamais un seul regard du Roi;
> J'avois mille ennemis avec tres peu de gloire;
> Les honneurs et les biens pleuvent enfin sur moi,
> Pour une farce de la Froire.

Den Feldzug vom J. 1744 und den Anfang des Jahrhunderts Ludwigs XIV. schrieb er in eben diesem Jahre. In den J. 1745, 1746 und 1747 wurde Voltaire in wichtigen politischen Angelegenheiten von den Staatssecretären gebraucht. Die Landung in England, welche man im J. 1746 vorhatte, war ihm anvertrauet, und man hat unter seinen Papieren den Aufsatz zum Manifest gefunden, welches zum Besten des Prätendenten bekannt gemacht werden sollte; auch in diesem Manifest leuchtete überall die Achtung und Liebe für die Britten hervor, welche Voltaire niemahls verläugnet hat. Im J. 1746 erhielt er endlich eine Stelle unter den 40 Mitgliedern der Französischen Akademie. In seiner Eintrittsrede gieng er zuerst von der Gewohnheit ab, sie bloß mit Lobsprüchen zu spicken, und mischte interessante Bemerkungen über die Französische Sprache und den Geschmack ein: ein Exempel, das von den Meisten in der Folge zum Muster genommen wurde. Des Hoflebens müde, gieng Voltaire nach Cirey zurück, wo er mit der Marquise von Chatelet in vergnügter Eingezogenheit lebte. Cirey, an der Gränze von Lothringen, war nicht weit von Lüneville entfernt, wo der Schwiegervater Ludwigs XV., Stanislaus Lesczinsky, seinen kleinen Hof hatte, Er, der als Philosoph, der wohlthä-

ßge Philosoph, lebte. Dieser vortreffliche König vergaß ba
im Schooße der Freundschaft und der Wissenschaften den P
nischen Thron, welchen er verloren hatte. Sein Beichtv
der Jesuit Menou, und die Marquise von Boufflers mac
besonders seine Gesellschaft und seine Unterhaltung aus. Le
und die Marquise von Chatelet und Voltaire'n, welche si
Paris persönlich kennen gelernt hatte, nach Lüneville ein.
Könige Stanislaus war ihre Gesellschaft so angenehm, als i
sein stiller angenehmer Hof. Statt der Etiquette herrschte
demselben freundschaftliche Vertraulichkeit. Voltaire fand F
heit, Ruhe, Vergnügen. Allein das Glück, welches er ge
wurde unerwartet durch einen Trauerfall unterbrochen.
Marquise von Chatelet, deren Zärtlichkeit und Freundschaft
seit 20 Jahren beglückt hatte, starb nach einer plötzlichen Kr
heit. Ihr Verlust betrübte Voltaire'n auf's Aeusserste.
edle, menschenfreundliche Stanislaus besuchte ihn, tröstete
und bat ihn, an seinem Hofe zu bleiben. Allein Lüneville,
er über ein Jahr glücklich verlebt, gefiel Voltaire'n, ohne s
Freundin, nun nicht mehr. Er kehrte, um seinen Kummer
vergessen, im October 1749 nach Paris zurück. In demse
Jahre schrieb er den Panegyricus auf Ludwig XIV.,
Werk, das in's Lateinische, Spanische, Englische, Italieni
übersetzt wurde, und das er, ein besonderer Umstand, doch n
unter seinem Namen drucken ließ. Er befand sich in di
Jahre mit der Marquise von Chatelet zu Lüneville bey dem
nige Stanislaus. Verschiedene Grosse hatten zu Paris The
errichtet. Auch Voltaire legte eine eigene Bühne an,
bildete einen der größten Schauspieler, den Frankreich ge
hat. Dieß war le Kain, der Sohn eines Goldarbeiters.
taire stellte seine Neigung erst scharf auf die Probe, bot
10,000 Livres an, wenn er die Profession seines Vaters le
wollte, schilderte ihm die Hindernisse, welche er zu besiegen,
Kabalen und Unannehmlichkeiten, welche er in seinem ne
Stande zu erwarten hätte. Aber Nichts machte einen zur
schreckenden Eindruck. Le Kain wollte Schauspieler werden,
dazu geboren, und Voltaire gab ihm Unterweisungen.
der neue Aufenthalt Voltaire's in Paris dauerte nicht la
Er hatte einen König verlassen — und wurde nun zu ei
andern gerufen. Friedrich der Grosse hatte ihn schon öfter
sich nach Potsdam geladen, und von Voltaire zur Antw
erhalten, daß er sich von seiner Freundin, der Marquise
Chatelet, nicht trenne. Kaum war diese gestorben, so ernen
der König, um auch seine Poesieen und andere schriftliche W
zu verbessern, seine Ansprüche auf seine persönliche Gesellsch
„Jetzt bin ich der Aelteste Ihrer Freunde, schrieb er an
und Sie können Ihr Versprechen nicht länger unerfüllt lasse
Voltaire, der seine Freyheit mit den goldenen Ketten des
zwanges zu vertauschen Bedenken trug, suchte allerley Vorwä
auf, dem schmeichelhaften Antrage auszuweichen. Das raul

Clima zu Berlin, schrieb er, würde seiner Gesundheit nachtheilig seyn. Um diese Besorgniß zu widerlegen, wurden ihm zwey Melonen zugeschickt, die in dem Monathe Junius im Garten zu Potsdam gereift waren. Man versprach ihm 16,000 Livres Reisegeld. Aber Voltaire bedachte sich noch immer. Ein kleiner Umstand, der seine Ruhmliebe reizte, siegte endlich über alle andere Erwägungen. Ein junger gelehrter Franzose, d'Arnaud, hatte an den König von Preussen eine poetische Zuschrift gerichtet. Der König fällte die Meynung darüber, daß Arnaud eine aufgehende, und Voltaire eine untergehende Sonne sey. Diese Aeusserung wurde Voltaire'n hinterbracht. „D'Arnaud im Aufgehen, rief er mit ergrimmter Ehrliebe aus, indem er im Hemde aus dem Bette sprang; Voltaire im Untergehen! Friedrich mag und kann über Regierungssachen urtheilen, aber nicht über mich. Ja! ich will gehen, ich will zeigen, daß ich noch nicht untergehe." Voltaire ersuchte den Hof um Erlaubniß, in's Preussische gehen zu dürfen, erhielt sie, machte sich aber durch seine Entfernung denselben auf immer abgeneigt, reiste über Holland, erhielt zu Cleve Königliche Bedienung und kam im Junius 1750 zu Potsdam an. Ein Prinz konnte zu Potsdam mit mehrerer Pracht, aber nicht mit so vieler Sehnsucht und Freude empfangen werden, als Voltaire. Er wurde auf dem Schlosse zu Potsdam in den Zimmern, welche der Marschall von Sachsen vorher bewohnt hatte, logirt, erhielt Königliche Equipage und Bedienung, und speiste gewöhnlich des Abends mit dem Könige. Algarotti, Maupertuis, d'Argens, la Mettrie rc. waren mehrentheils von der Gesellschaft. Bey keinem Königlichen Abendessen herrschte so viel Freyheit, Witz und Laune. Voltaire verbesserte mehr oder nur allein in Absicht auf den Ausdruck, Rechtschreibung die Werke und Poesieen des Königs, hatte ausserdem keine bestimmten Geschäffte, keine Cour zu machen, und lebte so frey, als angenehm. Der König schenkte ihm den Kammerherrnschlüssel, das Kreuz des Verdienstordens, und setzte ihm überdieß einen Jahrgehalt von 20,000 Livres aus. Voltaire genoß Nichts als Gnade und Freundschaft. Allein dieß goldene Zeitalter Voltaire's dauerte kaum Ein Jahr. Ein verhaßter Proceß, den Voltaire mit einem Juden zu Berlin führte, verursachte zuerst einige Sensation. Maupertuis, Präsident der Berliner Akademie, war längst dem neuen Günstling nicht gut. Er wollte der Erste, und dieser nicht der Zweyte seyn. Voltaire hatte ihn, wie er in die Französische Akademie aufgenommen wurde, unter die grossen Gelehrten zu zählen, in seiner Antrittsrede vergessen, oder mit Bedacht weggelassen. Dazu kamen andere Neider. La Mettrie, der Vorleser des Königs, sagte demselben, daß man über die Gnade und Auszeichnung, die Voltaire genösse, sehr eifersüchtig wäre. „Das macht Nichts, versetzte der König, man drückt die Orange, und wirft sie weg, wenn man den Saft herausgesogen hat." So erzählt wenigstens Voltaire diese Aeusserung; und kaum hatte er sie

erfahren, so nahm er seine Maßregeln darnach. Indeß wurde Voltaire bald wieder der Liebling Friedrichs des Grossen. Maupertuis, der sich zu rächen suchte, verbreitete, daß er die Verse des Königs tadele und schlecht finde. Voltaire, dem dieß empfindlich war, machte sich bey Gelegenheit eines gelehrten Streits, den Maupertuis mit dem Professor König in Halle führte, über seinen Gegner und über seine Meynung lustig. Friedrich liebte Voltaire'n, wollte aber zugleich den Präsidenten seiner Akademie nicht öffentlich lächerlich sehen. Unter andern hatte Voltaire unter dem Titel Akakia eine Schrift verfertigt, worin er bitter über Maupertuis satyrisirte. Der König kannte sie, hatte aber ihren Druck verboten; Voltaire ließ sie in Holland drucken — und Friedrich darauf durch den Scharfrichter unter den Augen Voltaire's zu Berlin verbrennen. Wechselseitige Erbitterung trat nun an die Stelle der Freundschaft. Voltaire besuchte den König, sagte, wie er aus dem Zimmer desselben heraus ist, zu seinem Bedienten: „Nimm mir diese unwürdigen Zeichen der Sclaverey ab;" — und hieng darauf den Kammerherrnschlüssel und den Orden an die Thür des Königs, mit folgendem Impromtü:

> Je les reçus avec tendresse,
> Je vous les rend avec douceur,
> Comme un amant jaloux dans sa mauvaise humeur,
> Rend le portrait de sa maitresse.

Der großmüthige und gutherzige König gab sich darauf noch alle Mühe, Voltaire'n zu behalten; aber Voltaire that Alles, um sich zu entfernen. Friedrich schickte die Ehrenzeichen zurück, und Voltaire stellte sich wieder beym Könige ein. Mit der Akakia in der Hand, sagte er: „Sehen Sie da, Sire, das unglückliche Buch, das mich um Ihre Freundschaft gebracht hat!" eilt zum Kamine, will es verbrennen, Friedrich reißt es aus dem Feuer, verbrennt seine Manschetten — und die beyden Philosophen lachen am Ende, und umarmen sich. Um sich den Gefahren und ungewissen Aussichten seiner Lage zu entziehen, bat Voltaire den König, nach Lothringen reisen zu können, um das Bad zu Plombieres zu gebrauchen. Der König gab ihm die Erlaubniß. Er besuchte die Herzogin von Sachsen-Gotha und den Landgrafen von Hessen-Cassel. Zu Gotha schrieb er für Erstere, welche ihn immer mit ihrer vorzüglichen Achtung ehrte, seine Annales de l'Empire. Unterdessen waren ein Paar satyrische Schriften gegen den König von Preussen erschienen. Voltaire, der sich auch auf seiner Reise unvorsichtig geäussert hatte, hielt sich damahls (im Junius 1753) zu Frankfurt am Mayn auf. Der Preussische Resident daselbst erhielt Befehl, ihn anzuhalten, bis er gewisse Papiere, die er von Berlin mitgenommen, wieder herausgegeben hätte. Man bewachte ihn und seine Nichte, Madame Denis, welche ihm entgegen gereist war, mit einem Commando Soldaten. Er mußte den Kammerherrnschlüssel, den

Verdienstorden, und die poetischen Manuscripte des Königs ausliefern, jeden Tag die Wache und andere Anstalten mit 140 Rthlrn. bezahlen, und erhielt darauf nach einmonathlicher Zurückhaltung seine Freyheit wieder. Nach dieser Gothisch-Vandalischen Geschichte, wie Voltaire sie nennt, begab er sich nach Lothringen, und besuchte den König Stanislaus zu Lüneville. Von da reiste er nach Lyon. Nirgends fand er solche enthusiastische Anhänglichkeit und Bewunderung, als hier. Man führte seine Schauspiele auf, umringte ihn auf den Straßen, und sprach von Nichts, als von ihm. Um seine Gesundheit zu stärken, wollte er nach Savoyen reisen, das Bad zu Aix zu gebrauchen, wurde aber unterweges zu Genf davon abgerathen. Er beschloß, sich in der Nähe dieser Stadt niederzulassen, und kaufte ein Gut, das les Delices genannt wurde. Es verdiente diesen Namen bey seiner romantischen Lage und bey den Kunstverschönerungen, die angebracht wurden. Man war auf dem Lande, und sah alle Vergnügungen der Stadt, Bälle, Comödien, Festlichkeiten ꝛc. Madame Denis bezeigte die Hausehre. Aus allen Ländern kamen Reisende, den originellsten Schriftsteller Frankreichs zu besuchen. Einem grossen Theil der Genfer war diese Nähe Voltaire's angenehm. Geschmack, feine Wissenschaft und Aufklärung verbreiteten sich von Delices in ihre Vaterstadt. Die orthodoxen Eiferer, die Priester und ihre Anhänger hingegen schimpften auf den Französischen Einwanderer und befürchteten ihre Bürgerrepublik in eine Republik von Philosophen und Freygeistern verwandelt zu sehen. Um die damahlige Zeit fieng der bekannte Jean Jaques Rousseau an, gegen die bürgerlichen Einrichtungen zu schreiben. Er behauptete, daß der denkende Mensch ein erniedrigtes Thier sey, daß man keine Wissenschaften lernen müsse, um ein glücklicher Mensch zu seyn. Dieser paradoxe Satz, wie der sonst berühmte Philosoph selbst paradox war, hatte das Unglück, von der Akademie zu Dijon Beyfall zu erhalten: wir haben schon im Artikel Rousseau (Jean Jaques) unsere Meynung darüber gesagt. Rousseau schickte auch seine Abhandlung an Voltaire. Dieser dankte ihm in einem schmeichelhaften Briefe, worin er unter andern sagte: „daß noch Keiner so vielen Verstand gezeigt hätte, die Menschen zu Thieren machen zu wollen, und daß, wenn er seine Abhandlung läse, ihm die Lust ankäme, auf Vieren zu kriechen.“ Allein Rousseau verstand dieses Compliment übel, und haßte auf immer Voltaire'n. Rousseau gab bald darauf seinen Emil heraus. Dieses Werk, welches in Holland mit den Privilegien der Generalstaaten erschien, wurde von dem Pariser Parlamente verbrennt, und dessen Verfasser, der im Genfer Gebiete lebte, mit gefänglicher Haft bedroht. Unter diesen widrigen Aussichten bot Voltaire dem Rousseau eine Freystatt an. Allein dieser antwortete in folgendem philosophisch-bizarren Briefe: „Ich kann Sie nicht ausstehen, mein Herr, weil Sie meine Republik durch Ihre Comödien verderben.“ — „Mein Freund Jean Jaques ist kränker, als ich glaubte,“

war das Urtheil, welches Voltaire darauf äusserte. Wo wahre Hochschätzung und Zuneigung Statt findet, dauert Verunwilligung und Erbitterung nicht lange. So war es der Fall mit Friedrich. Die verdeckte Abreise Voltaire's, die zwistigen Scenen mit ihm, und der tragisch-comische Act zu Frankfurt wurden bald vergessen. Er versöhnte sich mit seinem gelehrten Lieblinge, setzte nach dem siebenjährigen Kriege den Briefwechsel mit ihm fort, und machte ihn fortdauernd zum Vertrauten seiner poetischen Arbeiten. Voltaire lebte indeß seit 1754 bis 1761 in glücklicher Ruhe auf seinem Landsitze, eine Ruhe, welche er fortdauernd den Musen und mit unter seinen Pariser Widersachern widmete, die er mit lachender, bitterer Satyre bekämpfte. In Paris lebte damahls noch eine Enkelin von Corneille, ein junges Mädchen von den besten Eigenschaften, aber von allem Vermögen entblößt. Sie hatte sich durch Korbmachen zu erhalten gesucht. Ihre Lage wurde immer trauriger. Voltaire erfuhr dieß. „Ein alter Soldat des grossen Corneille, sagte er, muß die Enkelin seines Generals nicht verlassen," — nahm das Mädchen zu sich, ließ sie erziehen und stattete sie aus: er verheyrathete sie mit dem Dragonerhauptmanne Düpins, und verschaffte ihr durch die Herausgabe der Werke des Peter Corneille ein sehr beträchtliches Vermögen. Unterdeß nahm zu Genf die Gährung der Meynungen und Grundsätze, welche die benachbarten beyden Philosophen veranlaßten, immer mehr zu. Der Eifer Rousseau's gegen alle Schauspiele und öffentliche Vergnügungen hatte die Köpfe erhitzt, und die Geistlichen erhitzten sie noch mehr. Das Volk wollte weder Theater, noch Bälle und schöngeisterischen Witz. Voltaire wollte sich dem Fanatismus des Volks nicht aussetzen, verließ seinen Landsitz zu Delices, und kaufte unter andern im J. 1762 im Ländchen Gex, an der Gränze des Genfer und des Französischen Gebietes, Ferney, das sein Aufenthalt wurde, und das so ausserordentliche Rechte und Freyheiten besaß, daß im ganzen Reiche nicht mehr als zwey dergleichen gefunden wurden. Der König von Frankreich bestätigte sie Voltaire'n durch die Vermittelung des Duc de Choiseul. Er hatte damahls 140,000 Livres jährlicher Einkünfte. Die erste Veränderung, welche er in seinem Besitz vornahm, war, daß er statt der alten verfallnen, eine neue einfachschöne Kirche bauen ließ. Sie erhielt auch die einfache Inscription am Vordergiebel: Deo erexit *Voltaire* MDCCLXI. Voltaire hatte diese Verbesserung eigenmächtig machen lassen. Der Erzbischof von Annecy, zu dessen Diöcese Ferney gehörte, beschwerte sich bitter darüber. „Aus welchem Grunde beschweren Sie sich darüber, antwortete Voltaire? Ihr und mein Gott hatte eine Scheune zur Wohnung, und ich habe ihm einen anständigen Tempel gewidmet. Das Christusbild war von wurmstichigem Holze; und ich habe eines wie ein Kaiserbild vergolden lassen." Nahe unter den Fenstern seines Wohn- oder Studierzimmers, der Schloßthür gerade gegenüber, hatte sich Voltaire halb ausser-, halb innerhalb der

Kirche sein Grabmahl in Gestalt einer zugespitzten Säule errichten lassen, um sich an das Ende seiner Tage zu erinnern: so oft er in die Thür heraustrat, konnte er sein eingemauertes Grab sehen. Der Weg zu demselben war übrigens auch zu Ferney mit Blumen bestreut. Alle Vergnügungen, alle Annehmlichkeiten des Lebens, Comödien, Spiele, Gesellschaften fanden sich daselbst vereinigt. Er lebte hier äusserst vergnügt. In seinem Schlosse befand sich eine Bibliothek von ungefähr 6 — 7000 Bänden, die man sonderlich in der Geschichte für sehr vollständig hielt. Seine jährlichen Renten, die auf Madame Denis, seine Nichte, fielen, beliefen sich auf 50,000 Livres: der Exjesuit Adam, von dem Voltaire's Bonmot bekannt ist: „Voila le pere Adam, mais ce n'est pas le premier homme du monde," führte die Aufsicht über die Verwaltung. Sein Secretär, Mr. Collgni, schlief über seiner Bibliothek, und mußte bey Tag und bey Nacht bey der Hand seyn, um das aufzuschreiben, was Voltaire's Genius eingab. Mecheln hat den Philosophen und seinen Secretär in einem dieser Augenblicke in Kupfer gestochen, darunter steht folgende Inschrift von Marmontel:

Du Dieu qui le possede, il s'eveille agité:
O toi, de sa, pensée heureux depositaire,
Ecris! le reveil de *Voltaire*
Est celui du genie ou de la verité.

Prinzen, Gelehrte, Kriegs- und Staatsmänner, alle Reisenden von Stande und Kenntniß beeiferten sich, Voltaire'n zu sehen. Mehrere warteten tagelang zu Ferney auf die Audienz des Philosophen, und öfters vergebens. So gieng es unter Andern dem berühmten Französischen Gelehrten Guibert: nachdem er sich fünf Tage zu Ferney aufgehalten hatte, ohne Voltaire'n sprechen zu können, reiste er unwillig ab, und schickte indeß folgende Verse an ihn:

Je comptais en ces lieux voir le Dieu du genie;
L'entendre, lui parler, et m'instruire en tout point;
Mais c'est comme Jesus en son Eucharistie,
On le mange, on le boit, et on ne le voit point.

Das Compliment dieser Zeilen wirkte mehr als alles vorige Anmelden. Guibert wurde zurückgerufen und auf's Beste empfangen. Eine witzige, feine Aeusserung bey Reisenden wirkte überhaupt mehr auf die Ehrliebe des Ferneyer Philosophen, als alle Vorstellungen und Bezeigungen von Bewunderungen. Im J. 1770 wollte Biörnstähl, der Schwede, ihm seine Aufwartung machen. Voltaire hatte das Fieber, dachte den Fremden nicht vor sich zu lassen, ließ ihm indeß süsse Getränke zur Erfrischung anbieten. „Alle Süssigkeiten würden ihm herbe seyn, ließ Biörnstähl zurücksagen, wenn er nicht die Ehre hätte, den Hrn. von Voltaire zu sprechen;" und Voltaire vergaß sein Fieber, und unterhielt sich lange mit dem Fremden. Er unterhielt mit den

meisten gekrönten Häuptern einen Briefwechsel. Der ununterbrochenste war der mit dem Könige von Preussen, und der Markgräfin von Bayreuth, der vortrefflichen Schwester dieses grossen Königs. Diese Fürstin schrieb im J. 1757, als der Krieg ausbrach, einen der merkwürdigsten philosophischen Briefe, voll Wärme und Pathos an den Ferneyer Philosophen. Dieser bewog den Cardinal Tencin zu einer Correspondenz mit der Markgräfin, welche die Wiederherstellung des Friedens zur Absicht hatte. Der Dûc de Choiseul und Dûc de Pralin brachten in der Folge dieses wichtige Werk zu Stande. Frankreich befand sich damahls in grossem Mangel. Der Controlleur-General sah sich sogar genöthigt, die Depositengelder anzugreifen. Voltaire büßte dabey 200,000 Franken ein. Er nahm sein Recht als Dichter:

Au temps de la grandeur Romaine,
Horace disoit à Mecene,
Quand cesserez vous de donner?
Chez le Welche on n'est pas si tendre.
Je dois dire, mais sans douleur,
Ah, Monseigneur le Controlleur,
Quand cesserez vous de me prendre?

Durch den Fall des Dûc de Choiseul verlor Voltaire einen grossen Gönner. Er zitterte für seine Colonie Ferney — er hatte eine Menge Künstler und Handwerker an den von ihm erbauten, vorher so öden Ort gezogen —; allein sie erhielt sich. Es wurden daselbst Bestellungen für Spanien, Teutschland, Holland und Italien gemacht. Die Kaiserin von Rußland kaufte allein für 50,000 Franken Ferneyer Uhren. Sie sendete durch den Prinzen Koslusky an Voltaire ihre Instruction zur Entwerfung eines neuen Gesetzbuches, prächtiges Pelzwerk und eine Dose von ihrer eigenen Hand gedreht und mit ihrem Bildniß und 20 Diamanten geziert. Dieses letzte Geschenk erwiederte Voltaire mit einem Armbande, das er selbst strickte. Wenn man die Pracht der Feste, und die ungeheuren Summen liest, die diese grosse Monarchin auf Belohnungen von Künstlern, und den Ankauf der ausgesuchtesten Kunstwerke verwendete, und zu einer Zeit verwendete, wo sie in einen kostbaren Krieg mit der Pforte verwickelt war, so glaubt man die Geschichte von der bezauberten Lampe in Tausend und einer Nacht zu lesen. Eine Teutsche, deren Name in den Archiven unvergeßlich bleiben wird, Madame Necker, eröffnete im J. 1770 eine Subscription von Gelehrten, zur Errichtung einer Bildsäule des Ferneyer Philosophen, von Pigal's, des grossen Meisters, Hand. Einer der ersten Gelehrten, der sich darauf unterzeichnete, war der König von Preussen. Nach Andern war es ein Geistlicher zu Paris, der den Gedanken faßte, Voltaire'n eine Statüe zu errichten, und es waren lauter Französische Gelehrte, die zu diesem Denkmahle subscribirten. Personen von anderen Ständen und Aus-

ländet, die sich in Menge meldeten, wurden ausgeschlossen: nur allein Friedrich der Grosse erhielt Zutritt. Es verdient hier der merkwürdige Brief gelesen zu werden, den dieser Monarch deßwegen an d'Alembert schrieb, und der in die Archive der Französischen Akademie eingetragen ist. Er ließ anfragen, wie hoch er subscribiren könnte. „Ihr Name, Sire, antwortete ihm d'Alembert im Namen der Gesellschaft, und ein Thaler sind hinreichend." Die Statüe, von dem berühmten Pigal verfertigt, wurde auf's Feyerlichste eingeweiht, und in demselben Jahre (1770) mit der einfachen Aufschrift errichtet: Statue erigée à *Voltaire* vivant, par les hommes de lettres, ses compatriotes. Uebergehen will ich doch nicht die Inscription, welche ein gewisser Dr. Ribbalier bey seinem persönlichen Hasse und orthodoxen Eifer als Gegenstück zu jener Aufschrift entworfen hat: an Anti-Voltairianern fehlte es freylich nicht.

En tibi dignum lapide	Sieh hier den steinswerthen
Voltarium,	Voltaire,
Qui ,	Groß
In Poesi Magnus,	War er in der Dichtkunst,
In Historia Parvus,	Klein in der Geschichte,
In Philosophia minimus,	Noch kleiner in der Philosophie,
In Religione nullus;	Gar Nichts in der Religion;
Cujus	Scharfsichtig
Ingenium acre,	Von Verstande,
Judicium praeceps,	Flach im Urtheilen,
Improbitas summa;	Ruchlos im Leben;
Cui	Beliebt
Arrisere Mulierculae,	Bey den Damen,
Plause e sciolí,	Gepriesen von Kleinwissern,
Favere profani;	Geachtet von den Weltmenschen;
Quem	Ihm,
Irrisorem hominum Deumque	Dem Spötter der Menschen und Götter,
Senatus populusque	Hat der Senat und das Volk
Atheo-Physicus	Der Atheisten und Naturalisten
Aere corraso	Durch eine Collecte
Statua donavit.	Diese Statüe errichten lassen.

Kurz vor der Errichtung dieser Statüe, war Ludwig XV. fast im Begriff gewesen, Voltaire'n wegen seines Dictionnaire philosophique portatif verhaften zu lassen. Wie man jetzt ihm sagte, daß man Voltaire'n eine Bildsäule errichtete, antwortete eben der König: Er verdient sie, und befahl, daß ihm seine Pension, die seit 14 Jahren zurückgehalten worden, künftig promt ausgezahlt werden sollte. Der grosse Preussische Monarch that noch mehr: er ließ Voltaire's Statüe in der Berliner Porzellanfabrik verfertigen, und schickte sie ihm mit der Aufschrift: Viro Immortali! Voltaire schrieb darunter:

Vous etes genereux. Vos bontés souveraines
Me font de trop nobles presens.
Vous me donnez sur mes vieux ans
Une terre dans vos domaines.

Wie einige Zeit darauf Reisende die neue Statüe betrachteten, und wegen der Unterschrift Voltaire'n Complimente machten, so sagte er: „Das ist gerade die Unterschrift dessen, der sie mir geschickt hat." Die ehrenvollste Auszeichnung, welche Voltaire genoß, war die Hochschätzung, die vertraute Ergebenheit, die er von den beyden größten Genies auf den Thronen Europa's, von Friedrich dem Grossen und von der Kaiserin Catharina, erfuhr. Letztere hatte, wie sie noch Großfürstin war, seine Schriften mit so vielem Vergnügen, als Nutzen gelesen, und sie ehrte als Monarchin dankbar das Verdienst. Im J. 1777 kam Kaiser Joseph II. auf seinen Reisen nahe vor Ferney vorbey. Seine Begleiter suchten ihn auf den dasigen grossen Mann aufmerksam zu machen. „Fahret fort," versetzte aber der Kaiser; und besuchte Voltaire'n nicht. Die Rücksicht gegen seine Mutter, deren Gesinnungen mit den Grundsätzen des Französischen Philosophen nicht harmonirten, hielten ihn von diesem Besuche ab. Haller genoß die Ehre desselben. Die Vorbeyreise des Kaisers war allerdings der Ehrliebe Voltaire's empfindlich. Allein sie erhielt bald ein neues, reicheres Opfer. Voltaire hatte seit beynahe 30 Jahren Paris nicht gesehen. Er schickte im J. 1777 zwey neue Trauerspiele dahin. Die Acteurs konnten mit sich in der Vertheilung der Rollen nicht Eins werden. Die Aufführung des Stücks wurde verzögert. Dieß machte ihn ungeduldig. Seine Freunde hatten ihn öfters nach der Hauptstadt eingeladen. Er selbst wünschte, sich noch einmahl daselbst bewundert zu sehen. Er entschloß sich — in seinem 84. Jahre zu der Reise dahin, und trat sie mitten im härtesten Winter 1778 an. Er suchte sich unterweges allen Ehrenbezeigungen zu entziehen. Sie unterblieben aber doch nicht. Unter andern fuhren nicht die Postillons, sondern die Postmeister selbst seinen Wagen. Einer derselben war aber zu alt und kümmerlich, als daß er noch reiten konnte. Er empfahl aber den Reisenden der Sorgfalt des ersten Postillons, indem er hinzu setzte: „Bedenke, was das für eine Ehre ist, einen so grossen Mann zu fahren. Es giebt in Europa zehn Könige, aber in der Welt nur einen einzigen Voltaire." Und Voltaire erschien ganz unerwartet zu Paris, am 10. Februar 1778. Seine Ankunft wurde ein Fest der Freude für den ersten und größten Theil der Stadt. Die Könige von Dänemark und von Schweden, und der Kaiser, die einige Zeit vorher da gewesen waren, hatten kein solches Aufsehen, keine solche Neugierde erregt. Man sprach von Nichts, als von Voltaire. Die Französische Akademie ernannte eine Deputation ihn zu bewillkommen. Statt der sonst gewöhnlichen zwey, wurden drey Deputirte ernannt, an deren Spitze sich der Prinz von Beauveau

befand. Ein grosser Theil der Mitglieder der Akademie vermehrte das Gefolge. Auch die Französischen Schauspieler statteten ihm ihre Huldigung ab. Die Mademoiselle Clairon hielt knieend eine Anrede an ihn. „Meine Herren, erwiederte Voltaire darauf, ich lebe allein durch Sie und für Sie.“ Mit diesen Gesellschaften machten ihm auch Prinzen, Minister, Damen, Gelehrte ihre Aufwartung. Es fehlte freylich nicht an Ausfällen aller Art von seinen Feinden. So erschien ein Avis important pendant la tenue de la foire de St. Germain vom Marquis Villette, bey welchem Voltaire logirte: er zeigt in demselben dem Publicum an — so heißt es ausdrücklich — daß er in seiner Bude ein possierliches Thier habe, das ganz kürzlich von Genf angekommen: es ist eine wahre Wundererscheinung der Natur, fährt er fort, ein herumwanderndes Skelet; bald spricht es wie ein Gott, bald flucht es wie ein Teufel ꝛc. Unter Andern besuchte ihn auch der ehrwürdige Franklin, der sich damahls als bevollmächtigter Minister der Nordamerikanischen Staaten zu Paris aufhielt. Er hatte seinen Enkel, indem er die Visite machte, bey sich. „Mein Sohn, sagte er zu diesem, falle auf die Kniee vor diesem grossen Manne.“ Der Jüngling that dieß, und bat um seinen Segen. Voltaire legte die Hand auf seinen Kopf, und segnete ihn mit den beyden Worten: „Gott und Freyheit.“ Unter allen Ehrenbezeigungen fehlte es nicht an Insecten, die zu Voltaire's Füßen krochen, und seinen Ruhm benagten. Die Nonottes, die Frerons, die Sabbatiers schrieen überlaut über Deisterey, Unglauben u. s. f. Um sie einigermaßen zu besänftigen, communicirte er, und verzieh öffentlich, in Gegenwart eines Notars, seinen Verläumdern. Er lag damahls krank. Er sagte, als die Ceremonie vorbey war: „Ich habe das Vergnügen wie Gusmann in der Alzire zu sterben; aber die Pariser Spötter werden glauben, daß es (er communicirte am 1. April) ein erster Aprilstreich sey.“ Voltaire empfieng fast alle Posttage anonymische Briefe und Pasquille, die er in's Feuer warf, ohne sie zu lesen. Wegen des Artikels Messie in den Questions sur l'encyclopedie, den den ersten Pastor zu Lausanne, einen Mann von bewährter Tugend und Gelehrsamkeit, Polier de Bottens, zum Verfasser hatte, mußte Voltaire Viel leiden, weil man diesen Artikel ihm zuschrieb: man glaubte tausend Irrthümer darin zu entdecken, und fand ihn so rechtgläubig als möglich, sobald man erfuhr, daß er von einem Geistlichen sey. Clement, nicht Clement Marat, sondern Clement tout court, wie ihn Voltaire nannte, war auch Einer von seinen erbittertsten Widersachern. Er schrieb ein dickes Buch, zu beweisen, daß die Henriade Nichts tauge: — „Warum macht er nicht eine bessere, sagte der Dichter; es ist ja so leicht!“ — Es wäre der Mühe werth, Alles zu sammeln, wie er sich gegen seine Feinde bewies, überhaupt alle die Handlungen der Menschenliebe, daß auch Feinde ihn ehren müßten. Nie entbrannte die Menschenliebe, die Neigung zu derselben stärker, als wenn er die Unschuld vom Religionshaß und Fana-

tismus unterdrückt sah. Kein Criminalproceß ist berüchtigter geworden, als der, welcher im J. 1762 zu Toulouse entschieden wurde. Das dasige Parlament verurtheilte den bekannten Kaufmann, Jean Calas, einen Greis von 68 Jahren, dessen Leben durch Frömmigkeit und Rechtschaffenheit ausgezeichnet gewesen war, auf die Beschuldigung, daß er Einen seiner Söhne umgebracht habe, zum Tode. Das Collegium seiner Richter bestand aus Katholiken, und Calas war ein Protestant. Nach seiner Hinrichtung kam seine Witwe nach Genf. Voltaire erfuhr die Ungerechtigkeiten, die Umstände des Processes, machte sie bekannt, schickte die unglückliche Witwe nach Paris, um den König um Gerechtigkeit zu bitten; der Proceß wurde revidirt, und der hingerichtete Calas für unschuldig befunden. Die verlassene Witwe erhielt darauf durch die Verwendung Voltaire's Unterstützung von vielen Menschenfreunden. Voltaire gab darauf mehrere Schriften wider den Aberglauben, Fanatismus und den Ketzergeist heraus, unter andern sein Dictionnaire philosophique portatif. Dieß aber schien dem Pariser Parlamente so irreligiös, daß es dasselbe verbrennen ließ. Der Erzbischof Annecy, dessen wir schon erwähnt haben, beschuldigte den Verfasser, daß er nicht an Jesus Christus glaube. Um dieß zu widerlegen, beichtete er aber vor einem Capuziner, legte sein Glaubensbekenntniß ab, und ließ es von mehrern Zeugen unterschreiben. Allein dieser fromme Act überzeugte seine geistlichen Gegner nicht, wie schon bemerkt wurde. Voltaire nahm sich fortdauernd besonders der Unglücklichen an, die von der Justiz verfolgt oder unterdrückt wurden. Im J. 1774 kam ein Bauer zu ihm, der einen Proceß beym Parlamente zu Besançon verloren hatte, der ihn ganz ruinirte. Er wollte gegen die Sentenz appelliren. Voltaire ließ die Acten untersuchen, und fand, daß dieß mit Erfolg geschehen könne. Indeß hohlte er drey Beutel, jeden mit 1000 Livres, her, und gab sie dem weinenden Bauer, indem er sagte: „Da habt ihr einen Ersatz für die Ungerechtigkeit der Justiz. Ein neuer Proceß würde euch noch mehr ruiniren. Wenn ihr vernünftig seyd, so klagt nicht weiter; laßt euch in meinem Dorfe nieder. Ich will weiter für euch sorgen." Um eben diese Zeit, als er die verwaiste Enkelin des grossen Corneille versorgte und glücklich machte, hatte er auch das Vergnügen, sechs Brüdern, Namens de Crassi, zu ihrem väterlichen Erbtheil zu verhelfen, um welches sie die Jesuiten bringen wollten. Das Sonderbarste bey der Sache war, daß eben diese Edelleute nachher, als die Jesuiten vertrieben wurden, die eingezogenen Güter dieser Geistlichen an sich kauften, die an ihrem Verderben gearbeitet hatten. „Wege der Vorsehung!" rief Voltaire. — Die edle That, welche der Philosoph von Ferney durch die Rache und Rettung der Unschuld der Calasse und Sirveins that, und die allein schon einen Mann verewigen würde, ist zum Theil bereits erwähnt worden, und dem Gedächtnisse jedes Rechtschaffenen noch gegenwärtig. Zu St. Omer rettete Voltaire, welchen die Vorsehung

zum Vater der Unglücklichen ausersehen zu haben schien, ein Frauenzimmer, Namens Montbailly, die zum Scheiterhaufen verurtheilt, und deren Mann lebendig gerädert worden war. Der Proceß wurde durchgesehen, ihre Unschuld entdeckt, und ihr hingerichteter Mann in alle seine Ehren wieder eingesetzt. Lächerlicher, unnützer Ersatz! Wahrhaftig, wenn man die Geschichte der Criminalgesetzbackeit der Europäischen Länder nachschlägt, so überfällt Einen ein Grauen. Jedermann erinnert sich der Mordgeschichte zu Abbeville, wo ein junger Mensch wegen Spöttereyen verbrannt, in unseren Zeiten verbrannt wurde. Sein Freund, Herr von Etalonde, rettete sich durch die Flucht, und wurde im Bildniß hingerichtet. Voltaire erfuhr, daß er sich als Gemeiner unter den Preussischen Truppen befände. Er schrieb an den König, der sich nach des jungen Menschen Aufführung und Talenten erkundigte, ihn zum Officier und Ingenieur ernannte, und ihm die Barbarey des Fanatismus durch seine Gnade vergütete. Wohlthaten genug spendete Voltaire. Als er das besessene Ländchen kaufte, lebten nicht mehr als 49 Bauern im äussersten Elende daselbst; nachher belief sich die Anzahl, und das in kurzer Zeit, auf 1200 wohlhabende Leute. In Genf waren die Unruhen der Glaubensfehden auf's Höchste gestiegen. Man eiferte, man kämpfte und man erschoß sich für Calvin oder für Rousseau. Viele Künstler verließen bey dieser Unsicherheit und gefährlichen Unordnung die Stadt. Voltaire lud sie zu sich, bot ihnen Unterstützung an, bauete Häuser für sie, und so wurde das kleine Ferney, vorher ein elendes Dörfchen, jetzt der zahlreiche Wohnsitz von wohlhabenden Pflügern und Künstlern. Die besten Uhren, welche sonst unter dem Namen der Genfer so berühmt waren, wurden nunmehr zu Ferney verfertigt. Hätte Voltaire noch einige Zeit länger gelebt, so würde sich Ferney selbst zu einer blühenden Stadt erhoben haben. Sein Gebiet litt auch durch die Plackereyen von 80 Häschern und Salz- und Zollinspectoren, welche sich mit dem Schweiß und Blut der armen Einwohner bereicherten. Der Philosoph war so glücklich, es bey dem mehrmahls gedachten Minister dahin zu bringen, daß dieß Ländchen von 5 — 6 Stunden auf immer davon gereinigt, und für frey erklärt wurde. „Nun sollte ich sterben, sagte Voltaire; denn ich kann nicht höher steigen.“

Wir gehen zu seinem Lebensende, das vorbereitet war, wir kehren daher zu seinem letzten Aufenthalte in Paris zurück. Voltaire wurde damahls von der beschwerlichen Reise zu der Jahreszeit, und von der unruhigen Bewegung, in welche der Pariser Enthusiasmus ihn versetzte, unpäßlich. Allein dieß störte seine Munterkeit nicht. Er wollte eines seiner Stücke aufführen sehen, und ließ deßhalb die Schauspieler und Schauspielerinnen zu sich kommen, und einige Scenen probiren. Bey einer dieser Uebungen griff er sich selbst so stark an, daß ihm ein Gefäß in der Brust sprang. Man wurde besorgt für sein Leben. Ein junger Abbé eilte herbey, um ihm zu beichten. Voltaire empfing

ihn mit kaltsinniger Höflichkeit, nahm indeß, um seiner voreiligen Dienstfertigkeit nicht weiter ausgesetzt zu seyn, den Abbé Gautier zu seinem Beichtvater an. Dieser kniete zuerst vor ihm nieder. Voltaire hob ihn mit Höflichkeit auf, und sagte, daß er, wie es in den ersten Zeiten der christlichen Kirche gebräuchlich gewesen, öffentlich beichten wolle. Der gute Abbé nahm darüber Anstand, forderte von dem Philosophen sein Glaubensbekenntniß, welches Voltaire auch nach völlig katholischer Norm ablegte. Allein damit war der Erzbischof von Paris noch nicht zufrieden. Er schrieb dem Abbé selbst ein Glaubensbekenntniß vor, das Voltaire gerichtlich unterzeichnen lassen sollte. Dieses fieng mit den Worten an: „Ich bekenne, daß ich auf eine boshafte Weise die Gottheit Jesu Christi gelästert habe." Kaum hatte Voltaire diesen Anfang gelesen, so entließ er den Abbé Gautier, indem er sagte: „Das mag für Heute genug seyn! Lassen Sie uns die Scene nicht noch blutiger machen!" Diese Worte hatten Bezug auf sein Blutspeyen. Im Publicum glaubte man inzwischen, daß Voltaire wirklich gebeichtet habe. — Die Irene war schon sechsmahl aufgeführt worden, und immer hatte das Publicum besonders gewünscht, den Verfasser selbst bey der Aufführung gegenwärtig zu sehen. Seine Krankheit hatte Etwas nachgelassen. Voltaire entschloß sich also, dem allgemeinen Wunsche Gehör zu geben. Kaum erschien er in der Loge, so erhoben sich alle Zuschauer. Ein allgemeines Freuden- und Bewillkommungsgeklatsche. Bald darauf rief eine Stimme: „Man setze ihm eine Krone auf!" Tausend Stimmen wiederhohlten diese Worte. Der Schauspieler Brizard gehorchte denselben. Die Schauspielerin, Madame Vestris, hielt dabey folgende Anrede in Versen, die der Marquis de Saint-Marc verfertigt hatte:

Aux yeux de Paris enchanté,
Reçois en ce jour un hommage
Que confirmera d'âge en âge,
La severe posterité.
Non, tu n'a pas besoin d'atteindre au noir rivage,
Pour jouir des honneurs de l'immortalité.
Voltaire, reçois la couronne
Que l'on vient de te presenter;
Il est beau de la meriter,
Quand c'est la France que la donne.

D. i.

„Empfah' heute vor den Augen des entzückten Paris die Huldigung, die die strenge Nachwelt in den kommenden Jahrhunderten bestätigen wird. Schon eh' Du die Gestade des Cocyts erreichst, bekränzt Dich Unsterblichkeit. Empfah' die Krone, Voltaire, die man Dir darbeut; empfah' dieß würdige Geschenk; es ist ein Geschenk Deines Vaterlandes."

Der Enthusiasmus des Publicums war auf einen so hohen Grad gestiegen, daß diese Schauspielerin einige Minuten lang

nicht zu Worten kommen konnte. Endlich ward es ein klein Wenig stille; sie declamirte St. Marc's Verse her, die mit dem äussersten Entzücken beklatscht wurden; man verlangte sie nochmahls, hörte sie mit Vergnügen an, und beklatschte sie mit derselben Wärme. Die Bescheidenheit des Philosophen weigerte sich lange gegen die Ehre, die ganz neu und ungesehen war. „Wollt ihr mich denn tödten?" sagte er unter andern mit dem Tone der Herzlichkeit. Allein von allen Seiten rief man: „Es ist das Publicum, welches die Krone giebt." Die Freudensbezeigungen dauerten unausgesetzt vier Stunden fort, und wurden in hundertley Ausdrücken bezeugt. „Es lebe Herr von Voltaire! Es lebe der Französische Sophokles! Es lebe unser Homer!" riefen die Einen, und Andere: „Es lebe der Philosoph, der die Welt Denken gelehrt! Es lebe der Vertheidiger von Calas!" u. s. w. So weit die Beyfallsbezeigung des Publicums. Die Schauspieler selbst huldigten ihm gleichfalls auf eine schmeichelhafte Weise. Wie nach dem Ende des Stücks der Vorhang aufgezogen wurde, sah man in der Mitte des Theaters die Büste Voltaire's, von Caffieri gemeißelt. Um dieselbe stellten sich in Seitencirkeln die Schauspieler und Schauspielerinnen, alle mit Lorbeerkränzen versehen. Eine der Schauspielerinnen hielt darauf eine Anrede an Voltaire, darauf gieng Jeder der Schauspieler und Schauspielerinnen zu der Statue, neigte sich vor derselben, und setzte ihr einen Lorbeerkranz auf; und beym Aufsetzen jedes Kranzes riefen die Zuschauer: „Es ist das Publicum, das ihn aufsetzt." Und dieses Publicum war nicht das gemeine Volk. Das Schauspielhaus war voll von Prinzen, Ministern, Ambassadeurs, Ducs, Pairs, von angesehenen Damen und den ersten Gelehrten, die zusammen den Ton angaben. Tausendfaches Jubelgeschrey begleitete noch beym Rückfahren Voltaire'n, und wie er vor dem Hotel des Marquis von Villette, dessen Avis important oben gedacht wurde, aus dem Wagen gehoben wurde, wandte er sich zu der Menge der Umstehenden, dankte ihnen für die erwiesene Ehre, unter deren Last, wie er sagte, er erliegen würde. Siebzig Jahre, die Voltaire angewandt hatte, die Menschen zu vergnügen, und aufzuklären, rechtfertigten den Enthusiasmus, welchen die muntern Pariser an diesem Krönungstage bezeigten. Einige Tage nach dem 30. März des Jahres seines Todes, an welchem der Enthusiasmus bewiesen wurde, schickte Voltaire dem Marquis de Saint-Marc folgendes Gedicht:

Vous daignes couronner aux jeux de Melpomene
D'un vieillard affaibli les efforts impuissans.
Ces lauriers, dont vos mains couvroient mes cheveux blancs,
Et aïent nés dans votre domaine.
On sait que de son bien tout mortel est jaloux.
Chacun garde pour soi ce que le Ciel lui donne.
Le Parnasse n'a vu que vous
Qui sut partager sa couronne.

D. l.

„Huldreich krönest Du jüngst beym Spiele Melpomene's den entnervten Greis, der zum Ziele hinwankte. Die Lorbeern, womit Du mein silbernes Haupthaar schmückest, waren Lorbeern, die Du selbst Dir errungen. Wie kargt nicht jeder Sterbliche mit dem, was er erahnet? Nur Du, Du allein bist der Einzige unter den Jüngern der Pierinnen, der so edles Sinnes ist, seine Lorbeerkrone zu theilen."

Voltaire sehnte sich indeß nach Ferney, und die Einwohnerschaft daselbst nach ihrem Gebietsherrn zurück. Da seine Bauern erfuhren, daß er krank war, so erboten sie sich, nach Paris zu kommen, und ihn in einer Sänfte nach Ferney zu bringen. Allein Voltaire änderte vorerst auf Bitten seiner Freunde seinen Entschluß, und kaufte sich ein prächtiges Hotel in Paris. Aber die Herstellung seiner Kränklichkeit, die er hoffte, erfolgte nicht. Rastlos und thätig, wie er noch in seinem hohen Alter war, that er der Französischen Akademie den Vorschlag, ein neues Wörterbuch der Französischen Sprache, nach den bestimmtesten Regeln und den Bedeutungen der Wörter, zu verfertigen. Er selbst übernahm den Buchstaben A. Uebermäßiges Arbeiten und zur Vertreibung des Schlafs und zur Belebung der Sinne der starke Gebrauch des Kaffees, täglich gegen 50 Tassen — wir haben selbst Verse darüber — raubten ihm unterdeß fast gänzlich den Schlaf. Man rieth ihm, Opium zu gebrauchen; allein eine zu starke Dosis, die er aus Unvorsichtigkeit bekam, stürzte ihn in eine Schlafsucht, die bald tödtlich wurde: sein bald erfolgter Tod war aber auch eine Folge der übermäßigen Aufwallungen der Freude über alle die genossenen Ehrenbezeigungen. In seiner Betäubung meldete man ihm, daß der Graf von Lally-Tolendal, dieser in unseren Zeiten in der Geschichte der Französischen Nationalversammlung so rühmlich bekannt gewordene Nationaldeputirte, die Cassation des Urtheils erhalten habe, wodurch sein Vater, der General Lally, der im siebenjährigen Kriege in Ostindien unglücklich gewesen war, den Voltaire gekannt und vertheidigt hatte, unter Ludwig XV. auf dem Schaffot hingerichtet worden war. Diese frohe Nachricht riß den sterbenden Philosophen auf einen Augenblick aus seiner Betäubung. Er schrieb an den Grafen von Lally-Tolendal: „Ich sehe, der König ist gerecht, und ich sterbe zufrieden." Dieses war das letzte Billet, welches er dictirte. Voltaire befand sich schon ausser Besinnung, als der Pfarrer von St. Sulpice und der Abbé Gautier zu ihm kamen. Der unzeitige Eifer, den diese beyden Geistlichen zeigten, verdient erwähnt zu werden. Der Pfarrer nähert sich dem Bette des Sterbenden, und fragt ihn, ob er die Gottheit Jesu Christi glaube. Voltaire ist zu betäubt, als daß er die Frage versteht. Man sagt ihm darauf, daß der Abbé Gautier, sein Beichtvater, da sey. „Der Abbé Gautier, mein Beichtvater?" antwortete er mit schwacher Besinnung, „machen Sie ihm mein Compliment." Der Pfarrer von St. Sulpice

fährt nach dieser Antwort dennoch fort, den Kranken mit seinen Untersuchungen zu quälen. Er wiederhohlt die obige Frage, und Voltaire giebt ihm in seinem betäubenden Zustande eine befremdende Antwort; — und starb bald darauf mit Ruhe und Gelassenheit, am 31. May 1778. Mit ihm starben im gleichen und im vorhergehenden Jahre die grösten merkwürdigsten Gelehrten Europa's, Rousseau, Haller, Linné. Der junge Pfarrer von Sulpice drohete, Voltaire'n als einen Ketzer nicht begraben, oder, wenn man ihn zwänge, des Nachts wieder ausgraben zu lassen. Um alles Aufsehen und die Widersetzung von Fanatikern zu vermeiden, ließen die Freunde des Verstorbenen seinen Leichnam einbalsamiren, ihn des Nachts in einer Postchaise nach der Abtey Sellieres bringen und in der dortigen Kirche begraben. Der Bischof von Troyes, unter dessen Diöcese die Abtey steht, schickte sogleich, wie kaum die Sache ruchtbar wurde, einen Befehl ab, Voltaire'n nicht zu begraben; allein, wie der Befehl ankam, war es schon zu spät. Sein Leichnam wurde nachdem nach Romilly gebracht, und von da am 11. Jüly 1791, zu Folge eines Decrets der Nationalversammlung, in feyerlicher Procession nach Paris geführt und in der Kirche der heil. Genoveva beygesetzt: hatte man ihm 1778 ein feyerliches Begräbniß versagt, so suchte doch die constituirende Nationalversammlung den Fehler wieder gut zu machen, und ließ seine Gebeine feyerlich in's Pantheon bringen. So veränderten sich die Zeiten, die Meynungen und Sitten. Der Apotheker Mitouard zu Paris, welcher Voltaire's Körper einbalsamirt hatte, behielt für seine Mühe das Gehirn desselben, welches er in Weingeist setzte und als Reliquie aufhob. Sein Sohn machte der Nation ein Geschenk damit, und François de Neufchateau verordnete, daß die Phiole auf der Nationalbibliothek zwischen die schönste Ausgabe der Voltaireschen Werke gesetzt werden sollte. Die Nachricht von dem Tode Voltaire's war für das ganze aufgeklärte Europa eine Trauernachricht. Die ersten und vorzüglichsten Akademiker erneuerten feyerlich sein Andenken. Auch Friedrich der Grosse — die gröste Ehre — verfaßte eine meisterhafte öffentliche Lobrede auf ihn. Die grosse Kaiserin Catharina bewies ihre ganz besondere Achtung für Voltaire noch dadurch, daß sie ein genaues Modell seines Studierzimmers zu Ferney in erhabener Arbeit für sich verfertigen ließ und seine nachgelassene Bibliothek käuflich an sich brachte. Ehe ich ein weiteres Urtheil über Voltaire gebe, will ich zuvor die Lobschrift auf Voltaire durch den Marquis de Lüchet, der uns bekanntlich auch eine Histoire litteraire de Mr. de *Voltaire* geliefert hat, nebst Anmerkungen auszugsweise mittheilen.

„Aus was für einem Gesichtspuncte sollen wir den einzigen Mann seiner Art betrachten, den uns der Tod geraubt hat? Freylich den einzigen Mann seiner Art! Denn wie soll man sonst denjenigen auszeichnen, der zugleich fruchtbar als Dichter *),

*) Man hat von ihm Poesies dramatiques, epiques, heroiques, lyri-

vortrefflich als Schriftsteller *), Philosoph als Geschichtschreiber, überzeugend als Moralist war, dessen gelehrte Kenntniß sich über alle Wissenschaften erstreckte, und aufgeheitert schrieb, wenn er über Andere commentirte? **) Was sollen wir thun, um nicht in enthusiastische Bewunderung zu gerathen, die der Anblick dieser verschiedenen Talente so leicht erregt? Sollen wir die Anmerkungen, man muß es bekennen, die bisweilen anzüglichen Anmerkungen von einer zahlreichen Schaar von Feinden nicht achten, die ihm die Freyheit im Denken, und das gegründete Recht, Alles zu sagen, zuzog? Und sollen wir Nichts hören als den Ausdruck der freudigen Empfindungen von einer Menge von Bewunderern, die ihm der Reiz seiner Talente erwarb? Sollen wir den Füßen seiner Ehrensäule die Lobeserhebungen vereinigen, die ihm sein Vaterland unverweigert ertheilt hat? Und dieser Ausdruck Vaterland begreift ganz Europa unter sich, weil seine Werke, die in alle Sprachen übersetzt sind, und allgemeinen Beyfall gefunden haben, mit gleichem Rechte allen Nationen gehören. Wir werden suchen, daß wir auf beyden Seiten diesen Stein des Anstoßes vermeiden; denn wenn wir uns lebhaft vorstellen wollten, welchen Beyfall er gefunden; so müßten wir stückweise die Vorzüge durchgehen, die ihn dieses Beyfalls werth machten, seine eifersüchtigen Kunstrichter bestreiten, die ihm seine Vorzüge streitig machen wollten, wir müßten Voltaire's Geschichte beschreiben, anstatt daß wir eine Lobrede auf ihn halten wollen. Redner, die einen geübteren Mund haben als wir, die dem, der sie beschäfftigen wird, mehr Ehre machen, stehen in Bereitschaft sich hören zu lassen; für unsere schwachen Talente ist es genug, wenn wir einige Begriffe vorstellen können, die da fähig sind zu zeigen

ques etc. la Henriade, la Pucelle, Poemes, Epitres, Stances, Odes, Contes, Satires, Poesies melées, Lettres en Vers et en Prose; nur allein 25 Trauerspiele, 6 Lustspiele, 4 Opern, 3 Dramen, 14 philosophische Romane, 10 Bände die Geschichte betreffend, 5 von allerhand Gegenständen aus der Litteratur, 6 von encyclopädischen Untersuchungen, 5, welche critische Abhandlungen oder Commentarien enthalten. Die beste Ausgabe seiner Werke erschien zu Genf 1775 ꝛc. in 40 Bänden in 8. er hat sie selbst besorgt, durchgesehen und mit Fleiß verbessert. Die vollständige und elegante Ausgabe von Hrn. von Beaumarchais zu Kehl 1781 ꝛc. welche aus 60 grossen Octavbänden besteht, wurde durch die neueste vollständigste und correcteste Ausgabe zu Paris von 1792 — 99 in 55 Bänden von Palissot, dem in der Französischen Litteratur grau gewordenen Dichter und vieljährigen Freunde Voltaire's, ganz verdrängt: Palissot suchte den Mängeln des Beaumarchais dadurch abzuhelfen, daß er die unächten und zweifelhaften Arbeiten entfernte, und besonders aus dem bändereichen Briefwechsel alles Ueberflüssige und Unbedeutende wegließ; auch fügte er über jede Classe dieser Werke und die einzelnen grösseren Stücke derselben vorausgeschickte Urtheile hinzu.

*) Man hat wahrgenommen, daß man in allen Werken Voltaire's vielleicht nicht Eine Redensart antreffen würde, die etwa dunkel, affectirt oder schwülstig wäre, und als er in die gelehrte Welt trat, hatte der üble Geschmack daselbst noch viele Anhänger.

**) Seine Commentaires über den Corneille, über einige Gedanken des Pascal's, über das Natursystem, über Werke der Alten.

1) die Hauptveränderungen, die durch Voltaire in verschiedenen Arten bewirkt sind; 2) die Erscheinung seines gelehrten Lebens in einem Zeitraum von sechzig Jahren; 3) den Grad des Zutrauens, den man seinen Verläumdern beyzumessen hat."

„Vielleicht wird man den Argwohn hegen, daß ein so entschuldigenswerthes Vorurtheil uns die Augen gegen jede Art von Unvollkommenheiten verschließen wird. Amicus Plato, magis amica veritas. Sollte man übrigens in der Art, wie wir die Gegenstände betrachten, etwas Uebertriebenes zu finden glauben: so erinnere man sich, daß, sobald von Voltaire die Rede ist, man sich zum Voraus in die Rechte der Nachwelt versetzt, die den Dichter und grossen Feldherrn in eine Reihe setzt, und daß eben das Jahrhundert, das sich eines Augusts rühmt, die Ehre, einen Virgil zu haben, fast eben so hoch zu schätzen weiß *). Für die Rolle, die wir in der Welt spielen sollen, ist es nicht gleichgültig, zu welchem Zeitpuncte wir da erscheinen. Als sich Voltaire zeigte, waren die Zugänge zum Tempel der Ehre durch Männer eingenommen, an deren Seite es Viel war, einen Platz einzunehmen. Corneille und Racine versahen die Bühne mit Trauerspielen, Moliere und Regnard mit Lustspielen, Bossuet und Fenelon zeigten sich in der Beredtsamkeit, Descartes und Newton in der Naturlehre, Pope und Addison in der Sittenlehre, Bayle und Basnage in der Critik, Lafontaine und Boileau in andern Arten, und erfüllten Europa mit einer ausgezeichneten Ehre ihres Namens, und ich weiß nicht, wie es kam, daß die Gelehrten damahls in der Gesellschaft eine Stelle einnahmen, die ihrer Eigenliebe gar wenig schmeichelte. Man berief sie dahin, als seltsame Wesen, an denen man seine Neugierde weiden will. Etwas Sonderbares in der Art sich zu zeigen, vergesellschaftet mit allzuviel Gleichgültigkeit gegen das Glück, schienen die Welt zu berechtigen, wenig Hochachtung gegen sie zu bezeigen, die doch einen Mann von Geschmack unaufhörlich umglänzen muß. Sogar die schönen Geister, die das Glück hatten, die Gewogenheit der Grossen zu genießen und näher um sie zu seyn, waren nicht, was sie wohl da hätten seyn sollen. Boileau beschäfftigte sich unaufhörlich mit Reimen, und unterhielt Ludwig XIV. mit dunkeln Köpfen, so wie Cotin und Linieres, schmeichelte bis zum Ekel, oder war unmenschlich beissend. Racine, mehr weichherzig, als eifersüchtig, grämte sich mager, als er sah, daß seine Nebenbuhler den Lorbeerkranz davon trugen, und beschloß damit, daß er seine kostbaren Talente in eitelem Gezänk über den Jansen vergrub. Fontenelle vertiefte sich damahls ganz in die nichtsbedeutenden

*) Kann man nicht von Voltaire eben das sagen, was Plinius von dem gefährlich kranken Ariston sagt: „Mich dünkt, hier steht nicht bloß das Leben eines Menschen in Gefahr; sondern selbst die Gelehrsamkeit und schönen Wissenschaften schweben in der Person eines einzigen Menschen in grösserer Gefahr als jemahls.

Beschäfftigungen mit der geringeren Litteratur, und legte dem Geschick, durch Witz sich helfen zu können, einen allzugrossen Werth bey *). Ueberhaupt rief man unaufhörlich den Apoll und sein altes Hofgefolge an; die Kunst kleine Verse zu machen, verliebte Romane, galante Briefe, etwas pedantische Dissertationen erwarben sich eine gewisse Art von Gewogenheit, die man für verbreiteten Ruhm hielt. Voltaire erweiterte die Schranken dieses Daseyns. Man sah in seinen Werken den Keim neuer Begriffe von Freyheit, von Liebe zum Richtigen, vom wahren Gebrauch des Talents, von einer gesunden Philosophie. Er setzte Sachen, statt Worte, Betrachtungen, statt Wendungen, die Sprache der Vernunft, statt kindisch spielenden Witz. Er zerbrach die Fesseln des patriotischen Vorurtheils, und wagte es, Nationen enthusiastisch zu loben, die wetteifernd nach gleichem Ruhm strebten. Er widmete sich nicht der Französischen Litteratur; sondern wurde ein Bürger in der Republik der Wissenschaften, und war der Einzige, der kühn genug war, dem Engländer sein Uebergewicht über die benachbarten Völker zuzugestehen. Diese neuen Einsichten zeigte er in allen Arten von Aufsätzen. Und sogleich nahm man eine Veränderung auf dem Theater wahr. Wir dürfen die Schauspiele nicht von der Seite ansehen, als wären sie eins mit von den Mitteln, die erfunden sind, die Zeit zu vertreiben. In Griechenland (ein Land, nach welchem gesittete Nationen auf Immer sich bilden werden) waren sie mit eine von den Triebfedern, wodurch der Staat regiert wurde, die Polizey rief sie zu Hülfe, um die guten Sitten zu erhalten. Die moralischen Tugenden brauchten sie als ein Werkzeug, ihre Lehren dadurch bekannt zu machen. Das Trauerspiel wurde zu Athen auf Befehl des Magistrats und auf Unkosten der Regierung aufgeführt. Die Römer waren hierin nicht so strenge, und bedienten sich ihrer, um das Volk zu zerstreuen. Die Franzosen, die nach einer Barbarey von funfzehn Jahrhunderten ihren Fußtapfen folgten, benahmen gewissen Rollen das Freye, und ließen unterdessen auf dem Theater seichte Trauerlieder hören, wenn Melpomene, unwillig über erlittenes Unrecht, sich beklagte, und so wie Alles unter den Händen der Menschen ausartet, so bemächtigte sich auch die Liebe despotisch der Bühne. Die Verbrechen einiger Griechischen Familien (denn so muß man diese sträflichen Handlungen nennen, welche die Schmeicheley mit dem Namen Unglück, Verhängniß belegt), die riesenmäßige Grösse der Römer hatten die Schaubühne in Besitz genommen, als Voltaire sich daselbst sehen ließ. Ohne jene Quelle zu verwerfen, bewies er, daß geschickte Hände in dem

*) Es ist von der Zeit die Rede, da Fontenelle seine galanten und besonders seine affectirten Briefe u. s. w. schrieb. Sein Werth bleibt in anderer Rücksicht immer groß, zumahl seitdem er die Geschichte der Französischen Akademie herausgegeben hat. Einer der neuesten Schriftsteller Frankreichs (Barante) sagt von ihm: „Er hatte als Dichter keine Einbildungskraft, kein Feuer; er brachte Trockenheit und Geziertheit in die schönen Wissenschaften.“

Herzen einer Mutter, in dem warmen Eifer der Freundschaft, in der Seele des Helden eine neue Ordnung der Empfindungen schöpfen konnten. Ein glücklicher Erfolg machte seine Einbildungskraft fruchtbarer, diese ergänzte die Geschichte, neue Erfindungen bereicherten die Schaubühne, die fast unfruchtbar geworden war, wieder mit neuem Stoff. Die Chinesischen Sitten, die wegen ihrer ungekünstelten Natur so sehr empfehlenswerth sind, die Wildheit der halbcivilisirten Einwohner der neuen Welt, und die irrende Ritterschaft, gaben den Gemählden das Manchfaltige. Der reine Ausdruck, die Entwickelung der grossen Vortheile, in der Lage, die er den Sachen gab, die Weisheit und der Reichthum in seinen Schilderungen, das Natürliche und das Richtige in seinen Characteren, das Edle und das Leichte in seinem Styl, gaben ihm den ersten Platz. Bey ihm tröstete man sich über den Verlust eines Corneille, an ihm fand man, was Racine war, und Crebillon blieb weit hinter ihm. Man hat ihm den Vorwurf gemacht, daß er den Gang der Dialoge aufhalte, und das Natürliche davon durch Sentenzen verunstalte, welche den Schriftsteller an die Stelle der agirenden Person setzen. Ist dieses ein Fehler, wenn die Maximen so eingestreut sind, wie Lichtstrahlen, die von Fern nach und nach geschlossen werden? Muß man nicht den Zuschauer wieder ermuntern, der sich gar zu leicht am Erhabenen müde denkt? Ist der Mann von gemeinem Schlag im Stande, das Moralische, diese so wesentliche Absicht in jedem nützlichen Schauspiel, zu fassen? Es ist also der Mißbrauch dieser Gedanken, und nicht die Gedanken selbst, die man verwirft. Nun aber hat sie Voltaire mit weislich sparsamer Hand so künstlich mit seinem Hauptstoff verbunden, und sie in so wenig Worten ausgedrückt, daß sie die Aufmerksamkeit des Zuschauers erregen, ohne sie auf Abwege zu bringen. Gott sah die Reue der Sterblichen als Tugend an. Er ist Einer der Sterblichen, die, Günstlinge des Himmels, Alles sich selbst zu danken haben, und ihren Ahnen Nichts. Wer seinem Vaterlande redlich dient, hat keine Ahnen nöthig. Der Argwohn giebt Gelegenheit, daß man ihn hintergeht. Man hat es seinen Regeln zu verdanken, daß man mehr Richtigkeit in dem Costüme, mehr Pracht auf der Bühne, mehrere Weisheit in der Declamation findet. Ja sogar auf der Englischen Bühne hat er zu nützlichen Abänderungen Gelegenheit gegeben *). Er hatte zwanzig Jahre diese Laufbahn mit glücklichem Erfolg beschritten: aber sein Eifer nach Ruhm war noch nicht vergnügt. Er war dazu bestimmt, eine Hauptveränderung zu bewirken, die nicht weniger in die Augen fiel, und eine weit allgemeinere Wirkung hatte. Zu Anfang des 18ten Jahrhunderts machte sich der Geschichtschreiber ein Gesetz, Alles

*) Die Voltairischen Stücke, die in's Englische übersetzt sind, haben den lächerlichen Gebrauch verursacht, einige Verse, deren Inhalt mit dem Gegenstande des Trauerspiels Nichts gemein hatte, nach jeder Handlung herzusagen.

ohne Unterschied anzunehmen, und hielt es für Nothwendigkeit, Nichts zu übergehen. Wird man denn niemahls untersuchen, wie sehr die auf uns vererbten Erzählungen wohl haben müssen verfälscht seyn, wie sehr die Richter verführt, und die Zeugen schlecht mögen verhört seyn? Man giebt Weltgeschichten heraus, aber ohne bis zu den Ursachen hinauf zu steigen, ohne den Einfluß der Begebenheiten auf das Glück des Staates zu bemerken, und vorzüglich ohne die Geschichten der vergangenen Zeit auf eine geschickte Art uns näher zu rücken, wodurch die Geschichte der entferntesten Jahrhunderte immer wieder die Geschichte der Zeit wird, in der wir leben. Voltaire sah wohl ein, daß die Geschäffte dessen, der seine Feder der Geschichte widmet, ihn weit über witzige Köpfe und glänzende Schriftsteller erheben. Er ist vielmehr ein Staatsmann, dessen gefährliche Beschäfftigung darin besteht, daß er den Königen die Wahrheit enthülle, die Agenten der öffentlichen Angelegenheiten bilde, den falschen Eifer des Priesterthums in seine Schranken weise. Er führt das Verzeichniß der Verbrechen der Ehrsucht, der Unglücksfälle der Völker, der Fehler der Fürsten. Diese traurigen Gemählde enthüllt er vor den Augen derer, die das Ruder in der Hand haben. Dort zeigt er Staaten, die der Luxus zerstört hat, oder die durch ungerechte Bündnisse zerstückelt oder durch innerliche Uneinigkeiten zertheilt sind. Hier Länder, die die Hoffnung eingebildeter Schätze entvölkert hat. Auf der ganzen Fläche der Erde zeigt er das Unnütze der Kriege, die Völker, welche die Grösse ihrer Beherrscher, oder Verträge, die mit den Häuptern errichtet wurden, zu Märtyrern machten, und dann eben diese Häupter, die Opfer ihres Ehrgeizes wurden, und nur Wüsteneyen beherrschten. Er beleuchtet die zerstreuten Trümmer ihres Reiches, die einzigen Zeugen ihres vergangenen Glanzes, dann die Stücke einiger verstümmelten Statüen, die da erhalten sind, um zu zeigen, daß Tugend, Tapferkeit, Liebe zum Vaterlande zu allen Zeiten unter Menschen eine gewisse Verehrung gehabt haben, und daß auf den Trümmern der ehemahligen Welt Lehren für die jetzt lebenden Geschlechter gezeichnet sind. Das ist das herrliche Amt, das der Geschichtschreiber auf sich nimmt, und wenn die Natur seinem Geschmack hülfreiche Hände bietet, und ihm, so wie Voltaire'n, Gaben ertheilt, um diesen Pflichten ein Genüge zu leisten: so macht er damit den Anfang, daß er sich diese erste Wahrheit einprägt, daß jede Geschichte einen moralischen Endzweck haben soll. Damit die Menschen diesen fassen, muß man sie mit den Personen, die zu der Zeit, da man abtritt, auf der Bühne waren, bekannt machen; man muß die gegenseitigen Vortheile entwickeln, die Ansprüche, die ein Recht zu diesen Vortheilen gaben; die Denkungsart der Zeit, die diese Ansprüche auf die Bahn brachte; die Umstände, die dieser Denkungsart zu Statten kamen, oder ihre Triebfedern hemmten; in was für einem Zustande sich die Religion befand, das Erste unter den Hülfsmitteln, der Ackerbau, der Grund

jeder weisen Verordnung; der Handel, der unter den Quellen den ersten, und unter den Bedürfnissen den zweyten Platz einnimmt, die Gesetze, die Stützen der Gesellschaft, die Wissenschaften, die für den Witz das sind, was der Luxus für die Staaten ist, das gesellschaftliche Leben, welches der harmonische Erfolg von allen menschlichen Verbindungen ist. Wenn Menschen in diese Verfassung gesetzt sind: so ruft man nicht die Wahrheit, die bloß eine göttliche Eigenschaft ist; sondern die Unpartheylichkeit an, welche der Himmel so gelegt hat, daß sie Menschen erreichen können, und man erzählt die Geschichten mit der Ueberzeugung eines wohlunterrichteten Schriftstellers, nicht mit der Begeisterung eines Redners, der sich nach Beyfall sehnt. Bisweilen hilft man dem menschlichen Verstand auf, der in dem Labyrinth von Verbindungen sich verirren würde, öfters überläßt man ihn sich selbst, damit das Nachdenken die Geschichten tiefer in seinem Gedächtniß eingrabe. Kurz, man verstattet ihm einen Zutritt zu dem Geheimnisse dieser erstaunenden Auftritte, welche nur nach und nach die Finsternisse durchbrechen, wo selbst sie das Ansehen so lange vergraben hält, als es sein Vortheil befiehlt. Das hatte noch kein neuerer Geschichtschreiber vor Voltaire gethan. Der Neid, der ihm diese schöpferische Schönheit zugesteht, hat geglaubt, sich dadurch schadlos zu halten, wenn er ihm die Wahrhaftigkeit abspricht. Müde, diesen Vorwurf zu hören, der ohne Beweis vorgebracht und ohne Prüfung wiederhohlt wird, haben wir die Gründe untersucht, auf welchen er beruht, und wir getrauen uns zu behaupten, daß diese wankenden Klagen, welche die Eifersucht verbreitet, die Leichtgläubigkeit angenommen, und denen der gemeine Haufen von Voltaire's Feinden einen Werth gegeben hat, gar keinen Grund haben. Uebrigens, was versteht man unter Wahrheit der Geschichte? Glaubt man, daß unter den Menschen eine Folge von Begebenheiten, die treu erzählt sind, und den Vorwurf einer Vergrösserung oder eines Irrthums nicht zu befürchten haben, anzutreffen sey? Kann eine Erzählung lange Zeit hindurch immer einerley Züge behalten, wenn sie in verschiedene Sprachen umgegossen, und nach entgegengesetzten Himmelsstrichen eingerichtet ist? Die Menschen haben nach und nach andere Fundamentalmeynungen angenommen, die Begebenheiten, die an diese Meynungen gebunden sind, haben Verwandlungen ausgestanden, und da sie mitten durch die dicke Nacht einer Unwissenheit von neun bis zehn Jahrhunderten hindurch gedrungen sind, wie sollten sie wohl bis zu uns frey von allen fremden Zierden gekommen seyn? Chimerische Forderungen, die sich alle Wissenschaften erlaubt haben! Die Chemie hat ihren Stein der Weisen, die Geometrie ihre Quadratur des Cirkels, die Astronomie ihre Längen, die Mechanik ihre immerwährende Bewegung, die Geschichte ihre Wahrheit. Wenn sie unter uns anzutreffen wäre: so dürfte man ihren Gemählden durch unmögliche oder unwahrscheinliche Begebenheiten nicht ihre Schönheit benehmen; sie würde, was ein

geübtes Nachdenken oder die Kenntniß der Menschen uns als die nothwendige Folge von einer gewissen Menge von Umständen angeben, blindlings annehmen. Diese politische Rechnung (das grosse Geheimniß Voltaire's) gründet sich nicht auf eine fruchtbare Einbildungskraft, die das Wunderbare sucht, sie mag es finden, wo sie es will, oder auf einen gefährlichen Unsinn, Alles in ein Lieblingssystem aufzunehmen; sondern auf ein fleißiges Lesen und Nachdenken über deren Werke, die auf eben dieser Laufbahn vorangegangen sind, und vorzüglich über den Geist, der in verschiedenen Jahrhunderten geherrscht hat. Eben den Geist, der durch den Plutarch seine Bestimmung erhalten, einen Strom, der die Ideen, die Vorfälle, die Sitten mit sich führt; den parteyischen Schriftsteller immer übel gefaßt, und der Philosoph zu schätzen gewußt, der allein über Nationalinteresse, über das Geschrey des niedern Pöbels und den Eigensinn der Gewohnheit erhaben ist."

„Hauptveränderung in dem Gebrauch der Wissenschaft. Wenn man diese Menge von Meynungen, die da Zeugen bald von der Schwärmerey, bald von der Vergessenheit der Menschen sind, das zahlreiche Verzeichniß von Lehrern, die öfters wegen ihrer Arbeitsamkeit schätzenswerth, als wegen ihrer Werke nützlich sind, diese systematischen Lehrgebäude, die wechselsweise der Gegenstand des Lobes und der Verachtung und die ewige Quelle von Uneinigkeit und Feindschaft gewesen sind, durchgeht; was ist das für ein magerer Vortheil! Aber durch Denken eine wesentliche Vereinigung zwischen dem Augenblick errichten, wo man auf Erden wandelt, und zwischen den Jahrhunderten, die vorhergegangen sind, Erfindungen, die in dem Haufen unfruchtbarer Versuche verloren gegangen, wieder hervorsuchen, oder Keime, die nicht befruchtet wurden, von Neuem beleben, das Vergangene dem Gegenwärtigen zinsbar machen, das ist die wahrhaftig nutzbare Wissenschaft. Diese Betrachtungen erinnern uns an die Fragen über die Encyklopädie, und an die vermischten Gegenstände aus der Litteratur, unsterbliche Werke, der Inbegriff von dem Allem, was nach langem Lesen in dem Gedächtniß bleiben soll. Gefallen und Unterweisen ist vielleicht das größte Bestreben des menschlichen Verstandes. Angenehm und leicht seyn wollen hängt durch ein unmerkliches Band mit dem Niedern und Schlechten zusammen. Doch selbst die Werke, in welchen unser Weltweise sich bis zur Schwäche des grossen Haufens herabzulassen schien, halten so angenehme Entwickelungen, oder so gerechte Beurtheilungen, so viele unerwartete Anecdoten, so viele scharfe Betrachtungen in sich, daß man sie nicht unter die schlechten Bücher zählen darf. Die Anhänger Voltaire's machen ihm eine Ehre, und seine Feinde einen Vorwurf aus der wichtigsten unter allen Hauptveränderungen, ich meyne die, wodurch er den philosophischen Geist an die Stelle der Leichtgläubigkeit gesetzt hat. Ohne Zweifel ist es zum Theil sein Werk und zugleich das schönste Geschenk, das er wohl den Menschen gemacht hat. Glücklich

wäre er gewesen, wenn er es gesäubert hätte, wenn er Ironie und bittern Scherz bey Seite gesetzt, und dieses geheiligte Gebäude hochachtungsvoll betrachtet hätte, diese undurchdringliche Vermischung von Geheimnissen, von Weissagungen, von allegorischen Lehren, wichtige Gegenstände, die oft unserer schwachen Vernunft unnütz und immer für sie ein Stein des Anstoßes sind. Aber wir wollen seinen Feinden einige unvorsichtige Blätter Preis geben, und diese ehrenrührigen Vorwürfe von Atheisterey und Gottlosigkeit auf immer von ihm entfernen. Nein, nein! der ist kein Atheist, welcher sagt: Wenn Gott nicht wäre, man müßte ihn erfinden. Er bewunderte, so wie wir, diese glänzende Menge von wunderbaren Dingen, die dieses grosse All ausmachen, das man die Welt nennt, die unverrückte Folge der Jahreszeiten, die weise Gränze der Elemente, die Folgsamkeit des Meeres, das göttliche Genie des Menschen, die Erhaltung von so vielen tausend besondern Wesen, wirklich vorhandene Wunder, an welchen der Unglaube des Theisten immer scheitern wird. Er wußte wohl, daß so viele erstaunende Wunderdinge nicht das Werk eines blinden Ungefährs sind, und daß eine ewige Hand den Zeiten ihre Bahn und den Dingen ihre Ordnung vorgezeichnet hat. Aber so gerecht es ist, dem zu Füßen zu fallen, der die Sonne zu seinem Thron, und die Erde zu seinem Fußschemmel hat: so erlaubt ist es auch, die Begriffe, die von Geschöpfen angefangen sind, nicht mit der Erfüllung des Willens des höchsten Wesens zu verwechseln. Vielleicht führte ihn seine Vernunft irre! aber bisweilen rief er aus: Gott hat meine Gedanken nicht den Gedanken meines Gleichen unterworfen. Wir sind alle zerstreut auf dem Wege der Wahrscheinlichkeiten, und suchen in den Wüsten den Tempel der Wahrheit. Glücklich ist, wer zuerst die heiligen Hallen davon erblickt. Aber welche Hand hat das Recht, die Schritte dessen zu fesseln, der das Licht der Wahrheit anzuflehen im Begriff ist? Ungeachtet der Ausschweifungen einer allzulebhaften Einbildungskraft, welche bisweilen mit Scherz statt Gründe bezahlte, hatte er Hochachtung für den Altar: aber er wünschte, daß er nicht von tausend müssigen Leviten oder unruhigen Köpfen bedient wäre. Er nahm das Gesetz an: aber er widersetzte sich den freywilligen Auslegungen, den dunkeln Commentarien. Er unterwarf sich diesem mächtigen Richterstuhle, der die Welt richtet: aber er appellirte bisweilen von seinen Bescheiden an die Vernunft und vorzüglich an die Natur, deren Grundsätze, die selbst aus Gott geflossen sind, eben so untrüglich sind, wie er. Kurz, da er nicht gänzlich die alten Götzen des Vorurtheils (denen man so oft die Gerechtigkeit und Menschlichkeit aufgeopfert hat) zerstören konnte; so hat er sich doch wenigstens beeifert, sie zu verstümmeln, sie zu verunehren, um sie vor den Augen der betrogenen Menge nichtswürdig zu machen. Dieses sind die vornehmsten Hauptveränderungen, die er bewirkt hat. Ihre Wirkung ist nicht nur in dem begränzten Reiche der Litteratur merklich gewesen; sondern sie

erstreckt sich auch über die moralische Welt. Wir genießen sie, ohne bis zu ihren Ursachen hinauf zu steigen. Die Religionskriege sind nicht mehr, der Künstler wird mehr angefeuert, die Völker leben glücklicher; die Schifffahrt ist sicherer, der Handel mehr beschützt, das Eigenthum heiliger, die Schaubühne, die Geschichte, die öconomischen Bücher haben Wahrheiten in's Licht gesetzt, denen vorher der Weg zu Monarchen versperrt war. Die Natur giebt einer kleinen Anzahl von Wesen ausserordentliche Fähigkeiten, so daß sie die Ursachen begreifen, und zugleich die Folgen vorher sehen können. Sie benachrichtigen diejenigen, die ihnen ihre Richtung geben sollen. Ihre Stimme verliert sich lange Zeit in den Lüften. Ihr unermüdetes Anhalten verschafft ihnen endlich Gehör. Der Zweifel fängt an, sich in die Seele der Regenten herabzusenken, dann kommt die Ueberlegung, die da entscheidet, und endlich die laute Stimme der Wahrheit, die da hinreißt. Solche Personen, die einzigen wahrhaften Leute von Wissenschaft, sind die Obrigkeitspersonen der Moral. Sie haben ein wachsames Auge auf den Verfall der Sitten, sie rächen das Volk wegen der Tyranney, thun ihr bisweilen Einhalt, oder helfen wenigstens sie ertragen. Sie züchtigen die bösen Könige, indem sie ihnen ihre eigene Geschichte unter dem Namen der Fürsten, denen sie nachahmen, zu lesen geben. Sie verbreiten über die Menge den Vortheil der Reisen von einigen Personen. Ist die Frage von einer Entdeckung, so hat man es von ihnen zu erwarten, daß sie sie der Erde ankündigen, daß sie die Vorurtheile bestreiten, die auf sie warteten, um sie in ihrer Geburt zu ersticken, daß sie die Menschen zwingen glücklich zu seyn, daß sie ihnen die allezeit neuen Geheimnisse von natürlichen Producten entdecken, und ohne Aufhören gegen die Barbarey ringen, die aus keiner andern Absicht eine Gegend verläßt, als um sich in einer andern fest zu setzen. Sehen Sie! daß sind die Menschen, die Voltaire geschaffen hat. Er hat gezeigt, wie man einen würdigen Gebrauch von seinem Talente machen soll. Jede Nation hat gewisse glanzvolle Augenblicke, zu welchen sie die Augen der übrigen Erde auf sich zieht. So war Athen unter Perikles, Rom unter Augustus, Italien unter Leo X., Frankreich unter Ludwig XIV., Rußland unter Catharina II. Voltaire errichtet diesem Zeitraum zur Ehre ein Monument, und wenn er dieses Jahrhundert unter allen günstigen Aussichten betrachtet: so entwirft er mit den glänzendsten Farben unsterbliche Gemählde. Ein Kriegsheld, von dem man mehr unerschrockene Tapferkeit als Vorsicht rühmen kann (so wie sie fast alle zum Unglück der Menschheit sind), tritt gegen Norden auf, und verschwindet in einem Zeitpuncte, wo Jedermanns Augen auf seinen Verfall und sein Unglück gerichtet sind. Die unersättliche Neugierde der Menschen beschäfftigt sich mühsam mit seinem Verhängniß. Voltaire macht dem eifrigen Publicum ein Geschenk mit der Geschichte dieses Helden. Sein Nebenbuhler ist weiser und glücklicher, und schafft einem irrenden Volke

auf den wilden Ufern der Newa ein neues Daseyn, welches dem politischen Interesse neue Aussichten giebt. Voltaire überreicht den Nationen, denen hieran gelegen seyn mußte, seine Geschichte. In diesem Gemählde konnte er kein Reich, das fruchtbar an wunderbaren Begebenheiten ist, aufstellen, welches das Werk Peters des Grossen vollendet hat. Wie oft sind wir nicht Zeugen von seinen Klagen gewesen! Jeden Augenblick brachte der Ruf in seine Einöde, entweder die Nachricht von einer nützlich bevölkerten Gegend, oder die Erzählung von einer wohlthätigen Handlung, oder die Umstände eines Sieges. Dann funkelten seine Augen, er wandte sich gegen das Gemählde der Monarchin, der Urheberin so schöner Handlungen, und dankte ihr, im Namen der Menschheit, für die Beyspiele, die sie Königen gegeben, für die Wohlthaten, die sie über ihr Volk verbreitet, für die verschwenderischen Aufmunterungen brauchbarer Köpfe. Geister derer von Calas, von Labarres *), von Montbaillys! ihr ruft seine Beredtsamkeit an, und es wird nicht vergebens seyn. Kann er dem schwärmerischen Stahl nicht mehr Einhalt thun, oder den übereilten Arm der hintergangenen Gerechtigkeit nicht mehr zurückhalten: so wird er doch wenigstens die Beschimpfung auslöschen, womit das Vorurtheil eure weinenden Familien belegen würde. Er ersetzt wieder, was das Schicksal an dem Blute der Corneilles versehen hatte. Er entzieht ein Ländchen (im Lande Gex) den tyrannischen Cameralgriffen. Er zerbricht die Fesseln von zwölftausend Sclaven, ja noch einige Tage zuvor, ehe er seine Augen schloß, als er gewahr wurde, daß eine der nützlichsten und gelehrtesten Gesellschaften **) die so sehr ge-

*) Wir haben des Hrn. von Etalonde und seines Schicksals schon oben mit Wenigem gedacht. Er rettete sich durch die Flucht in das Preussische, um den Henkern von Amiens zu entgehen, und diente als gemeiner Soldat. Durch die „Nachricht von dem Tode des Ritters de la Barre" wurde er gewahr, welchen Eindruck dieser unversehene Meuchelmord auf Voltaire gemacht hatte, und schrieb an ihn als Einer von den Märtyrern dieses blutigen Irrthums. Voltaire erhielt vom Könige von Preussen für Etalonde die Erlaubniß nach Ferney zu kommen. Dieser unglückliche Mensch kam daselbst an, unter dem Namen Morival, gegen das Ende des J. 1774. Er bekannte ohne Umschweife die besondern Umstände von diesem abscheulichen Trauerspiel, und führte alle Beweise an, die in seiner Gewalt waren. Voltaire ließ sich einen Auszug aus dem Processe geben, setzte eine Bittschrift an den König auf; und in Erwartung, wie es ausfallen würde, verschaffte er dem Hrn. von Etalonde eine Gelegenheit, die Kriegsbaukunst zu lernen. In Frankreich sah man die Nothwendigkeit, die beschimpfte Unschuld schadlos zu halten, wohl ein; aber man stand in Furcht, dem Gerichte Schimpf zu machen, und wollte die Sache, so gut wie möglich, bemänteln. Nach einer vergeblichen Mühe von 18 Monathen wendete sich Voltaire an die Großmuth des Königs von Preussen; der Etalonde'n eine Stelle gab, in welcher er sein Unglück vergessen konnte.

**) Die Gesellschaft zu Bern schlug in Rücksicht eines ausserordentlichen Preises einen Plan zur Verbesserung der peinlichen Rechtsgelahrtheit vor. Voltaire schrieb sogleich an den regierenden Landgrafen von Hessen-Cassel, und that ihm den Vorschlag, zu dem von der Gesellschaft zu Bern ausgesetzten Preise noch 100 Louisd'or hinzuzuthun. Dieser

wünschte Verbesserung der peinlichen Rechtsgelahrtheit vorschlug, bemühte er sich, die Einsichten darüber zu verbreiten, dadurch daß er die Beyträge dazu vermehrte, und den Vorsatz faßte, den Preis, den die Gesellschaft von Bern ankündigte, von Neuem zu vermehren. Er wendete sich in Europa von einem Fürsten zum andern, und suchte daselbst einen gerechten und wohlthätigen Beschützer der Künste. Man weiß, ohne daß ich ihn nennen darf, wer der ist, zu dessen Füßen er die Wünsche der Menschheit legte, und überdieß wird man in Voltaire's letztem Werke einen Zunamen finden, den die Nachwelt bestätigen und an dem man diesen Fürsten erkennen wird *). Diejenigen, die diese verschiedenen Züge gekannt und seine Werke durchgedacht haben, kennen diesem sonderbaren Mann nur halb. Nur der Umgang mit ihm zeigte ihn als ein Wesen, das seines Gleichen nicht hat. Hier ließ er eine reiche Einbildungskraft auf eine einnehmende Art sehen. Sein so reiches, so treues Gedächtniß half ihm; aber es half ihm nur zu rechter Zeit. Der Ton seiner Stimme (welcher in einem geschickten Umgange eben das ist, was der Geschmack in den Werken ist) war allezeit der beste. Mit Verachtung sah er auf die patriotische Eigenliebe herab, wodurch Nationen, die wetteifernd nach gleichem Ruhme streben, von Beyfall und Achtung ausgeschlossen werden. Er war weit entfernt von diesem verhaßten Egoismus, nach welchem sich der, welcher die Rede führt, als den Mittelpunct ansieht, von dem Alles ausgeht, und auf den sich Alles bezieht; von diesen übertriebenen Ideen, welche zuerst einigen Beyfall erjagen, und gar bald ermüden. Der Umgang mit Andern ist die Kunst, leichte Ideen ohne Kunst auszudrücken, vortheilhaft und mit Bestimmung, wo nicht ganz und gar unbekannte, doch wenigstens nicht sehr bekannte Geschichten zu erzählen; ohne es zu wollen, witzige Gedanken hervorzubringen **), gleichsam ohne daran zu gedenken, Keime von Ideen auszustreuen, die ein Jeder gern entwickeln will. Ich irre mich, das ist nicht die Kunst des

Fürst, dessen Regierung durch so viele nützliche Anstalten merkwürdig ist, dieser Freund der schönen Künste, welche er selbst trieb, dankte Voltaire'n für die Gelegenheit, welche er ihm verschafft hätte, Etwas zur Beförderung der Menschenliebe beyzutragen, und ließ ihm die verlangte Summe reichen.

*) In dem Werke, das den Titel führt: „Preis der Gerechtigkeit und Menschenliebe" hat Voltaire Art. 2. (von der Folter) gesagt: „Sie ist in dem weitläuftigen Russischen Reiche verwünscht und feyerlich verboten; sie ist in allen Staaten des Helden unserer Zeit, des Königs von Preussen, abgeschafft; der gerechte und wohlthätige Landgraf von Hessen hat sie verbannt."

**) Voltaire sagte zu einem unausstehlichen Fraggeiste, sobald er zu ihm in das Zimmer trat: „Mein Herr, ich habe die Ehre, Ihnen im Voraus zu sagen, daß ich kein Wort von dem Allem weiß, was Sie mich fragen werden." An Einen, der ihm mit unnützen Briefen beschwerlich fiel, schrieb er: „Mein Herr, ich bin todt. Also kann ich künftig auf die Briefe nicht mehr antworten, die Sie mir zu schreiben die Ehre erweisen werden."

Umgangs, es ist eine Voltaire'n ganz eigene Kunst. Seine Briefe beobachteten den Mittelweg zwischen seinen Schriften und mündlichen Unterhaltungen. Wären sie weniger aufgeräumt gewesen: so hätte man sie für allzu gelehrt angesehen. Wären sie nicht so gelehrt gewesen; so würde man sie für zu niedrig für ihn gehalten haben. Voltaire hatte den Witz zu sehr gemißbraucht und die Frau von Sevigné hatte alle ihre Gaben verschwendet, um ein Nichts zu verschönern. Nun war noch die Kunst übrig, dem Briefstyle etwas mehr Gründlichkeit zu geben, ohne ihm die nachlässige Schönheit zu benehmen, die seine Zierde ausmacht. Und das war es eben, damit sich Voltaire abgab. Es sey mir erlaubt, hier den Geist von der ununterbrochenen Betrachtung einer Vollkommenheit nach der andern ruhen zu lassen. Lassen Sie uns zum Privatmanne herabgehen, zu den Schattirungen seines Characters. Dadurch weichen wir nicht von dem einmahl entworfenen Plane ab; sondern wir untersuchen noch immer die Erscheinung seines Daseyns. Wir haben keine Organe bekommen, um vollkommen zu seyn, und die Natur läßt gern neben ihren Gaben einige Mängel sich einschleichen, um dem Stolze Gränzen zu setzen, der sich bey solchen Vorzügen erheben würde. Voltaire war mitleidig ohne zärtlich zu seyn, wohlthätig ohne Großmuth, rachgierig ohne tückisch zu seyn *), verschwenderisch ohne freygebig zu seyn, ein übertriebener Freund von Ruhm, ohne den Anschein eines Stolzes zu erregen, ein grosser Rechenmeister ohne Haushaltungskunst, ein geringer Kenner der Mahlerey, wenig eingenommen für den Wohlklang, fast unwissend in der Naturgeschichte, und glaubte, er verstünde Etwas vom Handel, vom Ackerbau, von der Cameralwissenschaft, weil er gern davon redete. Diese Kenntnisse vom zweyten Range stellten sich seinem Geiste zu spät dar, als daß sie nicht von erhabenern Ideen hätten sollen unterdrückt werden, und einen gewissen Grad von Wurzel erlangen können. Nie führte er seine eigenen Werke an. Seine natürliche Munterkeit zeigte ihm jeden Gegenstand, er mochte seyn, welcher er

*) Wenn er von Clement Nonotte, Paulier, Sabbatier, Coger, Larcher, Guenee, Freron sprach, so brauchte er gewisse Ausdrücke nicht, welche ihm einigemahl in den Noten, die für's Publicum so wenig nütze waren, und weit weniger für seinen Ruhm, entfahren sind. Einige scherzhafte Einfälle, über welche selbst diejenigen vielleicht, welche es angieng, wieder gelacht haben, schienen genug zu seyn, den vorübergehenden Verdruß zu beruhigen, welchen ihm die Schmähschriften seiner Feinde verursachten. Hierzu gehört folgender Ausdruck, welchen er in Gesellschaft gesagt hatte, ehe er ihn in Verse brachte:

„Es ist wohl wahr, daß man mir saget,
Daß Meister Clemens schreiben will.
Er schreibe Wenig oder Viel,
Er soll von mir nie Antwort haben.
So thöricht werd' ich wohl nicht seyn,
In solche Händel mich zu mischen.
Ja, wenn's noch Clemens Marot wär':
So dürft' er von mir wohl was hören.“

wollte, in einem angenehmen Lichte. Er redete gern, hörte mit eifrigem Vergnügen zu, zog den Umgang mit Frauenzimmern, wenn sie geschickt und vernünftig waren, vor, lebte, ohne daß es ihm verdrießlich fiel, mit mittelmäßigen Leuten, wenn sie nicht von sich eingenommen waren, und verabscheute die Gesellschaft der halbschönen Geister. Einer unter ihnen sagte zu ihm eines Tages: Mein Herr! ich will heute den Sophokles besuchen, ein andermahl will ich dem Homerus meine Aufwartung machen, einen andern Tag dem Titus Livius. Es würde weit bequemer seyn, antwortete Voltaire, alle diese Visiten in einem Tage abzustatten. Niemand hat mit so vieler Kunst gelobt. Dieses Geschick, das uns fast beständig den Beyfall eines Einzigen, und die Ahndung oder den Haß der Welt zuzieht, verlor in seinem Munde Alles, was es Abgeschmacktes oder Gefährliches hat *). In seinen letzten Jahren war das Andenken der himmlischen Emilie noch einer von seinen angenehmsten Gedanken. Sein Aufenthalt in Preussen kam ihm vor wie einer von den sinnreichen Träumen, von welchen die Poeten bisweilen in ihren Werken dichten. Sein Traum endigte sich mit einem Donnerschlage. Voltaire war mit einer Unabhängigkeit in den Vorstellungen geboren, die sich ungern unter das nothwendige Joch der Höfe biegen. Seine schleunige Entfernung von der Welt **) war ihm etwas nachtheilig, und seine Feinde, denen sein sechsjähriger ununterbrochener Aufenthalt in Berlin, und die Gewogenheit, die er sich erworben, alle Hoffnung benommen hatte, vereinigten ihre Stimme und ihre Federn in diesem Augenblick einer scheinbaren Ungnade, um sich für die Art der Vergessenheit, darein er sie gesetzt hatte, zu rächen. Aber die allgemeine Bewunderung folgte ihm in seine Einsamkeit, und nie hat eine Privatperson so ausgezeichnete Beweise der Achtung von den

*) Voltaire hat sich selbst in den Versen in einem Brief an den Herzog von Bouillon sehr schön geschildert.

**) Bey dieser Gelegenheit dichtete er Folgendes, was wir dem Inhalte nach geben, und nicht in der Sammlung seiner Werke enthalten ist:

„An Hrn. Marquis von Adhemar, Oberhofmeister bey der Markgräfin von Bayreuth Königl. Hoheit."

„In der Einsamkeit, wohin mich die Ueberlegung zog, schmecke ich im Frieden die Freyheit. Diese weise Göttin, welche jeder Sterbliche entweder beseufzet oder sich wünscht, macht hier meine Glückseligkeit aus. Unabhängig, glücklich, in dem Schooße des Ueberflusses vermisse ich weder Berlin, noch Frankreich, und ich sehe mit Bedauern herab auf die betrüglichen Tractate, die taube Feindschaft, und den tollen Unsinn der Rache. Mein Wein, meine Früchte, meine Blumen, meine Felder, die Wässer, meine fruchtbaren Baumgärten, und meine lachenden Lauben, drey Flüsse, welche von der Ferne mein bezaubertes Auge betrachtet, meine schimmernden Hausgötter, zu welchen dem Neide der Weg versperrt ist; das sind meine Könige, das sind meine Götter. Ich habe keinen andern Hof, ich habe keinen andern Tempel. Fern von den gefährlichen Hofleuten, fern von dem ekelhaften Schwärmer, unterstützt mich das Studieren, und die Vernunft heitert mich auf. Ich sage, was ich denke, und thue, was ich will. Aber Sie sind weit glücklicher. Sie leben bey Wilhelmine zur Seite."

Grossen der Erde erlangt. Auf seinem Schlosse fielen zu allen Seiten die Geschenke der Könige in die Augen. Man erblickte daselbst sein Brustbild, unter welches eine königliche Hand folgende Worte geschrieben hatte: Dem unsterblichen Manne; das Bildniß einer philosophischen Kaiserin, in eine Dose gefaßt, ein Werk ihrer hohen müssigen Stunden; die vielfachen Opfer von allen schönen Künsten. Und wenn man ihm in seinem Briefwechsel mit den Grossen der Erde folgt: so fühlt man, daß das keine eigennützige Gnade ist, die sich bisweilen vom Throne herab erniedrigt, um für Wohlthaten, die kurze Zeit dauern, einen Anspruch auf den Nachruhm eintauschen zu wollen; sondern diejenige Vertraulichkeit, die dabey Talent und Genie ihres hohen Standes in Etwas zu vergessen scheint. Ob er gleich ihren Wohlthaten Viel zu danken hatte: so war doch sein Glück nicht ihr Werk. Von seiner zartesten Jugend an erwog er den Vortheil, über die Bedürfnisse erhaben zu seyn, und mit dem Zustande Nichts gemein zu haben, in welchem bisher fast alle Poeten gewesen waren. Nie ist die Gastfreyheit leichter und mit mehr Höflichkeit begleitet gewesen. Er wohnte auf einem Schlosse nahe bey einer Stadt, welcher er ihr Daseyn gegeben hatte. Oeffentliche Springbrunnen, Manufacturen und schöne Häuser standen da, wo sonst ein elendes Dorf gewesen war. Man fand bey ihm, was ein ungezwungenes Stadtleben höchst Angenehmes hat, und ob er gleich seinen Schlaf und seine Mahlzeit keinen bestimmten Stunden unterwarf: so bemerkten doch Fremdlinge dieses Sonderbare in seiner Aufführung nicht. In seinen letzten Jahren war seine Munterkeit nicht mehr so thätig: aber seine Liebe zur Arbeitsamkeit eben so anhaltend. Der Schmerz, davon er eben nicht finden konnte, daß er nothwendig wäre, verbreitete einige Wolken über seinen Character. Die schönste Ehrenbezeigung, die ein Mensch bey seinem Leben erhalten kann, ist die, welche ihm seine Nebenbuhler erwiesen, indem sie ihm eine Statüe errichteten. Diese Ehre, die er mit dem einzigen Marquis Maffei getheilt hat, machte seine Erkenntlichkeit rege; aber sie machte ihn nicht taumelnd, da die Nachricht von der Freyheit des Landes Gex ihn in eine Art von rasender Freude versetzte; eine rasende Freude, die alle Hochachtung verdient, wenn das Glück des Staates daran Ursache ist. Wie erstaunend abstechend ist das Gemählde, das uns jener Enthusiasmus vorstellt, der die Pflichten der Nachwelt zum Voraus übernimmt, die Vergötterung, davon ganz Paris einige Tage vor seinem Tode Zeuge war, der laute Beyfall von der Menge, die sich versammelt hatte, wo er herzog, und das wüthende Geschrey von so vielen fanatischen oder neidischen Feinden, die den Weg der Ehre besetzt hatten, um ihm seinen Durchzug zu erschweren, und von seinem prächtigen Aufzuge den Glanz zu verringern! Das ist die letzte von unsern Beobachtungen. Die Menschen verschenken nicht, sie verkaufen die Patente der Unsterblichkeit um hohen Preis. Welchen Verdruß hat man nicht auf diesem

glanzvollen Kampfplatze auszuhalten! In den heitern Tagen der Jugend giebt man uns nicht so vielen Beyfall, als man unsern Eifer beseelt. Mitten auf unserer Laufbahn erweckt unser Glück die Eifersucht, und sobald unser Geist die Abnahme der physischen Kräfte bemerkt, so tadelt man uns grausam, daß wir das Publicum nicht zeitiger hinderten, uns bis zum Ekel zu lesen. Man kann sich leicht vorstellen, was Voltaire wohl für Feinde haben mag, wenn man überlegt, wie viele Leute er gehindert hat, bis zu der ersten Stelle zu gelangen. Diese wurden ermüdet von einem Glanze, vor dem man sie kaum bemerkte, Jene begaben sich aus Noth unter die feindlichen Fahnen."

„Es giebt Leute, die da behaupten, er habe kein Genie gehabt, nicht das Geschick zu erfinden. Aber nach dem Ausspruch der berühmtesten Philologen ist derjenige ein Erfinder, der das, was der gemeine Schlag von Menschen an den Gegenständen nicht sieht, entdeckt, faßt und entwickelt; derjenige, der bekannte Sachen zusammennimmt, und daraus ein vortheilhaftes neues Ganze macht, oder auch der einem wirklich vorhandenen Ganzen eine neue Annehmlichkeit und Schönheit giebt. Nach dieser Definition, die, wie mich dünkt, für die Werke Voltaire's gemacht ist, antwortet man auf die Frage, was er Neues erfunden hat: die Kunst ganz Europa sechzig Jahre hindurch zu beschäfftigen, über einen höchst trockenen Stoff Leben und Fruchtbarkeit und über den schlechtesten Nutzbarkeit zu verbreiten. Sollte das bloß sein Styl machen? Nirgends findet sich eine dunkele Redensart, nirgends ein strotzend Wort, nie eine gezwungene Wendung. Mehr als ein Gelehrter (besonders in Teutschland) wollen ihm nicht zugeben, daß er wissenschaftlich gewesen sey. Aber hat man denn wohl überlegt, daß der schöne Geist die Arbeit des Gelehrten benützt, und sich schämt, es zu seyn, weil es allzuviel Leute geworden sind? Voltaire hat nie die Thorheit besessen, daß er habe beweisen, überzeugen wollen. Seine Art besteht darin, daß er seine Gründe auf eine sanfte, freundschaftliche Art vorbringt, ohne despotisch unsern Meynungen Gesetze vorschreiben zu wollen, ohne Drohungen an die Vermahnungen anzuhängen, und uns gegen Wahrheiten unfähig zu machen, welche man sogleich durch die Aufopferung seiner eigenen Empfindungen kaufen muß. Man hat ihm den Vorwurf gemacht, daß er zuviel Empfindlichkeit hat blicken lassen; wenn er beurtheilt worden, daß er sich allzuharte Ausdrücke erlaubt habe, wenn er seine Feinde hat züchtigen wollen. Man muß bekennen, daß dieser Vorwurf gegründet ist, und seine Freunde haben ihm vergebens vorgestellt, daß diese hitzige Gemüthsart seinem Uebergewichte nachtheilig wäre. Wo ist der Mensch, der über alles Menschliche sich erhoben hat? Summi sunt, homines tamen, sagt Quintilian. Den schönen Augen der Aspasia opfert der weise Perikles die Ruhe der Einwohner von Samus auf. Fabius besitzt die kindische Eitelkeit, seine eigene Bildsäule auf das Capitolium dem Coloß des Herkules zur Seite zu setzen. Ferner

man diesem Manne von allgemein verbreiteter Kenntniß den
:wurf gemacht, daß er sich mit allzuvielerley Arten abgegeben,
verschiedene Laufbahnen betreten habe. Eben so warf man
Alexander vor, daß er zu kühn, zu verwegen sey. Könnte
r nicht wohl von Beyden behaupten, was Quintus Curtius
Griechischen Helden sagte: Unum erat temeritatis solatium,
petus felicitas? In der That, wenn es immer nach Wunsch
:t so lernen wir nicht anders denken, und das war eben
uld daran, daß Voltaire Alles schrieb, woran er Geschmack
). Aber was haben Vorwürfe von dieser Art zu bedeuten?
giebt weit wichtigere, davon der Bewegungsgrund in einer
ern Quelle liegt. Die erste Stelle nimmt die Beschuldigung
daß er die christliche Religion zu oft beunruhigt habe. Frey-
wäre es schwer, wenn man läugnen wollte, daß diese Reli-
schreckliche Stöße ausgestanden hat. Aber wenn man gerade
ltaire'n ihren Verfall zur Last legen will, ist das wohl billig?
ne zu wiederhohlen, was wir in dem ersten Theile dieser Lob-
gesagt haben, unterstehe ich mich zu glauben, daß fast das
ze Unrecht, das er soll gethan haben, darin besteht, daß er
Mißbrauch zu stark angegriffen hat. Dieses brachte die Be-
samkeit des öffentlichen Ministeriums gegen ihn in Harnisch,
hes in prächtiglautenden Redensarten vor einem weltlichen
ichte über gelehrte Schriften Beschwerden führte. Dieses ent-
te gegen ihn den bischöflichen Eifer, welcher jeden Augenblick
Hirtenbriefen die Vorwürfe von Atheisterey und Gottlosigkeit
erhohlte. Dieses waffnete gegen ihn die unerschöpflichen und
gebrachten Federn der Werkzeuge der Klerisey, welche Aus-
ngen in den Text brachten, und beständig Scheltworte unter
nde mischten. Und endlich war dieses Ursache an der Rache,
he ihre Wuth niederträchtiger Weise an einem todten Körper
ibte, dem sie unbrauchbare Ehrenbezeigungen streitig machte."

Mehr nicht von der Lobrede des Marquis de Luchet. Er
eht sich zuletzt von den letzten Tagen Voltaire's zu reden,
he sein Vaterland mit Ruhm und zugleich mit ewiger Schande
cken. Es sah den traurigen Rest von ihm von Land zu Land
mirren, ohne fast irgendwo eine Zuflucht finden zu können.
sen Sie uns, schließt er, die Schwäche der Menschen, die
tischen Priester, die hintergangenen Fürsten bedauern. Maxens
hatte die Bildsäule des Constantius umwerfen und verun-
n lassen. Was werden Sie gewinnen, sprach man zu ihm,
) einen so blinden und eben so unvernünftigen Zorn? Diese
gen Züge des Gesichts ist Nichts im Stande auszulöschen.
der Umsturz der Welt kann das Andenken eines Constantius
lgen."

Wir betrachten jetzt den ganzen Voltaire. Voltaire
nichts weniger als hübsch; ein schlanker, hagerer Mann,
groß als klein, und von sehr trockener Leibesbeschaffenheit,
eine feste Gesundheit anzeigte, wie denn auch beym Cicero
tas corporis in dieser Bedeutung vorkommt. Sein Auge war

feurig, und sein Blick scharf und durchdringend. In seinen Gesichtszügen herrschte Scherz mit Schalkheit (der Englische Schriftsteller, welcher hier spricht, sagt, mit ein Wenig Bosheit) vermischt. Seine Lebensgeister waren ganz unbeschreiblich lebhaft und schnell; und die größte Stärke seines Geistes und seiner Verstandeskräfte hatte allezeit ein gewisses Gepräge von Scherz und Satyre. Sein Hang zum Scherz machte ihn in der Gesellschaft sehr angenehm. Er suchte die Grossen um ihrer Thorheiten und Untugenden willen, und um in ihrer Gesellschaft interessante und artige Anecdoten zu sammeln, womit er theils seine Schriften auszustaffiren, theils aber auch seine gesellschaftlichen Unterhaltungen auf's Angenehmste zu würzen wußte. In seinen Gesprächen und Sitten besaß er die Kunst, die Annehmlichkeit eines Aristipp's mit dem cynischen Geiste eines Diogenes zu vereinigen. In seiner Freundschaft, wenn ja eine seiner Verbindungen diesen Namen verdienen sollte, war er ziemlich unbeständig. In seiner philosophischen Einsamkeit immer noch Hofmann, vergaß er auch da nicht, der aufsteigenden Sonne zu opfern, und Männer, die dem Glücke im Schooße saßen, mit seinem Weihrauch und Schmeicheleyen fast zu ersticken. Da er in allen seinen Unternehmungen unruhig und veränderlich war, so konnte sein Character und Betragen unmöglich eine gewisse Stetigkeit haben; und daher kommt es, daß er wechselsweise Anwandelungen von Vernunft und guten Grundsätzen, aber auch von Eigensinn und Leidenschaft hatte. Sein Verstand war hell, seine Einbildungskraft lebhaft, sein Herz hingegen schien wenigstens leider ein Wenig verdorben zu seyn; denn er spottete über Alles. Auf Menschlichkeit und Herzensgüte machte er zwar grosse Ansprüche; er unternahm und vollendete auch die edelsten Handlungen, die angebornen Vorrechte des menschlichen Geschlechts zu vertheidigen und wiederherzustellen; nimmt man aber, ohne sich von den glänzenden Farben dieser scheinbaren allgemeinen Menschenliebe blenden zu lassen, das moralische Prisma zur Hand, so kann man mit aller Liebe und Aufrichtigkeit dennoch die gemachten traurigen Erfahrungen nicht wegwischen, daß auch hier ausserordentliche Eitelkeit und unbegränzter Ehrgeiz allezeit ihren unreinen Ausfluß mit diesen schönen Lichtstrahlen vermischten. Er war nicht zufrieden, Einer der größten Dichter seines Zeitalters zu seyn; sondern wollte auch den Ruhm eines gründlichen Weltweisen, und vorzüglich guten Geschichtschreibers haben. Die Urtheile der Gelehrten sind in Ansehung seiner Verdienste in eben erwähnten drey Fächern ungemein getheilt gewesen; und man hat am Besten, mit Aufrichtigkeit, und unparteyischer Critik, zwischen den allzufreygebigen Schmeicheleyen seiner Freunde, und den boshaften Vergrösserungen seiner persönlichen Feinde, die Mittelstraße zu wählen. Als Dichter besaß er mehr Witz als Genie; und er war überhaupt mehr scherzhaft und rührend, als tiefdenkend und erhaben. Seine Versification ist leicht, fließend, harmonisch und bezaubernd; seine Beschreibungen lebhaft und

einnehmend; er hat die schönsten Scenen des menschlichen Lebens und der Menschlichkeit mit Nachdruck und Rührung, mit den frischesten und eigenthümlichsten Farben der Natur und Wahrheit geschildert. Seine Trauerspiele sind ganz vortrefflich; seine Henriade ein schönes (hervorstechendes) Gedicht; seine Pücelle verdiente auf dem Gipfel des Parnasses an dem verborgensten Orte versteckt zu werden; aber es ist doch sonderbar, daß er, mit seiner überströmenden und reichhaltigen Ader von Scherz und guter Laune, als Lustspielverfasser nur mittelmäßig war. Obschon kein gründlicher Philosoph, so hatte er sich dennoch in den dahin einschlagenden Wissenschaften so weit umgesehen, daß er seine leichte Philosophie überall gehörig anzubringen wußte; ein Metaphysiker vom zweyten Range, und hatte sich in seiner Jugend auch mit der Physik bekannt gemacht. Man muß ihn deswegen just nicht für einen schlechten Geschichtschreiber halten, weil er das Leben und die Regierung von Peter dem Grossen (schier) verunstaltet und eine elende Geschichte von Rußland verfertigt hat; denn sein Zeitalter Ludwigs XIV. und sein Versuch einer Universalhistorie gereichen ihm zur dauerhaften Ehre, und weisen ihm eine ruhmvolle Stelle unter den Geschichtschreibern gegenwärtiger Zeiten an. Seine Kenntnisse waren von einem sehr ausgebreiteten Umfange, seine Belesenheit unermeßlich, und in den schönen Wissenschaften und der feinen Litteratur hat er seine sehr grossen Verdienste. Dessen allen ungeachtet, sagt man zuweilen, es sey bey ihm nur schimmernde Oberfläche. Diese harte Beschuldigung möchte wohl alsdann nicht ungegründet seyn, wenn ihn seine natürliche Unruhe und Unbeständigkeit des Geistes unfähig machten, einer Sache gehörig und gründlich nachzudenken, wie er es doch sonst mit scharfer Ueberlegung und eisernem Fleiße zu thun gewohnt war. Seine Person ist mit dem größten Rechte ungemein hochgeschätzt. Wenig Französische Schriftsteller (oder vielmehr Keiner) kommen ihm in Ansehung der Reinigkeit, Zierlichkeit und Leichtigkeit des Styls und seinem Attischen Witze bey. Reizende Einfachheit herrscht sogar bey solchen Stellen, wo sein Witz am Lebhaftesten, und sein Ausdruck am Sinnreichsten ist. Es ist zwar nicht zu läugnen, und der Fall ist wirklich sonderbar, daß er bey einer immer fortwirkenden, geschmeidigen und lebhaften Einbildungskraft wenig eigene Erfindung hatte. Seine Wiederhohlungen machen ihm nicht viel Ehre; lauter alte Gedanken in neue Formen gegossen, ja er gab sich oft nicht einmahl die Mühe, diese Formen zu verändern. Doch laßt uns seine Fehler und Mängel, welche auffallend waren, mit dem Mantel der Liebe bedecken; laßt uns seine herrische Eifersucht auf Schriftstellerruhm gegen Alle, die es ihm gleich thun wollten, seine boshafte Reizbarkeit, von welcher er, wie die zischende Schlange vom Gifte, gegen allen Widerspruch und Critik aufschwoll, seine unedelmüthige Beharrlichkeit oder Hartnäckigkeit, auch in den Irrthümern, deren er überwiesen worden, zu beharren, wenigstens mit Mitleiden betrachten, wenn wir sie

auch nicht ganz vergessen können. Er ruht nunmehr von seinen Unruhen und Arbeiten, die ihm Groll und Streitsucht verursachten; der Himmel gebe, daß ihm seine Werke in diesem Theile seines Lebens in jenes nicht nachfolgen mögen. Wir übergehen die umständliche Beschreibung seines Characters und seiner Aufführung in Ansehung der Religion und Sitten mit Stillschweigen; und bemerken nur dieses, daß seine Feindschaft gegen das Christenthum nicht allein unanständig und treulos war, sondern noch überdieß mit solcher beissenden Schärfe, Bitterkeit und Groll ausbrach, wovon uns die Schriften der andern Deisten unseres Zeitalters nicht ein einziges Beyspiel geben. Bey seiner natürlichen Religion, so schwankend, ungereimt und unbestimmt sie auch zuweilen war, ist er doch niemahls auf den thörichten Unsinn gerathen, ein Atheist seyn zu wollen. Bis hierher redet ein Englischer Schriftsteller; ich füge zur stärkern Markirung dieses Portraits noch die Resultate eines Teutschen bey: „Voltaire suchte sich wider die Gewohnheit der mehresten Dichter auch andere Kenntnisse zu erwerben. Darauf zielte sein unablässiges Studieren in allen Feldern der Wissenschaften; darauf zielten seine Reisen, und insonderheit seine Reise nach England. Die Folge davon war ein philosophischer Geist, der von nun an seine Gedichte und insonderheit die tragischen belebte. Sein Zweck, zu welchem er am Liebsten arbeitete, war die Ausrottung der Intoleranz und des Aberglaubens. Es ist unläugbar: Voltaire war der erste Franzose, der unsere Thränen für den Sohn der Natur, der von uns so oft beleidigten Amerikanischen Wilden in der Alzire, für den großmüthigen Muselmann in der Zaire fließen ließ: der Erste, welcher in der Person des Mahomet's gegen die Greuel der Schwärmerey unsern Abscheu erregte. Groß und unverkennbar ist sein Verdienst um die Philosophie über den Menschen, und die Verbindung mit der Geschichte. Hierin ist er schlechterdings der Erste, und Robertson und Hume gestehen, daß er diese Manier, worin sie selbst so vortrefflich sind, zuerst angegeben habe. Das würde nun seinen Versuch über die allgemeine Geschichte sowohl, als seine besonderen Geschichten, selbst ohne die wichtigen Verdienste der Schreibart, sehr schätzbar machen, wenn auch manche Unrichtigkeiten in seinen Erzählungen mit unterliefen. Indessen wird den Urtheilen über Voltaire's historische Lügen, die Einige seiner Feinde historischen Pedanten nachgeschwatzt haben, durch das Zeugniß bewährter Kunstrichter widersprochen, die im Gegentheile seinen scharfen Blick bewundern; so sagt Einer derselben: „Man ist, ich weiß nicht aus welcher Ursache, mißtrauisch gegen Alles, was gefällt. Hingegen setzt man ein blindes Vertrauen in einen ekelhaften Schriftsteller, der beständig Zeugnisse zur Schau trägt, die er nicht versteht, und aus denen er gar keine erheblichen Resultate herleiten kann." Voltaire'n ist man einen ansehnlichen Theil der Toleranz schuldig, deren die Menschheit sich freuet. Seine Feder durfte auch den Königen Wahrheiten sagen; und sein Be-

streben nach Beyfall galt nicht nur seiner Nation, sondern der ganzen gesitteten Welt. Bis in sein ungewöhnlich hohes Alter hielt er immer die Feder zur Beförderung der Toleranz fertig. Er empfahl sie, nebst andern mit ihr verbundenen Rechten der Menschheit, in so vielerley fliegenden Blättern, Romanen, Briefen, Dramen, Reden, Fragen, Abhandlungen; und wenn diese bald stark, bald witzig, bald versteckt, bald offen, bald historisch, bald dogmatisch, bald dramatisch vorgetragenen Wahrheiten jetzt auch in der frivolsten Lectüre, in Romanen und Mährchen, vor die Augen der üppigsten Petitmaitresse kommen, die müssigen Stunden der Monarchen und ihrer Minister beschäfftigen und auch wohl zu ihren Tischgesprächen werden, bey ihren Festen sich ihnen auf der Bühne vor die Augen mahlen, so müßte es ein Wunder seyn, wenn sie nicht Eines oder des Andern Herz gewinnen sollten. Wer darf alle die Verbrechen des Aberglaubens zählen und schätzen, die durch Voltaire's Toleranzschriften sind gehindert worden? Wer kann es sagen, welcher Unschuldige, der sonst ein Opfer der Schwärmerey geworden wäre, ihm sein Leben zu verdanken hat, seitdem dadurch die Grossen gewöhnt worden, sich von dem heiligen Schauder, womit die Einfalt die Aussprüche der Priester anhört, loszumachen, sie mit Mißtrauen zu beobachten, ihnen nicht sogleich, zu Ausführung ihrer heiligen Maßregeln, ihre Arme zu leihen, von ihrer grossen Nutzbarkeit weit geringer zu denken, und allenfalls zu einer allmählichen Einschränkung derselben kräftige Vorkehrungen zu machen? Das Alles ist die Frucht der Lectionen, die er den Grossen und den Priestern gegeben hat, und die sie vielleicht von keinem Andern erhalten konnten. Wem sind aber, neben diesen grossen Verdiensten, die vorspringenden Fehler, die zügellose Schmähsucht Voltaire's unbekannt? Wem unbekannt seine Lästerungen gegen das Ehrwürdigste, indem er oft seiner eigenen Ueberzeugung und seinen eigenen Empfindungen Hohn spricht? Seine skurrilischen, oft nicht einmahl durch ihren Witz, sondern bloß durch ihre Ausgelassenheit hervorstechenden Spöttereyen über die Bibel, und sonderlich über das alte Testament, müssen auch selbst denen verwerflich seyn, die über manche Stellen desselben, in Ansehung ihrer Auslegungsart oder ihrer Nutzbarkeit, nicht unbedeutende Zweifel hegen. Dieß, verbunden mit der eifersüchtigsten Empfindlichkeit gegen den geringsten Tadel des Geringsten seiner Werke, die ungemäßigste Ahndung desselben durch die zügelloseste Satyre; Spott über ernsthafte Gegenstände, bis zum Possenhaften getrieben, und Mißbrauch seines poetischen Genies zu schlüpfrigen Gedichten, das Alles verdunkelt Voltaire's Ruhm mit Flecken, die wir geflissentlich anzeigen, und wir können uns nicht enthalten, mit dem innigsten Gefühl des Bedaurens beyzufügen: Er gab — um wieder zu nehmen! Er säete und zertrat!" So der Teutsche. Noch Etwas über Voltaire's Character von einem herabwürdigenden Teutschen, darin aber doch auch Wahrheit liegt. „Seine Schriften wimmeln von Anecdoten, die zum

Theil) keinen andern Gewährsmann haben, als ihn selbst; und von Urtheilen, die keinen andern Grund haben, als seine Einbildung oder seine Laune. Alle Augenblicke giebt er uns witzige Einfälle für Gründe, Sophismen für Vernunftschlüsse, Orakelsprüche für Beweise. Eine glückliche Gabe, Alles zu sagen, was er will, hat es ihm leicht gemacht, seine Leser zu überreden, wovon er will. Gelingt es mit dem ernsthaften Tone nicht: so macht er einen Spaß und die Lacher sind auf seiner Seite. Es ist allerdings unläugbar, daß er Viel, sehr Viel zur bessern Denkart beygetragen hat, die man in der grossen Welt täglich mehr Platz gewinnen sieht. Er hat dem Reiche des Aberglaubens Abbruch gethan, die Rechte der Menschheit verfochten, und den Königen freymüthige Wahrheiten gesagt. Allein wir haben Solches theuer erkaufen müssen. Die irrigen Sätze, von denen seine Schriften strotzen; die gefährliche Gabe, durch die Magie seiner Farben, und die künstliche Vertheilung des Lichts und Schattens in seinen Gemählden, die wahre Gestalt der Gegenstände zu verfälschen; der Muthwille, womit er Beyfall und Verdammung ausspricht; die Zuversichtlichkeit, womit er Gegenstände einer mühsamen und langwierigen Untersuchung durch einen einzigen flüchtigen Blick hinlänglich ergründet zu haben glaubt; seine Fertigkeit, Bücher zu erklären, die er nie gelesen, und Meynungen zu widerlegen, die er nie verstanden hat, und zwanzig andere Untugenden dieser Art machen ihn zu einem verführerischen Schriftsteller für den grossen Haufen, von welchem die Meisten nur zum Zeitvertreib lesen; die Wenigsten hingegen Musse, Geduld, Verstand oder Wissenschaft genug haben, zu prüfen, was sie lesen." Man kann darüber weiter nachlesen in den allerneuesten Manchfaltigkeiten Jahrg. III. Quart. 3. S. 487. 515. 517. 626 ff. Wie gerecht und billig urtheilt Schröckh im 3. Theil seiner allgemeinen Weltgeschichte (welche nicht für Kinder geschrieben ist), S. 299 — 305. über den Mann, den er selbst den Merkwürdigsten unter allen neuern Französischen Schriftstellern nennt!

Nun zur Bestätigung des bisher Gesagten, aber auch zur bessern Würdigung des Characters im Allgemeinen, einige Urtheile von Voltaire's Landsleuten, und zwar den neuesten aus den bekannten Preisschriften über die Litteratur Frankreichs im 18. Jahrhundert: Barente's und Jay's Urtheile von diesem ausserordentlichen Manne verdienen besonders ganz gelesen und verglichen zu werden. Wir heben nur Etwas aus, werden aber zuletzt, wenn wir ein umfassendes concentrirtes Urtheil fällen, auf das Weitere Rücksicht nehmen. Barente sagt: Das Bedürfniß, Glück zu machen und zu gefallen, habe Voltaire'n zu allen Zeiten geleitet; auch wäre Niemand empfänglicher gewesen, als er, solchen Eindrücken nachzugeben: sein Geist zeige das sonderbare Phänomen eines Mannes, dem häufig die Kraft des Geistes, die man Ueberlegung nennt, fehlt; der aber im höchsten Grade Gefühl besitzt, und dabey zugleich das Talent, mit der

wunderbarsten Lebendigkeit sich auszudrücken. „Dieß ist ohne Zweifel, fährt Barente fort, die Ursache seines Glücks und seiner Irrthümer. Diese Manier, Alles nur unter einem Gesichtspuncte zu betrachten, dem augenblicklichen Eindrucke, den ein Gegenstand macht, nachzugeben, ohne an den zu denken, den er unter andern Umständen machen kann, hat die Widersprüche bey Voltaire vervielfältigt, hat ihn oft ungerecht und unüberlegt gemacht, hat dem Plane seiner Werke geschadet, und hindert, daß sie ein vollkommenes Ganze bilden. Aber dieses gänzliche Hingeben an den ersten Eindruck, diese Heftigkeit des Gefühls, diese so zarte und lebendige Reizbarkeit, hat ihm diese Kraft verliehen, Leidenschaften zu erregen; dieses unwiderstehliche Anziehende, dieß Feuer der Beredtsamkeit und des Scherzes; diese anständige Anmuth, die aus einer unbegränzten Leichtigkeit entspringt; und wenn Verstand und Wahrheit in diesem glänzenden Gewande erscheinen, dann erlangen sie den verführendsten Reiz; es scheint, als ob sie ohne Austrengung da sind, schimmernd von einem eigenthümlichen und natürlichen Glanze; und ihr Dolmetscher läßt weit hinter sich alle diejenigen zurück, welche durch Urtheil, Vergleichung und Erfahrung sie ängstlich suchen. Wenn Voltaire anfänglich weniger Glück gemacht, wenn er nicht gleich sich einen solchen Ruhm erworben hätte, daß er von so vielen durch Rang und Reichthum ausgezeichneten Männern gesucht wäre, so würde er ohne Zweifel bescheidener und zurückhaltender geblieben seyn; der Character seiner ersten Schriften zeigt, daß er kein sehr unabhängiges Genie ursprünglich besaß. Man findet freylich in einigen diese Leichtfertigkeit in den Grundsätzen; diese Frivolität, die seine Zeitgenossen in einem so hohen Grade hatten, auf Alles angewendet; indeß bemerkt man doch etwas Unterwürfiges und selbst Schmeichelndes gegen jede Art von Autorität. Als aber der junge Schriftsteller, berauscht von dem lauten Beyfall des Theaters, und noch mehr von der schmeichelhaften Vertraulichkeit einiger grossen Herren, sah, daß er sich unnütze Schranken gesetzt hatte, und daß er, je mehr er Alles zu verspotten schien, um so mehr denen gefallen würde, deren Freund zu seyn er sich schmeichelte: da verlor er nach und nach alle Zurückhaltung, die er Anfangs gehabt hatte, und ward dreist genug, ohne Scheu über alle Gegenstände zu sprechen. Dieß sind die Fortschritte, die man besonders in seinen flüchtigen Gedichten bemerkt, diesen Meisterstücken der Anmuth und des Scherzes, die unaufhörlich den gefährlichen und verführenden Contrast darbieten, daß ernsthafte Sachen in einem leichtfertigen Tone behandelt werden, und zugleich mit einem Schein von Gerechtigkeit und Verstand." Noch eine Stelle von Barente zur richtigern Beurtheilung eines solchen Mannes. „Haß und Neid, indem sie sich gegen seinen Triumph empörten, reizten ihn zum Zorn. Dieses beständige Widerstreben gab seinem Character noch mehr Lebhaftigkeit, und machte, daß er oft gegen die Mäßigung, die Sittsamkeit und den guten Geschmack verstieß. So war sein Leben; dieß war

der Weg, der ihn zu einem hohen Alter führte, das er so ehrenvoll hätte machen können, als er, von einem Ruhm ohne Gleichen umgeben, despotisch in dem Gebiete der Wissenschaften herrschte, die nun selbst die erste Stelle unter Allem, was die Neugier und Aufmerksamkeit der Menschen reizt, eingenommen hatten. Es ist traurig, daß Voltaire nicht bemerkte, wie sehr er sich Ansehen und Ruhm verschaffen könnte, indem er den Vortheil einer solchen Lage benützte, und sich so betrug, wie diese es zu erfordern schien. Es schmerzt, daß er sich von dem Strome eines entarteten Zeitalters fortreissen ließ, und sich in einen Cynismus hineinstürzte, den man wohl bey ungebändigter Jugend entschuldigen kann, der aber empörend wird bey grauen Haaren, dem Symbol der Weisheit und Reinheit. Kann man etwas Traurigeres sehen, als einen Greis, der die Gottheit verhöhnt, da er bald von ihr abgerufen werden soll, und der die Achtung der Jugend zurückstößt, indem er Theil an ihren Verirrungen nimmt!" Was Voltaire's schriftstellerische Verdienste betrifft, so sagt Jay unter andern in der Preisschrift: „Die Französische Poesie war nahe daran, durch Schöngeisterey entehrt zu werden, als ein aufblühendes Genie ihr einen Rächer und eine Stütze versprach. Voltaire erschien. Die Hoffnung auf alle litterarischen Siegeskronen befriedigte kaum seinen kühnen Ehrgeiz. Er war Philosoph, Historiker, Moralist, Einer der ersten Dichter: und wir werden sehen, wie er als Eroberer die Bahn der Künste betrat, wie er die Gunst des Glücks benützte, und selbst die Prüfung der Verfolgung, um seinen Einfluß zu vergrössern, und einen unvergänglichen Ruhm zu gründen, durch ein Jahrhundert beynahe der Arbeit und der Ehre. Sein erster Versuch war ein Meisterstück. Man beklatschte im Oedip den Adel, die Reinheit des Styls, und die Weisheit der dramatischen Ideen. Genaue Beobachter erkannten an mehreren Zügen den Schriftsteller, der sein Jahrhundert erleuchten sollte." Und weiterhin: „Neid und Haß stürzten indeß mit Wuth über ihn her. Er findet einen Zufluchtsort zu Cirey, bey einer Frau, deren thätige Freundschaft ihn bey mehr als einer Prüfung aufrecht erhielt, und für seinen Ruhm nicht ohne Nutzen war. Dort übt er durch Nachdenken seinen Verstand, mißt den Fortgang des menschlichen Geistes, und verbreitet über philosophische Wahrheiten die schimmernden Farben der Phantasie, und die süsseren des Gefühls. Er thut noch mehr, er giebt der Tragödie einen moralischen Zweck, und bereichert sie durch eine neue Art von Schönheiten; er nimmt in seinen Plan Menschen aller Zeiten, aller Länder auf; und bey dieser erstaunlichen Manchfaltigkeit der Charactere findet er das Geheimniß, die Zuschauer zu interessiren, ihre Seele zu erwärmen und ihren Verstand aufzuklären. Welch eine denkwürdige Epoche für die Französische Bühne! Erinnert euch an Zaire, Adelaide, an Cäsars Tod, Alzire, Mahomet, Merope! Durch solche Meisterwerke hat Voltaire, als schöpferischer Geist, sich eine Stelle bey Corneille und

Racine erobert. Vorzüglich eigenthümlich ist ihm die Kunst, die Moral auf das Gemüth wirken zu lassen, so daß sie bis auf den Grund des Herzens hinabsteigt. Er bauet ein Theater, das seiner unsterblichen Tragödien würdig ist! Ruft dort die Nationen zusammen von allen Enden der Erde, vom gewerbfleißigen Europäer an bis zu dem Wilden, der in den Amerikanischen Einöden umherirrt! Jedes Volk, jeder Mensch findet sich wieder in Voltaire's Schilderungen; die Herzen öffnen sich der süßen Gluth des Gefühls, und Thränen fließen bey den fürchterlichen Tönen der Leidenschaften. Alle erkennen und bewundern in seinen Werken die Züge der allgemeingültigen Moral, die durch die Natur unserem Herzen eingeprägt ist; Alle lernen sich in ihren Nebenmenschen achten, und empfangen die hohen Lehren der Tugend. Wenn der schönste Zweck der tragischen Kunst die Menschen zu bessern ist, welcher Dichter hat mehr als Voltaire die Dankbarkeit des Menschengeschlechts und die Krone der Unsterblichkeit verdient! Mögen diejenigen, die, gegen allen Augenschein, ihm Genie absprechen, uns zeigen, wie, ohne dieß glückliche Geschenk der Natur, er Neues hat erschaffen können in den Arten der Poesie, die man für ganz erschöpft hielt. Die tragische Laufbahn war durch Corneille und Racine geschlossen; er öffnete sie wieder mit Kühnheit und durchlief sie mit Ruhm. (Als Tragiker, setzen wir hinzu, erreichte er überhaupt den glänzendsten Nationalruhm. Fast allen seinen Tragödien drückte er den Stempel sittlicher Nützlichkeit auf: er verschmolz Mitgefühl und Schrecken, Vernunft und Empfindung; aus allen Situationen suchte er trostreiche und milde Belehrungen der Duldung und Menschlichkeit zu entwickeln, daß Hugo Blair kein Bedenken trug, den Verfasser der Alzire, Zaire, Merope und Semiramis den Sittlichsten und Religiösesten aller Tragiker zu nennen.) Jede Anwendung der Philosophie auf irgend einen Theil der Litteratur war für Voltaire ein neuer Triumph, ein neuer Beweis der Kraft seines Talents, und der Tiefe seiner Ansichten." Noch eine Stelle aus Jay's Preisschrift: „Seitdem die Encyklopädie (der Franzosen) den Gelehrten einen Vereinigungspunct darbot, hatte sich eine öffentliche Meynung gebildet, die, da sie nicht durch die Regierung gelenkt ward, keinen Mißbrauch achtete, kein Vorurtheil schonte. Das Parlament und die Geistlichkeit, eifersüchtig über diese Macht, die als Nebenbuhlerin sie allenthalben umgab, verbanden sich gegen sie; aber Beyde waren durch ein ganz verschiedenes Interesse getheilt, und ihre eben nicht aufrichtige und nicht sehr dauerhafte Verbindung brachte nichts Bedeutendes zu Stande. Voltaire und Rousseau waren vorzüglich dem Haß der Parlamente, dem Fluch der Geistlichen ausgesetzt. Der Erstere hielt sich damahls bey Friedrich auf. Diese beyden grossen Männer hatten sich in der Beschaffenheit des Gefühls getäuscht, das sie zu einander zog. Sie beehrten mit dem Namen der Freundschaft den unwillkührlichen Enthusiasmus, den das Genie einflößt. Der Irrthum

verschwand bald. Voltaire gründete sich nahe bey seinem Vaterlande ein Reich in den Wissenschaften und der öffentlichen Meynung. Nie erhielt ein Herrscher in einem Wahlreich die Krone mit allgemeinerer Uebereinstimmung. Die ausgezeichnetesten Männer in allen Theilen der Wissenschaften waren die ersten, die ihn anerkannten. Ferney ward die Hauptstadt der Philosophie. Dort gründete Voltaire den Mittelpunct einer Correspondenz, die alle Geister in Bewegung setzte. Fürsten schmeichelten ihm, Könige selbst waren seine Hofleute; oben auf dieser Höhe, mitten unter seinen unermeßlichen Arbeiten, vergaß er nie, das Unglück zu trösten und die Unterdrückten zu vertheidigen. Als unversöhnlicher Feind jeder Ungerechtigkeit, beschützte er durch seinen Einfluß die unschuldigen Opfer des Fanatismus, machte die Unterdrücker bestürzt, und die Bewunderung war zwischen seinen trefflichen Werken und seinen edlen Handlungen getheilt."

Wir können den Artikel von dem ausserordentlichen Manne, welcher der Coloß der Französischen Litteratur war, und als Schriftsteller wohl seines Gleichen nicht hatte, noch nicht enden. Seine litterarischen Verdienste sind eben so vielfach und verschieden, als seine persönlichen und moralischen Eigenschaften beurtheilt und bestimmt werden. Den schriftstellerischen Character und Werth betreffend ist der grosse Mann wohl nirgends würdiger beurtheilt worden, als in folgender Schrift: Le Genie de *Voltaire*, apprecié dans tous ses ouvrages. Volume destiné a servir de supplement à toutes les Editions de cet illustre Ecrivain, par M. Palissot. Paris 1806. 8. Sie gehört eigentlich zu der neuen Ausgabe der Werke Voltaire's von seinem ergrauten vieljährigen Freunde Palissot. Wir legen dieß zum Grunde bey dem nun zusammengefaßten Urtheil. Es ist schon oben bemerkt worden, daß Voltaire's litterarische Verdienste sehr vielfach und verschieden sind: er ist zu den Universalgenies zu zählen, und verbreitet sich mit einer gewissen, und nur ihm eigenen Leichtigkeit und Anmuth, in seinen zahlreichen und so manchfaltigen Schriften fast über alle Gegenstände des menschlichen Wissens, sogar über Wissenschaften und Künste, die von einander ziemlich entfernt sind: gleichwohl arbeitete er in mehreren Zweigen der Wissenschaft und Kunst mit einer eigenthümlichen Stärke. Als Dichter behauptet er den höchsten Rang, und als dramatischer im Trauerspiel; er macht Epoche in Frankreich, (aber nicht als Erfinder, da er schon vorhandene Gegenstände bearbeiter,) und ist der vollkommenste Tragiker der Franzosen: sein erster tragischer Versuch (im 19. Jahre seines Alters), sein Oedip (eine Copie des Sophokles) zeugt schon von classischer Gelehrsamkeit, und kündigte einen grossen Dichter an. Voltaire's Hauptverdienst ist der philosophische Geist, den er in's Trauerspiel brachte: dieser belebte überhaupt von der Zeit der Rückkehr aus England Voltaire's Gedichte, und vor allen die Trauerspiele, welche ein so grosses Gewicht bey ihm hatten; sein

Streben gieng auch dahin, die Vorzüge seiner Vorgänger in sich zu vereinigen. Seine Trauerspiele stehen zwar in gewissem Betracht jenen des Racine, den er nach Corneille, ausser dem Sophokles, als Muster vor Augen hat, nach; sie übertreffen solche — er hatte auch mit grossen Nebenbuhlern zu wetteifern — bey Weitem in anderer Hinsicht, als in Ansehung der Mannigfaltigkeit interessanter Gemählde, welche Voltaire auf die Bahn bringt, in Ansehung des Reichthums an Scenen und Situationen, der Einwebung seiner Weisheitslehren. Das Trauerspiel ward eine Schule der Moral. Man hat Racine'n als Trauerspieldichter in Frankreich, auch in den neuesten Zeiten, zu sehr erhoben: das Zweydeutige seiner Ethik fällt doch in die Augen, wenn man nur sehen will: auffallend ist es auch, daß er den Unschuldigen mit dem Schuldigen untergehen läßt. Bey Voltaire nicht also: da sind sowohl neue, als erhabene und rührende Lehren der Moralphilosophie. So groß und ausgezeichnet aber der Ruhm Voltaire's als Tragiker ist: so mittelmäßig erscheint er dagegen als Comiker; aber keinesweges unbedeutend — wir verstehen mittelmäßig nur in Verhältniß, einige Stücke werden auch geschätzt; seine Muse war in dieser Gattung nicht so glücklich, sie konnte es nicht seyn. Man muß hier seinem Biographen Condorcet beypflichten, daß Voltaire einen hohen Grad der Talents besessen habe, das Lächerliche als Meynung aufzufassen, aber nicht vom Moliere das Lächerliche der Charactere. Die Oper ist ihm als eigenes Werk ganz mislungen. Als epischer Dichter liefert er seine Henriade, immer ein Meisterstück als historisches Gedicht, so ungünstig es Französische Critiker, besonders Linguet, Clement und la Harpe beurtheilt haben. Es war ein grosses Unternehmen, sich an das Heldengedicht zu wagen, woran schon der gelehrte Chapelain gescheitert, und, was das Schlimmste war, der ganzen Gattung ein gewisses Lächerliche zurückgelassen hatte. Voltaire verschaffte unter seinen Landsleuten dem Heldengedicht auf Einmahl wieder alle Achtung durch seine Henriade, welche mit vielen anderen seiner Schriften ein unsterbliches Werk bleibt, der ganz vortrefflichen Versification, die auch vom Anfange bis zum Ende harmonisch ist, den Leser hinreißt, nicht zu gedenken. Wie kann Linguet sagen, daß die Henriade vielmehr eine Dissertation in Versen, eine schöne gereimte Abhandlung über die letzte Hälfte des 16. Jahrhunderts, als ein Gedicht, wäre? Wir verweisen auf das obgenannte Werk von Palissot: Palissot selbst tadelt den Ueberfluß an Antithesen, die vielen Schilderungen statt Erzählung und Handlung, wenig dramatisches Interesse, kurz so Manches, wenn man eine Homerische Epopöe, eine Ilias und Odyssee, Homer und Virgil vor Augen hat; aber mit hohem Lobe spricht er von diesem Gedicht, wenn man es nicht als ein Homerisches, sondern wie die historischen Gedichte des Lucanus und Statius, betrachtet, und er zeigt die wahren Schönheiten der Henriade, wie noch Keiner gethan, und giebt daher eine umständlichere Beurtheilung eines

jeden Gesanges: die Henriade ist zugleich ein poetischer Codex der religiösen Duldung und moralischen Politik, in einem Zeitalter, wo Frankreichs Regierung unduldsam und ohne sittlichen Character war. Was auch dieses Gedicht vor andern Gedichten, selbst vor den besten Mustern des Alterthums, so sehr erhebt, ist der moralische Zweck: niemahls waren Lehren der Weisheit mit mehr Reiz durch die Phantasie eines Dichters geschmückt. Unter Voltaire's übrigen grossen Gedichten hält Palissot die Pucelle für das trefflichste und originellste, und er findet darin alle Arten des dichterischen Tons vereinigt: man bewundert besonders die Eingänge jedes Gesanges. Aber durch die Zügellosigkeit der darin herrschenden Sitten hat er wieder Alles verdorben. In die Zergliederung der Fehler dieses Gedichts haben sich selbst die bittersten Tadler nicht eingelassen, weil sie vielleicht durch den gar zu ärgerlichen Grundstoff abgeschreckt wurden. Hier ist Manches anwendbar, was oben gesagt wurde. Ueber solche Früchte der Ausschweifung mußte Voltaire selbst erröthen, wenn er sie nur ansah; aber konnte er nur schimmern, glänzen, dann war ihm Nichts zu theuer, Nichts zu heilig; er gab sich hin. Vom größten Werthe sind seine Poesies fugitives: darin ist er unübertrefflich, und dieses Talent blieb ihm auch am längsten getreu. Seine späteren Verse dieser Art haben mehr noch einen Anstrich von Empfindung und Zartgefühl, als die früheren. Wichtig ist, und das Interesse davon wird dadurch vorzüglich erhöht, daß Voltaire's flüchtige Poesieen auch dazu dienen, die Gefühle und Gedanken des Dichters uns bekannt zu machen. Man verfolgt in ihnen, wie Barente bemerkt, den Stufengang der Ansichten Voltaire's von seiner Jugend bis zu den letzten Tagen seines Lebens; immer dienten ihm seine Verse sie auszusprechen. Bald besang seine Muse die leichtfertige, wollüstige Liebe seiner Jugend, die Reize eines leichten, Epikurischen Lebens, das Vergnügen der Freundschaft, das Glück der Eigenliebe; dann unterhielt sie sich mit den Wissenschaften, und beseelte sie durch ihr Feuer; später verkehrte sie mit Königen, und lieh der Schmeicheley die Maske des vertrauten Umgangs; dann entwarf sie ein Bild von der Annehmlichkeit des zurückgezogenen Lebens und der Freyheit, besang die reiferen Jahre, das Ende der Liebe; endlich, als sie des Alters Vertraute ward, schilderte sie die beständige Ungewißheit der Meynungen, die Abwechselung der Grundsätze, diesen traurigen Leichtsinn über Alles, was dem Menschen wichtig ist, und diese Unruhe des Characters, die das Alter selbst nicht hatte stillen können. Wenigstens sind jedoch die Gedichte aus seiner letzten Zeit gewöhnlich so, daß sie dem Verfasser keine Schande bringen; während seine dunkeln Flugschriften, seine Possen in Prosa, die heimlichen Broschüren, die seine Freunde sich von ihm erbaten, und die er ihnen mit solcher Willfährigkeit schickte, im Allgemeinen eines ehrenwerthen Mannes unwürdig sind. — Meisterhaft sind seine poetischen Briefe, Erzählungen, Satyren, und vornehmlich seine didactischen Gedichte. Palissot

hält Voltaire'n für den ersten Dichter, der moralische Gegenstände durch poetisches Colorit wirksam zu beleben verstanden habe: unter den Lehrgedichten gebührt der Loi naturelle der Vorzug. Epigrammen schrieb Voltaire nur wenige, so viel satyrisches Salz er auch in anderen Werken verstreuete: die Präcision, welche diese Dichtart fordert, war nicht ganz seine Sache. So vollständig Palissot's Ausgabe der Werke Voltaire's ist; so hat er doch nicht die gelegentlichen kleinern Plaisanterieen alle aufgenommen; sie galten oft für Augenblicke, und sind nicht alle ächt genug aufbehalten. Eben so hat Palissot, was in den grösseren Ausgaben unter der Aufschrift: Faceties, gesammelt ist, in der seinigen um die Hälfte vermindert, weil wirklich viel Unächtes und Unbedeutendes darunter ist. Eben so wenig sind alle mit Versen untermischten Briefe aufgenommen worden: Palissot erfüllte Voltaire's Wunsch, daß minder bedeutende Sachen vertilgt werden möchten. Als Prosaiker hat Voltaire noch nicht seines Gleichen gehabt: seine prosaischen Werke sind sein vorzüglicher Triumph. Er wurde ein Original, das man nachahmte, aber nicht erreichte. Er hat sich auch in allen Gattungen der Prosa versucht, wie in allen Dichtungsarten, und glänzt überall: nur Schade, daß er seinem unerschöpflichen Witz nicht selten die Wahrheit aufgeopfert hat. Seine Romane sind nach Palissot glückliche und sinnreiche Verkleidungen philosophischer Zwecke, und haben einen ganz eigenthümlichen Werth. Sein Zadir bleibt stets ein Meisterstück in seiner Art; und Candide ist die witzigste Verspottung des Optimismus; am Vollkommensten ist der Ingenu, der wieder von jenen Beyden ganz verschieden ist, und äusserst unmoralisch die Princesse de Babylon — denn leider beleidigen mehrere seiner Romane die guten Sitten. Er hat sich auch hier im Ganzen nach den Englischen Originalen gebildet; aber so, daß er sich solche zu eigen machte, daß sie immer als sein Werk zu betrachten sind. Von einigen ist er selbst Erfinder; und in diesen ist er eben unsittlich. Man nennt ihn den Schöpfer des philosophischen Romans, in welchem er mit Erfolg der grossen Kunst, zu gefallen und zu belehren, lebte, didactischen Ernst mit heiterer Laune, sittliche Würde mit gesellschaftlichem Scherz und sarcastischem Spott paarte. Wichtig, sehr wichtig ist Voltaire's Briefwechsel, besonders der mit Friedrich dem Grossen, über dessen Verhältniß mit Voltaire Palissot sehr richtig urtheilt: in dem Briefwechsel mit der grossen Kaiserin von Rußland verräth er viel Eigenliebe und Schmeicheley — das sagt selbst sein vertrauter Freund Palissot. Die Briefe zwischen Voltaire und d'Alembert sind bey Weitem nicht so interessant, als man hätte erwarten sollen. Palissot hat viel durchaus Unerhebliches von der Correspondenz, was in der Kehler Ausgabe Platz fand, weggelassen, und so wurde der Briefwechsel gesichtet und vermindert. Jay sagt nach der oben angeführten Stelle: „Voltaire war Philosoph, Historiker, Moralist." Wir haben ihn noch von dieser Seite näher zu betrachten. In der

Geschichte, kann man wohl behaupten, macht Voltaire Epoche, und zwar in der Geschichtbeschreibung: als Quelle, als Führer ist er freylich nicht zu gebrauchen. Die allgemeine Welthistorie war mehr Regenten- und Kriegsgeschichte: Voltaire, der Geschichtschreiber, nicht Geschichtforscher (dieser konnte er nicht seyn), machte sie zur Geschichte der Menschen; er erhob die Geschichte zur lehrreichen Darstellung der menschlichen Cultur; er ordnete auch die Begebenheiten nach den Schicksalen der Menschen und Völker, nicht nach den Regierungen der Beherrscher, und behandelte die Geschichte gleichsam als ein Drama. So wurde der Geschichte eine ganz andere Würdigung, den Begebenheiten eine andere Stellung und Ansicht zu Theil. Wären Voltaire's Erzählungen und Schilderungen nur treu, der Wahrheit gemäß, es könnte keinen grössern Geschichtschreiber geben. Aber o Wahrheit, o Wahrheit! muß man freylich hier ausrufen: wie häufig hat Dir ein Voltaire, bald aus Unkunde, bald aus Bequemlichkeit, oft auch bloß allein nur einen witzigen oder spöttischen Einfall zu erhaschen oder anzubringen, Gewalt angethan! Und unläugbar ist's: jeder Vernünftige sucht in Geschichtwerken, Geschichtbeschreibungen vor Allem Wahrheit, nur Wahrheit, und Glaubwürdigkeit, Geschmack und gute Schreibart sieht er als Geschenke des Verfassers an, die mit Dank anzunehmen, aber nimmermehr durch den Verlust der theuren Wahrheit zu erkaufen sind. Indeß so sehr und so oft Voltaire als Geschichtschreiber mit der historischen Treue in's Gedränge kommt; so sind und bleiben doch seine Schriften auch in dieser Gattung in grossem Werthe, und zwar, der Anmuth des Vortrags nicht zu erwähnen, vorzüglich wegen der eingestreuten philosophischen Bemerkungen und der interessanten Gesichtspuncte, unter welchen er die Gegenstände faßt. Sein erster Versuch, Geschichte Carls XII. von Schweden, gerieth, und verdiente das ihm gegebene Lob: es kam hier nur darauf an, zu schildern, und dieß war eines der Talente Voltaire's: die Characteristik von Carl XII. ist in antiker Manier gearbeitet. Man kann auch nicht in Abrede seyn, daß man bey ihm besondere Nachrichten antrifft, welche er von vielen grossen und vornehmen Personen, die an dem Schicksal des Königs Theil gehabt haben, erfahren haben muß. Aber obgleich Voltaire versichert, er habe diese oder jene Nachricht von dem Könige Stanislaus, von dem Cardinal Alberoni u. s. w. erhalten, so fehlt es doch nicht an Ungläubigen, welche der Meynung waren und sind, daß sich der Dichter in der Geschichtserzählung nicht ganz habe verläugnen können; überdieß hatte er nun einmahl die Begierde, witzig zu seyn, und den Fehler, einen einmahl angenommenen Character durchzusetzen, wenn auch gleich alle Wahrheit dabey verloren geht. Ein Gemählde der Regierung Ludwigs XIV. zu entwerfen, war ein weit schwierigeres Unternehmen. Wie Barente sagt, so ist diese Geschichte, ungeachtet des Glanzes der Regierung, bey Weitem nicht so geschickt, dasselbe Interesse zu erregen, als die

Geschichte des Königs von Schweden: sie hat weniger Einheit, ist verwickelter, umfaßt mehr Personen, mehr Parteyen, mehr Gegenstände. Die Thatsachen sind nicht das unmittelbare Resultat der Leidenschaften und Charactere; sie ist weniger dramatisch, und spricht weniger die Einbildungskraft an. Barante sagt noch von mehreren Schwierigkeiten. Man verlangt, heißt es z. B. umständliche Schilderungen des Handels, der Künste, des Geistes, der Regierung, und beklagt sich dann, daß die philosophischen Betrachtungen die Erzählung der Thatsachen ersticken. Man heischt Gelehrsamkeit, und tadelt den Schriftsteller, wenn er eine Untersuchung ausführlich darlegt. Gleichwohl liefert Voltaire ein historisches Meisterstück, wodurch er sich einen sehr hohen Rang unter den besten alten und neuern Geschichtschreibern erwarb, und hier selbst mehr noch, als in seinen Schauspielen und Romanen, Schöpfer einer neuen Gattung wurde. Aber so ausgezeichnet der Ruhm ist, den sich Voltaire durch sein Siecle de Louis XIV. erwarb, so hat doch auch hier der Witz die Wahrheit unterdrückt. Voltaire hat, wie Barente bemerkt, in der Regierung Ludwigs XIV. Nichts als den Glanz gesehen, den er durch die Siege, die Wissenschaften und die Künste erhielt. Es ist ihm nicht in den Sinn gekommen, den Character der Regierung und der Verwaltung dieses Monarchen zu prüfen; den Einfluß, den er auf den Character der Nation gehabt hat, und die Folgen desselben. Die meisten Vorwürfe, welche man der Geschichte des Jahrhunderts Ludwigs XIV. macht, treffen auch den Versuch über die Sitten und den Geist der Völker, der wiederum seine unverkennbaren Trefflichkeiten hat, selbst, wohlverstanden, Epoche gemacht hat *): dieß Werk verdient aber noch einen andern strengen Tadel; man findet darin alle Spuren des Sectengeistes wieder, den Voltaire in der letzten Zeit seines Lebens annahm. Sein Haß gegen die positive Religion bringt ihn oft zur Unwahrheit und Geschmacklosigkeit. Mindern Beyfall erhielt Voltaire durch seinen Versuch der Universalhistorie. Aus demselben möchte man wohl Niemand rathen dürfen, die Geschichte zu lernen: man erblickt darin den Dichter, der so viele, zum Theil frappante, historische Gemählde ausgeführt hat, in deren jedem man den Pinsel eines Meisters erkennt, ob man gleich allen, wie bey Voltaire gewöhnlich, die Treue des Geschichtschreibers vermißt; und es ist ein Verdienst, daß diese Gemählde entweder durch die Vorstellung sonderbarer und rührender Begebenheiten, in ihren Ursachen und Folgen, durch starke Zeichnungen der verschiedenen Charactere mit ihren manchfaltigen Aeusserungen und mit ihrem Einfluß auf die Begebenheiten selbst, oder durch das Lächerliche, welches aus ihrer Zusammensetzung entspringt, interessiren. Voltaire trägt Begebenheiten als wirklich geschehen vor, welche augenscheinlich wider den ordentlichen Lauf der Welt streiten, und wovon man, ausser den Feenmährchen und Tausend und

*) Robertson erkannte ihn als meisterhaft an.

einer Nacht, noch niemahls ein Beyspiel gesehen hat. Die bereits angeführten Fehler, verknüpft mit dem Leichtsinn, ohne Urkunden und Beweise schön zu erzählen, und alle Augenblicke die Einbildungskraft mitsprechen zu lassen, nennen Einige das Französiren in der Geschichte, und hierin war Voltaire Meister. Eben so ist es seine Gewohnheit, sich auf Zeugen zu berufen, die nicht mehr unter den Sterblichen sind, und die man in der andern Welt nicht befragen lassen kann, ob sie das auch wirklich gesagt haben, was Voltaire sie sagen läßt. So kann man Voltaire's Geschichte des Russischen Reichs unter Peter dem Grossen aus der merkwürdigen und gründlichen Vorrede, womit solche Büsching herausgegeben hat, in ihrer ganzen Gestalt können lernen: welche eine Menge von Fehlern allerley Art hat der Herausgeber in diesem eben nicht starken Werke zu verbessern gefunden! Die allgemeine Teutsche Bibliothek, welche Voltaire'n jederzeit Gerechtigkeit wiederfahren läßt, hat im 10. Bande dieses Voltäresche Werk, wozu ihm so viele Hülfsmittel und treffliche Urkunden gesandt waren (die Kaiserin Catharina schickte ihm Alles, aber das war ihm viel zu mühsam), welche er nicht benützte, ungebraucht wieder zurückgab, und das ihm so Vieles einbrachte, nach seinem wahren Werthe geschildert. Eigentlich ist da die Rede vom zweyten Theil. Gerade wie der erste Theil, geistreich, witzig, leicht und fließend, voller unerwarteter Bemerkungen und gefallender Wendungen; aber dicht mit Faux brillans, mit historischen Fehlern, mit historischen Unwahrheiten und mit falschen Raisonnements besäet; die eigentlichen Namen äusserst verstümmelt, mit Einem Worte: Alles Voltäresch. Man bewundert die Sprache und den Witz des Geschichtmahlers; man bemitleidet aber auch seine nicht selten grobe Unwissenheit, und verabscheuet den moralischen Character des Geschichtschreibers, der ehedem die ärgerlichsten Anecdoten von Rußland verbreitete, nun aber, aus wohlbezahlter Pflicht, die Miene annimmt, solche vertauschen zu wollen. Vielleicht aber ist dieses Urtheil zu hart? Nun so mäßige man solches nach Palissot, der über Voltaire's historische Werke wenigstens größtentheils richtige Bemerkungen gemacht hat, wodurch sie im Ganzen sehr vortheilhaft und gerechter, als gewöhnlich geschieht, gewürdigt werden. Mit den Melanges de Litterature begann Voltaire seine philosophische Laufbahn, und wenn ihm gleich Palissot auch in dieser Hinsicht viel Verdienst zugesteht, so verschweigt er es doch auch nicht, daß Scharfsinn und tiefes Eindringen in die Gegenstände seiner Untersuchungen ihm nur im mäßigen Grade eigen waren, und daß dieß vornehmlich von seinen Ideen über Staatswirthschaft und Regierungsangelegenheiten gelte. Es entspricht den Zwecken unseres Handbuchs, wenn wir hier auch den gelehrten Barente sprechen lassen: „Wer bey Voltaire ein System der Philosophie, zusammenhängende Grundsätze, einen Mittelpunct seiner Meynungen finden wollte, würde sehr in Verlegenheit seyn. Nichts paßt weniger zu der strengen

Idee, die man sich von einem Philosophen macht, als die Art von Geist und Talent, die Voltaire besaß. Es war vielleicht nur im 18. Jahrh. möglich, daß man es sich einfallen ließ, einen Mann, wie ihn, einen Philosophen zu nennen. Daß er die Absicht gehabt habe, seinem Jahrhundert zu gefallen, Einfluß darauf zu haben, sich an seinen Feinden zu rächen, eine Partey zu bilden, die ihn loben und vertheidigen könnte, das glauben wir ohne Mühe. Er lebte zu einer Zeit, wo die Sitten verdorben waren, wenigstens in den oberen Ständen der Gesellschaft, und er achtete die Moral nicht. Neid und Haß gebrauchten gegen ihn die Waffen der Religion, als sie von ihren eigenen Vertheidigern nicht mehr geschätzt ward; er betrachtete sie daher nur als ein Mittel der Verfolgung. Sein Vaterland hatte eine kraftlose Regierung, die nicht geachtet ward, und Nichts that, um sich Hochachtung zu verschaffen; er hatte einen unabhängigen, widerstrebenden Geist. Darin finden wir die wahre Quelle seiner Ansichten. Wir begreifen, wie er sie hatte, ohne ihn deßwegen zu entschuldigen. Er trug sie immer vor, ohne an den möglichen Erfolg zu denken. Immer war er weit entfernt, in seinen Irrthümern die unveränderliche Bestimmtheit und den verwegenen Stolz einiger Schriftsteller aus derselben Zeit zu zeigen. Er selbst hat uns in einem seiner Romane die richtige Idee seiner Philosophie gegeben. Babouc, der den Auftrag erhalten hat, die Sitten und Einrichtungen von Persepolis zu untersuchen, erkennt scharfsinnig alle Mängel, spottet über das Lächerliche, und greift Alles mit Frechheit an; als er aber darauf bedenkt, daß durch sein entscheidendes Urtheil der Untergang von Persepolis bewirkt werden könne, so findet er überall gewisse vortheilhafte Seiten, die er vorher nicht bemerkt hatte, und will nicht das Verderben der Stadt bewirken. So war auch Voltaire. Er wollte, daß man ihm gestattete leicht über Alles zu urtheilen und zu spotten, aber an eine völlige Umkehrung dachte er ganz und gar nicht: er hatte zu viel Sinn für das Recht, einen zu grossen Widerwillen gegen das Gemeine und den Pöbel, um so Etwas einsehen zu können. Unglücklicher Weise versteht eine Nation, wenn sie so weit gekommen ist, wie Babouc zu philosophiren, es nicht so, wie er, sich zurückzuhalten, und ihr Urtheil zu erwägen; erst durch einen jammervollen Versuch bemerkt sie, aber zu spät, daß man Persepolis nicht zerstören müsse." Philosoph im strengen Sinn war Voltaire freylich nicht, am wenigsten ein tiefdenkender Philosoph; aber läugnen kann man doch nicht, daß er seine leichte Philosophie überall gehörig einzuweben wußte, und daß er im gewissen Sinn als Philosoph der Aufklärer seines Jahrhunderts wurde. Ein Vers aus der Henriade, den man im J. 1769 zur Inschrift einer Medaille auf ihn machte, drückt am Besten sein Lob aus: Il ôte aux nations le bandeau de l'erreur: Er nimmt den Nationen die Bande der Irrthümer ab. Die Philosophie war Voltaire's Abgott, seine Leidenschaft, und er verstand darunter den Haß gegen Alles, was ihm Vor-

urtheil hieß. Haben wir ihn oben mehrmahls Philosoph, den Philosophen von Ferney, genannt, so folgten wir dem Beyspiele Anderer, und dann erkennen wir in ihm den Philosophen als den Aufklärer seines Jahrhunderts: wir nehmen den Ausdruck für seine Zeiten. Und haben nicht seine Trauerspiele einen philosophischen Gang genommen? Ist er nicht ein philosophischer Dichter? Hat er nicht philosophische Lehren in seine Schriften verwebt? Hat er nicht philosophische Gegenstände geflissentlich, ausführlich behandelt? Als Weltweiser hatte er freylich so wenig System, als tiefe Achtung für Moralität, und in seinen Erörterungen und Lehren mehr überredende Kraft und Klarheit, und populäre Gewandtheit, als Gründlichkeit und Tiefe: letztere so nothwendige Stücke fehlen ihm vielmehr. Er kann in der Geschichte höchstens als Populärphilosoph bemerkt werden, der aber in einem grösseren Kreise wirkte, als vielleicht irgend ein Weltweiser seines Jahrhunderts. Er zeichnet sich auch durch eine geistvolle Polemik gegen Alles, was ihm mißfiel, aus, und bestritt weit besser herrschende Vorurtheile und Irrthümer, als daß er tief in Wahrheiten eingieng. Beklagen muß man nur, daß ein Mann von seiner Grösse und wundersamen Vielseitigkeit der Religion und den guten Sitten so viel geschadet hat: er lebte aber auch in einem verderbten Zeitalter seiner Nation. Woher kam sein Haß gegen die allerheiligste Christusreligion, daß er mit d'Alembert und Diderot die Idee faßte, sie auf alle mögliche Weise, (aber keineswegesso verborgen und fein wie Julianus Apostata) zu untergraben? Die darüber gewechselten Briefe führen alle die bedeutende Unterschrift: ecrasez l'infame. Man möchte Blut weinen! Aber er erkannte die reine lautere Christusreligion nicht; er beurtheilte solche so, wie er sie kennen lernte, wo man freylich zurückbeben muß, wenn man z. B. wegen eines Vergehens, das vor Gott und dem Richterstuhl der Vernunft nach den Absichten, Gesinnungen und Umständen, also anders, wie die Thoren richten, beurtheilt wird, einem achtzehnjährigen Jüngling von seinem Beichtvater aufgeben hört, so und so viel Paternoster herzuplappern: er kannte selbst die gereinigtere bessere katholische Religion nicht, und schloß so von den Auswüchsen, welche freylich Geist und Gemüth verderben, auf das Ganze. Schröckh sagt zur Ehre Voltaire's: „Voltaire hat sich oft und eifrig mit Religionsangelegenheiten in seinen Werken beschäfftigt. Er suchte zu zeigen, daß das Christenthum durch viele menschliche Einfälle verunstaltet worden sey, und sehr häufig zur Bedeckung niedriger Absichten gemißbraucht werde; daß es rühmlicher und nützlicher sey, in tugendhaften Gesinnungen, als in allen Glaubenslehren, übereinzustimmen. Besonders aber drang er darauf, daß weder die natürliche, noch die geoffenbarte Religion so barbarisch sey, Menschenhaß, Verfolgung und wohlbar Mordthaten an irrenden Christen zu gebieten. Sein Buch von der Religionsverträglichkeit ist dem größten Theile nach das beredteste und nachdrücklichste, was man über diese Materie ge-

schrieben hat; und er hat sogar mit einer Hitze, die seinem Andenken mehr Ehre macht, als die witzigsten und artigsten Schriften, sich bey den Grossen jener Unglücklichen angenommen, die durch grausame Religionsbedrückungen litten." So der edle, vortreffliche Schröckh. Mir ist's immer so vorgekommen, daß man Voltaire'n zu hart beurtheilt, und daß zu wenig Zeit und Umstände hier berücksichtigt werden: er beweist doch sonst gegen Religion hohe Achtung, und will Moralist seyn. Man könnte freylich sagen: er hat die Welt über seine Religionsgrundsätze irre gemacht. Bald vertheidigt er den Deismus, bald scheint er dem Atheismus das Wort zu reden, bald drückt er sich ganz skeptisch über die Religion überhaupt aus. Man sehe z. B. die Questions sur l'Encyclopedie, die Lettres de Memmius à Ciceron, das Dictionnaire philosophique portatif, das Evangile du Jour — in verschiedenen Stellen. Viele aufgeklärte Begriffe und Gesinnungen brachten übrigens seine Schriften mehr in Umlauf, besonders in Hinsicht auf Litteratur, Erziehung, Regierung, Gesetzgebung und Rechtsgelahrtheit.

Wir schließen mit einigen Anecdoten und mit einem Zusatz von der persönlichen Bildung, von der gelehrten Lebensart Voltaire's und von der Litteratur. Wir haben Anecdoten, welche die letzten Lebensjahre Voltaire's betreffen, und im Teutschen Merkur vom J. 1799. Nr. 11. S. 133 ff. vorkommen: diese Anecdoten (aus dem Journal d'un observateur ou Anecdotes secretes, pour servir à l'histoire de la Republique des lettres en France depuis 1762 jusqu'à nos jours) enthalten so viel Interessantes für den Menschenforscher, und werfen so viel Licht über den Character des ausserordentlichen Mannes, daß man nur bedauert, nicht noch tiefer blicken zu können, und daß man Ursache findet, in das Licht, worein der Verfasser den Helden stellt, und in die Farben und Reflexe, womit er Personen und Thatsachen colorirt, einiges Mißtrauen zu setzen. Eine der bemerkenswerthen Anecdoten, welche Voltaire's Annales de l'Empire betrifft, und in Friedr. Rud. Salzmann's Anmerkungen zu Mably's Schrift: „Von der Art, die Geschichte zu schreiben," a. d. Franz. mit Anmerk. nebst einer Vorrede des nachherigen geh. Justizr. und Prof. von Schlözer, Straßburg 1784. 8. vorkommt, ist diese: Voltaire kam im J. 1753 nach Straßburg; hier schrieb er seine Reichsgeschichte. Er ließ sich die elende Geschichte des Heiß vorlesen, und dictirte hernach seinem Secretär. Wenn einige Bogen auf solche Art fertig waren, so schickte er sie, mit höflichen Billets begleitet, einem dortigen Professor der Geschichte: pour marquer les fautes d'omission et de commission. Dieß geschah zum Theil: denn alle Unterlassungssünden anzumerken, wäre nicht nur eine undankbare Arbeit, sondern auch eine Unmöglichkeit gewesen. Von Straßburg reiste hernach Voltaire nach Colmar, wo seine Annales de l'Empire in 2 Bänden gedruckt wurden; ein Werk, das man für so schlecht hielt, daß es in Auctionen unverkauft stehen blieb. Was die

persönliche Bildung und gelehrte Lebensart Voltaire's betrifft, so entwirft Biörnståhl, der im J. 1770 Voltaire'n besuchte, folgendes Bild von ihm: „Voltaire ist etwas lang, sehr schmahl, mager und ziemlich bleich, hat eine hohe Stirn mit vielen und grossen Runzeln, grosse schwarze Augen, einen grossen und ziemlich breiten Mund, eine grosse Nase, ein grosses Kinn — und was wäre nicht groß an ihm? Er sieht satyrisch aus. Wenn er lacht, zieht er seinen breiten Mund zusammen, und sieht alsdann gut aus. Er geht etwas krumm, thut aber lange Schritte. Er hat ein gutes Gesicht, und braucht keine Brillen, ob er gleich gegenwärtig schon in seinem 77. Jahre ist. Er arbeitet und schreibt beständig, oft ganze Nächte. Wenn er im Bette liegt, und ihm Etwas einfällt, so klingelt er seinem Secretär, in welcher Stunde des Nachts es seyn mag, und dictirt ihm. Voltaire ist in Gesellschaft sehr angenehm, überaus höflich, ein vollkommener Hofmann; aber fällt ihm Etwas ein, es sey bey Tische oder in Gesellschaft, so geht er gleich in sein Zimmer und schreibt's auf, und kommt dann ganz munter wieder."

Ueber keinen Schriftsteller des 18. Jahrhunderts ist sowohl in critischer, als biographischer Hinsicht so Viel geschrieben worden, als über Voltaire, den aber auch der größte Theil der gebildeten Franzosen sogar für einen übermenschlich vollkommenen Schriftsteller hielt.

S. ausser den schon angeführten Werken, Histoire litteraire de Mr. de *Voltaire* par Mr. le Marquis de Luchet, Cassel 1780. Voll. VI. 8. Examen des Ouvrages de Mr. de *Voltaire*, consideré comme Poete, comme Prosateur, comme Philosophe, par Mr. Linguet, Bruxelles 1788. 8 maj. Biörnståhl's Briefe auf seinen ausländischen Reisen rc. Leipzig 1780. Ueber die Litteratur Frankreichs im 18. Jahrh., zwey Abhandlungen von Barente und Jay, a. d. Franz. mit Anmerk. herausg. von F. A. Ukert. Jena 1810. 8. (Das Leben Voltaire's von dem Marquis von Condorcet mit autobiographischen Nachrichten Voltaire's; nebst Rechtfertigungsstücken und anderen Beylagen, a. d. Franz. mit Anmerk. und Zusätzen des Uebersetzers, Berlin 1791. 8. und Tableau litteraire du XVIII siecle, ou Essai sur les grands Ecrivains de ce siecle et les progrés de l'esprit humain en France etc. Par Marie I. I. Victoire Fabre, Paris 1810. konnte ich nicht haben.)

Vonk, Cornelius Valerius, Secretär der Stadt Nimwegen, Mitglied der Hetrurischen Akademie zu Cortona und der Akademie der Arcadier zu Rom, ward am Ende des J. 1725 zu Nimwegen in der Provinz Geldern geboren. Sein Geschlecht war daselbst angesehen, und mit vornehmen Verwandtschaften verknüpft. Als er noch ein Kind war, gab er schon viele Hoffnung von sich, daß er in den Wissenschaften glücklich zunehmen würde. Man gab ihn deßhalb bey Zeiten zur Unterweisung. Im 10. Jahre seines Alters fieng er bereits an zu dichten; und

seine Gedichte erhielten schon damahls den Beyfall der Gelehrten. In einem so zarten Alter trug man Bedenken, ihn auf hohe Schulen zu schicken, ob er gleich sonst fähig genug dazu gewesen wäre. Er gieng also erst vier Jahre hernach, nämlich im J. 1736, nach Utrecht. Sein Vater war damahls eben in die Ewigkeit gegangen; und dieser für ihn sehr schmerzliche Verlust gab ihm um so viel mehr Anlaß, daß er den Entschluß faßte, bey den Wissenschaften seinen Trost zu suchen. Der Erfolg zeigte auch gar bald, daß er sich denselben nicht vergeblich gewidmet hatte, indem er nach drey Jahren ein Specimen criticum in varios Auctores nebst einigen vermischten Anmerkungen herausgab. Trajecti ad Rhenum 1744. 8 maj. Dieses Werk hat der Verfasser den vortrefflichen Männern Abraham Wieling und Peter Wesseling zugeeignet, wovon der Erste damahls die Rechte, der Andere aber die schönen Wissenschaften, nachher auch die Rechte öffentlich lehrte. Unser Vonk verehrte Beyde als seine Lehrer. Diese Schrift enthält zwar meistentheils critische Anmerkungen; jedoch so, daß auch zugleich andere Sachen vorgetragen werden. Hauptsächlich wird darin von Antonii Carmine adversus Gentes, welches beym Johann Albert Fabricius im Syllabo scriptorum de veritate Religionis Christianae zu finden ist, gehandelt, imgleichen von Cresconii Agrippae Africani libris in laudem Iustini minoris, von der Collatione Legum Mosaicarum et Romanarum, von der Beschneidung der Aegyptier, von dem Weltweisen Epictet, von des Lactantius Buche de mortibus persecutorum, von Paulino Nolano, von Silio Italico, von verschiedenen Stellen des Justinianeischen Rechts, von Theophili Paraphrasi Institutionum, von Martiano Capella, u. A. m. S. Acta Erudit. A. 1746. Nicht lange vorher hatte unser Vonk ein scherzhaftes Werkchen, welches er Mercurii Stygii Iter subterraneum nennt, herausgegeben. Hierin hat er einem gewissen Gottesgelehrten, welcher ihn mit grosser Heftigkeit angegriffen hatte, auf eine sinnreiche Weise, und welche wegen der eingemischten gelehrten Scherze Beyfall gefunden hat, die Wahrheit gesagt. Dieses Werkchen ist gleichfalls zu Utrecht gedruckt worden. Weil aber fast zu eben derselben Zeit zwischen Abraham Wieling, und den Utrechtischen Gottesgelehrten über gewisse Sätze, welche ein Zuhörer des Erstern in seiner Inauguraldisputation vorgetragen, und worin die Letztern irrige Lehren suchten, Streitigkeiten entstanden, endlich auch die Sache, wie insgemein in dergleichen Fällen zu geschehen pflegt, zum Schriftwechsel kam: so griff unser Vonk, welcher damahls seinem Lehrer vielleicht mehr, als es die Klugheit rieth, anhieng, gleichfalls zur Feder, und gab heraus: Nicolai Hagemanni Promulsidem animadversionum in Alberti Voget (dieser war damahls Dechant der theologischen Facultät) Scripta varia, ad Ianum Valentinum Blondeel ICtum ac Philosophum. Doch er wandte sich bald wiederum zu ernsthaftern Beschäfftigungen, und erwarb sich zu Utrecht die Würde eines Rechtsgelehrten, zu welchem Ende

er Centuriam thesium inauguralium philologico-nomicarum herausgab. Hiernächst schrieb er Lectionum Latinarum libros duos, Trajecti Viltorum 1745. 8 maj. worin sehr viele lateinische und meistentheils christliche Schriftsteller, nämlich Sulpicius Severus, Minucius Felix, Althelmus, Optatus Milevitanus, Cassianus, Güntherus, Joseph Iscanus, und viele Andere verbessert, und in's Licht gestellt werden. S. Acta Erudit. A 1748.

Nicht lange hernach, als Wieling gestorben war, nämlich im J. 1746, gab unser Vonk heraus: Abrahami Wielingii Nubem testium, sive Apologetici partem alteram, (opus posthumum, edidit et praefationem adjunxit *Corn. Val. Vonk*) welche ebenfalls zu Utrecht gedruckt ist. Zu dieser Schrift wurde er durch seines ehemahligen Lehrers Verlangen bewogen, welcher ihn vor seinem Tode darum ersucht hatte. Er hat auch demselben eine Grabschrift verfertigt, welche in der Kirche zu Hermelen, einem Dorfe bey Utrecht, das durch Peter Burmann's Badestein berühmt ist, folgendermaßen gelesen wird: HEIC. POSITVS. EST. ABRAHAMVS. WIELINGIVS. ANTEC. VLTRAIECT. QVEM. DOCTI. LVGENT. AC. BONI. VIXIT. ANN. LII. MENS. II. AVE. VIATOR.

Wie Viel aber Wieling von unserm Vonk gehalten habe, giebt er selbst in seinem Apologetico, den er bey seinem Leben herausgegeben, deutlich zu erkennen, indem er an demjenigen Orte, wo er von seinen Zuhörern redet, unsern Gelehrten an Statt aller Uebrigen anführt, und ihn einen glücklichen Nachfolger des Hugo Grotius nennt. Kann wohl ein Lob grösser seyn, als dieses? Er hat eben diesem Wielingischen Werke eine sehr weitläuftige Vorrede, welche verschiedene lesenswürdige Anmerkungen enthält, und bey den Gelehrten Beyfall gefunden hat, vorgesetzt.

Endlich ist er in sein Vaterland zurückgekehrt, woselbst ihn der grosse Gönner der Gelehrten, der Prinz von Oranien, zum Secretär der Stadt Nimwegen verordnet hat, nachdem er im vorhergehenden Jahre (1748) zu Amsterdam Castrucoii Bonamici Commentarium de rebus ad Velitias gestis (Editio nova, auctior, curante *Corn. Val. Vonk*) mit einer Vorrede und Anmerkungen, imgleichen mit einer Zuschrift an diesen Prinzen herausgegeben hatte. Ebendemselben waren auch zwey Jahre vorher die oben gedachten Lectiones Latinae zugeeignet worden. Zu gleicher Zeit gab unser Vonk des Guido Ferrarius, eines Jesuiten und Lehrers der Beredtsamkeit auf der Braydenischen Universität zu Mayland, Lib. de gestis Eugenii, Ducis Sabaudiae, in Pannonia heraus, und begleitete dieselbe mit einer Vorrede an Johann Rudolph Iselin, der juristischen Facultät zu Basel Beysitzer und Fürstlich Baden-Durlachischen Hofrath. Diese Schrift wurde im Haag gedruckt. S. das Journal des Savans vom Dec. 1750.

Endlich wurden in eben diesem J. 1749 durch Vonk's Fürsorge Hieronymi Faleti Libri quatuor de bello Sicambrico

zu Nimwegen (Noviomagi) auf's Neue herausgegeben. Dieser Faletus war ein Ligurischer Edelmann, und stand bey dem Herzoge von Ferrara, Hercules von Este, in grossen Gnaden, dessen Abgesandter er auch bey der Republik Venedig war. Er hat in dieser Schrift den ganzen Krieg, welcher zwischen Kaiser Carl V. und dem Herzoge Wilhelm von Cleve und Jülich über den Besitz des Herzogthums Geldern geführt worden, poetisch beschrieben. Man findet darin eine treffliche Beschreibung von der Belagerung und dem Untergange der Stadt Düren, welche im J. 1543 von Carl V. mit stürmender Hand eingenommen worden. Vonk's weitläuftige Vorrede ist an den geheimen Rath von Back gerichtet, und enthält unter andern gelehrten Anmerkungen auch eine Nachricht von dem Faletus und von seinem poetischen Werke. S. Acta Erudit. A. 1750.

In diesem J. 1750 wurde unser Vonk von der Hetrurischen Akademie zu Cortona, und bald darauf von der Akademie der Arcadier zu Rom zum Mitgliede aufgenommen. Er gab auch in diesem Jahre des Guido Ferrarius Rede de arte politica zu Nimwegen, mit einem kurzen Sendschreiben an den Verfasser, heraus. Bald darauf folgte: Castruccii Bonamici Commentariorum de bello Italico Liber primus, cum praefatione *Corn. Val. Vonkii* ad Eminentissimum Principem Angelum Mariam Cardinalem Quirinum, Bibliothecae Vaticanae Praefectum et Episcopum Brixiensem. (Noviomagi 1750. 4.) In diesem Werke wird der letztere Krieg in Italien mit einer vollkommenen Römischen Feder beschrieben: und die beyden noch fehlenden Bücher sollten erfolgen, sind aber nicht erschienen.

Nunmehr kommen wir zu demjenigen, was wir ausserdem von Vonk noch zu hoffen hatten. Er war eine Zeitlang am Meisten damit beschäfftigt, daß er Wilhelms von Berchem, eines ehemahligen Canonicus zu Nimwegen und Vorstehers der Kirche Niell in der Duiffelt, Chronicon Gelriae aus dem Nimwegischen Archiv an's Licht stellen wollte. Der Rath zu Nimwegen hat ihm diese Arbeit auf eine solche Art aufgetragen, die ihm Ehre macht. Dieser Wilhelm von Berchem hat zu den Zeiten des Herzogs von Geldern, Adolph von Egmond, gelebt; und bis dahin hat er auch seine Geschichte fortgeführt. Die Geldrische Geschichte würde dadurch kein geringes Licht erhalten haben. Nächstdem wollte Vonk den Cresconius Corippus, einen Dichter, der zu den Zeiten Justinus II. gelebt hat, in Kurzem an's Licht stellen. Er wollte ausser des Ruizius, Assagrius, Rivinus, Thom. Dempster's, Rittershusen's, Barth's und Götze's Noten, auch die bis dahin ungedruckt gewesenen Anmerkungen des ehemahligen Rotterdamischen Gottesgelehrten Cornelius Arkel's, welche er von dessen Sohn erhalten, imgleichen die Anmerkungen des Joseph de la Serna Cantoralius, eines Lehrers der Rechte zu Salamanca, welche ihm von dem berühmten Gregor Majans aus Spanien zugeschickt worden, und endlich des Nic. Heinsius zwar kurze, jedoch vortreffliche Noten hinzufügen: welches Alles

dieser Ausgabe einen grossen Werth gegeben haben würde. In der Vorrede zu Castruccii Bonamici Commentario de rebus ad Velitras gestis hatte Vonk Lucubrationes de Iure Publico, praesertim Belgico, versprochen; welche den Beyfall der Gelehrten um so viel mehr erhalten haben würden, da das Holländische Staatsrecht noch nicht sonderlich in's Licht gestellt ist. Nicht weniger hat er in der Zuschrift an den Herrn von Back, welche vor dem Faletus anzutreffen ist, zu einer Geschichte der Geldrischen Gelehrten Hoffnung gemacht, und zugleich angeführt, daß er den Abschnitt von den Nimwegischen Gelehrten beynahe zur Hälfte vollendet habe. „Nos aliquando plures addituri sumus, sagt er in gedachter Vorrede, si, quod molimur, Gelriae Eruditae opus, (cujus primum Doctorum Noviomagensium specimen fere ad umbilicum perduximus) Deo nobis vitam et sanitatem largiente, ex voto contigerit exsequi.“

Ausser diesem Allen hat Vonk eine grosse Anzahl Lateinischer Gedichte verfertigt, deren Ausgabe von Vielen gewünscht würde. Et hat sich aber nicht überwinden können, dem Verlangen seiner Freunde in diesem Stücke zu willfahren, obgleich die meisten einzelen Stücke mit grossem Beyfalle aufgenommen worden sind. Wir wollen nur ein einziges davon, nämlich die schöne Elegie anführen, womit Vonk die grosse Justizverbesserung, welche von dem Könige von Preussen im J. 1749 durch Seinen wirklichen geheimen Etats- und Kriegsminister und Großcanzler, den Freyherrn von Cocceji, in dem Herzogthum Cleve und der Grafschaft Mark veranstaltet worden, besungen hat. Weil dieses Gedicht nicht weitläuftig ist, so wird es vielleicht nicht unangenehm seyn, solches in Absicht auf eine so wichtige Angelegenheit ganz eingerückt zu lesen:

Iustitiae Reduci.

Ut solet humanis vitium succedere rebus,
  Quum bona per longam deperiere diem;
Sic quoque Clivenses afflaverat improbus oras
  Stultitiae, fraudis, perfidiaeque furor:
Iuraque perraro sub vindice muta tacebant,
  Et pro Caussidico Rabula multus erat.
Quod nisi sanasses putri mox patre resecta,
  Vulnera COCCEII REX FRIDERICE, manu,
Temporibusque TUIS haec debita dona putasses;
  Saevior in Populos pestis itura fuit.
Hoc quoque post Belli potuit restare labores,
  Et Pacis titulos totque Tropaea TIBI:
Hoc etiam antiquo Themidem deducere Coelo,
  Et terris facilem conciliare Deam!
Est aliquid rigidi per mille pericula Martis
  Heroum summis laudibus ire parem:
Est aliquid, semper victricia ponere castra,
  Multaque Fortunae, plura referre sibi:

Est aliquid, placidae Laurum connectere Olivae,
Gradivoque suos imposuisse modos:
Est aliquid doctis famam committere chartis,
Est primum in Pindo promeruisse locum!
Magna quidem sunt haec, atque immortalia, REGUM
MAXIME, nec sine TE, post habitura fidem:
Sed tamen Herculeis tot monstra domare lacertis,
Fallimur, aut Saecli gloria major erit.

Corn. Val. Vonk.

Diese Probe rechtfertigt den Wunsch derjenigen, welche nach einer Ausgabe der sämmtlichen Vonkischen Gedichte Verlangen trugen. Es hat auch solche bey den grösten Männern, in's Besondere auch in Italien, einen ungemeinen Beyfall gefunden. Der Cardinal Corsini hat dieses Gedicht der Hetrurischen Akademie zu Cortona, und der Cardinal Quirini der Akademie der Arcadier zu Rom aus eigener Bewegung zugestellt. Beyde haben dabey unseres Vonk's mit vielem Ruhme gedacht. Der Jesuit Ferrarius hat solches seinen Zuhörern öffentlich vorgelesen, und die Philippinischen Reden des Cicero liegen lassen, in deren Erklärung er eben begriffen war, als er dasselbe erhalten. Und von dem Cardinal Quirini, diesem grossen Gelehrten, verdient noch der Umstand angeführt zu werden, daß er durch eben diese Elegie und andere Vonkische Gedichte angereizt worden, gleichfalls zu dichten; wie er denn auch wirklich eine Idylle des Herrn des Forges-Maillard aus dem Französischen in unvergleichliche Lateinische Verse bey dieser Gelegenheit übersetzt hat *). Er giebt dieses selbst in einem poetischen Schreiben zu erkennen, worin er seine Muse folgendermaßen anredet:

Pieriam cui, Musa, viam mihi sternere blande
Collibuit, Mellae siquidem, Tiberi amne relicto,
Exoptata diu repeto dum littora, mecum
Contendens una, dignata es tradere plectrum
Ipsa meis manibus, Latioque adstringere metro
Me quoque tunc Galli suasisti carmina Vatis;
Te modo, Diva, precor, Batavae regionis ad oras
Pernici ut volites cursu, verbisque salutes
Illa meis primum loca, quae olim laetus adivi!
Dein populos inter, Mosa quot, quot Rhenus et ambit,
Convenias fido junctum mihi foedere amicum,
Cornelius cui nomen *Vonkius*; edoce et ipsum,

*) Es ist diese Idylle zu verschiedenen Mahlen, und zuletzt im J. 1751 unter folgender Aufschrift herausgekommen: Les Arbres, Idylle à Monsieur de Perard, Chapellan du Roi de Prusse, des Academies des Sciences de Berlin, Petersbourg et Stockholm, de l'institut de Bologne, de la Societé de Londres, des Societés Royales Allemandes de Goettingen et Greifswalde, par Mr. des Forges-Maillard, des Academies Royales des Sciences et Belles Lettres d'Angers et de la Rochelle, avec la traduction Latine de S. E. Monseigneur le Cardinal Quirini, Eveque de Brescia et Prefet de la Bibliotheque du Vatican.

Quos mihi transmisit versus, dum cedere Roma
Iam jam molirer, caussam stimulosque dedisse,
Cur vel iter carpens calamos inflare canoros
Gestirem: versus, inquam, quos condidit ille,
Astraeam reducem Coccejo Praeside cantans,
Auriaci celebrans teneros aut Principis annos,
Seu tristem lacrymans amissa conjuge casum
Illustris Comitis Lindensis, quo mage carus
Nullus Cornelio, et Musarum nullus, in urbe,
Quam regit ad Vahalim cultor, magis atque patronus.
Hisce autem dictis haec insuper addito, Musa,
Quatuor ante dies tantum accepisse Quirinum
Cornelii munus, nempe historiam Bonamici
Egregiam, ac prorsus dignam, quae splendida praelo
Exiret Batavo, at nulla ratione Quirini
Condignum nomen, quod Libri in fronte micaret.
Olli igitur magnas solvas pro munere grates,
Praeterea multo majores, innumerasque,
Quod claris adeo scripta Itala laudibus ornet,
Livida nil metuens vecordis murmura turbae.

Wir haben dieses schöne Stück mit Strodtmann desto lieber angeführt, da es von einem so grossen Manne herkommt und zugleich dessen besondere Gewogenheit gegen Vonk offenbart.

Ueberdieß hat Vonk das Bild des Königlich Preussischen wirklichen geheimen Etats- und Kriegsministers und Großcanzlers, Freyherrn von Cocceji, poetisch entworfen; und da dieses mit gleichem Beyfalle aufgenommen worden, so wird solches hier gleichfalls eingerückt:

Imago perillustris Viri SAMUELIS COCCEII meritis ac dignitate excellentissimi.

TACITUS L. VI. Annal. cap. 26. Coccejus Nerva; continuus principis, omnis divini humanique juris sciens.

Quem praesens mirata Virum, mirabitur aetas
Postera nec famam saecla priora negant.
Scilicet ad tantas concurrere tempora laudes
Priscaque debebant, nostra, futura simul.

Und dieß mag von den Vonkischen Gedichten und Schriften genug seyn.

Vonk hat mit den größten Männern in den Niederlanden, in Teutschland, in Frankreich, in Spanien, und in der Schweiz in einem freundschaftlichen Briefwechsel gestanden, wozu er auch von Verschiedenen auf eine höfliche Weise eingeladen worden, und wovon einige öffentliche Denkmahle vorhanden sind. Ins Besondere aber hat seine Wissenschaft ihm in Italien Gönner zuwege gebracht. Von dem Cardinal Quirini haben wir bereits so eben eine deutliche Probe gesehen. Es kann aber auch von Ebendemselben noch eine andere öffentliche Bezeigung in dem

Sendschreiben an den Baselischen Rechtsgelehrten, Johann Rudolph Iselin, welches im J. 1750 zu Rom herausgekommen ist, nachgesehen werden. Ausserdem ist im Vorhergehenden schon angeführt, daß der Cardinal Corsini unserm Vonk mit Gewogenheit zugethan war. Zu diesem kommt noch der Päpstliche Legat in der Schweiz und Erzbischof von Petra, Philipp Acciajoli, hinzu, imgleichen Julius Cordona, Guido Ferrarius, nebst vielen Andern. Der Letztere, nämlich Ferrarius, hat seine Hochachtung für unsern Vonk in einem Sendschreiben an den Grafen Otto Friedrich von Lynden, einen grossen Gönner der Gelehrten, und in's Besondere Vonk's, zu erkennen gegeben. Dieses Sendschreiben findet man bey der im J. 1751 zu Nimwegen gedruckten Rede des Ferrarius, de optimo statu civitatis.

Noch Einiges von Vonk's Character. Er war von kleiner Leibesgrösse, welche ihn jedoch nicht unansehnlich machte. Sein Angesicht war lebhaft und aufgeheitert, so daß man seinen Geist daraus gewissermaßen erkennen konnte. Er hatte scharfsichtige und beynahe schwarze Augen. Die Stimme war männlich, und er war sehr beredt, wenn die Gelegenheit es erforderte. Im Umgange war er höflich und freymüthig, so viel wenigstens die Klugheit es zuließ. Er war munter, um seinen Freunden zu dienen. Er war freygebig, und zum Mitleiden geneigt. Gegen die Dürftigen war er über die Maße, und fast bis zur Verschwendung gutthätig, dergestalt, daß diese Tugend fast ihre Gränzen überschritt. Er schien sehr nach dem Ruhme zu streben. Seine Sitten waren so unverfälscht, daß er sogar hatte wagen dürfen, sich dem Urtheile des Neides zu unterwerfen. Niemahls, auch nicht in seiner Kindheit, hat man etwas Unanständiges aus seinem Munde gehört. In der Kleidung war er fast bis zur Nachlässigkeit mäßig und eingezogen. Von Natur war er sehr zum Zorne geneigt: allein er hatte diesen Fehler, sowohl als Andere, durch die Philosophie aus dem Wege geräumt. Ungefähr vom 7. Jahre seines Alters war er öfters mit Krankheiten, und besonders mit Hauptschmerzen geplagt gewesen, welches ihm viele Zeit benahm, die er den Geschäfften und Wissenschaften hätte widmen können. Er klagte darüber in einem gewissen Gedichte folgendermaßen:

> Nescio quae, Nemesis nostrum malesana cerebrum
> Et vexat saevis morsibus usque caput,
> Quae neque me studiis ullas impendere curas,
> Nec sinit argutae tangere fila Lyrae.
> Dira mali rabies crescit: non diva poesis,
> Non facit ad genium Barbytos ulla meum.
> Sive ego culpa fui, seu sic velit ira Deorum,
> Seu mihi nascenti stella maligna fuit.

Diese biographischen Nachrichten sind ursprünglich aus der Feder des Königl. Preussischen Churmärkischen Kammergerichtsraths, des gelehrten Joh. Könen zu Berlin, geflossen, der ein

Freund unsers Vonk's war. Nur noch Etwas, um Vonk's Geschichte zu ergänzen. Vonk hat in seinen 1745 herausgegebenen Lectionibus Latinis unter andern auch einige Verbesserungen im Sulpicius des Herrn von Hoven zu Lingen geprüft, und in den Actis Eruditorum ist dieß gelobt. Von Hoven hat sich sowohl gegen die Letztern, als gegen Vonk in den Hamburgischen freyen Urtheilen vertheidigt, St. 3. von 1752. Wir rücken die Vertheidigung hier ein. Hoven schreibt also: „Ich bin sehr entfernt von derjenigen Eigenliebe, welche nicht fähig ist, ihre Fehler zu erkennen, und würde mit Vergnügen sowohl des Herrn Vonk's als der Leipziger Recensenten Erinnerungen mir zu Nutze machen, wenn ich von der Richtigkeit derselben wäre überführt worden. Da aber solches in keine Wege geschehen, so wird mir erlaubt seyn, die gar geringe Schwierigkeit, welche gegen meine Verbesserungen gemacht worden, mit Wenigem zu heben. Lib. I. Hist. S. Sulpicii S. c. 1. habe für post gesta convertere gesetzt converrere. Ich habe erwiesen, daß die Buchstaben t und r öfters verwechselt worden. S. freye Urth. St. 55. von 1751. Die Veränderung von einem einzigen Buchstaben ist gering. Hingegen will der Eine von meinen Herren Gegnern ein Wort, in, und der Andere gar zwey, se in, hineinflicken, welches ihre Leseart sehr verdächtig macht. Die Herren Leipziger wollen also aus unserm Sulpiz lieber einen Uebersetzer machen, so daß Sulpiz so viel sagen wollen: Er habe die post gesta aus dem Griechischen in's Lateinische übersetzt. Solches kommt aber am Wenigsten bey den post gestis zu Statten, welche er gewiß nicht übersetzt, sondern zusammengerafft hat. Ich habe diese Bedeutung und Gebrauch des Worts converrere schon 1739 aus dem Gellius erwiesen. S. Verosim. p. 48. Hier wird diese Stelle in den Actis Erud. l. c. angeführt, als ob Herr Vonk selbige gegen mich beygebracht hätte. Meine Herren Critici beweisen aber ihre Redensart nicht deutlich; denn es ist hier nicht die Frage, ob die Römer gesagt: Convertere se in Asiam, sondern, ob ein Schreiber bey dem Uebergange von einer Sache zur andern gesagt: Convertere se in hanc rem. Gewiß eine sehr seichte Einwendung scheint es, wenn man darum das Wort converrere verwirft, weil sich solches nicht zu dem concurrissem, und der Metapher ab itinere schicke. Sind denn dergleichen Schreiber allemahl bey derselbigen Metapher geblieben? — Sie führen alle Muthmaßungen der Gelehrten über diese Stelle an, warum man aber des Theodor Hase seine Muthmaßung nicht geprüft, weiß ich nicht. Dieser liest conferre; welches Wort dem converrere ziemlich nahe kommt, jedoch wird eine Sylbe dabey verloren. Ich liebe die allermindeste Veränderung. Die Erklärung, welche man von dem Worte converrere giebt: multa et varia, sine cura discriminis in unum conducere, kommt ganz wohl mit dem Vorhaben des Sulpiz überein. Er wollte die post gesta nicht so umständlich und ordentlich erzählen, sondern diese nur obenhin ausfegen; wie denn in

seiner Hist. lib. II. diese post gesta nur obenhin, levi penicillo, berührt und zusammengeflickt werden. S. vom Worte verrere die Miscell. crit. Vol. X. p. 189. Weil wir aber den Sulpiz zur Hand genommen, so will man bey dieser Gelegenheit daraus den Tacitum in praefat. ad vit. Agricolae verbessern. p. m. 700. lesen wir: ni cursaturus jam saeva et infesta virtutibus tempora. Diese Leseart ist verdächtig, und es haben die Critici gemuthmaßt, man solle lesen incursaturus. Warum aber nicht aus unserm Sulpiz, der den Tacitus fleißig gebraucht, geschrieben und gelesen: ni cursaturus per tam saeva etc. so ist Alles klar. — Die andere Verbesserung, welche dem Hrn. Vonk und meinen Herren Leipziger Kunstrichtern nicht gefällt, betrifft die Worte im 50. Kap. §. 5. se Dei nutu potius arma suppressisse. Ich habe geurtheilt, man müsse lesen suscepisse. Die Herren Leipziger billigen sumsisse, und machen aus einem viersylbigen ein dreysylbiges Wort. Ich dachte, man müsse auch auf den Raum und die Länge der Wörter Acht geben, wenn man verdorbene Lesearten bessern will. Doch, dieses achten die Herren Leipziger wenig, und wollen lieber dem Sigonius, als mir, oder dem Herrn Vonk folgen. Dieser machte daraus: potius arva suppressisse. Ich lasse solches in seinem Werthe, ob es mir gleich zu weit vom Texte abzugehen scheint. Wem mein suscepisse nicht gefällt, dem stelle ich es anheim, ob er lieber sustulisse lesen wolle. Petronius de B. C.

Gallica projecit, civilia sustulit arma.

Der Herr Vonk fügt eine dritte Stelle hinzu, aus dem zweyten Buche gleich im Anfange, wo die Worte: in absolutionem Sus. div. cons. vielen Zweifel erweckt haben. Die Herren Leipziger tragen des Herrn Vonk's Meynung dergestalt vor: Ait Severus, persecuturum se esse Danielis perseverantiam, et ab eo gesta divino consilio in absolutionem Susannae, caeteraque quae perpetravit. Es scheint also, daß Herr Vonk eine Umsetzung der Wörter vorgenommen, und die Wörter: ab eo gesta, welche jetzt nach caeteraque folgen, gleich nach et und vor in absolutionem setzen, oder wenigstens verstehen wollen. Die Herren Leipziger aber, um nicht ganz müssig zu scheinen, muthmaßen: et inde absolut. Susan. Umsonst! Sulpiz rühmt die perseverantiam Danielis in zwey Stücken, einmahl ad conservandam legem, dann zweytens in absolut. Susan. d. c."

S. des neuen Gel. Europa Th. 1. S. 235. Saxii Onomast. litter. P. VII. p. 85. Analect. p. 276.

Vosmaer, Arnoud, Rath und Director der Kunst- und Naturaliencabinette des ehemahligen Erbstatthalters der vereinigten Niederlande, rühmlich bekannt als Naturforscher, starb am 24. Januar 1799 im Haag.

Wir haben von ihm eine Menge naturhistorischer Beschreibungen, z. B. Description d'une nouvelle espece Africaine de Porc à large groin, Description d'un grand Ecureuil volant,

Description d'un Aloyon d'Amerique, Description d'une espece rare de Singe, Description d'un Chat-Bizaam d'Afrique, Description du Sagittaire, oiseau de proie inconnu, Description d'un Chien sauvage de Ceylon etc.

S. Intllzbl. der Erlang. litter. Zeit. J. 1799. Nr. 16.

Vriemoet *), Emo Lucius, Doctor der Theologie, und ordentlicher Professor der Morgenländischen Sprachen und Hebräischen Alterthümer zu Franecker, hatte zum Geburtsort die berühmte Handelsstadt Emden, welche den Holländern, ausser dem berühmten Heinrich Alting, schon mehr gelehrte Männer geliefert hat, und von ihnen als ihre allgemeine Mutterkirche verehrt wird. Sein Vater, Bernhard Vriemoet, war daselbst Buchhalter der bis zu Ende des 17. Jahrhunderts zu Emden blühenden Afrikanischen Handlungscompagnie, und wurde nachher von den Staaten von Utrecht bey ihrem Rechnungswesen gebraucht; und sein Großvater, dessen Vornamen er, nach der Landesgewohnheit, in der Taufe empfangen, Emo Lucius Aldrichs, bekleidete, nebst der Würde eines Doctors der beyden Rechte, das Rectorat der Lateinischen Schulen. Nach gelegten Gründen der Wissenschaften, bezog er 1715 die Utrechtische Universität, und genoß daselbst vornehmlich der Professoren der Sprach- und Gottesgelahrtheit, Adrian Reland, Franz Burmann und Hieronymus von Alphen, Unterweisung. Unter Burmann vertheidigte er auch am 14. Juny 1719 seine Diss. de terrae filiis apud Judaeos עם הארץ. Schon damahls stand er, wie wir aus der Zuschrift dieser akademischen Probeschrift ersehen, mit der in Friesland sehr angesehenen Hüberischen Familie in einiger Beziehung und pflog mit dem Dr. Gerdes diejenige Freundschaft, welche dieser rühmt in den Miscell. Duisb. T. I fasc. 4. p. 677. Nach vollendeten akademischen Studien folgte er nicht als Candidat der herrschenden Gewohnheit, sich allein im Predigen zu üben, sondern er fuhr fort, der Orientalischen Litteratur vielen Fleiß zu widmen; und gab eine ausnehmende Probe davon 1722 in der zu Utrecht gedruckten Diss. de Schiloh; wodurch er deutlich an den Tag legte, daß er ein Schriftsteller wäre, (wie in der Biblioth. hist. philol. theol. Brem. Class. VI. fasc. 2. p. 378. von ihm geurtheilt ward) qui gerit ante annos animum curasque viriles; und wie würdig er sich schon der höchsten Würde in der Gottesgelahrtheit gemacht hätte.

*) Er schrieb seinen Geschlechtsnamen nach der Niederteutschen Art, Vriemoet. Es ist sonst bekannt, daß in Westphalen noch ein Geschlecht dieses Namens übrig war, vielleicht noch, welches sich Friemuth schreibt, wiewohl man nicht sagen kann, ob es unserem Gelehrten auch nur von Weitem verwandt sey. Er nennt mehr als einmahl, z. B. in den Observ. miscell. p. 27 und 49, die vereinigten Niederlande sein Vaterland: Simile quid in nostra patria observamus; am Rande steht: ipsius Belgii nostri. Es geschah dieß vermuthlich wegen der Nachbarschaft Ostfrieslandes, oder weil er es mit dem alten Sprüchwort hielt: Ubi bene, ibi patria.

Am 22. October 1724 trat er das Predigtamt zu Loen in Holland an, und am 12. May 1727 zu Harlingen. Von da erhielt er am 18. März 1730 den Ruf zu dem durch den Abzug des berühmten Schultens nach Leyden erledigten Professorat der Morgenländischen Sprachen zu Franecker. Er ließ sich denselben gefallen, nicht zeitlichen Vortheils halber, sondern bloß aus Liebe zu den Wissenschaften, welche er zu lehren berufen ward, bey der geringen Anzahl von Gelehrten, welche sich solche angelegen seyn lassen; wie er selbst in der Zuschrift seiner Observ. miscell. an den Prinzen von Oranien bezeugt *). Von der ersten Jugend an hatte er in diesen Wissenschaften ein besonderes Vergnügen geschöpft; und er gesteht in seiner Antrittsrede, daß er sich wohl eher dergleichen Amt, als er nun erhalten, gewünscht habe, und daß er erfreut sey, daß die vorher gefaßten Gedanken einiger Freunde und Gönner eingetroffen. Er fährt fort, daß er die grosse Würdigkeit und Vortrefflichkeit des Predigtamtes, die Früchte, welche er davon gesehen, und die Annehmlichkeit der dahin gehörigen Wissenschaften eingestehe, und sowohl deßwegen, als nach in Ansehung dessen, was er noch hätte hoffen können, von demjenigen Amte, das er jetzt anträte, beynahe einigermaßen abwendig geworden sey. Aber die Liebe, sagt er, zu gemeldeten Wissenschaften habe um desto leichter die Oberhand gewonnen, da er eines Theils den herrlichen Nutzen derselben in Erklärung dunkeler Oerter der heil. Schrift mit näherer Ueberzeugung eingesehen, und anderen Theils der ehrenvolle Beruf der Curatoren hinzugekommen sey. Seine Einführung geschah zugleich mit dem Professor der Medicin, Gottfried du Bois, am 15. März 1731, und die gemeldete Antrittsrede handelte de variis gentilium ipsorumque Christianorum quorundam in gentem Iudaicam conviciis, ex ignorantia rerum Orientalium maximam partem ortis, welche hernach zweymahl gedruckt worden ist.

Im August 1738 hielt er die ihm aufgetragene feyerliche Leichenrede auf den am 11. desselben Monaths verstorbenen Professor der Gottesgelahrtheit, Alb. Wilh. Melchioris. Und in eben demselben Jahre ertheilte ihm der akademische Senat zu Franecker das theologische Doctorat aus eigener Bewegung. Am 16. August 1740 ward ihm die Profession der Hebräischen Alterthümer beygelegt. Es ist dieses eine Art sehr angenehmer Belohnungen für die Lehrer auf den Holländischen Universitäten. Sie werden erst zu der hauptsächlich fundirten Profession berufen, nachher aber, nebst einer ansehnlichen Zulage, mit diesem oder jenem in ihre Hauptprofession einschlagenden Lehramte dazu beehrt. Das Jahr vorher hatte er das ihm von dem nachherigen Leydenschen Professor Hemsterhuis übertragene akademische Rectorat verwaltet, und solches mit einer Rede de justo usu Rab-

*) Seine Worte sind: „Nullo emolumenti externi intuitu, sed amore unice litterarum Orientalium in praesenti eruditorum eas colentium maxima penuria, huc me trahi passus sum."

binorum in antiquitatibus Israeliticis dem Professor Venema übergeben. Im J. 1743 erhielt er diese Würde zum zweyten Mahle aus den Händen des Professors Muis, und übertrug sie am 1. Juny 1744 dem Professor Valkenaer, mit der Rede de academiae Franequeranae fortunis; et pro vera libertate theologica contra proterivam licentiam. Sie hat ihm einigen Verdruß verursacht, und vornehmlich ist Einer seiner Amtsgenossen deßwegen noch ungehaltener auf ihn geworden, als er vorhin war. Sie ist zu Gröningen gedruckt worden, aber schwer oder nicht zu bekommen. Uebrigens lebte Vriemoet unverehlicht, und starb am 17. Juny 1760 mit dem gegründeten Ruhme eines wirklich gelehrten Mannes, der sonderlich im Orientalischen seine Stärke hatte. Sein Bruder, Johann Vriemoet, hat sich auch durch einige Schriften, und besonders durch seine Observationes in Matthaeum, einen guten Namen erwarben. Wir zeigen einige Schriften von unserem Emo Lucius Vriemoet hier an. Da in denselben auch die Morgenländischen Reisebeschreibungen öfters zur Erläuterung der heil. Schrift auf eine nützliche Weise zu Hülfe genommen werden, so hat Verschiedenes daraus in den vom Professor Eßkuche zu Rinteln herausgegebenen Erläuterungen der heil. Schrift aus Morgenländischen Reisebeschreibungen eine Stelle gefunden. Verschiedene derjenigen Gelehrten, welche dem Hebräischen aus dem Arabischen ein Licht anzuzünden suchen, als Scheltinga, Lette, Aitzema, haben auch derselben rühmliche Erwähnung gethan. Dr. Gerdes hat sie an vielen Orten angepriesen. Hier nur folgende:

Diss. de terrae filiis apud Iudaeos, עם הארץ ad illustranda varia S. S. loca, in primis Io. VII. 49. Traj. ad Rhen. 1719. 4. Nach einer Vorrede §. 1. wird der Gebrauch des Wortes עם, welches populum et plebem bedeutet, aus dem Arabischen erklärt. §. 2. Von der doppelten Bedeutung des Wortes הארץ, da es den ganzen Erdkreis, und in's Besondere das Land Canaan bedeutet, gehandelt. §. 3. Die Redensart ע״ה nach dem Gebrauch der heil. Schrift untersucht, da es die Einwohner eines Landes, sowohl Heiden, als Israeliten, ferner Privatpersonen, Leute, die ohne Würde leben, zu erkennen giebt. §. 4. Bey den Rabbinen wird ע״ה anders genommen, als in der heil. Schrift. §. 5. und wird den Gelehrten, oder solchen, welche sich auf das Gesetz nicht legen, entgegengesetzt. §. 6. Die Erdensöhne beobachteten das Gesetz nicht, und wurden für ganz unrein gehalten. §. 7. Sie bezahlten die Zehenden nicht recht, und waren auch in Haltung anderer Gebote nachlässig. §. 8. Sie wandeln im Finstern. Denn die Wissenschaft des Gesetzes ist Licht. Hier wird Röm. XII, 12. 13. erläutert. §. 9. Der Unterschied zwischen dem ע״ה und בור besteht darin, daß dieser nicht aus Furcht der Strafe sich vor der Sünde hütet, und das ע״ה nicht חסיד ist. §. 10. Dieser hat zwar wenig, jener aber gar keine Gottesfurcht. §. 11. Das Besondere von den Erdensöhnen aus der Stelle Gem. Berach. 47, 2. wird, mit Untersuchung der ver-

schiedenen Meynungen, und Erläuterung einiger Schriftstellen umständlich ausgelegt. Sie nahmen das קרית שמע nicht in Acht, noch auch das Praeceptum phylacteriorum; צצית und Mezuzae, ließen ihre Kinder im Gesetze nicht unterrichten, studierten die Gemara nicht u. d. g. §. 12. bis 18. Sie waren Israeliten, und nicht Heiden. §. 19. und sind nicht mit den אומות העולם zu verwechseln. §. 20. Ob sie auch von den עמי ארצות unterschieden seyn, wird nicht gewiß bestimmt. §. 21. Zuweilen werden sie von einem הרצים unterschieden. §. 22. wie auch von einem איש האדמה 1 Mos. IX, 20. §. 23. Frauen, Knechte und kleine Kinder können den Namen ע"ה nicht tragen. §. 24. Auch die Heiden nicht, wohl aber die Samaritaner. §. 25. Die Erdensöhne waren in der äussersten Verachtung; ihre Töchter wurden wie das Vieh geachtet 5 Mos. XXVII, 21. ja, sie wurden für verflucht gehalten, und ihnen die ewige Seligkeit abgesprochen. §. 26. Dieses Alles wird auf die Stelle Joh. VII, 49. bezogen. §. 27. und zuletzt von den terrae filiis bey den Lateinern, wie auch von dem populo scripturae bey den Arabern, und filiis scripturae bey den Hebräern Etwas beygebracht. §. 28. Ausser verschiedenen Anmerkungen unter dem Text sind noch 14 gelehrte Sätze aus der Orientalischen Litteratur angehängt. S. Biblioth. hist. phil. theol. Brem. Class. II. fasc. 6. p. 958. — Specimen miscellaneorum philologicorum. 4. Diese Anmerkungen sind gleichfalls eine feine Jugendprobe. Sie betreffen hauptsächlich die Erläuterung einiger Stellen der heil. Schrift, z. B. S. 16. die Redensart εισῆλθον εις τὴν Λυδιαν Apost. Gesch. XVI, 40. und S. 11. ἄραντες ἄσσον. XXVII, 13. da in ἄραντες verstanden wird ἀγκύρας, und ἄσσον propius übersetzt, mit Vergleichung des Homer, Iliad. A. 334. Dem Wolf scheint dieses Specimen unbekannt gewesen zu seyn. Man kann übrigens den über diese Stelle von ihm angezeigten Gelehrten auch beyfügen Simsonii Chronic. catholicum ex edit. I. Wesselingii p. 1149. und des Prof. Abresch Annot. ad N. T. p. 625. — Diss. de Schiloh, Iudae illustri germine Genes. XLIV. 20. qua de insignis illius vocabuli etymo et significatu disseritur. Traj. ad Rhen. 1722. 8. שילה von dem Arabischen אשול bedeutet ein Held. S. Biblioth. hist. phil theol. Brem. Class. VI. fasc. 2. p. 377 sq. Was aber Elßner für ein Urtheil von der Meynung unseres Vriemoet's gefällt, kann man sehen in dessen Comment. in illustre Iacobi oraculum etc. Berol. 1729. Fol. — Oratio inauguralis de variis gentilium ipsorumque Christianorum quorundam in gentem Iudaicam convicils, ex ignorantia rerum Orientalium maximam partem ortis. Franecqu. 1731. Fol. Sie ist hernach den Observ. miscellan. wieder angehängt worden. — Antiquitatum Israeliticarum theses controversae. Diese ausgeführten Sätze, in welchen auserlesene Materialien aus den Jüdischen Alterthümern sehr gelehrt erläutert werden, sind erst stückweise auf dem Katheder zu Franecker vertheidigt, hernach aber zusammen herausgegeben worden. Den Anfang machte Vriemoet

im October 1732, und 1734 war der Theil, welcher de locis sacris handelt, in 4. fertig. Der 2. de personis sacris kam von 1736 bis 1739 zu Stande. S. Gerdes in den Miscell. Duisburg. T. I. fasc. IV. p. 677. T. II. fasc. IV. p. 695. und Miscell. Groning. fasc. IV. p. 697. — Arabismus exhibens Grammaticam Arabicam novam, et monumenta quaedam Arabica cum notis miscellaneis et Glossario Arabico-Latino. Franecqu. 1733. 4. S. Miscell. Duisb. T. II. fasc. II. p. 359. und Nova Acta Erudit. 1734. p. 49. — Disp. I. et II. de sale terrae Matth. V, 13. 1734. 1735. Sie haben hernach den ersten Platz in den Observ. miscell. erhalten. — Thesium ex omni philologia sacra et Orientali specimina quatuor. Sie sind wiederum in den J. 1735, 1736, 1737 erst zu Franecker als akademische Streitschriften, und hernach in einer Sammlung herausgegeben, und Gerdes giebt Nachricht davon in den Miscell. Gron. fasc. II. p. 347. und T. II. fasc. IV. p. 615. Der letzte Auszug ist mit ein Paar Anmerkungen begleitet. Wir wollen den Inhalt dieses Buches kürzlich hersetzen. 1) Richt. XI, 31. ist והעליתיהו, und ich will ihm (nämlich dem Herrn) ein Brandopfer opfern: wir ersehen aus den vollständigen Nachrichten von akademischen Schriften 1752. 8. St. S. 722, daß Dr. Georgi in einer 1751 zu Wittenberg herausgegebenen Einladungsschrift diese Erklärung gleichfalls vorgetragen habe. 2) Vom Worte תנה Ps. VIII, 2. 3) Ueber Habac. II, 3. 4) Warum in der Formula consensus Helvetica für das Alterthum der Hebräischen Puncte geeifert worden. 5) Ueber Jes. LII, 15. 6) Die Juden haben wider ihre eigene Gewohnheit den Heiland schimpfsweise einen Zimmermann genannt. 7) Von der goldenen Traube im Vorhofe des Tempels. 8) Ueber Ps. LXXII, 8. 15. 16. 17. 9) 1 Mos. II, 1. 2. 3. 10) Vom Worte עולה. 11) Ueber Sprüchw. VIII, 22. 12) Ueber den Spruch der Rabbinen, daß der Messias nicht kommen werde עד שיכלו כל הנשמות שבגוף. 13) Von dem Ursprung der Mezuza bey den Juden. 14) Ueber Zach. IV, 10. 15) 1 Sam. VI, 19. 16) Von den Wörtern שיר und מזמור. 17) Ps. LXVI, 12. 18) Vom Worte מנצח. 19) Vom Namen Maccabäer. 20) 21) Vom Nutzen der Jüdischen Alterthümer. Dieß sind die drey ersten Specimina. Das 4. enthält Folgendes: 1) Vom Worte יאתה Jer. X, 7. Driemoet hält es für ein Substantivum, leitet es von dem Chaldäischen יאי mit dem ה paragogico ab, und meynt, daß es summam pulcritudinem et praestantiam bedeute. Dawider hat der gelehrte Rector Bidermann in seinen Otiis litterariis P. I. p. 102. Etwas erinnert. 2) Von dem im N. T. durch A ausgedrückten Scheva. 3) Von der Hebräischen Wortfügung, da nach dem Affixo pronomine das Pronomen separatum ejusdem personae wiederhohlt wird. 4) Ueber 5 Mos. XXXIII, 18. 5) Von der Redensart der Rabbinen עדלם חכא. 6) Von dem Glauben der Juden, daß der Messias aus einer Jungfrau solle geboren werden. 7) Von den Kleidern, mit welchen der Hohepriester in das Allerheiligste

gegangen. 8) Ueber Jes. II, 6. — Observationum miscellanearum argumenti praecipue philologici et theologici, quibus multis locis sacri Codicis nova aut uberior lux affunditur, liber primus. Accedit oratio de conviciis gentilium et Christianorum quorundam in Iudaeos. Leovardiae 1740. Wie alle Schriften Vriemoet's sowohl neue Entdeckungen, als auch gründlich gelehrte Ausarbeitungen enthalten, also werden in diesem Buche in's Besondere verschiedene nicht gemeine Materien auf eine lesenswürdige Weise vorgetragen. Die beyden ersten Abhandlungen sind de sale terrae Matth. V. 13. Hauptsächlich wird hier erst die Meynung widerlegt, daß durch das Salz der Erde nicht das Sodomitische Salz zu verstehen sey, und hernach gezeigt, daß ein die Erde fruchtbar machendes Salz berücksichtigt werde, dergleichen wie in anderen Ländern, also auch in Canaan selbst angetroffen werde. Als ein solches seyen die Apostel und Lehrer der Kirche anzusehen. Die 3. führt die Aufschrift: de effosso aures Messia Ps. XL. 7. Die gemeinen Meynungen, vornehmlich daß auf das Durchbohren des Ohres der Hebräischen Knechte gesehen werde, sind mit guten Gründen gänzlich verworfen, und man sieht, daß die Redensart vielmehr von einer gemeinen und natürlichen Sache, nämlich von der Reinigung der Ohren neugeborner Kinder, hergenommen sey. In der 4. de sole justitiae Mal. IV, 3. wird diese Redensart durch wahre Sonne erklärt. Die 5. handelt de typo personae Christi in Tabernaculo et templo non observando. Die 6. de piis, palmis et cedris mysticis in templo Dei Ps. XCII, 14. zeigt, daß auf das Cedernholz und geschnitzte Palmwerk an den Wänden und Thüren des Tempels angespielt werde. Die 7. de septem spiritibus Dei et VII stellis Apoc. III, 1. erklärt die sieben Sterne von den sieben Leuchtern, und die Geister von dem Oele in demselben. Auch meynt Vriemoet, daß diese Beschreibung in's Besondere dem Domitian und seiner hochmüthigen Vergötterung, welche auf Münzen durch sieben Sterne vorgestellt wird, entgegengesetzt sey. Die 8. de magrepha, vase templi Hierosol. II. zeigt, daß dieses Gefäß ein zum ehernen Waschfaß gehöriger Schöpfeimer gewesen sey, wobey auch einige Stellen des N. T. ein Licht empfangen. Die 9. erläutert die Aufschrift des 16. 56. 57. 58. und 59. Psalms, übersetzt מכתם aureolum, und erklärt es von einem goldenen Anhängsel, dergleichen die amuleta waren. Die 10. hat die Aufschrift des 22. Psalms zum Gegenstande, und erklärt אילת השחר durch tibiam ex osse cervino cum sacris matutinis conjunctam. Das 11. ist von den Liedern המעלות, welche von den Stufen der Leviten sollen benannt seyn, und deren Zweck und Inhalt zugleich untersucht wird. Die 12. de vero anni initio apud veteres Israelitas bestimmt diesen Anfang auf den Monath Nisan, und widerlegt den fälschlich gemachten Unterschied zwischen einem heiligen und bürgerlichen Jahre. In der 13. wird gehandelt de Jacobi, fratris Domini, dignitate pontificia apud Patres et nomine Oblias,

und dargethan, daß und wie der Apostel den Namen eines Hohenpriesters uneigentlich trage, der Name Ὠβλίας aber aus dem Namen Alphaeus entstanden sey. Die 14. de vaticiniis de Jesu tanquam Nazareno Matth. III. 23. thut wider den berühmten de Hase dar, daß die Stellen 1 Mose XLV. 13. und 5 Mose XXXIII. 18. nicht dahin gehören. Endlich in der 15. de apostolis num memoratis Ps. LXVIII. 28. Gen. XLIX 21. wird die Frage verneint, und אמרי von der Menge der Lämmer im Stamme Naphthali erklärt. Ein zweyter Theil dieses schönen Werkes ist nicht erschienen. — Tirocinium Hebraismi, complectens lexicon sive glossarium praecipuarum vocum Hebraearum, et dicta quaedam veteris Testamenti ad praecipua dogmata theologica, Hebraice et Latine, cum annotationum philologicarum, quibus canones Grammaticorum rationes exponuntur, specimine. Franec. 1742. 8. — Oratio de academiae Frisicae superiore praecipue anno fortunis, suoque officio, veram libertatem theologicam contra protervam licentiam tuendi. Groningae. 1744. Sie ist ohne des Verfassers Wissen, doch nicht wider seinen Willen, vermuthlich durch Veranstaltung des Dr. Gerdes, dem er solche zugesandt hatte, zu Gröningen der Presse übergeben worden, und enthält verschiedene merkwürdige Umstände von dem damahligen Zustande der Franeckerischen Universität und von der Holländischen Kirchenfreyheit. S. Misc. Groning. T. IV. fasc. p. 512 sq. und Boeksaal der geleerde waerelt July 1744. p. — Series professorum et lectorum academiae Frisicae, quae est Franecquerae. Accedunt fasti rectorales et syllabus eorum qui senatui acad. fuerunt ab actis, ut et bibliothecariorum. Franecq. 1744. 8 maj. Vriemoet hat seinen Namen diesem Werkchen nicht vorgesetzt. Es ist sonst aus S. 92 deutlich zu ersehen. Man muß hier Nichts weniger als vollständige Lebensbeschreibungen suchen. Es sind gar kurze und durch und durch sehr mangelhafte Nachrichten. Worüber sich Vriemoet in der Vorrede entschuldigt, und mit der Zeit etwas Ausführlicheres verspricht. Indessen kann doch auch dieses den Liebhabern der gelehrten Geschichte nicht anders, als angenehm seyn. — Diss. de Aula adyti tabernaculi Levitici, ejusque ratione litterali ac mystica. Franecqu. 1745. 4. Man findet das verdiente Lob und eine Nachricht von dieser schönen Streitschrift im Boeksaal der geleerde waerelt Sept. 1745. p. 365. und in den Misc. Groning. T. IV. fasc. 3. p. 512. — Ad dicta classica theologiae dogmaticae veteris Testamenti selectae annotationes theol. philologicae. T. I. Franecqu. 1743. 8 maj. T. II. Franecqu. 17 8 maj. T. III. 1759. 8 maj. Es sind diese Anmerkungen über die vornehmsten Beweissprüche aus dem A. T. nicht nur gelehrt, sondern auch sehr nützlich für solche, welche die Gottesgelahrtheit nicht bloß aus ihres Professors Lehrbuche, sondern aus dem wahren Verstande der heil. Schrift selbst, nicht bloß des Brodes halber, sondern um sich des Namens eines Auslegers der göttlichen Geheimnisse würdig zu machen, erlernen. Die in

Hauptsprüchen vorkommenden Wörter und Redensarten, z. B. die Namen Gottes, werden nach ihrer wahren Bedeutung erklärt, vornehmlich mit Hülfe des Arabischen, und der herausgebrachte Sinn aus den Schätzen Morgenlandes, wie auch aus Griechischen und Lateinischen Schriftstellern erläutert; zuweilen auch die Meynungen anderer Gelehrten näher untersucht und historische Anmerkungen beygebracht. — Thesium controversarum ad antiquitates Israeliticas et selecta loca vet. Test. decades CL. Franequ. 1749. 4. — Elogium Io. Arcerii Theodoreti. Dieser ist der erste ordentliche Lehrer der Griechischen Sprache auf der Friesischen Universität gewesen, und hat am ersten den Iamblichium de vita Pythagorae herausgegeben. Seine ferneren Lebensumstände sind hier fleißig gesammelt. Vriemoet war gesonnen, seinen akademischen Streitschriften mehr dergleichen Lebensbeschreibungen beyzufügen, um nach und nach etwas Vollständigeres von den ehemahligen Lehrern der dortigen Universität zu liefern; wie wir denn in Dr. Gerdes Scrin. antiq. T. III. P. 2. p. 385. finden, daß auch bereits das Leben des Sixti Arcerii, Timaei Fabri, Sixtini Amamae und Io. Bogermanni im Druck erschienen sey. So erschien von ihm noch: Athenarum Frisiacarum libri duo. 1758. 4. Es ist eine Geschichte der Universität zu Franecker. — Noch ist Folgendes merkwürdig, wodurch sich Vriemoet nicht wenigern Ruhm als durch seine Schriften erworben hat: er hatte nämlich eine kleine Mosaische Stiftshütte nach eigener Zeichnung und Anweisung, sehr genau und künstlich verfertigen lassen; die nicht weniger sehenswürdig war, als die vom Dr. Mille zu Utrecht. Alles war darin von eben dem Stoff, welchen Moses beschreibt. Die Curatoren der Akademie haben diese Stiftshütte nach seinem Tode gekauft, und auf der öffentlichen Bibliothek aufstellen lassen. Es erschien auch im J. 1745 zu Harlingen eine poetische Beschreibung derselben, welche eine Holländische Dame R. B. BB. Z. N. née O . . k zur Verfasserin hat.

S. Neues gel. Europa, Th. 7. S. 997. Th. 17. S. 246.

Vuez, Arnold de, ein berühmter Historienmahler, bekannt in Frankreich unter seinem Taufnamen, und zu Oppenois bey St. Omer geboren im J. 1642.

Er lernte Anfangs in seiner Geburtsstadt bey einem nicht ganz unbekannten Jüdischen Mahler; darauf begab er sich nach Paris in die Schule des Claudius François, genannt Luc Recollet, eines Franciscaners von der strengen Regel. Bald nachher unternahm er mit grossem Enthusiasmus für die schönen Künste eine Reise nach Italien, und studierte zu Rom nach Raphael, und nach den Antiken, gewann auch den besten Preis in der Akademie von St. Luc, und erwarb sich den Schutz des Prinzen Pamfilio, Gouverneurs dieser Stadt. Diese Vortheile erweckten ihm Neider, welche ihn nöthigten, Rom zu verlassen. Le Brun berief ihn nach Paris, und gebrauchte ihn, um die

Königlichen Paläste zu verzieren: er verfertigte nun eine grosse Menge Gemählde für den König, und andere vornehme Personen. Er mahlte 1693 für die Kapelle St. Maria Magdalena der dasigen Kathedralkirche eine grosse Tafel, welche den Unglauben des heil. Thomas vorstellt. Aber das Ansehen, das er sich in kurzer Zeit erwarb, bewirkte, daß ihn seine Neider von dem Hofe zu entfernen wußten. Nach einem ziemlich langen Aufenthalt in Frankreich begab er sich nach Lille, wo er im 82. Jahre seines Alters mit Ruhm, Ehre und Reichthum überhäuft 1724 starb. Er mahlte meistens grosse historische Tafeln; in diesen zeigte er sein ganzes Genie in einer geistreichen Composition, richtiger Zeichnung und angenehmer Verschiedenheit; Raphael war sein beständiges Augenmerk. Er mahlte seine Figuren erst nackt; hernach bekleidete er sie. Sein Nacktes ist aber von schlechtem Colorit, bald zu roth, bald fällt es in das Graue. Die Gründe seiner Gemählde zierte er mit schöner Architectur. Man hat auch schöne Portraite von ihm, und einige Stücke, worin er Basreliefs zum Erstaunen nachzuahmen wußte. Die Kirchen zu Lille wurden mit seinen besten Werken geziert.

S. Allgem. Künstlerlexicon, S. 702. und Fiorillo's Gesch. der zeichnenden Künste, Bd. 3. S. 285.

Vukassowich, Philipp Freyherr von, Ritter des Kaiserlich Oestreichischen Maria Theresiens- und Großkreuz des Kaiserlich Russischen St. Annenordens, Kaiserlich Königlicher Kämmerer, Generalfeldmarschallieutenant, und Inhaber eines Ungarischen Infanterieregiments, nicht nur als tapferer Krieger und einsichtsvoller Anführer, sondern auch als scharfsinniger Mathematiker in der gelehrten Welt bekannt, starb am 9. August 1809 an einer in der Schlacht bey Wagram erhaltenen schweren Verwundung im 54. Lebensjahre.

Als Mathematiker verband er mit seltenen theoretischen Einsichten auch practisches Genie, und zeichnete sich rühmlich aus. Wir bemerken hier nur aus öffentlichen Blättern, wie er durch den Bau eines von der steilen Höhe der Wrgtnik nach Zeng bequem und sicher herabführenden Fahrweges seinen Beruf zur Anlegung der von Fiume nach Carlstadt über eine unwegsame Alpenkette führenden, 17 Teutsche Meilen langen Kunststraße dargethan, wobey er seinem Werke die Bewunderung des in- und ausländischen Kenners, welcher es den kühnsten und zugleich gelungensten Privatunternehmungen dieser Art an die Seite stellt, erworben hat.

Aus öffentlichen Blättern.

W.

Wackerbarth, August Christoph, Graf von, Königl. Pohlnischer und Chursächsischer Generalfeldmarschall, ein Mecklenburger, geboren im J. 1662. Er kam als Page an den Chursäch-

sischen Hof und studierte sehr eifrig Mathematik, und dann besonders Architectur und Ingenieurkunst. Er hatte nach seiner Rückkehr von Reisen bey der Artillerie als Generaladjutant und Oberster gedient, und stieg nun schnell von einer Ehrenstufe zur andern. Bald, nämlich im J. 1702, ward er Generalmajor von der Infanterie; 1704 Oberst-haus- und Landzeugmeister, wie auch Generalintendant der Civil- und Militärgebäude; 1705 wurde er in den Reichsgrafenstand erhoben, und bald darauf zum Generallieutenant ernannt. Schon 1710 erhielt er die Würde eines wirklichen geheimen Raths, Cabinetsministers und Generals von der Infanterie; seit 1718 war er auch Gouverneur von Dresden, und seit 1730 Generalfeldmarschall. Er starb am 14. August 1734, im 72. Jahre. Er wohnte den wichtigsten Kriegsereignissen seiner Zeit, in den Niederlanden, in Pommern und Pohlen mit Auszeichnung bey, führte 1715 bey der Belagerung von Stralsund das Obercommando, zwang die Festung zur Uebergabe und bewies sich hier, wie bey vielen andern Gelegenheiten, als einen grossen Meister in der Ingenieurkunst, und viele Gebäude und Brücken, die unter seiner Leitung, besonders in Dresden, gebaut wurden, zeugen von seinen tiefen Einsichten in die Baukunst. Auch als Gesandter wurde er am Wiener- und anderen Höfen mit Vortheil gebraucht. Sein angenommener Sohn, Joseph Anton Gabaleon, Graf von Wackerbarth-Salmour, der ebenfalls am Sächsischen Hofe hohe Würden bekleidete, starb zu München am 3. Jun. 1761.

S. Friganders Leben und Thaten Aug. Chph. Grafen von Wackerbarth, 2 Thle. (Eisen.) 1738 — 39. 8. Die genealog. Nachr. Th. 8. S. 692. den genealog. Archivar, Th. 12. S. 340. (Ranft's) Sächs. Patrioten, S. 624 u. 726.

Wadler, Franz, sonst Thaddäus Surer genannt, ein durch seine Schicksale merkwürdiger Mann, geboren am 20. Januar 1745 zu Sur im Salzburgischen. Er wurde, unter dem Klosternamen Thaddäus, Augustinermönch zu Mülln, einer Vorstadt Salzburgs, dann Superior auf dem Thürnberg, einem Wallfahrtsorte unweit Hallein, und bald darauf Prior des Augustinerklosters in Hallein. Im September 1788 (1790) gieng er nach Nürnberg, trat zu der protestantischen Kirche über, verheyrathete und nährte sich, nachdem er seinen Aufenthalt in Nürnberg genommen, als Mechaniker und Großuhrmacher, und starb am 15. Juny 1803.

Er hat sein Leben selbst beschrieben. Man hat auch von ihm folgende Schriften: Das Bibellesen in den ältesten Zeiten. Ein allgemeines Christenbedürfniß, Salzburg 1784. 8. — Freymüthige Beleuchtung des Glaubensbekenntnisses des Pietro Giannone, und der Mönchsgelübde, Nürnberg 1790. 8. — Character des Thaddäus Surer, dermahligen Franz Wadler, Bürgers, Mechanikers und Holzuhrmachers in Nürnberg, gezeichnet von dem Revisor der Augsburgischen Critik über Critiker rc.

und freymüthig berichtigt von Wadler selbst, Nürnberg 1791. 8.

S. Will's Nürnberg. Gel. Lexicon, Th. 8. oder Suppl. Bd. 4. (fortges. von Nopitsch), S. 368.

Wadström, Carl Bernhard, ein berühmter Schwede, geboren im J. 1746 zu Stockholm. Er trat nach der vollendeten Studienlaufbahn als Ingenieur in Königliche Dienste, und wurde beym Wasser- und Bergbau gebraucht: mehrere Jahre lang war er Oberdirector bey dem Controllmarkte zu Stockholm, und ein starker Swedenborgianer. Nicht frey von Schwärmerey unterhielt er immer grosse philanthropische Entwürfe, deren größter in der Befreyung und Civilisation der Afrikaner bestand: er verließ daher sein Vaterland, gieng nach England, und machte, von dem Professor Dr. Sparmann begleitet, eine Reise nach Afrika, um das neue, in der Offenbarung Johannis beschriebene und im wörtlichen Verstande genommene Jerusalem mit seinem Reichthümern aufzusuchen. Er hielt sich zwey Jahre unter den Afrikanern auf, reiste dann wieder nach England, und machte sich hier durch seine Reisenachrichten über die Küste von Guinea (London 1789) rühmlichst bekannt. Seine Unternehmungen erregten die Aufmerksamkeit der Englischen Regierung, und er ward über die Abschaffung des Negerhandels officiell befragt. Seine Meynung gieng dahin, daß nur durch Anlegung von Colonieen freyer Neger, längs den Küsten von Afrika, etwas wahrhaft Nützliches zu Stande kommen könne. Die Englische Gesellschaft für die Abschaffung des Negerhandels folgte auch wirklich genau seinen Vorschlägen, wovon unter andern die Anlagen auf Sierra Leona und Bulam Beweise sind. Wadström theilte dem Publicum die Nachricht davon in einem reichhaltigen und interessanten Werke mit: Essay on Colonisation particularty applied tho the Western, Cast of Africa. Lond. 1794 — 95. Voll. II. 4. Teutsch mit vielen Anmerkungen und Zusätzen von E. A. W. Zimmermann, Leipzig 1796. 8. Als er dieses Buch geschrieben hatte, begab er sich damit nach Paris, um auch hier zu Colonieen, die den in der Sierra Leona gestifteten ähnlich sind, Vorschläge zu thun, wovon sein Schreiben an den Minister Talleyrand handelt. (Teutsch: Ueber die Gründung der Colonieen zu Sierra Leona und Boulama, a. d. Franz. Schnepfenthal 1799. 8.) Noch ehe Wadström Etwas ausrichten konnte, endigte die Schwindsucht am 4. oder 5. April 1799 zu Paris sein durch manchen Kummer verbittertes Leben.

S. Baur und Allg. Litt. Zeit. J. 1801. Intellbl. Nr. 85.

Wächtler, Christfried, Doctor der Rechte und Rechtsconsulent zu Dresden, ein Mann, der auf den Ruhm eines Gelehrten vom ersten Range den gerechtesten Anspruch machen konnte: Jacob Wächtler, ein aus verschiedenen gelehrten Schriften noch bekannter Prediger zu Grimma im jetzigen Königreiche Sachsen,

war sein Vater. Hier erfolgte seine Geburt am 18. November 1652. Den ersten Unterricht, welcher Anfängern zu höheren Studien den Weg bahnt, genoß er in der Stadtschule daselbst und alsdann in der Fürstenschule zu Meissen, wo er vorzüglich der Lateinischen und Griechischen Sprache oblag. Gegen das Ende des J. 1668 erlangte er zu Leipzig das akademische Bürgerrecht. Er wählte in der Philosophie und den schönen Wissenschaften Valent. Alberti'n, Otto Menke'n, Jacob Thomasius und Christian Friedrich Frankenstein'en; in der Theologie und Kirchenhistorie aber Adam Rechenberg'en und Joh. Olearius zu Lehrern. Dabey blieb ihm doch die Erlernung der Rechte nicht gleichgültig. Ein Paar Disputationen, die er unter dem Vorsitze des Ge. Heinr. Schultes und Thomasius 1670 und 1671 öffentlich vertheidigte, gaben seine Talente frühzeitig zu erkennen: und da er schon Baccalaureus der Philosophie geworden war, so hatte er die Erlaubniß, einige Vorlesungen anzustellen. Im J. 1672 nahm ihn der Advocat beym Appellationsgerichte zu Dresden, Dr. Gottfried Fuhrmann, zu sich, und beschäfftigte seinen Fleiß mit der gerichtlichen Praxis. Die eingewurzelte Neigung für die Litteratur war aber viel zu stark, daß er seine Nebenstunden nicht hätte dazu widmen sollen. Einen guten Theil des folgenden Jahres wendete er auch an, um die Anmerkungen Heinr. Henniges über des Grotius Recht des Krieges und Friedens zu untersuchen, und die Vorwürfe zu entkräften, welche Jener Ziegler'n gemacht hatte. Es ist jedoch diese Arbeit eben so wenig gedruckt, als eine andere zur Aufklärung des Hornischen Buchs de Civitate fertig geworden. Er stand bald davon ab, weil ihm Achilles Epstein 1672 mit seiner neuen Ausgabe zuvorkam. Er gieng nun im J. 1674 nach Leipzig zurück, in der Absicht, die Rechtsgelehrsamkeit weit ernstlicher, als vorher, zu studieren. Barthol. Leonh. Schwendendörfer, Gottfr. Schilter, Romanus Teller, nebst anderen geschickten Männern, sättigten seine Wißbegierde so, wie er wünschte. Zu eben der Zeit sah er erst recht ein, wie viel Licht die Philologie über alle höhere Wissenschaften ausbreite, und wie nützlich ihm der zweyjährige Aufenthalt bey Fuhrmann zu Dresden gewesen sey. Damahls brauchte ihn auch Gottfr. Albinus, Königl. Schwedischer Rath und Gesandter, welcher dem Leipziger Kreistage beywohnte, in einigen schweren Angelegenheiten. Auf Verlangen des Schwedischen Raths, Franz Horn, begab sich Wächtler 1675 im April nach Pommern, disputirte jedoch am Ende des vorigen Jahres von Neuem mit Jac. Thomasius Beystande, und behauptete die Rechtmäßigkeit des zweyten Punischen Krieges. Der Baron Palbitzky, Gouverneur dieser Provinz, lernte ihn in seiner Anwesenheit so genau kennen, daß die klaren Beweise der Achtung desselben gegen den jungen Gelehrten sehr merklich hervorleuchteten. Was eigentlich daselbst seine Bestimmung gewesen sey, wird nirgends gemeldet. Vielleicht ist er als ein Hofmeister dahin gereist. Nur so Viel läßt sich mit Gewißheit sagen, daß ihm nicht lange

darauf die Stelle eines Actuarius im jetzigen Königl. Sächs
Amte Wolkenstein angetragen worden sey. Er nahm sie an
verwaltete sie über zwey Jahre. Innerhalb dieser Zeit bi
er die Musse, welche ihm sein Beruf erlaubte, mit gele
Geschäfften zu, und arbeitete einen Tractat von den Evict
aus. Sein bisheriges rühmliches Bezeigen erwarb Wächt
mittlerweile verschiedene Gönner, die nicht unterliessen, ihn
am Dresdner Hofe bestens zu empfehlen. Ihre Bemühunge
langen, und der Staatsminister, Reinhard Dietrich Graf
Taube, wurde dadurch bewogen, daß er ihn als Secret
Dienste nahm, welche er dritthalb Jahre mit aller Zufriede
seines Principals verwaltete. Dabey machte er den angefü
Tractat ganz zum Drucke fertig. Die einreißende Pest nö
ihn darauf im J. 1680, sein Secretariat niederzulegen, un
ner drohenden Gefahr auszuweichen. Er verfügte sich
Wittenberg, wo ihm die Juristenfacultät die Würde eines L
tiaten der Rechte ertheilte. Dresden war indessen wieder so
verdächtig geworden, daß er, ohne Bekümmerniß für Gesun
oder Leben, dahin zurückkehren konnte. Er suchte nunmehr
tenden Parteyen vor Gericht beyzustehen, und hatte den Vor
daß er des Hof- und Oberconsistorialraths, Joh. Ge. Börn
eines in Proceßsachen ungemein geübten Mannes, Haus-
Tischgenoß 10 Jahre nach einander war. Erst 1688 erhie
zu Wittenberg die höchste Würde der Rechtsgelehrsamkeit;
Würde, die er längst vor hundert Andern verdient hatte.
same Schritte zu ansehnlichen Ehrenämtern durfte er gewiß
thun. Aber ein stilles Privatleben, und das süsse Vergnü
fast jede Augenblicke, die nur zu erübrigen waren, zu der
arbeitung lehrreicher Schriften zu benützen, überstieg bey
Alles. Eben deßwegen, und damit er völlig sein eigener
seyn möchte, legte er 1723 die Advocatur nieder. Nach d
Zeit lebte er in seltener Munterkeit des Geistes und Leibes
zum 5. September 1732, an welchem Tage der beynahe 8
rige Greis das unvermeidliche Schicksal der Weltbewohner e
ren mußte. Ein Postwagen, dessen er sich im vorigen Jahr
einer kleinen Reise bediente, fiel auf ihn, und veranlaßte s
Tod. Denn vorher entkräftete ihn ein heftiger Ausfluß des
tes und alsdann folgte ein hectisches Fieber.

Wächtler heyrathete 1691 Annen Margarethen, die T
des Raths Putschkein, welche Burc. Berlich'en zum Vater g
hatte. Die einzige Tochter, welche von den erzeugten Kin
übrig blieb, ward 1712 die Ehegattin Christoph Heinrich
bich's, des bekannten Wittenbergischen Theologen, welcher
in die Ewigkeit gieng.

So Viel von Wächtler's Lebensumständen, den nich
Rechtsgelehrsamkeit allein, welche er genug durchstudiert h
über die Meisten seiner Collegen erhob, auch ausgebreitete K
nisse der Theologie, der Griechischen und Lateinischen Spr
der Critik der Kirchenhistorie und der Philosophie, gehört

demjenigen Gebiete, worin er grosse Fähigkeit und Stärke des Geistes hatte. In seinen Schriften drückte er sich mehrentheils Lateinisch und nicht unangenehm aus. Er sucht die Quellen fleis sig auf, ohne mit zusammengestoppelter Lectüre zu prahlen, und ganze dicke Bände anzufüllen. Sein Biograph, der Königlich Großbritannische Rath Jugler, hat die von ihm hinterlassenen Schriften, mit Nachrichten und Urtheilen begleitet, nach der Reihe aufgezählt, und Christ. Heinr. Trotz, der ehemahlige Utrechtische Rechtslehrer, wollte sie zusammen an's Licht stellen; er machte auch im J. 1733 mit Einem Bande den Anfang. Der Titel des Werks ist: Christfriedi *Waechtleri* Opuscula juridico-philologica rariora, in unum Volumen collecta. Traj. ad Rhen. 1733. 8. 2 Alph. 7 Bog. Die Lateinischen Acta Erudit. zeigen J. 1734. S. 158 — 163 den Inhalt an. Ausser der fast zu weitläuftigen Vorrede, welche gute litterarische Nachrichten, insonderheit von des Verf. Leben und Schriften, mittheilt, findet man hier nur die Nrn. 3. 7. und 8. alsdann aber von S. 39 bis 761. viele Recensionen und die meisten Briefe, welche zu den obigen Nrn. 27. 29. 30. 33. 37. 39. 41. 43. 45. 61. 64 — 69. gehören. Alles Uebrige von der Feder dieses würdigen Rechtslehrers sollte im 2. Bande nachfolgen. Es ist aber nicht geschehen, obschon Trotz sein Versprechen in der Apologia pro *Waechtlero* 1733. wiederhohlte.

S. Jugler's Beyträge zur Juristischen Biographie, Bd. 5. St. 1. S. 153.

Wähner, Andreas Georg, ordentlicher Professor der Orientalischen Sprachen auf der Universität zu Göttingen, geboren am 24. Februar 1693 zu Rhida in der Grafschaft Hoya (anderthalb Meilen von Bremen), wo sein Vater, Ernst Albrecht Wähner, als Prediger lebte. Seine Mutter, Anna Gertrud, eine Tochter des Propstes Andreas Reinbeck's zu Lüchau im Lüneburgischen und eine leibliche Schwester des unsterblichen Reinbeck's zu Berlin.

Wähner hat niemahls eine öffentliche Schule besucht, sondern, weil sein Vater sich selbst auf die Schulwissenschaften stark gelegt hatte, unterrichtete er ihn selbst mit unermüdetem Fleiße. Zur Griechischen Sprache hatte er die größte Lust, und in dieser Sprache brachte er es daher auch so weit, daß er nicht nur die Bücher der Griechen in ungebundener, sondern auch gebundener Schreibart ziemlich verstehen, auch selbst Griechische Verse ohne Mühe machen konnte. Weil sein Vater sah, wie nachtheilig es ihm bey Lesung der heil. Schrift war, daß er sich im Hebräischen nicht sattsam geübt hatte; so sparte er keine Kosten, seinem Sohn geschickte Hauslehrer wegen dieser Sprache zu verschreiben. Wähner hat es vornehmlich Joachim Kohl, ehemahligem Rector zu Osterwick, hernach zu Halberstadt und darauf Prediger bey Magdeburg zu Amfurt, zu danken, daß er die Hebräische Bibel schon zu Hause einigemahl durchlesen konnte. An der Unterwei-

fung in der Historie, Geographie, Rhetorik und andern Schulwissenschaften ließ es sein Vater überdieß auch nicht fehlen.

Im J. 1710 brachte ihn der Vater zu Ostern nach Helmstädt auf die hohe Schule, weil er fand, daß sein Sohn dazu tüchtig wäre. Sechs Jahre, die gar nicht unterbrochen wurden, blieb er in Helmstädt, nämlich bis Ostern 1716. Vor allen Dingen suchte er sich in den Morgenländischen Sprachen und in der Exegetik festzusetzen, theils, weil seine eigene Neigung dahin gieng, theils aber, weil der geheime Rath von Bernstorf persönlich ihm Solches befohlen hatte. Er sah sich um so viel mehr verbunden, solchem Geheiß zu folgen, weil dieser Minister ihm ein ausserordentliches Stipendium auf sechs Jahre verlieh. Aus den Vorlesungen des Professors von der Hardt lernte Wähner zwar sehr Vieles, noch mehr aber aus dem besondern Umgange mit ihm: denn er hatte die Freyheit, ihn so oft und so lange zu sprechen, als er nur wollte; sogar in den Ferien, wenn er sonst Keinen vor sich zu lassen pflegte. Es ist bekannt, daß Herr von der Hardt sein Vergnügen in seltsamen Meynungen suchte. Ein unvorsichtiger Zuhörer konnte sich leicht mit dergleichen anfüllen lassen, zumahl da das Ungewöhnliche uns von Natur mehr gefällt, als das Gewöhnliche. Wer von dem Unterricht des Herrn von der Hardt vielen Nutzen ziehen, zugleich aber von sonderbaren Meynungen frey bleiben wollte, mußte gewiß mit Bedachtsamkeit und mit dem Vorsatz, Alles genau zu prüfen, ihn anhören. Wähner machte sich selbst dieses Gesetz, und deßwegen hat er auch nicht an allen seinen seltenen Meynungen Theil genommen, und obgleich Manches hängen blieb, so hat er doch nachher Vieles von dem fahren lassen, was ihm damahls gefiel, weil er mit der Zeit den Ungrund einsah. Diese Weise beobachtete er auch noch weiterhin. Die Theile der Gottesgelahrtheit hörte er sämmtlich beym Abt Schmid, wie auch die Experimentalphysik, die er alle Jahre bey ihm wiederhohlte. In der Mathematik genoß er der Anweisungen des Dr. Wagner und Dr. Sackenholtz. Bey dem Letztern hörte er gleichfalls die Experimentalphysik und sah drey Menschenkörper zergliedern. Vom Propst Rempen lernte er die Weltweisheit, desgleichen vom M. Oldermann, dessen Anweisung er sich auch im Rabbinischen bediente. Er hat dreymahl unter Oldermann's Vorsitz folgende akademische Streitschriften vertheidigt: 1) De ים המלח seu de mari Asphaltite. 1712. 2) De regione Ophir. 1714. 3) De חנכה seu de festo encaeniorum. 1715.

Kaum war Wähner anderthalb Jahre in Helmstädt gewesen, als schon gute Freunde sich wiederum seiner Anweisung in den Morgenländischen Sprachen und im Griechischen zu bedienen verlangten, deren Zahl bald ansehnlich ward. Von dieser Zeit an las er beständig Collegien, wozu ihm der Herr von der Hardt Anfangs Erlaubniß ertheilte. Es fehlte zwar nicht an Widerspruch: jedoch man konnte ihn nicht hindern, weil die Höfe zu Hannover und Braunschweig ihm die Freyheit zustanden.

Im J. 1715 schrieb er die Griechische Grammatik auf Verlangen des Abts Fabricius, die von demselben als Generalschulinspector hernach in die Wolfenbüttelischen Schulen eingeführt ward. Wähner war des akademischen Lebens schon ziemlich gewohnt, und er wäre gern dabey geblieben, hätte auch wohl auf Anrathen des Herrn von der Hardt und anderer Professoren die Magisterwürde angenommen; allein es waren einige Umstände, welche ihn eine Beförderung und einen Gehalt zu Helmstädt zu erlangen, ein Wenig länger hinaus zu setzen schienen, als es seine Umstände litten. Zu Ostern 1716 verließ er die Universität, ohne Magisterwürde, in Hoffnung bald wieder dahin zu gehen; doch es blieb dabey, weil das Königl. Consistorium zu Hannover ihn 1718 als Conrector an das Göttingische Gymnasium setzte. Hier hatte er vornehmlich das Griechische und Hebräische zu lehren, und mit der sogenannten reinen Mathematik beschäfftigte er sich fleissig daheim. Mit Schriften gab er sich nicht ab, weil es wegen der Einrichtung des Gymnasiums nicht füglich angieng, und er auch keinen Trieb dazu bey sich fand. Als 1733 das Gymnasium zu Göttingen aufgehoben ward, und der Akademie weichen mußte, wollte die Königl. Regierung ihm zwar einen Platz bey der neuangelegten Stadtschule einräumen; Wähner aber hatte keine Lust dazu, sondern beschloß, lieber dafür auf der Universität ohne Bedienung zu lesen, weil er sich leicht die Rechnung machen konnte, daß auf einer neuen Akademie die Profession, zu welcher er Geschicklichkeit hatte, wohl einem Manne würde ertheilt werden, der berühmter, als er wäre. Inzwischen erhielt er von gedachtem Königl. Ministerium die Freyheit, zu lesen, ohne daß er zuvor Magister werden durfte. Er machte auch den Anfang damit, ehe noch Einer von den Professoren in Göttingen ankam. Denn, als im J. 1734 das Gymnasium einige Wochen vor Ostern wirklich aufgehoben ward, blieben noch einige zwanzig Gymnasiasten zu Göttingen, um die neue Universität zu beziehen. Diese ersuchten unsern Wähner, er möchte ihnen die reine Mathematik und die Morgenländischen Sprachen lesen. Gleich nach Ostern erfüllte er den Willen derselben.

Weil Wähner in's Besondere die Morgenländischen Sprachen zu lehren gedachte, ließ er 1735 eine Hebräische Grammatik drucken. Dieses Buch ist das erste, das auf der Göttingischen Universität herausgegeben worden. Die Anzahl der Studierenden vermehrte sich nach der Ankunft der öffentlichen Lehrer. Wähner bekam auch einen guten Zuwachs an Zuhörern, und daher entschloß er sich endlich, die Magisterwürde anzunehmen. Er erlangte dieselbe am 1. August 1737. Er ward hierauf Willens, nach Jena zu gehen; allein, da ihm 1738 eine ausserordentliche Profession aufgetragen ward, änderte er seinen Entschluß. Als Dr. Cotta Göttingen verließ und nach Tübingen zurückgieng, erhielt Wähner 1739 die ordentliche Profession der Morgenländischen Sprachen. Von dieser Zeit hat er nicht nur einige kleine

Schriften, wenn solche von ihm gefordert worden, sondern auch zwey Bände von den Hebräischen Alterthümern herausgegeben. Liebhaber der Alterthümer wissen es, wie Vieles auch in diesem Fache zu thun ist. Wähner war dazu vor Andern im Stande, ein gutes Werk zu liefern. Der Umgang mit einem Juden, Benjamin Wolf Ginzburger, der zu Göttingen Doctor der Arzneykunst geworden, hat ihm viele Vortheile und Einsichten verschafft; dieser war in den Jüdischen Sachen so gelehrt, daß er ein lebendig Talmudisches Lexicon vorstellen konnte. Wähner fuhr fort, seitdem er die treffliche Uebung gehabt, sich weiter zu vervollkommnen, daß er in der rabbinischen Litteratur Einer der Stärksten zu seiner Zeit war. Wie man sagte, ließ er sich durch seine Neider noch mehr anspornen, seinem Amt eine Genüge zu leisten. Er war als Professor 24 Jahre zu Göttingen, und starb am 21. Februar 1762.

Es ist zu bemerken, daß er schon früh in der Exegese und Dogmatik aufräumte, oder helle Begriffe zeigte. Man rechne dahin, 1) daß er bey mehrern Stellen des A. T. Accommodationen im N. T. statuirte; 2) daß er nicht eben so viel und eben dieselben Vorbilder annahm, als Andere; 3) daß er dafür hielt, die Schreibart des N. T. sey mehr Hebräisch, als rein Griechisch; 4) daß er unter den Besessenen im N. T. nicht allemahl vom Teufel wirklich Besessene, sondern auch im Haupt verrückte, rasende, mit der fallenden Sucht, mit Fiebern und andern Krankheiten behaftete Leute verstand. Diese Dinge hielt er für keine Glaubensartikel. Er glaubte auch nicht, der Autorität und Hochachtung der heil. Schrift zu nahe zu treten; daß vielmehr die Einwürfe der Ungläubigen dadurch besser gehoben werden könnten. Er berief sich in etlichen Stücken auf Luther und andere Gottesgelehrte, welche hin und wieder eben so geurtheilt hätten. Er war in allen Fällen bereit, sich gern weisen zu lassen und seine Urtheile zu ändern, wenn man ihn mit Grunde von einem Irrthume überführe. Dieß ist doch in der That Alles, was man von einem vernünftigen Gelehrten fordern kann. Er lehrte mit vielem Beyfall: sein Unterricht war gründlich, wie er es seyn soll, sein Vortrag munter und angenehm. Seine Sitten waren mehr natürlich, als durch Kunst erworben.

Von seinen Schriften führen wir an:

Der Griechischen Sprache Teutsche Grammatica. Wolfenbüttel 1715. 8. nebst etlichen Tabellen. 2. Ausgabe 1753. — Syntaxis Graeca, oder Untersuchung der Eigenschaften der Griechischen Sprache. Ebend. 1716. 8. nebst einer Vorrede des Herrn von der Hardt. Dieß ist eigentlich der zweyte Theil. Von dem Besondern dieser Grammatik hier etwas Weniges. Wähner hat τυπτω nicht zum Paradigma gebraucht, theils weil es im Perfect nicht regulär ist, theils weil es im Präsens ein τ Atticum hat. Er nimmt dafür das alte Verbum: εω sum, und in der That schickt sich dieß Wort auch besser zur Grundlage, als ein anderes, weil es fast unverändert in einem jeden Verbum

beybehalten wird. Mit dem zweyten Futur und mit dem zweyten Aorist nimmt er einige Veränderungen vor. Jenes rechnet er zum Präsens und diesen zum Imperfect; und daher kommt es, daß er ein Praesens simplex und intensum oder emphaticum annimmt. Letzteres, sagt Wähner, wird gebraucht, wenn man von zukünftigen Dingen wegen mehrerer Gewißheit im Präsens redet, welches in allen Sprachen gebräuchlich ist. Das Imperfectum theilt er gleichfalls in simplex und intensum oder rapidum. Das rapidum ist der zweyte Aorist nach Andern, welches keine gewisse Zeit anzeigt, sondern sowohl von gegenwärtigen, als vergangenen, wie auch zukünftigen Dingen kann gebraucht werden, wenn man nämlich dem Jacob Gretsems Beyfall giebt. Wir halten uns hier wegen der Aoristorum nicht lange auf. Sie sind allezeit ein Stein des Anstoßes gewesen. Melanchthon sagt in seiner Griechischen Grammatik von ihnen: hic opus, hic labor est, secernere tempora. In wie fern sich aber der Unterschied dieser Zeitpuncte wirklich besser bestimmen lasse, davon hat schon Scholze am Gründlichsten und Besten gehandelt in seiner Schrift unter dem Titel: Animadversiones de aoristorum Graecorum natura, differentia et notione. 1735. 4. Wegen des Wähner's müssen wir noch erinnern, daß er das Paulopostfuturum nicht zum Passivo, sondern zum Medio rechnet. Er nennt es darum Futurum intensum. — Diss. philolog. in 2. Sam. VIII. 2. qua David Moabitarum victor crudelium numero eximitur. Gotting. 1738. 4. S. Hamb. Berichte 1738. St. 21. Der Verfasser handelt zuerst darin vom Ursprung und von der Verwandtschaft der Moabiter mit den Israeliten, von der Lage ihres Landes, von den Gesetzen des Moses, nach welchen sich die Israeliten in Ansehung der Moabiter richten mußten, endlich von den Sitten und vom feindlichen Gemüthe der Moabiter gegen die Israeliten. Hierauf erklärt er die Schriftsteller also, daß David von der Grausamkeit befreyet wird. Nachdem er über den Inhalt der Uebersetzungen seine Gedanken eröffnet hat, führt er des Herrn von der Hardt Uebersetzung an, die also lautet: Fudit quoque Moabitas, et tributo illos oneravit, rebus eorum prorsus prostratis. Mulctavitque illos duplo tributo, quos morti destinaverat; eos quoque gravi tributo, quibus vitam donare constituerat. Atque ita Moabitae Davidis servi facti sunt, qui tributa penderent. Denen zu gefallen, die mit Hardt's Uebersetzung nicht zufrieden seyn möchten, übersetzt Wähner den Grundtext auch also: profligavit quoque Moabitas, suisque illos limitibus inclusit, supplices sibi factos. Definivit quippe duos tractus, quos si denuo ingrediantur, occidendos esse. Satis amplum vero tractum, quo si contenti sint, victuros. Servitutis tamen jugum impositum est Moabitis, ut tributa pendere cogerentur. Auf solche Weise wird David auch vom Blutdurste frey. Der Verfasser setzt noch die dritte wahrscheinliche Uebersetzung hinzu: proelio quoque vicit Moabitas, quos in turmas distribuit, supplices sibi factos. Duas quippe tur-

mas descripsit, quas occideret; maximum autem agmen, quod in vita conservaret. Atque ita Moabitae servi Davidis facti sunt, qui tributa pendere cogerentur. Nach dieser Meynung wird David etwa nur die Rädelsführer umgebracht haben. Um seinen Uebersetzungen Beyfall zu erwerben, hat er die Bedeutungen der Hebräischen Wörter genau untersucht. Bey Gelegenheit erklärt er auch S. 37. die Schriftstelle 2. Sam. XVII. 13. — Programma de Endorensi praestigiatrice. Gotting. 1738. 4. Mit dieser Schrift lud er zu seiner feyerlichen Rede ein, als er seine ausserordentliche Profession erhalten hatte. Die ganze Historie hält Wähner für lauter Betrug. Er schließt aber nicht ohne sattsame Gründe. Die Hexe war nicht mit dem Könige in einem Zimmer; denn nach 1. Sam. XXVIII. 21. kam sie zum Könige herein, als sie ihre Zauberey vollendet hatte. Saul sah Nichts; denn sonst hätte er V. 13. nicht fragen dürfen, wie der Geist aussehe. Was sie dem Könige vorher sagte, hätte ihm auch ein Anderer weissagen können, wenn er die Menge der Feinde mit Sauls schlechter Kriegsrüstung und Verzagtheit vergleichen wollen. — Diss. philolog. de prunis, in capite inimici, ad Proverb. XXV. 22. et Rom. XII. 20. Ibid. in 4. Bey Gelegenheit wird vom Urheber der Sprüchwörter gehandelt, und bewiesen, daß Salomo selbige größtentheils gemacht, Hiskiä Freunde aber nach Kap. XXV. V. 1. gesammelt haben. Die Jüdischen Traditionen von diesem Buche werden aus den rabbinischen Büchern Seder Olam Rabba und Bava Bathra angezogen. Aus dem Tractat Schubbath wird bewiesen, daß es die Juden aus den canonischen Büchern haben ausstossen wollen. Durch die feurigen Kohlen verstehen Einige in den zum Grunde gelegten Stellen die göttliche Rache, und nach dem Theophylactus, Chrysostomus, Flacius, Grotius und Joh. a Mark, auch Neuern, soll der Sinn dieser seyn: Wenn du deinem Feinde wohl thun wirst; so wirst du dadurch machen, daß Gott das Unrecht, welches er dir zugefügt hat, desto unfehlbarer rächen wird; oder: läßt sich dein Feind nicht durch Wohlthaten gewinnen, so wird er sich härtere Strafe zuziehen. Andere, als Luther, Glassius, Erasmus, Geier, Vogler, Calmet, und mit ihnen die mehresten, wo nicht alle, Exegeten unserer Zeit erklären also: Ein Mensch, der seinem Feinde Gutes thut, reizt ihn dadurch zur Freundschaft und hält seine feindlichen Unternehmungen durch Freundlichkeit zurück; mit anderen Worten: wenn du deinem Feinde wohl thust, so wirst du sein Herz rühren, es dir geneigt machen. Wähner nimmt die letzte Meynung auch an, ist aber damit nicht zufrieden, daß man den Grund der Vergleichung in dieser Redensart nicht gehörig bewiesen hat. Was Herr von der Hardt weit glücklicher statuirte, und der Propst Harenberg mit einiger Veränderung annahm, wird beygebracht. Es bleiben aber doch noch einige Schwierigkeiten. Zuletzt bringt Wähner diesen Verstand heraus: Wenn du deinem Feinde Gutes thust, wirst du die feurigen Kohlen (d. i. die göttlichen Gerichte), die auf seinem

Haupte sind, haufenweise herabschütteln. S. Hamb. Beytr. 1740. St. 85. Ein Auszug steht in den Auszügen aus den neuesten theol. philos. philol. Disputat. 1741. St. 5. Nr. 4. — Diss. philolog. de Christi responsione, quod dixi, dico. Ioh. VIII. 25. Ibid. in 4. Er zeigt, daß die vorhergehende Frage der Juden eine spöttische Frage sey, mit der sie läugnen, daß Jesus der Mann wäre, für den er sich kurz vorher ausgegeben. In der Antwort Christi wird das Ausgelassene so ergänzt; (κατα) την αρχην ὁ, τι (ελαλησα) και (νυν) λαλω ὑμιν. Was ich euch zuvor gesagt, sage ich euch noch. Er führt die Regeln an, nach welchen sich ein Ausleger richten muß, und beobachtet sie selbst. Ein jedes Wort erklärt er nach seiner Weise, und bestätigt seine Erklärungen aus den Griechen. Andere Auslegungen werden nicht vergessen und Matthias Knutzen, der wegen vermeyntet Dunkelheit dieser Stelle Christi Gottheit in Zweifel zieht, wird zuletzt widerlegt. S. Götting. gel. Zeit. 1741. St. 5. — Diss. philolog. de eruditione Iudaica. 1742. 4. Die Schrift ist in 9 Kapitel abgetheilt, in welchen er das durchgeht, was zur Jüdischen Gelehrsamkeit gehört. Seine Absicht geht auf einige Jahrhunderte vor Christi Geburt und auf einige nach derselben. Alle Materien der Jüdischen Gelehrsamkeit werden aber nicht abgehandelt, z. B. das Jüdische Recht, das ein eigenes Werk erfordert. Es werden nur die Lehrer und Zuhörer sammt ihrer Pflicht beschrieben. Die Beweisstellen sind aus dem Talmud und andern Jüdischen Schriften genommen, oder doch nur ungezwungene Folgen daraus hergeleitet. S. Gött. gel. Zeit. 1742. St. 7. — De sanctificatis per conjuges conjugibus, ad 1. Cor. VII. 14. 1741. 4. Diese Schrift ist ein Glückwunsch an Pacht, wegen seiner doppelten Würde. Wähner macht wahrscheinlich, daß ἁγιαζειν (das man sonst von der kirchlichen Heiligkeit, der Profanität entgegen gesetzt, versteht) auch so viel als despondere heisse, und erklärt die Stelle also: Desponsatus enim est maritus infidelis uxori, et desponsata est uxor infidelis marito. — De Pauli Apostoli querelis atque consolatione. 2. Cor. I. 3—11. ist ein Sendschreiben in 4. an M. Stromeyer, als derselbe 1742 Prediger an der Nicolaikirche zu Göttingen ward. Es nimmt den Verfasser Wunder, daß die Ausleger die Ursache der Trübsale des Apostels nicht finden können. Die Unruhe wegen des vom Goldschmidt Demetrius erregten Auflaufes zu Ephesus um des Tempels willen der Diana konnte eben so groß beym Paulus nicht seyn. Es ist nicht zu vermuthen, spricht Wähner, daß er, als ein grosser Geist, sich über das Geschrey, vivat Diana, pereat Paulus, sonderlich gehärmt habe. Der betrübte Zustand der Gemeine zu Corinth machte ihm seinen Kummer. Er war in Gefahr, sie zu verlieren. Er getraute sich nicht, zu ihr zu reisen 2. Cor. II. 1. u. fg. sondern schickte den Titus dahin, dessen Rückkunft er aber nicht erwarten konnte, so daß er ihm entgegen reiste. Endlich tröstete ihn der Bericht des Titus, daß die Gemeine noch beständig wäre. S. Gött. gel. Zeit.

1742. St. 56. — Diss. de Ebraeorum proselytis. Gotting. 1743. 4. In 7 Kapiteln werden vorgetragen die Worterklärungen, die Rechte und Pflichten der Auswärtigen und der Fremdlinge, die Gebräuche bey der Aufnahme eines Proselyten, (welches die Beschneidung, die Taufe und das Opfer gewesen) der Zustand der Leibeigenen und Freygelassenen, die Pflichten und Rechte, welche die Neubekehrten fordern dürfen, und die Ehen derselben. Das letzte Kapitel beschreibt uns die berühmtesten Proselyten. Nach seiner Gewohnheit braucht der Verfasser dabey die heil. Schrift und die Bücher der Juden überaus häufig, so daß er Nichts ohne Zeugen sagt. S. Gött. gel. Zeit. 1743. St. 14. — Diss. de Pauli Apostoli allegoria, Gal. IV. 21—31. Ibid. 1744. 4. S. Gött. gel. Zeit. 1744. St. 23. Es wird in dieser Streitschrift gehandelt von dem Verstande der biblischen Worte, den die Juden פשט nennen. Weil Isaac mit seinen Tugenden verdiente, Abrahams Erbe zu werden, heißt er der Sohn der Verheissung, Ismael aber nach dem Fleisch, weil er nur dem Geschlecht nach von Abraham abstammte, aber nicht in seine Fußstapfen trat. Das Land der Hagarener wird ferner beschrieben, welches in dem Theil von Arabien lag, der den Namen von der Stadt Petra hatte. Sie heißt auf Arabisch הגרא oder Fels. Der Verfasser hält es für möglich, daß die Einwohner von der Hagar *) Hagarener genannt worden, der hernach wegen der Gebirge in הגרא verwandelt zu seyn. So Viel ist gewiß, daß Hagar und Ismael sich daselbst niedergelassen haben. Das Land hatte seine Könige, war aber zu Pauli Zeiten unter der Gewalt der Römer, ohne deren Bewilligung kein König durfte erwählt werden. Offenbar sind doch Hagar und Sara hier Bilder von der alttestamentlichen und neutestamentlichen Religion: gleichwohl hat Dr. Oeder im 4. Bd. der Miscellan. Lips. nov. P. III. Nr. 3. diese Dissertation zu widerlegen gesucht. — Progr. de valle spectaculorum Es. XXII. 1. 1742. 4. Mit der gewöhnlichen Erklärung konnte sich der Verfasser nicht vertragen, und macht wahrscheinlich, daß hier ein im Thal Hinnom gehaltenes Freudenfest gemeynt sey, dabey man einem Götzen Menschen geopfert habe. Die Hebräischen Wörter werden untersucht, und aus ihren Bedeutungen weist Wähner, daß der angegebene Verstand daraus fließe. S. Gött. gel. Zeit. 1744. St. 37. — Diss. philolog. de lege per angelos et mediatorem lata. Gal. III. 19 20. 1744. 4. Die Talmudisten geben vor, ihre Vorfahren hätten bey jedem Wort, das Gott bey der Gesetzgebung ausgesprochen, zurückweichen wollen; wären aber von den Engeln aufgehalten worden. Die gewöhnliche Art der Juden zu disputiren wird ausführlich vor-

*) Hagar bedeutet in Arabien den Berg Sinai, in der Arabischen Sprache Berg, Felsenberg: der Berg Sinai hat entweder den Namen Hagar geführt, oder er hieß κατ᾽ ἐξοχήν der Berg (als der höchste Berg), wie der Berg Aetna von den Arabern oder Saracenen nur der Berg (daher aus dem Arabischen das Italienische Gibello) genannt wurde.

getragen, und hernach wird gezeigt, wie diese Stelle vernünftig zu erklären sey. S. Gött. gel. Zeit. 1744. St. 87. — Diss. philolog. de Melchisedeco Christi typo. Ebr. VII. 1—10. 1745. 4. Wer etwas Vollständiges von dieser Materie haben will, muß die Dissertation des Dr. Quandt zu Königsberg de regno Melchisedeciano zu Hülfe nehmen, in welcher die Meynungen der Gelehrten gesammelt sind. Wähner hält den Sem für den Melchisedech. S. Alton. gel. Zeit. 1745. St. 76. In den Pommerischen Nachrichten St. 29. von ebendemselben Jahre heißt es: Die Schrift sey mit vielem Fleiß verfaßt, der Verfasser aber habe sich in vielen Stücken eine gar zu große Freyheit herausgenommen und auf die gegenseitigen Meynungen nicht aufmerksam genug geantwortet. Die weitläuftige Recension steht in den Götting. gel. Zeit. 1745. St. 17. Die Juden halten den Sem und Melchisedech für Eine Person. Der Verfasser hält diese Meynung für die wahrscheinlichste, weil die Kennzeichen, die Moses, David und Paulus von Melchisedech angeben, bey Keinem so, wie beym Sem zutreffen. Die Gründe zu dieser Meynung soll Willet fast eben so vorgetragen haben. Man wundert sich, daß Bochart's Gegengründe nicht berührt und widerlegt worden sind. — Gründliche Grammatica der Hebräischen Sprache. 1735. 8. mit einigen Tabellen. Sie ist kurz und deutlich. קטל schickt sich zum Paradigma besser, als פקד und darum hat Wähner mit Andern jenes erwählt. Eilf Jahre hat der Verfasser wegen dieses Buchs Ruhe gehabt, endlich aber tastete ihn M. Georg Christ. Bohnstedt, Rector der Domschule zu Magdeburg, in folgender Schrift an: Placidae et amicae animadversiones in Cl. Viri A. G. *Waehneri* scriptum, editum s. t. Gründliche Grammatica der Hebräischen Sprache. 1746. 8. Er will zeigen, daß Wähner von der beweismäßigen Methode gar weit entfernt sey, die apodictischen Gründe der Punctation wo nicht vernichtet, jedoch gewiß sehr geschwächt habe, und den Lehren Alting's und Danz's in dieser Art an Vollkommenheit nicht beykomme. Er hält Wähner's Urtheil vom beweglichen und unbeweglichen Scheva, daß selbige erdichtet seyn sollen, für ungegründet, ingleichen, daß derselbe die Eintheilung in's einfache und zusammengesetzte Scheva für eine Verwirrung ausgiebt. Er kann es nicht leiden, daß das verstohlene Patach und das Catephpatach einerley Ding seyn sollen. S. Alton. gel. Zeit. 1746. St. 63. — Antiquitates Ebraeorum de Israeliticae gentis origine, fatis, rebus sacris, civilibus et domesticis, fide, moribus, ritibus et consuetudinibus, antiquioribus, recentioribus, exponentes. II. Voll. 1743. 8. Wir haben schon oben angezeigt, daß der Jude Ginzburger, welchen Wähner sechs Jahre in seinem Hause gehabt, ihm treffliche Dienste gethan. S. auch Hamb. Ber. 1743. St. 79. Dieser machte ihm sowohl den Talmud, als auch Surenhusen's Schrift βιβλον καταλλαγης an vielen Orten deutlich. Der Verfasser brachte es endlich so weit, daß er etwas Mehreres sagen konnte, als seine Vorgänger, und man kann sein Werk

als einen Commentar über andere ansehen. Er macht es wie Reland, nämlich er nennt uns die Männer, die für seine Sätze die Gewähr leisten, welches Andere, auch selbst Iken, nicht beobachtet haben. Man hat dieß Werk allenthalben gut aufgenommen, wenn man gleich an dem Verfasser dieses aussetzt, daß er die rabbinischen Studien gar zu sehr erhebt und einem Theologen für ganz unentbehrlich ausgiebt. S. Leipz. gel. Zeit. 1744. St. 33. Götting. gel. Zeit. St. 39. Hamb. Ber. St. 4. Es ist eigentlich oder mehr eine Kirchen- und Gelehrtengeschichte des Jüdischen Volks, und sonderlich in Ansehung der Einleitung zum Lesen des Talmuds und der Rabbinen brauchbar. Jeder Band hat 4 Abschnitte. Der 1. Abschnitt des 1. Bd. handelt von den heiligen Büchern, von der Masora, (die hier noch besser abgehandelt ist, als in Buxtorf's Werke) und von den aufgewickelten Gesetzbüchern. Der 2. von den symbolischen Büchern der Juden. Was in Surenhusen's angezogenem Buche Gutes steht, und was in den Büchern Halichot Olam und Sepher Crithuth zerstreut und dunkel ist, wird hier ordentlich und deutlich vorgetragen. Die 13 schweren Auslegungsregeln des Rabbi Ismael, auf welche die Juden die Erklärung der 5 Bücher Mosis gründen, sind aufgeklärt. Im 3. sind die vornehmsten Jüdischen Bücher nachgewiesen, aus denen man die Alterthümer herleiten muß. Der 4. enthält allgemeine Anmerkungen über die Jüdischen Gebote und Gesetze. Der 1. Abschn. des 2. Bd. liefert die Zeitrechnung der Juden. Der Verfasser geht in einigen Stücken von Andern ab. Im 2. steht die Jüdische Geschichtkunde, nämlich die bürgerliche, Kirchen- und Gelehrtenhistorie. Die Fabeln der Juden, die man wissen muß, wo man in ihren Schriften fortkommen will, sind nicht vergessen. Der 3. giebt Nachricht von ihren Spaltungen und Secten, und der 4. von ihrer Gelehrsamkeit. Es sollten von diesem schätzbaren Werke noch 4 bis 5 Theile folgen; aber es erschien Nichts mehr. Wie Schade, daß das Werk nicht vollendet wurde! Professor Gesenius zu Helmstädt rühmt in seiner Opiniuncula über 2. Sam. XXII. 6. dieses am Wähner, daß er mit erstaunlichem Fleiß die historischen Gründe gesammelt, die gegen das göttliche Ansehen der Hebräischen Accente streiten, welche viele Gelehrte für eben so alt halten, als die mitlautenden Buchstaben.

S. Strodtmann's Geschichte jetztleb. Gel. Th. 12. S. 424. Pütter's Versuch einer akad. Gel. Gesch. Th. 1. S. 67.

Wagemann, Gerhard Ludwig, Superintendent der Inspection Dransfeld im Fürstenthume Calenberg, geboren zu Kirchwehren bey Hannover im Amte Blumenau am 13. December 1746. Wie es kommt, daß man von diesem Manne, der nicht geringe Verdienste um die Industrieschulen und Armenanstalten, für welche er mit seinem gleichgesinnten Bruder, dem Herrn **Arnold Wagemann** (der seit 1804 Prediger an der Marienkirche zu Göttingen ist) so thätig, und auch als Schriftsteller,

arbeitete, sich erworben hat, in Nekrologen und biographischen Wörterbüchern so spärliche oder keine Nachrichten findet? Er war eine Zeitlang Prediger an der Marienkirche zu Göttingen, in welcher Eigenschaft er auch mit zwey Gliedern der Polizeycommission die besondere Aufsicht über die Versorgung der Armen, die einen so wichtigen Theil der Polizey ausmacht, und zwar seit 1784 mitführte. Alsdann wurde er 1796 Superintendent der Inspection Harste im Fürstenthume Calenberg, und 1802, Superintendent der obgedachten Inspection Er starb am 24 Januar 1804, im 54. Jahre seines Alters. Was Wagemann's Verdienst um das Armenwesen in Göttingen betrifft, so hat man eine der preiswürdigsten Anstalten, welche (wie noch ein besonderes Werkhaus) mit dem Armenwesen in Verbindung steht, ihm allein zu verdanken: durch dessen menschenfreundliche Bemühungen ist nämlich seit 1785 eine eigene Arbeitsschule im Gange, worin an und über 150 Kinder, Knaben und Mädchen, theils im Stricken, Nähen, Flachs- und Baumwollespinnen, theils auch in der Spinnerey des Kammgarns für die dortige Grätzelsche Fabrik, imgleichen in Verfertigung der Kratzen und Kniestreichen, wie sie die Tuchmacher und Wollenarbeiter brauchen, theils in allerley Arten Gartenarbeit unterrichtet, und damit beschäftigt werden. Diese Arbeitsschule ist mit der zur Marienkirche gehörigen Lehrschule vereinigt. Beyde wechseln sowohl Vor- als Nachmittags dergestalt ab, daß die darin aufgenommenen armen Kinder während der Zeit, daß ihre Classe in der Lehrschule nicht vorgenommen wird, in der Arbeitsschule zu obigen Arbeiten angeleitet und angehalten werden. Auch Kinder aus anderen Schulen können sich hier, wenn ihre Lehrstunden geendigt sind, Vor- und Nachmittags einfinden.

Sein Hauptwerk ist: Göttingisches Magazin für Industrie und Armenpflege, 5 Bände (die ersten jeder von 4 Heften). Göttingen 1788 — 1802. 8. Nächstdem: Materialien für Armenpfleger und Armenfreunde, aus der Erfahrung gesammelt. Ebend. 1794. 8.

S. Pütter's Versuch einer akadem. Gelehrtengeschichte, Th. 2. S. 358. und Meusel's gel. Teutschl. Bd. 8. S. 287. Bd. 10. S. 781. Bd. 11. S. 734.

Wagenaar, Jan oder Johann, Rathsschreiber zu Amsterdam (eine bedeutende Stelle), der vorzüglichste Geschichtschreiber der vereinigten Niederlande, ward 1709 zu Amsterdam, wo sein Vater, wie mehrere gelehrte und würdige Männer, selbst der hochberühmte Winckelmann, Schusterssöhne sind, ein Schuhmacher war. In seiner frühen Jugend zeigte er schon einen unwiderstehlichen Hang zum Lesen, und im 11. Jahre schrieb er als ein kleiner Dichter eine Farce. Er kam als Lehrling in das Comtoir eines reichen Kaufmanns, und benützte hier alle Nebenstunden zur Lectüre bis in sein 17. Jahr, da dieser Eifer erkaltete. Nun besuchte er in seinen Erhohlungsstunden die Kirchen

der Remonstranten und Wiedertäufer, besonders die Versammlungen der Collegianten; dabey legte er sich auf die Lateinische und Englische, und für sich auf die Griechische und Hebräische Sprache, auf Mathematik, Philosophie, Geschichte und Naturbeschreibung. Nach seiner Verheyrathung 1740 trieb er einen Holzhandel, setzte aber daneben besonders das Studium der Theologie fort; seine letzten Jahre widmete er noch der Kirchengeschichte. Er starb am 1. März 1773 als Rathsschreiber zu Amsterdam.

Sein historisches Werk über die Niederlande: De vaderlandsche Historie, vervattende de Geschiedenissen der vereenigde Nederlanden, inzonderheit de van Holland, van de vroegste Tyden af (bis 1751). XXI. Deelen. Amst. 1749 — 1760. gr. 8. Teutsch von Lob. Toze. Leipzig 1756 — 65. und Franz. (von de Boispreaux und Sellius) 1757 — 72. beyde in 8 Bänden in 4. ist noch immer das beste. Dazu gehört: Vervolg van *Wagenaar* vaderl. Hist. VIII. Deel. Amst. 1788 — 1791. 8. geht von 1776 bis 1784. Um diese Fortsetzung mit dem Hauptwerke zu einem Ganzen zu machen, sind 1789 f. noch ein 22. 23. u. 24. Th. des Hauptwerks erschienen, worin die Geschichte von 1751 — 1774 enthalten ist. Wagenaar schreibt nicht pragmatisch, sondern er erzählt bloß, und liefert viele Anecdoten; er thut dieß aber mit ziemlicher Treue: nur wo Oranisches Interesse mit im Spiele ist, darf man keine reine Unpartenlichkeit erwarten. Weit mehr aber bedauert man bey dem Gebrauche des Werks zum Oeftern, daß die feinern Geschichtsmaterialien, deren Aufsammlung einen geübtern historischen Sinn fordert, gar zu sehr vernachlässigt sind. Wagenaar schrieb auch seit 1756. Nedertuitsche Staats-Courant und Description de la ville d' Amsterdam. Amsterdam 1760. Voll. II. 8.

In dem Werke: Amsterdam in zyne Geschiednissen, Voorregten, Koophandel etc. Amsterd. 1794. VII. Theile, Fol. wo Zusätze zu Wagenaar's Beschreibung von Amsterdam enthalten sind, steht Wagenaar's ausführliche Lebensbeschreibung.

S. Saxii Onomast. litter. T. VI. p. 487.

Wagener, Johann Georg, nicht der Historien- und Portraitmahler von Nürnberg, welcher an den Chur- und Fürstlichen Höfen zu Heidelberg und zu Darmstadt arbeitete, und in das 17. Jahrhundert gehört, sondern der Landschaftenmahler in Sachsen, welcher dieselben Namen führte.

Er lernte bey dem berühmten Dietrich, und war besonders in kleinen Wasserfarben-Gemählden vortrefflich. Er starb in der Blüthe seiner Jahre zu Meissen 1767.

Seine Werke sind sehr gesucht, und man bewundert in denselben die Schmelze seiner Tinten, die richtige Abweichung derselben in den Fernungen, ein glühendes Colorit, eine leichte und markichte Ausführung.

S. Allgem. Künstlerlexicon, S. 702.

Wagener, Joseph, geboren zu Thalendorf in der Herrschaft Bregenz am Bodensee 1706, war Einer von den Männern, welche Teutschland in dem 18. Jahrhundert mit ihren, auf einer sehr hohen Stufe der Vollkommenheit gebrachten Künsten so viel Ehre gemacht haben.

Er lernte die Zeichenkunst bey Jacob Amigoni, bey welchem er viele Jahre in Diensten stand, und ihn auf seinen Reisen in Italien und England begleitete. Auf Anrathen dieses Mannes lernte er einige Zeit das Kupferstechen bey Lorenz Cars zu Paris. Im J. 1739 kam er nach Venedig, wo er sich häuslich niederließ, anfänglich für Particularen arbeitete, hernach aber einen Verlag von seinen und seiner Schüler Flipart, Bartolozzi, Berardi u. s. w. Kupferstichen aufrichtete. Seine Manier, Historien mit der Nadel und mit dem Grabeisen auszuführen, ist eine der verständigsten, reinsten, und angenehmsten.

S. Ebendaselbst.

Wagenseil, Georg Christoph, Musikmeister der Kaiserlich Königlichen Erzherzoginnen zu Wien, ein grosser Meister auf dem Klavier, geboren 1688 zu Wien, noch ein Schüler des Oberkapellmeisters Fux.

Er war viele Jahre Klaviermeister der Kaiserin Maria Theresia, und erhielt dafür Lebenslang eine Pension von 1500 Gulden. In seinem 78. Jahre kam noch zu dem Podagra, das ihm an seiner linken Hand nur noch zwey bewegliche Finger gelassen hatte, eine besondere Art von Lähmung, die ihm die Sehnen in seiner rechten Hüfte so zusammen zog, daß sie endlich ganz unempfindlich wurde, und er nicht mehr aus dem Zimmer gehen konnte. Aber unerachtet dieser seiner Umstände und seines 85jährigen Alters gab er doch noch Unterricht auf seiner Stube und componirte dabey. Ja, was noch mehr ist, er spielte sogar in dem 1772. Jahre vor Burney auf dem Klavier mit vielem Feuer, und ließ noch genug von seiner vorigen Stärke merken.

Obgleich seine Compositionen in Berlin nicht gefallen wollten, so kann man ihm doch eine gewisse Originalität nicht abstreiten, und er ist Einer der ältern Lieblingscomponisten für Kenner und Liebhaber gewesen.

Er lebte noch 1777 über 92 Jahre alt, starb aber bald nachher.

Von seinen Werken für den Gesang ist zwar Nichts gedruckt; man hat aber doch von ihm, ausser verschiedenen Italiänischen Arien, das Oratorium Gionas Rè di Giuda. Die von ihm gestochenen Klavierwerke, und diejenigen Werke, welche er im Mscpt. hinterlassen hat, findet man unter andern in Gerber's Lexicon der Tonkünstler.

S. Gerber, Th. 2. S. 753. und Burney's Tagebuch einer musikalischen Reise, Bd. 2. S. 241.

Wagenseil, Johann Christoph, Einer der hochberühmten

Professoren der Universität zu Altdorf, und Polyhistor seiner Zeit, ist zu Nürnberg, wo sein Vater, Georg Christoph Wagenseil, ein angesehener Kaufmann war, am 26. November 1633 geboren. Kaum hatte er drey Vierteljahre zurückgelegt, als er auf der weiten Reise nach Stockholm, wo sich seine Aeltern 1634 häuslich niederließen, seinem Vater in der zartesten Kindheit folgte. Hier legte er unter Anführung eines Pommeraners, Jacob Bretsprecher's, die Gründe der Lateinischen und Griechischen Sprache, reiste auch mit demselben 1645 in dessen Vaterland, und kam zuerst nach Greifswalde, darauf nach Rostock. Im J. 1646 zogen seine Aeltern wiederum nach Nürnberg: daher sich unser Wagenseil bey ihnen in Lübeck einfand, und mit ihnen in seine Geburtsstadt zurückkehrte. Hier besuchte er das Gymnasium, unter der treuen Anweisung des damahligen Rectors, Johann Riedner's, drey Jahre lang, studierte alsdann von 1649 zu Altdorf. Nach Verfluß eines Jahres wurde er unter die Alumnen daselbst aufgenommen. Ruprecht, Hackspan, Ludwell und König waren die vornehmsten und würdigsten Lehrer dieses so groß gewordenen Mannes. Bey sechs Jahren hat er auf dieser berühmten Universität dem Studieren mit solchem Ruhm obgelegen, daß er 1654 von dem Grafen Ehrenreich von Abensberg und Traun zum Hofmeister seiner beyden Söhne, Otto Ehrenreich, und Ernst Julius, berufen wurde. Diese Stelle bekleidete er mit Fleiß und Ehren; es sind ihm auch deßhalb 1657 noch zwey junge Herren, Freyherr Rudolph Wilhelm von Stubenberg und Graf August von Harteck, anvertraut worden. Im J. 1659 starb der alte vorhin erwähnte Graf von Traun, und Wagenseil durfte der Religion wegen nicht länger in Oestreich bleiben; er begab sich also mit dem jungen Grafen von Harteck auf die Universität zu Heidelberg, und von da nach Straßburg. Als ihm nachher Graf Ernst von Traun, des obgedachten Bruder, Kaiserlicher geheimer Rath und Marschall von Niederöstreich, antrug, mit seinem Sohne, Ferdinand Ernst, in fremde Länder zu reisen, ergriff er diese Gelegenheit freudig, und gieng mit ihm 1661 von Straßburg ab. Die Reise geschah durch ganz Italien, Frankreich, Spanien, Holland, England und Teutschland; sogar von Cadix aus nach Ceuta in Afrika, wo er auf einen Stein folgende Worte der Bibel mit Hebräischen Buchstaben schrieb: Huc usque auxiliatus est nobis Dominus. Man muß seine Schriften lesen, wenn man wissen will, wie seine Reise beschaffen war; denn diese sind voll von den feinsten Bemerkungen und seltensten Anecdoten, die er auf Reisen gesammelt hat, und zeugen auch von seinen vielen und vornehmen Bekanntschaften. In Spanien wäre er bald unglücklich gewesen: als er sich nämlich zu Pampelona das Monument des Ignaz von Lojola in seine Schreibtafel abzeichnete, ist er von der Wache für einen Französischen Spion, der die Festungswerke auskundschaften wollte, angesehen und zu dem Commandanten abgeführt worden, der ihn aber auf Befinden, daß er ein Teutscher, und ganz unschuldig sey, wiederum

los ließ. Die weite Reise durch die benannten Reiche war unserm Wagenseil ungemein nützlich, sowohl wegen der Kenntnisse, die er sich dadurch erwarb, als auch in Absicht der guten Bekanntschaft mit Staatsmännern und Gelehrten, welche er erhielt. Die Societät der sogenannten Insultorum zu Turin und die Academia Recuperatorum zu Padua haben ihn unter ihre Mitglieder aufgenommen; welche Ehre von Padua auch seiner gelehrten Tochter und seinem Eidam nachher freywillig zu Theil wurde. Als er zu Turin war, hatte er das Glück, die Tafel der Isis zu finden, welche man seit 1630 für verloren gehalten, da sie nämlich bey der Plünderung des Cabinets des Herzogs von Mantua unsichtbar geworden war. Er entdeckte sie in dem Cabinet des Herzogs von Savoyen, da man nicht wußte, daß sie daselbst sey. In Frankreich hat er mit dem vortrefflichen Gelehrten, Johann Chapelain zu Paris, eine vertrauliche Bekanntschaft und Freundschaft errichtet, durch dessen Empfehlung an den ersten Königlichen Minister, Johann Baptist Colbert, er auch eine Ehrenpension, und ein ansehnliches Gnadengeld vom Könige Ludwig XIV. zu drey Mahlen nach einander richtig ausgezahlt, erhielt. Er wurde auch am 29. Juny 1665 in Orleans zum Doctor der beyden Rechte bey feyerlichen Anstalten creirt. Man gab sich sogar an verschiedenen Orten Mühe, ihn durch angetragene Bedienungen bey sich zu behalten; allein die Liebe zu seinem Vaterlande verstattete ihm nicht, dieselben anzunehmen. Seine Reisen dauerten sechs ganze Jahre, und er kam erst im J. 1667 zu Ende des März in Nürnberg wieder an.

Kaum war er daselbst angelangt, als man ihm schon die Stelle eines Professors des Staatsrechts und der Historie auf der Universität zu Altdorf anvertraute. Er trat beyde Stellen am 15. April desselben Jahres an. Im J. 1668 wurde er zu einem Mitgliede des grössern Raths in Nürnberg erwählt. Im J. 1674 verwechselte er das Professorat der Geschichte mit dem Lehramte der Morgenländischen Sprachen. Zwey Jahre darauf (1676) übergab ihm der Pfalzgraf beym Rhein*), Herzog Adolph Johann, seine beyden noch minderjährigen Prinzen, Adolph Johann und Gustav Samuel, in die Kost und Unterweisung, und ernannte ihn zu seinem Rathe.

Im J. 1691 reiste er nach Wien, und überreichte dem Kaiser Leopold I. seinen neu erfundenen Wasserschild, Hydraspis genannt; welcher denn auch sowohl hier, als später auf dem Züricher See, die Probe aushielt, ob man gleich nachher fast durchgehends behauptete, daß Wagenseil nicht der erste Erfinder dieser Maschine sey, gleichwie man von seinem Infundibulo, oder dem erfundenen Mittel, die Wissenschaften auf eine leichtere Art zu erlernen, urtheilte, daß er sich nicht deutlich genug darüber ausgedruckt hätte. Zu Wien wurde Wagenseil nicht allein von den Grossen am Hofe mit Auszeichnung und Leutseligkeit em-

*) Die Pfalzgrafen am Rhein waren sonst die ersten Reichsfürsten.

fangen, sondern er hatte auch zweymahl bey dem Kaiser eine huldreiche Audienz. Die Unterredung, welche der Kaiser Leopold mit ihm pflog, findet man in der Zueignungsschrift an Se. Kaiserliche Majestät, welche Wagenseil seiner Schrift von der Erziehung eines Prinzen, der gegen alles Studieren eine Abneigung hat, vorsetzte: er hat dieses Buch auf Kaiserlichen Befehl verfaßt. Im J. 1693 trug ihm der Holländische Gesandte in der Schweiz, Peter Valkemer, die Profession der Orientalischen Sprachen mit einer ansehnlichen Besoldung auf der Universität zu Leyden an, die er aber ausschlug. Im J. 1697 gab ihm die Republik Nürnberg fernere Kennzeichen ihrer Achtung, indem sie zu seinen Aemtern noch die Würde eines ordentlichen Lehrers des geistlichen Rechts hinzufügte, und ihm die Aufsicht über die Universitätsbibliothek, nach dem Tode Georg Matthias König's, anvertraute. Allein er behielt dieses Amt nicht länger, als ein Jahr; denn das Alter, welches bereits anfieng, ihn seine Beschwerlichkeiten empfinden zu lassen, machte, daß er dasselbe dem Professor Moller, seinem Eidame, abtrat. Durch seine Profession des canonischen Rechts kam er als ordentlicher Lehrer in die Juristenfacultät, in welcher er auch zweymahl das Decanat führte. In der philosophischen Facultät aber war er niemahls Decan, weil er nicht Magister gewesen. Das akademische Rectorat verwaltete er auch zweymahl.

Er hatte sich zweymahl verheyrathet; das erste Mahl mit Margaretha Barbara, Friedrichs von Praun, Pfänders in Nürnberg, und Friederica Barbara Oelhaf von Schöllenbach, Tochter, einer Witwe des Kaufmanns Jacob Heusse zu Nürnberg; das zweyte Mahl mit Friederica Susanna Barbara, gebornen Löscher, und hinterlassenen Witwe M. Georg Christoph Lange's, Diaconus zu St. Sebald in Nürnberg, wodurch er denn der Stiefvater seines Collegen, des berühmten Dr. Joh. Mich. Lange's, geworden ist. Durch die Freundschaft mit diesem, und aus Schwachheit des Alters, mag es auch geschehen seyn, daß er sich nicht lange vor seinem Tode einigermaßen mit den Rosenbachischen Händeln eingelassen, Rosenbach's Gebetsandacht beygewohnt, und diesem schwärmerischen Menschen ein günstiges Zeugniß ertheilt hat. Mit der ersten Gattin zeugte er vier Kinder, wovon ihn zwey überlebt haben: 1) die grundgelehrte Tochter Friederica Helena Sibylla Moller, deren Lebensbeschreibung im 2. Theil des Willischen Nürnberger Gelehrten-Lexicons vorkommt, und 2) Gabriel Wagenseil, der am 1. September 1670 geboren, in der Preussischen Stadt Memel Königlicher Secretär und ordentlicher Hofgerichtsadvocat war, und 1735 starb. Für die Erziehung dieser Kinder war seine Sorgfalt fast unbeschreiblich: ausserdem, daß er sie selbst in den Sprachen, Künsten und Wissenschaften unterrichtete, hat er ihnen zur Liebe das bekannte treffliche Buch, Pera librorum juvenilium, gefertigt. In der zweyten Ehe vom J. 1701 ist er die vier noch verlebten Jahre hindurch beständig krank gewesen. Er starb am 9. October 1705

im 72. Jahre seines Alters. — Wagenseil hatte so sonderbare Meynungen und Gewohnheiten, daß man sich fast wundert, wie Teutsche Fürsten mit solcher ausgezeichneten Achtung ihm ergeben waren. Er sammelte Talmudische Narrheiten, und widerlegte ihren Unsinn mit vollem Ernste, unter dem Titel: **Die feurigen Pfeile Satans.** Er versprach ein Geheimniß zu entdecken, wie sich Freunde, die in der ganzen Welt zerstreut seyen, in Geheim einander ihre Gedanken mittheilen können, und ein Licht zu bereiten, das so lange brenne, als der Mensch lebe, mit seinem Tod aber verlösche. Er wollte ganz neue Mittel gegen das Podagra, die Epilepsie, Wassersucht u. s. w. wissen. Er behauptete die seltsame Meynung ganz ernstlich, man könne die alten Münzen von den neuen nachgemachten durch den blossen, aber feinen und zarten Geruch unterscheiden, wie bereits Martialis, Lib. IX. epigr. 6. sagt: Consulit nares an olerent aera Corinthon. Zu seinen Sonderbarkeiten gehört unter andern mehr, daß er seine Gattin nicht auf der rechten Hand, auch nicht gerade neben sich, sondern einen halben Schritt rückwärts gehen ließ. Von ihm kommt der **Nürnbergische Trichter** (Infundibulum), durch den man Alles eingießt; und für die Jünglinge schrieb er ein **Bücherränzchen** in 8. (ein noch schätzbares Buch) das Grammatik, Redekunst, Dichtkunst, Geographie, Philosophie, Jurisprudenz und Theologie enthält. Er glaubte die Päpstin Johanna und lehrte, wie man einen Prinzen in Wissenschaften unterrichten und bilden könne, der gegen das Studieren eine Abneigung habe. Nie schnitt er die Nägel an den Füßen ab, und je grösser sie wurden, desto grössere Schuhe ließ er sich machen: daher man, wenn er um eine Ecke herumgieng, die Schuhe lange zuvor sah, ehe der Mann, welcher sie trug, nachkam, und die Altdorfer Knaben riefen: **Wagenseil wird kommen, man sieht seine Schuhe.** Was im Uebrigen seinen Character betrifft, so hieng ihm von seinen Reisen vornehmlich der Spanische Geschmack an, welchen er auch in seiner Handlungs- und Lebensweise verschiedentlich blicken ließ. Was seine grosse Gelehrsamkeit betrifft, so war er doch nicht darauf stolz, auch nicht eitel, indem er die ihm angebotenen, selbst seiner eigenen Wahl überlassenen Kaiserlichen Gnaden aus Genügsamkeit mit seinen Umständen jederzeit verbeten, und bloß für seinen Schwiegersohn, den berühmten Professor Moller, das Diplom eines Kaiserlichen Hof- und Pfalzgrafen bey dem Kaiser Leopold ausgewirkt hat. Seine Vorlesungen mußten mit beständigem Beyfall begleitet seyn, weil sie nicht nur ausnehmend gründlich und gelehrt, sondern auch mit besonderem aufgeweckten und seltenen Erzählungen und Anecdoten gewürzt waren. Es wäre der Mühe werth gewesen, aus seinen Schriften, Briefen und Vorlesungen, dergleichen noch vorhanden sind, *Wagenseiliana* zu sammeln, indem sich darin sehr viel Brauchbares und Treffliches für die Geschichte, Staats- und Ceremonienkunst, für die Litteratur, und besonders zur Kenntniß der grossen Welt und der

Höfe, befindet. Es hätte überhaupt seine gelehrte Correspondenz bekannter zu werden verdient: diese war, gleichwie seine Bekanntschaft, die weitläuftigste, wie man aus den vielen Klagen, die bey seinem Tode eingelaufen und gedruckt worden sind, unter andern erkennen konnte.

Er stand, wie wir schon berührt haben, als Polyhistor in grossem Rufe, und besaß bey seinen ausgebreiteten wissenschaftlichen Kenntnissen besonders eine Stärke in der Orientalischen Litteratur und im Rabbinischen: man dankt seinen Schriften unter andern manche wichtige Aufklärungen über die Religion der neuern Juden. Er war auch Mitarbeiter an dem ersten gelehrten Journal in Teutschland, nämlich an den Actis Eruditorum Lipsiens. Zu seinen Verdiensten gehört das vorzüglich, welches er sich um das Teutsche Staatsrecht erworben hat. Wunderbar genug, wie ein so gewaltiger Rabbiner ein so guter Publicist seyn konnte! Seine ansehnliche Bibliothek wurde nach seinem Tode zerstreut; seine meisten Rabbinischen und Orientalischen Bücher, wie auch einige Curiosa, z. B die Lappländische Zaubertrummel, kamen in die Altdorfische Universitätsbibliothek, die Codices MSS. Orientales aber, so wie auch einige gedruckte seltene Rabbinen, als R. Emmanuel Mechabberot, zu Constantinopel gedruckt, in die Rathsbibliothek zu Leipzig.

Von seinen Schriften führen wir folgende an:

Gesetze und Freyheiten der in Frankreich neu aufgerichteten Ostindischen Compagnie. Französ. und Teutsch 1665. 4. Ohne Druckort. — Dissertatio de coena Trimalcionis sub Petronii nomine edita, sive de Fragmento Petronii. Norimberg. 1667. (et Parisiis 1687. 8.) Diese Ausgabe der an Christoph Arnold gerichteten Abhandlung ist in des Letztern Ausgabe dieses Traguritanischen Ueberbleibsels vom Petronius anzutreffen, welche im J. 1667. 8. herausgekommen: in dem Rothscholzischen Verzeichniß der Wagenseilischen Schriften wird S. 20. eine Ausgabe zu Paris vom J. 1666. 8. gemeldet, die folgende Aufschrift führt: Hadr. Valesii Hist. reg. et *Io. Christoph. Wagenseilii* de coena Trimalcionis nuper sub Petronii nomine vulgata dissertationes. In dem Anhange der Burmannischen Ausgabe des Petronius 1700. 4. steht dieselbe S. 309 — 316. nebst der an Wagenseil gerichteten Hadr. Valesii Diss. de coena Trimalcionis nuper sub Petronii nomine vulgata, p. 317 — 324. wo eben diese Meynung behauptet wird, und Marini Statilii Traguriensis Respons. ad *Io. Chr. Wagenseilii* et Hadr. Valesii Diss. de Traguriensi Petronii fragmento, p. 324 — 356. welche Petri Petiti Arbeit ist, wie auch mehrerer Gelehrten Urtheile und Rettungen dieses Ueberbleibsels, deren Gründe die ächte Richtigkeit desselben fast ausser Streit gesetzt. — Sota: h. e. liber mischnicus de uxore adulterii suspecta, Latine versus cum commentario. Altdorfii 1674. 4. Unerachtet Wagenseil's Uebersetzung nebst dem größten Theil seiner Erläuterungen vom With. Surenhusio dem 3. Theile seiner grossen Mischnah einverleibt worden

ist (S. 178 — 321.): so behält die Nürnbergische Ausgabe dennoch ihren Werth und Vorzug, der Auszüge und Erläuterungen der Gemara wegen, welche in diesem Nachdruck weggelassen worden, ob sie gleich beynahe den größten Vorzug dieser Talmudischen Erläuterung ausmacht. — Tela ignea Satanae. Altdorfii 1681. II Voll. in 4. Eine Sammlung von Schriften, welche die Juden wider die Christl. Religion gemacht haben, deren Gotteslästerung Wagenseil widerlegt, und derselben eine lateinische Uebersetzung mit weitläuftigen Anmerkungen beygefügt. — Curiosi Aletophili Tractatus politico-historicus de moribus, ritibus ac caeremoniis in aulis Regum et Principum, Legationibus, Congressibus et Conventibus Magnatum, usitatis. Cosmopoli 1687. 12. — Directorium aulicum de ratione status in aulis Imperatorum, Regum, Principum, aliarumque personarum illustrium observanda, Tractatus singularis. Hagae Comitis 1682. 12. Diese beyden Bücher haben einerley Inhalt. — Exercitationes sex varii argumenti. Altorfii 1687. 4. 1697. 4. Die sechs Abhandlungen, welche diese Schrift ausmachen, haben gar keine Verbindung unter einander, enthalten aber doch viel merkwürdige Sachen. Im J. 1719 ist eine neue Ausgabe dieser Schrift herausgekommen: Dr. *Io. Chr. Wagenseilii* etc. Exercitationes varii argumenti: accessit vita et consignatio scriptorum auctoris, cura Frid. Rothscholzii, Siles. — De hydraspide sua epistola. Altorfii 1690. 4. Ist auch in eben demselben Jahre unter der Aufschrift Wasserschild in Teutscher Sprache herausgekommen. Es wird darin vorgestellt und beschrieben eine Maschine, vermittelst welcher nicht nur ein Mensch, sondern auch ein ganzes Kriegsheer über das Wasser ohne Brücke gehen, ja sich bey dem Uebersetzen des Degens und Gewehrs bedienen könne. Man kann die Beschreibung derselben in dem Act. Erudit. Lips. 1691. p. 40. finden. Wagenseil ist für den Erfinder derselben gehalten worden: indeß haben schon Verschiedene vor ihm davon geredet, wie man in Io. Fabricii Bibliotheca, T. VI. p. 56. sehen kann. — De re monetali veterum Romanorum, Diss. academ. Altorfii 1691. 4. Obgleich der Vf. nur von den Münzen der alten Römer handeln wollte, so geht er dennoch viel weiter, und handelt auch von den Münzen der Griechen. — De infundibulo suo ad Io. Fechtium, Diss. epistolica. Altorf. 1691. 4. Der Vf. handelt von einem Mittel, welches er erfunden, die Wissenschaften auf eine leichtere Art zu erlernen, als gemeiniglich geschieht; er ist aber nicht deutlich genug in demjenigen, was er davon sagt. — Pera librorum juvenilium, qua ingenuos etiamque ad eruditionem bonamque mentem affectantes adolescentes donat. Altorf. 1695. 8. Wir haben oben mit dem Ausdruck Bücherränzchen dieses encyclopädischen Buches schon gedacht. — De S. R. I. libera civitate Norimbergensi Commentatio. Altorf. 1697. 4. Es ist freylich dieses Werk nicht das vollkommene Buch, für welches es öfters gehalten wurde. Es mag durch die Censur schon etwas verstellt worden seyn:

es hat Irrthümer; man wünscht eine bessere Ordnung, und daß der Verfasser seine Leser durch viele Rabbinische Anführungen nicht so zerstreut hätte; der Artikel von der Rathsbibliothek ist sehr fehlerhaft: man lese die Verbesserungen beym Th. Sinc. 8, 1. Bd. S. 280 fg. Das Werk war aber doch das erste in seiner Art und zu seiner Zeit, das auch recht viel Wahres und Gutes enthält. Angehängt ist dem Werke: de Germaniae phonascorum, vulgo der Meistersänger, origine, praestantia, utilitate et institutis sermone vernaculo, liber. — Von der Erziehung eines Prinzen, der vor dem Studieren einen Abscheu hat. Leipz. 1705. 4. Er zeigt in diesem Werke, wie man die Wissenschaften mit Lust und Leichtigkeit erlernen könne, und begleitet seine Vorschriften mit vielen merkwürdigen Nachrichten. — Diss. de Ioanna Papissa; im dem ersten Theil der Schelhorn. Amoenitat. litterar. p. 142—194 man findet sie auch in einer Teutschen Uebersetzung in Ant. Gavin's Dietrich, Th. 3. (Cöln am Rhein 1730. 8.) S. 433—477. und in Spanheim's merkwürdiger Historie der Päpstin Johanna. (Frankf. und Leipzig 1737. 8.) S. 435 fgg. — Der Adriatische Löwe, d. i. kurze Anzeigung von des Durchl. Venezianischen Adels gesammter Geschlechter Ursprung, Aufnahme, wie auch der angebornen Stammwappen. Altdorf 1704. 8. Mit Figuren. Wieder aufgelegt. Ebend. 1788. 8. — Mehrere Dissertationen und Briefe, als: Epistolae XXXII. ad Ant. Magliabecch. in den Epistol. Claror. Germanorum ad Ant. Magliab. T. I. (Florentiae 1746. 8.) p. 295—366. und vier an Ebendenselben stehen T. II. p. 170 sqq. Neun Lateinische Briefe von ihm an Nic. Rittershausen sind abgedruckt in Strobel's Miscell. Samml. 6. S. 107 fgg.

S. nächst der oben angeführten Schrift: *Wagenseilii* vita et consignatio scriptorum per Frid. Rothscholz. (Norimb. 1719. 4.) und seinem Elogium in den Actis Erudit. Lips. 1706. p. 47 sqq. Brucker's Ehrentempel, Bd. 1. S. 206. Niceron, Th. 2. S. 340. Will's Nürnberg. Gel. Lexic. Th. 4. S. 144. Nopitsch's Supplementb. 4. S. 369. (Reimmanni Hist. litter. P. V. p. 617. Hist. Bibl. Fabric. P. I. p. 252. P. V. p. 346. P. VI. p. 56. Morhof. Polyh. T. I. p. 768. 774. T. II. p. 486. 505. 542. 562.)

Wagler, Carl Gottlieb, Doctor der Arzneywissenschaft, ordentlicher Professor der Hebammenkunst, wie auch Herzoglicher Leibmedicus zu Braunschweig, ein Arzt von der ersten Größe. Hätten seine körperlichen Leiden, und seine dadurch überspannte Geistesempfindsamkeit es ihm erlaubt, mit kälterem Blute und weiserer Verhaltsamkeit zu wirken; so würde er auf eine noch höhere Stufe sich hinaufgeschwungen haben. Doch, dem sey, wie ihm wolle, in aller seiner Beschränktheit, finden wir es gerecht, einen Mann, der vor der Welt nicht glänzen wollte, der Vergessenheit zu entreissen, und ihn als ein Muster eines durchaus thätigen, geschickten und verdienstvollen Arztes dem Publicum

darzustellen. Er war es, der durch Rath und That zeigte, daß Aerzte nur dann Menschenfreunde und Menschenretter sind, wenn die sanften Lehren der Religion ihr Herz fühlbarer machen.

Welch ein Eifer, Wagler's Eifer, Wahrheiten, die einmahl behauptet waren, mit Nachdruck und Gründen durchzusetzen, und wider alle medicinische Ungeheuer, die diese Wahrheiten bekämpfen wollten, zu Felde zu ziehen! Welch ein edler Eigensinn, Wagler's Eigensinn, gewissen Aerzten bey allen Titeln und Würden nicht zu fröhnen, wenn Titel und Würde ihnen Schmach war! Sagt, was ihr wollt, nur verkennt die Triebfeder nicht, die ihn so und nicht anders handeln machte! Ohne Zweifel waren es theils richtige Folgen fester, auf Erfahrung sich stützender Begriffe, theils Früchte eines zu feurigen Drangs und der hinreissenden Ueberzeugung: er könnte und müßte mehr thun, als er schon gethan habe, obgleich die Empfänglichkeit der armen Menschenkinder, die er liebend belehren und bessern wollte, so widerstrebend war. Er selbst fühlte das zuletzt: es sey gerathener, mit philosophischer Gelassenheit den Unsinn Anderer zu ertragen, und durch Sanftmuth die Herzen zu erwärmen, als sie durch lebendigen Feuereifer in die Luft zu sprengen. Sein liebstes Sprüchwort auf die letzte Zeit seines Erdenlebens war: Fac tuum officium taliter, qualiter; et sine mundum vadere sic, ut vadit! Sollte man seine Zeichnung machen; so würde man zwischen ihm und von Haen die Parallel ziehen; und man wäre so gewiß, als irgend Plutarch in den Parallelen seiner Helden!

Zwey von Wagler's würdigen Freunden, Domprediger Feddersen und Dr. Pott in Braunschweig, sind durch Fritze's Bitten, und noch mehr durch die Erinnerung an das, was sie an ihm, dem Edlen, hatten, zu der Characterschilderung vermocht worden, die wir hier mittheilen. Feddersen hat ihn von der moralischen, Pott von der litterarischen Seite geschildert. Schwer würde man sich an dem Publicum versündigen, wenn man beyde Beyträge in einander weben, und daraus ein neues Ganzes bilden wollte; es könnte nicht fehlen, das Nachdrückliche und Herzsprechende müßte dadurch verlieren. Fritze lieferte sonach Alles wörtlich; ob er gleich im Stande gewesen wäre, durch einige Briefe des Vollendeten, und durch mündliche Anecdoten Dieß und Jenes hinzuzuthun.

Carl Gottlieb Wagler war zu Annaberg im Sächsischen Erzgebirge am 17. Juny 1731 geboren. Sein Vater hatte eine eigene Mühle; unglücklicher Weise aber brannte sie ab. Kaum hatte er sie wieder aufgebaut, als er starb, und seine Familie durch den Bau in tiefen Schulden hinterließ. Seine Witwe gerieth dadurch in die größte Dürftigkeit und begab sich mit ihren zwey Kindern nach Wißmar. Hier gieng der junge Wagler in die Schule, und theils die Unterstützungen guter Menschen, theils die Stickereyen seiner Schwester, wozu er die Zeichnungen machte, gaben der kleinen Familie ihr nothdürftiges Auskommen.

Er wurde darauf bey einem Wundarzt in die Lehre gethan, und besuchte, nach zurückgelegten Lehrjahren, unterschiedene Städte, unter andern auch Hamburg. Weil aber sein Bestreben nach gründlichern und ausgebreitetern Kenntnissen in seinem damahligen Stande keine Befriedigung fand; so kehrte er nach Wißmar zurück, besuchte wieder die Schule, und hohlte in den Wissenschaften nach, was ihm zur Ausführung seiner weitern Absichten noch gefehlt hatte. Im J. 1757 gieng er auf Ostern nur mit 10 Thlr. Geld, und ohne einige bestimmte Aussicht zu seinem weiterm Unterhalte, nach Göttingen, und ließ sich in die Zahl der Studierenden aufnehmen. Gleich vom Anfange legte er sich mit solchem Eifer auf die Erlernung aller zu der Arzneykunde gehörigen Wissenschaften, und führte einen rechtschaffenen Wandel, daß er sich in kurzer Zeit die Gunst seiner Lehrer und auch andrer, das wahre Verdienst schätzender und emporhebender Männer, erwarb. Vorzüglich entdeckte der Leibarzt Röderer das Genie unsers jungen Mannes, und unternahm mit dem glücklichsten Erfolge, selbiges fruchtbar zu machen. Da dieser grosse Lehrer bey demselben eine ungemeine Neigung und Fähigkeit zu der Zergliederungs- und Entbindungskunst bemerkte; so verhalf er ihm zu der bey dem dortigen anatomischen Theater erledigten Prosectorstelle. Unter der täglichen theoretischen und practischen Anführung dieses Lehrers und Freundes, wie auch durch den Unterricht der andern damahls in der Arzneywissenschaft berühmten Gelehrten bildete er sich zu dem feinen Anatomiker, grossen Geburtshelfer, und tief sehenden practischen Arzte, wofür ihn hernach nicht nur Teutsche, sondern auch Ausländer erkannt haben. Der Leibarzt Röderer setzte auch in seinen Schüler ein solches Zutrauen, daß er denselben öfters, statt seiner, sowohl in Göttingen, als auch in den benachbarten Gegenden bey Kranken die nöthige Cur besorgen und bey schweren Entbindungen Hülfe leisten ließ. Er hatte an Röderer's Entdeckung der Trichuridee Antheil, und übergab der Societät der Wissenschaften zu Göttingen sein Verfahren, Knochen durch Maceration schön weiß zu bekommen, mit Proben, deßwegen er von der Societät einen Preis erhielt, den sie Studierenden zu ertheilen damahls im Stande war; auch wurde er von ihr, nachdem er Göttingen verlassen, zum Correspondenten erklärt. Im J. 1758 schlug er einen Ruf zum Regimentswundarzte bey dem Wrangelischen Husarenregimente in Schwedischen Diensten aus.

Am Schlusse des J. 1762 vertheidigte endlich unser Wagler eine von ihm selbst, unter Röderer's Aufsicht, ausgearbeitete practische Probeschrift de morbo mucoso, die noch jetzt ihrem Verfasser Ehre macht, der hierauf mit der wohlverdienten höchsten Würde in der Arzneygelahrtheit bekleidet wurde. Schon um eben diese Zeit erhielt und nahm er einen Ruf nach Braunschweig an. Er wurde daselbst zu einem ordentlichen Lehrer der Hebammenkunst bey den dortigen anatomisch-chirurgischen Anstalten, ferner zum practischen Geburtshelfer, und anfänglich zum Ge-

cretär, bald darauf zu einem ordentlichen Mitgliede des Herzoglichen Collegii medici ernannt. Dabey widmete er sich der Ausübung der Arzneywissenschaft am Krankenbette, und entledigte sich seiner vielfachen Pflichten mit solcher Treue und glücklichen Geschicklichkeit, daß er allgemeinen Beyfall erhielt, und der regierende Herzoglich-Braunschweigische Hof den Werth des Mannes noch mehr erkannte. Die damahls regierende Herzogin fieng an, sich seines Raths zu bedienen, und er wurde, nach einer von derselben, hauptsächlich unter seiner Cur, glücklich überstandenen schweren Krankheit im J. 1766 wirklicher Herzoglicher Leibarzt. Hierauf legte er die Stelle eines Mitgliedes in dem Herzoglichen Collegio medico nieder. Kurz vorher hatte er das ihm angetragene Physicat zu Lüneburg ausgeschlagen. Im J. 1772 wurde er von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Harlem zum Mitgliede aufgenommen, zu deren Schriften er unterschiedene Abhandlungen beygetragen hat. In eben diesem Jahre leistete er der Aufnahme der Blatternimpfung in Teutschland den wichtigsten Dienst, indem er Gatti Réflexions sur la pratique de l'inoculation, in's Teutsche übersetzt, herausgab, und des Verfassers Methode durch beygefügte eigene Beobachtungen bestätigte. Er verrichtete selbst die Einpfropfung der Blattern nicht allein in Braunschweig und dessen Nachbarschaft, sondern auch im Halberstädtischen, Sächsischen und Brandenburgischen beständig mit dem gewünschtesten Ausgange. Im J. 1773 machte er den Anfang, sich mit Untersuchungen der Wasserinsecten zu beschäfftigen. Sein unermüdeter, scharfsinniger Geist, sein helles Auge, seine grossen anatomischen Kenntnisse, und seine ausnehmende Geschicklichkeit in den feinsten Zergliederungen waren dabey für ihn Hülfsmittel, die sich sehr selten in einer Person vereinigt finden. Ungefähr im J. 1774 fieng er an, von seinem wirksamen Mittel wider den Bandwurm Gebrauch zu machen. Er wünschte, dessen Zusammensetzung bekannt machen zu dürfen; allein das gethane Versprechen der strengsten Verschwiegenheit an denjenigen, der ihm Solches mitgetheilt, hielt ihn davon ab.

Im J. 1775 verehlichte er sich mit der ältesten Tochter des angesehenen Kaufmanns Krause in Braunschweig, einer Gattin, die in Denkungsart und Lebenswandel seiner vollkommen würdig war. Die Gesellschaft der Naturforschenden Freunde in Berlin erwählte ihn im J. 1776 zu ihrem Mitgliede. Nach einer seit mehrern Jahren allmählich geschwächten Gesundheit starb er an der sogenannten Phthysis abdominalis, einer Erbkrankheit von väterlicher Seite, am 20. July im 47. Jahre seines Alters. Diese seine mehrjährige kränkliche Leibesbeschaffenheit war Ursache, daß er nicht noch mehr Gutes stiftete, als man ihm sonst noch würde zu verdanken haben.

Er hat Andern eine der seltensten Sammlungen anatomischer Präparaten, die fast sämmtlich entweder von ihm selbst, oder doch unter seiner Aufsicht ausgearbeitet worden, hinterlassen. Ob sie gleich in Ansehung der Zahl der Stücke von manchen

andern Sammlungen dieser Art leicht übertroffen werden mag; so wird sie doch in Ansehung der Seltenheit der Präparate, ihrer feinen Bearbeitung und der lehrreichen Darstellung des Merkwürdigen an denselben, nicht leicht ihres Gleichen haben. Professor Loder zu Jena, (der jetzige Kaiserlich Russische Staatsrath), der sie bey Wagler's Lebzeiten mehr als einmahl gesehen, hat sie deßwegen für eine ansehnliche Summe Geldes an sich gekauft.

Unser Wagler besaß eine grosse Belesenheit sowohl in ausländischen, als Teutschen Schriftstellern, einen durchdringenden Verstand, eine sehr richtige Beurtheilungskraft, eine nicht zu ermüdende Thätigkeit, und die schärfsten Sinne. Anatomie, Physiologie, die Geburtshülfe und die practische Arzneywissenschaft waren diejenigen Wissenschaften, in welchen er vor andern grosse Kenntnisse hatte. Unter diesen war die Geburtshülfe sein Lieblingsgegenstand. Eben deßwegen hat er ein völlig ausgearbeitetes anatomisches Werk hinterlassen, welches die Erzeugung des Menschen und die Geburtshülfe zum Augenmerk hat. Es enthält zugleich die feinsten Abbildungen der seltensten dahin gehörigen anatomischen Stücke. Wagler war auch Mitarbeiter an der allgemeinen Teutschen Bibliothek seit mehreren Jahren gewesen, und hat besonders die zu der Geburtshülfe gehörigen Recensionen geliefert.

Was Wagler's moralischen Character betrifft, so war sein Herz so vortrefflich, als Wagler's Gelehrsamkeit groß, und sein Geist helle war.

Er war ein Christ von richtigen Kenntnissen, gegründeten Ueberzeugungen, und starken Empfindungen der Religion. Den öffentlichen Gottesdienst kannte er nach seinem ganzen Werth, beobachtete ihn sorgfältig, und erinnerte oft, wie Aerzte Unrecht thäten, wenn sie die beständige Verabsäumung desselben mit ihren Krankenbesuchen entschuldigten. Eben so heilig und theuer blieb ihm bey allen seinen gelehrten Beschäfftigungen der häusliche Gottesdienst. Die Bibel, Zollikofer's Gesangbuch, und einige gute Erbauungsschriften, waren dabey seine Lieblingsbücher. Alle Stellen darin, die besonders für seine Umstände erbaulich waren, unterstrich er, und wiederhohlte vorzüglich die Lesung und Betrachtung derselben. Von seinem geheimen Umgang mit Gott sind die Betrachtungen und Gebete Beweise, die er jedesmahl an seinem Geburtstage, und wenn er das Abendmahl genoß, auffetzte.

Hier aus der Betrachtung an seinem 33. Geburtstage folgende Stellen:

„Heiliger Gott! Urheber meines Lebens, Quell alles Guten, heilige mein Herz, daß es sich würdig zu dir erhebe, daß es solche Betrachtungen anstellen möge, die deiner Majestät und den Wohlthaten gemäß sind, die du seit dem ersten Augenblicke meines Daseyns über mich ausgeschüttet hast. — Je mehr ich an meinen vorigen Zustand zurückdenke, und ihn nach den verschie-

denen Auftritten meines Lebens mit dem jetzigen vergleiche, um desto mehr wird mein Herz gegen meinen erhabensten Wohlthäter von Dankbarkeit durchdrungen. Schon ehe ich ihn kannte, ehe ich ihn noch denken konnte, war meine Glückseligkeit sein Augenmerk: und noch täglich finde ich noch neue Spuren seiner Güte, die ich nicht vermögend bin zu zählen, die aber alle mein Wohl zum Endzweck haben. — Gott gewöhnte mich durch mancherley wunderbare Schickungen sehr früh, ihn allein als meinen Vater, als meinen treuen Versorger anzusehen. Ich fiel oft in Noth und Leiden, um die Süssigkeiten seines Trostes und die Entzückungen seiner väterlichen Hülfe desto herrlicher und kräftiger empfinden zu können. Nie war mir Gott fern, wenn ich ihn suchte; nie ließ er mich versinken, wenn Alles um mich her dunkel wurde. Stets kam er mit weiser Wahl und zärtlicher Vaterliebe meinen Wünschen zuvor; und wie oft mußte ich in dankvoller Beschämung erstaunen, wenn die Vorsehung durch die seltsamsten und wunderbarsten Zufälle, Sorgen, die mir von Fern drohten, oder sehr nahe schienen, ohne mein Zuthun, auf Einmahl ein Ende machte, und mich nicht selten am frühen Morgen, noch ehe ich ihn um Etwas gebeten, oder ihm für seine Güte gedankt hatte, dasjenige gleichsam finden ließ, was ich mir zu wünschen und zu hoffen kaum getraut hatte. — Nimm, o barmherziger Gott, der du mich zu einer glückseligen Ewigkeit erschaffen und in diese Prüfungsschule gesetzt hast, heute, an dem festlichen Gedächtnißtage meiner Geburt, die dankvollesten Empfindungen meiner Seele, als dir geweihte Opfer, gnädig an. Sey gelobt für deine unermeßliche Güte! Erhalte mich bey dem Einigen, daß ich deinen Namen fürchte, und durch einen dir geheiligten Wandel deinen Ruhm ausbreite. Der Herr hat Grosses an mir gethan, deß bin ich fröhlich. Laß das erhabene Erlösungswerk meines göttlichen Mittlers auf mein ganzes Leben einen kräftigen Einfluß haben! Laß den Sieg des gekreuzigten Erlösers über den Tod am Ende meines Lebens auch meinen Sieg werden, und nimm meine Seele zu Gnaden an! Zeuch meine Begierden von dem Irdischen ab, und zum Himmel hin. — Gieb mir ein weises, verständiges, tugendhaftes Herz, welches seine einzige Glückseligkeit in deiner Gnade und in treuer Ausübung der mir zu meinem Wohl von dir vorgeschriebenen Pflichten sucht. — Laß mich stets eine kleine Anzahl solcher Freunde kennen, die mich näher zu dir führen und an meinem Herzen arbeiten. Laß mich ihrer Keinen auf Immer verlieren, sondern vereinige du dort wieder!"

Richtige Kenntniß und feste Ueberzeugung von der Religion haben stets einen wohlthätigen Einfluß auf das Leben und die Handlungen des religiösen Mannes. Auch **Wagler** ist Zeuge davon. In allen seinen Bemühungen, Wünschen und Thaten blieb es sein letzter Zweck, Gott zu verherrlichen, und dem menschlichen Geschlecht nützlich zu werden. Man kann mit Grund sagen, daß er mit dem wärmsten Eifer, diesen Zweck zu erreichen, jeden Tag anfieng und vollendete. Eben darum liebte er

die Naturgeschichte, und vorzüglich die microscopischen Beschäfftigungen so heftig, weil Gottes Grösse ihm dadurch so rührend und überzeugend kund wurde. Darum brannte er vor Begierde, das Erziehungswesen mit zu verbessern, und alle nützliche Anstalten zur Verbesserung desselben mit zu befördern. Das Dessauische Philanthropin kann keinen eifrigern Freund und thätigern Beförderer je gehabt haben, als ihn. Er war überall Sprecher für dieß wohlthätige Institut der Menschheit, er sammelte für dasselbe ansehnliche Summen; er gab selbst reichlich, und wenn er nur Beyträge für dasselbe einnehmen konnte; so ließ er es gern geschehen, daß deren Geber sie ihm wieder als ihrem Arzt am Jahrgelde abzogen. Die Aufseher des Philanthropins erkannten auch dankbar seinen warmen Cosmopoliteneifer für dessen Flor, da sie seinen beyden Söhnen, wenn sie das Alter erreicht, eine Freystelle darin zu geben, öffentlich versprochen hatten.

Der Wunsch, das Wohl der Menschheit zu befördern, lag ihm so tief in der Seele; der Gedanke daran war so durch alle seine Vorstellungen und Empfindungen verwebt, daß er lebhaft und oft sehr hitzig wurde, so bald er nur von Hindernissen desselben hörte, die durch menschliches Vermögen konnten hinweg geräumt werden: der eigene Anblick machte ihn noch wärmer. Da er aus richtigen Grundsätzen und vielen Erfahrungen wußte, wie wohlthätig für die Menschheit es sey, wenn die Blatterneinimpfung ausgebreiteter und die Geburtshülfe sicherer geleistet würde; so that er Alles, was er nur konnte, durch eigenes Wirken, wie durch Entwürfe und Rathschläge, die er Andern mittheilte, Beydes zu befördern. Nie that er eine Reise, ohne seine Accouchirzange mitzunehmen; und durch diese seine Sorgfalt rettete er auch einmahl bey Brandenburg einer Mutter und ihrem Kinde das Leben. „Wie würde ich mich Zeitlebens betrübt haben, wenn bey der vollen Gewißheit, Beyde zu retten, sie hätten sterben müssen, darum weil ich das Werkzeug der Rettung vergessen hätte.“ Einem der edelsten und würdigsten Menschen hatte er von einer Krankheit geholfen. Dieser wagte es nicht, ihm Geld dafür zu bieten, sondern schenkte ihm das Manuscript von einer Schrift, um sie zu seinem Vortheil drucken zu lassen. Er that es, weil diese Schrift ein grosses Hülfsmittel zur Aufklärung des menschlichen Verstandes war; aber das Honorar dafür schickte er den Lehrern bey gewissen Schulanstalten.

Bey seinen sehr lebhaften und warmen Empfindungen war er auch sehr lebhaft und warm in der Freundschaft. Unter seinen Freunden waren Männer von grossem Werth: von Rochow, Jerusalem, der Leibarzt Zimmermann, der Dänische Naturkündiger Müller, Hensler, Röderer, Schlözer, Martini, der Arzt Michaelis, Göze und Cramer in Quedlinburg, der Leibarzt Gondela, von Bork, Stein u. A. m. Mit Thränen im Auge erinnerte er sich oft seiner Lieben, die vor ihm gestorben waren; er litt selbst mit, wenn sie litten; und weinte vor Freuden, wenn es ihnen

wohl gieng. Mit Dankbarkeit nannte er seine Wohlthäter, und unter denselben erflehte er vorzüglich dem berühmten Menschenfreund von Berchholz zu Wißmar Gottes vergeltenden Segen. Mit der zärtlichsten kindlichen Liebe verehrte er seine Mutter; er gab ihr jährlich 200 Thlr. zu ihrem Unterhalt. Als sein erster Sohn sollte getauft werden, erbot sich eine hohe Person, die Pathenstelle zu vertreten; aber er antwortete: „Dießmahl muß ich mir diese Gnade verbitten; ich habe eine arme alte Mutter, der ich durch die Vertretung dieser Stelle eine Freude zu machen schuldig bin.“ Er fuhr bis an sein Ende fort, sie zu ernähren, wie er schon in seiner Jugend durch Zeichnungen zu Stickereyen, die er ausser den Schulstunden verfertigte, gethan hatte. Seiner vortrefflichen Gattin *) empfahl er immer seine Mutter, und sie erfüllt nach seinem Tode, nach ihrem äussersten Vermögen, sein Verlangen. Durch seinen unersättlichen Wissenstrieb, durch seine feste Arbeitsamkeit, und zu starken Gefühle bey glücklichen und widrigen Zufällen des Lebens, wie bey den guten und fehlerhaften Handlungen Anderer, schwächte er seine wankende Gesundheit immer mehr. Er sah die Absichten und Handlungen der Menschen oft mit zu schwermüthiger Seele an, und wünschte zu rasche Verbesserungen der Menschheit. Er erkannte dieß als ein heisser Wahrheitsfreund auf seinem Sterbebette. Er starb mit christlichem Vertrauen zu Gott; und antwortete seinem Freund Feddersen, bey der Frage: Ob er auch mit getrostem Muth in die Ewigkeit gehe? „Sollte ich von dem Gott, der die ewige Liebe ist, der mein Vater von Kindheit auf gewesen, der mir durch Christum so viel Barmherzigkeit erwiesen, in jener Welt etwas Böses fürchten können? Er läßt es mir dort gewiß wohl gehen.“ Mit starken Empfindungen betete er die Lieder nach: Warum erbebst du, meine Seele? Ich will dich noch im Tod erheben. Oft, sehr oft freute er sich auf den seligen Zustand jener Welt, darin er sowohl in den Werken der Natur, als in den Wahrheiten der Religion, Gottes Grösse näher erkennen würde.

S. Johann Gottlieb Fritze's medicinisches Jahrbuch, J. 1781. S. 1.

Wagner, Andreas von, Doctor der Philosophie und der Rechte, Churfürstlich Sächsischer geheimer Finanzrath in dem geheimen Finanzcollegium, darauf Churfürstlich Sächsischer geheimer Rath: er war auch deputirter Rath des geheimen Finanzcollegiums bey der Oberrechnungsdeputation, der allgemeinen Armen-, Waisen- und Zuchthauscommission, so wie der Gesetzcommission. Ein um sein Vaterland bestverdienter Patriot. Er wurde am 17. August 1727 zu Leipzig geboren, wo sein Vater,

*) Bey grossen weiblichen Tugenden und feinen Empfindungen der Religion, des Wahren und Guten, besaß sie vorzügliche Kenntnisse der Erziehungskunst: von ihr stehen einige Aufsätze in den pädagogischen Unterhaltungen.

Dr. Thomas Wagner, Commissionsrath und Kreisamtmann war, studierte dort seit 1746 und, nachdem er 1749 Magister geworden war, in Göttingen die Rechtsgelehrsamkeit, übte sich einige Zeit als Viceactuar im Amte Weissenfels, promovirte im J. 1752 als Doctor der Rechte zu Leipzig (wo er jetzt zum zweyten Mahl disputirte), und wurde dem Nachfolger seines Vaters als Kreisamtmann adjungirt. Im folgenden Jahre ward er wirklicher Kreisamtmann, auch ihm 1754 der Titel eines Commissionsraths beygelegt.

In dieser Lage, die er benützte, Studierende, die seinen und seines Freundes Gellert's Umgang genossen, practisch zu üben, blieb er bis 1763, in welchem Jahre er zu dem neuerrichteten Kammercollegium als geheimer Kammer- und Bergrath nach Dresden gerufen wurde. Hier folgte jetzt eine Anstellung der andern. Im J. 1764 wurde er in die gleichfalls neuorganisirte Landesöconomie-, Manufactur- und Commerciendeputation, 1770 aber zu der mit der damahligen Veränderung der Sächsischen Criminaljustiz und Armensachen in Verbindung gesetzten Commission zu Anlegung neuer Zuchthäuser gezogen, welche letztere ihn seitdem bis zu Ende seines Lebens ganz vorzüglich beschäfftigte. Auch hatte er seit 1775 die Bearbeitung fast aller Bergrechtssachen, war seit 1780 Mitglied der Oberrechnungsdeputation und trat nach einer harten Krankheit im J. 1783 in das aus der bisherigen Generalhauptcasse und dem Kammer- und Bergcollegium errichtete geheime Finanzcollegium, wogegen er, bey seiner schwächlichen Gesundheit, aus der Landesöconomie-, Manufactur- und Commerciendeputation trat. Zur Belohnung seiner Thätigkeit und seiner vielen Verdienste erhob ihn der Churfürst im Reichsvicariat 1790 in den Reichsadelstand, ohne die gewöhnlichen Taxen, setzte ihn 1792 in die neuerrichtete Gesetzcommission, und beehrte ihn im J. 1800 mit dem Character eines geheimen Raths. Er starb am 3. März 1805, im 68. Jahre.

S. den Biograph, Bd. 4. St. 4. S. 467. Meusel's gel. Teutschland, Bd. 8. S. 292. und Kläbe's neuestes gel. Dresden, in welchen beyden letzten seine Schriften verzeichnet sind.

Wagner, Friedrich, Doctor der Theologie, Senior des geistlichen Ministeriums zu Hamburg, Hauptpastor an der Michaeliskirche und Ephorus der Schulen daselbst. Er ward am 11. Januar 1693 zu Kahrau oder Caro, einem dem ehemahligen Königlich Preussischen Oberhofmarschall von Prinzen im Fürstenthum Magdeburg zugehörigen Dorfe, geboren, wo sein Vater, Christoph Wagner, als Prediger im Amte stand, dem hernach unseres Gelehrten ältester Bruder, Johann Christoph Wagner 1710 im Dienste nachfolgte, nachdem Jener 1709 im Herbste das Zeitliche verließ. Auf diesem Dorfe nun brachte unser Wagner seine Kinderjahre zu, und wurde bis in sein 13. Jahr von seinem Vater selbst in den Grundkenntnissen, sonderlich in der Lateinischen und Griechischen Sprache, wohl unterrichtet. Zu

Ostern 1706 gieng er auf die öffentliche Schule nach Tangermünde, und zu Ostern 1710, nach dem Tode seines Vaters, wendete er sich nach Brandenburg, auf die damahls sehr blühende Schule auf der Altstadt, wo er vornehmlich der Unterweisung des gelehrten Rectors, Levin Johann Schlichten, nachmahligen Pastors zu St. Georg zu Berlin, welcher verschiedene kleine Stücke von Schulsachen herausgegeben, bis an seinen Abzug auf die Akademie genossen hat. Er verließ nämlich die Brandenburgische Schule im J. 1712 und begab sich nach Halle auf die Universität. Er hörte daselbst die damahligen geschicktesten Lehrer in der Weltweisheit, in der biblischen Philologie und in der Gottesgelahrtheit. Die Theologen, welche zur selbigen Zeit zu Halle lehrten, waren Breithaupt, Anton, Franke, Lange und Michaelis. Die Weltweisheit erlernte er unter Andern sonderlich aus den Vorlesungen des Heineccius und des Freyherrn von Wolf. Durch seinen anhaltenden Fleiß machte sich Wagner so geschickt, daß er 1716 zum ordentlichen Lehrer des Königlichen Pädagogiums in Halle bestellt ward, nachdem er schon vorhin auf Schulen sich in der Information der Jugend fleißig geübt, und auch selbst auf der Universität solche nicht gänzlich unterlassen hatte; wie er denn überhaupt eine grosse Neigung zum Schulwesen bey sich fand. Zeit seines Aufenthalts auf dem Pädagogium hat er schon eine und andere Schrift ausgearbeitet, und zum Theil auch abdrucken lassen. Ehe er von Halle gieng, ward ihm vom Prof. Franke wegen des Königlich Dänischen Missionscollegiums in Kopenhagen der Ruf angetragen, als Missionar unter die Heiden nach Ostindien zu gehen. Er wollte sich auch von seiner Seite nicht entziehen, den Namen Jesu unter den Heiden zu predigen; doch fanden sich bald von selbst einige besondere Umstände, daß er damit verschont ward. Bald darauf theilte ihm die Vorsehung unvermuthet an dessen Statt eine andere Stelle zu; denn im J. 1719 erhielt er den Ruf nach Berlin zum Amte eines Feldpredigers bey des Generallieutenants von Löben Regimente, welches daselbst beständig in Garnison lag. Er bekleidete dasselbe bis in das J. 1721, da der König Friedrich Wilhelm aus höchsteigener Bewegung ihn zum Inspector und Pastor Primarius nach Nauen in der Mittelmark berief. Ehe er diese neue Ehrenstelle antrat, verheyrathete er sich am 29. October mit Charlotte Eleonora Schartow, einer Tochter des damahligen Preussischen Kriegscommissarius, Johann Benedict Schartow's in Berlin. Auf Martini des J. 1721 ward er zu Nauen zu seinen neuen Aemtern eingeführt, und er verwaltete solche bis 1732. Dieß ist der Ort, an welchem er unter andern sein gründliches Buch gegen Dippel geschrieben hat.

Wagner war weit wichtigerer Aemter fähig, und das erkannte man auch bey Hofe. Daniel Conrad Salpius bekam daher Befehl, ihn in Nauen abzulösen; Wagner aber ward abermahls ohne sein Denken von Sr. Königl. Preuss. Maj. zum Consistorialrathe im Herzogthum Pommern und Fürstenthum Ca-

rin, zum Propst und obersten Pastor bey der Hauptkirche zu St. Marien in Stargard, wie auch zum ersten Professor der Gottesgelahrtheit und der Hebräischen Sprache an dem akademischen Gymnasium verordnet. Bey seiner Einführung verfertigte Daniel Gottfried Werner, damahliger Rector am Collegio illustri, eine Einladungsschrift de Pomerania orientali, darin er von solchen Pommerischen Gelehrten handelt, die sich in Orientalischen Sprachen hervorgethan haben. Man findet dabey auch den Lebenslauf unseres Wagner's, wiewohl nur ganz kurz, angeführt.

Stargard war noch nicht der Ort, an welchem er seinen beständigen Sitz haben sollte: er fand denselben erst in Hamburg, woselbst er wider Vermuthen am 19. Februar 1736 zum Hauptpastor an der Michaeliskirche an des Dr. von Gohren Stelle einmüthig erwählt ward. Es fielen bey dieser Veränderung viele merkwürdige Umstände vor, wobey sich Wagner bloß leidend verhielt. Es hielt sehr schwer, ehe der Rath zu Hamburg seine Dimission bey dem Könige von Preussen erlangen konnte, welche doch endlich auf wiederhohltes inständiges Ansuchen erfolgte, worauf Wagner dem Rufe folgte und sein Amt am 5. Juny 1736 in Hamburg antrat. Zu seinem Abzuge von Stargard wünschte ihm Johann Friedrich Helwig, Prediger zu Stettin, Glück mit einer besondern Schrift, unter dem Titel: Litterae valedictoriae, quibus Viro summe reverendo *Friderico Wagnero* novum munus et iter a. 1736. d. 19. April. bono cum Deo susceptum gratulari voluit ac debuit I. F. Helwig.

Seine Verdienste wurden auch hier von Kennern der Gelehrsamkeit hochgeschätzt, ja sie wurden noch mehr belohnt; denn als der Senior Palm 1743 in die Ewigkeit gieng, erwählte ihn der Rath zu Hamburg am 1. März desselben Jahres zum Senior des Kirchenministeriums daselbst.

Bisher haben wir einen Hauptumstand mit Fleiß unberührt gelassen. Ludovici fällt vom Wagner in der Wolfischen Historie Th. III. S. 387. folgendes Urtheil: „Ohne allen Zweifel gehört auch der für die Wahrheit der Evangelischen Religion die Waffen des Herrn führende Herr Friedrich Wagner unter diejenigen, welche die meisten Lehren der Wolfischen Weltweisheit billigen, und sich selbige in ihren Schriften wohl zu Nutze zu machen wissen. Wir glauben demnach, daß wir nicht irren, und zu Herrn Wagner'n leben wir des guten Vertrauens, daß er, da er vor Furcht nicht gern das Ansehen haben will, als ob sey er Wolfisch gesinnt, es uns nicht verargen werde, u. s. f." Mit diesem Urtheil ist unser Wagner allerdings nicht zufrieden. Wir wollen ihn selber im Denkmahl der Liebe auf Reinbeck *) reden hören: „Es fällt mir ein, schreibt er, daß der Herr Professor Ludovici mich hin und wieder mit in die Classe der Herren Wolfianer zu setzen beliebt hat: dabey er zwar selbst zuletzt etwas

*) Selbiges steht vor dem 5. Theil der Betrachtungen über die Augsburgische Confession, S. 21.

ungewiß worden, ob ich ein Wolfianer sey, oder nicht; immittelst aber doch meynt, ich hätte mich nur aus Furcht noch nicht dafür bekennen wollen. Bisher habe ich es nicht nöthig geachtet, mich über dieses Urtheil öffentlich zu beschweren, oder zu erklären, so lange ich in meinen bisherigen Schriften keine Veranlassung dazu gefunden. Bey dieser guten Gelegenheit aber kann ich doch nicht wohl umhin, wenigstens ein Paar Worte davon zu gedenken. Ich habe es dem Herrn Professor eben nicht so sehr übel nehmen können, daß er mich mit unter die Zahl der Wolfianer gesetzt: denn es ist mir nicht unbekannt, daß diese Leute bey ihm in keinem übeln Credit stehen, und er mir also dadurch keine Unehre erweisen wollen; da ich es hingegen von einem Andern, welcher die Wolfianer für sehr arge Leute angesehen, ganz anders aufnehmen müßte. Ich habe überdieß wohl gewußt, daß es auf seinen blossen Ausspruch nicht ankomme, sondern meine eigene Schriften bey Verständigen den Ausschlag geben müßten, ob ich ein Wolfianer sey oder nicht. Doch, eben darum hat mich's gewundert, daß der Herr Professor endlich nicht gewußt, was er aus mir machen solle; in solcher Ungewißheit aber doch festgesetzt: ich sey ein Wolfianer, und wolle mich nur aus Furcht nicht dafür bekennen. Denn ich habe in meinen Schriften, wo es Gelegenheit gegeben, vorlängst verschiedene Sätze der Wolfianischen Philosophie, und insonderheit auch die Harmoniam praestabilitam, sammt der Monadologie öffentlich verworfen und bestritten. So kann ich ja wohl nicht schlechterdings ein Wolfianer seyn. Ich habe aber auch hin und wieder einige Sätze der Wolfischen Philosophie öffentlich gebilligt und gebraucht. So kann ich denn auch nicht schlechterdings ein Antiwolfianer seyn. Das Alles hat dem Herrn Professor nicht unbekannt seyn können. Was hätte er nun vernünftiger Weise daraus schließen sollen? Dieses, daß ich kein Sectirer und kein verkaufter Sclave von Diesem oder Jenem, sondern ein aufrichtiger und unpartheyischer Liebhaber der Wahrheit sey. Ich weiß also nicht, wie er dahin verfallen können, daß er an dessen Statt dennoch lieber gedacht, ich müßte ein Wolfianer seyn *), welches gar unrichtig geschlossen ist; und noch dazu meynt, ich wollte mich nur aus Furcht nicht dafür bekennen, welches vollends ziemlich dreist und unfreundlich geurtheilt ist. Ist denn unter Wolfianisch und Antiwolfianisch kein Mittelweg zu erdenken? und was für Noth oder Nutzen soll es denn erfordern, daß sich Alles entweder für Wolfianisch oder Antiwolfianisch erkläre? oder, wie habe ich mich schlechterdings für einen Wolfianer bekennen sollen, da ich es in der That nicht bin? Ich habe in meinen Schriften, wo es die Gelegenheit gegeben, meine Meynung von der Sache, oder von einigen Lehrsätzen selbst offenherzig gesagt: und das werde ich mit göttlicher Hülfe ferner thun, so es Zeit und Gelegenheit erfordert. Daß ich mich aber nicht durch besondere Schriften im

*) Dieß ist wohl nur darum geschehen, weil es Ludovici darum zu thun war, die Anzahl der Wolfianer groß zu machen.

die Wolfianischen Streitigkeiten gemischt, dazu habe ich meine anderweitigen erheblichen Ursachen gehabt. Es hat mich auch niemahlen eine solche Noth dazu gedrungen, als den sel. Herrn Propst Reinbeck, der gleichsam einen besondern Ruf dazu gehabt. Und was hätte es auch helfen sollen? da in dieser Sache schon so viel Schriften gewechselt sind, daß, wer daraus noch nicht sehen kann, was von dem ganzen Streite zu halten sey, es wohl nimmer lernen wird, wenn auch noch einmahl so viel davon geschrieben würde." Es ist hier noch Mehr, was Wagner'n betrifft, zu erzählen, um besser einzusehen, wie weit er an den Streitigkeiten über die Wolfische Philosophie Theil genommen, oder nicht. Es ist bekannt, daß derselbe mit Reinbeck, nachdem er mit ihm schon in Berlin, als er daselbst Feldprediger war, bekannt geworden, vielen Umgang gehabt, und bis an dessen Ende in einer ganz genauen Freundschaft gestanden hat. Sie haben mit einander beständig Briefe gewechselt, und besonders, wenn Reinbeck sich mit diesem oder jenem Stück der Wolfischen Philosophie öffentlich abgeben wollte, so pflegte er wohl vorher solches unserm Wagner brieflich anzuzeigen, auch wohl sein Gutachten mündlich oder schriftlich anzuhören. Wagner gesteht dieses selbst im Denkmahl der Liebe, wo er nicht nur §. 33. meldet, er habe Reinbecken bald Anfangs von einer bereits verfertigten Schutzschrift wider seine Gegner zurückgehalten, sondern auch §. 36. bekennt, er habe ihm widerrathen, von der vorherbestimmten Harmonie Etwas drucken zu lassen. Wir wollen auf den Ursprung dieser vertrauten Correspondenz in dieser Sache zurückgehen. Reinbeck mußte sich um die Wolfische Philosophie nothwendig bekümmern, weil er gleich Anfangs, nämlich im J. 1723, zum Commissarius in den Wolfischen Streitigkeiten erwählt wurde, wie dieses Wagner im Denkmahl der Liebe ausführlich erzählt. Er las daher des Freyherrn von Wolf Bücher mit aller Aufmerksamkeit durch; weil er aber, als er die harten Beschuldigungen darin nicht finden konnte, die Andere wider ihn bey Hofe angebracht, seinen eigenen Augen gleichsam nicht trauen wollte, so wendete er sich an verschiedene ehemahlige Zuhörer des Barons, die sich damahls in und bey Berlin aufhielten. Er fragte dieselben, und zwar einen Jeden besonders, wie doch Wolf diesen und jenen Satz mündlich erklärt hätte, damit er desto sicherer gienge. Dieses meldet Wagner selbst im Denkmahl §. 29. Unter den daselbst erwähnten Männern in und bey Berlin, bey welchen er sich fleißig darüber erkundigte, befand sich vornehmlich auch unser Wagner, der damahls schon als Inspector zu Nauen stand, und Dr. Franz Albert Schulz, nachheriger Professor der Theologie und Consistorialrath zu Königsberg. Was ihm nun diese für eine Antwort gegeben haben, ist auch im Denkmahl angeführt. In den bekannten Beyträgen zur Historie der Gelehrsamkeit wird ausdrücklich versichert, daß, wenn unser Wagner, wie er auch im gedachten Denkmahl der Liebe selbst zu erkennen giebt, alle historische Umstände des Propstes

Reinbeck habe bekannt machen wollen; in der Wolfischen Historie ein grosses Licht aufgehen würde. Wagner wußte Alles, was am Berlinischen Hofe deßwegen vorgegangen; die Geheimnisse des Propstes wären ihm nicht verborgen; er hatte Briefe davon in Händen; ja er hatte selbst zu mancher Anmerkung in den Reinbeckischen Schriften Gelegenheit gegeben. Von wem hätte man wohl mehr Nachrichten, als vom Senior Wagner erwarten können, da kein Mensch selbige so genau und vollkommen inne hatte? Allein, wie er damahls nur immer zum Frieden gerathen und gearbeitet; so hatte er auch nachher nicht Lust sich oder Andern hinterher deßhalb Unruhe zu machen, und darum war ausser dem, was er im Denkmahl eröffnet hat, keine weitere Aufklärung von ihm zu erwarten. Gewiß ist es aber auch, daß Reinbeck, dessen Unschuld und Ehre daselbst genugsam gezeigt und gerettet worden, noch mehr würde bewundert werden, wenn man Alles wüßte. Wir wollen nur ein Paar Proben aus dem Denkmahl anführen, die von seiner grossen Ueberwindung und Mäßigung gegen seine Feinde und Lästerer zeugen. Wagner schreibt in einer Anmerkung zu §. 37. „Man erinnere oder erkundige sich nur, was im J. 1737 ein gewisser Mann seiner öffentlichen Schrift wider den Herrn Propst Reinbeck für ein recht injurieuses Kupfer habe vorsetzen lassen, und bedenke dabey, was da wohl schon vorher gegangen seyn müsse, ehe es zu einer solchen Verwegenheit kommen können? Hiernächst urtheile man selbst, was das bey dem sel. Reinbeck für einen Eindruck machen müssen, als er ganz zuverlässig erfahren, daß ein gewisser Mann in einem Briefe an einen seiner Freunde, ihn ausdrücklich bipedum nequissimum zu nennen, sich nicht entblödet habe? Anderer dergleichen vielen Beschimpfungen nicht zu gedenken. Das Alles hat der sel. Reinbeck gelassen ertragen, und keine Satisfaction gesucht, wie er sonst wohl gekonnt hätte. Der Mann, welcher den Herrn Propst bipedum nequissimum genannt, ist bereits verstorben, und ich will von ihm Nichts mehr sagen. Wer aber das boshafte Kupfer stechen lassen, ist wohl Niemanden mehr ein Geheimniß. Von diesem ward, wie zuverlässig aus Berlin berichtet worden, nach einiger Zeit eine Besoldung bey Hofe gesucht, und weil ihm dabey des Herrn Propst Fürsprache nöthig war, so wendete er sich brieflich an denselben, da er ihn doch kurz vorher beschimpft hatte. Dieß wäre nun eine gute Gelegenheit gewesen, ihm einen sehr übeln Dienst zu thun. Allein der sel. Mann überwand sich, sprach für ihn, und that ihm Gutes für das erlittene Böse. Er konnte zwar seinen Zweck darin nicht erreichen; indessen ist es doch nicht unbekannt geblieben, wie er ihm seine Liebe auf eine andere Art bey der Gelegenheit thätlich und recht ausnehmend bewiesen habe.“ Die andere Probe der Gelassenheit führt Wagner in der Anmerkung bey §. 38. im Denkmahl an.

Wagner setzte an der neuen Weltweisheit selbst Manches aus. Wenn wir hiervon mehrere sichere Nachrichten verlangen

müssen wir seine Schriften kennen lernen, sonderlich diejeni welche er in Nauen, Stargard und Hamburg an's Licht stellt hat.

Was Wagner's weiteres Leben betrifft, so erlebte er i 1750 das traurige Schicksal der Michaeliskirche, an welche Pastor war, daß dieselbe durch den Blitz ganz eingeäschert de. Er hatte aber auch das Vergnügen, daß im J. 1751 Grundstein zum neuen Bau dieser Kirche gelegt wurde, welcher Ceremonie er die Standrede gehalten hat. Allein Endigung des Baues der eingeäscherten Kirche hat er erlebt. Im J. 1758, da die Jenaische Universität ihr Jubil feyerte, ernannte ihn die dasige theologische Facultät zum tor der Theologie, ohne sein Ansuchen und Vorwissen, mit ausdrücklich angezeigten Ursache, daß solches wegen seiner Ge samkeit und Verdienste um die Kirche geschehen.

Er starb am 6. July 1760 an einem lungensüchtigen Fi Die Kirche wird seinen Namen stets im Andenken erhalten. wird ihn als einen gelehrten, scharfsinnigen und vorzüglich dienten Theologen nennen. Er war besonders sehr geübt, Feder für die Wahrheit der Religion zu führen; und ohne legenheit zu Streitigkeiten zu suchen, widerlegte er die offe ren und dreisten Feinde des Glaubens mit ausnehmender S und Gründlichkeit. Er verband mit einer mehr als gem theologischen Gelehrsamkeit auch diejenigen Vortheile, welche derselben von einer richtig und tiefdenkenden Philosophie zu warten sind.

Von seinen Schriften hier folgende:

Verschiedene Aufsätze zu den sogenannten akademischen, mischten und abgesonderten Bibliotheken, welche damahls al lehrte Journale herauskamen. — Herodiani Römische Hi seiner Zeit, zum ersten Mahl in das Teutsche übersetzt, mit nantes Vorrede. Halle 1719. 8. Mit Erscheinung dieser U setzung hat es folgende Bewandtniß: Wagner übte sich, a noch im Pädagogium zu Halle war, mit einigen gelehrten gen gemeinschaftlich in allerley Wissenschaften. Zu dem kam er unter Andern mit ihrer Zweyen, nämlich mit Dem Zopf und noch einem Andern, wöchentlich noch ein Paar S den zusammen, um mit ihnen zugleich die besten Griechi Schriftsteller durchzulesen. Sie vereinigten sich, um den dian desto genauer durchzugehen, daß sie ein Kapitel um's a in die Teutsche Sprache übersetzen und einander ihre Ve censiren wollten. Wagner übersetzte das erste Kapitel, M. das andere, und der Dritte das dritte; und darauf Wa das vierte, und so ferner. Hieraus erhellt zugleich, wie Wagner an dieser Uebersetzung Theil habe.*) Aus der Vo

*) Detharding zu Altona glaubte, daß seine Teutsche Uebersetzun Holbergischen Dänischen Uebersetzung des Herodian vor der Häl Uebersetzung leicht den Vorzug behaupten würde. S. seine Vo Da die neue nicht aus dem Griechischen unmittelbar, wie die Häl

des Menandes läßt sich abnehmen, daß diese Griechische Gesellschaft Willens gewesen sey, auch des Plutarch's Lebensbeschreibungen berühmter Männer und andere vorzügliche Griechische Geschichtschreiber auf eben diese Art in's Teutsche zu übersetzen und drucken zu lassen. Es ist aber Solches unterblieben, weil Wagner bald darauf in's Predigtamt berufen wurde. — Gründliche und vollständige Anweisung zur Arithmetik, darin sowohl die gemeine als practische Art also abgehandelt ist, daß nicht allein Regeln und Exempel gegeben, sondern auch von Allem der rechte Grund und Raison gezeigt worden. Halle 1721. 8. Aus der Vorrede erhellt, daß dem Verf. zu diesem Buche das Pädagogium in Halle Gelegenheit gegeben habe. Er mußte nämlich auf demselben ausser dem Unterricht, den er den obersten Classen in der Theologie, Philosophie und andern Wissenschaften gab, auch die Nebenarbeit übernehmen, seine Scholaren wöchentlich ein Paar Stunden in der Rechenkunst zu unterrichten. Weil es nun mit denselben nach der gewöhnlichen Lehrart nicht recht fort wollte, und er selbst sich an die mathematische Methode gewöhnt hatte; so dachte er auf eine gründlichere Methode, um seinen in Wissenschaften schon geübten Schülern zugleich in der Logik und in der demonstrativen Lehrart fortzuhelfen. Da man nun den besondern Nutzen seiner Methode verspürte; so ward er ersucht, ein Rechenbuch für das Pädagogium aufzusetzen, wozu er sich auch bereden ließ. Er konnte aber doch in Halle mit seiner Arbeit nicht völlig fertig werden. Seine Freunde ermunterten ihn zur völligen Ausarbeitung seines Entwurfs, als er schon in Berlin war, und er gab Gehör. Es ist zwar nur der erste Theil, den Wagner unter vielen Hindernissen zu Stande brachte: die Hauptsachen sind aber völlig abgehandelt. Von den Kunstwörtern giebt er gehörige Erklärungen, und zeigt überall die Ursachen an, warum man so, und nicht anders rechnen müsse. — Das christliche Verhalten bey schweren Gerichten Gottes und Unglücksfällen, aus den Worten Pauli Röm. XI. 22. bey Gelegenheit des grossen Unglücks, welches Gott den 12. August 1720 bey Sprengung eines Pulverthurms über Berlin verhängt hat, am 12. Sonntag nach Trinit. in einer Nachmittagspredigt vorgestellt. Berlin 1720. 12. Es ist diese Predigt nebst einer vom Propst Gedicke auf diesen Zufall gerichteten Predigt unter dem Titel abgedruckt: Berlinisches Denkmahl u. s. f. Beyläufig ist anzumerken, daß der durch Unvorsichtigkeit gesprengte Pulverthurm, wodurch eine entsetzliche Verwüstung angerichtet, und so viel Menschen zerschmettert wurden, kaum 100 Schritte von den damahligen Wohnungen des Propstes Gedicke und unseres Wagner's, als seines Collegen an der Garnisonkirche, abgestanden, auch beyde Häuser sehr beschädigt, die Fenster, Oefen und Thü-

gefertigt ist; so dürfte der Vorzug schon um deßwillen zweifelhaft seyn. Nach dem Urtheile des beliebten Asmus in Wandsbeck: „Nicht aus dem Originale, sondern aus dem Dänischen, und noch dazu schlecht gemacht."

en gesprengt, und viele Steine, auch gefüllte Granaten hinein geworfen worden sind. Sie waren also Beyde in der größten Lebensgefahr. — Die Sättigung der Seelen, über Matth. V. 6. Berlin 1721, Fol. Dieß ist eine Standrede, welche er am 3. April d. J. bey der Beerdigung Gottfried Daniel Schartow's, Feldpredigers bey dem Forcadischen Regimente in Berlin, gehalten, und auf Verlangen dem Druck überlassen hat. Schartow, ein sehr beliebter Prediger in Berlin, war ein Amtsgenosse und vertrauter Freund vom Wagner, und ein leiblicher Bruder von seiner Gattin, mit der er sich nachher im Herbst 1721, wie oben gemeldet worden, verehlichte, nachdem er den Ruf zur Inspection in Nauen erhalten hatte. — Versuch einer gründlichen Untersuchung, welches der wahre Begriff von der Freyheit des Willens sey? darin nicht allein der wahre Begriff von der Freyheit aus dem Grunde hervorgesucht, ausgewickelt und behauptet, sondern auch der Einfluß desselben in die natürliche und geoffenbarte Moral und Theologie gezeigt, und insonderheit die Freyheit der Menschen mit der Vorsehung, auch gemeinen und besondern Mitwirkung Gottes bey ihren freyen Handlungen conciliirt wird. Nebst einem Anhange, darin das πρῶτον ψεῦδος der bekannten Schrift Christiani Melodii vom Einfluß der göttlichen Wahrheiten in den Willen, nämlich desselben unrichtiger Begriff von der menschlichen Freyheit entdeckt und widerlegt wird. Berlin 1730. 8. nebst dem (unähnlichen) Kupfer des Verfassers. Ein besonders gründliches Buch: es ist dasselbe gerade zu der Zeit ausgearbeitet, als die ersten Wolfischen Streitigkeiten noch in der größten Bewegung waren, und die darin abgehandelten Materien schlagen sehr in dieselbe ein. Man kann daher leicht vermuthen, daß der Verf. sein Augenmerk immer mit auf dieselbe gerichtet hat. Er gedenkt zwar weder der Wolfianer, noch Antiwolfianer, sondern führt seine Sache bloß nach Gründen aus, und bestätigt seine Meynung sonderlich mit Zeugnissen unserer alten unverworfenen Theologen und Weltweisen. Indessen ist doch überall leicht zu sehen, daß er, vornehmlich in den Anmerkungen, ohne Jemand zu nennen, bald die Wolfianer, bald die Antiwolfianer bescheiden und unvermerkt zurecht zu weisen gesucht habe, und überall den geraden Weg gegangen sey, so daß er Niemanden zu Liebe oder zu Leide geredet, oder der Wahrheit Etwas vergeben. Die vorherbestimmte Harmonie und verschiedene andere Meynungen der Wolfianer hat er hier auch verworfen, und dabey die Gründe angezeigt, warum, und wie weit er sie verwerfe. Es ist dieses Buch wegen seiner Vortrefflichkeit fast durchgehends gerühmt worden. Viele Schriften gedenken desselben mit Ruhm. S. Ludovici Historie der Wolf. Phil. Th. II. S. 388. Aus den Actis Erudit. Lips. weiß man, daß der Vertheidiger des Locke in seinem Französischen Buche, dessen Titel uns jetzt nicht beyfällt, sehr viel aus Wagner's Tractat macht. Melodius, den Wagner widerlegt, ist der bekannte Adam Bernd in Leipzig. Dieser antwortete ihm in der apologetischen Vorrede

seines Gebrauchs der Moral, Wagner aber erklärte sich vorläufig darüber in den Leipz. gel. Zeit. 1732. S. 619. Wagner hat auch eine vollständige Antwort wider Bernd entworfen; aber wegen verschiedener Ursachen es hernach für unnöthig gehalten, mit der Ausgabe zu eilen, und sich vorgenommen, selbige etwa einer neuen Auflage des Tractats von der Freyheit als einen neuen Anhang beyzufügen. Im J. 1743 fand das Buch in einem gewissen Nebenpunct am M. Bernhard Friedrich Quistorp, nachgehends ausserordentlicher Professor der Weltweisheit zu Kiel, und darauf Hofprediger zu Eutin, einen bescheidenen Widersacher. Dieser untersuchte in einem Glückwunsch auf Dr. Kortholt's Verheyrathung in Lübeck, ob es freye Handlungen ohne vorhergegangene Wahl gebe? und ob man die Eheverbindungen auch unter solche Handlungen zu rechnen habe? Rostock, in 4. Hierin machte er eine Einwendung wider eine Stelle in Wagner's Tractat, wo dieser behauptet, daß nicht allemahl eine formale Wahl bey einer freyen Handlung sey, ob er gleich eine materiale Wahl zugesteht. Quistorp's Gedanken wurden im 64. Stück der Hamburg. Ber. von 1743 von einem Ungenannten widerlegt. Quistorp vertheidigte sich in dem 71. Stück; ihm ward aber im 82. und 83. Stück wieder geantwortet. Sein Gegner nannte sich nun auch mit Namen, nämlich M. Ephraim Friedrich Sonnenschmidt, nachmahls Prediger und Rector bey der ältesten Teutschen Evangelischen Gemeine der Stadt Moskau.
— Christianus Democritus Autocatacritus, das ist: der sich selbst verurtheilende Democritus, oder schrift- und vernunftmäßige Widerlegung seines Lehrbegriffs von dem Mittleramt Jesu und der Ordnung des Heils, wie er solche sowohl in seiner so genannten vera demonstratione Evangelica; als auch in deren Vertheidigung vorgetragen, nebst einem Anhange, darin Democriti neueste Schrift, nämlich die kurze Nachricht von dem, was mit einem Schwedischen Studioso in Halle wegen einiger theologischen Streitfragen passirt, kürzlich beleuchtet wird. Berlin 1732. 8. S. Leipz. gel. Zeit. 1732. S. 896. Teutsche Acta Erudit. St. 172. Nr. 8. Fortgesetzte Sammlungen von alten und neuen u. s. f. 1732. S. 669. und Hamburg. Correspond. 1737. St. 6. Es ist bekannt genug, daß dieses das gründlichste Buch ist, das wider Dippel herauskam. Selbst Dippel giebt dem Vf. das Zeugniß auf der 75. S. des Etwas Neues, oder in der Retirade der Lutherischen Kirche, daß es ihm am natürlichen Verstande und Fertigkeit der Wirksamkeit desselben nicht fehle, weil er sonst nicht im Stande gewesen wäre, sein System nach dem Buchstaben zu erreichen und es in seinem gehörigen Zusammenhange vorzustellen. Ob nun gleich Wagner den Dippel da angegriffen, wo es ihm am Wehesten thät; z. B. in der Lehre von der Heiligkeit Gottes, und ihm gezeigt, daß sein System endlich auf den Umsturz der Religion abziele; ja, ob er ihm gleich aus seiner eigenen Lebensbeschreibung gewiesen, daß er bloß aus Haß und Grimm wider die Theologen auf so bittere Lästerungen und

ßerne Meynungen verfallen wäre; so daß Dippel sich hätte
ur Ruhe geben sollen, wenn in ihm noch ein Funke von Ehr-
ebe gewesen wäre: so wollte er doch nicht schweigen, sondern
rahlte mit seinen Heldenthaten, die er am Wagner und am
)ansen zugleich ausüben würde. Dieses geschah nun in seiner
Schrift, die er Etwas Neues, oder Retirade der Lutherischen
Kirche nannte. Allein Wagner zeigte ihm in seiner Gegenant-
wort, daß er Nichts mehr, als prahlen und schelten könnte, in
er Sache aber offenbar verloren hätte. In solchen Künsten
hmte Edelmann dem Dippel nach, der sich auch am Wagner
a seiner Göttlichkeit der Vernunft hat reiben wollen. — Re-
flexion über Judä Ischarioths des Verräthers bedenkliche Auf-
nahme in die Zahl der zwölf Apostel; im 31. Beytrage der Ber-
linischen freywilligen Hebopfer. Wagner führt daher einen
Beweis für die Unschuld Jesu und für die Wahrheit der christ-
lichen Religion: Hätte Jesus seine Jünger heimlich abgerichtet
und ihnen Kunstgriffe beygebracht, so würde der Verräther gewiß
Nichts verschwiegen haben: nun aber konnte er Jesu Nichts
aufbürden, um sich selbst zu rechtfertigen. — Betrachtung über
den merkwürdigen Unterschied der Teutschen Uebersetzung Lutheri
von dem Griechischen Grundtext. Joh. XVII, 2. im 32. Bey-
trage. — Reflexionen über das erste Wunderwerk Jesu, da
er auf der Hochzeit zu Cana in Galiläa Wasser in Wein ver-
wandelte; im 36. Beytr. — Zusatz zum ersten Theil der vor-
hergehenden Reflexionen über das erste Wunder Jesu, von der
Transsubstantiation der Papisten; ebend. — Continuation die-
ser Reflexionen; im 37. Beytr. — Reflexion über das erste
Geheimniß des N. T. und die darüber vom Engel Gabriel und
der Jungfrau Maria angestellte Unterredung, Luc. I, 26. 38.
zum Muster einer christlichen und vernünftigen Methode, die
Geheimnisse der Christen zu betrachten; im 39. Beytr. nebst acht
Continuationen dieser Reflexionen im 40 — 47. Beytr. —
Wohlgemeinte Erinnerungen über einige Stellen der erstgenann-
ten Reflexionen; ebend. und die Continuation derselben; im 43.
Beytr. — Fortgesetzte schrift- und vernunftmäßige Widerle-
gung des ganzen Lehrbegriffs des Chr. Democritus vom Mitt-
leramte Jesu und der Ordnung des Heils, Berlin 1733. 8. —
Pommerischer Sing-, Bet- und Dankaltar, oder vollständiges
Gesangbuch von 1100 auserlesenen Liedern. Stargard 1736. 8.
— Allgemeine Betrachtungen über die geoffenbarten göttlichen
Geheimnisse der christlichen Religion überhaupt, nebst einem zwie-
fachen Anhange. Hamburg 1738. 8. Dieses lesenswürdige Buch
ist aus mehreren gedachten Reflexionen erwachsen. — Des
Denkmahls der Liebe — J. G. Reinbeck gestiftet, ist oben gedacht
worden. — Die Wahrheit und Göttlichkeit der heil. Schrift
und christlichen Religion wider J. C. Edelmann's vornehmste
Geschichte und Einwürfe, durch Beleuchtung eines einigen Haupt-
spruchs heiliger Schrift, vorläufig gerettet. Drey Abtheilungen.

Hamburg 1748. 1749. 8. Eine der besten Schriften, welche man dem Edelmann entgegengesetzt hat.

S. Memoria Frid. *Wagneri*, auct. H. S. Reimaro, Hamburgi 1760. fol. und im 12. Theil der Nov. Act. Hist. Eccles. S. 517. Beyträge zur Historie der Gelehrtheit, Th. 2. S. 107.

Wagner, Georg Joseph, Doctor der beyden Rechte, Churmannzischer Hofgerichtsrath und ordentlicher Professor in der Juristenfacultät auf der hohen Schule zu Maynz, auch der unmittelbaren Oberrheinischen Reichsritterschaft Syndicus, zuletzt Canzler zu Fulda. Dieser vorzügliche Rechtsgelehrte, welcher sich besonders zu Fulda sowohl durch Verwaltung seines Amts, als auch durch Verbesserung des Schulwesens, sehr vielen Ruhm erworben hat, ward zu Heiligenstadt im Eichsfelde am 9. Januar 1684 geboren. Sein Vater war anfänglich Geheimschreiber bey dem Oberlandgericht zu Heiligenstadt, hernach Amtsvogt auf dem Amte Rüstenberg unweit Heiligenstadt. Seine Familie stammt eigentlich von Stadtworbis her. Er studierte zu Erfurt, wo er sich den Gradum Licentiae 1706 ertheilen ließ. Darauf gieng er nach Maynz, und nahm die Doctorwürde an, und ward 1707 am 16. August daselbst statt des längst vorhin abgegangenen Hof- und geistlichen Gerichtsassessors Dr. Raymund Perz als Professor der bürgerlichen Rechte angestellt. Ungefähr um das J. 1709 bekam er das Syndicat bey der unmittelbaren Rheinischen Reichsritterschaft, und 1718 ward er Churmaynzischer Hofgerichtsrath, welche Stelle er aber niederlegte, da er im J. 1729 als Canzler nach Fulda berufen wurde, woselbst er verdienstvoll im J. 1752 starb. Man zählt 22 Disputationen, welche er geschrieben hat.

S. Waldmann's biographische Nachrichten von den Rechtslehrern auf der hohen Schule zu Maynz im 18. Jahrh. S. 19.

Wagner, Johann Augustin, Conrector des Gymnasiums zu Merseburg, geboren zu Löhmen bey Pirna 1734, gestorben am 14. Juny 1807, im 73. Jahre seines Alters. Er hat sich sowohl durch die Uebersetzungen des Dio Cassius und des Ammianus, Letztern mit erläuternden Anmerkungen, als durch die Ausgabe vom Alciphron und Valerius Flaccus, den Ruhm eines gründlichen Gelehrten erworben. Seine letzte Arbeit, die er noch zum Druck befördern konnte, war Dithmar's Chronicon; (s. den Art. Ursinus, Joh. Friedr.) an der Vollendung einer critischen Ausgabe des Ammianus Marcellinus, und an der Uebersetzung des Dio Chrysostomus hinderte ihn der Tod.

S. den Biograph, Bd. 7. St. 3. S. 393. und Meusel's gel. Teutschland, Bd. 8. S. 298.

Wagner, Johann Franz, Professor und Rector in Osnabrück, geboren zu Ulm 1783, gestorben zu Osnabrück am 23. April 1778. Ein verdienter Humanist, der sich durch mehrere

Schriften und durch seine Uebersetzungen verschiedener Römischer Historiker vortheilhaft bekannt gemacht hat.

S. Weyermann's Nachr. von Gelehrten aus Ulm, S. 527.

Wagner, Joseph, ein sehr geachteter Kupferstecher, der besonders historische Stücke, nach den besten Italienischen Meistern, lieferte, geboren 1706 zu Thalendorf am Bodensee. Ein Beweis seiner Verdienste sind die Schüler, welche er bildete, Bartolozzi, Flipart, Berardi und Andere mehr. Unter seine besten Blätter rechnet man Rebecca und Elieser, beyde nach L. Giordano.

S. Elwert's Künstlerlexicon, S. 216.

Wailly, Noel François de, Magister der Künste, Mitglied des Französischen Nationalinstituts und der freyen Unterrichtsgesellschaft zu Paris, geboren zu Amiens am 31. July 1724. Er stammte aus einer seit 500 Jahren geschätzten Familie, welche verschiedene obrigkeitliche Aemter verwaltet hatte. Sein erster Lehrer in den Vorbereitungskenntnissen war der berühmte Abbé Valart, der ganz dazu geeignet war, einen schon von der Natur zum Sprachforschen bestimmten Schüler ganz für sein Studium einzunehmen. Dieß war denn bey Wailly so sehr der Fall, daß er in seiner Bestimmung zum geistlichen Stande nur die Mittel zur weitern Ausbildung seiner philologischen Kenntnisse suchte. Sobald er nach Paris gekommen war, wandte er sich an den alten Philipp de Pretot, einen achtungswürdigen Jugendlehrer, und genoß mit dessen Sohne gemeinschaftlichen Unterricht, der ihn selbst zum Lehrer, besonders der Muttersprache, bildete. Als solcher erhielt er bald viele Schüler, und mehrere kamen nach Paris und bezogen sein Haus, in der einzigen Absicht, durch seinen Umgang sich einen sorgfältigen Ausdruck zu erwerben. Dieß gab ihm die vortheilhafteste Gelegenheit, den Genius der Sprache auf das Genaueste zu studieren. So entstanden seine im J. 1754 zum ersten Mahl gedruckten, alles Gute der ältern Sprachlehren vereinigenden Principes generaux et particuliers de la Langue Française, welche, die Nachdrücke abgerechnet, und des von ihm selbst veranstalteten, von 1759 bis 1801 eilfmahl gedruckten Auszugs ungeachtet, immer vollkommener zehnmahl wieder aufgelegt wurden. Viel trug der Umstand bey, daß die sonst so sehr schwierige Universität zu Paris, welcher diese neue Grammatik zugeeignet war, ihr classisches Ansehen zugestand und den Schulgebrauch derselben beförderte. Indessen hatte das glückliche Schicksal dieses Werkes, wozu man das 1771 erschienene Werkchen de l'Orthographe als einen Anhang betrachten kann, keinen Einfluß auf die Beförderung des bescheidenen Mannes, der in stiller Zurückgezogenheit lebte, und ohne Neid es sah, daß in der Militärschule, wo seine Grammatik Lehrbuch war, nicht er, sondern sein Freund Beauzee, angestellt wurde, und daß die Akademisten und Encyclopädisten diese, und nicht

ihn, suchten. So wirkte er im Stillen fort und verfertigte mehrere Schriften, die Sprachkunde betreffend. Wailly hatte bisher als Grammatiker der Französischen Sprache Dienste geleistet; aber er sollte ihr auch als Lexicograph nützlich werden. Sein Dictionnaire portatif de la Langue Françaiſe de Richelet (Lyon 1774. 2 Vol. und dann mehrmahls neu aufgelegt) zeigt überall den Sprachforscher, der über seinen Vorgänger erhaben ist, den er aber noch ausserdem durch eine neue Auflage des Dictionnaire des Rimes (1799) ehrte. Endlich aber fühlte er das Bedürfniß, ein eigenes Werk dieser Art herauszugeben; dieß war das mit seinem ältesten Sohne bearbeitete: Nouveau Vocabulaire François, ou Abregé du Dictionnaire de l'Academie, augmenté de plus 4000 termes des Sciences et Arts. 1801. gr. 8. das bald nach seinem Tode von Neuem aufgelegt wurde. Uebrigens lebte Wailly noch lange genug, um den Stürmen der Revolution ruhigere Zeiten folgen und seine Verdienste durch die Aufnahme in das Nationalinstitut geehrt zu sehen, das ihm mehrere Abhandlungen verdankt und sein Andenken noch ehrt. Hier sowohl, als in der freyen Unterrichtsgesellschaft fand er an seinen Nebenbuhlern nur Freunde, und der Grammatiker Domergue schilderte ihn, in seiner Denkrede, als einen liebenswürdigen Gatten, arbeitsamen Familienvater, eifrigen Collegen und zärtlich geliebten Greis, als einen Mann, dessen Schriften gut sprechen, dessen Betragen gut handeln lehrten. Aber weder seine gesellschaftlichen Tugenden, noch sein Fleiß konnten ihn vor dem Unglücke der Revolution schützen; noch kurz vor seinem Tode verlor der unglückliche Mann, der vier Söhne und eine Tochter zu brauchbaren Gliedern der menschlichen Gesellschaft gebildet hatte, alle Früchte seiner Arbeit durch einen Bankerutt; doch raubte ihm dieses nicht seinen Muth und seine Heiterkeit; er starb ohne Schmerz und Kummer am 7. April 1801, im 77. Jahre seines Alters.

S. Intellzbl. der allgem. Litt. Zeit. J. 1802. Nr. 164.

Waiz, Jacob Siegmund von, Freyherr von Eschen, Königlich Preussischer Staatsminister, geboren am 16. May 1698 zu Gotha. Er erhielt seine erste gelehrte Bildung auf dem Gothaischen, damahls unter dem Rector Vockerodt, den wir mit vollem Recht in einem eigenen Artikel rühmten, so sehr blühenden Gymnasium; er studierte dann weiter zu Jena, und zwar erst Theologie, nachher die Rechte mit Mathematik und Physik. Er hatte viel Sinn für die angewandten Theile der Mathematik, und machte von seinen practischen Kenntnissen den ersten Gebrauch bey dem Salzwerke zu Frankenhausen, welches er verbesserte. Für die Bergwerkskunde bildete er sich zu Clausthal auf dem Harz. Nun nahm ihn der Landgraf Carl von Hessen-Cassel in das Bergcollegium der Haupt- und Residenzstadt als Rath auf, und unter seiner Leitung hoben sich die Bergwerke schnell empor. Man trug ihm zugleich die Aufsicht über die

Salzwerke auf, die er, unter dem Titel eines Obersalzgräven, mit Sitz und Stimme als Kammerrath besorgte, und sich wesentliche Verdienste um die Verbesserung der Salzwerke zu Allendorf, Schmalkalden, Soolendorf und in's Besondere zu Nauheim erwarb. Das Salzwerk zu Carlshafen schuf er 1765 ganz um, und dasselbe that er mit der Blaufarbenfabrik zu Schwarzenfels. Nun wurde Waiz allmählich zum geheimen Kammerrath und zum Kammerdirector erhoben: er wurde sogar 1756 Staatsminister und Präsident der Kammer und aller davon abhängenden Collegien unter dem Landgrafen Friedrich II. und er zeigte sich in den critischen Zeitumständen des siebenjährigen Krieges als einen Mann, von dem der Marschall von Broglio sagte: „Wenn mein König nur zwey solche Finanziers hätte, so würde es in Frankreich ganz anders aussehen!“ Kaiser Franz I. erhob ihn in den Reichsfreyherrnstand, und fügte seinem Familiennamen den Titel eines Freyherrn von Eschen bey. Nach mehr als 50jährigen Diensten, die er dem Hessischen Hause gewidmet hatte, zog ihn noch der König Friedrich der Grosse in seinen Staatsrath, um von der Weisheit des so erfahrnen Staatsmannes Nutzen zu ziehen.

Er starb in diesem Staatsamte zu Berlin am 7. November 1777. Der König schrieb an die Tochter des Verstorbenen: „Daß ihm dieser Verlust sehr nahe gehe, wodurch er sich eines treuen Dieners beraubt sähe, dessen ganzer Werth in seiner Geschicklichkeit und in seinem Diensteifer ihm so wohl bekannt sey, und daß er jederzeit die größte Hochschätzung für sein Andenken behalten werde.“ So schrieb ein König von Preussen, Friedrich der Grosse, der Unvergleichbare. Die Akademie der Wissenschaften zu Berlin, deren Mitglied er war, hat zwey in seinen jüngern Jahren von ihm geschriebene Abhandlungen gekrönt: Von der Electricität und deren Ursachen, und: Untersuchung der Ursache, warum das Wasser im Atlantischen Meere allezeit in das Mittelländische Meer durch die Enge bey Gibraltar hinein strömt.

S. Höck's biogr. litter. Nachr. von Oeconomen und Kameralisten, S. 30.

Wake (Wacke), Wilhelm, Erzbischof von Canterbury, Primas von ganz England, erster Pair von Großbritannien und Königlicher geheimer Rath, geboren am 6. Februar 1658 zu Blandfort in Dorsetshire, war von Geburt ein Edelmann, dessen Vater jährlich 500 Pf. Sterl. Einkünfte hatte. Weil er einen ältern Bruder hatte, wurde er dem geistlichen Stande gewidmet, und in dem 15. Jahre seines Alters nach Oxford geschickt, wo er so fleißig war, daß er 1680 die Doctorwürde erhielt. Als aber sein Bruder nach einiger Zeit verstarb, verlangte sein Vater, er möchte den geistlichen Stand verlassen, und die weltlichen Einkünfte nach dessen Tode in Ruhe verzehren. Allein seine Antwort war, weil ihn Gott einmahl berufen habe, die Seelen

der Menschen in seiner Kirche zu weiden, so halte er sich in seinem Gewissen verbunden, dabey zu bleiben. Der Vater war so zornig hierüber, daß er nach einem Notar schickte, um sein Testament zu ändern, und seinen Sohn zu enterben. Aber ehe dieser noch ankam, verlor der Vater die Sprache, und hinterließ durch seinen bald erfolgten Tod dem Sohne die ganze Erbschaft. Die Königin Anna machte ihn 1705 zum Bischofe zu Lincoln, der König Georg I. aber 1715 zum Erzbischofe von Canterbury und Primas von ganz England. Er hielt sich zu der Partey der gelinden Whigs, und ließ sich das Beste der Kirche und die Beförderung des wahren Christenthums bey aller Gelegenheit sehr angelegen seyn. Er hat verschiedene Kinder des Königlichen Hauses getauft, an der Regierung, in Abwesenheit des Königs, Antheil genommen, und den König Georg II. nebst seiner Gemahlin gekrönt. Man sagt zu seinem Ruhm, daß er an Gelehrsamkeit, Sanftmuth, Gottesfurcht und Eifer in Beförderung der Ehre Gottes nicht Viele seines Gleichen gehabt habe. Der bedrängten Protestanten in auswärtigen Landen nahm er sich ernstlich an, und wirkte zu ihrem Besten manche nachdrückliche Intercession seines Königs an den Bedrängten Höfen aus. Die Streitigkeiten der reformirten Kirche suchte er auf alle mögliche Art beyzulegen. Die Mission zu Madras in Ostindien und die Versorgung der vertriebenen Salzburger hat ihm ihren Anfang und Beförderung zu danken. Ungeachtet er den Armen viel Gutes erwies, und alle Jahre ansehnliche Summen zur Ausbreitung der christlichen Religion anwandte, so hat er doch ein Vermögen von mehr als 100,000 Pf. Sterl. hinterlassen. Er starb in seinem Palaste zu Lambeth nach einer langwierigen Krankheit am 4. Febr. 1737, im 79. Jahre seines Alters. Er ist besonders durch seinen Briefwechsel mit den Französischen Gottesgelehrten über die Vereinigung der Englischen und Französischen Kirche, und durch seine Streitigkeiten mit Bossuet, auch ausser England bekannt.

Seine Schriften sind, ausser einigen Lateinischen Briefen, welche in die Lateinischen Acta Erud. und in die Bremische Bibliothek eingerückt sind, alle in Englischer Sprache geschrieben, und bestehen in folgenden:

A Discourse of schwearing especialey of Percinty. — The genuine Epistles of S. Barnabas, Ignatius, Clement etc. — The Principles of Christian Religion. — His Charge to the Clergy of Lincoln. — His Charge to the same Clergy. — The Church of Rome no Guide in matters of faiht. — The authority of Christian Princes over their ecclesiastical Synods. — An appeal to alltrue membres of the Church of England. — The state of the Church et Clergy of the of England in their Concils, Synods, Convocations and other public assemblies. — Three volumes of selects Sermons.

S. Acta hist. eccles. Vol. II. p. 135. und D. Menzer's Vorr. zu Benthem's Engl. Kirchen- und Schulenstaat; auch Britisch. theolog. Magazin, Bd. I. St. 1. S. 146.

Wakefield, Gilbert, Prediger der Dissenters, geboren am 20. Februar 1756 zu Nottingham, wo sein Vater damahls die Predigerstelle an der Nicolaikirche bekleidete. Schon früh entwickelten sich bey ihm solche Verstandeskräfte, die man insgemein für das sichere Zeichen eines vorzüglichen Kopfes hält. In seinem 7. Jahre las er seine Muttersprache ungemein fertig, und man ließ ihn nun das Lateinische anfangen: sein Lehrer hierin war der Dr. Beardmore, welcher damahls Oberlehrer an der Armenschule in Nottingham war. Unter der Disciplin dieses strengen Pädagogen fühlte er oft die Ruthe, dieses gewaltsame Zuchtmittel, mit welchem der Lehrer so wenig ausrichtete, daß die Fortschritte, welche der Knabe machte, eben nicht bedeutend waren. Er kam nun in die Schule zu Wilford, wo auf den bey Beardmore gelegten Grund fortgebauet wurde. Hier war die Schulzucht weniger streng, aber des Lernens zu viel; 13 Stunden täglich über den Büchern sitzen, behagte dem Knaben so wenig, als es seiner Gesundheit zuträglich war. Seine letzte Schulzeit brachte er in Kingston zu unter Woodeson, einem vortrefflichen Philologen. Die akademischen Studien trieb Wakefield zu Cambridge, wo er ein Mitglied des Jesuscollegiums wurde. Ob er sich gleich, um einen akademischen Grad zu erhalten, in der Mathematik, welche hier sehr fleißig getrieben wird, festsetzen mußte, so blieb dennoch das critische Studium der Alten sein Hauptzweck, den er mit unermüdetem Eifer verfolgte. In den ersten Jahren mißlang es ihm, einen von den Preisen zu erhalten, welche für Griechische und Lateinische Gedichte ausgesetzt sind; aber dieß Fehlschlagen spornte ihn nur noch zu größern Bemühungen an, und erzeugte einen Wetteifer, welcher in der Folge die schönsten Früchte trug. Auch in dem Studium der Hebräischen Sprache, nach dessen gründlicher Kenntniß er strebte, machte er bald sehr ansehnliche Fortschritte. Die Würde eines Baccalaureus der Theologie erhielt Wakefield im J. 1776, und das Examen, welches bey dieser Gelegenheit mit ihm angestellt wurde, war für ihn ungemein ehrenvoll. Er hatte sich nun bereits einen ausgezeichneten Ruf in seinem Collegium erworben, und es waren nur wenige Monathe nach Ertheilung der gedachten Würde verflossen, als dasselbe ihn zum Fellow erwählte. Er krönte den Ruhm dieses Jahres durch die Herausgabe eines Bändchens von Lateinischen Gedichten, welchen er einige critische Observationen über den Horaz beyfügte: S. davon die Götting. gel. Anz. J. 1777. S. 856 fg. Durch diese Gedichte wurde er allen Gelehrten in England bekannt, und selbst seine Gegner gestehen, daß etliche Gedichte zu den besten Lateinischen gehören, welche in neuern Zeiten erschienen sind. Jetzt erhielt er bey den Bewerbungen der Universität verschiedene Mahl den zweyten Preis; doch niemahls den ersten. In einem Alter von nicht viel mehr als 22 Jahren nahm er eine Predigerstelle zu Stockport in Cheshire an, und wurde vom Bischofe von Peterborough ordinirt. Ob er aber die Amtspflichten zu be-

schwerlich fand, oder ob er anfieng, die Wahrheit der Lehre seiner Kirche in Zweifel zu ziehen, genug, er verließ Stockport bald, und begab sich in das Haus seines Bruders, eines Predigers in Richmond. Von hier aus hielt er um die Lehrstelle in der Freyschule zu Breewood in Staffordshire an, welche er aber nicht erhielt; jedoch wurde er als Prediger nach Liverpool berufen. Da er im J. 1779 eine eheliche Verbindung schloß, so verlor er seine Einkünfte und Rechte als Fellow vom Jesuscollegium. In demselben Jahre wurde er als Lehrer der Griechischen und Lateinischen Sprache nach Warrington berufen, wo damahls noch die Erziehungsanstalt für Dissenters blühte, an welcher ehemahls der berühmte Reinhold Forster stand, und wo sein Sohn Georg erzogen wurde. Wakefield blieb an dieser Anstalt, bis sie eingieng, und verwaltete sein Amt mit eben so viel Ruhm als Fleiß. Zu gleicher Zeit war er unermüdet im Studium der alten Litteratur und der Theologie. Während seines Aufenthaltes daselbst gab er folgende Schriften heraus: Einen Versuch über die Inspiration, eine Abhandlung über die Taufe, und Uebersetzung des Evangeliums Matthäi, und die Epistel an die Thessalonicher. Seine Liebe für die heil. Schriften bewog ihn auch, die übrigen Orientalischen Sprachen zu lernen, in welchen er bald ausserordentlich weit kam. Hebräisch konnte er schon; nun fügte er Syrisch, Chaldäisch, Aethiopisch, Arabisch, Persisch und Coptisch hinzu. Seine ersten theologischen Schriften wurden in der gelehrten Welt überaus günstig aufgenommen. Aufrichtige Absicht, Verabscheuung des vom Ansehen aufgelegten Jochs, enthusiastische Anhänglichkeit für Alles, was ihm wahr dünkte, sinnreiche Vermuthungen in der Critik, obwohl nicht immer mit fester Beurtheilung, grosser Belesenheit, aber oft Mangel an klaren Begriffen, sind die hervorstechenden Züge aller dieser Schriften. Man hatte nun ziemlich grosse Erwartungen von ihm, und glaubte, daß reifere Jahre, tiefere Gelehrsamkeit und mehr Fertigkeit im Schreiben ihn zu Einem der vorzüglichsten Schriftsteller in seinem Fache erheben würden. Von nun an war es kein Geheimniß mehr, daß er sich mit den Grundsätzen der Episcopalkirche nicht vertragen konnte; er gieng daher, anstatt sich, nachdem die Anstalt in Warrington aufgehört hatte, um eine andere Predigerstelle zu bewerben, auf ein Dorf bey Nottingham, wo er im J. 1783 vergebens bemüht war, selbst eine Erziehungsanstalt anzulegen. Hier gab er den ersten Theil seiner Untersuchung der Meynungen heraus, welche die Kirchenväter der drey ersten Jahrhunderte über die Person Jesu Christi hegten. Ungeachtet dieses Buch voller Gelehrsamkeit ist, und von Vielen sehr geschätzt wird, so fand der Buchhändler seine Rechnung nicht dabey. Das Jahr darauf zog er in seine Geburtsstadt Nottingham, und übernahm die Erziehung von etlichen jungen Leuten, die sehr gut bezahlten. Obgleich Wakefield allezeit höchst mäßig lebte, keine geistigen Getränke genoß, und kein Fleisch aß, so empfand er doch früh die Folgen einer anhaltenden Geistesanstrengung,

und sitzenden Lebensart. Ein rheumatischer Schmerz überfiel i
1786 in der linken Schulter, und verließ ihn während zwe
Jahre nicht. Unterdeß nützte er alle leichten Augenblicke zu
lehrten Arbeiten, worunter seine Ausgabe von Virgil's Land
die vornehmste ist.

Daß er unter die wärmsten Verehrer des geläuterten Ch
stenthums gehörte, bewies er durch seine Bemerkungen über
innere Evidenz des Christenthums, welche im J. 1789 erschien
und ihm viel Verehrer verschafften. Um dieselbe Zeit fieng
an seine Sylva Critica herauszugeben. Dieses Buch machte i
am Meisten bekannt, und verbreitete besonders seinen Ruf u
Philologen im Auslande; es wird geschätzt werden, so lan
man die biblischen und Profanscribenten critisch liest.

Als in Hackney ein neues Collegium für Dissenters gestift
wurde, gab man ihm den Lehrstuhl der alten Litteratur; aber d
Einrichtung der Anstalt mißfiel ihm, und er blieb nicht mehr a
eilf Monathe in diesem Posten; da es gleich Anfangs an geh
riger Aufmunterung für dieses Seminarium fehlte, so wur
dasselbe vollends durch Wakefield's Abgang zurückgesetzt, un
zerschlug sich bald nachher gänzlich. Da er schon vorher einzel
Stücke der Bibel übersetzt herausgegeben hatte, und da sein
theologische Gelehrsamkeit nun allgemein geachtet wurde, so e
hielt die vollständige Uebersetzung des neuen Testaments mit A
merkungen, welche er im J. 1791 erscheinen ließ, viele Lese
und noch jetzt wird dieß Buch von den Dissentern sehr geschätz
Es ist zu bedauern, daß ihn in der Folge die stürmische Polit
aus den ruhigen Beschäfftigungen mit der Litteratur verschlu
Er ließ im J. 1798 eine politische Flugschrift drucken, die z
einer Zeit, da die Gemüther ohnedieß in Gährung waren, d
Regierung so gefährlich dünkte, daß man ihn zwey Jahre lan
zu Dorchester in Verhaftung behielt. Im Gefängniß machte e
mehrere litterarische Entwürfe; allein sein Tod, am 18. Septem
ber 1801, verhinderte die Ausführung derselben.

Wakefield war ein überaus thätiger Mann, der seine Ze
immer wohl anwandte; aber er würde ohne ausserordentliche Na
turgaben niemahls die tiefe Gelehrsamkeit erlangt haben, welc
ihm so viele Bewunderer verschaffte. Sein Gedächtniß war eine
der allertreuesten; sogar die kleinsten Umstände blieben ihm g
genwärtig. Seine Unterhaltung und seine Sitten waren äusser
einfach und anspruchlos; dieß, verbunden mit seinem gutmüth
gen Ernste, machte, daß er bey Jedem, der ihn kannte, belieb
war. Durch eine unerschütterliche Rechtschaffenheit setzte er si
selbst bey seinen Feinden in Achtung. Ein Wenig Nachgiebigke
würde seinen Umständen, welche fast immer bedrängt waren, sel
zu Statten gekommen seyn. Bey allem Ernste, der ihn von Ju
gend an auszeichnete, war er ein trefflicher Gatte und Vater
er hinterließ sechs Kinder.

S. Baur's Gallerie histor. Gemählde, Th. 5. S. 44

Allg. Litt. Zeit. Intelligenzbl. J. 1802. Nr. 9. und Meuſ's gelehrtes England.

Walch, Carl Friedrich, Doctor und Profeſſor der Rechte, Herzoglich Sachſen-Weimariſcher geheimer Juſtizrath, Beyſitzer des gemeinſchaftlichen Sächſiſchen Hofgerichts, und Senior der Juriſtenfacultät und des Schöppenſtuhls zu Jena, auch Vorſteher der zu Jena blühenden Lateiniſchen Geſellſchaft und Mitglied der Florentiniſchen, Columbariſchen, Duisburgiſchen und Bremiſchen gelehrten Geſellſchaften, der jüngſte Sohn des bald folgenden Johann Georg Walch's, ward am 22. September 1734 zu Jena geboren, ſtudierte ſeit 1748 auf der Univerſität ſeiner Vaterſtadt, erhielt 1753 die juriſtiſche Doctorwürde, und practicirte nicht allein in den Jenaiſchen Gerichten, ſondern eröffnete auch juriſtiſche Vorleſungen. Im J. 1754 ward er ſtatt ſeines Bruders, des vortrefflichen Theologen, welcher in demſelben Jahre nach Göttingen als Profeſſor gieng, zum Vorſteher der Jenaiſchen Lateiniſchen Geſellſchaft, in welche er 1750 als Mitglied getreten war, erwählt. Im J. 1755 um Oſtern, nachdem er kurz vorher einen Ruf als auſſerordentlicher Profeſſor der Rechte nach Göttingen erhalten hatte, unternahm er eine gelehrte Reiſe durch Holland, Frankreich, und den gröſten Theil von Teutſchland, und da er nach ſeiner 1756 erfolgten Zurückkunft nach Jena Anſtalten zu ſeiner Abreiſe nach Göttingen machte, bekam er zu Jena die 5. Beyſitzerſtelle im Schöppenſtuhle, welche durch die zur Ruhe Setzung des alten Raths Dietmar ledig geworden war, nebſt einer auſſerordentlichen Profeſſion der Rechte, wovon er auch im J. 1757 Beſitz nahm, und ſich nun entſchloß, dem Vaterlande nach allen Kräften zu dienen. Er blieb von der Zeit an in ſeinem, ihm ſo werthen Jena, ward 1759 ordentlicher Profeſſor der Rechte, und Aſſeſſor im gemeinſchaftlichen Hofgerichte; im J. 1764 ordentlicher Profeſſor der Inſtitutionen und Beyſitzer in der Juriſtenfacultät, 1766 Profeſſor der Pandecten, 1774 Senior des Schöppenſtuhls, 1778 auch Senior der Juriſtenfacultät. Am 20. July 1799 ſtarb er. Er war Einer der gelehrteſten Juriſten ſeiner Zeit, und ſtand unter den eleganten Juriſten wegen ſeiner tiefen Gelehrſamkeit in groſſem Anſehen.

Seine Schriften, die rühmlichſten Beweiſe ſeiner groſſen, weitumfaſſenden Gelehrſamkeit, ſind ſehr zahlreich, und folgende verdienen vornehmlich bemerkt zu werden:

Selectiorum Iuris controversiarum Sylloge, I et II. Ienae 1761 et 1766. 8. — Das Näherecht, ſyſtematiſch entworfen. Ebend. 1766. 8. 2. verm. und verb. Ausg. Ebend. 1775. 8. — Introductio in controversias Iuris Civilis recentiores inter Iuris Consultos agitatas. Ibid. 1771. 8. Edit. II. Ibid. 1776. 8. Edit. III. Ibid. 1790. 8. Dieſes iſt eine neue umgearbeitete Ausgabe der erſtgedachten selectiorum Iuris controversiarum. — Vermiſchte Beyträge zu dem Teutſchen Recht, 8 Theile. Ebend. 1771 — 93. 8. — Einleitung in die Wiſſenſchaft aus Acten

einen Vortrag zu thun, und darüber zu erkennen. Jena 1773. 8. — Grundriß der Geschichte der in Teutschland geltenden bürgerlichen Rechte. Ebend. 1780. 8. — Opuscula, quibus plura juris Germanici ac Romani capita explicantur, Tomi II. Halae 1785 — 87. 4. — Glossarium Germanicum interpretationi Constitutionis Criminalis Carolinae inserviens. Ienae 1790. 8.

S. Weidlich's biogr. Nachr. Th. 2. S. 428. Th. 4. S. 239. Dessen Nachträge ꝛc. S. 283. und Meusel's gel. Teutschland.

Walch, Christian Wilhelm Franz, Doctor und Professor der Theologie, auch Königlich Großbritannischer Consistorialrath, Director des Repetentencollegiums und Mitglied der Societät der Wissenschaften zu Göttingen. Einer der berühmtesten und verdientesten Kirchenhistoriker *), ein Sohn des bald folgenden Johann Georg Walch's, geboren am 25. December 1726 zu Jena. Er hat sich einen noch grössern Namen, als sein Vater, in der theologischen Welt gemacht; ja er scheint Vater und Bruder an Geist- und sittlicher Güte übertroffen zu haben: an Gründlichkeit der Gelehrsamkeit übertraf er wenigstens seinen Vater sehr. Er besuchte früh die akademischen Vorlesungen gedachter Universität, und machte schon damahls, unter der Leitung seines Vaters, das Studium der Kirchengeschichte zum Hauptgegenstande seines Fleißes. Nachdem er zu Ende des J. 1745 unter dem Decanat des Professors Tympe von der philosophischen Facultät die Magisterwürde erlangt, und ein Jahr hindurch bis Ostern 1747 verschiedene exegetische, philosophische und historische Vorlesungen gehalten hatte, machte er, von seinem Bruder, Johann Ernst Immanuel, begleitet, eine gelehrte Reise durch Teutschland, Holland, Frankreich, die Schweiz und Italien. Sie hatten auch die Ehre, in Rom den Papst zu sprechen, der sie auszeichnete und fragte: ob sie Söhne des berühmten Ketzers (Johann Georg Walch's) wären? Bald nach seiner Zurückkunft, im J. 1750, wurde ihm schon eine ausserordentliche Professur der Philosophie übertragen, welche er am 17. Juny mit einer öffentlichen Rede de praesenti Litterarum in Gallia statu antrat, und wozu er mit einer Schrift de eruditione Laicorum medii aevi einlud. Unter den Gelehrten, deren besondere Freundschaft er sich auf seinen Reisen erworben hatte, war auch der grosse Gori zu Florenz. Dieser ersuchte nicht nur seinen Bruder und ihn zu Mitarbeitern an seinen Symbolis litterariis, sondern übersandte ihnen auch 1751 das Diplom, wodurch die daselbst blühende Societas Columbaria sie zu ihren Mitgliedern erklärte. Die Jenaische Lateinische Gesellschaft, deren Mitglied er bereits eine Zeitlang gewesen war, erwählte ihn, nachdem sein Bruder an die Stelle ihres in demselben Jahre mit Tode abgegangenen

*) Er verdiente eine ausführliche Beschreibung seines Lebens und seiner Verdienste; aber der Autor des Handbuchs muß auf weitern Aufwand und Correspondenz Verzicht thun.

Directors Christian Heinrich Eckhardt war erwählt worden, hinwiederum einmüthig an dessen Stelle zu ihrem Ephorus. Seine Vaterstadt und die Universität in derselben hatten nun unstreitig eine grosse Zierde an unserem Walch, und konnten nicht anders, als sich die freudigste Hoffnung machen, immer herrlichere Früchte seines unermüdeten Eifers zur Beförderung der Wissenschaften von ihm zu erhalten. Allein da er den auf den Zustand der gelehrten Welt so wachsamen und auf die Beförderung des Flors ihrer Universität so aufmerksamen Augen der Göttingischen Väter nicht entgehen konnte, so ließen diese, nachdem er drey Jahre seine Stelle zu Jena mit Ruhm bekleidet hatte, unter vortheilhaften Bedingungen den Ruf zu einem ordentlichen Professorat der Philosophie an ihn ergehen, welchen er auch annahm; und er hielt seine Antrittsrede 1753 de Georgia Augusta, providentiae divinae teste. Im J. 1754 kam die ausserordentliche Lehrstelle der Gottesgelahrtheit hinzu, und er nahm die höchste Würde in dieser Facultät an, und disputirte deßwegen de obedientia Christi activa, wozu Dr. Heumann die Einladungsschrift de haeretico Paullino Tit. III. 10. an das Licht stellte, worin zugleich, der Gewohnheit zu Folge, von dem Leben und den Schriften unseres Walch's eine kurze Nachricht gegeben wird. Endlich, im J. 1757, wurde er ordentlicher Lehrer der Theologie auf dieser hochberühmten Universität, und trat dieses Amt am 30. April mit einer Rede de veterum Christianorum virtute a pietatis magistris cautius commendanda an: seine Einladungsschrift handelte de Christo Papa. Im J. 1763 ward er ordentliches Mitglied der Societät der Wissenschaften in der historischen Classe; 1766 erster Professor der theologischen Facultät, 1772 Königlich Großbritannischer Consistorialrath. Wie nützlich er der Göttinger Universität gewesen, beweisen die dankbaren Erhebungen seiner Schüler und die vielen öffentlichen Zeugnisse der Gelehrsamkeit.

Er starb am 10. März 1784 Abends am Schlage, mitten in einer frommen Unterredung mit den Seinigen. Er diente der Universität gerade 30 Jahre, indem er ihr seit 1755 Mosheim's Verlust im Lehramte der Kirchengeschichte ersetzt hatte. Er war Einer der gelehrtesten Theologen seiner Zeit, der mit seinen ausgebreiteten und tiefen Kenntnissen einen vortrefflichen Character verband.

Seine vorzüglicheren Schriften sind:

Antiquitates pallii philosophici veterum Christianorum. Jena 1746. 8. Sie ist in 2 Abschnitte getheilt, wovon der erste von dem philosophischen Mantel und dessen Gebrauche bey den alten Philosophen, und der zweyte von dem Gebrauche desselben bey den alten Christen handelt. S. Nova Acta Erudit. A. 1747. p. 86 sqq. Hamburg. Berichte von gel. Sachen 1746. Nr. 63. — Historia canonisationis Caroli M. Ibid. 1750. 8. S. Nova Acta Erudit. A. 1752. p. 367. — Historia patriarcharum Judaeorum, quorum in libris juris Romani fit mentio. Ibid. 1751. 8.

Die Gesetze, die er erläutert, finden sich in dem Theodosianischen und Justinianischen Gesetzbuche unter der Ueberschrift de Iudaeis, Coelicolis et Samaritanis. Im ersten Kapitel wird von ihrem Inhalt und ihrer Jahrzahl Nachricht ertheilt, auch behauptet, daß das Zeugniß dieser Gesetze dem nicht nachzusetzen sey, was der Talmud und die Juden selbst von ihren Alterthümern lehren. Da nun die Gesetze der Jüdischen Patriarchen (illustrium Patriarcharum) gedenken, und sie als die höchste Obrigkeit aus diesem Volke vorstellen, so untersucht der Verf. zuvörderst die Abstammung des Worts, dessen sich die 70 Dolmetscher zuerst bedient, und es aus πατρια, eine Familie, und ἀρχων zusammengesetzt haben, um das Hebräische ראשי אבות Familienhäupter zu übersetzen. Jedoch ist dieses Wort nachher auch in einem ganz andern Verstande bey den Juden gebräuchlich, und der Name der höchsten Würde geworden. Die Juden theilten sich in die Morgenländischen, welche unter dem Parthischen Zepter standen, und in die Abendländischen im Römischen Reiche. Beyde hatten ein Oberhaupt, das eigentlich das höchste Haupt einer hohen Schule war, aber zugleich durch Vergünstigung der weltlichen Obrigkeit Recht sprechen durfte. Ihr Oberhaupt im Orient hieß ראש הגלות, und hatte eine ausgebreitete Macht, die jedoch zuweilen von den Juden zu sehr vergrössert wird. Das im Orient war ein an die Stelle des Vorstehers vom Synedrium gekommener Vorsteher der hohen Schule zu Tiberias, der auch zuweilen Ethnarch heißt, und dieser ist der in den Römischen Gesetzen bekannte Patriarch, von welchem auch die Zeugnisse anderer Schriftsteller, des Origenes, Hieronymus, Eusebius, Chrysostomus, Cyrillus, Epiphanius, Theodoretus, und des Kaisers Adrianus angeführt werden. Der Patriarch, der, wenn er nach Aegypten kam, gezwungen ward, den Serapis sowohl als Jesum anzubeten, ist eben der Tiberische Patriarch der Juden. Ihre Würde war erblich, und sehr einträglich, da sie sich das Recht anmaßten, durch gewisse sogenannte Apostel von allen Juden einen jährlichen Tribut fordern zu lassen. Diesen hält Walch für eine Fortsetzung der Zehnten, die mit dem Untergange des Tempels nicht ganz, sondern nur in Absicht auf das Vieh aufgehört haben, und nach dem Urtheile der Juden auch solchen Gelehrten, die nicht aus dem Stamm Levi sind, gegeben werden könnten. Dieser Tribut ist das aureum coronarium oder ἀποστολή, dessen die Römischen Gesetze gedenken, und es dem Patriarchen erst verbieten, nachher aber erlauben. Ihre Macht hat sich mit Genehmigung der Kaiser sehr weit erstreckt. Ob sie gleich kein Recht hatten, Todesstrafen zu üben, so maßten sie sich doch dasselbe an, und einige allzugütige Kaiser sahen ihnen dabey nach. Die Kaiser selbst nennen sie in Edicten spectabiles und illustres, von welchen Titeln jener den Proconsuln und Comitibus Orientis, dieser aber den Patriciern, Praefectis praetorio und Consularibus gegeben wurde. Doch dieses waren nur Titel, und wenn Julian hierin noch weiter gieng, so schmeichelte er dem Patriar-

chen bloß aus Haß gegen die Christen. Bey dem Allem scheint es doch, daß das Orientalische Oberhaupt der Juden noch ansehnlicher und mächtiger gewesen sey, als der Patriarch. Wenn die Gesetze im Plural der Patriarchen gedenken, so verstehen sie darunter den damahligen mit seinen Nachfolgern. Das Patriarchat hat etwa um das J. Chr. 420 sein Ende erreicht. Denn 415 war noch ein Patriarch Gamaliel; hingegen in einem Gesetz vom J. 429 wird des Patriarchats als einer untergegangenen Würde gedacht. Zuletzt wird von dem Geschlecht der Patriarchen gehandelt, und gezeigt, daß sie von Vaterseite, nach dem gewöhnlichen Ruhm der Juden, nicht aus dem Stamm Juda sind; auch ihre Geschichte kurz erzählt. S. Götting. Zeit. von gel. Sachen, 1752. St. 78. Supplem. ad Nova Acta Erudit. Lips. T. VIII. Sect. X. p. 465. und Hamb. Ber. 1752. St. 41. — Dissert. hist. de Clodovaeo M. ex rationibus politicis Christiano. Ienae 1751. 4. S. Gött. Zeit. 1753. S. 156 fgg. — Dissert. de unctionibus veterum Hebraeorum convivalibus. Ibid. 1751. 4. S. Gött. Zeit. 1753. S. 55 fgg. Hamb. Ber. 1752. St. 18. Sie hat besonders den Endzweck, den 23. Psalm zu erläutern. Walch hält ihn weder für ein Loblied auf die in der Arabischen Wüste den Israeliten erzeigten Wohlthaten, noch auch, und noch viel weniger, für eine Weissagung auf die Kirche des N. T. sondern glaubt, David rede selbst darin, doch so, daß auch andere Gläubige ihm dieses Lied nachsprechen können. Er will übrigens nicht zugeben, daß der Psalm von leiblichen Wohlthaten handle: auch denen nicht beystimmen, die bloß das Königliche Amt Christi oder sein prophetisches Amt zu seinem Hirtenamte rechnen, sondern er dehnt den Namen Hirt auf alle drey Aemter aus. Von der Gewohnheit der Hebräer, die Gäste bey Tische zu salben, werden die Stellen der heil. Schrift gesammelt. Er vergleicht auch die Gewohnheiten der Perser, Indianer, Syrer, Griechen, Römer, die insgesammt Oel und Salben bey ihren Gastgeboten hatten: er erinnert auch, daß man durch Oel nicht gemeines Oel, sondern kostbare Salben und sonderlich Narden verstehen müsse, und glaubt nicht, daß es (wie Einige meynen) gewöhnlich gewesen sey, bey Tische auch die Füße, oder etwas mehr, als das Haupt, zu salben. S. Gött. Zeit. 1752. St. 6. — Wahrhaftige Geschichte der sel. Frau Catharina von Bora, D. Martin Luther's Ehegattin, wider Eusebii Engelhardt's Morgenstern zu Wittenberg. Halle 1751. 8. 2. verb. und mit Zusätzen verm. Aufl. Ebend. 1752. 8. Zweyter Theil wider Euseb. Engelhardt's freundschaftliche Erinnerungen. Ebend. 1754. 8. S. Götting. Zeit. 1752. St. 6. Hamb. Ber. 1752. St. 16. Unschuld. Nachr. 1753. S. 536 fgg. 1756. S. 648 fgg. Die 2. Ausg. dieses mit historischer Treue und Unparteylichkeit abgefaßten Werks unterscheidet sich besonders von der vorigen durch das Kupfer von Luther's Ehegattin nach Lucas Cranach's Original, und 23 Anmerkungen oder Zusätze, welche die letzten 28 Seiten füllen. Hier werden bisweilen einige Einwürfe gehoben, die

damahls neue, aber falsche Meynung von dem Geschlechte der Catharina von Bora, der Irrthum, als habe Luther wider den väterlichen Willen geheyrathet, oder nie Wein im Keller liegen gehabt, u. s. f. gründlich abgewiesen. Zur Widerlegung derer, die Luther'n einen natürlichen Sohn, Andreas, geben wollen, weil er in den Tischreden sagt: si filium meum Andream virgis non punivissem, und man doch unter seinen Söhnen keinen Andreas verzeichnet findet, wird angemerkt, daß Luther einen ungehorsamen Schwestersohn gehabt und erzogen habe. — Teutsche Reichshistorie. Halle 1753. gr. 8. — Geschichte der Evangelisch-Lutherischen Religion, als ein Beweis, daß sie die wahre sey. Jena 1753. 8. — Comment. de Luthero disputatore. Goetting. 1754. 4. S. Kraft's neue theol. Bibl. St. 103. S. 288. Nachr. von akadem. Schr. 1755. S. 277 fgg. Da dergleichen kleine akademische Schriften selten weit verbreitet werden, so kann das Verzeichniß von Luther's Disputationen hier nicht anders als willkommen seyn. Luther disputirte: α) als Präses 1512 und 1513 resp. Andr. Hofrichter, da derselbe Baccalaureus biblicus und formatus ward. β) 1514 resp. Ioh. Pictor. γ) 1516 resp. Ioh. Frosch, da Beyde die Licentiatenwürde erhielten. δ) 1516 resp. Barthol Bernh. de Feldkirch, de viribus et voluntate sine gratia. ε) 1517 pro declaratione virtutis indulgentiarum. ζ) 1518 de XXVIII thesibus theologicis et XII philosophicis, resp. Leon. Beiero, zu Heidelberg im Augustinerkloster. η) 1519 mit Eck zu Leipzig, 1520 de quaestione: utrum opera faciant ad justificationem? ϑ) 1520. de fide infusa et acquisita. ι) 1520 de baptismate legis Iohannis et Christi. κ) 1520 de non vindicando. λ) 1521 de excommunicatione. μ) 1521 de voto religionum. ν) 1522 de quaestione: an liceat votum perpetuum vovere? ξ) 1530 de ecclesia. ο) 1535 de effato divino Luc. VII. 47. π) 1535 de utraque specie sacramenti. ϱ) 1535 contra missam privatam. ρ) 1535 de quaestione: utrum Daniel operibus tribuerit justificationem? σ) 1535 de dicto Paullino, Rom. III. 28. τ) 1536 de homine. υ) 1536 de potestate concilii. φ) 1537 de coena magna. χ) 1538 contra Antinomos, fünfmahl. ψ) 1539 de oraculo Christi, Matth. XIX. 21. ω) 1539 an haec propositio sit vera in philosophia: verbum caro factum est. αα) 1540 contra Antinomos. ββ) 1540 de duodecim consiliis evangelicis falso confictis a Sophistis. γγ) 1540 de dicto Paullino, Ebr. XIII. 8. δδ) 1543 de sola fide justificante. εε) 1543 de fide miraculorum. ζζ) 1544 de mysterio Trinitatis, incarnatione Filii et de lege. ηη) 1545 de unitate essentiae divinae et de distinctione personarum in divinitate. ϑϑ) contra XXXII. articulos Lavoniensium Theologistarum. — Historia Adoptianorum. Goett. 1755. 8. S. Kraft's neue theol. Bibl. St. 102. S. 151. — Commentatio de obedientia Christi activa. Ibid. 1755. 4. Dieß ist Walch's Inauguraldisputation. S. Nachr. von akad. Schr. 1755. S. 892 fgg. Kraft, St. 106. — Entwurf einer voll-

ständigen Historie der Römischen Päpste. Göttingen 1756. gr. 8. 2. verb. und verm. Ausg. Ebend. 1758. gr. 8. — Compendium Historiae ecclesiasticae recentissimae. Gothae 1757. 8. — Monimenta medii aevi. Voll. II. Goetting. 1757—64. 8. S. Gött. Anz. von gel. Sachen, St. 30. — Entwurf einer vollständigen Historie der Ketzereyen, Spaltungen und Religionsstreitigkeiten bis auf die Zeiten der Reformation. 11 Thle. Leipz. 1762—85 gr. 8. Leider wurde er durch den Tod an der Fortsetzung dieses trefflichen und mühsamen Werks, das von tiefer Einsicht in die Begebenheiten der Kirche, von scharfem Untersuchungsgeiste, richtiger Beurtheilung und unparteyischer Wahrheitsliebe zeugt, aber nur bis in's 9. Jahrhund. und da bis zur Beendigung des Streits über die Bilderverehrung geht, gehindert. — Grundsätze der Kirchengeschichte des N. T. 3 Bde. 2. Aufl. 1772. 8. 3. Aufl. verb. und verm. von J. E. F. Schulz. Giessen 1792. 8. — Neueste Religionsgeschichte. 9 Thle. Lemgo 1771—83. 8. Fortgesetzt von G. J. Plank. — Critische Nachrichten von den Quellen der Kirchenhistorie. 2. Aufl. Göttingen 1773. 8. — Historia Protopaschitarum. Ibid. 1780. 4.

S. Neues gelehrt. Europa, Th. 14. S. 455. Chr. Gottl. Heynii Elogium E. Gu Fr. Walchii. Göttingae 1784. Sein Andenken (von G. Less) Göttingen 1784. 4. Pütter's akad. Gel. Gesch. von der Georg-Augustus-Univers. zu Göttingen, Th. 1. S. 121. und Th. 2. S. 28. Meusel's gel. Teutschl. 3. Ausg. S. 1272.

Walch, Johann Ernst Immanuel, Herzogl. Sachsen-Weimarischer Hofrath, der philosophischen Facultät Senior, öffentlicher Lehrer der Beredtsamkeit und Dichtkunst, der Eisenachischen in Jena studierenden Landeskinder Inspector, der Lateinischen Gesellschaft in Jena Director, der Königl. Preussischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Frankfurt an der Oder Beysitzer, der Königl. Norwegischen Gesellschaft zu Drontheim, der Churfürstl. Maynzischen zu Erfurt, der Arcadischen zu Rom, der Columbarischen zu Florenz, der Teutschen Gesellschaft der höhern Wissenschaften zu Jena, der Gesellschaft der Alterthümer zu Cassel, der Teutschen Gesellschaft zu Bremen, der Lateinischen zu Carlsruhe, der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin, und der naturforschenden Gesellschaft zu Danzig Mitglied.

Er war der älteste Sohn des folgenden Johann Georg Walch's, und wurde zu Jena am 30. August 1725 geboren. Der Vater suchte gleich Anfangs ihn durch die geschicktesten Privatlehrer zu bilden, und besonders waren ihrer zwey, deren Verdienste unser Walch sehr hoch schätzte, Strehlen und Frick, von welchen der Letztere viele Jahre als Conrector und nachher als Director des Gymnasiums zu Weimar manche nützliche Glieder dem Vaterland gezogen hat: er erinnerte sich noch spät mit Vergnügen des treuen Unterrichts dieses Gelehrten. Nachgehends besuchte er die Vorlesungen der berühmten Jenaischen Lehrer,

Buder's über die Reichshistorie, Reusch's und Daries über die Logik, Reusch's über die Metaphysik, Hamberger's über die Mathesis und Naturlehre, und Wiedeburg's über die angewandte Mathesis. Da sich Walch zu der damahligen Zeit vorzüglich den philologischen Wissenschaften widmete, so lernte er die Hebräische Grammatik, Lehre der Accente, das Chaldäische, Syrische und Samaritanische von Reckenberger, besuchte ferner die biblischen und cursorischen Vorlesungen des grossen Sprachkenners Tympe, und machte sich zugleich seines Privatunterrichts in dem Rabbinischen, über den Talmud und das Arabische zu Nutze. Ueber das Rabbinische hatte er ausserdem noch einen gelehrten Juden zum Lehrer, welcher, nach Annehmung der christlichen Religion, Unterricht ertheilte; und die Lateinische und Griechische Sprache, wie auch die Alterthümer und die gelehrte Geschichte, waren die Wissenschaften, mit welchen er sich hauptsächlich beschäfftigte. Er verband damit die theologischen Wissenschaften, nebst der Kirchengeschichte A. und N. T., unter der Anführung seines Vaters. Im J. 1745 nahm er unter dem Decanat des Professors Tympe die Magisterwürde an. Sie wurde ihm und seinem Bruder, dem nachherigen Consistorialrath Walch, zu Göttingen am 18. December dieses Jahres ertheilt, und im folgenden erwarb er sich mittelst einer Disputation de vinculis Apostoli Paulli, am 14. May die Freyheit zu lesen. Sein erstes Collegium war über die Harmonie der Evangelisten, nach einem Lehrbuche, welches er zugleich herausgab: dieses las er im Sommerhalbjahre; von Ostern 1746 — 47 hielt er exegetische und andere Collegien, welche besonders zu den Humanioren gehören. Im J. 1747 gieng er mit seinem obgedachten Bruder auf Reisen: die vornehmste Absicht dieser gelehrten Reise betraf die Alterthümer, schönen Wissenschaften, Sprachen und Litteratur. Das bloße Namenregister derjenigen Gelehrten, mit welchen Walch Bekanntschaft stiftete, ist so ansehnlich, daß man es nicht ohne Bewunderung durchlesen kann. Eben so merkwürdig sind die Orte an sich selbst, welche Walch bereiste. Er gieng über Göttingen, Helmstädt, Braunschweig, Wolfenbüttel, Hannover, Lüneburg, nach Hamburg und Bremen, und hielt sich an jedem Orte, so lange es seiner Absicht gemäß war, auf, um mit den dasigen Gelehrten persönliche Bekanntschaften zu stiften, alle Merkwürdigkeiten zu besehen, und vorzüglich von den öffentlichen Bibliotheken sich einen genauern Begriff zu machen. Von Bremen gieng Walch nach Holland, der Heimath der Philologie und classischen Litteratur. Hier nahm er alle die Städte mit, wo angesehene Gelehrte waren, vorzüglich Gröningen, Franken, Leuwarden, Utrecht, Leyden und Amsterdam. Gardes, Vriemoet, Venema, Arnthen, Cratz, Valkenaer, Reitz, Drakenborch, von Paw, Dusker, Burmann, Wetstein, Vonk, d'Orville, Alberti, Schultens, Audendorp, Abr. Gronov, Hemsterhuys, Bruzen de la Martiniere verstatteten ihm einen ehrenvollen Zutritt. Von Holland gieng er wieder nach Teutschland zurück. Er nahm seinen Weg

über Cöln, Maynz, Giessen, Marburg, Wetzlar, Frankfurt, Heidelberg und Strasburg; setzte aber seine Reise nach Frankreich fort, und begab sich zuvörderst nach Paris. Er machte sich da besonders mit Lenglet du Fresnoy, Olivet, de la Chapelle, Abbé Nollet, Sallier, de la Barre, Fourmont dem Jüngern, Le Boeuf, Reaumur und Don Maran bekannt. Besonders aber fand er sich fleißig in den prächtigen öffentlichen Bibliotheken ein. Von Paris gieng er nach Lyon. Dieses war der Ort, wo Walch zu seinem wahren Vergnügen merkwürdige Büchersammlungen, Denkwürdigkeiten der Natur und Kunst, und eine Menge von Alterthümern, die freylich damahls sein Lieblingsstudium waren, fand, und also alle seine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Inzwischen war hier doch sein Aufenthalt kurz: er gieng von da nach Genf, Lausanne, Bern, Zürich und Basel; und wurde zu Genf mit Lullin und Vernet, zu Bern mit Wyttenbach, zu Basel mit Bernoulli und Burcard, zu Zürich mit Geßner, Breitinger, Bodmer, Hagenbuch, Zimmermann und Cramer bekannt. Ferner besuchte er Tübingen, Stuttgard, Ulm und Augsburg und sodann Italien, um daselbst die Denkmähler der Kunst und die Ruinen des alten Roms zu sehen. Er nahm seinen Weg über Bozen, Trident, Mantua und Verona. Hier blieb er einige Zeit, und lernte die Valarsi, Ottolini und Seguier kennen, besonders aber fand er am Marquese Maffei einen grossen Gönner und Beförderer seiner Absichten. Er verschaffte ihm die genaue Ansicht des berühmten Museo Moscardi, welches so wenig Fremde zu sehen bekommen. Von Verona gieng er nach Padua, wo er besonders von Facciolati, Sandini, Zandini, Vulpi, Pontedera und Torelli viele Freundschaft genoß, und alsdann langte er zu Venedig an. Hier wurde er mit Bolini, Apostolo Zeno, Conti, Zanetti, dem Griechen Pathusa, den Patribus Cologiera, da Via, du Ponte, Costadoni, de Rubeis, bekannt; lernte auch in Bologna die Zanotti, Bianconi, den Abt Trombelli und die berühmte Signora Laura Bassi kennen. Von Bologna reiste er über Ancona nach Loretto und besah daselbst das heilige Haus; mußte aber nachher wegen des harten Winters viele Beschwerlichkeiten ausstehen, ehe er nach Rom kam. Hier nahm er Alles in Augenschein, was noch daselbst von der Pracht dieser Stadt übrig ist: fand sich täglich im Campidoglio ein, um besonders die seit mehreren Jahren dahin gebrachten Alterthümer kennen zu lernen, und ergriff dabey die Gelegenheit, mit Kennern der Alterthümer sich bekannt zu machen; das Kircherische Museum wurde nicht übergangen, und die Büchersammlung im Vatican zog besonders seine Aufmerksamkeit auf sich. Die Dienstfertigkeit des berühmten Assemann's, welcher dieser Bibliothek vorgesetzt war, kam ihm hierbey besonders zu Statten; doch gab es noch mehrere Gelehrte, mit welchen er bekannt wurde, nämlich Bianchini, Orsi, Ballerini, Foggini und Ruggieri. Besonders fand er an dem Cardinal Passionei einen grossen Beförderer: da sich täglich eine Menge von Gelehrten bey demselben

versammelte, so erlaubte er Walch'en einen Zutritt und seine zahlreiche Büchersammlung stand ihm offen. Seiner ausserordentlichen Gefälligkeit verdankte Walch auch die wichtigsten Empfehlungen und den Zutritt, wohin Wenige gelangen können. Ehe Walch Rom verließ, wurde er in die Arcadische gelehrte Gesellschaft aufgenommen, er besah auch in einem Bezirk von etlichen Meilen das, was noch in den dasigen umliegenden Gegenden an Alterthümern das Augenmerk des Kenners auf sich zog, und gieng sodann nach Florenz. Hier wurde er mit dem Baron Stosch, dem Propst Gori, mit Lami, Visconti, Ricci und dem Grafen Brichieri Columbi, als Liebhabern der Alterthümer und schönen Künste, bekannt: lernte auch das Cabinet des Chevaliers Baillou kennen, welches nachher nach Wien gekommen ist, und gieng über die Apenninischen Gebirge nach Bologna zurück. Von da nahm er seinen Weg über Modena, vornehmlich in der Absicht, um den berühmten Gelehrten Muratori zu sehen, reiste noch einmahl nach Venedig und von da nach Augsburg, und richtete seine Rückreise so ein, daß er über Nürnberg, Erlangen, Bayreuth, Leipzig, Dresden und Halle gieng, an einem jeden dieser Orte sich nur so lange aufhielt, als es seine Absicht erforderte, und im Junius 1748 wieder zu Jena eintraf. Er unterhielt nunmehr die angefangene Bekanntschaft mit so vielen gelehrten Männern durch Briefe, und täglich erweiterte sich die Anzahl seiner Correspondenten und Freunde; wie er denn den ausgebreitetesten Briefwechsel mit Gelehrten, die in ganz Europa zerstreut sind, unterhielt.

Walch fieng nunmehr wieder seine Vorlesungen an, und die Durchl. Erhalter der Universität ernannten ihn zum ausserordentlichen Lehrer der Weltweisheit im J. 1750. Die Lateinische Gesellschaft verlor in eben diesem Jahre an Hallbauer ihren Director, der bisherige Ephorus, Eckhardt bekam dessen Stelle, und unserm Walch wurde das Amt eines Ephorus übertragen. Im J. 1751 wurde er mit seinen beyden Brüdern ein Mitglied der Societatis Columbariae zu Florenz, und im J. 1755 Professor der Logik und Metaphysik: zwey Jahre zuvor, 1753, hat er sich mit der einzigen Tochter des Kirchenraths und Professors Hallbauer verheyrathet. Er vertauschte die Profession gar bald mit einer Lehrstelle, zu welcher er mehrern Beruf zu haben schien, indem er im J. 1759 öffentlicher Lehrer der Beredtsamkeit und Dichtkunst wurde. Nach Tympe's Tode ward er Senior seiner Facultät. Die damahls regierende Herzogin von Sachsen-Weimar ernannte ihn im J. 1768 zum Aufseher der Eisenachischen Landeskinder, und eben diese huldreiche Fürstin begnadigte ihn im J. 1770 mit dem Hofrathscharakter.

Es waren hauptsächlich zwey Felder, in welchen er arbeitete, und da er immer geschäfftig war, fand er Gelegenheit genug, sich um das Publicum verdient zu machen. Die Liebe, die sein Vater zu den schönen Wissenschaften, und besonders den Alterthümern, hatte, flößte auch seinem Sohne schon in den jüngern

Jahren eine besondere Neigung zu diesem Studium ein. Auf seiner Italienischen Reise fand er Nahrung genug für dieses sein Lieblingsstudium, und er suchte nach seiner Zurückkunft mehrere Proben seiner hierin erworbenen Kenntniß zu geben. Zu der Zeit, da er als ein Kenner der Alterthümer sich zu zeigen anfieng, zogen die merkwürdigen Entdeckungen, die man von der Stadt Herculanum machte, eines Jeden Aufmerksamkeit auf sich und Walch handelte daher in einer Einladungsschrift, worin er den Antritt seines Lehramts ankündigte, von den gelehrten Geschäfften der Herculanenser. Diese Schrift wurde mit vielem Beyfall aufgenommen, und der Propst Gori veranstaltete davon einen Nachdruck zu Florenz. Walch arbeitete sie hierauf ganz um, und zeichnete die Ausgabe besonders durch die Sammlung der Inschriften von Herculanum aus, die er beyfügte. Er hatte selbst verschiedene Inschriften und Alterthümer von Rom mitgebracht, und diese gaben ihm Stoff genug, wichtige Entdeckungen zu machen. Er brachte hierbey besonders die Lateinische Gesellschaft in Aufnahme, und hatte das Vergnügen, den Geschmack vieler angehenden Gelehrten zu verfeinern und mit Andern in eine nähere Verbindung zu kommen. Ihm verdankte sie, daß von den Arbeiten dieser Gesellschaft 5 Bände an's Licht traten, und in einem jeden derselben von ihm eine interessante Abhandlung erschien, z. B. Cicero Herculanensis, Pocillator Phrygius, Observationes ad marmora Strozziana und die Diss. de pugillaribus veterum. Das Lehramt der Beredtsamkeit gab ihm neue Gelegenheit, sich um diese Wissenschaften verdient zu machen. Er las nicht allein über die Griechischen und Römischen Alterthümer, wie auch besonders über die Werke der Kunst der Alten, sondern suchte auch in einer Menge von Disputationen und kleinen Abhandlungen durch seine Kenntniß der Alterthümer auch höhern Wissenschaften nützlich zu werden, und dieselben besonders auf die Erklärung schwerer Schriftstellen anzuwenden. Er sah, wie sehr der Werth dieser Wissenschaften sich erhöhte, wenn auch der Theolog und der Exeget mit Vortheil davon Gebrauch machen konnte, und ihm war es nicht lieber, als wenn er mit den Alterthümern, und besonders den Aufschriften, sich so beschäfftigen konnte, daß er zugleich Etwas zur Erklärung der heil. Schrift beytrug, gegen welche er jederzeit die größte Ehrerbietung hatte. Die Menge seiner Disputationen über die Apostelgeschichte beweisen dieses deutlich, und wie freute er sich, in zweyerley Schriften, davon die eine Marmor Hispaniae antiquum, vexationis Christianorum Neronianae insigne documentum, 1750. und die andere Christianorum sub Diocletiano in Hispania persecutio, ex antiquis inscriptionibus illustrata. 1751. betitelt ist, dem Liebhaber der Kirchengeschichte ein Geschenk zu machen, welches er eigentlich wieder aus seiner Wissenschaft der Alterthümer nahm. In den letztern Jahren schien die Liebe zur Naturgeschichte seinen Eifer für das Studium der Alterthümer und schönen Wissenschaften zu vermindern, und er

wandte auf alle Fälle mehr Zeit auf die Erstere, als auf das Letztere; inzwischen verabsäumte er dasselbe nicht gänzlich. Er hatte sich beynahe zum Gesetz gemacht, in den Einladungsschriften, die er im Namen der Akademie bis an sein Ende verfertigt, mit Nichts sich zu beschäfftigen, als Schriftstellen aus den Steinen und andern Stellen der Alterthümer zu erläutern. Da er mit seinem jüngern Bruder, dem geheimen Justizrath und Professor Walch zu Jena, auf einer von ihnen nach Göttingen und Cassel gethanen Reise die besondere Gnade genoß, von dem Landgrafen von Hessen-Cassel zu einem Ehrenmitglied der dasigen Gesellschaft der Alterthümer ernannt zu werden, so schien dieses gleichsam seine alte Liebe zu den schönen Wissenschaften ganz zu erneuern und zu beleben. Was für Freude war es für ihn, das herrliche Casselische Museum gesehen zu haben, und was für einen fleißigen Mitarbeiter würde diese ansehnliche Gesellschaft an ihm erhalten haben, wenn ihm die Vorsehung das Leben länger gefristet hätte! Ein Collegium über die Werke der Kunst der Alten hatte er einige Wochen vor seinem Hintritt eröffnet und eine Abhandlung, worin verschiedene Stellen des Matthäus aus Inschriften erläutert werden, war seine letzte Arbeit. Die Liebe zur Naturgeschichte wurde unstreitig auf seiner Reise ganz zufällig gegründet und er brachte einige wenige Körper mit. Dieselben vermehrten sich, und Walch bekam immer mehr Neigung dazu: von Tag zu Tag wuchs die Zahl der auswärtigen Freunde, welche ihn mit Beyträgen unterstützte. Walch fieng mit dem Mineralreich an: gieng sodann auf das Thierreich, brachte eine ganz ausnehmende Menge ausgestopfter Vögel, auswärtiger seltener Insecten, wie auch Spirituosorum zusammen, verband damit, besonders in den letztern Jahren, das Pflanzenreich, und gelangte damit zu dem Besitz eines Cabinets, welches, zumahl als ein Cabinet eines Privatmannes, theils in Ansehung der Seltenheit und Kostbarkeit der Körper, theils in der Ordnung wenig seines Gleichen in Teutschland hat: es macht zusammen ein harmonisches Ganze aus, und enthält die Kettenfolge der Körper in der natürlichen Ordnung. Jedes Stück ist oft aus Hunderten das ausgesuchteste; die meisten sind doppelt vorhanden und die Exemplare gut erhalten, so daß man an ihnen nicht nur die Natur selbst kennen lernt, sondern auch für das Auge den prachtvollsten Reiz findet. Der regierende Herzog von Sachsen-Weimar hat diese Sammlung käuflich an sich gebracht, und sie dadurch der Vereinzelung oder dem Verderben entrissen. Walch ließ es aber nicht bloß bey dem Sammeln bewenden, sondern er suchte durch die unzähligen Entdeckungen, welche er dabey machte, gemeinnützig zu werden. Er schrieb auch in diesem Fache das Steinreich, welches mit allem Beyfall aufgenommen wurde. Nicht lange nachher wurde ihm die Fortsetzung der Knorrischen Sammlung von Merkwürdigkeiten der Natur aufgetragen, und Walch hatte Gelegenheit, eine vollständige Naturgeschichte der Versteinerungen zu liefern. Es erschien dieses

Werk in 4 Theilen, und da zugleich eine Französische Uebersetzung zu Nürnberg an's Licht trat, so wurde es auch in's Holländische im J. 1773 übersetzt. Nachher fieng er die mit vielem Beyfall aufgenommene periodische Schrift: der Naturforscher, an, wovon 12 Theile bey seinem Leben an's Licht getreten sind, und jährlich las er mit dem größten Beyfall die Naturgeschichte, wodurch er zugleich den Grund zu einem Systeme der ganzen Naturgeschichte legte, welches bestimmter, vollständiger und faßlicher seyn sollte, als das Linneische. Nur noch ein Zeitraum von einigen Jahren hätte dazu gehört, so würde er es ganz vollendet haben. Weil es ihm immer eine wahre Freude war, seine Kenntnisse mit auf die Erklärung der heil. Schrift anzuwenden, so fieng er noch kurz vor seinem Ende an, über diejenigen Schriftstellen Vorlesungen zu halten, welche aus der Naturgeschichte zu erklären sind.

Walch besaß einen robusten Körper, und nachdem er in den J. 1751 und 1755 einige harte Anfälle von der Colik ausgestanden, so schien ihm dieses nur eine desto dauerhaftere Gesundheit erworben zu haben. Er genoß ihrer auch viele Jahre, nur die letzteren waren für ihn wegen der vielen hypochondrischen Zufälle traurig. Besonders nahmen diese im J. 1778 zu. Er verlor beynahe etliche Monathe vor seinem Ableben ganz den Appetit, und klagte sehr über eine merkliche Abnahme seiner Kräfte: inzwischen setzte er doch seine Arbeiten ununterbrochen fort, bis er zu Ende des Novembers dieses Jahres von einer heftigen Colik überfallen wurde, woraus ein Entzündungsfieber entstand, an welchem er am 1. December früh um 7 Uhr mit der größten Standhaftigkeit sanft verschied, nachdem er bis an sein Ende nicht allein den Gebrauch seines Verstandes, sondern auch die ihm gewöhnliche Gegenwart des Geistes gehabt hatte.

Die grossen Verdienste, die sich Walch in mehr als einem Fache der Gelehrsamkeit, und um die hohe Schule zu Jena erworben hat, sind zu bekannt, als daß wir nöthig hätten davon Viel zu sagen, und sein Name war bis an die entlegensten Oerter der Welt erschollen. Von seinen Verdiensten um die Alterthümer, und um die Naturgeschichte ist schon Etwas gesagt worden. Auf Letztere werden wir unten wieder zurückkommen. Wie patriotisch Walch gegen die Universität zu Jena gesinnt war: wie sein grosser Name eine Menge Ausländer nach Jena zog, die durch ihre Aeltern oder Freunde ihm angelegentlichst empfohlen wurden: wie er es sich zum Vergnügen machte, mancherley Gebrechen der Akademie abzuändern: wie oft er im Stillen arbeitete, den studierenden Jünglingen manche Bequemlichkeit auszuwirken: wie Viel er dazu beytrug, ihnen die wichtigen Jahre ihrer akademischen Laufbahn recht nützlich zu machen: das Alles und noch weit Mehr könnte durch viele Beweise unterstützt werden, wenn man hier Widerspruch zu fürchten hätte. Der Verlust dieses Mannes war demnach für Jena nicht gering.

Und sein Character! — Er war ein Christ, der für die Re-

ligion, für die heiligen Bücher, und für die Sacramente der Christen die größte Hochachtung hatte. Daher that es ihm Wehe, wenn er wahrnahm, daß man von dem Pfade der reinen Lehre abwich, und wenn er mit seinen eigenen Augen sah, wie der Eifer im Christenthum erkaltete: Wehe, daß man der Jugend die Ehrfurcht gegen Gott und sein Wort nicht nachdrücklicher einschärfte. Was er als Christ glaubte, das bewies er durch seinen Wandel. Seine Bereitwilligkeit Andern zu dienen war bis zur Bewunderung groß, und wird dadurch nur noch grösser, wenn man an den Drang seiner Arbeiten denkt, die auf seinen Schultern ruhten, und an die Unpäßlichkeiten, die er sonderlich in den letztern seiner Lebensjahre erfuhr. Gegen seine Freunde war er ganz Freund, die in seinem liebreichen und muntern Umgange die wahren Erhohlungsstunden fanden. Sein grosser Briefwechsel machte ihn auch auswärts zum Lehrer; Fürsten kamen zu ihm, und forderten seinen Unterricht. Daher mußte er oft die Nacht zu Hülfe nehmen, um Allen genug zu thun. Fremde, die sein grosser Ruf nach Jena zog, wurden von ihm allemahl liebreich aufgenommen, und giengen vollkommen befriedigt aus seinem Hause. Man hat viele Briefe aus verschiedenen Weltgegenden, die es einstimmig bezeugen, daß man Walch's Tod allenthalben betrauert habe. Er lebt noch in seinen Schriften und in den Herzen seiner Verehrer, und sein Name wird bleiben, wenn so mancher Name, der nur Name schien, bald vergeht.

Wir bemerken noch, daß Stosch im 12. Theil des gelehrten Europa, und Harleß in seinen Vitis Philologorum nostra aetate clarorum in der Lebensbeschreibung unseres Walch's ihn als Philologen, als Kenner der alten Sprachen, der Alterthümer, der schönen Wissenschaften u. s. w. betrachtet haben, dagegen ihn Baldinger in seiner Lebensbeschreibung als Schriftsteller über die Naturkunde, besonders über das Mineralreich und die Versteinerungen, betrachtet. Und von der naturgeschichtlichen Seite wäre doch noch Einiges hinzuzusetzen. Wie wir oben hörten, fieng Walch bald, nachdem er von Reisen zurückgekommen, an, sich eine Sammlung von Petrifacten und mineralischen Körpern anzulegen. Seine erlangte Bekanntschaft war ihm zu dieser Absicht ungemein vortheilhaft. Selten wird es einem Naturforscher glücken, eine so instructive und ausgesuchte zahlreiche Sammlung von Naturalien zusammenzubringen, als das Walchische Cabinet enthält. Das Wichtigste ist, daß bey den Versteinerungen die Körper in allen bekannten Arten der Matrizen vorhanden, und aus mehrern Weltgegenden gesammelt sind, auch von jedem der Geburtsort bekannt ist. Die Anzahl der Stücke aus Italien, Frankreich, England, Ungarn, Pohlen, Siebenbürgen, Curasso, Portugal, und aus den besten Gegenden Teutschlands ist nicht gering. Täglich wurde diese Sammlung durch die auswärtigen Freunde vermehrt, und da Walch damit die Lectüre physischer Schriften verband; so war es ihm leicht, ein System des Steinreichs systematisch zu entwerfen, das sich wegen seiner

natürlichen Classification, wegen des guten Vortrags, und der genauen Kupferstiche, die mit vieler Sorgfalt nach der Natur gezeichnet sind, empfiehlt. Dieß kleine Buch hat sich für die Freunde der Petrifactenkenntniß ungemein nutzbar bewiesen. Es erleichtert Anfängern die Erlernung derselben gar sehr, indem es dem Gedächtniß auf die beste Art zu Hülfe kommt. Aber auch Kenner haben es gebraucht, um ihre Sammlungen nach diesem Plane zu ordnen. Die Eintheilungsgründe unseres Walch's sind neu, aber ungezwungen. In kurzen Anmerkungen werden die nöthigen Schriftsteller angeführt, wo man über einzelne Körper die sichersten Nachrichten findet. Es ist dieses desto wichtiger, je gewisser es ist, daß man ältere Schriftsteller nicht ohne gute Wahl nachlesen kann, weil Viele so viel Falsches und Fabelhaftes enthalten, was zu den Ueberbleibseln des Aberglaubens der vorigen Jahrhunderte gehört. Walch hat nicht allein die gebildeten Körper nach äussern, in die Sinne fallenden Merkmahlen geordnet, sondern er hat, wider die damahlige Gewohnheit, seinen Versuch auch auf die ungebildeten Steine und mineralischen Körper ausgedehnt. Ueber dieses Verfahren sagt der verdiente Professor Titius in Wittenberg in den neuen gesellschaftlichen Sammlungen Th. I. St. 4. „Es ist besser, die Steine nach solchen Merkmahlen einzutheilen, die in die Sinne fallen, als nach solchen, die man erst wahrnehmen kann, wenn der Stein zerstört ist. Die Unterscheidungscharactere sind ganz gut, sie gehören aber nicht in das historische Naturreich, sondern in die Scheidekunst." Nachdem Walch im 1. Theil seines Steinreichs mit der Classification zu Stande war, so untersuchte er nunmehr im 2. Theil die Entstehungsart derselben. Er hat solche auf zwey Principien festgesetzt, nach welchen sie entweder durch ein Sediment, oder durch die Congelation entstanden sind. Die erste Art begreift die thonartigen, kalkartigen, sandartigen Steine, imgleichen die aus der Vermischung verschiedener Erden, oder mit mineralischen Theilen gemischten Erden. Die zweyte Art enthält die congelirten Steine, welche entweder eine unbestimmte Gestalt besitzen, wie die Quarze, Spate, Flüsse, Seleniten, Kiesel u. s. w. deren mehr oder weniger durchsichtige Gestalt aus mancherley beygemischten Theilen besteht, oder sie haben eine bestimmte Gestalt, und sind Crystalle. Die Theorie, welche Walch S. 78. vorgetragen, gehört demselben eigenthümlich zu. Der 1. und 2. Theil des Steinreichs sind in verbesserter Gestalt neu aufgelegt, und mit Zusätzen vermehrt worden. Der 3. Theil, welcher in systematischer Ordnung eine lithographische Bibliothek enthalten sollte, ist nicht erschienen. Aber auch um die Naturgeschichte der Versteinerungen und verwandten Körper selbst hat sich Walch verdient gemacht. Ein Zufall bot ihm dazu die schönste Gelegenheit dar. Der berühmte Nürnbergische Künstler, Georg Wolfgang Knorr, hatte 1755 angefangen Kupferstiche unter folgender Aufschrift herauszugeben: Sammlung von Merkwürdigkeiten der Natur und den Alterthümern des Erdbodens, zum Beweis einer

allgemeinen Sündfluth, nach der Meynung der berühmtesten Männer, aus dem Reiche der Steine gewiesen, und nach ihren wesentlichen Arten, Eigenschaften und Ansehen, mit Farben ausgedruckt und in Kupfern herausgegeben. 1. Theil, in kleinem Atlasformat *). Er enthielt 51 halbe und 8 ganze Bogen ausgemahlter Kupfer, wozu aber nachher noch einige Platten als Supplemente hinzugekommen sind. Dieß Werk wurde größtentheils ohne Plan angefangen; man hatte es bloß dem Einfall eines Künstlers zu danken, der Kupferstiche von Naturkörpern lieferte, meistens, wie sie ihm der Zufall darbot. Es konnte also kein harmonisches oder systematisches Ganze werden, noch weniger konnte der Künstler das Instructive zur Richtschnur seiner Wahl nehmen, da er mehr auf die Pracht und Schönheit sah, und oft sich zu sehr von bloßen Varietäten blenden ließ. Doch war das Unternehmen dieses Künstlers immer lobenswürdig, der statt grotesken Fratzen, mit denen uns sonst Nürnberg und Augsburg überschwemmte, seine Kunst der Natur widmete. Knorr starb, und seine Erben hätten keinen geschicktern Mann finden können, als unsern Walch, dem die Aufsicht nunmehr aufgetragen wurde. Er entwarf einen Plan, nach welchem künftig die Stiche geordnet werden sollten, und suchte den bisherigen Mängeln des Werks dadurch abzuhelfen, daß er über das Ganze eine systematische Classification abfaßte. Die Besitzer dieses Werks verlieren also im Grunde weiter Nichts, als daß die Kupfertafeln nicht immer in der Reihe stehen, in welcher sie nach der Natur der Sachen folgen sollten. Eine geringe Mühe, die erläuternde Kupferplatte nachzuschlagen, ist nunmehr alle Unbequemlichkeit, welche dem Knorrischen Werke übrig blieb. Das Werk bekam den Titel: **Naturgeschichte der Versteinerungen.** Man findet bey jedem Körper einen dreyfachen Unterricht. Es wird von dem Namen und der Gattung, deren Eintheilung, dem Original des Petrifacts, und seiner Verschiedenheit in Absicht auf die Versteinerungsart und von dem Ort, wo man es findet, gehandelt. Sodann folgt eine Geschichte des Petrifacts, und zuletzt werden die Kupfertafeln erklärt. **Walch** verbessert nicht nur durch dieses Werk eine Menge Fehler seiner Vorgänger auf die bescheidenste Art, und bemerkt überall die gelegentlichen Ursachen, welche zu diesen Fehlern Anlaß gegeben, sondern er selbst hat auch neue Entdeckungen und eigene Erfindungen bekannt gemacht. Dahin gehört vornehmlich die Erklärung der Conchae trilobae, welche **Walch**, nach einer Vergleichung von 15 und vielleicht noch mehr Arten, beschreibt.

Auch das Reich der Thiere gehörte zu **Walch's** Lieblingsstudien. Er hatte schon eine ansehnliche Sammlung Insecten, Schmetterlinge, Vögel, ausgestopfte und in Weingeist verwahrte Thiere u. s. w. auch Meergewächse, Corallinen, Conchylien, und eine Sammlung der auserlesensten Bücher zur Naturge-

*) S. Jen. gel. Zeitungen, 1766. St. 19. S. 165.

schichte beysammen, und suchte sie so vollständig zu machen, als es nur immer einem Privatmanne möglich war.

Wir haben ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften in Händen, welches (vermuthlich gieng die Lebensgeschichte vorher) mit einigen Verbesserungen erhalten zu werden verdient, nämlich:

I. Bücher und Tractate.

Commentatio, qua antiquorum Christianorum doctorum de jurejurando sententiae percensentur et dijudicantur. Ienae 1744. 4. — Chph Cellarii Compendium antiquitatum Romanarum, annotationibus illustratum. Halae 1748. 8. Walch's Anmerkungen machen den größten Theil dieser Schrift aus, und es sind zwey Abhandlungen von ihm, nämlich de nuptiis, susceptione, educatione liberorum atque adoptionibus und de aedificiis ac supellectili veterum Romanorum beygefügt worden. — Einleitung in die Harmonie der Evangelisten. Jena 1749. 8. — Marmor Hispaniae antiquum, vexationis Christianorum Neronianae insigne documentum, illustratum. Ienae 1750. 4. Nachgedruckt in Seb. Donati Supplementis ad Thes. Muratorii. Lucca 1765. — Antiquitates Herculanenses litterariae. Ienae 1751. 4. Zuerst erschien diese Abhandlung als eine Einladungsschrift, vermittelst deren Walch die Antrittsrede zu dem ihm ertheilten öffentlichen Lehramt in Jena 1750 ankündigte. Propst Gori ließ sie sofort im I. Bde. seiner Symbolarum litterariarum, p. 99. abdrucken und alsdann gab sie Walch im folgenden Jahre als einen Tractat wieder heraus. — Christianorum sub Diocletiano in Hispania persecutio, ex antiquis inscriptionibus illustrata. Ienae 1751. 8. — Bern. Oricellarii de magistratibus Romanis commentarius, ex libro manuscripto Florentino. Lips. 1752. 4. — Acta Societatis Latinae Ienensis, Vol. I. 1752. Vol. II. 1753. Vol. III. 1754. Vol. IV. 1755. Vol. V. 1758. 8 maj. In dieser Sammlung, welche Walch herausgegeben, sind folgende Abhandlungen aus seiner Feder: Cicero Herculanensis, Vol. I. p. 115. Pocillator Phrygius, Vol. II. p. 125. Notae et observationes ad Isidori Glossas, ex Mss. Barthii, Schurzfleischii et Daumii collectae, Vol. III. p. 252. Observationes ad marmora Strozziana, Vol. IV. p. 44. De pugillaribus veterum, Vol. V. p. 107. und die de pugillaribus medii aevi, Vol. V. p. 180. Die beyden letztern sind auch unter dem Titel: De pugillaribus veterum Dissertatio epistolica ad vir. cel. Ant. Franc. Gorium besonders abgedruckt worden. — Persecutionis Christianorum in Hispania ex antiquis monumentis uberior explicatio. Ienae 1754. 4. Der Professor Johann Caspar Hagenbuch zu Zürich war mit den Meynungen Walch's, welche er in dieser Schrift angenommen, nicht zufrieden, und hatte daher ihm eine Widerlegung zugeschickt. Diese Widerlegung und deren Beantwortung macht gegenwärtige Abhandlung aus. — Dissertationes in Acta Apostolorum. Vol. I. Ienae 1756. Vol. II. 1759. Vol. III. 1761. 4. — De arte critica

liber singularis. Ibid. 1757. Edit. II. 1771. — Tertium Academiae Ienensis seculum a Societate Latina piis votis exceptum. Ibid. 1758. 8. In dieser Sammlung ist die p. 1. befindliche Einladungsschrift, wie auch die p. 2. enthaltene Oratio secularis aus Walch's Feder. — Das Steinreich systematisch entworfen, 2 Theile. Halle 1762 — 64. gr. 8. Neue verm. Aufl. Ebd. 1769. — Sigillum medici ocularii Romani, nuper in agro Ienensi repertum et observationibus illustratum. Ienae 1763. 4. —, Introductio in Linguam Graecam. Ibid. 1763. 8. und 1772. gr. 8. — Naturgeschichte der Versteinerungen, zur Erläuterung der Knorrischen Sammlung von Merkwürdigkeiten der Natur, Nürnberg, des 2. Theils 1. Abschnitt 1768. 2. Abschnitt 1769. 3. Theil 1771. 4. Theil 1773. und 1. Theil 1773. Fol. Die Französische Uebersetzung dieses Werks ist unter dem Titel: Recueil de monumens des catastrophes que le globe de la terre a essuiés, contenant des petrifications dessinées, gravées et enluminées d'après les originaux, commencé par feu Mr. George Wolfgang Knorr et continué par ses heretiers avec l'Histoire naturelle de ces corps par Mr. Jean Ernest Emanuel *Walch* zu Nürnberg 1768 sqq. herausgekommen, und der Titel der Holländischen, welche nachher erschienen, ist folgender: De natuurlyke Historie der Versteeningen, of vitvoerige Afbeelding en Beschryving van de versteende Zaaken, die tot heden op den Aardbodem zyn ontdekt, aangevangen door Georg Wolfgang Knorr, vervolgt en omstandig beredeneerd door Johann Ernst Immanuel *Walch*. Vit het Hoog- in't Nederduitsch vertaald door H. Houttyn, Medicinae Doctor, met verscheide Aanmerkingen. Te Amsterdam 1773. gr. Fol. — Commentatio de Deo Taranueno. Ienae 1767. 8. — Antiquitates medicae selectae. Ibid. 1772. 8. — Antiquitates symbolicae, quibus Symboli Apostolici historia illustratur. Ibid. 1772. 8. — Der Naturforscher, 12 Stück Halle 1774 — 78. Walch's Abhandlungen in dieser unter seiner Direction herausgekommenen Sammlung sind folgende: Abhandlung von den Lituiten, St. 1. S. 159. Lithologische Beobachtungen, ebd. S. 196. Nachricht von zwey seltenen Seesternen, St. 2. S. 76. Abhandlung von den concentrirten Cirkeln auf versteinten Conchylien, ebd. S. 126. Litholog. Beobachtungen, 2. Stück, ebd. S. 156. Beyträge zur Naturgeschichte der Bohrmuscheln, St. 3. S. 87. Abhandlung vom Ursprung des Sandes, ebd. S. 156. Geschichte der Pheladen im Steinreich, ebd. S. 184. Litholog. Beobachtungen 3. Stück, ebd. S. 209. Beschreibung einiger neu entdeckten Conchylien, St. 4. S. 33. Abhandlung von der Reproduction der Seesterne, ebd. S. 57. Von der anomalisch weißen Farbe der Vögel, ebd. S. 128. Beschreibung einer seltenen Phaläne, ebd. S. 141. Litholog. Beobachtungen 4. St. ebd. S. 102. Abhandlung von den Astroiten, St. 5. S. 23. Beyträge zur Insectengeschichte, St. 6. S. 123. Litholog. Beobachtungen 5. St. ebd. S. 165. Beyträge zur Insectengeschichte, St. 7. S. 113. Lithol.

Beobachtungen 6. Stück, St. 7. S. 211. Beschreibung eines Monkos, St. 8. S. 26. Beschreibung einiger neu entdeckten Conchylien, 2. St. ebd. S. 149. Beyträge zur Naturgeschichte der Säugschwämme, ebd. S. 179. Beschreibung einiger neu entdeckten Conchylien, 3. Stück, St. 9. S. 188. Lithologische Beobachtungen, 7. St ebd. S. 267. Abhandlung von der Herkuleskeule, einer schaligen Wurmröhre, St. 10. S. 38. Beschreibung einiger schweren und zum Theil neu entdeckten Conchylien, 4. St. ebd. S. 74. Abhandlung von den Sternbergischen Versteinerungen, St. 11. S. 161. Beytrag zur Zeugungsgeschichte der Conchylien, St. 12. S. 1. Von einer seltenen Muschel, ebd. S. 53. Beyträge zur Insectengeschichte, ebd. S. 56. — Deliciae naturae selectae, oder auserlesenes Naturaliencabinet, von Neuem übersehen, verbessert und mit einer Vorrede begleitet. Nürnberg 1778. gr. Fol. — Nach Walch's Ableben erschienen: Observationes in Matthaeum. Ienae 1779. gr. 8. oder 4. — Der Naturforscher, 13. Stück. Halle 1779. worin die Beyträge zur Insectengeschichte, S. 24. Beschreibung einiger seltenen und zum Theil neu entdeckten Conchylien, 5. Stück, S. 86. Anmerkungen über die Versteinerung des Hrn. Prof. Hanquet's, S. 94. und lithologische Beobachtungen, 8. St. S. 100. seine Arbeit sind.

II. Akademische Disputationen.

Diss. de vinculis Apostoli Paulli, ex antiquitatum profanarum monumentis illustrata, 1746. in den Diss. in Acta Apostolorum, Vol. III. p. 233. — Diss. de ortu et progressu artis criticae apud veteres Romanos, 1747. — Diatribe prior et posterior de arte critica veterum Romanorum, 1748 et 49. Aus vorstehenden 3 Abhandl. ist der in der 1. Classe angezeigte Tractat de arte critica erwachsen. — Diss. de veterum Diis patriis, qua locus Actor. XXIV. 14. illustratur, 1751. — Diss. de Deo Melitensium, Act. XXVIII. 6. commemorato, 1752. — Diss. de architriclino, Io. II. 8. 1753. — Diss. de munere apostolico κληρω της διακονιας, Act. I. 17. 25. 1753. in den Diss. ad Act. Apost. Vol. I. p. 1. — Diss. de Publico πρωτω Melitensium, Act. XXVIII. 7. 1755. — Diss. de Apostolorum sacris conventibus, Act. II. 1. 1755. Auch l. c. Vol. I. p. 13. — Diss. de natura et indole τυ γλευκυς, Act. II. 13. 1755. Auch l. c. Vol. I. p. 25. — Diss. de Claudio a Petro sanato, Act. III. 1. 1755. Auch l. c. Vol. I. p. 41. — Diss. de mysteriis philosophicis, 1755. — Diss. de parrhesia Apostolorum idiotarum, Act. IV. 13. 1755. Auch l. c. Vol. I. p. 57. — Diss. de sepultura Ananiae et Saphirae, Act. V. 6—10. 1756. Auch l. c. Vol. I. p. 77. — Diss. de religiosa veterum αινηποδησια, Act. VII. 33. 1756. Auch l. c. Vol. I. p. 97. — Diss. de jure naturae veterum Germanorum, 1756. — Diss. de funere Stephani, Act. VIII. 2. 1756. Auch l. c. Vol. II. p. 1. — Antiquitates Damascenae ex Act. IX. 1—25. illustratae, 1757. Auch l. c. Vol. II. p. 33. — Diss.

de ethnarcha Iudaeorum Damascenorum Paullo insidiantium, Act. VIII. 23. 24. coll. 2. Cor. XI. 32. 1757. Auch l. c. Vol. II. p. 77. — Diss. de Simone coriario, Act. X. 6. 1757. Auch l c. Vol. II. p. 89. — Diss. de Agabo vate, Act. XI. 28. XXI. 10. 1757. Auch l. c. Vol. II. p. 129. — Vincula Petri ex antiquitatibus illustrata, Act. XII. 1758. Auch l. c. Vol. II. p. 145. — Diss. de Menachemo, Συντροφω Herodis, Act. XIII. 1. 1758. Auch l. c. Vol. II. p. 229. — Diss. de Συντροφοις veterum, Act. XIII. 1. 1759. Auch l. c Vol II. p. 192. — Spicilegium antiquitatum Lystrensium, Act. XIV. 1759. Auch l. c. Vol. III. p. 173. — Stoicorum cum Paullo disputatio, Act. XVII. 18. Auch l. c. Vol. III. p. 225. — Στρατηγοι Philippensium in Paulli et Silae caussis judices, Act. XVI. 10. 1761. Auch l. c. Vol. III. p. 179. — Diss. I — IV. de servis veterum fatidicis, Act. XII. 16. 1761. Auch l. c. Vol. III. p. 303 sq. — Antiquitates Corinthiacae, Act. XVIII. 1761. — Diss. de potu Servatoris moribundi, 1762. Auch in dessen Observationibus in Matthaeum, p. 99. — Antiquitates nauticae ex itinere Paulli Romano, Act. XXVII et XXVIII. collect. 1767. — Die Disp. de philosophia Horatii stoica, welche unter Walch's Vorsitz 1764 gehalten worden, hat der Respondent Dan. Christian Pflugradt ausgearbeitet.

III. Kleinere besonders gedruckte Schriften.

Epistola, qua venerandum patrem, Io. Georg. *Walchium*, quum regimen academicum deponeret, gratulatione prosequitur, 1741. 4. — Commentatio de magistris veterum Romanorum, 1745. Ein Glückwünschungsschreiben an den nachherigen Director Frick, zu seiner Magisterpromotion. — Ein Lateinisches Glückwünschungsschreiben an Walch's Vater zu seinem Geburtstage. Gröningen 1747. — Christus carne necatus, spiritu ad vitam revocatus. Das Jenaische Osterprogramm vom J. 1751. — Panegyricus, Sereniss. Principi ac Domino, Dom. Friderico, provinciarum Gothanarum et Altenburgensium heredi, 1751. — Die zu diesem Panegyricus im Namen der Latein. Societät verfertigte Einladungsschrift. — Oratio de litterarum Graecarum studio ad consequendam Latinae linguae facultatem perutili, 1752. Die Rede, womit er die Stelle eines Directors der Lat. Gesellschaft übernahm. — Commentatio de Apostolorum litteris authenticis a Tertulliano commemoratis, 1753. Ein Glückwünschungsschreiben an seinen Bruder, den Consistorialrath Walch, zu seiner Abreise nach Göttingen. — Disciputi Emauntici. Das Jenaische Osterprog. vom J. 1754. — Antiquitates Herculanenses litterariae. Ein Programm, welches 1755 zuerst erschien. — Vota vicennalia Societatis Latinae, 1755. Eine in der Lat. Gesellschaft gehaltene Rede. — Comm. de philosophis veterum eristicis, 1755. — De veterum Graeciae sapientum itineribus litterariis, Diss. epistolica ad fratrem cariss. Car. Frid. *Walchium*, 1756. — Panegyricus, Ser. Carolo Augusto, Soc. Lat. protectori, dictus, 1764. — Die

zu dieser feyerlichen Handlung im Namen der Societät verfertigte Einladungsschrift. — Alle die Programme, welche Walch, Namens der Akademie, bey den Prorectoratswechseln, Leichenbegängnissen und andern Vorfällen, während der Zeit, daß er das Lehramt der Beredtsamkeit verwaltet, desgleichen zu den Reden, welche nach der Freyherrlich Lynkerischen Stiftung gehalten werden, verfertigt, und wovon nur ein Theil in Sammlungen, z. B. den Antiquitatibus medicis und symbolicis, desgleichen den Observatt. in Matthaeum, sich befindet.

IV. Schriften, die sich in andern Büchern befinden.

De antiqua cruce stationali aerea inaurata, Diss. epistolaris ad Hier. Guil. Conr. ab Eschenbach, in den Miscell. Lips. nov. Vol. IX. P. I. p. 60. — De Petro nudo commentatio, qua locus Io. XXI 7. illustratur. Ibid. P. IV. p. 351. — Historia sacrorum secularium Academiae Ienensis, in den Actis secularibus. — Von den natürlichen Ursachen der Verwüstung Sodoms und Gomorrhens, eine Vorrede zu Mosebach's Gedanken über die Salzsäule, Jena 1770. — Eine Vorrede zu C. C. Hoppe's Geraischen Flora. Ebend. 1774.

S. Leben und Character des Joh. Ernst Imman. Walch zu Jena. Weimar 1779. 8. Zuvor Harlesii Vitae Philologorum, Vol II. p 81. Baldinger's Biographie der Aerzte und Naturforscher, Bd. 1. St. 167. Meusel's gel. Teutschland, 3. Ausg. S. 1273.

Walch, Johann Georg, Doctor der Weltweisheit und Gottesgelahrtheit, der letztern erster ordentlicher Professor zu Jena, auch Herzoglich Sachsen-Weimar-Gotha-Meiningen- und Coburg-Saalfeldischer Kirchenrath, und Markgräflich Brandenburg-Onolzbachischer Consistorialrath, Vater der drey Vorhergehenden, von welchem wir eine ganze Schrift (Leben und Character desselben) mit den nöthigen Aenderungen, hier mittheilen, daß solche nicht, wie mehrere kleine Schriften der Art, im Verborgenen liege, oder gar mit der Zeit verloren gehe. Sie ist, wie wir es, der behaupteten Anonymität ungeachtet, mit Gewißheit sagen können, von seinem vortrefflichen Sohne, dem verdienstvollen Göttingischen Theologen. Obgleich Walch sich durch seine gemeinnützigen Arbeiten, durch die Menge gelehrter und berühmter Männer, die seinem mündlichen Unterricht, oder seinen Schriften einen Theil ihrer eigenen Verdienste zu verdanken gehabt, oder noch haben, und durch seine Rechtschaffenheit in seinem ganzen Leben sich ein so unvergeßliches und ruhmvolles Andenken gestiftet, daß eine eigene Lebensbeschreibung um desto überflüssiger zu seyn scheinen konnte, da schon in mehrern Büchern von seinem Leben und Schriften Nachricht zu finden *), so ist es doch eine

*) Von Joh. Georg Walch's Leben und Schriften stehen die uns bekannt gewordenen öffentlichen Anzeigen in Buddei Commentat. de conciliis Lateranensibus, rei Christianae noxiis, welche in dessen Miscell.

Pflicht, die man nicht allein seiner Familie, sondern auch Andern seiner Freunde schuldig ist, diese genauere Lebensbeschreibung abzufassen und an's Licht zu stellen. Der Verfasser macht es sich zum Gesetz, nicht allein Wahrheit zu schreiben, sondern auch zu suchen, diese Wahrheit für Andere nützlich und fruchtbar zu machen. Männer, die Gott gewürdigt, eine ganz ungewöhnlich lange Reihe von Jahren, und auf so manchfaltige Art in seinem Dienst zu gebrauchen, durch sie sehr viel Gutes zum Besten seiner Kirche zu stiften und einige tausend Menschen zu beglücken, und überdieß ihr ganzes Leben mit sichtbaren Fußstapfen seiner weisen Güte zu bezeichnen, verdienen gewiß, der Nachwelt näher bekannt zu werden, und eine solche Lebensbeschreibung muß natürlich Erfahrungen und Beyspiele enthalten, die Anderen zum Unterricht, zur Erweckung einer rechtmäßigen Nachahmung, und zur Aufrichtung dienen können. Da diese Absichten nicht leichter vereitelt werden können, als durch ohnehin unnöthige Lobsprüche auf der einen und durch Häufung kleiner, unerheblicher, in Absicht auf den Character des Christen, des Gelehrten, des Theologen, des Schriftstellers Nichts entscheidender Umstände und Begebenheiten, so wird man es sich angelegen seyn lassen, beyde Fehler sorgfältig zu vermeiden. Unsere Leser werden aber so billig seyn, in die letzte Classe diejenigen Nachrichten nicht zu setzen, die vielleicht ihnen gleichgültig, Anderen aber, wenigstens als Familiennachrichten, wichtig sind; und nach der Absicht einer solchen Lebensbeschreibung nicht übergangen werden dürfen.

Unser Walch ward zu Meiningen am 17. Juny 1693 geboren. Seine Aeltern waren Georg Walch, Herzogl. Sachsen-Meiningischer Generalsuperintendent und Beysitzer des hiesigen Consistoriums, und Erdmuth Margaretha, geborne Schmidt. Von seinen übrigen Vorfahren kennen wir nur seine Großältern väterlicher Seite, Tobias Walch, Inspector zu Lengsfeld, und Maria, geborne Lindenlaub; es sind aber Nachrichten vorhanden, daß sein Geschlecht aus Böhmen herstamme, und zu mehreren Hussitischen Familien gehöre, welche um der Religion willen ihr Vaterland verlassen und in Franken sich ausgebreitet haben. Mit Dank gegen Gott rühmte Walch die Treue, womit seine Aeltern die Erziehung und Bildung ihrer zahlreichen Kinder besorgt, und den Segen, mit dem diese Treue an ihm und besonders seinen vier Brüdern belohnt worden, und von dem die Mutter, die zu einem sehr hohen Alter gelangt ist, eine lange Reihe von Jahren zu ihrer Freude ein Augenzeuge gewesen. Der Vater war selbst ein Kenner der Wissenschaften: ermunterte seine

sacr. T. II. p. 376. und in Walch's Primitiis sacr. Ienens. p. 81. zu finden, in Götten's gelehrtem Europa, Th. II S. 665. und Th. III. S. 835. in Brucker's Bildersal lebender Schriftsteller Zeh. IV. Nr. 4. in Moser's Beytrag zu einem Lexico der jetztlebend. Theologen in Teutschland, S. 727. auch in der kleinen Schrift: Das im J. 1743 blühende Jena, S. 55. und in dem Zedlerischen Universallexicon, B. LI. S. 1108.

Söhne zu einem ununterbrochenen Fleiß, diese zu erlernen, und sorgte, diesen die rechte und zweckmäßige Richtung zu geben, und ihnen einen Unterricht zu verschaffen, der eines Jeden Fähigkeit und zukünftiger Bestimmung angemessen war. Diesen Unterricht erhielt unser Walch in den öffentlichen Schulanstalten seiner Vaterstadt, welche damahls unter der besondern Aufsicht seines Vaters standen, und dieser grossentheils zu danken hatten, daß sie sich durch Geschicklichkeit und Treue ihrer Lehrer auszeichneten. Die ersten Grundsätze der Religion und anderer Schulkenntnisse lehrten Johann Friedrich Werner und Philipp Nagel; doch erwarb sich der damahlige Rector, Johann Friedrich Krebs, die meisten Verdienste um diesen fähigen, muntern und wißbegierigen Lehrling. Dieser Mann hatte in der Schule des Christoph Cellarius nicht allein selbst eine ausgebreitete Kenntniß der Lateinischen und Griechischen Sprache und anderer Theile der alten Litteratur erlangt, sondern besaß auch eine vorzügliche Fertigkeit, Andere darin so zu unterrichten, daß sie solche gar bald zur Lieblingswissenschaft sich machten, und der Fleiß, den sie darauf wandten, mehr das Werk ihres eigenen Geschmacks, als der Schulpflicht wurde. Hier wurde der Grund zu einem sehr wichtigen Theil des gelehrten Characters unseres Walch's gelegt, den er bis an sein Ende behalten, und zugleich durch kleine Umstände eine Reihe von Veränderungen angefangen, welche auf sein ganzes Leben einen Einfluß gehabt. Krebs war der Mann, der eine ausserordentliche Neigung zur Latinität und anderen humanistischen Studien in ihm erweckte, der ihm seine eigene und wohlgegründete Hochachtung gegen Cellarius und dessen Schriften mittheilte, und zugleich die so nöthige Begierde, gute Bücher, die Schriftsteller des alten Griechenlandes und Roms, die verschiedenen Ausgaben ihrer Werke, die neuern Humanisten, die Bearbeiter der Alterthümer, der alten Geographie und Geschichte, kennen zu lernen, zuerst in ihn pflanzte und durch seinen kleinen, aber auserlesenen Büchervorrath, so weit es geschehen konnte, unterhielt. Verehrung des Cellarius, die so natürlich die Nachahmung desselben nach sich zog, Liebe zur alten Litteratur, Geschmack an einer regelmäßigen und reinen Fertigkeit, Lateinisch zu reden und zu schreiben, Wohlgefallen an Classikern und Bücherkenntniß, dieses sind wesentliche Züge in Walch's gelehrtem Character, und eben diese, wie die Folge lehren wird, enthalten den wahren, obgleich entfernten Grund seines äusserlichen Glücks, das ihm Gott in dieser Welt zugetheilt hatte. Mit wie vielem Fleiß und glücklichem Fortgang er diese Wissenschaften erlernt, kann man daraus abnehmen, daß er, noch ehe er das 17. Jahr völlig geendigt hatte, für tüchtig geachtet wurde, sich auf eine Universität zu begeben.

Seine Neigung zu den schönen Wissenschaften lenkte sehr natürlich die Wahl auf Leipzig, wo er mit Recht vorzügliche Gelegenheit anzutreffen hoffte, seine Kenntnisse in denselben zu erweitern. Er kam daselbst im J. 1710 an, und erhielt am 11.

Februar von dem damahligen Rector, August Quirin Rivinus, das akademische Bürgerrecht. Seine eigentliche Bestimmung war, sich der Gottesgelahrtheit zu widmen, und sein Vorsatz, diese recht gründlich zu treiben. In dieser Absicht wendete er die erste Zeit seines akademischen Lebens auf die Vorbereitungswissenschaften, deren gänzliche Versäumung, oder doch Vernachlässigung schon oft Ursache gewesen, daß glückliche Genies mittelmäßige Theologen geworden sind. Er vermied dabey noch einen anderen Fehler, der ebenfalls Anderen nachtheilig geworden, die einer Gattung derselben, es sey nun Philosophie, oder Philologie, einen so parteyischen Vorzug geben, daß sie die anderen zu ihrem Schaden verachten. Vielmehr verband er, so lange er selbst Lehrling war, Griechische und Lateinische Litteratur, Kenntniß Morgenländischer Sprachen, und Philosophie. Seine Lehrer waren Ludwig Christian Crell in der Lateinischen, und Christian Friedrich Börner in der Griechischen Philologie. Der Letztere erklärte die besten Schriftsteller und übte seine Zuhörer, indem er sie selbst erklären ließ, um die Schönheiten und das Eigene eines Jeden, mithin auch die Verschiedenheiten unter ihnen zu finden, ohne Weitläuftigkeit des Grammatikers: eine Lehrart, die sich durch Erfahrung der Vortheile, die sie stiften mußte, am Besten empfahl. In der Philosophie bediente er sich des Unterrichts zweyer sehr verschieden denkender Lehrer. Gottfried Polycarp Müller war der sogenannten Partey der neuern Eclectiker zugethan, und erklärte des Buddeus Lehrbücher. Hingegen wagte Andreas Rüdiger, neue Wege zu betreten. Mit diesem Letztern unterhielt Walch einen vertrauten Umgang, und dieser veranlaßte, daß er in seinen jüngern Jahren die Philosophie mit grossem Fleiß bearbeitete, und noch während seines Aufenthalts zu Leipzig den Entwurf zu einem philosophischen Wörterbuche machte, den er erst nachher zu Jena mit ausnehmendem Beyfall seiner Zeit ausführte. Aus diesem und seinen anderen philosophischen Schriften wird man bemerken, daß die Achtung und Liebe gegen seinen Freund ihn nie verleitet, ein sklavischer Nachbeter zu werden. In der Logik gab er ihm den meisten Beyfall und hielt dessen grösseres Werk auch noch im Alter für eines der besten Bücher, in denen diese Wissenschaft vorgetragen worden; hingegen entfernte er sich von ihm merklich in der Metaphysik, noch mehr in der Physik; rühmte aber seine Einsichten in die Moral, ohne sie zu billigen.

Die Morgenländischen Sprachen lehrte damahls ein Magister, Starke, mit vielem Beyfall. Vier ganzer Jahre besuchte Walch dessen Lehrstunden, in denen nicht allein alle Bücher des alten Testaments cursorisch erklärt, sondern auch die Chaldäische und Syrische Sprache vorgetragen und selbst das Rabbinische damit verbunden wurden. Die Vortheile, welche das eigene Lesen Jüdischer Schriftausleger auf mancherley Art versprechen, schätzte Walch so hoch, daß er sich von einem zur christlichen Religion getretenen Jüdischen Lehrer, Heilbrunner, noch beson-

ders unterrichten ließ, und es nachher für eine sehr nützliche Beschäfftigung eines zukünftigen Theologen hielt, Rabbinen zu lesen. Unter diesen und andern Arbeiten, von denen wir nachher reden werden, kam er mit Johann Burchard Menke in eine nähere Bekanntschaft, die bald bis zur vertrauten, und, so lange dieser lebte, nie unterbrochenen Freundschaft stieg. Diese muß zu den merkwürdigen Begebenheiten gerechnet werden, da sie für unseren Walch eine ganze Reihe angenehmer Folgen gehabt. Voll Neigung zur Gelehrtengeschichte und Bücherkenntniß konnte er darin keinen bessern Lehrer finden, als Menke'n. Dieser unterhielt und vermehrte sie nicht allein durch öffentlichen Unterricht, den er ihm auch in der bürgerlichen Geschichte ertheilte, sondern auch durch Unterredungen im freundschaftlichen Umgang, und da er ihn unter die Bewohner seines Hauses aufnahm, verstattete er ihm den freyen Gebrauch seiner immer zahlreichen, in der Litterarhistorie am Reichsten versehenen Bibliothek, deren Kostbarkeit und Werth durch das gedruckte Verzeichniß jedem Kenner solcher Schriften bekannt seyn muß. Ueberdieß verband Menke ihn mit der Gesellschaft der gelehrten Männer, die unter seiner Aufsicht an verschiedenen periodischen Schriften arbeiteten, in denen aus den neuen Büchern Auszüge gemacht und sie beurtheilt wurden, welches ihm neue Gelegenheit verschaffte, litterarische Kenntnisse zu erweitern und zu berichtigen. Denn in den damahligen Zeiten glaubte man mit Recht, ohne gelehrte Historie und Bücherkenntniß lasse sich keine Tüchtigkeit zu dieser Arbeit denken. Mit solchem Fleiß trieb Walch die Wissenschaften, welche er doch nur selbst als Vorbereitungs- und Hülfswissenschaften ansah, diejenigen gründlich zu lernen, denen er eigentlich bestimmt war, zu deren Lehrer die Vorsehung ihn selbst bestimmt hatte. Unter den damahligen Theologen zu Leipzig erwählte er den Gottfried Olearius zu seinem vornehmsten Lehrer in allen Theilen der Gottesgelahrtheit. Es ist bekannt genug, wie groß die Stärke dieses Mannes in der Litteratur gewesen, und aus der bisher genug bemerkten Denkungsart und Geschmack unseres Walch's lassen sich die Gründe seiner Hochachtung gegen ihn abnehmen: man wird aber auch die Wirkungen dieser Hochachtung in Walch's theologischem Character bemerken; nur müssen wir hinzusetzen, daß an derselben des Mannes Gottesfurcht, Bescheidenheit, Abneigung von Streitigkeiten eben so viel Antheil hatte, als seine Gründlichkeit und ausgebreiteten Kenntnisse. Er genoß auch Adam Rechenberg's Unterricht; doch war ihm der freundschaftliche Umgang mit diesem würdigen Greise noch lehrreicher und vortheilhafter. Dieser Mann besaß besonders eine ausgebreitete Wissenschaft der Religionsstreitigkeiten unserer Theologen, die das Ende des 17. und den Anfang des 18. Jahrh. in der Geschichte unserer Kirche so sehr auszeichnen; er mußte sie besitzen, da er vom ersten Anfang ein Augenzeuge gewesen und nicht ohne Theilnehmung geblieben. Beydes für die Geschichte und für die Bestimmung und Beurtheilung der Streit-

fragen mußten die Erzählungen und Urtheile eines solchen Mannes einem angehenden Theologen wichtig und schätzbar seyn, und Walch machte sich diese Gelegenheit mit Treue zu Nutzen, ohne zu wissen, daß er dadurch zu einem sehr wichtigen Theil seiner nachherigen gelehrten Arbeiten vorbereitet werde. Urban Gottfried Siber unterrichtete ihn in der Kirchenhistorie und Johann Friedrich Olearius im Kirchenrecht. Und so war keine Gattung von Wissenschaften, die einem Theologen nöthig und nützlich sind, die Walch seiner Aufmerksamkeit und seines Fleißes nicht würdig geachtet hätte; wie vortheilhaft ihm aber dieser ausgebreitete Fleiß gewesen, ihn selbst zum akademischen Lehramt und zwar in der Theologie tüchtig zu machen, davon zeugt die Erfahrung.

Bis hierher haben wir nur die Geschäffte Walch's erzählt, die er zu Leipzig als Lehrling verrichtet. Bey allen guten Naturgaben und erlangten Fertigkeiten, die ihn vielleicht vor vielen Anderen in Stand gesetzt hätten, des mündlichen Unterrichts Anderer zu entbehren, schätzte er doch die Gelegenheit, diesen zu genießen, zu hoch, als daß er diese nicht mit aller Treue hätte brauchen sollen. Er kannte die guten und schlimmen Seiten der zweyfach mühseligen Bemühungen derer, die allein durch Lesen sich selbst unterrichten wollen, und bemerkte richtig, daß die letzteren Niemand nachtheiliger sind, als einem zukünftigen Lehrer. Hingegen war er auch von dem gegenseitigen und nur zu gemeinen Vorurtheil frey, daß ein fleißiges und gehäuftes Besuchen der Lehrstunden hinreichend sey, zu einer gründlichen und brauchbaren Gelehrsamkeit zu gelangen. Daher verband er mit dem mündlichen Unterricht seiner Lehrer auch den stillen Unterricht, den wir aus dem Lesen gelehrter Schriften erlangen. Dieser Fleiß erhielt dadurch eine rechte Ermunterung und Richtung, daß er frühzeitig Gelegenheit fand, sich mit Ausfertigung und Herausgebung von Schriften und denn mit Unterricht Anderer zu beschäfftigen, und sein Beyspiel bestätigt die sehr richtige Anmerkung, es sey ein wahres Glück für einen jungen Gelehrten, bald zu gewissen bestimmten Geschäfften gebraucht zu werden, zumahl zu solchen Geschäfften, die so natürlich ein beständiges Wachsthum der erlangten Kenntnisse nach sich ziehen, und uns mit Anderen in nähere Verbindung setzen. Früh wurde er ein Schriftsteller. Noch nicht 19 Jahre alt machte er den Anfang mit Sammlung der kleinen Schriften des von ihm so hochgeschätzten Cellarius, die dieser zu Halle auf dem Katheder vertheidigt hatte. Der so gegründete Ruhm dieses Mannes, die Manchfaltigkeit und Gründlichkeit der hier gelieferten Untersuchungen und der meisterhafte Vortrag derselben in der Lateinischen Sprache verschaffte dieser Sammlung den Beyfall der Kenner, dem Herausgeber aber ihren Dank und legte den ersten Grund zu seinem Ruhm. Dadurch aufgemuntert fuhr dieser fort, noch zwey Sammlungen von kleinen Schriften eben dieses Mannes zu veranstalten, die eben nicht wegen ihres Inhalts, aber wegen

des schönen Styls dieses verdienten. Nachdem er im J. 1713 von Johann Burchard Menke die Magisterwürde erhalten, vertheidigte er einige Streitschriften, welche die alte Geschichte aufklärten, oder in die schöne Litteratur einschlugen: besorgte Ausgaben älterer Schriftsteller, vorzüglich des Lactanz, und schrieb die critische Geschichte der Lateinischen Sprache, welche ihm nicht allein in Teutschland, sondern auch in anderen Ländern vielen Ruhm verschaffte und durch den zu Venedig veranstalteten Nachdruck selbst in Portugal die Ehre erhielt, unter die in die dasigen Schulen eingeführten Lehrbücher gesetzt zu werden. Mit diesen Arbeiten waren denn die Lehrstunden verbunden, in denen er nicht allein die Philologie, sondern auch die Philosophie vortrug, und sich dadurch zum akademischen Lehramt bildete, welchem er sich zu widmen, die stärkste Neigung hatte. Mit dieser Neigung stimmte der Rathschluß Gottes überein, nicht aber mit dem Wunsche, daß er ein solches Amt zu Leipzig erhalten möchte. Bey dem nützlichen Fleiß, den er bisher erwiesen, konnte es wohl nicht fehlen, anderer gelehrten Männer Achtung und Liebe zu erlangen. Zu Leipzig genoß er des Umganges mit den gelehrtesten Männern, und durch seine Schriften kam er mit Auswärtigen in einen weitläuftigen Briefwechsel, unter denen Männer von grossen Verdiensten ihn mit Zeugnissen ihres Wohlwollens beehrten. Diese Achtung erwarb er sich aber nicht allein durch seine Gelehrsamkeit, sondern auch durch die Rechtschaffenheit seines Characters, die selbst in seinen gelehrten Arbeiten sichtbar war. Sorgfältig hütete er sich vor den gelehrten Jugendsünden, die so oft jungen Gelehrten zum Verderben gereichen, Andere zu beleidigen, von sich und seinen Verdiensten erhaben zu denken, in Journalen (denn er hatte an mehreren Schriften dieser Art Antheil) die Ehre seines Nächsten zu kränken; oder mit bitterer Schadenfreude ihm einige unruhige Stunden zu machen, durch Widerspruch gegen würdige Männer sich ein elendes Ansehen zu verschaffen; mit Anderen nicht gelehrte Streitigkeiten, sondern besser, die Wissenschaften beschimpfende Zänkereyen zu führen: vor diesen Sünden bewahrte ihn sein Gott fürchtendes Herz, welches er auch im Alter als eine Wohlthat erkannte. Daher wurde er auch nur ein einzig Mahl in einen gelehrten Streit verwickelt, und zwar mit Bünemann, der auf beyden Theilen mit Bescheidenheit geführt und sehr bald geendigt wurde, und zur wechselsweisen Hochachtung, welche Beyde noch in ihrem Alter öffentlich gegen einander bezeigt, Vieles beygetragen hat. Im J. 1717 erhielt **Walch** den Ruf nach Jena. Unter den Mängeln der dasigen Universität, welche eine eigene von den Fürstlichen Erhaltern dazu abgeordnete Commission entdeckte und ihnen abzuhelfen suchte, war auch dieser, daß die Humanioren, die Griechische und Römische Litteratur, mit zu wenig Eifer getrieben wurden; und man glaubte, das beste Mittel wider dieses wahre Uebel für eine Universität würde seyn, einen Gelehrten dahin zu ziehen, der durch sein wegen eigener Kenntniß erlangtes Ansehen die

Achtung und Liebe der Studierenden gegen diese Wissenschaften wieder erwecken, und durch seinen Unterricht sie selbst und den guten Geschmack in denselben verbreiten könnte. Die Wahl fiel auf Walch: man bot ihm eine ausserordentliche Profession, und zwar der Alterthümer und Philologie, an, die vorher ungewöhnlich war, in der Hoffnung, daß selbst die Neuheit des Titels diesem alten Theil der Gelehrsamkeit zur Empfehlung dienen würde. Walch ließ sich weder durch die guten Aussichten, die ihm auch in Leipzig nicht fehlten, noch durch den Umstand, daß ihm ein Amt ohne Besoldung, ja ohne Wahrscheinlichkeit, diese bald zu erhalten, angetragen wurde, an der Annahme des an ihn gelangten Rufs, den er als einen göttlichen erkannte, hindern; und es folgten ihm reichliche Belohnungen dieser Unterwerfung. Mit Demuth pries er noch als Greis die weise Güte Gottes, die sich durch diese Veränderung an ihm offenbarte, und wer gewohnt ist, die göttliche Weisheit in den Veränderungen einzelner Personen, die oft darin verborgene Verknüpfung der Umstände zur Ausführung nicht einmahl vermutheter Absichten und dann die herrliche Ausführung der verborgenen göttlichen Rathschlüsse aufzusuchen, der wird selbst erkennen, wie gegründet dieses Urtheil und wie billig dieser Dank gewesen. Diese Veränderung fieng die wichtigste Periode seines Lebens an: sie setzte ihn in neue Verbindungen: sie gab seinem gelehrten Leben, seiner Brauchbarkeit für die Welt, neue Richtung: sie öffnete neue Wege zu tausend auch irdischen Glückseligkeiten, die er genossen, welches ohne sie entweder gar nicht, oder doch nicht so erfolgt wäre.

Walch kam zu Jena im Anfange des J. 1718 an. Er fieng das Amt, das er feyerlich übernommen hatte, mit Treue und Beyfall zu verwalten an. Seiner eigentlichen Bestimmung nach, lehrte er die Lateinische und Griechische Philologie, verband aber gar bald damit den Unterricht über die Litteratur überhaupt, nach einem Entwurf, den er ohne seinen Namen zu nennen drucken ließ, und in allen Theilen der Philosophie. Seine Lehrstunden in den letztern wurden vorzüglich stark besucht: sie zeichneten sich durch die Anmerkungen aus der philosophischen Historie und Empfehlung der besten Schriftsteller aus, und waren so, wie die philologischen, ihm selbst eine nützliche Vorbereitung zum theologischen Lehramt. Die Liebe seiner Zuhörer und die Achtung, welche ihm ältere Professoren und unter diesen sehr würdige und verdienstvolle Männer erwiesen, trugen schon Viel zu der Zufriedenheit bey, die er genoß. Er erhielt aber auch durch die Gnade der Fürsten andere Belohnungen seines Fleißes und Ermunterungen, in demselben fortzufahren, da ihm im J. 1719 das ordentliche Lehramt der Beredtsamkeit und im J. 1721 der Dichtkunst übertragen wurde. Die zumahl in den damahligen Zeiten gehäuften Nebengeschäffte, die mit dem ersten verknüpft sind, die Ausfertigungen kleiner Schriften, öffentlicher Anschläge, auch feyerlicher Reden, vermehrten die Last, die seine übrigen Arbeiten

ihm zuzogen, und das bis zum sehr schädlichen Einfluß in seine Gesundheit; sie wurden aber alle von ihm mit Treue verrichtet und zugleich genützt, nützliche Kenntnisse, Beobachtungen und Anmerkungen bekannt zu machen. Und dieses war nicht genug. Zu gleicher Zeit arbeitete er an einigen grösseren und noch dazu am Inhalt ganz verschiedenen Werken, unter denen das philosophische Lexicon das größte, aber auch das mühseligste war, das er glücklich ausführte. Diese Last ist ihm durch den Beyfall, den dieses erhalten, und das zu einer Zeit, da die philosophische Welt in einer allgemeinen Gährung, mithin auch ein nur eingeschränkter Beyfall, der nicht aus Parteygeist floß, sehr schwer zu erhalten war, und durch den Dank, der ihm dafür abgestattet wurde, belohnt worden. Der unter den meisten akademischen Philosophen damahls so gewöhnliche Mangel an historischen Kenntnissen gereichte dem Reichthum derselben in diesem Buche zur sichtbaren Empfehlung; doch war auch die Vollständigkeit und die Bescheidenheit, womit Andersdenkender Meynungen angezeigt und beurtheilt worden, eine fruchtbare Quelle des Beyfalls für dieses Buch, selbst unter Männern, die sonst mit Eifer den Lehrbegriff ihrer Partey vertheidigten. Es schien nur Gerechtigkeit zu seyn, die man ihm wiederfahren ließ, den Widerspruch eines Mannes zu vertragen, der in einem ganz anderen Ton widersprochen, als man bisher in den philosophischen Kriegen gewohnt war.

Mitten unter diesen Geschäfften gefiel es der Vorsehung, ihn seiner wahren Bestimmung näher zu bringen und daß er diese erreichen konnte, auch äusserlich in dazu vortheilhafte Umstände zu versetzen. Wie treu er sich in den theologischen Wissenschaften zu Leipzig geübt, ist schon bemerkt worden: die philologischen und philosophischen Studien und Lehrstunden, da er stets gewohnt war, bey seinem Vortrag ihren grossen Einfluß auf die Theologie zu bemerken, aufzuklären und zu empfehlen, besonders da wohl immer der größte Theil seiner Zuhörer dem gottesdienstlichen Lehramt gewidmet war, hatten bey diesem die Erwartung eines gründlichen Unterrichts in der Theologie erweckt. Dazu kam denn die nähere Verbindung, in welche er bald nach seiner Ankunft mit dem in mehr als Einer Rücksicht vortrefflichen Buddeus gesetzt wurde. Buddeus wurde durch den freundschaftlichen, vertrauten und beständigen Umgang nicht allein sein Rathgeber, sondern ermunterte ihn auch, sich dem Unterricht in der Theologie zu widmen. Zwischen Beyden fand sich, bey aller anderweitigen Verschiedenheit des Temperaments, eine sehr grosse Uebereinstimmung der Denkungsart in Absicht auf die Theologie, auf einzelne Lehrsätze, und auf die Art, theologische Gelehrsamkeit zu befördern, zu erweitern und zu berichtigen. Dieses ist aus Vergleichung ihrer Schriften klar: man kann es aber auch aus der Art zu studieren, die Beyde in ihren jüngern Jahren getrieben, vorher erwarten. Den Anfang, sich mit theologischen Arbeiten zu beschäfftigen, machte Walch durch den Auszug

aus der grössern Dogmatik des Buddeus, und der Ausarbeitung eines Lehrbuches der historischen Polemik, welches nachher der erste Theil seiner weitläuftigen Geschichte der Religionsstreitigkeiten geworden ist. Im J. 1724 erhielt er das Amt eines ausserordentlichen Professors der Theologie, im J. 1726 die Doctorwürde, und im J. 1728 eine ordentliche Profession und damit verbundene dritte Stelle in der theologischen Facultät, die er im J. 1730 mit der zweyten und diese im J. 1750 mit der ersten verwechselte. Dieses theologische Lehramt verwaltete er durch eine so lange Reihe von Jahren mit ausnehmendem Fleiß und Treue. Nicht allein seine öffentlichen, sondern auch seine gelehrten Arbeiten waren bloß der Religion, der Theologie und der Kirche gewidmet, und wenn man einige neue Ausgaben vorher an's Licht gestellter Bücher, die Verbesserungen oder Ergänzungen forderten, ausnimmt, wird man keine von seinen häufigen Schriften finden, die nicht diesem Zweck angemessen wäre, ob es ihm gleich nicht an Gelegenheit gefehlt haben würde, seinen Fleiß auf Dinge zu wenden, die vielleicht ihm mehr Ruhm geschafft hätten, in der That aber Vernachlässigung seines Amts gewesen wären. Bey der ungemein grossen Anzahl von Schriften, die zum Theil ihm viele Zeit und Mühe kosteten, vergaß er doch nie, daß nicht ihre Ausarbeitung, sondern der Unterricht der angehenden Theologen der Hauptzweck seines Amts sey. Die Anzahl derselben, die sich auf der Jenaischen Universität zum Dienst der Kirche zubereiten ließen, war in den meisten Jahren seines Lehramts sehr groß, und von diesen werden wohl Wenige gewesen seyn, die nicht, wo nicht in allen, doch in den meisten Theilen der Theologie von ihm unterrichtet zu seyn wünschten. Gewöhnlich hatte er drey Stunden des Tages dazu bestimmt, bis ihn das Alter nöthigte, nach und nach ihre Zahl zu vermindern. Die eigentliche Bestimmung seiner Zuhörer, wenigstens des größten Theils derselben, und die Verschiedenheit der Fähigkeiten eines vermischten Haufens waren die vornehmsten Regeln seines Vortrags. Er lehrte die Dogmatik, die Moral, die Polemik, die Symbolik, die Kirchenhistorie des neuen Testaments am Häufigsten, zuweilen aber auch die theologische Bücherkenntniß, die Kirchenhistorie des alten Testaments, die Katechetik, und die historische und critische Kenntniß der biblischen Bücher. Alle die Vorlesungen hielt er in einer solchen Ordnung, daß wenigstens die ersten in einem Zeitlauf von drey Jahren vorgetragen wurden. Wenn eine Gesellschaft von geübten jungen Leuten Prüfungsübungen verlangten, so übernahm er auch diese Mühe, aus Ueberzeugung, daß diese einen grossen Nutzen stiften. Sein Vortrag empfahl sich durch Ordnung, Deutlichkeit und Popularität, mit Vermeidung alles dessen, was nicht gerade zum Zweck gehörte, selbst solcher Ausschweifungen, die an sich sehr gut seyn können, aber nur dem, was nach dem Zweck jetzt wirklich besser ist, die Zeit rauben. Man kann leicht erwarten, daß ein Mann, der wenigstens vierzig Jahre diese Wissenschaften

elehrt, eine solche Fertigkeit müsse besessen haben, daß es ihm
icht fallen können, auch ohne Vorbereitung, einen Vortrag zu
hun; allein dieses hat er nie gethan, weil er es für Untreue
ielt, wenn es hätte können vermieden werden. Er glaubte,
aß dieser und der andere Fehler, in den akademische Lehrer oft
allen und dadurch ihre Brauchbarkeit vermindern, indem sie ihre
Wissenschaft lange ohne alle Veränderungen vortragen und daher
uch oft auf neuere Entdeckungen, Beobachtungen, oder die sehr
bwechselnden Bedürfnisse der Zeit, die in einer Periode von
wanzig Jahren gar sehr verschieden seyn können, keine Rücksicht
ehmen, daß diese Fehler am Leichtesten und Sichersten von ihm
ermieden werden würden, wenn er von Zeit zu Zeit die ganze
üssere Einrichtung und Gestalt seiner Vorlesungen änderte.
Man wird daher bemerken, daß er mit Abfassung eigener Lehr-
ücher nicht den Anfang, die Theologie zu lehren, gemacht; son-
ern sich erst in seinen ältern Jahren dazu entschlossen, da er
erade für heilsam fand, seinen bisherigen Vorträgen eine andere
Gestalt zu geben. Noch einer besondern Art von Vorlesungen
müssen wir hier gedenken. Dieses waren die ascetischen Stunden,
ie er sehr lange des Sonnabends gehalten und zunächst dem
ähern Unterricht und Erweckung seiner Zuhörer zur Ausübung
wahrer Gottseligkeit bestimmt hat. Da diese Vorträge so einge-
ichtet waren, daß biblische Bücher des neuen Testaments zum
Grund gelegt wurden, so waren sie zugleich exegetisch, in so weit
ieses nöthig war, die practische Wahrheit, die eigentlich abge-
andelt werden sollte, als hermenevtische Wahrheit in's Licht zu
etzen. Durch diese Methode suchte er zugleich seine Zuhörer in
Ansehung ihres zukünftigen Lehramts vor zwey Abwegen zu ver-
wahren; vor dem, wenn practische Vorträge ohne Erweis, daß
as, was man lehrt, wirklich Gottes Wort sey, gehalten oder
olche Wahrheiten ganz willkührlich in biblische Stellen erst hin-
ingetragen werden, und vor dem, wenn bey weitläuftiger und
elehrter Erklärung der Schrift gleichsam vergessen wird, daß sie
uch uns zur Lehre, zur Besserung, zur Warnung geschrieben
ey. Der Nutzen, den er durch diese Arbeit zu stiften mit Recht
offe und auch aus Erfahrung des Segens an Anderen kannte,
achte sie ihm sehr schätzbar. Sein theologisches Lehramt rief
hn nicht allein auf den Katheder, sondern auch auf die Kanzel.
Er predigte sehr gern, und das aus Ueberzeugung, daß er da-
urch mit dem reichen Maß von Erkenntniß und Erfahrung, das
Gott ihm geschenkt, mehreren Menschen dienen und wahres
hristenthum mehr ausbreiten könnte, als durch seine übrigen
rbeiten. Er predigte daher auch oft, und öfter, als es seine
Pflicht im strengsten Verstand forderte, und die Hindernisse muß-
n sehr wichtig seyn, wenn er sich die Erlaubniß gab, seine
Stelle einem Anderen zu überlassen. Zu einem jeden Kanzelvor-
ag bereitete er sich mit grossem Ernst. Sein Grundsatz war,
iß die Predigten alle, auch die einfältigsten Glieder der Gemeine
nterrichten und durch Unterricht erbauen, oder besser, zur Aus-

übung ihrer Pflichten anweisen und ermuntern sollen. Den guten Grund des Unterrichts setzte er in eine faßliche, aber daben richtige Erklärung seines Textes, die er für so wesentlich hielt, daß Anderer Predigten, bey denen diese versäumt wurde, nie seinen Beyfall erhielten; keine aber weniger, als die, bey denen die Vorlesung einer Schriftstelle dadurch sich in eine leere und nur als Mode zu beobachtende Ceremonie zu verwandeln schien, daß jene, nach geschehener Vorlesung, in der ganzen Predigt nicht mehr vorkam. Aus dieser Ursache war er in der Wahl seiner Texte, wenn sie seiner Freyheit überlassen war, oder er sich durch ganze Reihen von Predigten über ganze biblische Bücher nicht selbst ein Gesetz gegeben hatte, überaus vorsichtig und streng, daß sie dem vorgesetzten Zweck, hingegen im andern Fall, wenn er über einen gewissen Text predigen mußte, eben so streng in der Wahl der vorzutragenden Wahrheiten, daß sie eben so dem wahren Inhalt seiner Schriftstelle angemessen seyn möchte. Von der Nothwendigkeit der unzertrennlichen Verbindung der Glaubenslehre und der Sittenlehre war er so überzeugt, daß dieses eine Hauptregel war, die er bey allen Predigten beobachtete, sie niemahls zu trennen. Niemahls behandelte er eine Glaubenslehre, ohne ihren Einfluß auf das thätige Christenthum zu erklären und nachdrücklich zu empfehlen, und niemahls redete er von einer Pflicht der Christen, ohne, sollte es auch nach den Umständen kurz gewesen seyn, seinen Zuhörern zu sagen, daß ihre rechte und gottgefällige Ausübung allein durch wahre Buße und Glauben an Christum, den Gekreuzigten, möglich sey. Von bloß moralischen Predigten war er kein Freund; er äusserte oft seine Besorgniß, daß diese das Evangelium von Christo verdrängen, und wenn dieses den inneren Grund des wahren Christenthums nicht mehr legen sollte, alsdann der Naturalismus mit biblischen Worten übrig bleiben dürfte. Er drang auf das Ganze des Christenthums und bezeugte, daß nicht der Schein der Gottseligkeit, sondern die Kraft derselben solches ausmache. Gesuchten Schmuck des Ausdrucks und der Rednerkünste billigte er niemahls, weil er wußte, daß diese der Faßlichkeit schädlich seyn können, für die er am Meisten besorgt war. Es war ihm sehr gewöhnlich, seinen Freunden das Einfältigpredigen zu empfehlen, und zu sagen, daß er diese Eigenschaft seinen Predigten zu verschaffen suche. Man kann leicht denken, daß er darunter weder einen an Sachen leeren, noch ohne Zusammenhang, ohne Ordnung, oder wohl gar ohne Gründlichkeit abgefaßten, noch durch niedrige und unedle Ausdrücke verunstalteten Vortrag verstanden habe. Von diesem allen beweisen seine gedruckten Predigten gerade das Gegentheil. Er nannte das Einfalt, wenn man die süßen Lehren des Evangeliums gerade so, wie sie in der Bibel stehen, in einem solchen Ausdruck seinen Zuhörern vorträgt, daß sie auch von Ungelehrten und Ungeübten richtig verstanden werden, und daher die Wirkungen einer solchen Predigt, es sey nun Rührung, oder Ueberzeugung, nicht von der Kunst des Redners,

n von der Kraft der göttlichen Wahrheit hergeleitet werden
. So suchte und erreichte er auch die Erbauung, als den
Zweck seines Predigens. Man hörte ihn gern, mit vieler
rksamkeit und mit Beyfall, weil man fühlte, daß seine
stets mit seinem Herzen übereinstimmten und er gerade
weniger verlangte, denn als Redner bewundert zu wer-
In eine heftige Bewegung kam er selten auf der Kanzel;
es aber geschah, wie in einigen Casualreden, dann machten
seine Worte einen tiefen Eindruck, der unauslöschlich war.
Mit diesen Geschäfften, die er als Lehrer verrichtete, wur-
on ihm diejenigen verbunden, welche nach den Verfassun-
nserer Universitäten, und der Jenaischen in's Besondere,
en Professoren übernommen werden müssen. Sie gehören
Pflichten, die ihnen als Gliedern solcher gelehrten Gesell-
n vorgeschrieben sind, und von ihrer treuen Erfüllung hän-
icht allein sehr oft das Wohl und die Ruhe der Gesellschaft
ondern auch für Andere nützliche Folgen. Walch war
sein Amt schon ein Mitglied des akademischen Senats;
urch das Vertrauen seiner Oberen des engeren Ausschusses,
mahls aus beständigen Beysitzern bestand. Da er dadurch
en öffentlichen Geschäfften der Universität, die noch dazu
zahlreich und manchfaltig zu seyn pflegen, Antheil nahm,
b ihm dieses Gelegenheit, mit einem warmen Eifer des
ten für das Wohl, für die Ehre und Ruhe einer Gesell-
zu sorgen, welcher er wegen ihrer Verdienste um die reine
der evangelischen Kirche und um die Wissenschaften eine
htige Hochachtung und, wegen des so vielen Guten, das
ie göttliche Regierung durch seine eigene Verbindung mit
den zufließen lassen, eine zärtliche, dankbare Liebe gewidmet
Diese Redlichkeit seiner Gesinnung, die damit verbun-
Grundsätze der Gerechtigkeit und Billigkeit, und aus ei-
o vieljährigen Erfahrung entstehende Klugheit, empfohlen
Rathschläge, seine Meynungen und Stimmen. Aus eben
Quelle floß die Bereitwilligkeit, womit er die Last des
ctorats übernahm, sobald ihn die Gesetze dazu aufforder-
sie thaten es aber so oft, daß in der mehr, als 200jähri-
Geschichte der Jenaischen Universität sich noch kein Beyspiel
Lehrers fand, der, wie er, dieses Amt eilfmahl geführt
Es gehörte mit zu seinem Character, die einmahl durch
e bestimmten Verfassungen einer solchen Gesellschaft streng
obachten, ihre Aufrechthaltung mit Eifer zu unterstützen,
sich nie zum Beyspiel neuer Ausnahmen zu machen. Er
ltete aber alsdann sein Amt mit Treue, mit unparteyischer
htigkeitsliebe, mit Muth, der öfters nöthig war, eben so
Menschenfurcht, als ohne Menschengefälligkeit, nicht als
rscher, sondern als Vater der ihm anvertrauten Jünglinge.
dieses schaffte ihm in manchen Fällen grosse Erleichterung
Ehrerbietung und Liebe, welche die Letzteren ihm erwiesen.
öfter mußte er das Amt des Dechants der theologischen

Facultät übernehmen; und auch dieses that er dann willig und mit Treue. Hier schliessen wir die Nachricht von Walch's öffentlichen Arbeiten, dazu ihn sein Lehramt verpflichtete, nur noch mit der allgemeinen Bemerkung, daß er diese allen seinen übrigen Geschäfften unverbrüchlich vorzog und sich durch keine Betrachtung, die etwa von anderen mehr Ehre, oder auch mehr Einkünfte versprechen konnte, nur zu irgend einer Art von Versäumung, oder Vernachlässigung verleiten ließ. In seiner ganzen Amtsführung wird sich kein Beyspiel finden, daß er nur eine Lehrstunde aus anderen Ursachen ausgesetzt, als die wirklich höheren Pflichten veranlaßten, worunter er aber das Fertigwerden mit Druckarbeiten gewiß nicht rechnete. Diese Gewissenhaftigkeit, (denn nur diese war die wahre Quelle seines Fleißes) schaffte ihm aber auch den Vortheil, daß er alle Arbeiten förderte und zu rechter Zeit endigte.

Ob nun gleich diese öffentlichen Geschäffte, zu denen ihn sein Amt verband, sehr zahlreich waren, so begnügte er sich doch nicht, sondern verband damit die gelehrten Arbeiten, die Ausfertigung nützlicher Schriften. Man würde Walch'en nicht Gerechtigkeit genug wiederfahren lassen, wenn man diese ausser aller Verbindung mit seiner Amtsführung setzen wollte. Er glaubte, daß nach den jetzigen Bedürfnissen der christlichen Kirche ein Professor der Theologie, nach dem Maß des so manchfaltigen erforderlichen Vermögens, verbunden sey, ein Schriftsteller zu werden. Der Grund dieses Gedankens war nicht sowohl dieser, daß das Bücherschreiben ein Mittel ist, seine eigene Tüchtigkeit zu seinem Amt Anderen bekannt zu machen, welches denn Anderer gegründeten Beyfall und Vertrauen erweckt, dadurch die Gränzen der Brauchbarkeit erweitert und den Lehrer in den Stand setzt, durch seinen mündlichen Unterricht Mehrern nützlich zu werden. Dieses ist schon an sich wahre Ehrliebe eines redlichen Mannes: wer die Verfassungen der Universitäten kennt, wird zugeben, daß der grössere oder kleinere Umfang der Verdienste eines Lehrers nicht sowohl nach der Anzahl der Zuhörer an sich, als vielmehr nach ihrer Verschiedenheit nach den Ländern, aus denen sie sich zu ihm versammeln, zu berechnen; daß aber die vernünftige Wahl einer Universität bey Fremden von ihrer Ueberzeugung, daß auf derselben tüchtige Lehrer die Wissenschaften lehren, abhänge und diese letztere wohl durch keinen andern Weg zu erlangen sey, als durch Schriften. Es entsteht daher aus diesem gelehrten Fleiß des Professors zugleich für die Universität eine Ehre, und ein Dienst, welchen zwar Gesetze nicht befehlen können, der ehrliche Mann aber ihr aus Patriotismus gern und willig leistet. Daß Walch's Bücherschreiben diese Folgen für ihn und seine Universität wirklich gehabt: daß viele Fremde dahin gekommen, um von einem Mann sich mündlich unterrichten zu lassen, dessen schriftlichen Unterricht sie vorher, oder ihre Väter genutzt hatten, kann nicht geläugnet werden. Doch seine Neigung zu diesen Arbeiten hatte noch edlere Gründe.

Er sah die Gaben eigener Gelehrsamkeit, und der äusseren Hülfsmittel, die er im reichen Maß besaß, und die Zeit, welche ihm seine öffentlichen Geschäffte übrig liessen, als einen göttlichen Beruf an, beyde zur Ausbreitung nützlicher Kenntnisse, zur Aufklärung, oder Vertheidigung der Religionswahrheiten, zum Unterricht und Bildung zukünftiger Diener der Kirche, durch Schriften nützlich anzuwenden. Nach diesem Grundsatz handelte er immer, es mochte nun die Wahl der zu unternehmenden grössern oder kleinern Werke bloß das Werk seines freyen Willens, oder er durch Anderer Wünsche und Verlangen dazu aufgefordert seyn. Er berechnete nicht allein das Verhältniß seiner Kräfte und Umstände gegen eine solche Arbeit, sondern auch das Verhältniß derselben gegen andere in seinen Augen nützlichere, um nicht von diesen abgehalten zu werden. Diese gewissenhafte Redlichkeit eines Schriftstellers belohnte Gott mit seinem Beystand und Segen, daß er bis in das späteste Alter ununterbrochen und immer mit Beyfall Schriften herausgab. Schon ihre Zahl und die Grösse von vielen haben bey Manchen eine gegründete Bewunderung seiner Aufmerksamkeit erweckt; allein billig muß diese wachsen, wenn man ihre Beschaffenheit kennt. Unter seinen Schriften sind gewiß sehr wenige, die nicht durch historische Untersuchungen, oder litterarische Nachrichten sich auszeichnen. Die von einem Jeden durch Prüfung zu erfahrende Genauigkeit in Anzeige fremder Schriftsteller ist ein hinreichender Beweis von der Mühe, die ihm diese gekostet hat. Da ist weder eine Stelle angeführt, noch ein Blatt angezeigt, das er nicht selbst und zu der Zeit, da er schrieb, nachgeschlagen hätte. Und dazu kommt noch die Vollständigkeit, die er in diesem Fall seinen Nachrichten zu geben suchte und wirklich gab, so weit es nur möglich war. Wir behalten uns vor, das Verzeichniß seiner Schriften dieser Erzählung besonders beyzufügen, hier wird es uns aber erlaubt seyn, von ihnen noch einiges Allgemeine anzumerken. Es ist gar kein Zweifel, daß nicht allein nach seiner Neigung, sondern auch nach seiner Ueberzeugung, daß er in diesem Fache desto nützlicher arbeite, da Andere nicht so, wie er, mit den erforderlichen Hülfsmitteln versehen sind, er am liebsten historische Schriften ausarbeitete, die für die Theologie gehören, und wenn auch der Hauptgegenstand nicht eigentlich Historie war, er konnte aber durch diese Erläuterung erhalten; so wurde diese ihm gewiß verschafft. Da er es für einen grossen Vortheil ansah und gewiß sehr richtig als das beste Mittel, sich vor Vorurtheilen des menschlichen Ansehens, des Alterthums, oder der Neuheit zu verwahren, empfahl, über einen Lehrsatz die verschiedenen Meynungen, über eine Schriftstelle die verschiedenen Erklärungen, über eine Begebenheit die verschiedenen Vorstellungen, Muthmaßungen und Beurtheilungen zu kennen; so war dieses Ursache genug, sich keine Mühe verdriessen zu lassen, Alles aufzusuchen, was nur zu diesem Zweck diente. In den jüngern Jahren war schon die gelehrte und gründliche Bücherkenntniß, die von der Buchhändler-

kenntniß sehr verschieden ist, sein Lieblingsstudium, und es
ehr natürlich, die Früchte des darauf gewandten Fleißes
Treibung der ernsthaftesten Wissenschaften täglich zu genie
Es war also auch kein Wunder, daß er nicht allein diesem
ntbehrlichen Hülfsmittel aller Gelehrsamkeit einen grossen W
verlegte, sondern es auch zu bearbeiten, zu verbessern und
deren zu erleichtern suchte. Daher kommen in den allermei
einer Schriften die sorgfältigsten Anzeigen von Schriftstell
die vor ihm diese oder jene Materie behandelt haben: daher
die ungemein mühsame Litteratur der Schriften des Dr. Lut
die in Walch's Vorreden zu des Letzteren sämmtlichen Schri
vorgetragen worden: daher kam die Geduld und der Muth,
er schon einige Jahre über sechzig zurückgelegt hatte, die th
logische Bibliothek zu unternehmen und aller seinen Geist
beugenden und selbst die Kräfte seines Leibes schwächenden Lei
die er in dieser Periode seines Lebens erfahren mußte, unge
tet, fortzusetzen, durch alle Theile der Theologie durchzuarbe
und im 77. Jahre seines Alters mit dem Band der patristis
Bibliothek zu endigen. So gewiß es ist, daß er dabey äl
Schriften dieses Inhalts nutzen konnte, so lehrt doch auch
jede Vergleichung derselben mit der seinigen, daß die letz
weder bloß Ergänzung, noch Fortsetzung der ersten bis auf
neueren Zeiten, sondern nach einem neuen Plan entworfen
durch eine Menge von Nachrichten, Anmerkungen und Anzei
der litterarischen Schriften bereichert worden ist, welche n
nicht in einem solchen Buche geliefert worden. Nicht allein
diesem Werk, sondern auch in allen seinen übrigen Schrif
wo nur von anderer gelehrten Männer Arbeiten geredet w
mithin sie nicht bloß angeführt werden, ist Bescheidenheit
Mäßigung in ihrer Beurtheilung, sie mögen ältere oder ne
seyn, damahls, da er schrieb, verstorben gewesen seyn, oder n
gelebt haben, mit ihm übereinstimmen, oder von ihm abge
als ein bestimmter Zug seines Schriftstellercharacters über
einleuchtend. Nie wird ein beleidigendes Wort ihm entfal
nie wird er mit Verachtung von Anderen reden, ob er gl
redlich von ihren Fehlern redet und mit Nachdruck die vorge
genen Irrthümer in Religionssachen mißbilligt. Man hat
diese Bescheidenheit für Mangel der Freymüthigkeit angeseh
dieser Mangel war Walch's Fehler nicht; sondern jene entsp
nicht allein aus moralischen Grundsätzen, welche auch den Büc
richter von der Pflicht der Menschenliebe nicht entbinden, sond
auch aus solchen Bewegungsgründen, die seine eigene ausgeb
tete Erkenntniß der Litterarhistorie durch Erfahrungen ihm w
tig machten, und die gewiß unseren neueren Bücherbeurtheil
eben so wichtig und zum Vortheil der Wissenschaften wirk
seyn würden, wenn sie vorher sich eine solche Kenntniß der
chergeschichte zu erwerben gesucht hätten. Er verlangte, ein
licher Mann müsse bey Beurtheilung eines jeden fremden Bu
nicht nur darauf sehen, ob dessen Inhalt und Vortrag uns

falle, weil wir daraus lernen; sondern auch, ob es nicht seiner Absicht nach Anderen gefallen und nützlich werden könne: nicht immer, was der Verfasser habe thun sollen, um seinem Buche die so zweydeutige Vollkommenheit zu geben, sondern auch, was er nach den Umständen der Zeit, und des Ortes, wenn und wo er gelebt, thun können, und ob nicht gewisse auch löbliche Nebenabsichten ihn zu dieser oder jener Einrichtung seines Buches veranlaßt.

Wir haben von diesem Theil der gelehrten Arbeiten Walch's mit Vorbedacht zuerst gesprochen, da er einen beynahe allgemeinen Character seiner Schriften bestimmt, wenn auch ihr eigentlicher Inhalt und Zweck nicht litterarisch war. Nach diesem hat er wohl ohne Streit sich in seinen Schriften am Meisten mit der Kirchenhistorie beschäfftigt. Von ihrem rechten Gebrauch in der Theologie hatte er die vollständigsten und bestimmtesten Ideen; und man kann allen seinen vielen und manchfaltigen Schriften, die dahin einschlagen, es leicht ansehen, wie beständig er diesen Zweck vor Augen gehabt, und wie sorgfältig er ihn zu erreichen gesucht. Nie war er ein Freund von Untersuchungen bloß critischer Fragen, die oft mit sehr glänzender Gelehrsamkeit vorgetragen werden; aber eben so oft Nichts entscheiden, oder, wenn sie auch Etwas der Entscheidung näher bringen, doch keinen nützlichen Gebrauch für den Theologen versprechen. Eben so wenig setzte er es sich zur Regel, nur neue Entdeckungen zu machen, weil er aus Erfahrung wußte, daß, wo diese an sich sehr rühmliche Begierde bey einem Schriftsteller zur herrschenden Leidenschaft wird, das schon bekannte Gute, weil es bekannt ist, nur aus Vorurtheil verachtet und vergessen wird, daß das Mißtrauen in ältere Schriftsteller, weil es übertrieben wird, in eine sträfliche Undankbarkeit gegen ihre Verdienste ausartet, die sich dann an ihren Verächtern bis zur Beschämung rächt; daß die allermeisten angeblichen neuen Entdeckungen sich in leere Muthmaßungen auflösen, die gerade in der Historie Nichts helfen, und endlich, daß wahres, brauchbares Neue nicht durch witzvolles Rathen gesucht, sondern durch richtige Beobachtungen im Gebrauch der Quellen gefunden werden muß. Seine vornehmste Sorge bey allen Arten von Arbeiten in der Kirchenhistorie, sie mochten nun die älteren oder neueren Zeiten betreffen, auf ein Ganzes, oder auf eine einzelne Materie gehen, gieng auf Vollständigkeit, sowohl aller vorhandenen Nachrichten, die Quellen sind, als aller von den Neueren davon gemachten Vorstellungen, Erläuterungen, Muthmaßungen: wodurch er in den Stand gesetzt wurde, Alles, was zu seinem Zweck diente, nicht allein zu sammeln, sondern auch zu übersehen, Alles zu prüfen. Und in der That haben seine historischen Schriften dadurch einen sehr grossen Werth, eine sehr grosse Brauchbarkeit erhalten, daß man in denselben das vereinigt findet, was in vielen, kostbaren und daher oft denen, die sie so gern brauchen wollten, versagten Werken zerstreut ist, und, wenn man das, was, nachdem er geschrieben,

rst bemerkt worden, ausnimmt, kann man bey den von ihm abgehandelten Materien ziemlich sicher seyn, bey ihm Alles zu finden, was davon vorher gesagt worden. Aus diesem ist nun dieses entstanden, daß seine historischen Vorträge mehrentheils von zweyfachem, obgleich nicht immer abgesonderten Inhalt sind. Er erzählt erstlich die Begebenheiten selbst, und das gewiß aus Quellen, aus ächten Quellen, nach ihren besten Ausgaben, und nach vorhergegangener eigener Prüfung sowohl ihrer critischen Richtigkeit, als ihres hermenevtischen Inhalts. Nie führt er einen Zeugen an, den er selbst nicht gelesen; nie führt er einen Zeugen an, wo mehrere vorhanden sind und gehört werden müssen, weil sehr oft die Wahrheit Etwas verliert, wenn man nicht weiß, daß mehrere in einer Erzählung übereinstimmen, doch vermehrt er auch die Zahl der Zeugen nicht ohne Ursache, ohne die so nöthige Strenge, keine untüchtigen zuzulassen. Er erzählt zweytens gern die Meynungen der Neueren in einer gehörigen Ordnung und mit einer sichtbaren und unpartenischen Auswahl nicht der verschiedenen Meynungen, nicht der ersten Urheber (denn bey Beyden kann keine Wahl Statt haben), sondern ihrer Gönner, oder ihrer Gegner. Wen er anführt, von dem kann man sicher erwarten, daß er nicht bloß sage, was er glaube, sondern auch die Gründe anzeige, warum er beytrete, oder widerspreche. In den meisten Fällen pflegt er sowohl die erzählten Begebenheiten, als die erzählten Meynungen zu beurtheilen, nur immer mit kaltem Blut und mit einer, ihm eigenen Bescheidenheit und Mäßigung. Den moralischen Character verdienstvoller Männer sucht er häufig gegen den aus ihren Thathandlungen entstehenden Verdacht zu entschuldigen: in Beurtheilung der Irrthümer, nach seinen Einsichten, ist er unstreitig strenger, ohne deßwegen die Irrenden beleidigend zu behandeln. Die Theile der Kirchenhistorie, welche er auf diese Weise in Schriften am Fleißigsten bearbeitet hat, sind die Geschichte der älteren Zeiten und die Geschichte der neueren, von der Reformation bis auf unsere Tage, wiewohl auch die mittleren Zeiten, zumahl in der Geschichte der Glaubenslehre, ihm Vieles zu danken haben. Seine Geschichte der neueren Religionsstreitigkeiten verdient das ihr oft ertheilte Lob der Vollständigkeit und Unpartenlichkeit: sie erzählt zum Theil Begebenheiten, an denen damahls noch lebende Theologen Antheil genommen, ja noch nahmen: es fehlt freylich nicht am Tadel einiger heftigen Eiferer für ihre Partey; allein die Wahrheit war so einleuchtend, daß gerade kein Buch von einem solchen Inhalt weniger öffentlich Widerspruch fand, als dieses, und diejenigen, die widersprachen, bekannten, daß das, was ihnen mißfiel, mit einer ihnen selbst gefallenden Bescheidenheit gesagt worden sey. Der Anfang einer grössern Kirchenhistorie des neuen Testaments konnte nun wohl diesem Schicksal nicht unterworfen seyn; er enthielt aber einen noch grössern Reichthum von den nützlichsten Kenntnissen für die ältere und neuere Gelehrsamkeit, und wenn sie wäre vollendet worden, so würde sie bey Weitem

das vollständigste Werk dieser Art seyn. Unter den kleinern Schriften, die von einzelnen Begebenheiten oder Personen, Lehren, Anstalten handeln, ist die Geschichte des Streits zwischen der Lateinischen und Griechischen Kirche über die Lehre vom Ausgang des heiligen Geistes vom Sohn eine der merkwürdigsten. Man darf nur diese mit den, entweder zu gleicher Zeit geschriebenen, oder doch später herausgekommenen ähnlichen Arbeiten eines sehr gelehrten Gliedes der Römischen, und Eines der berühmtesten Lehrer der Russischen Kirche vergleichen, um zu beurtheilen, wer unter diesen drey Schriftstellern nicht allein mit der größten Unparteylichkeit, sondern auch mit dem größten Reichthum an Sachen diese Geschichte erzählt habe.

So sehr sich aber **Walch** mit dem historischen Theil der theologischen Gelehrsamkeit beschäfftigte, so wenig versäumte er auch jede Gelegenheit, die ihm sein Beruf anwies, die andern Theile derselben zu bearbeiten. Diese Gelegenheit fand sich schon bey den meisten historischen Arbeiten, am Meisten bey dem vorgedachten Werk von den Religionsstreitigkeiten der neueren Zeiten, dessen ganzer Plan auf die Historie derselben nicht eingeschränkt war, sondern auch die Polemik in sich faßte. Da es nicht allein für die Streitigkeiten mit den grösseren Religionspartheyen, sondern auch für die inneren, zwischen den Lehrern einer jeden Kirche, ganz besonders aber zwischen den Theologen unserer Kirche entstandenen Irrungen bestimmt, und jede Frage erklärt, jede Beantwortung nach ihren Gründen beurtheilt werden sollte, so war diese Veranlassung zu häufigen theologischen Untersuchungen und Aufklärungen einzelner dogmatischer und moralischer Lehren vorzüglich fruchtbar und war daher dieses Werk unstreitig dasjenige, welches ihm zuerst, nicht allein als Geschichtforscher, sondern auch als Theologen, Anderer Achtung erworben hat. Ehe noch dieses vollendet worden, schrieb er die grössere Symbolik, welche diesem Theil der Theologie eine neue und brauchbarere Gestalt gab, indem er darin nicht wiederhohlt, was in den Lehrbüchern der Dogmatik und Polemik gesagt wird, sondern die richtige Erklärung aus der Historie vorgetragen worden ist. In den folgenden Zeiten lieferte er seine Lehrbücher der Moral, Dogmatik, der Polemik, ohne jetzt kleinere Schriften anzuführen.

Hier wird die Stelle seyn, wo wir von **Walch's** gelehrten Character, als Theologen, am Füglichsten reden können, wie er aus seinen mündlichen und schriftlichen Vorträgen theologischen Inhalts gezogen werden kann. Aus dem, was wir von dem Entstehen und Wachsthum seiner theologischen Gelehrsamkeit gesagt haben, wird man sich erinnern, daß er zu einer solchen Zeit die theologischen Wissenschaften erlernt, da in unserer Kirche die Lehrer unter sich über verschiedene Lehrfragen uneinig waren, die sich beynahe über den ganzen Lehrbegriff der dogmatischen und moralischen Theologie erstreckten, jedoch, diese Irrungen ausgenommen, in der Vertheidigung der reinen Lehre, wie sie in den

ymbolischen Büchern unserer Kirche erklärt wird, zumahl gegen andere christliche Religionspartheyen, einig waren. Seine vornehmsten Lehrer, Olearius, der ihn mündlich unterrichtet, und Buddeus, dessen Schriften er ungemein hochschätzte, und dessen täglichen Umgang er nutzte, gehörten Beyde zu denjenigen Theologen, welche Freunde von Spener'n und den Hallischen Theologen waren, nur mit dem Unterschied, daß Jener nie in öffentlichen Schriften an den Streitigkeiten Antheil genommen, wie Dieser nehmen mußte. Jetzt wird es die Nachwelt nicht mehr für partheyisch halten, wenn man den Verdiensten der rechtschaffenen Männer Gerechtigkeit wiederfahren läßt, durch welche sie die in die theologischen Schulen und Bücher eingerissenen Mißbräuche verbessert, den Eifer, aus der heiligen Schrift die Religionswahrheiten selbst zu kennen und herzuleiten, erweckt: wahre Gottseligkeit als den Zweck aller Theologie und den größten Schmuck des Theologen empfohlen, und ein viel reicheres Maß gründlicher und heilsamer Erkenntniß durch ihre populären Vorträge auf der Kanzel und bey dem Kinderunterricht verbreitet hat. Alles dieses lernte Walch von seinen Lehrern hochschätzen, und dieses hatte einen sehr grossen Einfluß auf seine eigenen Bemühungen, die Theologie erst zu lernen, hernach zu lehren. Allein da so Viele, welche eben so dachten, ganz wider Spener's, des sehr gelehrten Mannes, Grundsätze und Beyspiel, unter dem Namen des Eifers für Gottseligkeit, den Werth der scharfsinnigen Theologie und den Gebrauch der philologischen und philosophischen Gelehrsamkeit zu ihrer Aufklärung, mithin zur Vertheidigung der Religion selbst, heruntersetzten, so gehörten weder Olearius, noch Buddeus in diese Classe: vielmehr munterten sie durch ihre Ermahnungen, noch mehr durch ihr eigenes Exempel ihre jungen Freunde auf, diese Hülfswissenschaften mit dem größten Fleiß zu treiben und sie zum Dienst der Religion zu gebrauchen. Dieses ist der zweyte Zug, den wir hier bemerken und wie einleuchtend ist er nicht in allen Schriften unseres Walch's? Der dritte ist dieser. Niemahls vergaß Walch, daß für einen Theologen Nichts schädlicher sey, als das Vorurtheil des menschlichen Ansehens; aber auch dieses durch die gegründete Hochachtung und Zuneigung, die wir verdienstvollen und um uns verdienten Männern widmen, unser Herz am leichtesten überraschen und fesseln kann. So sehr er die Schriften eines Spener, Musäus, Buddeus und einiger Anderer schätzte; so wenig folgte er ihnen ohne Prüfung, und es fehlt gar nicht an merkwürdigen Stellen seiner Schriften, in denen er nicht allein anders denkt, als diese, sondern es auch ehrlich sagt, daß er von ihnen verschieden denke. Desto billiger ist, auch da, wo er ihnen beytritt, Prüfung und eigene Ueberzeugung von ihm zu erwarten. Ueberhaupt war er sehr abgeneigt, Partey zu machen und bloß aus Liebe zur Partey Etwas zu behaupten, oder zu verwerfen. Vielmehr hatte er einen desto stärkern Trieb, und das ist der vierte Zug, Frieden und Einigkeit unter den Lehrern Einer Kirche und Dienern Eines

Herrn zu stiften, und zu erhalten, nicht durch öffentliche Friedensentwürfe; denn er wußte aus der älteren und neueren Kirchenhistorie zu gut, daß dergleichen theologische Friedensvorschläge wohl nie den gesuchten Nutzen, hingegen oft vielen Schaden gestiftet; sondern durch sorgfältige Entwickelung des Zweydeutigen, genauere Bestimmung der Begriffe und billige Beurtheilung des Gewichts, der Schädlichkeit und Unschädlichkeit einer Lehre, oder Hypothese, ohne darauf zu sehen, ob er es Allen recht mache. Es ist historisch richtig, daß er durch diese Methode viel Gutes gestiftet und die Streitigkeiten selbst für die Theologie fruchtbar gemacht habe. Fünftens, er war auf das Lebhafteste, wie billig jeder Theolog seyn muß, überzeugt, daß die Bibel allein die Quelle des christlichen Lehrbegriffs sey: daß man ihre Wahrheiten und Vorschriften nur deßwegen glauben müsse, weil sie in der Bibel stehen, und daß man der Bibel Alles, was wirklich darin steht, glauben müsse, es sey nun durch Vernunftwahrheiten erklärbar, oder nicht; begreiflich, oder nicht: Nichts darf nur wider die Vernunft seyn. Eifrig widersprach er den Versuchen, wirklich geoffenbarte Lehren aus Vernunftwahrheiten herzuleiten, noch eifriger den gewaltthätigen Verfälschungen der Lehren des Evangeliums, um ihnen die angebliche Vernunftmäßigkeit zu schenken. Nachdrücklich pries er die Einfalt und den Gehorsam des Glaubens seinen Zuhörern an, und das gewiß aus eigener Ueberzeugung, daß das Evangelium von Christo geglaubt werden muß wenn es göttliche Kraft seyn soll, uns selig zu machen. Sechstens, dem symbolischen Lehrbegriff unserer Kirche war er von Herzen ergeben und hielt es für Pflicht, ihn zu vertheidigen und auszubreiten. Allerdings folgte daraus, daß er Orthodoxie, auch kirchliche Orthodoxie, eben so als eine Pflicht des Theologen achtete, die aus einem herzlichen Beyfall an die Lehren der Schrift, mithin aus innerer Ueberzeugung, entstehen müsse, daß die Lehren göttliche Wahrheiten sind. Sein Herz war besonders auf das Lebhafteste von dem Zusammenhang der Tugendlehre des Christenthums mit seiner Glaubenslehre überzeugt: den Unterschied zwischen Temperamentstugenden des natürlichen Menschen, den durch Kunst erzwungenen Scheintugenden der sogenannten Philosophen und den Tugenden des übernatürlich gebesserten Christen schärfte er fleißig ein, und daß nur der Glaube, daß Christus für uns gestorben, das Herz reinige und die gottgefällige Rechtschaffenheit des Wandels wirke, war ihm der erste und allgemeine Grundsatz der christlichen Sittenlehre. Alle seine theologischen Schriften sind Zeugen, daß diese Gesinnungen, verbunden mit Ehrerbietung gegen das Wort Gottes, die wahren Quellen seiner Orthodoxie und seines Eifers für Orthodoxie gewesen. Hoffentlich werden auch diejenigen, welche hierin anders denken, doch zugeben, daß seine ausgebreitete Erkenntniß diesen Eifer von dem Verdacht frey sprechen werde, daß sey Eifer mit Unverstand, ein Fehler, dem er sich mit eben solchem Eifer entgegen setzte. Endlich, so fleißig Walch war, di

Religionsstreitigkeiten unter den Christen aufzuklären, so herzlich abgeneigt war er, selbst mit Anderen sich in Schriftwechsel über dieselben einzulassen. Sich und seine Meynungen zu vertheidigen, wenn er von Anderen angegriffen, auch noch so bitter angegriffen wurde, welches zumahl in den ersten Jahren seines Lehramts häufig geschehen, konnte er sich niemahls entschliessen, und unter allen seinen Schriften ist nicht eine, welche diesen Zweck hätte. Andere anzugreifen und zu widerlegen, faßte er nicht eher den Entschluß, bis er gewiß glaubte, daß höhere Pflichten ihn dazu aufforderten, und daher geschah dieses so selten, daß auch diese Gattung von seinen Schriften eine überaus kleine Anzahl ausmachen. Wohl wenig Theologen haben in ähnlichen Fällen den Unterschied zwischen den Irrthümern und den irrenden Personen so sorgfältig beobachtet, und den Widerspruch gegen den ersten so gemeinnützig zu machen gesucht, als er.

In seinen Lateinischen Schriften wird man Walch's Sorgfalt, diese Sprache nicht allein richtig, sondern auch rein zu schreiben, leicht merken. Wer des Cellarius Grundsätze von der Reinigkeit des Lateins und von der Orthographie kennt, der wird überall die Spuren finden, wie treu Jener diesen geblieben, aber auch den Nutzen nicht verkennen, den eine frühe Uebung in dieser Sprache einem Theologen verschaffen muß. Die Sachen, die er abhandelte, und die Lehrart, welche er seinem Zweck gemäß einrichtete, verstatteten nicht, zugleich seinen Vortrag blühend und geschmückt zu machen, und in der That würde dieses der Deutlichkeit der Rede oft geschadet haben; aber wohl die Auswahl der Wörter nach ihrem wahren philologischen Werth. Und in dieser war er sehr sorgfältig, vielleicht zuweilen zu streng, sich, wenn es anders möglich und der Deutlichkeit unschädlich war, kein Wort zu erlauben, das nicht im Cicero gefunden wird. Bey dem Allem vermied er auch allen Schein des Gesuchten und Gezwungenen. Eben so befliß er sich, im Teutschen rein und richtig sich auszudrücken. Die grossen Veränderungen unserer Sprache zeigen sich merklich in seinen Schriften, wenn die älteren mit den neueren verglichen werden. Gern nahm er ihre Verbesserungen an; nur mit der Bedingung, daß kein Nachtheil für die Deutlichkeit entstehen möchte. Er mochte Lateinisch, oder Teutsch schreiben, oder reden, so wünschte er, von Anderen verstanden und richtig verstanden zu werden. Er gab daher der Sprache der Natur vor der Sprache der Kunst immer den Vorzug, und das war desto billiger, da sein Beruf nicht war, Andere zu belustigen, sondern zu belehren.

Zu den, von ihm selbst verfertigten Schriften kamen noch Ausgaben von fremden. Unter diesen verdienen Dr. Luther's sämmtliche Schriften billig die erste Stelle. Seine Hochachtung gegen den grossen Mann und die Erfahrung der grossen Vortheile, welche eine nähere Bekanntschaft mit dessen Schriften jedem Theologen gewährt, und demjenigen, der die Geschichte der Reformation, die Geschichte der Streitigkeiten unserer Kirche

mit den Römisch-Katholischen und Reformirten, und einen grossen Theil unserer symbolischen Bücher genau und gründlich einsehen will, ganz unentbehrlich sind, diese machte ihn bereitwillig, den an ihn geschehenen Antrag zu übernehmen, die Aufsicht über die veranstalteten Ausgaben der Erklärung des Briefs an die Galater, der Kirchenpostille, der Hauspostille und der Erklärung des ersten Buches Mose zu führen. Diese Unternehmungen erhielten einen sehr unvermutheten Beyfall: es schien die Liebe zu Luther'n unter einer Menge von Personen sich zu erneuern; die Vorreden, welche Walch diesen Büchern vorgesetzt hatte, erweckten ein Verlangen nach ähnlichen critischen und litterarischen Untersuchungen von den übrigen Schriften eines Mannes, dem das Menschengeschlecht so viel Aufklärung und ein grosser Theil der Christen Freyheit und eine reine Religion zu danken hatte. Man konnte es sicher wagen, eine neue Sammlung seiner sämmtlichen Schriften anzufangen; zu einer Zeit, da die zu Leipzig veranstaltete noch nicht geendigt war: man fieng sie an und brachte sie in der kurzen Zeit von 12 Jahren in 24 Bänden zu Ende. Schon die äussere und innere Einrichtung dieser Sammlung giebt ihr vor allen älteren unläugbar Vorzüge: die Menge von vorher ungedruckten grösseren und kleineren Stücken, mit denen sie durch Anderer rühmliche Bereitwilligkeit und besonders durch die Gnade des regierenden Herzogs zu Braunschweig-Wolfenbüttel bereichert wurde, und die critische Bearbeitung der Schriften nach den Originalausgaben, so wie die eingerückte Sammlung der vorhin zerstreuten Reformationsurkunden vermehren diese Vorzüge, und endlich konnten sie nach diesen durch Nichts einen grössern Grad der Brauchbarkeit für den gelehrten Leser erhalten, als durch Walch's Vorreden und das dem letzten Band vorgesetzte Leben des Dr. Luther, durch welche nicht allein die so verworrene Litterargeschichte aller einzelnen Schriften, so wie ihrer Sammlungen, berichtigt, sondern auch die Reformationsgeschichte aufgeklärt und überdieß die ganz besonderen Streitigkeiten über die von Einigen als anstößig angeklagten, von Anderen vertheidigten Stellen in ihr Licht gesetzt werden. Der Fleiß, Nichts unbemerkt zu lassen, was zu diesen Zwecken gehört, und die Mühseligkeit, die von solchen Arbeiten nicht getrennt werden kann, müssen Jedem in die Augen fallen. Jenen beständig zu unterhalten, diese zu versüssen, war Walch's Ueberzeugung hinreichend, daß er dadurch der evangelischen Kirche einen wahren Dienst leiste, zu dem er durch seine eigene Tüchtigkeit und vortheilhaften Umstände berufen sey. Wir übergehen jetzt einige andere Schriften, deren Herausgeber er nur gewesen, oder die er wenigstens mit Vorreden versehen, so wie die kleineren akademischen Streitschriften, die er theils selbst gemacht, theils verbessert, und andere kleinere Aufsätze, die in so zahlreicher Menge von ihm geliefert worden.

Aus diesen Erzählungen wird nun die Frage beantwortet werden, was Walch zur Ausrichtung seines theologischen Lehr-

amts in einem Zeitlauf von mehr als 50 Jahren gethan? Seine Treue, alle seine Kräfte dem Dienst der Kirche zu widmen und auf so manchfaltige Art Wahrheit und christliche Tugend durch sich und Andere zu verbreiten, wird wohl nicht in Zweifel gezogen werden. Er konnte recht sagen: sein Leben sey köstlich gewesen, denn es war Mühe und Arbeit: eine Reihe von den nützlichsten Geschäfften, die sich in einem Mittelpunct, Abwartung seines Berufs, endigte. Die Wirkungen des Segens, die ihm oft an seinen Zuhörern sichtbar wurden, waren denn neue Erweckungen und Ermunterungen, auf der Laufbahn muthig fortzugehen. Bey seinem Alter hatte er die Freude, eine grosse Zahl von verdienstvollen Männern, zum Theil in den ansehnlichsten Aemtern in Kirchen und auf Universitäten, zu kennen, die in seiner Schule zubereitet worden, oder einen grossen Theil ihrer Einsichten und Gesinnungen seinem schriftlichen Unterricht auch wohl öffentlich zuschrieben; und Beydes ihm noch nach seinem Tode verdanken. Daß aber ausser solchen öffentlichen Geschäfften das Lehramt auf Universitäten noch eine Menge von Nebenarbeiten zuziehe, lehrt wohl die tägliche Erfahrung: sie sind unserem Walch wenigstens reichlich zugetheilt worden: sie sind zwar zu klein, um hier bemerkt zu werden, im Ganzen aber verdienen sie immer mit in Anschlag zu kommen, da sie zum Theil von der Achtung gegen ihn, zum Theil von seiner eigenen Bereitwilligkeit, Anderen mit seinen Gaben zu dienen, Zeugnisse enthalten. So kann man leicht denken, daß ein Mann, wie er, einen weitläuftigen Briefwechsel führen mußte, daß ihn Andere, auch in wichtigen Gewissensfällen, um seinen Rath und Belehrung baten, oder Vorschläge, diese oder jene Anstalten nützlich einzurichten, Aemter und Stellen mit tüchtigen Männern zu besetzen, u. dgl. verlangten. Walch genoß aber auch reichlich Ruhm und Ehre sowohl von Einheimischen, als Fremden, Achtung, Liebe und Freundschaft von seinen Gehülfen, dankbare Ehrerbietung und Vertrauen von seinen Zuhörern und eine vollkommene Zufriedenheit mit seinem Dienst, und Gnade von den Fürsten, unter deren Schutz die Universität zu Jena steht. Die Letzteren gaben ihm davon thätige Beweise. Schon im J. 1732 ernannte ihn Herzog Wilhelm Heinrich zu Sachsen-Eisenach zu seinem Kirchenrath und Aufseher über seine zu Jena studierenden Landeskinder. Im J. 1741 erklärten ihn Herzog Friedrich Wilhelm und Herzog Anton Ulrich von Sachsen-Coburg-Meiningen und Herzog Friedrich III. von Sachsen-Gotha zum wirklichen Kirchenrath, so daß sie ihn deßwegen in besondere Verpflichtung nehmen ließen, womit denn von den Ersteren sogleich, von dem Letzteren aber im J. 1750 ebenfalls die Aufsicht über die zu Jena studierenden Landeskinder verbunden wurde, und im J. 1742 ertheilten ihm Herzog Christian Ernst und Herzog Franz Josias von Sachsen-Coburg-Saalfeld ebenfalls den Character ihres Kirchenraths. Auch auswärtige Fürsten gaben ihm Zeugnisse der ihm geschenkten Gnade. Markgraf Carl Wilhelm Friedrich von Brandenburg-

Onolzbach übertrug ihm im J. 1737 die Aufsicht über seine Landeskinder, die zu Jena studierten, und verband damit nicht allein die Würde seines Consistorialraths, sondern auch eine jährliche Pension, die Walch bis an dessen Tod genossen hat. So genoß er auch die Gnade König Christians VI. von Dänemark, Herzog Carls von Braunschweig-Wolfenbüttel, und anderer Hohen dieser Erde. Es fehlte daher nicht an Anträgen, in andere Dienste zu gehen. Besonders gab sich der Curator der Universität zu Göttingen, von Münchhausen, viele Mühe, ihn zu bewegen, die durch Mosheim's Tod erledigte Stelle eines Canzlers daselbst, unter ansehnlichen Bedingungen, anzunehmen; er konnte aber sich, wie sonst, also auch in diesem Fall, nicht entschließen, eine Universität zu verlassen, auf der er so viel Gutes sowohl gestiftet, als genossen hatte, und noch dazu in einem Alter, welchem eine solche Veränderung gefährlich seyn konnte. Wenn die Verlängerung des Lebens nicht allein zu eigener Vorbereitung auf die Ewigkeit, sondern auch um Gutes zu thun und in dem Reiche Gottes als ein treuer Diener Viel zu arbeiten, unter die grossen und nach der Menge der Lebensjahre seltenen Wohlthaten und irdischen Belohnungen zu rechnen ist, wie daran kein Vernünftiger zweifelt, so ist dieser Segen bey unserem Walch vorzüglich bemerkenswerth. Die Vorsehung wies ihm eine Periode von fast 57 Jahren an, als die Zeit, in welcher er als Professor, und von mehr als 50 Jahren, in welchen er als Professor der Theologie auf der Jenaischen Universität das öffentliche Lehramt mit so vieler Treue, mit so vielem Beyfall von Menschen und mit so vielen göttlichen Segen verwalten sollte, und wirklich verwaltet hat, bis die zunehmenden Schwachheiten des Alters ihn nach und nach nöthigten, die öffentlichen Arbeiten einzuschränken und zuletzt zu unterlassen. Als nun im J. 1768 von dem ersten Anfange seines akademischen Lehramts 50 Jahre verflossen waren, ein Glück, welches, so Viel man weiß, noch keinem Jenaischen Professor von der Stiftung der Universität an wiederfahren ist, hielt er es für seine Pflicht, den Dank, welchen er dafür dem Urheber des Lebens schuldig war, auf eine feyerliche Art abzustatten. Der akademische Senat sah es zugleich als ein Glück und göttliche Wohlthat der Universität an, und veranstaltete eine eigene Feyerlichkeit, die zugleich ein ruhmvolles Zeugniß von der Achtung und Liebe war, welche diese ehrwürdige Gesellschaft verdienstvoller Lehrer dem Greise, der schon seit 18 Jahren ihr ältestes Mitglied gewesen, gewidmet hatte. Walch predigte mit einer, für einen Mann von 75 Jahren seltenen Munterkeit, voll Empfindung der Grösse der Treue und Barmherzkeit, die Gott an ihm erwiesen, und voll Gefühl seiner Unwürdigkeit, voll Gefühl des demüthigsten Danks gegen den, der nach so vielen anderen Wohlthaten ihm diesen Tag der Freuden gemacht und geschenkt hatte. Die anderen Umstände dieser Jubelfeyer sind durch die davon bekannt gemachte Nachricht und Sammlung der ihm damahls geweihten Glückwünsche öffentlich

mitgetheilt worden. *) Hiermit schließt der Lebensbeschreiber die Nachricht von Walch's öffentlichem Character und den dahin gehörenden Veränderungen und Begebenheiten. Die Umstände seines Privatlebens sind eben solche Beweise der weisesten göttlichen Führungen, und zugleich eben solche Züge, seinen ganzen Character kennen zu lernen. Er entschloß sich, bald nachdem er nach Jena gekommen, sich zu verehlichen: die Wahl traf die einzige Tochter des Buddeus, Charlotte Catharina. Allerdings versprach diese Verbindung viele äusserliche Vortheile, und sie hat auch in dieser Rücksicht vielen Einfluß auf Walch's Wohl gehabt. Allein diese äusserlichen Vortheile waren doch das nicht, was seine Wahl bestimmte. Er konnte von des Buddeus Tochter nichts Anderes erwarten, als daß sie durch eine sehr sorgfältige Erziehung so gebildet worden wäre, wie er nach seinen Absichten wünschen konnte. Kenntniß, Liebe und Ausübung des Christenthums, Reichthum an anderen nützlichen Kenntnissen, Fleiß in Ausrichtung der Berufsgeschäffte, Klugheit, einer eigenen Haushaltung vorzustehen, sanfte Empfindung des Schönen, Weisheit und Muth, das Eitle richtig einzusehen und gern zu verläugnen, Gefälligkeit im Umgange, Redlichkeit und Treue, mit dem Ehegatten alle Last zu theilen und diese ihm zu erleichtern, dieses Leben zu versüssen und zugleich in Einigkeit des Geistes die Fortdauer ihrer Vereinigung in der Ewigkeit zu suchen; dieses waren die Eigenschaften, die er von ihr erwartete, und in ihr fand. Seine Wünsche wurden erfüllt. Diese Ehe wurde am 8. September 1718 durch feyerliche Verlobung geschlossen und am 27. December durch die Trauung vollzogen. Es sind wenig Ehen, welche mit einem so ununterbrochenen Vergnügen, mit so zärtlicher und gefälliger Liebe, Treue und gegenseitiger Sorgfalt, die Pflichten christlicher Ehegatten zu erfüllen, und mit recht exemplarischer Uebereinstimmung der Gesinnungen und Neigungen geführet werden, als diese. Sie war ein ausnehmendes Muster einer glücklichen Ehe. Sie ist eine Erfahrung, was frühe Gottesfurcht für einen Einfluß auf das Glück des Ehestandes habe, und daß nur jene dieses Glück schaffe. An einem andern Ort **) ist der

*) Diese Nachricht und Sammlung ist unter dem Titel: Jubelgedächtniß, dem Herrn Kirchenrath Dr. Joh. Georg Walch, wegen des, von ihm auf der Universität Jena funfzig Jahre geführten öffentlichen Lehramts gestiftet, zu Jena 1768. gr. 4. herausgekommen, aus welcher ein Auszug in dem 9. Band der Nov. Actor. historico-ecclesiasticor. p. 66—88. zu finden. In der Sammlung ist Walch's Jubelpredigt über 1 B. Mos. 42, 10. S. 101 fg. hier um desto mehr zu bemerken, da sie zugleich eine eigene Beschreibung der vornehmsten Begebenheiten, die sein Lehramt betreffen, in sich faßt. In dieser ist S. 122. durch einen Druckfehler 1726 anstatt 1724 gesetzt worden, welches nur deßwegen erinnert wird, daß nicht das in dieser Lebensbeschreibung angegebene Jahr, in welchem Walch die ausserordentliche Profession der Theologie erhalten, für eine Abweichung von einer an sich glaubwürdigen Urkunde angesehen werde.

**) In der Schrift: Ehrengedächtniß der wohlseligen Frau Kirchenräthin

vortreffliche Character dieser Frau geschildert worden, aus dem dasjenige hergeleitet werden kann, was sie zum Glück ihrer Ehe, zum Wohl und zur Freude ihres Gatten, zum Heil und Segen ihrer Kinder beygetragen. Walch gab dieser Verbindung unter den irdischen Wohlthaten den ersten Rang. Und was ist nicht Walch durch Buddeus geworden! Bekannt sind jene Worte: *Walchius non esset, nisi Buddeus fuisset*; was man aber nicht zu weit ausdehne, um keine Ungerechtigkeit zu begehen. In dieser Rücksicht ist diese einzige Tochter des Buddeus einer nähern Erwähnung würdig. Aus dieser Ehe wurden 9 Kinder erzeugt, von welchen aber nur drey ihre treuen Aeltern überlebten.

Die Liebe des Vaters gegen seine Kinder war die zärtlichste, die je ein Vaterherz empfunden, und zugleich die weiseste, die je Kinder genossen. Die Pflicht des Vaters, seine Kinder in der Furcht des Herrn aufzuziehen, ihnen zu befehlen, daß sie in den Wegen ihres Gottes wandeln, sie zum Gehorsam gegen Gott, zur gelassenen Ergebung in seinen Willen, zum Vertrauen, zum täglichen Wachsthum in der Erkenntniß der reinen Lehre der christlichen Religion, zur aufrichtigen Gottseligkeit, zur fleißigen Uebung des Gebets und Beobachtung des öffentlichen und gebetsmeinen Gottesdienstes zu erwecken, zu ermahnen und in allem Diesem ihr Beyspiel und Muster zu seyn, diese war ihm die heiligste, und wurde von ihm auf das Genaueste erfüllt. Nächstdem wendete er alle Treue und Sorgfalt an, seinen Söhnen in der Religion und den ihrem jedesmahligen Beruf angemessenen Wissenschaften Unterricht zu verschaffen. Er zog die Unterweisung durch Hauslehrer der in öffentlichen Schulen vor: er wählte Jene mit aller Vorsicht: er schrieb ihnen Alles vor, was und wie sie lehren sollten: er prüfte fleißig und oft unvermerkt, wie der Fortgang und das Wachsthum in Kenntnissen beschaffen sey. Schon der Umstand, daß er auf einer Universität lebte, gab diesem Hausunterricht Erleichterung und Vortheile; allein das Wichtigste war seine eigene Einsicht in den schönen Wissenschaften, seine Erfahrung und dadurch die Fähigkeit, über dieselben selbst die Aufsicht zu führen. Kinder, denen Gott solche Väter, diesen aber auch die Treue gegeben, alle ihre Kräfte und Vermögen der Bildung ihrer Kinder zu widmen, werden immer verlieren, wenn sie durch den öffentlichen Schulunterricht der täglichen Aufsicht, dem guten Rath, den Ermunterungen ihrer Väter entzogen werden, von der Gefahr der Sitten Nichts zu gedenken. Seine Söhne hatten noch einen Vortheil davon. Seine Bibliothek war für sie von den frühesten Jahren eine eigene Schule, nicht allein gute Bücher kennen zu lernen, sondern auch zum eigenen Fleiß, recht Viel zu lesen, ermuntert zu werden. Sehr weit war er von der Eitelkeit entfernt, frühzeitige, und daher auch oft unreife Gelehrte zu ziehen, und dadurch entweder ihre Gesundheit zu zerstören, oder sie zum Dienst der

Charlotten Catharinen Walchin, gebornen Buddein, die zu Jena 1760 gr. 4. gedruckt worden.

Welt nur halb brauchbar zu machen. Griechische und Lateinische Litteratur, Lesen der Classiker, Hebräische Sprache, Geschichte, Alterthümer, Critik, waren die Hauptgeschäffte, die seine Söhne in ihrer Jugend treiben mußten. Gern sah er, wenn sich die Neigung des Einen oder des Anderen für eine Art dieser Kenntniß entschied; die er dann gehörig zu unterstützen, nicht unterließ; er suchte aber doch zu verhindern, daß keine Leidenschaft daraus entstehen sollte, weil diese der Erlernung anderer eben so nützlichen Dinge nachtheilig wird, und da diese Lieblingswissenschaft bey so jungen Leuten gewiß eine von den obengenannten seyn wird, mehrentheils die Gemüther gegen ernsthaftere Theile der Gelehrsamkeit einnimmt. So zubereitet, ließ er sie an dem akademischen Unterricht Antheil nehmen, und das wiederum nach den Regeln, welche eines Jeden Bestimmung erforderte. Zum letzteren überließ er Jedem die freye Wahl, nur nach richtigen Grundsätzen, die er ihnen selbst beygebracht hatte. Ob er gleich in seiner Jugend in fremde Länder zu reisen, das Glück nicht gehabt, so hielt er es doch für ein vortreffliches Hülfsmittel, seine Kenntnisse zu erweitern und zu berichtigen, und gönnte seinen drey Söhnen dieses Glück, dieses allemahl sehr kostbare Glück. Es war für ihn und seine Söhne eine seltene Wohlthat, daß er nach mancherley angenehmen Veränderungen seine drey Söhne in akademischen Aemtern; zwey als seine Collegen, obgleich in verschiedenen Facultäten, und einen zwar auf einer answärtigen Universität, aber gerade in eben dem Amt, das er selbst bekleidete, und alle auch im Aeusserlichen an Ehre und Wohlstand gesegnet und durch vergnügte Ehen beglückt sah; seine Söhne aber an ihm so lange das beste Muster, den weisesten Rathgeber verehren konnten. Der Wohlstand der Letzteren war für den Ersteren täglich neue Freude, und dadurch eine der vornehmsten Ursachen seiner Zufriedenheit, Heiterkeit des Geistes und selbst der Verlängerung seines Lebens, hingegen war eben dieses lange Leben und muntere Alter ein täglicher Segen für seine Söhne und ein sehr wichtiger Theil ihres Wohlstandes. Das Glück, welches Walch in seiner Ehe genoß, erhielt eine grosse Stufe der Vollkommenheit dadurch, daß diese auch lange dauerte. Erst im 48. Jahre wurde sie getrennt.

Es könnten noch mehrere Arten von irdischer Glückseligkeit angeführt werden, welche unserem Walch zugeflossen sind, ohne das zu wiederhohlen, was kurz vorher von den, mit seinem öffentlichen Amt und Character verbundenen angenehmen Veränderungen schon gesagt ist. Nur eine dürfen wir nicht verschweigen, die edelste Gabe für dieses Leben, ohne welche die übrigen einen so grossen Theil ihres Werths dadurch verlieren, daß sie entweder gar nicht, oder doch nicht fröhlich genossen werden. Im Ganzen hatte Walch eine dauerhafte und starke Gesundheit. Sie war nicht ununterbrochen: in seinen jüngern Jahren schien sie durch die natürlichen Folgen der Arbeitsamkeit eines Gelehrten, den sein Beruf zur sitzenden Lebensart nöthigt, erschüttert

zu werden, so daß Viele von seinen damahligen Freunden und Zuhörern gerade aus dieser Ursache sein hohes Alter für etwas Unerwartetes gehalten. Dazu kam ein Zufall, der aus einem plötzlichen Schrecken, das seine zärtliche Seele heftig erschütterte, entstand und den freyen Gebrauch seines rechten Arms und Hand so störte, daß er eine geraume Zeit sich eines Schreibers bedienen und alle Schriften, die der Druckpresse übergeben werden sollten, ihm in die Feder dictiren mußte. Dieses Uebel ist wohl nie ganz gehoben, doch aber sehr erleichtert worden, besonders da er ein Mittel fand, durch die linke Hand die rechte im Schreiben zu unterstützen. Mit dieser ihm eigenen Art, deren Beschwerlichkeit durch Uebung ihm vollkommen unmerklich wurde, hat er 50 Jahre so Vieles und Alles selbst geschrieben. Sonst war er frey von anderen Krankheiten, bis in sein höheres Alter. Diese dauerhafte Gesundheit mußte billig für desto seltener an ihm angesehen werden, da er auf der einen Seite durch seinen Fleiß und seine Geschäffte wirklich sich zu sehr abhalten ließ, seinen Körper die nöthigen Bewegungen zu verschaffen; auf der anderen stets im Sitzen arbeitete, und auf der dritten durch unangenehme Begegnisse und besonders durch die gewiß nicht wenigen Todesfälle seiner Familie recht tief gebeugt wurde. Hingegen trug eine regelmäßige Lebensart, eine auf eigene Erfahrung gegründete Diät, Abwartung der Ruhe und des Schlafes und Munterkeit des Geistes ungemein Viel zu seiner Gesundheit bey, so wie er die schon an andern akademischen Lehrern gemachte Beobachtung bestätigte, daß der an diesen in die Augen fallende Mangel der Bewegung gerade durch den täglichen mündlichen Vortrag vor einem grossen Haufen reichlich ersetzt wird.

So manchfaltiges Gute Walch im Leben empfangen hatte; so manchfaltiges Widrige sollte er auch von eben der Hand annehmen: was auch Wohlthat ist in den Augen des Weisen. Daß es einem Mann, der in einem solchen Amt und durch dieses in so mancherley Verbindungen mit so vielen und so verschieden denkenden Menschen steht, wie Walch, nicht an Gelegenheit fehle, Verdruß zu haben, das wird ohnehin erwartet: ohne Verdruß, ohne Widerspruch, ohne nachtheilige Beurtheilung alsdann zu leben, würde nur eine Folge von Menschenfurcht, oder Menschengefälligkeit, das ist, von Verletzung höherer Pflichten seyn. Walch hatte selbst von dieser Art höhere Leiden zu erfahren. Seine Treue, sein Amt redlich auszurichten, sein Patriotismus für das Wohl der Universität wurde mit harten Bedrückungen zuweilen vergolten. Seine Seele empfand das Unrecht, empfahl Gott seine Sache, tröstete sich durch seine Unschuld, welche das Publicum kannte und Personen vom höchsten Range bezeugten, und hatte am Ende die Freude, im strengsten Verstand zu sagen: Sie gedachten es böse zu machen, Gott aber hat es zum Besten gelenkt. Oft mußte er erfahren, daß das, was er nach seiner Einsicht als Pflicht that, ganz unlauteren Nebenabsichten zugeschrieben wurde; allein auch da behielt die Wahrheit

den Sieg, und sein gutes Gewissen überwand dieses Alles, und wie oft hatte er die Freude, selbst von seinen Beleidigern ein gutes Zeugniß zu überkommen; oder von denen, die sich für beleidigt hielten, Beweise zu erhalten, daß sie ihren Irrthum erkannt und abgelegt! Doch seine bittersten Leiden kamen von Oben, und das waren Todesfälle seiner Kinder. Wer sich die Mühe geben wollte, aus dem Verzeichnisse seiner Kinder die Jahre der Geburt, des Todes und des Alters der Verstorbenen unter sich zu vergleichen, der würde noch besondere Umstände entdecken, welche den Schmerz oft sehr vergrößerten.

Ein bitteres Leiden: er sollte die Trennung seiner glücklichen, gesegneten und dauerhaften Ehe erleben. Nach manchen, länger als ein Jahr dauernden, jedoch abwechselnden Zufällen von Krankheit und Schwachheit endigte seine treue, ihn zärtlich liebende und von ihm zärtlich geliebte Gattin am 4. Juny 1766 ihr ruhmvolles Leben und dieser Tod war der härteste Schlag, der ihn je betroffen. Sein Schmerz war nicht allein stark, sondern auch überaus lange anhaltend. Je mehr er, bey seinem zunehmenden Alter und Schwachheit, Unterstützung und Pflege brauchte, die er von seiner besten Freundin erwartet hatte; je mehr er sich in seiner stillen Einsamkeit nach den freundschaftlichen und christlichen Unterredungen mit ihr sehnte; desto stärker wurde das Gefühl des Verlustes, desto lebhafter sein Schmerz. Selbst die Freuden, welche ihm noch in dieser Welt gewährt wurden, selbst der Dank, welchen er, stark gerührt, seinem Gott dafür brachte, wurden ihm Veranlassung, den Tod seiner Gattin noch nach mehrern Jahren zu beweinen, weil er beyde nicht mit ihr theilen konnte. Die Hoffnung, welche ihm sein Alter erweckte, bald dahin zu kommen, wo sie schon war, und dann ewig mit ihr vereinigt zu seyn; die fröhlichen Aussichten in die Ewigkeit, wo kein Tod mehr seyn kann, waren die stärksten Gründe, welche sein gebeugtes Herz erquicken konnten. Allein die Erfüllung seiner Hoffnungen und Wünsche war zwar nicht für Andere, aber für ihn lange ausgesetzt. Fast 9 Jahre sollte der Greis die Last, die ihn drückte, tragen: er sollte, auch durch diese Umstände, des Lebens satt werden und desto fröhlicher sterben.

Obgleich in dem, was von seinen Begebenheiten erzählt worden, sehr sichtbare Züge seines Characters sich entdecken lassen, so würde es doch zu wenig seyn, ihn vollständig zu kennen. Von Natur hatte er eine sehr glückliche Mischung der Verstandeskräfte und Willensneigungen erhalten, die seiner ganzen Bestimmung überaus angemessen war. Unter jenen schien Witz und Einbildungskraft die kleinste Stärke zu haben: im Grunde war sie so schwach nicht, sie war nur von ihm am Wenigsten durch Uebung erhöht worden. Wo sich gleichsam die Natur selbst überlassen war, wo nicht bestimmte Gegenstände seiner gelehrten Beschäfftigungen, die eine solche Lebhaftigkeit der Einbildungskraft nicht erforderten, seine Seele an ihrem Gebrauche hinderten: wenn angenehme oder unangenehme Eindrücke der Sinne ihn

stark rührten, und das thaten sie gemeiniglich, da waren seine Empfindungen und ihre Wirkungen durch Mienen, Reden und Handlungen Zeugen genug, daß es ihm an dieser Kraft nicht fehle. Doch wurde sie durch das ihm zu Theil gewordene Maß der Gedächtnißkraft unstreitig überwogen. Die beständige Uebung, wozu ihn seine natürliche Neigung zu den Gedächtnißwissenschaften und dann sein besonderer Beruf antrieb, hatte zwar sehr Viel zu der Grösse seines Gedächtnisses beygetragen; sie würde aber, wenn dieses nicht eine Naturgabe gewesen, so Viel nicht beygetragen haben. Mit Bewunderung sieht man in seinen Schriften nicht allein seine ausgebreitete Belesenheit, sondern auch die Gabe, sich alles Dessen, was er gelesen, am rechten Ort und zur rechten Zeit wieder zu erinnern. Es würde Ungerechtigkeit seyn, sie des Fehlers zu beschuldigen, in welchen mehrere Gelehrte seines Zeitalters verfallen, die entweder in unerheblichen Kleinigkeiten Belesenheit zu zeigen, oder doch ihre mühsam gesammelten Schätze am sehr unrechten Ort mehr zu verschwenden, als nützlich anzuwenden, gewohnt waren. Allein die Bewunderung wird durch den Umstand erhöht, daß Walch Nichts weniger, als Collectaneen gesammelt und bey seinen weitläuftigen historischen Untersuchungen keine andere Hülfe gehabt, als sein Gedächtniß. Doch die ungewöhnlichste Erscheinung war die bis in das Alter dauerhafte Lebhaftigkeit desselben. Man hat schon längst die Beobachtung gemacht, daß Greise sich leicht solcher Begebenheiten erinnern, die in ihrer Jugend, oder doch männlichem Alter vorgefallen, hingegen gerade die vor kurzer Zeit in ihrem Alter erfolgt sind, am Ersten vergessen und sich kaum mit Mühe darauf besinnen können. Bey unserem Walch konnte in seinem Alter dieser Unterschied nicht bemerkt werden. In seinem 78. Jahre erzählte er einer Person eine, für ihn sehr gleichgültige Begebenheit mit sehr vielen und den kleinsten Umständen auf's Genaueste, die wenige Jahre vorher sich zugetragen hatte. Mit diesem Gedächtniß war eine sehr gute und richtige Beurtheilungskraft verbunden. Er urtheilte gewiß gründlich und mit sehr kaltem Blut. Da er sich geübt hatte, seinen Gegenstand ganz zu übersehen, ehe er urtheilte, so verschaffte er dadurch seinen Ideen die gehörige Klarheit, wodurch sein mündlicher und schriftlicher Vortrag einen sich sehr auszeichnenden Grad der Deutlichkeit erhielt; und da er eben so richtig das wahre Verhältniß, die Uebereinstimmung und die Verschiedenheit dieser Ideen, gegen, mit und von einander einsah; so entstand daraus die Ordnung, welche er so sorgfältig beobachtete. Dieses war ihm so natürlich, daß man nicht den geringsten Zwang bemerkte, der durch gelehrte Künsteleyen so leicht in die Augen fällt. Durch diese edlen, von ihm treu genutzten Gaben hat er ohne alle Neuerungssucht in seinen Lehrbüchern der Dogmatik und Moral manche Veränderungen der gewöhnlichen Vorstellungen, Abtheilungen und Ausdrücke vorgetragen, die den verdienten Beyfall erhalten haben und behalten werden. So wenig er sich übereilte,

so geneigt war er, wenn über eine Sache die Meynungen getheilt waren, erst die Gründe auf beyden Theilen zu prüfen; so wenig konnte man an ihm Langsamkeit im Ueberlegen entdecken, die ihn gewiß abgehalten haben würde, so Viel zu thun, als er wirklich gethan. In anderen Angelegenheiten, im Umgange mit Anderen waren seine Beurtheilungen sehr practisch. Nicht bloß im Alter, sondern auch in seinen jüngern Jahren hatte er eine grosse Fertigkeit, die Folgen einer Sache richtig vorherzusehen, und darauf theils seine eigenen Entschliessungen, theils den Rath, welchen er Anderen gab, zu bauen, wovon einige sehr auffallende Beyspiele angegeben werden könnten. Ihn um Rath zu fragen, war gewiß nie mit Reue begleitet, wohl aber haben Mehrere es bereut, daß sie seinen weisen Rath nicht befolgt haben.

Von dem natürlichen Temperament seines Willens läßt sich viel schwerer Nachricht geben, weil sich hier bloß Natur und durch Religion und Klugheit gebesserte und geheiligte Natur nicht wohl unterscheiden lassen. Doch können auch hier einige Züge hinreichen. So empfindsam seine Seele war; so wenig waren seine Neigungen heftig. Wenn eigentlich eine Leidenschaft bey ihm herrschend war, so war es die zärtlichste Liebe gegen seine Gattin und Kinder, aber doch auch alsdann bey unangenehmen Empfindungen stärker, als bey den angenehmen. Heftige Aufwallungen und Affecten bemeisterten sich nie seiner Seele; viel weniger gaben sie so dem ganzen Zusammenhange der Wirkungen seiner Seele ihre Richtung. In Allem war eine sehr glückliche Mäßigung, sonderlich im Genuß sinnlicher Freuden. Er empfand das Angenehme derselben stärker, als es zu seyn schien, weil es ihm sehr leicht war, ihrer zu entbehren, wenn sie ihn an Erfüllung seiner Pflichten hindern sollten. Diese Freuden, die er suchte und genoß, waren nie rauschend. Grosse Gesellschaften floh er eher, als daß er sie suchte, und wenn er ihnen beywohnen mußte, sah man es ihm an, daß sie ihm mehr Last, als Freude waren. Ein stiller Umgang mit wenigen Freunden war ihm angenehmer; nur mußte er seinen Arbeiten nicht zu viel Zeit rauben, auf welche er geizig war. Allen Ergötzungen zog er den Genuß der einfältigen Schönheiten der Natur vor. Im Garten und auf seinem Landgut zu seyn, war seine größte Wollust, die er doch auch alsdann dadurch mäßigte, daß er daselbst arbeitete und nur kurze Zeit der eigentlichen Erhohlung widmete. Sein Gemüth, wenn es nicht durch Trauerfälle gebeugt wurde, war stets heiter und munter. Offenherzigkeit, selbst Freyheit im Reden, Haß alles erkünstelten Zwanges characterisirte seinen Umgang mit Anderen. Sonst war er sehr vorsichtig in seinen Reden und Beurtheilungen Anderer und kam alsdann nicht eher in Eifer, als wenn er offenbare Ungerechtigkeiten, oder Mangel der Liebe zur Religion an Anderen entdeckte. Die Gesetze des Wohlstandes beobachtete er genau und in manchen Fällen strenger, als es nöthig war, wenn er sich aus dieser Ursache das nicht erlaubte, was ihm Andere gern gegönnt hätten. Ordnung, sehr

pünctliche Ordnung, liebte er in allen seinen Angelegenheiten. Allerdings kannte er den Werth der Ehre und irdischer Güter; was ihm Gott von beyden zugetheilt, suchte er zu bewahren und mit Treue rechtmäßig zu nutzen, doch weder Ruhmsucht, oder Stolz, noch Geiz, oder Verschwendung waren seine natürlichen Hauptneigungen; wovon sein ganzes Betragen ein so lauter Beweis war, daß er bey Anderen vom Verdacht frey gewesen. Wir würden noch seiner Arbeitsamkeit hier gedenken müssen, (denn diese und die damit verbundene Geduld und Standhaftigkeit gehören unstreitig zu den deutlichsten Zügen seines natürlichen Characters) wenn nicht das, was von seinen Arbeiten schon gesagt worden, hinreichend wäre. Dagegen wollen wir eines anderen Umstandes gedenken, seines Geschmacks am Besitz und am Lesen der Bücher, da wir aus Erfahrung wissen, daß sich daraus vom natürlichen Character eines Gelehrten beobachtungswürdige Folgen ziehen lassen, die nur alsdann richtig sind, wenn der Mann, von dem die Rede ist, wie Walch, dabey völlig frey, nach seinen eigenen Einsichten handelt.

Walch war der Besitzer einer sehr grossen Bibliothek. Die Begierde, Bücher zu kaufen und zu besitzen, war von den Jahren, da er sie zu nutzen anfieng, bis an sein Ende ununterbrochen stark und durch seine eben so dauerhafte Neigung zur Litteratur vermehrt und bestimmt. Er besaß daher einen so grossen Vorrath von Büchern, da er als Erbe die ebenfalls ansehnliche Sammlung des Buddeus überkam, daß er wegen der Doubletten einen grossen Theil davon verkaufen mußte. Allein die Buddeische Sammlung, vermehrt mit denen, die vorher sein Eigenthum waren, machte kaum den dritten Theil von derjenigen aus, die er wirklich hinterlassen. Die Buddeische Sammlung zeichnete sich sonderlich durch die besten Ausgaben der Kirchenväter, durch Sammlungen der Geschichtschreiber mittlerer Zeiten, durch exegetische, dogmatische und moralische Werke, durch die besten Schriften der älteren und neueren Philosophen, durch neuere Schriften in allen Theilen der Kirchenhistorie, auch der mit dieser in Verbindung stehenden bürgerlichen Geschichte, und durch Teutsche, Lateinische, Französische Journale aus. Alle diese Artikel wurden denn sorgfältig erhalten und vermehrt, recht eigentlich bis auf die neuesten Zeiten fortgesetzt, nur das einzige philosophische Fach ausgenommen, was die neueren Schriften betrifft. Dafür kamen dazu die besten Ausgaben der Lateinischen und Griechischen Classiker mit den ihrer Aufklärung und Erläuterung bestimmten Schriften der Neueren: grosse und kleine Werke zur Litterargeschichte nach allen ihren Theilen betrachtet: die Sammlung der zur Polemik gehörigen Schriften, bis auf die kleinsten Wechselschriften: die Sammlung von berühmter Theologen zusammen gedruckten Schriften, und besonders von Dr. Luther's Schriften, sowohl der Originalausgaben, oder sogenannten Autographen, als der ganzen Sammlungen: die symbolische Sammlung, wohin auch alle Acten der Religionsgespräche u. dgl. gerechnet wurden.

Erst in seinen älteren Jahren kamen noch zwey Artikel dazu, Naturgeschichte und Reisebeschreibungen. So groß nun die Zahl der verschiedenen Gattungen von Büchern war, in die er sich ausbreitete, und so angenehm es ihm war, die in der Litteratur sogenannten Suiten vollständig zu haben; so streng war er doch in der Auswahl einzelner Bücher. Ob er gleich ein guter Kenner von raren Büchern war und selbst sehr viele besaß, so war doch diese bloße Seltenheit nie der Grund, warum er ein Buch kaufte; sondern er kaufte das seltene Buch, weil es nützlich oder ein Theil eines gewissen Ganzen war, welches zu seinen Absichten gehörte. In einer Bibliothek, die binnen fast 100 Jahren gesammelt worden, kann es nie an Büchern fehlen, die zu unseren Zeiten den Werth der Brauchbarkeit, den sie ehemahls gehabt haben, nicht verloren hätten und das in einer Wissenschaft mehr, als in einer anderen. Es konnte daher auch in dieser nicht vermieden werden; allein das, was vermieden werden konnte, wurde vermieden, daß man keine unbrauchbaren Bücher dazu kaufte. Walch's Bücherliebhaberey gieng nie dahin, um Bücher, um viele Bücher zu haben, sondern um nützliche, brauchbare Bücher zu besitzen. Nicht Kostbarkeit, aber Reinlichkeit der Bände, Ordnung und Regelmäßigkeit im Aufstellen waren Gesetze, die er sehr sorgfältig beobachtete. Man wird ihm dabey die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sein Büchersammeln kein Werk gelehrter Eitelkeit, da er selbst sie so wohl gebraucht, und zu diesem gemeinnützigen Gebrauche den größten Theil haben mußte, da eben dieses von seinen Söhnen geschehen und überdieß noch so viele andere Jenaische Gelehrte durch seine Bereitwilligkeit, Anderen den Gebrauch seiner Bücher zu gönnen, in ihren Bemühungen unterstützt worden.

Bey dem eigenen Gebrauche seiner Bücher, sowohl zu seinem Unterricht und seiner Belehrung, als zu seiner Unterhaltung und seinem Vergnügen, war er von den gleichschädlichen Vorurtheilen, sich entweder auf nur alte, oder auf nur neue, einzuschränken, vollkommen frey. Eben so wenig gab er den grössern vor den kleinern, oder diesen vor jenen einen Vorzug: nur Brauchbarkeit bestimmte den Werth einer Schrift, die seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Und diese Brauchbarkeit beurtheilte er nach dem Inhalt, nach dessen Gegenstand und vollständigen und gründlichen Behandlung. Einen Schriftsteller, der Wahrheit richtig, aber nicht schön sagt, zu verachten, oder nicht zu lesen, hielt er für schädliche Zärtlichkeit, die sich selbst rächt. Hingegen waren ihm diejenigen, welche in wissenschaftlichen Materien, um schön zu schreiben, wortreich und weitschweifig waren, sehr unangenehm, da sie dem geschäfftigen Leser Zeit rauben. Da die letzte ihm so kostbar war, so waren der Stunden, vielmehr nur Theile von Stunden, sehr wenig, die er eigentlich auf Lectüre zum Vergnügen wendete. Nur bey schon ziemlich hohem Alter widmete er dazu die Zeit nach dem Abendessen, welche vorher wie die ganze Tageszeit zu Arbeiten bestimmt war. Werke des

Witzes, die bloß belustigen sollen, waren nicht nach seinem Geschmack. Es fehlte ihm recht eigentlich die Geduld, sich mit gelehrten Tändeleyen zu unterhalten. Lebensbeschreibungen verdienstvoller Männer und vornehmlich Reisebeschreibungen zu lesen, blieben bis an seinen Tod sein angenehmster Zeitvertreib. In seinen jüngern Jahren war er ein grosser Freund von Journalen; dieser Geschmack minderte sich aber im Alter merklich, wozu der ganz veränderte Ton in solchen Büchernachrichten wohl das Meiste beygetragen hat. Er vermißte zu sehr Litteratur und Bekanntschaft mit den älteren Bearbeitern einer Wissenschaft an den neueren Bucherrichtern, und es missfiel ihm die wunderbare Untrüglichkeit, auf welche so Viele einen Anspruch zu machen schienen.

Noch ist der edelste, lehrreichste und nachahmenswürdigste Theil seines Characters übrig. Walch war ein Christ und das gründlich, aufrichtig, mit der That. Daß seine Erkenntniß der geoffenbarten Religionswahrheiten ausgebreitet, klar und gründlich gewesen, können wir nicht allein als fast nothwendige Folge seines äusserlichen Berufs, sondern auch als eine erwiesene und Tausenden, die ihn gehört, oder seine Schriften gelesen haben, bekannte Sache voraussetzen. An dessen Statt bemerken wir, daß wie er überzeugt war, daß kein thätiges Christenthum ohne wahre und richtige Erkenntniß seyn könne, so auf der anderen Seite zwischen der gelehrten und scharfsinnigen Kenntniß des Theologen und der lebendigen Erkenntniß des Christen nicht allein in der Theorie einen Unterschied machte, sondern auch in der Ausübung selbst beobachtete. Darin war er mit allen rechtschaffenen Lehrern einig, daß auch der Theolog seine eigene gelehrte Theologie zu seiner Besserung und Erbauung brauchen müsse, ja er sah gerade den äusserlichen Beruf des Theologen, und daher mit innigstem Dank gegen Gott seinen eigenen Beruf, deswegen für edel an, weil er zum häufigern Gebrauche des göttlichen Wortes und dadurch zu täglichem Wachsthum, Berichtigung und Befestigung seiner eigenen Kenntniß der Religionslehren die beste Gelegenheit schaffe, und vergaß nie, daß von dem Viel werde gefordert werden, welchem Viel anvertraut war. Allein er machte dann einen grossen Unterschied, wenn er sich mit den göttlichen Wahrheiten, als Theolog, und wenn er sich mit eben denselben als Christ beschäfftigte. In jenem Fall steht der Theolog immer in Gefahr, sich gleichsam selbst zu vergessen, und bey Bereicherungen seiner Kenntnisse, das Herz leer zu lassen, ohne Empfindung neuer Kraft zur Liebe Gottes und gottseligem Wandel, immer in Gefahr, an sich die Erfahrung zu machen, daß das bloße Wissen das Herz leicht vereitele, ohne es zu bessern, und diese Gefahren suchte Walch ernstlich zu vermeiden. Um sich zu bessern, seine Ueberzeugung zu stärken, sich zur Liebe Gottes und zu allen Theilen der Gottseligkeit zu erwecken, las er täglich Gottes Wort in wahrer Einfalt des Glaubens und verband damit rechtschaffener Lehrer erbauliche Schriften.

Hier vergaß er ganz, daß er ein Theolog war und Andere lehren sollte: er lernte himmlische Weisheit mit wahrer Lernbegierde, ob er sich gleich dadurch einen Schatz sammelte, von welchem er Anderen reichlich mittheilen konnte und mittheilte. Dieses war eine Folge von seiner lebendigen Ueberzeugung, daß Gottes Wort wirklich Gottes Wort sey. Seine Zuhörer geben ihm auch das Zeugniß, daß, so oft er diese Wahrheit vortrug, oder Andere zur Ehrerbietung und zum heilsamen und beständigen Gebrauche der Bibel ermahnte, er es mit so warmen Eifer und wahrer Parrhesie that, daß Jeder sah, der Mann rede aus Erfahrung. Er baute die vollkommene Gewißheit eines Menschen vom göttlichen Ursprunge der heiligen Schrift lediglich auf dessen übernatürliche Kraft und legte der Erfahrung derselben den größten Vorzug vor allen übrigen Beweisen des ersten bey. Er kannte die letzteren so vollständig und so richtig, als jeder Andere, er kannte auch ihren Werth, Ungläubige zu überzeugen: da sie aber nur einen natürlichen Beyfall wirken sollen und können, so hielt er sie auf der einen Seite für nicht zureichend, den ächten Gehorsam des Glaubens zu wirken, auf der anderen Seite für sehr überflüssig bey denen, welche durch höhere und untrügliche Gründe, durch Erfahrung, daß das Evangelium Kraft Gottes sey, selig zu machen, die daran glauben, davon überzeugt sind.

Aus dieser reinen Quelle, aus der lebendigen Ueberzeugung, die Bibel enthalte göttliche Wahrheit, sey auch alsdann Wahrheit, wenn sie von uns das zu glauben fordere, was über alle Vernunft geht, was dem natürlich eingeschränkten Verstand des Menschen zu hoch ist, als daß er es begreifen könne, aus dieser Quelle floß sein lebendiger Glaube. Christus war ihm wahrlich Alles und wenn es wahr ist, daß das Herz voll von dem seyn, wovon der Mund übergehe, so war sein Herz gewiß voll vom Glauben, den sein Mund so oft als den einzigen Weg zum Leben öffentlich verkündigte und in der Stille, wenn er Gott dankte, als die größte Wohlthat verehrte.

Sein Glaube heiligte seine ganze Seele durch die reinste und brünstigste Liebe und Dankbarkeit. Alles Gute, was er hier genoß, und wie viel Gutes hat er nicht genossen? sah er unverrückt als Werke göttlicher Liebe, als ganz unverdiente Wohlthaten des Vaters im Himmel an. O wie oft gieng das: Ich bin zu geringe aller Treue und Barmherzigkeit, die du an mir täglich thust, aus dem tiefsten Grund seines Herzens und drang sich aus seinem fröhlichen Munde! Mit wie inniger Beschämung gab er denen Beyfall, die in seinem hohen Alter ihm versicherten, daß sie ihn als ein Wunder göttlicher Güte ansähen, doch nie ohne Zusatz: Ich bin es nicht werth; das hat Gott gethan, das thut Gott. Selbst seine Leiden, die ihn so tief beugenden Leiden, hinderten ihn nicht, an Gottes Güte zu denken und, nach einiger Erhohlung vom ersten Schmerz, ihm dafür zu danken. Diese Leiden hielt er beständig für die beste Schule, in welche

ihn Gott geführt, ihm die Verläugnung irdischer Güter zu erleichtern und die Begierden nach höheren, göttlichen Freuden zu erwecken. Er war davon abermahls aus Erfahrung so überzeugt, daß er Andere herzlich ermahnte, doch kein leidenfreyes Leben in dieser Welt zu verlangen, damit sie sich nicht eines bewährten Mittels beraubten, im Christenthum zu wachsen, Uebung der Geduld, der Ergebung in den göttlichen Willen, Richtung der traurigen Seele zu Gott, süsse Empfindung göttlichen Trostes, selbst fröhliches Erwarten des Todes wären für den Christen zu wichtige Vortheile, als daß man sie nicht durch kurze Leiden dieser Zeit erkaufen sollte. Aus dieser Gesinnung entsprang ein lebendiges Vertrauen auf Gott, wovon er zu seiner Beruhigung und Freude die gesegnetesten Folgen genoß. In den Angelegenheiten dieses Lebens brauchte er die rechtmäßigen Mittel, seine guten Absichten zu erreichen, mit aller Treue; allein den Ausgang seiner Anschläge überließ er dem guten Gott, der Alles gut macht. Da unter den göttlichen Verheißungen, deren Erfüllung der Christ mit so gutem Grund erwartet, die zukünftige Seligkeit billig den höchsten Rang hat, so war denn bey unserem Walch diese Hoffnung nicht allein gewiß, sondern auch lebhaft. Diese, und nicht die letzten Beschwerden des Alters, zeugte die rührende Sehnsucht nach dem Himmel und veranlaßte die feyerlichsten und nachdrücklichsten Erklärungen seiner Wünsche nach einem seligen Ende. Das Gebet, diese edelste Beschäfftigung des Christen, war auch Walch's angelegentliches Geschäfft, und das verrichtete er mit einer wahren Inbrunst, und am Liebsten in der Einsamkeit, ob er gleich nicht unterließ, auch mit den Seinigen sich darin zu vereinigen.

Die Besuchung des öffentlichen Gottesdienstes war ihm ein sehr wichtiges Erbauungsmittel. So lange es seine Kräfte nur zuließen, versäumte er bis in das höchste Alter diese Pflicht nie, auch alsdann nicht, wenn selbst die Umstände seiner Gesundheit zuweilen es nothwendig zu machen schienen. Und so angenehm es ihm war, gute Predigten zu hören, so ließ er sich doch auch mittelmäßige gefallen, wenn nur Gottes Wort, sagte er, und auch den Einfältigen faßlich vorgetragen wurde. Sehr natürlich bemerkte er Fehler, die Andere nicht bemerkten; aber eben deßwegen verdienten sie in seinen Augen Entschuldigung. Nur philosophische Materien, oder Beweise, und Schwulst im Ausdruck konnte er nicht vertragen, weil sie von den Wenigsten verstanden und von noch Wenigern genutzt werden könnten. Das Abendmahl des Herrn genoß er oft, nach ernstlicher Vorbereitung mit Inbrunst, mit inniger Dankbarkeit, und, bis auf die letzten Tage seines Lebens, allezeit öffentlich, und das nach den Grundsätzen von der willkührlichen Privatcommunion, die er in seinen Schriften vorgetragen hatte. Bey einer solchen Treue, seinen Glauben und sein gutes Gewissen zu bewahren, und durch pflichtmäßigen Gebrauch der verliehenen Mittel, konnte wohl nichts Anderes folgen, als daß sein Lebenswandel rechtschaffen und

exemplarisch war. Die Pflichten, die er sich und Anderen, die er als Mensch, als Christ, als Lehrer, als Ehegatte, als Vater, als Herr seiner Dienstleute, zu leisten schuldig war, erfüllte er genau und gewiß aus Gehorsam gegen die göttlichen Gesetze, welche jene vorschreiben. Sorgfältig und vorsichtig, Niemand zu beleidigen, oder auch nur anstößig zu werden; allezeit bereit, Jedermann nach dem Vermögen, das ihm Gott reichlich darreichte, zu dienen und das ohne Eigennutz, mildthätig gegen Arme, freundlich und gefällig gegen Jedermann, geduldig, Anderer Schwachheit zu tragen, fleißig in den Geschäfften seines Berufs, kurz: reich an wirklichen guten Werken, ein wahres Vorbild seiner Zuhörer, seiner Freunde, seiner Kinder, seiner Hausgenossen, und das Alles in wahrer Einfalt seines Herzens. Sein ganzes Christenthum war durchaus nichts Gesuchtes, nichts Geformtes, nichts Affectirtes: er suchte nicht den Schein, sondern die Kraft der Gottseligkeit; er ließ sein Licht leuchten, ohne es selbst zu wissen, und reizte Viele zu seiner Nachfolge, da er selbst aus Bewußtseyn seiner Schwachheit und Unvollkommenheit entfernt genug war, sein Beyspiel Anderen zur Nachahmung aufzustellen. Und so genoß er den Segen eines treuen Lehrers, durch Wort und That Andere im Guten zu unterrichten, zu erwecken, und zu stärken.

Dieses ist Walch's Character, den er beständig behauptet hat. Ich muß hier gegen das Urtheil eines Mannes, dessen Gelehrsamkeit und frühere Verdienste ich wohl besonders hochschätze und preise, dessen Character und sittlicher Werth aber leider in der Folge — freylich trugen Localumstände und Verhältnisse das Meiste dazu bey — sich gar sehr veränderten, laut eifern; es heißt nämlich in Johann Christian Briegleb's hinterlassener Autobiographie (S. 7.): „Von diesem so berühmten Manne habe ich Wenig oder Nichts gelernt. Das Aeussere des Vortrags war nichts weniger als angenehm; seine Stimme unverständlich; sein ganzer Aufzug allzu theologisch-schulmeisterhaft; sein Character nicht der beste, wie man sagte; seine Gefälligkeit groß. Er that weiter Nichts, als er trug in einer wenig veränderten Ordnung vor, was er im Buche hatte drucken lassen (der Autobiograph hörte nämlich Dogmatik bey ihm); und nannte dann Bücher genug, die von dieser und jener, und jener und dieser Materie handelten. So auch in der Kirchengeschichte des alten Testaments, die ich bey ihm hörte, dictirte er eine halbe Stunde, erörterte eine curiöse Kleinigkeit, und gieng früh weg, so wie er spät gekommen war. Seine Predigten hatten wenig Beyfall, und verdienten nicht mehr."

Die letzte Periode seines Lebens nahm ihren Anfang durch einen Unfall, der in seinem Körper eine unerwartete Unordnung anrichtete. Bis dahin war seine Gesundheit selten und wenig gestört worden. Katarrhalische Zufälle, zumahl bey Veränderungen der Witterung, und Anfälle von Hypochondrie, die vom vielen Sitzen und Studieren herrührten, waren zwar unvermeidliche

Uebel, mit denen er zuweilen angegriffen wurde; sie waren aber von keinen gefährlichen Folgen. Ausser seiner gesunden, starken und dauerhaften Leibesbeschaffenheit, vereinigten sich seine Mäßigkeit und Diät und die treue Sorge der Aerzte, deren Rath und Hülfe er sich bediente, mit einander, dieses abzuwenden. Im höheren Alter zeigten sich wohl auch Anfälle von Schlagflüssen, deren Ursache in den Eingeweiden des Unterleibes lag, die aber allemahl durch die von seinem Arzt verordneten Arzneyen gehoben wurden.

Im J. 1769 begegnete ihm der Unfall, daß, da er ganz allein auf seinem, noch dazu von den anderen entfernten Zimmer war, und ein Buch suchen wollte, er von einer hohen Leiter herunter fiel: derselbe Unfall, den der unsterbliche Schröckh hatte; das damit verbundene Schrecken und der Umstand, daß ihm nicht sogleich Hülfe geleistet werden konnte, zogen eine gänzliche Erschütterung seiner Kräfte und dadurch schmerzhafte Zufälle in den Nerven und andere schlimme Folgen nach sich. Er wurde zwar davon so weit hergestellt, daß er seine Arbeiten wieder fortsetzen und die kaum angefangene patristische Bibliothek vollenden konnte: allein von dieser Zeit an zeigte sich die Entkräftung immer mehr. Die Schwäche der Nerven hinderte sonderlich den Gebrauch der Füße und nöthigte ihn noch mehr zum beständigen Sitzen. Dieses vermehrte das Uebel. Wegen Mangel der Bewegung, wegen des vielen und anhaltenden Sitzens wurden die Säfte unrein, dick, zähe, zur Bewegung durch die kleinen Gefäße ungeschickt: sie stockten hier und da, besonders in den Nerven und im Gehirn. Nach und nach zeigten sich die Wirkungen dieses traurigen Zustandes, zuerst durch Fehler des Gesichts, durch Schwindel, Mangel, die Gegenstände, die er sah, richtig zu unterscheiden, Vergessenheit und Schlafsucht. Bey dem Allem blieb sein stets geschäfftiger Geist stets wirksam, der sich so recht nach und nach von der Sinnlichkeit loszureißen schien, und zur Ewigkeit zu eilen.

Entkräftung und Schlafsucht wurden aber immer grösser und stärker: eine Kraft des Lebens schien nach der anderen zu verschwinden und endlich endigte sich das Leben selbst, sanft, ohne Schmerz und ohne Empfindung, am 13. Januar 1775, nachdem er über 81 Jahre gelebt und das akademische Lehramt zu Jena beynahe 57 Jahre verwaltet hatte.

Wir haben die Walchische Schrift von dem Leben, Character und den Schriften seines Vaters ganz erhalten wollen: es folgt demnach noch das vollständige Verzeichniß seiner eigenen Bücher und Schriften (andere und kleine Schriften und Aufsätze werden übergangen):

Historia critica Latinae Linguae, Lips. 1716. Edit. II. 1729. 8. Die letztere ist nicht allein durch Zusätze in allen Abschnitten, sondern auch durch zwey neue Abschnitte, den 10. de criticis Latinis, und den 15. de variis styli cultioris exercitiis et argumentis vermehrt. Im J. 1733 erschien zu Venedig in

2 Duodezbänden ein Nachdruck der 1. Ausgabe. — Entwurf der allgemeinen Gelehrsamkeit und Klugheit zu studieren, zum Gebrauch eines akademischen Collegii aufgesetzt, Leipzig 1718. 8. Der Verfasser hat sich weder auf dem Titel, noch am Ende der Vorrede genannt; sich aber selbst in andern Schriften dazu bekannt. Durch die allgemeine Gelehrsamkeit werden die Humaniores und die Philosophie verstanden. — Parerga academica ex historiarum atque antiquitatum monimentis collecta, Lips. 1721. 8. Dieses ist eine Sammlung mehrerer theils vorher einzeln gedruckter und vermehrter, theils ganz neuer Abhandlungen. Diese sind die Exercitatio de atheismo Aristotelis und die Historia Logicae. — Gedanken vom philosophischen Naturell, als eine Einleitung zu seinen philosophischen Collegiis aufgesetzt, Jena 1723. 8. — Philosophisches Lexicon, darin die in allen Theilen der Philosophie, als Logik rc. vorkommenden Materien und Kunstwörter erklärt und aus der Historie erläutert, die Streitigkeiten der ältern und neuern Philosophen erzählt, die dahin gehörigen Bücher und Schriften angeführt worden. Leipzig 1726. gr. 8. 2. Ausg. 1733. welche Ausgabe nicht allein der Verfasser selbst verbessert und vermehrt; sondern auch einen von Johann Georg Lotter verfertigten Anhang zum philosophischen Lexico, worin die Leben der berühmtesten Philosophen nach alphabetischer Ordnung enthalten, beygefügt hat: 3. Ausg. 1740. ohne alle weitere Veränderung, und 4. Ausg. mit vielen neuen Zusätzen und Artikeln vermehrt und bis auf gegenwärtige Zeiten fortgesetzt, wie auch mit einer kurzen critischen Geschichte der Philosophie aus dem Bruckerischen grossen Werke versehen, von Justus Christian Hennings, jedoch ohne vorhergedachten Anhang, 1775. in 2 Bänden, gr. 8. — Einleitung in die Philosophie, worin alle Theile derselben nach ihrem richtigen Zusammenhang erklärt und der Ursprung und Fortgang einer jeden Disciplin zugleich erzählt werden; sonderlich zum Gebrauch des philosophischen Lexici, Leipzig 1727. 2. Ausg. 1733. 3. Ausg. 1738. 8. Von diesem Buche ist ebendaselbst 1730 eine von Carl Heinrich Lange, Conrector zu Lübeck, verfertigte Lateinische Uebersetzung unter dem Titel: Introductio in philosophiam, herausgekommen. — Historische und theologische Einleitung in die Religionsstreitigkeiten. Von diesem Werk kam zu Jena im J. 1724. in 8. derjenige Band heraus, welcher nachher für den 1. des 1. Haupttheils des Ganzen erklärt wurde, und die ausser der Evangelisch-Lutherischen Kirche vorwaltenden Religionsstreitigkeiten betrifft. Bey der ersten Ausgabe würde theils auf dem Titel, theils in der von Buddeus vorgesetzten Vorrede angezeigt, daß dabey ein Collegium des Letzteren zum Grund gelegt worden sey. Dieser Band ist an sich unverändert einige Mahl, 1730. 1733. wieder gedruckt worden; hingegen erfolgte eine weitere Ausführung der in ihm vorgetragenen Streitigkeiten ausser unserer Kirche und zwar mit der Römischen Kirche im 2. und mit den Reformirten, auch den Arminianern, im 3. welche beyde 1734 an's Licht tra-

ten, ferner mit den Antitrinitariern und Socinianern, Fanatikern und Enthusiasten, im 4. endlich mit den Atheisten, Naturalisten, Indifferentisten, mit der Griechischen Kirche, mit den Muhamedanern, Juden und Heiden, im 5. Band, welche beyden letzteren 1736 gedruckt worden sind. Ehe aber diese weitere Ausführung an's Licht trat, so kam auch der 2. Haupttheil, welcher die Religionsstreitigkeiten der Evangelisch-Lutherischen Kirche von der Reformation an bis auf jetzige Zeiten abhandelte, im J. 1730 in 3 Bänden zugleich heraus. Der 3. hatte einen doppelten Anhang. In dem 1. wird Ludwig Gerhard's Lehrbegriff des ewigen Evangelii von der Wiederbringung aller Dinge, in dem 2. Christian Melodii, oder Adam Bernd's, Einfluß der göttlichen Wahrheit in den Willen weitläuftig untersucht und wiederlegt. Diese 3 Theile sind 1733 wieder aufgelegt. Ueber die in diesem Buche enthaltene Nachricht von den pietistischen Streitigkeiten entstand ein kleiner Schriftwechsel. Noch im J. 1730 erschien: Die Widerlegung der gegen des Hamburgischen Theologen, Herrn Erdmann Neumeister's, kurzen Auszug Spenerischer Irrthümer in der Walchischen Einleitung vorkommenden Einwürfe, von M. I. C. I. ferner: Die Anmerkungen über die vier ersten Kapitel der Walchischen Einleitung, beyde in 4. und: Die Widerlegung der parteyischen Erzählung, mit welcher ein E. Ministerium zu Hamburg wegen der Eidesformel de anno 1690 und Horbischen Streitsache in der Walchischen Einleitung zudringlich und vermessentlich angegriffen worden, welche letztere so bitter und beleidigend abgefaßt war, daß sie zu Jena auf höheren Befehl confiscirt wurde. Dafür kamen zur Vertheidigung heraus: Ein Beweis, daß der Autor (der zuletzt gedachten Schrift) sich und den Seinigen gar übel vorgesehen, von Johann Theodor Hofmann, welches nur ein erborgter Name ist, Halle 1730. M. I. C. L. (d. i. Lapritzens) Spenerus vindicatus, Halle 1731. 8. und: J. T. Hofmann's Abfertigung der beyden wider die Walchische Einleitung ausgestreueten Schriften, Halle 1732. 8. Hierauf erschienen von der Gegenparter: Die gründliche Beantwortung sowohl des Speneri vindicati, als auch der Hofmannischen Abfertigung, durch M. I. C. I. und: Der Abdruck eines Schreibens zur Beantwortung der zu Halle für die Walchische Einleitung herausgekommenen elenden Schrift 1732. Bey Gelegenheit eines, vom Dr. Schröder in einer Disputation: Vindiciae reformationis Lutheri, gegen Walch's Beurtheilung der Frage von der Gegenwart der guten Werke in der Rechtfertigung erhobenen Widerspruchs, erschienen die Vindiciae judicii, quod *Walchius* de controversia tulit, etc. welche nicht er, wie vorgegeben worden, sondern ein Anderer, welcher den Namen Friedr. Gotthilf Wagner angenommen, verfertigt hat. An diesen Händeln nahm Walch so wenig Antheil, daß er nicht einmahl in der Fortsetzung seines Werks derselben gedachte. Diese Fortsetzung kam 1739 im 4. und 5. Band heraus; durch welche nicht allein die in den 3 ersten mitgetheilten Erzählungen berichtigt und vermehrt,

sondern auch die neueren Streitigkeiten hinzugesetzt worden sind. Gegen diese beyden Theile geschah nur ein einziger öffentlicher, aber bescheidener Widerspruch durch die 1742. in 8. herausgekommene Schrift: *Walchius* illustratus, etc. Sie betrifft die Dargunischen Unruhen. — Primitiae sacrae Ienenses, Ienae 1726. 4. Eine Sammlung kleiner Schriften, die vorher gedruckt waren. Nur ist noch des Buddeus Commentatio de conciliis Lateranensibus rei Christianae noxiis, als der Anschlag zu Walch's Doctorpromotion, eingerückt. — Commentatio de concilio Lateranensi a Benedicto XIII. celebrato, Lips. 1727. 8. — Observationes in novi Foederis libros, quarum prima pars ea continet loca, quae ex historia philosophica illustrantur, Ienae 1727. Der Grund zu dieser Schrift war in zwey, einige Jahre vorher vertheidigten akademischen Streitschriften gelegt worden. Walch hatte den Vorsatz, auf diesen 1. Theil noch 2 folgen zu lassen, und in dem 2. aus den Römischen und Griechischen Alterthümern, und im 3. aus der bürgerlichen Historie ähnliche Erläuterungen über das N. T. zu liefern; welchen er aber auszuführen verhindert worden ist. — Introductio in libros ecclesiae Lutheranae symbolicos, observationibus historicis et theologicis illustrata, Ibid. 1732 4. Gegen das, was vom Athanasianischen Glaubensbekenntniß gesagt worden, schrieb Neumeister eine Diatriben Anti-Walchianam, und ließ sie vor den 2. Theil von Mayer's Eclogis evangelicis drucken. — Einleitung in die theologischen Wissenschaften. Um Zeit zu gewinnen, entschloß sich Walch die bey akademischen Vorlesungen so gewöhnlichen Prolegomenen derjenigen Wissenschaften, die er vorzutragen pflegte, und zwar einzeln drucken lassen. Sie folgten in den J. 1735. 1736 und 1737 so auf einander: Vorbereitungsgründe der allgemeinen göttlichen Rechtsgelehrsamkeit, der dogmatischen Theologie, der polemischen Theologie, der christlichen Sittenlehre und der Kirchenhistorie des neuen Testaments, welche denn auch unter dem angezeigten Titel 1737. 4. zusammen ausgegeben worden sind. Im J. 1753 besorgte er eine neue und sehr vermehrte Ausgabe in 8. Es kamen ganz neue Abhandlungen hinzu von der symbolischen, von der katechetischen Gottesgelahrtheit, von der Pastoraltheologie und von der Kirchenhistorie des A. T. — Betrachtungen über das Leben Jesu Christi, in denen man die Schriften der vier Evangelisten erklärt, die Uebereinstimmung ihrer Erzählung gezeigt, mit Anmerkungen erläutert, Jena 1740. 4. Das ist der 1. Theil einer Sammlung von Predigten über die Harmonie, mit exegetischen Anmerkungen, die durch Irrungen mit dem Verleger nicht fortgesetzt worden sind. — Miscellanea sacra, sive commentationum ad historiam ecclesiasticam sanctioresque disciplinas pertinentium collectio, Amst. 1744. 4 maj. — Historia ecclesiastica novi Testamenti, variis observationibus illustrata, Ienae 1744. 4. Dieser 1. Theil enthält nach der getroffenen Einrichtung die drey ersten Jahrhunderte vollständig und von dem vier-

ten die beyden ersten Hauptstücke. Die mit der Verlagsbuchhandlung vorgegangenen Veränderungen veranlaßten, daß die vom Verfasser mit grossem Fleiß ausgearbeitete Fortsetzung nicht abgedruckt worden ist. — Einleitung in die christliche Moral, Jena 1747. und unverändert 1757. 8. Einen Lateinischen Auszug dieses Lehrbuches in analytischen Tabellen hat ebendaselbst der Consistorialr. Walch 1758. so wie der Generalsuper. D. Struensee in den akademischen Vorlesungen über die theologische Moral, Flensb. 1765. 4. eine weitläuftige Erläuterung dieses Lehrbuches herausgegeben. Hierbey verdient bemerkt zu werden, daß der Superintendent Dr. Johann Friedrich Bahrdt zu Leipzig bey seinen Predigten über die evangelische Sittenlehre Jesu, welche im J. 1766 zu Leipzig herausgekommen sind, dieses Lehrbuch der Moral zum Grunde gelegt hat. — Theologisches Bedenken von der Beschaffenheit der Herrnhutischen Secte und wie sich ein Landesherr in Ansehung derselben zu verhalten, herausgegeben von Joh. Philipp Fresenius, Frankf. 1747. 8. und ohne Anzeige des Orts 1749. Dieses Bedenken ist seiner Gründlichkeit wegen in's Holländische übersetzt worden. Der völlige Titel dieser Holländischen Uebersetzung ist folgender: Io. Georg *Walch's* Theologisch Bedunken nopens de Gestelhheit der Herrnhutsche Secte — uitgegeven door Io. Philipp Fresenius. — Uit het Hoogduits vertaelt Utrecht 1749. gr. 8. — Einleitung in die dogmatische Gottesgelahrtheit, Jena 1749. und vermehrter 1757. 8. Die Lateinischen Tabellen, ebenfalls vom Cr. Walch, sind ebendaselbst 1757 gedruckt. — Historia controversiae Graecorum Latinorumque de processione Spiritus sancti, Ienae 1751. 8. Eine Sammlung der von dieser Materie von 1739 bis 1750 herausgekommenen zwölf Pfingstprogrammen, jedoch ansehnlich vermehrt und verbessert. — Einleitung in die katechetische Historie. Sie ist der vom M. Joh. Friedrich Frisch zu Jena 1752. in 4. herausgegebenen Dr. Buddei katechetischen Theologie vorgesetzt. — Einleitung in die polemische Gottesgelahrtheit, Jena 1752. 8. Die dazu gehörigen Lateinischen Tabellen, ebenfalls vom Cr. Walch, sind daselbst 1760 gedruckt. — Bibliotheca theologica selecta, litterariis annotationibus instructa. Von diesem Werk sind der 1. Theil zu Jena 1757. und der 2. 1758. (welche beyde der Theologie überhaupt, der Dogmatik, der Katechetik, der Symbolik, der Polemik, und der Moral gewidmet sind) der 3. zur Kirchenhistorie gehörig, 1762. und der 4. für die gesammte exegetische Theologie 1765. in gr. 8. herausgekommen. — Widerlegung des Heumannischen Erweises, daß die Lehre der Reformirten Kirche vom heiligen Abendmahl die rechte und wahre sey, in's Besondere der darin befindlichen Beschuldigung gegen den Herrn Dr. Buddeum, Jena 1765. 8. — Bibliotheca patristica, litterariis annotationibus instructa, Ibid. 1770. 8 maj.

Von fremden Büchern und Schriften, die von ihm bearbeitet oder durch seine Bemühungen erschienen sind, führen wir nur diese an:

L. Caecil. Lactantii Firmiani Opera omnia, quae supersunt. Lips. 1715 und unverändert 1735. 8. Diese Ausgabe ist mit einer Diatrib. de Lactantio ejusdemque stylo, und mit Anderer und eigenen Anmerkungen versehen. Von den letzteren, besonders critischen, sind die wichtigsten in der Bünemannischen. Leipzig 1739. 8. und der von Dufresnoy zu Paris 1748. in 2 Bänden herausgekommenen Ausgabe des Lactanz wiederhohlt. Diese Walchische Ausgabe veranlaßte nicht allein Heumann's an den Herausgeber gerichtete Epistolam de discrepantibus quibusdam scripturis Lactantii, in der XLV. Eröffnung des neuen Büchersals, Nr. 6. sondern auch Bünemann'en, in der Observatione, qua Lactantii Firmiani ex LX. amplius MSS. et editionibus illustrati specimina exhibet, die in den älteren Misc. Lips. T. III. p. 115 sqq. abgedruckt ist, einige Erinnerungen gegen sie zu machen, worauf in einer anderen Abhandlung, ebd. S. 334. eine Antwort erfolgte. — Io. Andreae Bosii Introductio in notitiam scriptorum ecclesiasticorum, Ioann. Franc. Buddei, Io. Gerh. Meuschenii et Thomae Crenii Observationibus aucta et illustrata, ejusque Opuscula historiae et antiquitatum sacrarum collecta, Ienae 1723. 8. Obgleich auf dem Titel keiner eigenen Anmerkungen des Herausgebers gedacht wird, so ergiebt doch die Vorrede, daß er seine Zusätze mit den Buddeischen sogleich verbunden hat. Der zweyte und bey weitem wichtigere Theil dieser Sammlung enthält die Abhandlungen de pontifice maximo Romae veteris; de pontificatu maximo imperatorum Romanorum, praecipue Christianorum; de νεωτερικαῖς ἐπιθυμίαις, ad 2. Tim. II. 22. de ara ignoti Dei; de clinicis veteris ecclesiae, und de Flavii Iosephi periocha de Christo; und ist zwar ohne Erläuterungen, dafür aber sind in der Vorrede litterarische Nachrichten von allen diesen Materien mitgetheilt worden. — Io. Franc. Buddei Historia theologiae litteraria continuata. Diese Fortsetzung und Ergänzung der Isagoges in theologiam universam ist eigentlich ein Anhang zur 2. Ausgabe dieses Werks zu Leipzig 1730. 4. der aber auch zum Besten der Besitzer der 1. besonders ausgegeben worden. — Dr. Martin Luther's sämmtliche Schriften, 24 Bände in 4. Sie sind zu Halle in folgender Ordnung herausgekommen: I — IV. 1740. Die beyden ersten, welche die Erklärung des ersten Buches Mosis in sich fassen, sind unter dieser Aufschrift gedruckt und dann als die ersten Theile der ganzen Sammlung ausgegeben worden. V — VII. 1741. VIII. 1742. IX. 1743 X. 1744. XI. XII. 1742. XIII. 1743. XIV. 1744. Von dem in diesem Band gelieferten Abdruck der vorhin so seltenen und durch die Streitigkeiten, ob Luther sie gemacht, berühmten Lateinischen Bibelübersetzung, sind auch einzelne Exemplare mit dem Titel: Martini Lutheri Codicis sacri Versio Latina iterum edita cum praefatione Io. Georgii *Walchii*, Halae 1745. 4. gedruckt, und diesen eine Lateinische Uebersetzung des dazu gehörigen Theils der Vorrede dieses Bandes vorgesetzt worden. XV — XVII. 1745.

XVIII. XIX. 1746. XX. 1747. XXI. 1749. XXII. 1745. XXIII. 1753. XXIV. 1750. Die von Luther'n Lateinisch abgefaßten Schriften werden in dieser Sammlung in einer Teutschen Uebersetzung mitgetheilt. Die den sämmtlichen Theilen vorgesetzten Vorreden liefern die Litterargeschichte aller einzelnen darin begriffenen Lutherischen Schriften. Ausser dem aber stehen vor dem XV — XX. theils eine Reformationsgeschichte, theils eine Nachricht von den manchfaltigen Streitigkeiten, die Luther geführt, und vor dem XXIV. die ausführliche Nachricht von Dr. Martin Luther'n, zu welcher, so wie zu den übrigen sämmtlichen Vorreden, Zusätze und Verbesserungen dem XXIII. Theil vorgesetzt worden sind.

Eine Menge kleiner Schriften, akademischer und anderer, müssen wir übergehen. In dem Leben und Character des Kirchenraths Dr. Joh. Georg Walch, Jena 1777. 4. nehmen diese allein 13 Quartseiten ein.

S. Acta histor. eccles. nov. temporis, Bd. 4. S. 310. und Lebensbeschreibung berühmter Gottesgelehrten, Stendal 1787. S. 25.

Walcher, Joseph, Doctor der Philosophie, Kaiserlich Königlicher Rath, Assessor bey dem K. K. Baudepartement, Senior der philosophischen Facultät, Director der mathematischen und physischen Wissenschaften, Professor der Mechanik und Hydraulik an der Kaiserlich Theresianischen Ritterakademie, wurde am 6. Jannar 1718 zu Linz in Oberöstreich geboren, und starb zu Wien als Propst zu Bellifontis de Valle zu Gutta in Ungarn am 29. November 1803. Er trat im 19 Jahre in den Orden der Jesuiten, gab deren Schülern Unterricht, studierte dabey vorzüglich Mathematik und Physik, erwarb sich auf Ferienreisen practische Kenntnisse im Straßen- und Wasserbau, und hielt von 1750 an bey der Universität zu Wien, und nachher auch im Theresianum mathematische Vorlesungen, in welchen er sich so vortheilhaft zeigte, daß er späterhin vom Staate zu practischen Geschäfften gebraucht wurde. Vom J. 1773 bis 1783 ward er Director der zweyten Novigationsdivision auf der Donau, 1784 Assessor bey der Oberbaudirection, dann aber bey der Hofcommission in Bausachen und bey dem mit der Kameralhauptbuchhalterey verbundenen Baudepartement. Er hatte Theil an mehreren hydraulischen Unternehmungen in den Oestreichischen Staaten, unter andern an den Arbeiten am Donaustrudel, über die er auch Nachrichten herausgab. Er übernahm auch noch im J. 1797 von Neuem Vorlesungen im Theresianum über Mechanik und Hydraulik, richtete den Maschinen- und Modellensaal dieses Instituts und den physischen Hörsaal der Universität ein, und ward endlich noch im J. 1802 Director der mathematischen und physischen Wissenschaften.

Von ihm sind folgende Schriften:

Nachricht von den Eisbergen in Tyrol. Wien 1773. 8. —

Nachrichten von den im J. 1778 bis auf das J. 1791. an dem Donaustrudel zur Sicherheit der Schiffahrt fortgesetzten Arbeiten; nebst einem Anhange von der physikalischen Beschaffenheit des Donauwirbels. Mit Kpfrn. Ebend. 1791. Fol.

S. de Luca gel. Oestreich, Bd. 1. St. 2. Allg. litter. Anz. 1798. S. 1726. den Biograph, Bd. 4. St. 1. S. 125. Meusel's gel. Teutschl. Bd. 8. S. 315. Bd. 11. S. 735.

Waldau, Georg Ernst, Prediger oder Antistes an der Haupt- und Pfarrkirche zu St. Lorenzen und Inspector der Candidaten des Predigtamtes, wie auch Professor der Kirchen- und Gelehrtengeschichte am Aegidianum zu Nürnberg, ist daselbst am 25. März 1745 geboren: sein Vater hieß Jacob Waldau, und war Thorschreiber am Laufer Thor. Die erste wissenschaftliche Bildung erhielt er in der lateinischen Sebalderschule, besonders von den zwey auf einander folgenden Rectoren, Reichel und Munker; und trat mit dem Vorsatz, Theologie zu seinem Hauptstudium, Litterargeschichte aber zum Nebengeschäffte zu wählen, 1763 unter die Zahl der in Altdorf Studierenden. Nachdem er den Vorlesungen der Professoren, Will, Nagel, Adelbulner, Dietelmair und Riederer, drey Jahre hindurch beygewohnt und daselbst 1768 eine Lat. Abhandlung dem Druck übergeben hatte, besuchte er die Universität zu Leipzig, und strebte hier anderthalb Jahre lang den Unterricht der dasigen Professoren, Joh. Aug. Ernesti, Stemler, Bahrdt des Aeltern, Gellert, Dathe, Bosseck, Bel, Schröckh, Fischer, Hommel, Winkler und Clodius, zu benützen. Nach Halle, Jena, Wittenberg, Dresden, Freyberg, Merseburg, Erfurt und Magdeburg machte er gelegentlich Excursionen. Zu Ende des J. 1767 gieng er in sein Vaterland zurück, wo er die gesammelten Kenntnisse zu ordnen, und sich zur Führung eines Predigtamtes immer geschickter zu machen bemüht war. Dazu bot sich ihm bald eine erwünschte Gelegenheit, indem der damahlige Duumvir (Losunger) von Geuder, von welchem er zum Hofmeister seiner beyden Söhne angenommen worden, ihm zu Anfange des J. 1768 das Vicariat und die Feyertagspredigerstelle an der Kirche zu St. Claren übertrug. Im May 1772 ernannte ihn die Familie des Herrn von Tucher als Suden- und Krankenprediger im Hospital zum heil. Geist. Im August 1791 erhielt er das Amt eines Predigers, nach der damahligen Bedeutung im Nürnbergischen Staate, d. i. eines Antistes der Kirche zu St. Aegidien, nebst der damit verbundenen Inspection über das Gymnasium und 1795 im Junius wurde er Antistes oder Prediger an der Haupt- und Pfarrkirche bey St. Lorenzen und zugleich Inspector der Candidaten des Predigtamtes. Schon vorher, nämlich 1789, war ihm die Professur der Kirchen- und Gelehrtengeschichte übertragen worden, welche er in dem Aegidianischen Hörsaale mit einer öffentlichen Rede de libertate religiosa Christianorum saec.

III et IV. antrat, zu deren Anhörung er durch ein gedrucktes Programm eingeladen hatte.

Von seinen vielen Schriften nur diese:

Gellert's wahre Grösse. Leipzig 1770. 8. — Usus versionis Alexandrinae in N. T. interpretatione. Alt. 1770. 4. — Randglossen zur moralischen und critischen Anatomie der Schriften auf Gellert's Tod. Leipzig 1771. 8. — Nachrichten von Thomas Murner's Leben und Schriften, Beytrag zur Reformat. und Litter. Geschichte. Nürnberg 1775. 8. — Sammlung geistlicher Lieder für die häusliche Andacht, 2 Theile. Ebend. 1778 — 79. 8. Der 1. Theil wurde 1778 von dem Grafen zu Calenberg in der Oberlausitz auf seiner Herrschaft Mußkau als Gesangbuch eingeführt, unter dem Titel: Sammlung geistlicher Lieder zum Gebrauch der christl. Gemeinde der Standesherrschaft Mußkau, 1779. — Andachten für Leidende, Kranke und Sterbende, 3 Theile. Nürnberg 1778. 8. — Andachtsbuch bey der Beichte und Communion, mit Dr. Döderlein's Vorrede. Nürnberg 1778. 8. verb. Aufl. Ebend. 1781. 8. — Diptycha eccles. Norimberg. continuata, oder Verzeichnisse und Lebensbeschreibungen der Nürnberg. Geistlichen in der Stadt und auf dem Lande von 1756 bis 1778 und 79. 2 Bände. Nürnb. 1779 — 80. 4. — Sammlung vorzüglicher Predigten über alle Sonn-, Fest- und Feyertagsevangelien, 2 Bde. 1779 — 80. 4. — Repertorium von guten Casualpredigten und Reden, 12 Bde. 1779 — 85. 8. Bd. 13. 1804. 8. — Almanach für Freunde der theologischen Lectüre überhaupt und der gelehrten Vaterlandsgeschichte insonderheit, auf das J. 1780 — 1783. 8. — Geistliche noch ungedruckte Lieder. Nürnb. 1781. 8. — Christl. Tagebuch oder Betrachtungen über die wichtigsten Glaubens- und Sittenlehren der christl. Religion auf jeden Tag im Jahre; nebst Predigten auf alle Fest- und Sonntage, 2 Theile. Ebend. 1781. und mit demselben Titel, ebd. 1791. 8. — Alle Römischen Päpste, ihre Regierungsjahre und denkwürdigsten Handlungen von ihrem Anfange bis auf den heutigen Tag. Ebd. 1783. 8. — Wöchentl. Unterhaltungen zum Nutzen und Vergnügen, 2 Jahrgänge, 1782. 1783. 8. — Neueste theologische Litteratur vom J. 1783. 26 Stücke. Ebend. 8. — Nachricht von Hieron. Emser's Leben und Schriften. Ansbach 1783. 8. — Neues Magazin vorzügl. Predigten, welche bey besondern Fällen von noch lebenden berühmten Gottesgelehrten sind gehalten worden, und jetzt größtentheils zum ersten Mahle im Drucke erschienen, 8 Bde. 1786 — 91. 8. — Fünffache Morgen- und Abendgebete auf alle Tage der Woche, nebst einigen Andachten für Kranke und Sterbende, 1785. 2. Aufl. 1787. 8. — Joh. Aug. Ernesti's Anmerkungen über die Bücher des N. T. Leipzig und Quedlinburg 1786. 8. Neue Aufl. Ebend. 1799. 8. — Leben Anton Coburger's, Eines der erstern und berühmtesten Buchdrucker in Nürnberg, nebst einem Verzeichnisse aller von ihm gedruckten Schriften. Dresden und Leipzig 1786. 8. — Beytrag zur Geschichte des Bauern-

kriegs in Franken. Nürnb. 1790. 8. — Materialien zur Geschichte des Bauernkriegs in Hessen, Thüringen u. s. w. 3 Lieferungen. Chemnitz 1791 — 1794. 8. — Thesaurus bio- et bibliographicus. Praefatus est Ioh. Ge. Meusel. Ibid. 1792. 8. — Neues Repertorium von seltenen Büchern und Schriften, 3 Stücke. Nürnb. 1795 — 97. 8. — Hadriani Beverlandi Epistolae aliquot (philologici argumenti) cum vita et recensione critica scriptorum Beverlandi; in den Berichten der Buchhandlung der Gelehrten 1783. St. 12. — Thom. Murner's erster Teutscher Kirchen- und Ketzeralmanach, mit erläuternden Anmerkungen, als kleiner Beytrag zur Reformationsgeschichte. Nürnb. 1804. 8. — Jahrgang christlicher Predigten auf alle Fest- und Sonntage im Jahr über den Tod, und über das, was nach dem Tode für uns seyn wird. Ebend. 1807. gr. 8. — Er hatte auch Antheil an dem Magazin für Kinder. Altenburg 1783. 8. so wie an dem Journal für Prediger vom 1. bis 20. Band. — Aufsätze und Abhandlungen von ihm stehen im Journal von und für Teutschland, Jahrg. 1 — 6. in dem litterar. Anzeiger; in den litter. Blättern, und in dem neuen litterar. Anzeiger.

S. Beyer's Magazin für Prediger, Bd. 10. (1794.) St. 2. S. 95. Nopitsch's 4. Supplb. zu Will's Nürnberg. Gel. Lexic. S. 372. Meusel's gel. Teutschl. Bd. 8. 5. Ausg. u. Bd. 10.

Waldschmiedt, Johann Wilhelm von, Doctor der Rechte, und ordentlicher Professor derselben, auch wirklicher Rath auf der Regierung zu Marburg. Er erblickte zu Marburg am 6. October 1682 das erste Licht. Seinen verdienten Vater, Johann Jacob Waldschmiedt'en, den sehr eifrigen Vertheidiger der Cartesischen Secte, welcher den Gebrauch der Sauerbrunnen und der Abführungen verwarf, entriß ihm der Tod im 7. Jahre seines Alters. Er war Landgräfl. Hessen-Casselischer Leibarzt und Rath, auch erster Professor der medicinischen Facultät, und hatte sich mit der Tochter des dasigen Canzleydirectors Scharf verheyrathet. Die Merkmahle eines glücklichen Naturells zeigten sich bey dem jungen **Waldschmiedt** frühzeitig, und schon vom J. 1697 hielt man ihn für tüchtig, auf der Universität seiner Geburtsstadt den Grund in den philosophischen Wissenschaften sowohl, als in der Rechtsgelehrsamkeit, zu legen, worin Göddäus, Zaunschliffer und Kleinschmidt seine Lehrer waren. Auch zu Giessen setzte er diese Beschäfftigungen rühmlichst fort, und hörte bey dem Canzler Hert das Teutsche Staatsrecht, bey Grollmann hingegen Vorlesungen über den wichtigsten Inhalt des Römischen Gesetzbuchs. Nachdem er im J. 1704 den akademischen Ehrentitel eines Licentiaten der Rechte zu Marburg erhalten hatte, that er eine kleine Reise nach Bremen, Hamburg und Kiel. An diesem letzten Orte verweilte er einige Zeit bey seinem Halbbruder, dem Professor der Arzneykunst, Wilhelm Hulderich Waldschmiedt. Die grosse Begierde im Teutschen Staatsrechte von dem ansehnlichen Rechtsgelehrten, Heinrich von Coccezi, noch

Mehr zu lernen, trieb ihn ferner nach Frankfurt an der Oder, von da über Berlin nach Halle. Ausser andern dasigen Lehrern waren Sam. Stryk und Christian Thomasius diejenigen, deren Unterricht er am Meisten suchte, und es ist wohl nicht zu zweifeln, daß er diesen gründlichen Männern den besten Geschmack in der Rechtswissenschaft, woran es Einigen seiner ersten Anführer fehlte, größtentheils zu danken gehabt habe. Der bisher von ihm bewiesene Fleiß blieb nicht lange unbelohnt. Anfangs wurde er zu Marburg Beysitzer in der Regierung und dem Consistorium, 1708 aber ausserordentlicher Professor der Rechte, und der practischen Philosophie. In dem folgenden Jahre gelangte er schon zu einem ordentlichen juristischen Lehramte, weßhalb er sich, ehe er solches gewöhnlicher Maßen antrat, die Doctorwürde ertheilen ließ. Darauf zeigte er seine Geschicklichkeit vermittelst mancherley wohl ausgearbeiteter Abhandlungen, welche auch in den Niederlanden seinen Namen bekannt machten. Da nun Joh. Jacob Vitriarius von Utrecht nach Leyden gieng: so beriefen ihn 1719 die Curatoren jener Universität an dessen Platz unter sehr anständigen Bedingungen. Der Hessen-Casselische Hof wollte ihn aber nicht gern aus Marburg weglassen. Deßwegen wurde er mit einer wirklichen Rathsstelle in der dasigen Regierung, und einer beträchtlichen Zulage seines jährlichen Gehalts, begnadigt. Zwey Jahre nachher starb Cocceji zu Frankfurt. Man suchte den an ihm erlittenen Verlust durch unsern Waldschmiedt zu ersetzen. Allein er schlug den Antrag aus, weil sein Landesherr ihn damit zurückhielt, daß er nicht nur seine Besoldung abermahls stark vermehrte, sondern auch die Würde eines Vicecanzlers bey der Universität mit dem ersten juristischen Lehramte verknüpfte. Er wurde also seinem ältern Collegen, Joh. Friedrich Hombergk'en, einem nicht weniger verdienten Manne, 1721 vorgezogen, welcher Umstand freylich auf beyden Seiten zu manchem Mißvergnügen Veranlassung gab, bis die vorige Einigkeit nach und nach wieder hergestellt wurde. Im J. 1728 sollte er die Stelle eines Beysitzers im Wetzlarischen Kammergerichte übernehmen, wozu ihn das Pfalz-Zweybrückische Haus präsentirt hatte. Doch nun konnten ihn keine Vorschläge bewegen, jemahls von Marburg wegzugehen, wo er am 24. April 1741 seinen Lebenslauf beschloß. Kurz vorher war er von dem Rheinischen Reichsvicariate in den Adelstand erhoben worden. Seit dem J. 1711 hat er eine Tochter des Consistorialraths und Professors der Theologie zu Marburg, Philipp Johann Tilemann's, Schenk genannt, in der Ehe gehabt, auch mit derselben acht Kinder gezeugt. Die Meisten sind vor ihm verstorben; nur ein Sohn und eine Tochter haben den Vater überlebt. Ersterer, Johann Wilhelm von Waldschmiedt, hat sich eine Zeitlang zu Hanau aufgehalten, und zuletzt an dem Gräflich Witgensteinischen Hofe zu Berleburg ansehnliche Bedienungen verwaltet.

Die von unserm Waldschmiedt an's Licht gestellten zahlreichen Schriften sind Proben eines Mannes von sehr reicher Be-

urtheilungskraft, welcher nicht auf der Oberfläche der Rechtswissenschaft geblieben, sondern in das Innere eingedrungen ist. Das Teutsche Staats- und bürgerliche Recht war aber sein Hauptfach. Nur muß man beklagen, daß die allermeisten Abhandlungen von ihm schon seit geraumer Zeit entweder ganz und gar nicht, oder wenigstens höchst mühsam, aufzutreiben sind. Sie verdienten also eine vollständige Sammlung.

Wir führen einige an:

Dissertatio de Vicariis Imperatorum, eorumque differentia ab Imperii Vicariis, 1709. Eine merkwürdige, aber äusserst seltene Abhandlung. — Diss. de Augustae Imperatricis Archicancellario, 1715. Die Ausführung ist, der beygebrachten neuen Nachrichten wegen, mit allem Beyfalle aufgenommen worden. Doch hat ein ehemahliger sehr geschickter Würzburgischer Rechtslehrer, Philipp Adam Ulrich, das Diplom Kaiser Carl's IV. worauf es hier vornehmlich ankommt, in seiner Dissert. de Archicancellariatu et Primatu S. R. I. Principis Abbatis Fuldensis genauer aus dem Originale abdrucken lassen, auch Einiges der Waldschmiedtischen Schrift theils verbessert, theils ausgefüllt. — Diss. de feudis castrensibus, 1722. Sie ist zu Jena 1737. und in Jenichen's Thesauro jur. feud. Vol. II. p. 21 — 44. wieder aufgelegt worden. S. Leipziger gründliche Auszüge aus juristischen und historischen Disputationen, J. 1737. St. 5. S. 282 — 87. — Diss. de pactis ganerbinatuum, 1725. S. Historie der Gelehrtheit der Hessen auf's J. 1725. S. 195 — 206. — Diss. de differentiis Municipiorum Romanorum et urbium Germaniae mediatarum, 1729. — Diss. de probatione per diplomataria, 1736. Der Anhang stellt viele Documente dar in Sachen des Churbraunschweigischen Kammerwaldes gegen die Stadt Uelzen. Ein neuer Abdruck geschah zu Leipzig 1753 und bald darauf auch in der 2. Aufl. der Baringischen Clavis diplomaticae, p. 361 — 464.

S. Jugler's Beytr. zur jurist. Biographie, Bd. 2. St. 1. S. 187.

Waldströmer von Reichelsdorf auf Schwaig, Christoph Jacob, Kaiserlich wirklicher Rath, Kronhüter und Verwahrer der Reichskleinodien, des ältern geheimen Raths, dritter oberster Hauptmann, vorderster Landpfleger, Zoll- und Waagherr, Pfleger des Pilgrimhospitals zu St. Martha und seines Geschlechts Aeltester, aus einem der ältesten und edelsten Fränkischen Häuser, ein Mann, der wegen seiner Vorzüge des Geistes und Herzens, wie seiner Geburt, und wegen seiner vortrefflichen Rede de Curiis regiis Comitiisque ante Sanctionis Carolinae tempora Norimbergae celebratis, welche zu Altdorf in 4. gedruckt ist, hier nicht übergangen werden darf. Sein so altes edles Haus gehörte schon vor undenklichen Jahren zu den rathsfähigen Geschlechtern in Nürnberg; er selbst ward am 26 October 1701 glücklich zur Welt geboren: sein Vater, Johann Jacob, war

vorderster Hauptmann bey des Fränkischen Kreises General Schnäblinischen Infanterieregimente, und seine Mutter, Anna Maria, eine geborne von Viatis. Er studierte zu Altdorf und ließ sich hier am 30. August 1719 unter die akademischen Bürger einschreiben. Die berühmten Professoren der damahligen Zeit waren seine Lehrer, und besonders der vortreffliche Christian Gottlieb Schwarz: schon dieß, daß er ein eifriger Schüler und Liebling Schwarz's war, spricht für seine Studien und Bildung. Seine obgedachte, unter Schwarz's Aufsicht am 22. May 1722 gehaltene Rede, in sofern sie nachher mit gelehrten Anmerkungen des Verfassers und mit der Einladung und dem weitläuftigen Schreiben des in seiner Art einzigen Schwarz gedruckt erschien, hat ihm auch ausser der Nürnbergischen Republik Ruhm gebracht.

Mehreres von ihm und der Schrift, als von seinen nützlichen Reisen, und wie er von einer Ehrenstufe zur andern empor stieg, allgemein verehrt und geliebt ward, s. in Will's Nürnberg. Gel. Lexicon, Th. 4. S. 162. mit Nopitsch's Suppleb. 4. S. 380. Will's Geschichte der Universität Altdorf, S. 31. Waldau's Fortsetzung von Biedermann's Geschlechtsregistern, Tab. 551. B. Kiefhaber's Beyl. S. 1. 6.

Wallenburg, Jacob von, Kaiserlich Königlicher Rath bey der geheimen Hof- und Staatscanzley zu Wien, geboren daselbst am 10. September 1763, gestorben am 28. Juny 1806, ein gelehrter Staats- und Geschäfftsmann. Als Orientalist hatte er an der neuen Ausgabe von Meninzki's Persischem Lexicon Theil, und arbeitete an einer Ausgabe von Ferdusi Schah Nameh mit einer Französischen Uebersetzung und mit Anmerkungen.

S. den Biograph, Bd. 5. St. 4. S. 522.

Wallerius, Johann Gottschalk, der Philosophie und Arzneywissenschaft Doctor, der Chemie, Metallurgie und Pharmacie ordentlicher Professor zu Upsala; der Röm. Kaiserl. Akademie der Naturforscher, wie auch der Königl. Schwedischen Akademie und mehrerer Akademieen der Wissenschaften Mitglied. Es ist längst erwiesen, und durch den weiteren Zufluß der Geisteswerke offenbar, daß die Gelehrten in den Nordischen Gegenden nicht die Letzten in Erweiterung der Gelehrsamkeit, besonders aber der Naturgeschichte, und der dazu gehörigen Wissenschaften, gewesen sind. Was das Königreich Schweden betrifft, so haben ein Urban Hiärne, ein Emanuel Swedenborg, und in neuern Zeiten ein Lorenz Roberg, ein Olaus Rudbeck, und ein Carl Linné dieses mit ihren Beyspielen sattsam dargethan; und seit der Zeit, daß die Königliche Akademie der Wissenschaften in Stockholm errichtet worden, seitdem ist der Ruhm dieser Nation in Bearbeitung des weitläuftigen Feldes der Gelehrsamkeit, sonderlich aber der Arzneywissenschaft, Naturkunde und Oeconomie, zusehends gestiegen, und mit den auserlesensten Begriffen und

Kenntnissen, merkwürdigsten Erfindungen und heilsamsten Wahrnehmungen bereichert worden.

Unter diesen Männern nun, welche das Ihrige so emsig hierzu beygetragen haben, verdient Wallerius, von dessen Leben, Verdiensten und Schriften eine kurze Nachricht gegeben werden soll, eine der ersten Stellen. Derselbe erblickte das Licht dieser Welt am 11. July 1709 in der Grafschaft Nerke, welches ein kleines Stück Land linker Hand über Südermannland, an der Hilmersee gelegen, und ganz mit Silber, sonderlich aber Schwefel und Eisengruben, angefüllt ist, daher es gar nicht zu verwundern, daß selbst diese natürliche Beschaffenheit dieser Gegend ihrem Sohne, unserm Wallerius, eine Begierde eingeflößt, seinen Fleiß besonders auf Untersuchung des Mineral- und Steinreichs zu wenden. In dieser Grafschaft nun hat das Walleriusische Geschlecht beynahe 200 Jahre geblüht, und der Kirche und dem gemeinen Wesen die ansehnlichsten Mitglieder geliefert. Der Vater unseres Gelehrten war Erich Wallerius, Propst und Prediger zu Stora Mällösa und Närbyacks, welcher im J. 1739 verstorben, die Mutter aber Elisabeth, eine Tochter Gottschalk Tranäi, ebenfalls eines Propstes in diesem Lande. Unter drey Brüdern, welche von diesem redlichen Ehepaar abstammen, war unser Gelehrter der Jüngste; und wie sich die beyden Aelteren der Kirche Gottes gewidmet haben (wie denn der Erste, Nicolaus Wallerius, Doctor der Gottesgelahrtheit, und der Logik und Metaphysik Professor zu Upsala war, und sich durch sein Systema metaphysicum in der gelehrten Welt bekannt gemacht hat; der Mittlere aber, M. Erich Magnus Wallerius, die Stelle seines Vaters bekleidete): so hat unser Gelehrter die Arzneywissenschaft zu seinem Lieblingsstudium erwählt.

Was unseren Wallerius vor Andern betrifft, so wurde er in seinem 5. Jahre einem besondern Lehrer zur Aufsicht und Unterweisung übergeben, und diese war so gesegnet, daß er mit seinen beyden älteren Brüdern, ob sie wohl an Jahren Vieles voraus hatten, in Kurzem gleiche Schritte that, und in den nöthigen Sprachen einen so guten Grund legte, daß er im J. 1723, als er das 14. Jahr seines Alters erreicht hatte, nach Stergnaeß in Südermannland in das berühmte Gymnasium in Gesellschaft seiner beyden Brüder geschickt werden konnte. In dieser Pflanzschule nützlicher Wissenschaften verblieben sie zwey Jahre, und führten das Gebäude ihrer Gelehrsamkeit so glücklich, als erwünscht fort. Nach Verlauf dieser Zeit aber, nämlich im J. 1725, begaben sie sich alle drey auf die hohe Schule nach Upsala. Unser Wallerius widmete sich besonders der Mathematik, indem er wohl wußte, daß ohne dieselbe keine einzige Wissenschaft gehörig getrieben werden kann. Seine Anführer hierin waren Erich Burrmann, Steuchius, Celsius und Samuel Klingenstierna, und zwar mit so gutem Erfolge, daß sie sich billig wegen eines solchen Schülers Glück wünschen konnten, so viel Ursache dieser hatte, sich seiner Lehrer wegen ein Gleiches zu

thun. Mit dieser Wissenschaft beschäfftigte er sich ganzer vier Jahre, und im J. 1729 gab er von seinen bisherigen Bemühungen einigermaßen Rechenschaft, da er unter dem Vorsitz erst erwähnten Burrmann's, der Astronomie ordentlichen Professors, eine akademische Abhandlung vertheidigte, welche von seiner erlangten Gelehrsamkeit ein unverwerfliches Zeugniß ablegen konnte. So vorbereitet wagte er sich nun auch zu dem Tempel der Weltweisheit, und es fiel ihm daher gar nicht schwer, die Schriften eines Leibnitz und Wolff von selbst zu verstehen und sich mit ihnen genauer bekannt zu machen; und es war ihm daher desto rühmlicher, sich im J. 1730 von der philosophischen Facultät prüfen zu lassen, im darauf folgenden Jahre, da er das 21. seines Alters erreicht hatte, eine gelehrte Abhandlung de methodo scientifica, unter dem Präsidium des vortrefflichen Klingenstierna, zu vertheidigen, und die Magisterwürde zu erhalten; je geringer die Anzahl derjenigen ist, welche in diesem Zeitpuncte ihres Lebens als würdige Candidaten dieser Vorrechte gefunden werden.

Bis hierher hatte Wallerius sich noch zu keiner sogenannten höhern Wissenschaft bekennt; doch aber war er noch immer geneigt gewesen, sich, nach dem Beyspiel seiner Vorfahren und Brüder, dem geistlichen Stande zu widmen. Aber jetzt war es Zeit, zum Werke zu schreiten, und sein Wort von sich zu geben. Sein Trieb, und die Vorstellungen geübter Männer, die er um Rath fragte, brachten ihn also zum Entschluß, die Arzneywissenschaft zu erwählen, und er erhielt auch gar bald hierzu die väterliche Einwilligung. Es war unstreitig eine glückliche Vorbedeutung bey dem Anfange dieses seines Entschlusses, daß der an einem andern Orte gerühmte Nicolaus Rosen eben von seinen gelehrten Reisen zurückkam. Denn dieser Gelehrte war es, den er, ausser dem alten Lorenz Roberg, zu seinem vornehmsten Lehrer erwählte, und auch noch in diesem Jahre, unter seinem Vorsitz, eine medicinische Streitschrift vertheidigte. Mit welchem glücklichen Erfolge er nun seine Stunden bey diesem verehrungswürdigen Arzte müsse zugebracht haben, ist leicht daraus klar, weil Sr. Königl. Majestät und des Schwedischen Reichs Rath, wie auch der Königl. Akademie zu Lunden Canzler, der Graf und Herr Carl Gyllenborg, ihn im gleich darauf folgenden Jahre 1732 zum Adjunct der medicinischen Facultät auf besagte Akademie Lunden berief, welches um desto merkwürdiger war, weil vor ihm noch nie Jemand dieses Amt bekleidet hatte. Und mit welchem frohen Gemüthe mochte er nicht dieß ihm anvertraute Lehramt antreten, da er es theils als eine Belohnung seines bisherigen Fleißes, theils als eine Ermunterung zu fernern Bemühungen betrachten konnte! Er verließ also nunmehr Upsola, und trat zur Winterszeit seine Reise zu dem ihm angewiesenen Posten an; er richtete sie aber so ein, daß er zugleich die vornehmsten Bergwerke und Hüttenarbeiten in Augenschein nahm, die in diesem Königreiche merkwürdig sind; diese waren im

Wermeland besonders Philippsstadt, und in der Provinz Dalekarlia Falum, die größte Stadt in Schweden und die vornehmste unter den Bergstädten.

Sobald er nun mit Anfange des J. 1733 in Lunden angekommen war, machte der damahlige Professor der Arzneywissenschaft, Dr. Johann Jacob von Döbeln, dasigem Gebrauche nach, dessen Ankunft nicht nur bekannt, sondern er fieng auch sogleich seine Vorlesungen über die Physik und Physiologie mit Nutzen und Beyfall an, wechselte zuweilen auch mit mathematischen Collegien ab. Im Sommer dieses Jahres aber unternahm er eine Reise nach Kopenhagen, und besah nicht nur daselbst das vortreffliche Königl. Kunst- und Naturaliencabinet, den Thiergarten, und das Königl. Schloß, Friedrichsburg, sondern machte sich auch mit dasigen Gelehrten bekannt, und kehrte über Helsingör, Helsingburg und Landscrona, nach Lunden zurück, wo er bald darauf, unter dem Vorsitz gedachten Herrn von Döbeln, eine Streitschrift für die Adjunctur auf die Katheder brachte, und sich das vortreffliche Cabinet des ehemahligen dasigen Lehrers Kilian Stobäi bekannt machte, welches noch zu Lunden aufbehalten wird. Im Sommer des darauf folgenden Jahres erforderten es seine Umstände, nach Upsala zu reisen; er begab sich also nach Carlscrona, und von da zu Wasser nach Stockholm, von da er seine Reise fortsetzte, unterweges alles Merkwürdige in Augenschein nahm, und, nachdem er sich einige Zeit in Upsala aufgehalten, zu Anfange des folgenden Jahres über Stockholm, Nyköping, Norköping, Lindköpping und Jönköpping nach Lunden zurückkehrte, da er denn bald darauf im gedachten J. 1735, unter vorerwähntem Professor von Döbeln, abermahls eine akademische Abhandlung, zu Erhaltung der höchsten Würde in der Arzneywissenschaft, vertheidigte, welche ihm auch vom Gustav Hermens, der Physik und Medicin öffentlichem Professor, ertheilt wurde, und um deßwillen auch besonders angemerkt zu werden verdient, weil er der Erste von seinen Landsleuten ist, der in Schweden den medicinischen Doctorhut erhalten hat.

Nicht lange darauf hielt derselbe um die Erlassung seiner bisherigen Dienste, bey dem Canzler dieser hohen Schule, aus verschiedenen bewegenden Ursachen demüthigst an, welche er auch erhielt, und sich darauf nach Upsala zurückbegab, auf welcher Reise er verschiedene Städte, die er vorher noch nicht gesehen, zugleich in Augenschein nahm; da es denn geschah, daß nicht lange nach seiner Zurückkunft die medicinische Facultät daselbst ihn zu ihrem Secretär erwählte, und ihm das Archiv nebst andern dahin einschlagenden Verrichtungen auftrug. Er fieng also hierselbst seine Vorlesungen über verschiedene Theile der Medicin zu halten an, bestieg öfters die Katheder und diente den kranken Mitbürgern, durch seine guten Rathschläge, besonders aber denen, welche den nahe bey Upsala gelegenen Gesundbrunnen besuchten, den er selbst in einer besondern Abhandlung beschrieben hat. Besonders aber verdoppelte sich bey ihm in dieser Zeit die

Begierde, sich mit der Mineralogie und Chemie näher bekannt zu machen; weßhalb er sich nicht nur ein seinen Absichten gemäßes Steincabinet anschaffte, sondern auch ein sogenanntes Laboratorium Chemicum erbaute, und jährlich einer nicht geringen Anzahl der daselbst Studierenden die chemischen Handgriffe, und vermöge derselben die Natur der Mineralien bekannt machte. Mitten unter diesen Beschäfftigungen aber wurde er im J. 1739 in das Königl. Collegium medicum zu Stockholm als Assessor aufgenommen, und da im darauf folgenden Jahre der berühmte Olaus Rudbeck mit Tode abgieng, wiederfuhr ihm die Ehre, daß er in Gesellschaft des Nicolaus Rosen, und Carl Linné, von der Akademie zu dem erledigten Lehramte der Anatomie und Botanik bey dem Könige vorgeschlagen wurde. Da aber hierzu Rosen, auch 1741, nach dem Tode Lorenz Rudbeck's, zu dessen erledigten Profession er ebenfalls empfohlen war, Carl Linné gelangte; so wurde ihm von dem Königl. Collegio medico zu Stockholm die Würde und das Amt eines Königl. Schiffsmedicus bey der auszurüstenden Flotte aufgetragen. Nur verstatteten seine Umstände nicht, solche anzunehmen, daß sie daher Eberhard Rosen, welcher nachher als Professor der Medicin zu Lunden lebte, erhielt, und unser Gelehrter überkam nicht lange nachher von dem Grafen von Gyllenborg, als Canzler der Universität Upsala, an Nicolaus Rosen's Stelle, die Adjunctur der medicinischen Facultät daselbst. Von der Zeit an fieng er nun mit erneuerten Kräften an, nicht nur dieß ihm aufgetragene Lehramt durch gelehrte und nützliche Vorlesungen über die Chemie, Metallurgie und Materia Medica zu verwalten; sondern er mußte auch nachher Rosen's ordentliche Arbeiten einige Zeit übernehmen, da Solcher als Königlicher Leibarzt nach Stockholm berufen wurde. Im J. 1742 erhielt er selbst einen Ruf als Accoucheur nach Stockholm, und 1747 sollte er Spöring's erledigte Profession auf der hohen Schule zu Abo erhalten; weil er sich aber hierzu nicht entschliessen wollte, noch konnte, so blieb er zu Upsala, und wurde 1748 nicht nur in die Römisch Kaiserl. Akademie der Naturforscher, und im folgenden Jahre in die Königl. Schwedische Societät der Wissenschaften aufgenommen; sondern im J. 1750 wurde er auch als Professor der Chemie, Metallurgie und Pharmacie auf der hohen Schule zu Upsala, nebst Erhaltung des Sitzes und der Stimme in der philosophischen Facultät, bestellt, welches Amt vor ihm noch Niemand gehabt hatte. Dieses Amt trat er mit einer feyerlichen Rede an, worin er erwies, Privilegia civitatis academicae pleno jure chemica data esse atque concessa, und wirkte nicht lange darauf höhern Orts durch seine Vorstellungen aus, daß auf gemeinschaftliche Kosten ein so prächtiges, als vollständiges Laboratorium Chemicum zu dem öffentlichen Gebrauche erbaut wurde.

Wie rühmlich und nützlich er dieses Amt verwaltet hat, liegt am Tage, und die Schriften, welche er in die gelehrte Welt gab, können hiervon ein untrügliches Zeugniß ablegen; ja

alle seine Beschäfftigungen zielten seit der Zeit dahin ab, diesen seinen Obliegenheiten eine Genüge zu thun, wie er denn nur noch im J. 1754 dieserhalb eine Reise in alle Schwedische Bergwerke anstellte, und Alles zusammensuchte, was nur einigermaßen seinem Zweck gemäß schien.

Was sein Hauswesen betrifft; so hat er 1743 mit Margaretha Ubström, eines Upsalischen Rathsherrn Tochter, ein Ehebündniß geschlossen, welches aber im J. 1747 durch den Tod schon wieder getrennt wurde. Um eben diese Zeit, da er seine Gattin durch den Tod verloren, hatte er auch das Unglück, das Gehör einzubüßen, so daß er, wenn nicht stark geredet ward, Nichts verstehen konnte. Alle angewandte Mittel sind fruchtlos gewesen. Dieses hinderte ihn aber nicht sein Lehramt fleißig und rühmlich fortzusetzen, ob er wohl der practischen Geschäffte sich schon längst begeben hatte. Er resignirte im J. 1767, erhielt den Königlichen Wasaorden, lebte in gelehrter Ruhe und starb am 16. November 1785.

Wallerius hat grosse Verdienste um die Wissenschaften, welche er in Upsala lehrte. Im Mineralreiche wagte er den ersten glücklichen Versuch einer natürlichen Classification, welcher selbst vor dem Linneischen den Beyfall der Kenner erhielt. Die Chemie wandte er mit vielem Glücke auf den Feldbau an, bemühte sich nicht nur darzuthun, was jeder Bestandtheil der Pflanzen zum Wachsthume derselben beytrage, die Wirkung der sogenannten Beizen auf das glücklichere Aufkeimen der Samen, und das Aufkeimen selbst nach chemischen Grundsätzen zu beurtheilen, und spürte der Bildung der Oele in den Gewächsen, der Ursache von der Unfruchtbarkeit der Felder, und dem Einflusse des Salz- und Thonbodens auf die Fruchtbarkeit nach, sondern entwarf auch chemische Grundsätze des Feldbaues, welche sich auf die Natur der verschiedenen Bestandtheile in den Pflanzen und auf die Beschaffenheit der Erde, worin die Pflanzen stehen, stützen, und suchte darin die Mittel, den Boden zu verbessern, auf. Von seinen zahlreichen, auch im Auslande mit Beyfall aufgenommenen Schriften, welche er zum Theil in Schwedischer Sprache verfaßte, sind die bekanntesten:

I. Disputationes.

De Origine et natura Nitri. Upsalae 1749. S. Götting. gel. Anz. 1750. S. 908. — De Principiis vegetationis. Ibid. 1751. S. Ebend. 1752. S. 570. und Comm. Lips. de rebus med. Vol. I. p. 326. — Observationes mineralogicae ad plagam occidentalem Sinus Bothnici, 1752. S. Gött. gel. Anz. 1753. S. 358. — De Nexu Chemiae cum utilitate reipublicae, 1752. S. Ebend. 1752. S. 1179. — De artificiosa Foecundatione immersiva seminum vegetabilium, 1752. S. Ebd. 1753. S. 344. und Comm. Lips. Vol. II. p. 416. — De Origine Salium alcalinorum, 1753. S. Gött. gel. Anz. 1754. S. 1110. — Om Quarz, 1753. S. Ebend. 1754. S. 232. —

Om Smältningar, 1754. S. Ebend. 1755. S. 784. — Censurae circa praeparationem medicamentorum chemicorum, 1754. S. Ebend. 1756. S. 478.

II. Tractatus et Libri.

Wälmente tankar om Dännemarcks Hälsobrun, hoc est: Cogitationes de fonte sotario ad Däunemarc prope Upsaliam sito. Holm. 1737. 8. Dieses Buch ist in's Teutsche übersetzt und dessen gleich zu nennenden Hydrologie vom Prof. Denso bengefügt worden. — Foerswars skrift. Warutinnan Ioh. I. Salberg, Talbesoras, h e Defensio contra Salbergium Apothecarium, in qua de natura nonnullorum salium, in primis Natri et Nitri veterum tractatur. Ibid. 1745. 8. S. Gött. gel. Anz. 1747. S. 860. — Mineralriket, h. e. Mineralogia systematice proposita. Ibid. 1747. 8. c. figg. S. Ebend. 1748. S. 653. Dieses ist die bekannte Mineralogie, oder Mineralreich, welche der Prof. Joh. Daniel Denso in's Teutsche übersetzt, und zu Berlin 1750. 8. edirt hat S. Ebend. 1750. S. 645. — Watturiket, h. e. Hydrologia systematice proposita. Ibid. 1748. 8. S. Ebend. 1749. S. 99. Auch hiervon haben wir dem Denso eine Teutsche Uebersetzung zu danken, die zu Berlin 1751 herausgekommen, und dem vorhererwähnte Beschreibung des Gesundbrunnens, unter der Aufschrift: Wohlmeynende Gedanken über den Dänemarks Gesundbrunnen, welcher ostwärts unweit Upsala in Dänemarks Kirchspiele gelegen, und seit einigen Jahren zu vielem Nutzen und Hülfe gebraucht worden rc. bengefügt ist. S. Ebend. 751. S. 668. — Om Salternes Ursprung och andledning at ut leda orsakentil kaubraeckt jaern, h. e. Sermo de origine salium et caussa, cur ferrum frigidum fragile? Ibid. 1750. S. Ebend. 1751. S. 979. — Bref om Chemicus rätta beskaffenbet, nytta och wärde Til. N. N. orswerhaendt om of honom til trycket befordrat, h. e. Litterae de Chemiae indole ejusdemque genuino usu etc. Ibid. 1751. Diese sind in einer Teutschen Uebersetzung zu lesen in Denso's monathlichen Beyträgen zur Naturkunde, S. 63 fgg. — Urbani Hiaerne Actorum chemicorum Holmiensium, annotationibus illustratorum, Tom. I et II. Ibid. 1753. 8. S Leipz. gel. Zeit. 1754. S. 3. Comm. Lips. de reb. med. Vol. III. p. 314 sqq. Gött. gel. Anz. 1753. S. 1346—49. — Chemia physica (Schwedisch). Ibid. 1759. 1768. 2 Bde. 8. Vermehrt (Lateinisch). Ebend. 1760. 1769. 2 Bde. 8. S. Gött. gel. Anz. 1760. S. 1181 fg. 1762. S. 942. Professor Mangold in Erfurt, dessen Ruhm in Frankreich und Schweden bekannt ist, übernahm sogleich die Mühe, diese fehlerhafte Lateinische Ausgabe in's Teutsche überzutragen, Gotha 1761. 8. es sind ihr die Kupfer ebenfalls wieder bengefügt worden. Mangold that auch einige Anmerkungen hinzu. Neue Uebersetzung mit litter. Zusätzen von C. E. Weigel. Leipzig 1775. 2 gr. 8. Bände. mit Kupf. S. Ebd. 1780. S. 912 fg. — Elementa Metallurgiae,

speciatim chemicae. Holm. 1768. mit Kupf. Teutsch, Leipzig 1770. 8. S. Götting. gel. Anz. 1770. S. 16. — Systema mineralogicum. Ibid. 1772. 1775. II Voll. 8 maj. Vindob. 1778. 8. II Voll. 8. S. Ebend. 1773. S. 985 — 92. 1778. S. 572 — 575. Teutsch, in einen Auszug gebracht, mit Zusätzen von Leske und Hebenstreit, Berlin 1781. 1785. 2 Thle. 8. — Introductio in historiam litterariam mineralogicam. Upsal. 1779. 8. — Disputationes physico-chemico-pharmacevt. mineral. et metallurg. Ibid. II Voll. 1781 8. — Meditationes physico-chem. de origine mundi in primis geocosmi ejusdemque metamorphos. Ibid. 1779. 8. Teutsch von Keller mit Anmerkungen. Erfurt 1782. 8. S. vom Original Gött. gel. Anz. 1779. S. 799 fg. und von der Kellerischen Uebersetzung Ebend 1782. S. 1222. — Viele Dissertationen, und viele Abhandlungen in den Actis Acad. Holm.

S. Börner's Nachrichten rc. Bd. 3. S. 537. 800. Baldinger's Zusätze, S. 177. Coxe's Reisen, Bd. 2, S. 294.

Walpole, Horace, Graf von Orford*) (Earl of Orford), ehemahliges Mitglied des Londner Parlaments, als Staatsmann und Gelehrter merkwürdig, geboren im J. 1718.

Er war der jüngste Sohn des berühmten Principalministers Robert Walpole, welcher zunächst folgt, seiner Mutter Catharina, deren Liebling er heißt, verdankte er jene Verachtung der Hofluft, die er in der letzten Hälfte seines Lebens so deutlich äusserte. Einer seiner Jugendfreunde, den er auf der Schule zu Eton kennen lernte, war der Dichter Gray, mit welchem er auch in den J. 1739 — 41 eine Reise durch die mittäglichen Länder Europens machte, aber nicht in Gesellschaft vollendete. **Walpole** nahm zuweilen gegen seinen ärmern, und dann abhängigern Reisegefährten eine vornehme Miene an. Gray war schon damahls ein melancholischer Schwärmer, **Walpole** stets aufgeräumt und witzig: daher trennten sie sich zu Reggio im untersten Italien, und Jeder reiste auf einem besondern Wege in's Vaterland zurück. **Walpole** erkannte in der Folge sein Unrecht, söhnte sich mit seinem Freunde wieder aus, und ehrte das Andenken Desselben durch eine Prachtausgabe seiner Gedichte, die 1757 in Folio in seiner eigenen Druckerey erschien. Als er in seine Heimath wieder zurückkehrte, trat er nunmehr seine politische Laufbahn an, und war von 1741 — 1761 zu vier verschiedenen Mahlen Mitglied des Unterhauses in London, wo er eine unbestechliche Festigkeit behauptete. Er beschloß aber nachher seine politische Laufbahn, indem er sich ganz von öffentlichen Geschäfften zurückzog, und seine Lebenszeit der Litteratur und Kunst widmete. Die erste Frucht seiner Musse war eine Schrift, die

*) Nicht Oxford, wie er und sein Vater so oft geschrieben werden: Orford, wovon der Graf **Walpole** den Namen hat, ist ein im Parlamente Sitz und Stimme habender Flecken an der Ore an der Küste der Grafschaft Suffolk.

er unter dem Titel: Aedes Walpolianae drucken ließ. Sie enthält eine Beschreibung der Merkwürdigkeiten, und besonders der Gemählde, die sich damahls im Walpolischen Familiensitze zu Houghton in Norfolk befanden, später aber zur Tilgung der darauf haftenden Schulden an die Kaiserin von Rußland verkauft wurden. Ein politisches Pamphlet, das er in Beziehung auf die damahligen Staatsverhandlungen schrieb, mußte in vierzehn Tagen fünfmahl aufgelegt werden. Walpole hatte im J. 1747 ein auf einer Anhöhe vor London sehr angenehm gelegenes Landhaus, Strawberryhill genannt, an sich gekauft, welches zu Ende des 17. Jahrhunderts von einem Kutscher des Grafen von Bradfort erbaut, dann aber von einer Reihe schöner Geister, Colley, Cibber, dem Bischofe von Durham, und zuletzt noch vom Lord Sackville bewohnt, und so gleichsam schon classischer Boden geworden war. Walpole gab ihm mit aller ersinnlichen Kunst das Ansehen eines Gothischen Hauses, und brachte mit diesem kostbaren Schnörkelwerke volle 23 Jahre (von 1758—76) zu, brachte es aber auch eben dadurch zu einer solchen Vollkommenheit in diesem phantastischen Bau, daß Strawberryhill zu den größten Sehenswürdigkeiten in und um London gerechnet, und auf besondere Erlaubnißscheine vom May bis October täglich nur von Einer Partie, die nicht stärker als vier Personen seyn durfte, in den Mittagsstunden gesehen wurde. Seit Walpole's Tode ist dieser Sitz dadurch noch merkwürdiger geworden, daß durch sein Testament alle seine Handschriften und Briefschaften aus seinen andern Wohnungen als unveräusserliches Hauseigenthum dahin gebracht, und 2000 Pf. dazu legirt worden sind, dieß Alles auf immer in dem Zustande zu erhalten, wie es Walpole bey seinem Absterben verlassen hat. Für die Geschichte des Geschmacks und die Verzierungskunst kann nichts Lehrreicheres gefunden werden, als ein besonderes raisonnirendes Verzeichniß von allen Kunstwerken und Meublen dieser Villa, das Walpole 1774 zum Andenken für seine Freunde nach seinem Tode in seiner Druckerey drucken ließ. Da aber im Ganzen nur 100 Exemplare in kleinerem, und 6 in grösserem Format davon abgezogen worden sind, so gehört dieser Catalog zu den größten Seltenheiten, und ist für Geld gar nicht zu haben. In dieser Villa errichtete Walpole schon 1757 eine eigene Buchdruckerey, auf welche er einen beträchtlichen Theil seiner Einkünfte wandte, indem ein dort gedrucktes Buch von ihm selbst nie für Geld verkauft, sondern Alles verschenkt wurde. Er war so glücklich, einen geschickten Buchdrucker, Thomas Kirkgate, zu finden, der ihm 47 Jahre treulich diente, und zur Celebrität der Walpolischen Autorschaft redlich beytrug. Eines der ersten Producte dieser Presse war 1759 eine schöne Quartausgabe des Lucanus, wovon nur 300 Exemplare gedruckt wurden, herausgegeben von Cumberland, und so selten, daß ein Exemplar noch bey Walpole's Leben in England selbst mit 7 Pfund bezahlt wurde. Das erste wichtige Werk aus Walpole's eigener Feder ist sein Catalogue of the Royal

and noble Authors of England, with lists of their works. Lond. 1759. II Voll. 8. wobey es auf eine vollständige Angabe aller Englischen Fürsten und Pairs, sowohl die Autoren gewesen, als ihrer Schriften, selbst die kleinsten Flugblätter nicht ausgenommen, angesehen war. Das Werk ist voll gelehrter Forschungen und in einer muntern und witzigen Schreibart abgefaßt. Im J. 1758 gab er heraus und druckte eine Sammlung seiner kleinen Aufsätze, unter dem Titel: Fugitive pieces, wovon 200 Exemplare abgedruckt wurden. Dergleichen kleinere Aufsätze hatte er früher viele geschrieben, und unter andern dem berühmten Herausgeber der Welt (eine Wochenschrift von Moore) mehrere noch jetzt sehr hervorstechende Beyträge mitgetheilt. In einer besondern Schrift suchte er zu beweisen, daß König Richard III. bey Weitem nicht der scheußliche Unhold gewesen sey, wie ihn die Engländer in Shakespeare's Dichtung und Garrick's Darstellung zu finden pflegten. Man bewunderte den Scharfsinn und die Gelehrsamkeit, womit Walpole den Advocaten des Teufels machte, widerlegte ihn aber von mehreren Seiten und zeigte besonders, daß sein Hauptbeweis von einer alten Urkunde durchaus unstatthaft sey. Er druckte zuweilen auch auf seinem Landgute, ausser seinen eigenen Werken, Schriften von fremden Verfassern, wenn sie sich durch Seltenheit oder eine andere Merkwürdigkeit auszeichneten; alle seine Drucke aber sind für die Geschichte der Typographie sehr merkwürdig. Sein Hauptwerk sind die Anecdotes of painting in England, collected by George Vertue and now digested from his Mss. 1762 – 71. IV Voll. 4. wovon Dodsley 1782 und 1786 mit Bewilligung des Verfassers Ausgaben in 5 Bänden veranstaltet hat. Auf einer Reise nach Paris schrieb er den berüchtigten Brief an Rousseau im Namen des Königs von Preussen, um seinen Freund Hume an diesem lächerlichen Sonderling (denn dafür hielt er ihn) zu rächen, und nicht lange darauf gab er auch seinen, mit Schreckbildern aller Art angefüllten, Roman: The Castle of Otranto, (die Burg von Otranto) a Gothic history, 1765. 8. heraus, das grosse Urbild aller Geister- und Gespensterromane, die seitdem England überschwemmt haben. Die prächtigste Ausgabe dieses oft gedruckten Romans hat Bodoni in Parma 1791. gr. 4. gedruckt, wobey sich auch ein Prospect des Schlosses von Otranto in seinen jetzigen Ruinen befindet. Es ist auch in's Teutsche übersetzt worden. Auf dieses Werk ließ Walpole sein berühmtes Trauerspiel voll Graus und Entsetzen: The mysterious mother 1788 folgen, wovon er selbst nur 50 Exemplare austheilte, aber nicht verhindern konnte, daß zu Dublin 1791 ein Nachdruck davon gemacht wurde. Man glaubt, er habe die Hauptrolle für die bekannte Schauspielerin Mrs. Pritchard bestimmt. Allein es hat wegen der gehäuften Schreckensscenen nie aufgeführt werden können. Witz und ein allumfassendes, selbst in seinem hohen Alter noch sehr starkes, Gedächtniß waren die glänzendste Seite dieses, als Menschen und Schriftstellers, sonderbaren

Mannes. Mit ihm ist eine lebendige Bibliothek der Anecdoten und Brittischen Litteratur verloren gegangen. Er besaß hauptsächlich eine vorzügliche Kenntniß von Anecdoten aus der scandalösen Chronik aller Höfe und grosser Städte Europens, besonders von dem Englischen Hofe unter Georg I. und II. und hatte auch in seinem Landhause eine besondere Bibliothek von allen seit Georg's I. Regierungsantritt 1714 in England gedruckten Schriften bis auf die kleinsten Flugschriften. Er konnte daher äusserst unterhaltend und unerschöpflich in Erzählungen seyn. Er war nie verheyrathet. Erst in seinem 77. Jahre wünschte er Einer von den zwey Schwestern Berry, ihm galt es gleich, welcher, seine Hand zu geben, um sie für ihre ihm bewiesene Freundschaft durch sein Vermögen zu belohnen. Allein Beyde schlugen dieß Anerbieten edelmüthig aus. Die Gicht war und blieb seine Lebensgefährtin, die ihm 50 Jahre lang so unablässig zusetzte, daß er zuletzt völlig verkrüppelt und zu einem blossen Skelet zusammengeschrumpft war. Dessen ungeachtet behielt er seine Geisteskräfte und muntere Laune bis an seinen Tod, welcher am 2. März 1797 in London im 80. Lebensalter erfolgte. Die vorhingedachten zwey Schwestern Berry erhielten in einem Codicill seines zur Stärke eines Buches angeschwollenen Testaments eine jede ein Legat von 4000 Pfund, und alle noch ungedruckte Papiere und Handschriften, die sie für eine sehr beträchtliche Summe an die Buchhändler Robinsons verkauft haben. Sie sollten, nach einer öffentlichen Ankündigung, in fünf grossen Quartbänden mit 164 Kupferstichen erscheinen, und ausser einem inhaltsreichen, einige Bände ausfüllenden, Briefwechsel mit den berühmtesten Männern seiner Zeit, auch die Beschreibung von der Villa zu Strawberryhill, eine reiche Anecdotensammlung von dem Hofe Georg's I. und II. und eine Menge anderer interessanter Aufsätze enthalten. Im J. 1798 erschien diese Prachtausgabe, die vollständigste seiner Werke, wirklich, und enthält die Geschichte der Mahlerey in England, Schauspiele und Dichtungen, historische, litterarische und für die scherzhafte Unterhaltung bestimmte Aufsätze, endlich Briefe, worin Walpole überall als geschmackvoller Kunstkenner, gelehrter Litterator, freymüthiger Politiker, und witziger, geistreicher Gesellschafter erscheint. Vieles in diesen Werken Walpole's hat bloß ein locales und nationales Interesse. August Wilhelm Schlegel hat in einem geschmackvollen Auszuge das Wichtigste davon aus den Englischen Originalen übersetzt, und unter dem Titel: Historische, litterarische und unterhaltende Schriften von Horatio Walpole. Leipz. 1800. 8. herausgegeben.

S. Memoirs of Sir Horatio Lord *Walpole*. By William Coxe etc. 1802. 4. und Sammlung histor. Schilderungen und Anecdoten ber. Männer, Th. 3. S. 806.

Walpole, Robert, Graf von Orford, Herzog von Newcastle, und Pair von Großbritannien, unter den Königen Georg I.

und Georg II. Principalminister, der Vater des Grafen Horace Walpole; der zu Englands innerem Wohlstande sehr Viel beytrug. Walpole's Familie ist eine der ältesten des Reichs; sie erhielt ihren Zunamen von der Stadt Walpole in Norfolk, wo sie sich ursprünglich aufhielt; bis Einer von ihr den Familiensitz mit Houghton in derselben Grafschaft vertauschte. Walpole's Großvater Eduard war ein beredtes Mitglied des Parlaments, stimmte für die Wiedereinsetzung Carl's II. und wurde dafür zum Ritter des Badordens ernannt. Robert Walpole war geboren zu Houghton am 20. August 1676. Den ersten Unterricht empfieng er zu Eton, wo er sich durch wackere Fortschritte auszeichnete. Im J. 1696 kam er in das Königliche Collegium nach Cambridge: 1698 wurde er durch den Tod seines ältern Bruders Herr des väterlichen Vermögens, und verließ die hohe Schule. Ursprünglich war er für die Kirche bestimmt; dieser Todesfall aber brachte ihn ganz davon ab. Sein Vater nahm ihn jetzt zu sich, und gab ihm Anweisung zum Trinken und zum Viehhandel, welches seine Lieblingsbeschäfftigungen waren. Robert war in seiner Jugend sehr unthätig, und trieb, da er die Schulen im Rücken hatte, die Wissenschaften nicht weiter. Im 24 Jahre verheyrathete er sich mit der Tochter Shorter's, Lord Mayors von London, wodurch er von seinen bisherigen Vergnügungen abkam; und beschloß, mit seinem Weibe einmahl die Freuden der Hauptstadt zu versuchen. Bald nachher starb auch sein Vater; und Walpole sah sich im Besitz eines Vermögens, was ihm jährlich 2000 Pfund abwarf. Die Einkünfte seiner Brüder und Schwestern wurden aus dem Vermögen seiner Frau bestritten; und da auch seine Mutter bald darauf mit Tode abgieng; so genoß Robert sein väterliches Erbe ohne Abzug.

Nach dem Abgange seines Vaters, wurde Walpole zum Mitgliede des Parlaments für den Flecken Castle-Rising erwählt, den er die beyden letzten Jahre der Regierung König Wilhelm's repräsentirte. Walpole ward bald ein sehr thätiges Parlamentsmitglied, und trat gleich Anfangs als ein entschlossener Whig auf; ein Character, den er durch sein ganzes Leben mit ziemlicher Beharrlichkeit behauptete. Vom J. 1702 an spielte er eine Rolle von Bedeutung im Parlamente: er brachte eine Motion gegen Seymour ein, zeichnete sich bey den Verhandlungen wegen der Wahl von Aylesbury aus, und wurde im Processe gegen Sacheverel zu Einem der Aufseher im Unterhause ernannt. Schon 1708 ward Walpole Kriegssecretär, welchen Posten er jedoch nach dem Sturze des Whig-Ministeriums, oder des Marlborough's, wieder verlor. Die herrschenden Tory's bewarben sich nunmehr um seine Mitwirkung; aber er weigerte sich dessen, und wurde vielmehr als Haupt der Opposition ihr furchtbarster Feind. Nun verfolgten sie ihn, klagten ihn des Verraths, und der Bestechung während seines Kriegssecretariats an, vertrieben ihn aus dem Hause, und warfen ihn in den Tower. Der Verfasser der Memoiren über das Leben und Ministerium Robert

Walpole's, Wilhelm Coxe, giebt sich Mühe, seinen Helden gegen die Beschuldigungen der Tory's zu decken, und hadert deßhalb mit den Geschichtschreibern Smollet und Macpherson. Da er aber keine andern Gründe anzuführen weiß, als die Gegenbehauptungen des Beklagten; so fällt dieser Schatten noch immer auf den Beginn seiner Laufbahn.

Im J. 1712 kam Walpole wieder aus dem Tower los, und ließ es sich während dieses Parlaments eifrig angelegen seyn, den Whigs mit seinem Rathe und seiner Feder gute Dienste zu leisten. Im J. 1713 ward er abermahls für Lynn zum Parlamentsgliede gewählt, und hielt eine bewundernswürdige Rede zum Besten des Schriftstellers Steele, dessen Whigsche Pamphlets das Ministerium beleidigt hatten. Kurz vor dem Tode der Königin Anna, als ihr Nachfolger die Unterhaltung des Tages war, zeigte sich Walpole standhaft als einen Freund der Protestantischen Erbfolge, und ließ keine Gelegenheit vorbey, die Wichtigkeit und Nothwendigkeit derselben darzuthun. Georg I. änderte bekanntlich gleich nach seiner Thronbesteigung das Ministerium; die Whigs kamen an's Ruder, und Walpole wurde zum Zahlmeister der Truppen ernannt. Robert war nunmehr Haupt und Anführer der Whigs; und bald nach der Anklage Bolingbroke's finden wir ihn 1715 strahlend als ersten Lord der Schatzkammer, und Canzler des Reichs. Gleich nach seiner Ernennung zur Canzlerwürde, und Unterdrückung der Rebellion, setzte er die siebenjährige Bill durch, welche nach der Majorität der Whigs eigentlich bloß temporär seyn sollte, und einen Hauptflecken auf seine Administration warf. Der Verfasser der obgedachten Memoiren sucht diese Bill gar zum Bollwerke der Englischen Freyheit aufzustutzen. Andere haben sie wohl mit mehr Recht mit Cromwell's ersten Schritten verglichen.

Das Mißverständniß zwischen dem Könige und dem Prinzen von Wales, und die Absicht des Erstern, mit Rußland einen Krieg anzufangen, veranlaßten Walpole'n, der schlechterdings für den Frieden war, sein Amt niederzulegen. Zwar ließ er sich noch zu einigem Antheil an den Geschäfften bereden; als aber Townshend entlassen wurde, trat er 1717 ganz vom Schauplatze ab. Walpole wurde nunmehr ein systematisches Oppositionsglied, und bestritt ohne Unterschied jede Maßregel der Regierung. Hier sah man nur den muthwilligen Schwätzer und Parteygänger, der ohne Grundsätze, bloß nach Gewalt haschte: und es gereicht der Unparteylichkeit seines Biographen sehr zur Ehre, daß er diese Partie nicht nur nicht in Schutz nahm, sondern sie geradezu in strafenden Ausdrücken tadelt. König Georg I. hatte ihn zum geheimen Rath und Generalkriegszahlmeister ernannt, nachdem er im J. 1720 mit Sunderland's Anhange in eine Coalition zusammengetreten war; von dieser Zeit an wuchs seine Macht im Parlamente und sein Ansehen bey Hofe. Er bewirkte eine Untersuchung gegen das Ministerium der Tory's unter Annens Regierung, um zu beweisen, daß dieses Ministerium es

mit Frankreich gehalten, den Prätendenten unterstützt, und den Utrechter Frieden nicht genau in Acht genommen habe. Seitdem er 1721 Canzler geworden war, suchte er den Englischen Staat in seinem Inneren zu verbessern, und die Nationalschuld zu vermindern. Ungeachtet er an den Freunden der vorigen Regierung grosse Feinde bekam, konnte ihm doch Niemand schaden, da er auf alle Art die Parten des Hofes verstärkte. Unter seinem Ministerium, das auch unter Georg's II. Regierung fortdauerte, stieg Englands Macht immer höher; besonders that er sehr Viel für die Englischen Colonieen, und für die Industrie. Seine größten Feinde gestanden ein, daß nie ein Minister jene grossen Handlungsgesellschaften, welche die Grundlage des Englischen Credits sind, besser in Bewegung gesetzt, noch das Parlament besser behandelt habe. Aber seine größten Freunde waren auch gezwungen, zu bekennen, daß sich vor ihm kein Mensch des Geldes der Nation mehr bedient habe, um das Parlament zu beherrschen. Er machte daraus gar kein Geheimniß, und man hat ihn sagen hören: „Es giebt ein Kraut, womit man alle üblen Launen stillt, und welches hier nur in meinem Laden verkauft wird." Diese Worte, die weder von hohem Geiste zeugen, noch im erhabenen Style sind, drückten seinen Character aus. Er bediente sich oft einer kleinen List, welche allemahl ihre Wirkung machte. Zu einer Zeit, wo es darauf ankam, eine wichtige Bill durchgehen zu machen, fiel er auf folgende Kriegslist, um die Bischöfe zu vermögen, ihn zu begünstigen. Er gieng zu dem Bischofe von Canterbury, und bat ihn, sich gefährlich krank zu stellen. Der Prälat erfüllte seine Bitte. Das Gerücht von seinem nahen und unvermeidlichen Tode verbreitete sich. Die Augen aller Bischöfe waren auf den reichen Stuhl gerichtet, der bald erledigt werden sollte, und den derjenige erhalten würde, der dem Minister am Besten den Hof machte. Die Bill gieng durch Mehrheit der Stimmen durch. Der Erzbischof stand wieder auf, und **Walpole** lachte über die, welche sich von ihm hatten hintergehen lassen. Indeß erfuhr dieser Minister auch, daß man selbst in den verdorbensten Zeiten starke Seelen findet, die mitten in einer reichen Stadt der beständigen Versuchung entbehrlicher und überflüssiger Dinge zu widerstehen wissen. Es war dem Hofe daran gelegen, einen gewissen Englischen Herrn, der sich durch Tugend und Einsichten auszeichnete, zu seiner Parten zu ziehen. **Walpole** machte ihm einen Besuch und sprach zu ihm: „Ich komme, Sie im Namen des Königs seiner Protection zu versichern, und Ihnen zu bezeugen, wie leid es ihm thut, daß er für Sie noch Nichts gethan hat, und Ihnen eine Stelle anzutragen, die Ihren Verdiensten angemessen ist." — Mylord, erwiederte ihm der Englische Herr, ehe ich Ihnen auf Ihren Antrag antworte, erlauben Sie mir in Ihrer Gegenwart mein Abendbrod bringen zu lassen. Sogleich trug man ihm ein Hachis auf, das aus den Ueberbleibseln von einer Schöppskeule bereitet war, von welcher er Mittags gespeist hatte.

Er wandte sich nun gegen den Minister, und fuhr in seiner Rede fort: „Glauben Sie, daß ein Mensch, der sich mit einer solchen Mahlzeit begnügt, vom Hofe leicht zu gewinnen sey? Sagen sie dem Könige, was Sie gesehen haben; dieß ist meine einzige Antwort, die ich Ihnen zu geben habe." Wir wollen Walpole'n noch näher kennen lernen. Das 25. Kapitel der mehrmahls gedachten Memoiren enthält sehr interessante Nachrichten über Bolingbroke, welcher unter Walpole's Mitwirkung begnadigt; in der Folge Einer seiner furchtbarsten Feinde, und die geheime Triebfeder fast aller Unternehmungen der Opposition wurde. Bolingbroke war ein Mann von einem so bezaubernden Aeussern, und von so glänzenden Talenten, daß man ihn den vollkommensten Mann seines Zeitalters nennen konnte; seine Grundsätze dagegen waren so leichtfertig, daß er für alle Parteyen und Plane gleich sehr taugte. Auf ihn passen nur allzu genau die denkwürdigen Worte, womit ein versuchter Meister einen grossen Staatsmann bezeichnete:

„Er hat Kopf genug, um jedes Unheil zu entwerfen; Herz genug, es zu fassen; und Muth genug, es durchzuführen. Zugleich und in Einer Person Verfechter des reinen Deismus, und Freund des Papstthums; Vertheidiger der Rechte des Volks, und Patron des Clerus und der Erbfolge; Prediger des Patriotismus, und Hoherpriester der Intrigue und Bestechung; Philosoph der Sittenlehre, und Sclave der Verstellung und der Leidenschaft; strenger Stoiker, der sein Auge mit Verachtung von allem Flitterschein der Sinnlichkeit abkehrt; und knechtischer Anhänger des Reichsthums, der Macht, und schaler Titel; ein Mann, den man, wie den Blitz des Himmels, nicht ohne eine Mischung von Bewunderung und Schrecken betrachten kann."

Das 26. Kapitel enthält eine sehr ausgearbeitete Geschichtserzählung von Wood's Patent, welches eine so grosse Gährung in Irland hervorgebracht hat: und man darf behaupten, daß Coxe über diese Sache mehr Licht verbreitet, als irgend ein vorhergehender Erzähler. Ein Recensent empfiehlt Walpole's Benehmen in dieser Sache sehr der Beherzigung und Nachahmung. Wenn gleich Walpole Wood's Betragen gut hieß, da er die Bedingungen des Patents annahm; wenn er schon den Antrag in Irland sehnlichst durchzusetzen wünschte: so ließ er doch, da er den Sturm im vollen Ausbruch sah, und erwog, daß das Irländische Volk nicht für Zwangsmittel gemacht sey, gleich dem geschickten Piloten die Segel einziehen; träufte das Oel der Versöhnung in die aufgerührten Woogen, und brachte diese wichtige Besitzung seines Herrn zur Unterwerfung und zum Frieden zurück.

Wenige, die die Memoiren lesen, werden ihre Idee von dem wahren Character der Königin Carolina dadurch nicht berichtigt und bereichert finden. Sie war ein Weib, in allen Staatskünsten und Ränken versucht, die ihre Leidenschaften vollkommen beherrschte, und eine glühende Begierde nach Macht

besaß. Georg II. beherrschte sie schrankenlos in allen Din[gen]
und schien doch überall keinen Einfluß auf ihn zu haben,
seinen Neigungen im Mindesten zu widerstreben. Sie war
erklärte Freundin der Gelehrsamkeit und Kunst, was sehr
ihrem Lobe gereichen muß, unter einer Regierung, wo Wi[ssen]
schaften und Gelehrte so gering geschätzt wurden. Die S[anft]
muth und gewinnende Milde des weiblichen Characters. f[ehlte]
Carolinen ganz; dagegen war sie zur Herrschaft geschaffen,
eine ausgemachte Meisterin in der Politik.

Walpole schwamm nunmehr durch den Einfluß der K[öni]
gin Carolina im Zenith seines Glanzes, und versäumte n[icht]
sich dadurch bey seiner Freundin immer fester zu setzen, da[ß er]
eine ihrer mächtigsten Leidenschaften, ihren Geiz, befriedigte.
bewirkte sogleich eine Vermehrung der Civilliste, und einen [Wit]
wengehalt von 100,000 Pfund für die Königin. Hier, so
in mehrern andern Dingen, handelte Walpole freylich offe[nbar]
mehr als Hofmann, denn als Patriot! Er saß nun fest
der Zinne, und fürchtete weder die Pratenskunst des Weltma[nns]
Bolingbroke, noch die Beredtsamkeit des Patrioten Shippen.

Dieser Minister beherrschte England 20 Jahre lang
unumschränkter Gewalt. Vielleicht hat es niemahls einen [Men]
schen gegeben, dessen Character und Handlungen, sowoh[l in]
Gesprächen, als auch in öffentlichen Blättern, strenger unter[sucht]
worden wären. Hume hat sich die Mühe gegeben, uns
diesem berühmten Manne bekannt zu machen; und das Port[rait]
welches er von ihm entworfen hat, ist um desto schätzbarer,
es während der Administration dieses Ministers gedruckt wo[rden]
Sein Bild ist da mit eben so viel Scharfsinn, als Unparte[ylich]
keit gezeichnet. „Walpole besitzt Fähigkeiten, aber kein Ge[nie;]
er ist gut, aber nicht tugendhaft; er ist entschlossen, aber [nicht]
großmüthig; er ist gemäßigt, aber nicht billig. Seine g[uten]
Eigenschaften sind frey von den Mängeln, die sonst ordentl[icher]
Weise damit verknüpft sind; er ist ein großmüthiger Freun[d, er]
ist auch kein unversöhnlicher Feind. Er hat Mängel, die [nicht]
durch die Tugenden wieder ersetzt werden, welche sonst insge[mein]
damit verbunden sind: seine Unthätigkeit in Unternehmu[ngen]
wird durch eine weise Oeconomie noch lange nicht gut gem[acht.]
Der Privatmann ist an ihm von grösserem Werth, als [der]
Staatsmann; die Tugenden überwiegen die Laster; das G[lück]
ist grösser, als der Ruf. Bey seinen vortrefflichen Eigensch[aften]
hat er doch dem allgemeinen Hasse nicht entgehen, und bey [sei]
nen vielen Talenten hat er nicht vermeiden können, lächerli[ch zu]
werden. Man würde ihn seines hohen Postens für würd[ig]
gehalten haben, wenn er denselben niemahls besessen hätte.
berhaupt ist er mehr für den zweyten Rang gemacht, als
den ersten. Unter seiner Ministerschaft hat die Handlung geb[lüht,]
die Freyheit ist in Verfall gerathen, und die Gelehrsamkeit
ihren Untergang gefunden." — Walpole verstand sich besser
das Handlungs- und Finanzwesen, als auf die Staatsgesch[äfte]

Er wandte sich nun gegen den Minister, und fuhr in seiner Rede fort: „Glauben Sie, daß ein Mensch, der sich mit einer solchen Mahlzeit begnügt, vom Hofe leicht zu gewinnen sey? Sagen sie dem Könige, was Sie gesehen haben; dieß ist meine einzige Antwort, die ich Ihnen zu geben habe.“ Wir wollen Walpole'n noch näher kennen lernen. Das 25. Kapitel der mehrmahls gedachten Memoiren enthält sehr interessante Nachrichten über Bolingbroke, welcher unter Walpole's Mitwirkung begnadigt; in der Folge Einer seiner furchtbarsten Feinde, und die geheime Triebfeder fast aller Unternehmungen der Opposition wurde. Bolingbroke war ein Mann von einem so bezaubernden Aeussern, und von so glänzenden Talenten, daß man ihn den vollkommensten Mann seines Zeitalters nennen konnte; seine Grundsätze dagegen waren so leichtfertig, daß er für alle Parteyen und Plane gleich sehr taugte. Auf ihn passen nur allzu genau die denkwürdigen Worte, womit ein versuchter Meister einen grossen Staatsmann bezeichnete:

„Er hat Kopf genug, um jedes Unheil zu entwerfen; Herz genug, es zu fassen; und Muth genug, es durchzuführen. Zugleich und in Einer Person Verfechter des reinen Deismus, und Freund des Papstthums; Vertheidiger der Rechte des Volks, und Patron des Clerus und der Erbfolge; Prediger des Patriotismus, und Hoherpriester der Intrigue und Bestechung; Philosoph der Sittenlehre, und Sclave der Verstellung und der Leidenschaft; strenger Stoiker, der sein Auge mit Verachtung von allem Flitterschein der Sinnlichkeit abkehrt; und knechtischer Anhänger des Reichsthums, der Macht, und schaler Titel; ein Mann, den man, wie den Bliz des Himmels, nicht ohne eine Mischung von Bewunderung und Schrecken betrachten kann.“

Das 26. Kapitel enthält eine sehr ausgearbeitete Geschichtserzählung von Wood's Patent, welches eine so grosse Gährung in Irland hervorgebracht hat: und man darf behaupten, daß Coxe über diese Sache mehr Licht verbreitet, als irgend ein vorhergehender Erzähler. Ein Recensent empfiehlt Walpole's Benehmen in dieser Sache sehr der Beherzigung und Nachahmung. Wenn gleich Walpole Wood's Betragen gut hieß, da er die Bedingungen des Patents annahm; wenn er schon den Antrag in Irland sehnlichst durchzusetzen wünschte: so ließ er doch, da er den Sturm im vollen Ausbruch sah, und erwog, daß das Irländische Volk nicht für Zwangsmittel gemacht sey, gleich dem geschickten Piloten die Segel einziehen; träufte das Oel der Versöhnung in die aufgerührten Woogen, und brachte diese wichtige Besitzung seines Herrn zur Unterwerfung und zum Frieden zurück.

Wenige, die die Memoiren lesen, werden ihre Idee von dem wahren Character der Königin Carolina dadurch nicht berichtigt und bereichert finden. Sie war ein Weib, in allen Staatskünsten und Ränken versucht, die ihre Leidenschaften vollkommen beherrschte, und eine glühende Begierde nach Macht,

besaß. Georg II. beherrschte sie schrankenlos in allen Dingen; und schien doch überall keinen Einfluß auf ihn zu haben, noch seinen Neigungen im Mindesten zu widerstreben. Sie war eine erklärte Freundin der Gelehrsamkeit und Kunst, was sehr zu ihrem Lobe gereichen muß, unter einer Regierung, wo Wissenschaften und Gelehrte so gering geschätzt wurden. Die Sanftmuth und gewinnende Milde des weiblichen Characters fehlte Carolinen ganz; dagegen war sie zur Herrschaft geschaffen, und eine ausgemachte Meisterin in der Politik.

Walpole schwamm nunmehr durch den Einfluß der Königin Carolina im Zenith seines Glanzes, und versäumte nicht, sich dadurch bey seiner Freundin immer fester zu setzen, daß er eine ihrer mächtigsten Leidenschaften, ihren Geiz, befriedigte. Er bewirkte sogleich eine Vermehrung der Civilliste, und einen Witwengehalt von 100,000 Pfund für die Königin. Hier, so wie in mehreren andern Dingen, handelte Walpole freylich offenbar mehr als Hofmann, denn als Patriot! Er saß nun fest auf der Zinne, und fürchtete weder die Pratenskunst des Weltmannes Bolingbroke, noch die Beredtsamkeit des Patrioten Shippen.

Dieser Minister beherrschte England 20 Jahre lang mit uneingeschränkter Gewalt. Vielleicht hat es niemahls einen Menschen gegeben, dessen Character und Handlungen, sowohl in Gesprächen, als auch in öffentlichen Blättern, strenger untersucht worden wären. Hume hat sich die Mühe gegeben, uns mit diesem berühmten Manne bekannt zu machen; und das Portrait, welches er von ihm entworfen hat, ist um desto schätzbarer, weil es während der Administration dieses Ministers gedruckt worden. Sein Bild ist da mit eben so viel Scharfsinn, als Unpartheylichkeit gezeichnet. „Walpole besitzt Fähigkeiten, aber kein Genie; er ist gut, aber nicht tugendhaft; er ist entschlossen, aber nicht großmüthig; er ist gemäßigt, aber nicht billig. Seine guten Eigenschaften sind frey von den Mängeln, die sonst ordentlicher Weise damit verknüpft sind; er ist ein großmüthiger Freund, er ist auch kein unversöhnlicher Feind. Er hat Mängel, die nicht durch die Tugenden wieder ersetzt werden, welche sonst insgemein damit verbunden sind: seine Unthätigkeit in Unternehmungen wird durch eine weise Oeconomie noch lange nicht gut gemacht. Der Privatmann ist an ihm von grösserem Werth, als der Staatsmann; die Tugenden überwiegen die Laster; das Glück ist grösser, als der Ruf. Bey seinen vortrefflichen Eigenschaften hat er doch dem allgemeinen Hasse nicht entgehen, und bey seinen vielen Talenten hat er nicht vermeiden können, lächerlich zu werden. Man würde ihn seines hohen Postens für würdiger gehalten haben, wenn er denselben niemahls besessen hätte. Ueberhaupt ist er mehr für den zweyten Rang gemacht, als für den ersten. Unter seiner Ministerschaft hat die Handlung geblüht, die Freyheit ist in Verfall gerathen, und die Gelehrsamkeit hat ihren Untergang gefunden." — Walpole verstand sich besser auf das Handlungs- und Finanzwesen, als auf die Staatsgeschäffte;

und der Krieg war niemahls seine Sache. Er befürchtete, wie es auch wirklich war, daß der Krieg die Klippe für sein Vermögen werden möchte. „In Friedenszeiten, sagte er, getraue ich mir ein Parlament zu regieren; aber zur Zeit des Krieges stehe ich nicht dafür.“ Der Cardinal von Fleury benützte diese Furcht oft, und behielt in Verhandlungen die Oberhand: dieß war es auch, was Robert Walpole's Gegenpartey ihm vorwarf. Man klagte beständig über die Verzögerung, welche er der Kriegserklärung gegen Spanien gab. Aber ein noch grösserer Fehler, dessen man diesen Minister anklagte, war, daß er während seines langwierigen Ministeriums nur einen sehr kleinen Theil von den Nationalschulden bezahlt hat. So leitete er 20 Jahre lang, am Ruder des Staats, viele grosse Staatsbegebenheiten, und er hatte sich während dieser Zeit gegen so viele Feinde gehalten, aber nun sah er, da 174. ein neues Parlament gewählt wurde, und die Gegenpartey des Hofes die Oberhand bekam, daß es Zeit wäre, zurückzutreten. Der König machte ihn zum Pair von Großbritannien, unter dem Namen eines Grafen von Orford und Herzogs von Newcastle, und drey Tage darauf legte er alle seine Stellen nieder: er erhielt eine Pension von 4000 Pfund Sterling. Seine Feinde verlangten eine Untersuchung über seine Staatsverwaltung: man forderte über 7 — 8 Millionen Pfund Sterling, die er binnen 10 Jahren für geheime Dienste ausgegeben hätte, worunter 1,200,000 Franken waren, die er den Zeitungsschreibern oder denjenigen gegeben hätte, welche ihre Feder zu Gunsten des Ministers geführt hatten, von ihm Rechenschaft. Der König aber, der über diese Beschuldigung aufgebracht war, wich ihr dadurch aus, daß er das Parlament prolongirte, das heißt, die Sitzungen desselben vor der Hand aufschob. Dem Sturme entronnen, brachte Walpole seine letzten Tage in einer ehrenvollen Zurückgezogenheit zu, und nahm die Thränen seiner Freunde mit in's Grab. Er starb, geliebt von seinem Könige, und mit dem Ruhme eines grossen Staatsmannes und Patrioten im März 1745. Wichtig ist die Coxesche Geschichte seiner Staatsverwaltung in dem öfter gedachten Werke. Wir liefern nur noch die Hauptzüge zu seinem Bilde, so wie es Coxe in Lebensgrösse gezeichnet hat:

„Sir Robert Walpole war lang von Statur, und wohl proportionirt; dabey in seiner Jugend und den ersten Mannsjahren so schön, daß man ihn und sein Weib um die Zeit ihrer Verheyrathung nur das holde Paar nannte; und unter den Rittern, welche im J. 1725 bey der Einsetzung des Hosenbandordens in Procession mitgiengen, war er nächst dem Herzoge von Grafton, und dem Lord Townshend, der Hervorstechendste und Prächtigste in seinem Aufzuge. Wie sich seine Jahre mehrten, wurde er sehr dick und unbehülflich. In seinem Gesichte fanden sich keine starken und ausgezeichneten Züge; vielmehr war seine ganze Bildung ungemein sanft und regelmäßig; wenn er sprach,

besonders wenn er lächelte, verklärte sich gleichsam sein Antlitz zur Freundlichkeit und zum Wohlwollen: sein Auge war voll Geist und Feuer, und seine Stirn männlich hervorspringend.

„Sein Anzug war gewöhnlich sehr schlicht und einfach; ein Umstand, welchen der Craftsman nicht übersah, der ihn folgendergestalt lächerlich zu machen suchte: „Es trat herein ein Mann in einem schlichten Pilgerkittel, eine Goldbörse in der Hand. Er drängte sich mit einem aufgeblähten, und etwas tückischen Wesen durch die Gesellschaft voran, mit gerümpfter Nase, und einem Hohnlächeln.“ Sein Auftritt war so frey und offen, seine Unterhaltung so angenehm, seine Sitte so bezaubernd, daß seine Vertrauten ihn anbeteten; die ihn bloß gelegentlich sahen, ihn liebten; und selbst seine bittersten Widersacher ihn nicht hassen konnten. Einer von diesen trug kein Bedenken, von ihm zu sagen: „Nie fand ein Mann in seinem Privatleben mehr Liebe, und Keiner verdiente sie jemahls mehr.“ Er war menschenfreundlich, dankbar, und großmüthig gegen alle diejenigen, von denen er denken konnte, daß sie seine Freundschaft nicht mißbrauchen würden. Ein solcher Character verschaffte ihm sehr natürlich jene Anhänglichkeit an seine Person, welche man fälschlich der Bestechung allein, und dem Privatinteresse zuschrieb: denn man weiß, daß sie sich noch zu einer Zeit äusserte, da diese Triebfedern sehr schwach wirkten, und sein Sturz unvermeidlich schien.

„Bonhomie und Gleichmüthigkeit waren seine herrschenden Characterzüge, und die Sanftmuth seines Gesichts drückte sich vollkommen in seinem Betragen aus. Von dieser Bonhomie hatte sein edler Wettläufer Pulteney eine so grosse Idee, daß er sich in einer Unterhaltung mit Johnson der Worte bediente: Sir Robert war von so ruhigem und sanftem Temperamente, und so schwer zu reizen, daß er überzeugt sey, er habe seinen Gegnern die bittersten Angriffe kaum eine halbe Stunde nachgetragen.

„Sein Betragen war männlich und fest, doch leutselig und herablassend: man fand ihn immer zugänglich, und die Art, womit er eine Gunst austheilte, erhöhte ihren Werth noch; seine Weise, Etwas abzuschlagen, war so mild und einschmeichelnd, daß Wenige je mißvergnügt von ihm weggiengen.

„Unter denjenigen Zügen seines gesellschaftlichen Characters, welche besonders die Aufmerksamkeit auf sich zogen, ist sein Lachen wegen der damit verbundenen Fröhlichkeit und Herzlichkeit ausgezeichnet worden. Sein Sohn machte gegen den Verf. die Bemerkung: Es würde Ihnen in der Seele wohl gethan haben, ihn lachen zu hören. Und Nicolaus Hardinge sagt hierüber: „Durch ein ihm eigenes Lächeln zerstreut er alle Wolken des Ernstes:“ (— proprioque vincit seria risu.)

„Im Umgange war er heiter, belebt, und scherzhaft; bisweilen derb, auch gemein, und bis zum Unverzeihlichen ausgelassen. In Gesellschaft mit Frauenzimmern nahm er eine Art

von Galanterie an, die sich schon in jüngern Tagen wenig mit seinem Character vertrug; im Alter aber mit seiner Figur vollends einen lächerlichen Contrast machte. Er affectirte im Verkehr mit diesem Geschlechte einen gewissen spielenden Leichtsinn; aber seine Laune war rauh und ungestüm; sein Witz nicht selten grob und frech."

In jedem Betracht ist das Coxesche Werk, welches wir am Ende ausführlich anzeigen wollen, wichtig und der Empfehlung werth. Der Anfänger in der Politik lerne daraus das innere Triebwerk der Höfe, und sehe zu, was für ein plumper Mechanismus bisweilen hinter der Scene verborgen ist; und was für schwache Werkzeuge die Angelegenheiten ganzer Reiche lenken, und über ihr Schicksal entscheiden. Selbst der ausgemachte Staatsmann wird nicht ohne Unterricht von dieser Lectüre aufstehen: er wird Vorsicht lernen von der wachsamen Weisheit eines Walpole's; Patriotismus von dem unermüdeten Eifer eines Bernard's, und der entschlossenen Beharrlichkeit eines Shippen's. Doch geben uns die Memoiren mehr die Biographie des Ministers, als das Gemählde des Menschen; und derjenige wird wenig Interesse darin finden, dem es darum zu thun ist, die Tiefen der Menschennatur auszuforschen, und die Zauber des Herzens zu lösen.

Die Memoiren über das Leben und die Staatsverwaltung Robert Walpole's führen folgenden Titel: Memoirs of the Life and Administration of Sir *Robert Walpole*, Earl of Orford, with original Correspondence and authentic Papers, never before published. In three Volumes. By William Coxe etc. 1798. 4.

S. übrigens Ludwig Schubart's Englische Blätter, 9. Bd. 3. und 4. Heft, S. 294.

Walther, Anton Balthasar von, Doctor der Rechte, Königlich Preussischer geheimer Rath und Erbherr auf Ober-Schönau im Oelsnischen Fürstenthume, geboren am 14. August 1705 zu Breslau, wo sein Vater Doctor der Rechte und Rathssecretär war.

Nachdem er in seiner Vaterstadt auf dem Gymnasium zu St. Elisabeth, dann auf den Universitäten zu Frankfurt an der Oder 1725, und zu Leipzig 1729 mit vielem Fleiß studiert hatte, wurde er am letztern Orte 1730 Doctor der Rechte. Nun machte er eine Reise über Niedersachsen, Holland, Brabant, Teutschland, Ungarn, und Mähren nach Breslau, folgte seiner Neigung zur eleganten Jurisprudenz, und las, auf Ansuchen des Breslauischen Senats, über die Geschichte der vornehmsten Theile der Rechtsgelehrsamkeit. Im J. 1732 ernannte ihn der damahlige Herzog zu Wirtemberg-Oels zu seinem Regierungsrath mit der Erlaubniß, in Breslau zu bleiben. Im J. 1741 ward er bey der errichteten Königlichen Kriegs- und Domänenkammer als Rath angestellt, und 1748 erhielt er von dem Könige von Preussen

den Adel- und Ritterstand, und das Incolat in allen Königlichen Ländern. Wegen seiner kränklichen Umstände wurde er endlich auf sein Ansuchen 1756, mit dem Character eines geheimen Rathes, entlassen. Er hatte zur eleganten Rechtsgelahrtheit eine besondere Neigung, und seine Schriften, besonders seine Silesia diplomatica, oder Verzeichniß der gedruckten Schlesischen Diplomatum, Privilegiorum, Landesgesetze, Statuten c. und anderer zur Schlesischen Historie und Rechtsgelehrsamkeit gehörigen Urkunden, 2 Bände, Breßlau 1741 und 1742. 4. gewähren ihm ein dauerhaftes Andenken. Er starb am 28. July 1785 zu Breßlau an einem heftigen Magenkrampf.

S. Ladvocat, Th. 8. S. 887.

Walther, Christoph Theodosius, in die funfzehn Jahre gewesener Königlich Dänischer Missionär, ein Mann, der sehr Viel am Dienste des Evangeliums gearbeitet hat, wurde zu Schildberg bey Soldin in der Neumark Brandenburg am 20. December 1699 geboren: sein Vater war daselbst Prediger. Weil ihm dieser im 7. Jahre seines Alters verstarb, so ließ ihn sein mütterlicher Großvater, David Torfstecher, Prediger zu Gierlsdorf, drey Jahre durch Privatlehrer unterrichten. Er besuchte darauf eben so lange die Schule zu Schönfließ, zwey Jahre die zu Königsberg in der Neumark, und bezog 1715 das Gröningische Collegium zu Stargard, wo ihn Dr. Zierold in der Hebräischen Sprache und Theologie, Dr. Schmidt in der Philosophie, und Stägemann, wie auch Schöttgen, in den schönen Wissenschaften unterwies. Mit diesen Studien verband er, wie sich sein unbekannter Biograph ausdruckt, die Gottseligkeit so eifrig, daß Zierold durchaus bewogen ward, ihm eine Information im Waisenhause aufzutragen, und es schien, fährt der Biograph fort, als wenn ihm Gott schon hier einen Wink zum Missionswerke geben wollte, indem ihm, als in einer an dem Jubelfeste gehaltenen Predigt der Malabarischen Christen gedacht wurde, die Thränen häufig über die Wangen flossen, ohne daß er auf Befragen die Ursache davon angeben konnte. Nachdem er im J. 1720 die Universität zu Halle bezogen hatte, hielt er insonderheit dieses für sein Bestes, daß er unter dem Dr. Michaelis die ganze Hebräische Bibel durchgieng, und durch eine beständige Uebung in der Schrift unvermerkt zu dem Dänischen Missionswerke zubereitet wurde. Anfangs hatte er, wie gesagt, eine Information im Waisenhause; ward aber hernach unter die Lehrer des Königlichen Pädagogiums aufgenommen. Professor Franke schlug ihn 1724 dem Missionscollegium zu Kopenhagen mit vor, worauf er nebst Preßler aus Perleberg in der Prignitz, und Martin Bosse am 8. September von Halle abreiste, und am 23. zu Kopenhagen ankam. Nachdem er hier vom Bischofe Worm geprüft worden war, erhielt er nebst seinen Collegen am 4. October die Vocation, und am 6. einen Schutzbrief; predigte am 11. vor dem Könige zu Friedensburg, nahm die Rückreise über

Pommern, wo er von den Seinigen Abschied nahm, nach Halle, disputirte noch am 7. December unter dem Professor Michaelis de ellipsibus Hebraeis und trat am 8. December die Reise von da nach Ostindien an. Er kam nebst seinen Collegen über Rotterdam am 31. December zu London an, wurde mit denselben im Januar 1725 in die Englische Societät geführt, und hatte bey dem Könige und der Königl. Familie Audienz, mußte auch am 28. in der Teutschen Kapelle zu St. James predigen. Am 15. Februar segelten sie zu Deal ab, stiegen am 19. Juny an's Land, und kamen glücklich nach Tranquebar. Hierauf fieng er an, die Malabarische Sprache zu lernen, und sang am 15. July in der Malabarischen Gemeine das erste Mahl ab. Am 19. August predigte er in der Portugiesischen Gemeine zum ersten Mahl, catechisirte Nachmittags darüber, und saß am 8. September zuerst in gedachter Gemeine Beichte. Am 25. November hielt er die erste Predigt, und Nachmittags die erste Catechisation in Malabarischer Sprache. Ueberhaupt verwaltete er das Amt eines Missionärs mit Lehren, Predigen, Catechisiren und andern Uebungen in Kirchen und Schulen nach aller Treue. Er reiste zuweilen auf's Land, und redete Christen und Heiden zu, um Seelen zu gewinnen oder auf dem rechten Wege zu erhalten. Er ward auch um deßwillen von einem heidnischen Befehlshaber einmahl nebst seinem Catecheten sogar in's Gefängniß geworfen, allein ein Königl. Dänischer Zollbedienter machte ihn bald wieder los, der Catechet hingegen mußte etwas länger aushalten. Am 21. December 1728 verheyrathete er sich mit Anna Christina, Brachmann's, Secretrathes und Kassierers in Tranquebar, Tochter. Da er merkte, daß sein Körper die Ostindische Luft nicht mehr vertragen konnte, so trug er dem Missionscollegium seine Umstände vor, und bekam die Erlaubniß, nach Europa zurückzugehen. Nachdem er also seine Sachen in Ordnung gebracht, und seine Bücher der Bibliothek zu Tranquebar hinterlassen hatte, gieng er am 15. October 1739 zu Schiffe, unterrichtete und taufte auf dem Schiffe 17 Schwarze, revidirte auf demselben den Malabarischen Psalter, predigte 1740 zweymahl den Teutschen Augsburgischer Confession auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, und reichte ihnen das heil. Abendmahl. Am 24. May kam er zu Kopenhagen an, und suchte daselbst seine sehr geschwächte Gesundheit wieder herzustellen. Damit er dem Missionscollegium in der Nähe seyn, und dem christl. Bekehrungswerke der Heiden auch in Europa Dienste leisten möchte, empfieng er vom Könige die Vocation zum Pastorat zu Christianshafen. Vor dem Antritt dieses Amts wollte er seine Geschwister, Lehrer und Freunde in Teutschland noch einmahl besuchen. Er reiste also nach erhaltener Erlaubniß im März 1741 aus, und kam, nachdem er sich 14 Tage in Halle aufgehalten, am 23. April zu Dresden bey seinem ehemahligen Lehrer, dem so berühmten Rector Schöttgen, an. Allein er erkrankte hier gleich den andern Tag, daß er, aller gebrauchten Mittel ungeachtet, am 29. darauf den

Geist aufgab, nachdem er sein Leben nicht höher, als über 41 Jahre gebracht hatte. Schöttgen hat sein Leben in einer besondern Schrift sehr umständlich beschrieben. Sie führt den Titel: Vita et agon viri admodum reverendi, Chph. Theod. *Waltheri*, per annos XV. Missionarii Danici apud Trangambarienses optime meriti. Halae 1742. 4.

Die Schriften, welche Walther, theils zu Halle, theils hernach zum Besten des Missionswerks geschrieben hat, sind ausser der schon gedachten Dissertation und den Bemühungen, welche er bey Revidirung des Bibelwerks übernommen, vornehmlich:

Dissertatio de λογω filio Dei. Stargard. 1720. 4. — Doctrinae temporum Indica, die auf Prof. Beyer's zu Petersburg Ersuchen aufgesetzt und der Historiae regni Bactriani angehängt worden ist, 1737. — Eine Kirchenhistorie in Malabarischer Sprache. — Observationes grammaticae, quibus linguae Tamulicae idioma vulgare in usum operatorum in messe Domini inter gentes, vulgo Malabares dictas, illustratur, 1739. 8 maj.

S. Acta histor. eccles. Tom. VI. p. 957.

Walther, Conrad Salomon, Churfürstlich Sächsischer Hofbuchhändler und Hofbuchdrucker, auch Mitglied der Leipziger öconomischen Societät, geboren zu Dresden am 28. Januar 1738, wo sein Vater, Georg Conrad Walther, Commercienrath und Hofbuchhändler war. Nach genossenem Privatunterricht kam er 1749 nach Altenburg unter die Aufsicht des damahligen Professors Ranisch, wo er bis 1752 das Gymnasium besuchte, und in den Nebenstunden in der Richterischen Officin die Buchdruckerey erlernte. Zu Ende des letztern Jahres sandte ihn sein Vater nach Paris zu seinem alten Freunde, dem Buchhändler Didot, dem Großvater des jetzigen berühmten Fermin Didot, unter dessen Aufsicht er sich der Handlung und der dazu nöthigen Wissenschaften befliß, den übrigen Theil seiner Zeit aber sich mit Buchdruckereyarbeiten beschäfftigte. Als er noch zu Ende des J. 1756 in sein Vaterland zurückkam, ließ ihm sein Vater von den geschicktesten damahligen Lehrern fernern Unterricht in Sprachen ertheilen, von welcher Zeit an er sich ganz der Buchhandlung und der Buchdruckerey widmete und die sämmtliche Correctur aller in der Handlung herausgekommenen Verlagsartikel besorgte. Er starb am 26. May 1805, im 68. Jahre seines Alters.

Von seinen Schriften — alle anonym — nur folgende:

Enumeratio supellectilis Librorum, Latina aliisque doctioribus usitatis linguis conscriptorum, adjectis notatiunculis litterariis et indicibus locupletissimis auctorum et materiarum, qui venales prostant in Bibliopolio *Waltheriano*. Dresdae 1771. 1772. 1783. 8 maj. III. Tomi. — Manuel de la Toilette et de la Mode, ou Collection amusante et instructive à l'usage des Dames. Ibid. 1770—80. 8. XI Part. — Zusätze, Berichtigungen und Register zu der letzten Auflage von Hübner's Geographie. Ebend. 1772. 8. 3 Thle. — Guibert's Versuch über

die Tactik, nebst einer Abhandlung über den gegenwärtigen Zustand der Staats- und Kriegswissenschaft in Europa, aus dem Franz. übersetzt. Mit Kupf. Dresden 1774. gr. 8. 2 Bände. — Die Französische Uebersetzung der Zusätze, Berichtigungen und Anmerkungen des Hrn. Rectors Martini zu der Teutschen Ausgabe von Lens Costüm der meisten Völker des Alterthums, durch ächte Kunstwerke dargestellt; so der letztern Französischen Ausgabe beygefügt sind. Ebend. 1784. gr. 4. — Verzeichniß einer vollständigen Militärbibliothek, oder classisches Verzeichniß aller bekannten Militärbücher in allen Sprachen, nebst Registern. Ebd. 1784. 8. — Edmund, oder die Gefahren der allzugrossen Weisheit, nach dem Französischen. Ebend. 1790. 8. — Hasdrawas freundschaftliche Briefe über verschiedene auf der Insel Capri neu entdeckte und ausgegrabene Alterthümer, aus dem Latein. übersetzt. Mit Kupf. Ebend. 1793. 4. — Einige fremde Werke hat er auch vermehrt und verbessert in eigenem Verlage herausgegeben, als: Encyclopedie enfantine, ou Magazin pour les petits Enfans par Mdlle. De Los-Rios 1771. 8. und Prideaux Altes und Neues Testament in einen Zusammenhang mit den Juden und der benachbarten Völkerhistorie gebracht, 1771. 4. 2 Theile.

S. Kläbe's neuestes gel. Dresden, S. 178.

Wangenheim, Albrecht von, ein berühmter Baumeister, wurde im Anfange des 18. Jahrhunderts geboren.

Er lernte zu Berlin bey Constantin Friedrich Blesendorf architectonische und perspectivische Zeichnungen verfertigen, und brachte es darin zur grossen Vollkommenheit. Er zeichnete besonders sehr schöne Architecturrisse, und nachdem er zu Rheinsberg einige Verbesserungen des dasigen Gartens und Schlosses besorgt hatte, hielt er sich meistens zu Berlin auf. Grahl brauchte ihn, die Hauptseiten des Berliner Schlosses zu zeichnen, was er auch meisterhaft ausführte. Er starb im J. 1742 zu Berlin, noch nicht 40 Jahre alt: sein Geburtsjahr ist daher leicht, und genau, anzugeben.

S. Nachrichten von Künstlern rc. Th. 1. S. 86. und nächst Nicolai, allg. Künstlerlexic. S. 705.

Wangenheim, Friedrich Just und Friedrich Nicolaus von, Beyde gehören zu den Militärpersonen, welche sich in den Königlich Preussischen Diensten berühmt gemacht haben. Friedrich Nicolaus von **Wangenheim**, Königlich Preussischer Generalmajor, Commandeur des Gablenzischen Füselierregiments, Ritter des Verdienstordens, war zu Winterstein im Gothaischen 1709 geboren, und nach Rudolphi Gotha diplomatica, in Geneal. der von Wangenheim Tab. 4. ein Sohn des Christoph Adolph von **Wangenheim** *), Königl. Preussischen Generallieutenants

*) Dieser ein Sohn Georg's von Wangenheim, des Churfürstlich Braunschweig-Lüneburgischen Jägermeisters.

von der Cavallerie und Kammerherrn, welches aber in Zweifel steht. Er diente zuerst bey Eisenach, und trat hernach 1740 in Preussische Dienste über; ward 1746 Major, 1756 Oberstlieutenant, 1758 Oberster und Commandeur des Gableuzischen Füsilierregiments, und 1760 Generalmajor. Er wohnte den Feldzügen seines Königs von 1744 bis 1762 rühmlichst bey, und starb im Februar 1762. Friedrich Just von Wangenheim, Königl. Preussischer Oberstlieutenant und Commandeur eines Grenadierbataillons, Ritter des Verdienstordens, ebenfalls aus dem Gothaischen gebürtig, kam 1742 mit dem dem Könige von Preussen überlassenen Contingentbataillon des Fürstlichen Hauses Schwarzburg in dessen Dienste als Hauptmann und Inhaber einer Grenadiercompagnie, die zu dem Grenadierbataillon stieß, welches nachmahls zu Treuenbrietzen sein Standquartier hatte, und sich durch seine Tapferkeit sehr hervorgethan hat. Im J. 1744 diente er bey der Belagerung von Prag, und bis zum Dresdner Frieden, bey verschiedenen anderen Gelegenheiten, mit vorzüglichem Muthe. Im J. 1753 ward er Major, und erhielt 1756 ein Grenadierbataillon, welches aus den vier Grenadiercompagnieen der damahligen Regimenter von Grabow und von Langen bestand; im J. 1758 bekam er ein anderes, welches aus zwey Compagnieen von dem neuerrichteten Garnisonregimente von Langen, einer Compagnie vom Bataillon von Grollmann, und einer vom Bataillon von Grape zusammengesetzt war, und diente mit demselben auf eine so ausgezeichnete Art, daß er sich dadurch die Gnade des Königs in einem hohen Grade, und nach der Schlacht bey Prag, den Verdienstorden erwarb. Im J. 1759 ward er Oberstlieutenant, bat aber, wegen körperlicher Schwachheit, gleich nach dieser Beförderung, um seine Dienstentlassung, die er mit Mühe erhielt. Er starb 1775.

S. militär. Pantheon, Th. 4. S. 154.

Warburton, Wilhelm, Doctor der Theologie und Philosophie, Bischof zu Gloucester, zuvor Hofprediger des Prinzen von Wales, darauf des Königs von England, Einer der fleißigsten und berühmtesten Englischen Schriftsteller, ward am 24. December 1698 zu Newark an der Trent, in der Grafschaft Nottingham, geboren. Sein Vater war Georg Warburton, ein Sachwalter und Stadtschreiber. Die Familie **Warburton's** kam ursprünglich aus der Grafschaft Chester, wo sein Urgroßvater wohnte. Sein Großvater war der Erste, der sich zu Newark niederließ, wo er als ein Rechtsgelehrter practicirte, und Gerichtshalter der Grafschaft Nottingham war. Sein Vater, Georg, starb um's J. 1706, und hinterließ seine Witwe mit vier Kindern, zwey Söhnen, und zwey Töchtern, von welchen der zweyte Sohn, Georg, jung starb, von den Töchtern aber die eine ihren Bruder überlebte. Unser **Warburton** erhielt seine erste Erziehung unter Weston, damahligem Lehrer der Schule zu Okeham, in der Grafschaft Rutland, und nachher Vicar von

Cambden, in der Grafschaft Gloucester, wo er eben keine grossen Beweise von einem vorzüglichen Geiste gab. **Warburton** wurde ursprünglich zu denselben Geschäfften bestimmt, die sein Vater und Großvater trieben, und daher als Schreiber bey einem Sachwalter untergebracht, bey welchem er so lange blieb, bis er für sich selbst practiciren konnte. Hierauf ward er zu einem der Gerichtshöfe von Westmünster zugelassen, und trieb einige Jahre das Geschäfft eines Sachwalters an seinem Geburtsorte. Das Glück, das er hier fand, mochte aber nicht sehr groß seyn; denn er sehnte sich nach einem Wirkungskreise, in welchem seine gelehrten Kenntnisse mehr geschätzt würden, und wo er dem Hange seiner Neigung ungehinderter folgen könnte. Es ist daher nicht zu verwundern, daß er die Ruhe dem Geräusche vorzog, und allen Vortheilen entsagte, die er etwa erwarten konnte, wenn er bey der Rechtspflege geblieben wäre. Man hat versichert, daß er eine Zeitlang bey einer Schule Unterlehrer gewesen sey. Im J. 1724 erschien sein erstes Werk, das aus Uebersetzungen aus dem Cäsar, Plinius, Claudianus und Andern bestand, unter dem Titel: **Vermischte Uebersetzungen in Prosa und in Versen, aus Römischen Dichtern, Rednern und Geschichtschreibern**, 12. Es ist seinem frühen Gönner, dem Ritter Sutton, zugeeignet, und scheint zu seiner ersten geistlichen Beförderung den Grund gelegt zu haben. Um diese Zeit hatte er vermuthlich sein Sachwalteramt noch nicht verlassen, ob es gleich gewiß ist, daß er sich nicht viel damit abgab. Um Weihnachten 1726 kam er nach London, und ward bald mit Theobald, Concanen, und andern von Pope's Feinden bekannt, in deren Umgang er viel Vergnügen fand. Am 2. Januar schrieb er an Concanen einen Brief, der, da er zufälligerweise in die Hände des Dr. Akenside fiel, den Meisten von seinen Freunden vorgezeigt ward, und dadurch zu vielem Nachdenken Anlaß gab. Um diese Zeit theilte er auch dem Theobald einige Anmerkungen über den Shakespeare mit, die nachher in der Ausgabe dieses Kunstrichters von diesem grossen dramatischen Dichter erschienen. Im J. 1727 kam sein zweytes Werk heraus, unter dem Titel: **Eine critische und philosophische Untersuchung über die Ursachen der Zeichen und Wunder, wie sie von den Geschichtschreibern erzählt werden** rc. 12. ebenfalls dem Ritter Sutton zugeeignet. Damahls war er schon ordinirt, und 1728 hatte er die Ehre, auf dem Königlichen Verzeichnisse der Magister der freyen Künste zu stehen, die bey des Königs Aufenthalte zu Cambridge dazu ernannt wurden. In eben diesem Jahre ward er vom Ritter Sutton zu der Pfarre von Burnt Broughton, in der Grafschaft Lincoln, präsentirt, eine Stelle, die er bis zu seinem Tode behielt, bey welcher er einen ziemlichen Theil seiner mittlern Jahre in einer thätigen Einsamkeit, die ganz den Wissenschaften gewidmet war, zubrachte, und einige von seinen Werken entwarf, und auch zum Theil ausführte. Nachdem er diese Beförderung erhalten hatte, ver-

strichen verschiedene Jahre, ehe er wieder als Schriftsteller auftrat *). Im J. 1736 machte er einen Entwurf zu einer neuen Ausgabe des Vellejus Paterculus in der Bibliotheque Britannique bekannt, der aber nie ausgeführt ward. Middleton, in einem Schreiben vom April 1737, dankt ihm für seine Briefe sowohl, als für das Journal, welches, wie er sagt, „bald nach dem Datum meines letzten Briefes in meine Hände kam. Ich hatte schon vorher die Stärke Ihres critischen Genies sich sehr glücklich am Shakespeare beschäfftigt gesehen, wußte aber nicht, daß Sie es jemahls an Lateinischen Schriftstellern versucht hätten. Mir gefielen viele von Ihren Verbesserungen, und ich schrieb sie am Rande meiner Ausgaben ab; doch bin ich nicht mit Allem gleich zufrieden. Es ist ein löbliches und edles Vergnügen, wenn wir zuweilen bey unserm Lesen das Glück einer Muthmaßung versuchen. Allein in dem gegenwärtigen Zustande der meisten alten Schriftsteller kann man es schwerlich für ein Studium halten, das zur Beschäfftigung einer Lebenszeit geschickt wäre, wenigstens ist es sicherlich Ihrer Talente und Ihres Fleißes nicht würdig, welche, anstatt mit Wörtern zu spielen, vielmehr bestimmt zu seyn scheinen, die Meynungen und Sitten der Welt zu verbessern." Diese Urtheile seines Freundes scheinen ihn anders gestimmt zu haben; denn von dieser Zeit an ward die vorgesetzte Ausgabe bey Seite gelegt, und hernach nie wieder vorgenommen. In diesem J. 1736 machte er sich durch folgendes Werk näher bekannt: **Die Verbindung zwischen der Kirche und dem Staate; oder die Nothwendigkeit und Billigkeit einer durch Landesgesetze eingeführten Religion und eines Prufsteines, erwiesen aus dem Wesen und Zweck der bürgerlichen Gesellschaft, nach den Grundsätzen des Natur- und Völkerrechts**, 3 Theile. 8. Der 1. Theil handelt von einer bürgerlichen religiösen Gesellschaft; der 2. von einer durch Landesgesetze eingeführten Kirche; der 3. vom Testgesetze. Am Ende ward der Entwurf von der göttlichen Sendung Mosis angekündigt, in welchem Werk er jetzt schon ziemlich weit gekommen war. Der 1. Band dieses Werkes kam 1737 zu London heraus unter dem Titel: **Die göttliche Sendung Mosis**, (The divin Legation of Moses) **erwiesen aus den Grundsätzen eines religiösen Deisten aus der Nichterwähnung der Lehre von einem künftigen Zustande der Belohnungen und Strafen, in der Jüdischen Haushaltung**; in sechs Büchern. 8. **) Dieses Werk erhielt eine Aufnahme, die weder die Materie, noch die Art, wie sie abgehandelt war, zu berechtigen schien. Man fiel dasselbe auf eine so schmähsüchtige Art an, die man kaum würde verziehen haben, wenn

*) Wenigstens nicht unter seinem Namen; denn es ist wahrscheinlich, daß er im J. 1732 eine Apologie für den Ritter Sutton, als Derselbe aus dem Unterhause gestoßen ward, geschrieben habe.

**) Teutsch mit Anmerkungen von Joh. Christ. Schmidt, Frankf. u. Leipz. 1751 — 53. 8. Drey Bände.

es die göttliche Sendung Mahomed's gewesen wäre. Warburton verfiel bey seinen Bemühungen, die Feinde der christlichen Religion zu bestreiten, auf einen ganz neuen Weg, die göttliche Sendung Mosis zu beweisen, welcher aber Vielen auch deßwegen mißfiel, weil er der heil. Schrift und dem Glauben der Frommen des alten Bundes nachtheilig zu seyn schien. Es beruhet seine Lehre in der göttlichen Sendung Mosis auf folgenden Sätzen: Kein Staat und keine Religion kann ohne die Lehre von Strafen und Belohnungen nach dem Tode bestehen. Ein Staat und eine Religion ohne diese Lehre macht eine ausserordentliche göttliche Regierung zur Erhaltung des Staats und des Gottesdienstes nothwendig. Nun wußten die Israeliten und ihre Priester, ja vielleicht Moses selbst, Nichts von Vergeltungen einer zukünftigen Welt; also muß Staat und Religion der Juden das Werk einer ausserordentlichen Regierung Gottes gewesen seyn, das heißt, einer solchen, die sich auf jeden einzelnen Menschen erstreckt, daß Jeder, sowohl der Tugendhafte, als der Lasterhafte, seine volle Vergeltung noch in diesem Leben erhält. Warburton sucht zu zeigen, daß von den weisesten Gesetzgebern im Alterthume der Glaube an Gott und die Lehre von einem künftigen Vergeltungszustande, bey der Unzulänglichkeit bloß bürgerlicher Gebote und Anstalten, zur Erhaltung guter Ordnung im gemeinen Wesen, für durchaus unentbehrlich gehalten worden sey. Nur Moses habe hier eine Ausnahme gemacht, keine Erwartungen eines göttlichen Gerichtes nach dem Tode angeregt, sondern den Gehorsam seiner Nation gegen die in Gottes Vollmacht ihr überlieferten Gesetze bloß durch zeitliche Belohnungen und Strafen kräftig genug zu erwirken gewußt. Hieraus aber werde eben auf das Gewisseste erkannt, daß der Israelitische Staat unter einer wahrhaftigen Theokratie gestanden und verwaltet worden sey. Warburton hatte das Alles mit dem größten Aufwande von Wissenschaft und Kunst ausgeführt; aber es konnte doch die nicht überzeugen, welche sich an manche Stellen des A. T. erinnerten, in welchen eines künftigen Zustandes der Vergeltung deutlich genug gedacht ist. Selbst die Deisten, welchen Warburton den ersten Theil seines Werkes zugeeignet hatte, waren damit nicht ganz zufrieden. Zwar frohlockten sie darüber, daß Warburton in vielen Stücken mit ihnen einstimmig dachte; aber dabey glaubten sie, besonders Morgan und Chubb, er habe in denjenigen Stellen, worin sie bestritten wurden, sich gar zu leichter Waffen bedient. Gründlicher wurde Warburton's System von Romains, Sykes, Stebbing, Jackson, und vielen Andern geprüft. Unter den Teutschen hat der Ritter Michaelis gegen Warburton geschrieben: Argumenta immortalitatis animorum humanorum et futuri saeculi ex Mose collecta. Goettingae 1752. Doch beharrte Warburton auf seiner Meynung und blieb keinem seiner vaterländischen Gegner die Antwort schuldig. Warburton veranlaßte sowohl verschiedene Antworten, als auch viele Mißhand-

lungen von den Verfassern des Weekly Miscellany, daß er in weniger als zwey Monathen sich zu vertheidigen genöthigt ward, in der Rechtfertigung des Verfassers der göttlichen Sendung Mosis gegen die Beschuldigungen des Briefes eines Landgeistlichen in dem Weekly Miscellany, 8. Warburton's ausserordentliche Verdienste hatten nun die Aufmerksamkeit des Kronerben auf sich gezogen, als dessen Hofprediger man ihn 1738 findet, als er herausgab: „Der Glaube, der durch Liebe zur christlichen Erbauung thätig ist; eine Predigt." Auch erschien eine 2. Ausgabe der göttlichen Sendung Mosis. Pope's Versuch über den Menschen war nun seit einigen Jahren herausgekommen, und man glaubt allgemein, daß der Verfasser darin die Philosophie des Lords Bolingbroke angenommen habe, ohne zu bemerken, wohin seine Grundsätze führten. Im J. 1738 schrieb de Crousaz darüber einige Anmerkungen, und beschuldigte den Verfasser des Spinozismus und Naturalismus. Warburton hingegen gab eine Vertheidigung des 1. Briefes, und bald darauf der übrigen 3, in 7 Briefen heraus, von welchen sechs 1739 und der 7. 1740 unter dem Titel erschienen: Eine Vertheidigung von Pope's Versuch über den Menschen, von der göttlichen Sendung Mosis. Die Meynung, die Pope von dieser Vertheidigung sowohl, als von ihrem Verfasser hatte, kann man am Besten aus seinen Briefen ersehen. In der Folge ward eine Freundschaft unter ihnen errichtet, die ununterbrochen bis zu Pope's Tode fortdauerte, welcher während seines übrigen Lebens gegen die Beurtheilung und Geschicklichkeit seines Freundes eine Achtung und Ehrerbietung bezeugte, die fast einer kriechenden Schmeicheley ähnlich sah. Im J. 1741 erschien der 2. Bd. von der göttlichen Sendung Mosis, in 2 Theilen, der das 4. 5. und 6. Buch enthält, wie auch eine 2. Auflage der Verbindung zwischen der Kirche und dem Staate. Im Sommer dieses Jahres kamen Pope und Warburton auf einer Landreise nach Oxford, wo sie sich trennten; denn Pope reiste, nach einem eintägigen Aufenthalt, weiter gegen Abend, und Warburton, der einen Tag länger blieb, um den Dr. Coneyleare, damahligen Dechant der Christkirche, zu besuchen, kehrte nach London zurück. An diesem Tage sandte der Vicecanzler, Dr. Leigh, seinen Bedienten zu ihm, mit dem gewöhnlichen Compliment, um von ihm zu vernehmen, ob die höchste Würde in der Gottesgelahrtheit ihm angenehm seyn würde? Warburton gab eine Antwort, wie sie eine so höfliche Anfrage verdiente. Zu gleicher Zeit ward dem Pope die höchste Würde in der Rechtsgelahrtheit angeboten, die er anzunehmen geneigt zu seyn schien, bis er erfuhr, daß man wegen der Art, wie sein Freund das ihm vom Vicecanzler zugedachte Compliment aufnahm, einige Schwierigkeiten gemacht habe. Er weigerte sich hierauf schlechterdings, die ihm angetragene Würde anzunehmen. Es ward also für beyde Nichts aus der Sache. Pope's Freundschaft gegen Warburton vermehrte nicht nur seinen Ruhm, sondern war ihm

auch noch in andern Rücksichten vortheilhaft. Er machte ihn mit den Meisten seiner Freunde bekannt, und empfahl ihn denselben sehr eifrig; unter Andern auch dem Ralph Allen, Esq. von Prior-Park, dessen Nichte er einige Jahre hernach heyrathete, und dessen grosses Vermögen endlich seinem einzigen Sohne zufiel. Eine Folge von dieser Bekanntschaft war auch, daß **Warburton** im J. 1742 zu Bath war, wo er eine Predigt, die er in der dasigen Abteykirche gehalten hatte, zum Besten des dasigen allgemeinen Hospitals oder Krankenhauses, das dem Allen sehr am Herzen lag, drucken ließ. Dieser Predigt fügte er bey „eine kurze Nachricht von der Beschaffenheit, dem Ursprunge und Fortgange des allgemeinen Krankenhauses zu Bath.“ In eben diesem Jahre gab er auch heraus „eine Abhandlung über den Ursprung der Ritterbücher,“ imgleichen von Jarvis Vorrede zu einer Uebersetzung des Don Quixote, von welcher Pope, wie er ihm sagte, kaum zwey Absätze gelesen hatte, als er schon ausrief: aut Erasmus, aut Diabolus. „Ich erkannte Sie, setzte er hinzu, so gewiß, als die Alten die Götter kannten, an dem ersten Schritt, und gleich bey der Thüre. Ich habe keinen Augenblick übrig, mich darüber zu erklären, konnte aber doch nicht umhin, Etwas zu erwähnen, das mir so viel Vergnügen machte.“ Pope's Fürsorge für ihn war nicht bloß auf Dinge, die in seiner Macht standen, eingeschränkt; er empfahl ihn auch Einigen, die ihm zu helfen mehr im Stande waren; in's Besondere erhielt er ein Versprechen vom Lord Granwille, das aber wahrscheinlich ohne Nutzen war. Im J. 1742 gab **Warburton** heraus: **einen critischen und philosophischen Commentar über Pope's Versuch vom Menschen.** In diesem ist enthalten eine Vertheidigung dieses Versuchs gegen die Mißdeutungen des Französischen Uebersetzers, de Resnel, und des Commentators, de Crousaz, Professors der Philosophie und Mathematik zu Lausanne. Um diese Zeit war es, daß Pope unserm **Warburton** rieth, die Dunciade zu vollenden, den Namen des Helden zu verändern, und ein 4. Buch hinzuzusetzen. Im folgenden kam sie in 4. heraus, mit Anmerkungen von **Warburton**, der daher auch seinen Theil von der Satyre erhielt, die Cibber gegen Pope und seinen Anmerker sehr freygebig austheilte. Auch edirte er eine vollständige Ausgabe des **Versuchs über den Menschen und des Versuchs über Critik**; und durch die Proben, die er darin von seiner Geschicklichkeit gab, ward Pope bewogen, ihm die Ausgabe der Werke, die er hinterlassen würde, aufzutragen. Auf Pope's Verlangen übersah und verbesserte er um diese Zeit den **Versuch über den Homer**, so wie er jetzt in der letzten Ausgabe seiner Uebersetzung steht. Die Ausgabe der Dunciade war der letzte Dienst, den **Warburton** dem Pope bey seinen Lebzeiten erwies. Nach einer schmerzhaften und langwierigen Krankheit, deren Ausgang man lange vorher gesehen hatte, starb dieser grosse Dichter am 30. May 1744, und durch seinen letzten Willen vermachte er unserm **Warbur-**

ion die Hälfte seiner Büchersammlung, und das Eigenthum aller
derer von seinen Werken, die bereits gedruckt waren, und das
er noch nicht anderweitig verschenkt oder veräussert hatte, nebst
dem ganzen Gewinn, der aus irgend einer Ausgabe nach seinem
Tode entstehen würde; wobey er doch zugleich verordnete, daß
sie ohne die geringste Veränderung herausgegeben werden sollten.
Sein Beystand, den er dem Dr. Grey im J. 1744 geleistet hatte,
ward in der Vorrede zum Hudibras freymüthig anerkannt.

Die göttliche Sendung Mosis war nun seit einiger Zeit
ganz vollendet, und man hatte von verschiedenen Seiten ver-
schiedene Antworten und Einwürfe dagegen vorgebracht. Im J.
1744 richtete Warburton seine Aufmerksamkeit auf diese An-
griffe gegen sein Lieblingswerk, und vertheidigte sich auf eine
Art, die, ob sie gleich nicht bewies, daß er viel Bescheidenheit
oder Mißtrauen gegen sich selbst besaß, doch wenigstens zu er-
kennen gab, daß er die Waffen der Controvers mit einer Mei-
sterhand zu führen verstehe. Seine erste Vertheidigung erschien
nun unter dem Titel: Anmerkungen über verschiedene ge-
legentliche Vorwürfe; zur Beantwortung des Dr. Middleton,
Dr. Pococke, des Vorstehers des Karthäuserklosters, Nicolaus
Mann, des Dr. Richard Grey und Anderer; zur Erklärung und
Rechtfertigung verschiedener Stellen in der göttlichen Sendung
Mosis, gegen welche diese gelehrten Schriftsteller Einwürfe gemacht
haben. Nebst einer allgemeinen Uebersicht des Beweisgrundes der
göttlichen Sendung Mosis, so fern derselbe bis jetzt vorgetragen
ist, worin die Beziehung, welche die verschiedenen Theile auf ein-
ander und auf's Ganze haben, betrachtet wird. Nebst einem An-
hange zur Beantwortung einer kleinen Schrift, betitelt: „eine
Prüfung von Hrn. W. zweytem Satze." 8. Und hierauf folgten
im nächsten Jahre: Anmerkungen über verschiedene gelegent-
liche Vorwürfe; zur Beantwortung der Doctoren Stebbing und
Sykes, und zur Erläuterung und Rechtfertigung der beyden Ab-
handlungen in der göttlichen Sendung über den Befehl an
Abraham, seinen Sohn zu opfern, und über die Beschaffenheit der
jüdischen Theokratie, gegen welche diese gelehrten Schriftsteller
Einwürfe gemacht haben, 2. und letzter Theil." 8. Am 5. Sep-
tember ward die Freundschaft zwischen ihm und Allen durch seine
Heyrath mit dessen Nichte, Demoiselle Tucker, noch mehr befe-
stigt, die ihn überlebt hat, und nachher mit dem ehrwürdigen
Smith verheyrathet wurde. Um diese Zeit befand sich Großbri-
tannien in grosser Unruhe, wegen der in Schottland ausgebro-
chenen Rebellion. Die es mit der damahligen Regierung hielten,
glaubten verpflichtet zu seyn, gegen den einfallenden Feind alle
ihre Kräfte anzustrengen. Die Geistlichen ließen es nicht an ih-
rem Theile fehlen, und Keiner that mehr Dienste, als Warbur-
ton, der in diesen sehr bedenklichen Umständen drey sehr vor-
treffliche und schickliche Predigten drucken ließ: 1) „Eine ge-
treue Abschilderung des Papstthums, woraus erhellt, daß es
sowohl das Gegentheil vom Christenthume, als auch die Zernich-

tung der Moralität, der Frömmigkeit, und der bürgerlichen Frey heit sey; eine Predigt in der Jacobsstraße von Westmünster 1745 gehalten." 8. 2) „Eine durch die gegenwärtige unnatürliche Rebellion veranlaßte Predigt." 8. 3) „Richtige Darstellung der allgemeinen Nationalsünden; eine Predigt am Fasttage gehalten." 8. Wegen dieser letzten Predigt ward er mit seinem vormahligen Gegner, dem Dr. Stebbing, abermahls in einen Streit verwickelt. Dieser veranlaßte: „Eine apologetische Zueignungsschrift an den Dr. Heinrich Stebbing, zur Beantwortung seines Tadels und seiner Mißdeutungen der am allgemeinen Fasttage gehaltenen Predigt." 1746. 8. Ungeachtet seiner grossen Verbindungen, seiner anerkannten Geschicklichkeit, und seines wohl befestigten Ruhms; eines Ruhms, der auf dem dauerhaften Grund seiner Gelehrsamkeit ruhte, und durch die anständige und sorgfältige Beobachtung einer jeden Pflicht, die ihm in seinem Amte oblag, erhalten ward; findet man doch nicht, daß er seit 1728, da er die Pfarrstelle vom Ritter Sutton erhielt, eine andere Beförderung (ausser der Hofpredigerstelle beym Prinzen von Wales) erhalten habe, bis zum J. 1738, als er von der Gesellschaft der Rechtsgelehrten im Lincolns-Collegium einmüthig zu ihrem Prediger ernannt ward. Hierauf gab er heraus: „Eine Predigt, gehalten am Dankfeste, das wegen Unterdrückung der neulichen unnatürlichen Rebellion verordnet ward." Im J. 1747 erschien seine Ausgabe des Shakespeare, und seine Vorrede zur Clarissa. Auch edirte er: 1) „Einen Brief von einem Schriftsteller an ein Parlamentsglied, das litterarische Eigenthum betreffend." 2) „Eine Vorrede zu der Frau Cockburns Anmerkungen über die Grundsätze und Urtheile des Dr. Rutherford's, in seinem Versuche über die Natur und Verpflichtungen der Tugend ꝛc." 3) „Eine Vorrede zu (Towe's) critischer Untersuchung über die Meynungen und das Verhalten der alten Philosophen, betreffend die Beschaffenheit eines künftigen Zustandes, und ihre Methode, durch eine doppelte Lehre zu unterrichten." 2. Aufl. Im J. 1748 erschien eine 3. verb. und verm. Aufl. von der Verbindung zwischen der Kirche und dem Staate. Im J. 1749 ward Pope's moralischer Character von einer Seite, von welcher man es am Wenigsten erwarten konnte, sehr heftig angegriffen. Sein Führer, Philosoph und Freund, Lord Bolingbroke, gab ein Buch heraus, das er vormahls in der Handschrift Pope'n geliehen hatte. Die Vorrede zu diesem Werke, die von Mallet geschrieben war, enthielt eine Beschuldigung Pope's, daß er eine Ausgabe von des Lords Schrift heimlich, ohne seine Erlaubniß, oder ohne sein Wissen habe drucken lassen. Bald darauf erschien eine Vertheidigung des Dichters, die man durchgängig unserm Warburton zuschrieb, und hernach auch von ihm anerkannt ward. Sie hat den Titel: „Ein Brief an den Herausgeber der Briefe über den Geist des Patriotismus, über den Begriff von einem patriotischen Könige, und über den Zustand der Parteyen ꝛc. der durch des Herausgebers Vorbericht

veranlaßt ist;" wodurch bald hernach eine kleine Schrift hervorgebracht ward, unter dem Titel: „Ein vertraulicher Brief an den unverschämtesten Mann, der lebt," 8. eine Schrift voller Beleidigungen. Um diese Zeit gab die Erscheinung von Middleton's Untersuchung über die wunderthätigen Kräfte zu einem Streite Anlaß, der von beyden Seiten mit grosser Hitze geführt ward, und Keinem von beyden Theilen zum Ruhm gereichte. Bey dieser Gelegenheit gab **Warburton** eine vortreffliche Schrift heraus, die mit einer gewissen Freymüthigkeit und Mäßigung geschrieben ist, welche er leider nicht allezeit beobachtete. Der Titel ist: „Julian, oder eine Abhandlung über das Erdbeben und Feuerspeyen; das dieses Kaisers Versuch, den Tempel zu Jerusalem wieder aufzubauen, vereitelte." 1750. 8. Eine 2. Aufl. nebst Zusätzen erschien 1751. in welchem Jahre er das Publicum mit seiner Ausgabe von Pope's Werken, mit Anmerkungen, in 9 Bänden, 8. beschenkte. Er ließ auch drucken: „Eine Antwort auf einen Brief an Dr. Middleton," der in eine kleine Schrift eingerückt war, die den Titel führte: „Richtige Darstellung des Beweises von der göttlichen Sendung ꝛc." wie auch: „Eine Nachricht von den Weissagungen des Avise Evans, des Welschen Propheten im letzten Jahrhunderte." Die Letztere dieser Schriften zog ihm hernach viele Spötterey zu. Im J. 1753 gab **Warburton** den 1. Band von Predigten, die er in Lincolns-Inn gehalten hatte, unter dem Titel heraus: „Gelegentlich entdeckte und erklärte Grundsätze der natürlichen und geoffenbarten Religion." Im folgenden Jahre erschien auch der 2. Band. Nachdem seit einiger Zeit dem Publicum die Erscheinung der Werke des Lords Bolingbroke versprochen, und dasselbe wegen des Geschreyes, das man davon machte, gleichsam damit bedrohet worden war, so wurden sie endlich um diese Zeit gedruckt. Die bekannte Geschicklichkeit und der Unglaube dieses sehr vornehmen Mannes hatten in den Gemüthern vieler Leute, wegen der gefährlichen Wirkungen seiner Lehren, Besorgnisse erregt: und Nichts als die Erscheinung seiner ganzen Stärke konnte seine Freunde überzeugt haben, wie Wenig von Beweisgründen gegen die Religion, die so schlecht unterstützt waren, zu besorgen sey. Die persönliche Feindschaft, die viele Jahre vorher zwischen dem Lord und unserm **Warburton** entstanden war, hatte den Ersten bewogen, eines von seinen Urtheilen gegen zwey Schriften des Letztern zu richten, nämlich gegen die göttliche Sendung ꝛc. und die Verbindung ꝛc. Es kamen bald viele Beantwortungen heraus; allein keine war mit mehr Scharfsinn, Gründlichkeit und Witz, geschrieben, als: „**Eine Darstellung der Philosophie des Lords Bolingbroke**, in 2 Briefen an einen Freund," 1754. Der 3. und 4. Brief folgten 1755, nebst einer neuen Auflage der beyden erstern; und in demselben Jahre erschien auch eine kleinere Ausgabe aller 4 Briefe. Ob sie nun gleich ohne Namen herauskamen, so wurden sie doch allgemein unserm **Warburton** zugeschrieben, und nachher auch öffentlich von ihm anerkannt.

Bey einigen Exemplaren dieser Schrift ist ein vortreffliches Schreiben des Präsidenten Montesquieu vom 26. May 1754 vorgedruckt. Zu dieser Zeit, da Warburton schon 56 Jahre alt war, schien endlich die Beförderung, die er schon lange verdient, und die man bisher zurückgehalten hatte, sich ihm zu nähern. Im September 1754 ward er zu Einem von des Königs Hofpredigern ernannt, und im nächsten Jahre zu einer Pfründe in der Kathedralkirche zu Durham, nach dem Tode des Dr. Mangy, präsentirt. Bald nach dieser Beförderung schrieb er „Anmerkungen über Neal's Geschichte der Puritaner." Auch erhielt er vom damahligen Erzbischofe von Canterbury, Dr. Harring, die höchste Würde in der Gottesgelahrtheit: und da man eine neue Auflage von der göttlichen Sendung Mosis verlangte, so ließ er die 4. verb. Auflage derselben drucken, und theilte sie in 2 Bände, nebst einer Zueignungsschrift an den Grafen von Hardwicke. In demselben Jahre erschien eine Predigt, die er zum Besten des Hospitals für die Blattern und Einimpfung derselben gehalten hatte; und im J. 1756 eine andere Predigt unter dem Titel: „Natürliche und bürgerliche Begebenheiten als Werkzeuge der moralischen Regierung Gottes, an einem Festtage gehalten." Im J. 1757 kam eine kleine Schrift unter dem Titel heraus: „Anmerkungen über David Hume's Versuch über die natürliche Geschichte der Religion," die aus den Anmerkungen, welche Warburton beym Lesen der Humischen Schrift an den Rand gesetzt hatte, entstanden seyn sollen, und welche den Hume so sehr verdrossen, daß er es für wichtig genug hielt, derselben in der kurzen Nachricht von seinem Leben besondere Erwähnung zu thun. In eben diesem Jahre ward Warburton zur Dechantstelle von Bristol befördert, und im J. 1757 gab er den 2. Theil von der göttlichen Sendung Mosis heraus, von welchem er 2 Abtheilungen machte, nebst einer Zueignungsschrift an den Grafen von Mansfield. In einem von diesen Bänden wird Dr. Taylor wegen eines Privatstreits sehr hart behandelt. Gegen das Ende des folgenden Jahres erhielt Warburton die Ehre, die seinen Verdiensten mit so vielem Rechte gebührte, daß er zum Bischofe von Gloucester erhoben ward. Er ward am 20. Januar 1760 eingeweiht, und predigte am 30. desselben Monaths vor dem Oberhause. Im nächsten Jahre ließ er drucken: „Eine vernünftige Vorstellung von der Natur und dem Zwecke des heil. Nachtmahls." 12. Im J. 1762 gab er heraus: „Die Lehre von der Gnade, oder von dem Amte und den Wirkungen des h. Geistes, vertheidigt gegen die Angriffe des Unglaubens und gegen die Mißhandlungen des Fanatismus," 2 Bände. 12. Im folgenden Jahre zog er sich sehr grobe Begegnungen von einigen Schriftstellern der Volksparten zu, wegen seiner im Oberhause gegen Wilkes geführten Beschwerde, weil er seinen Namen zu gewissen Anmerkungen über den schändlichen Essay on Woman gesetzt hatte. *) Im

*) S. Churchil's Duellisten, die Zueignung bey seinen Predigten, und

J. 1765 kam eine 3. Aufl. *) des 2. Theils der göttlichen Sendung Mosis als der 3. 4. und 5. Band heraus; denn die beyden im J. 1754 gedruckten Theile wurden als der 1. und 2. Band betrachtet. Dieses war die Ausgabe, die den bekannten Streit zwischen ihm und dem Dr. Lowth erregte. Bey dieser Gelegenheit kam heraus: „der 2. Theil eines Briefwechsels zwischen dem Bischofe von Glocester und dem neulichen Professor zu Oxford, ohne ein imprimatur, d. i. ohne eine Decke für die verletzten Gesetze der Ehre und Gesellschaft, 1766." Im J 1776 gab er eine neue Ausgabe der Verbindung zwischen der Kirche und dem Staate, und eine Predigt heraus, die er vor der Gesellschaft zur Fortpflanzung des Evangeliums in auswärtigen Ländern gehalten hatte. Im nächsten Jahre erschien: „ein 3. Band von seinen Predigten," der Lady Mansfield zugeeignet. Mit diesem, und mit einer einzelnen Predigt, die er 1767 vor dem Prinzen Eduard, Herzog von York, gehalten hatte, beschloß er seine gelehrten Arbeiten. Seine Kräfte blieben einige Zeit nach diesem Zeitraume ungeschwächt, und noch im J. 1769 leistete er Rufhead'en bey seiner Lebensbeschreibung von Pope einen beträchtlichen Beystand. Er übergab auch dem Lord Mansfield, dem Richter Wilmot, und dem Carl Yorke, 500 Pf. Sterl. zur Stiftung einer gewissen Anzahl von Predigten, zum Beweise der geoffenbarten Religion überhaupt, und der christlichen in's Besondere, aus der Erfüllung der Weissagungen des A. und N. T., die sich auf die christliche Kirche, und vornehmlich auf den Abfall des Päpstlichen Roms beziehen. Dieser Stiftung haben wir die vortrefflichen Einleitungspredigten des Bischofs Hurd, und die wohleingerichtete Fortsetzung des Bischofs Halifax und des Dechant Bagot, zu danken. Es ist eine traurige Bemerkung (was jedoch nicht anders seyn kann, nach der Natur des Alters), daß ein Leben, das in einem beständigen Bestreben nach Erkenntniß zugebracht ist, sich gewöhnlich mit dem Verlust der Kräfte endigt, deren Ausbildung und Vervollkommnung mit einem zu strengen und ununterbrochenen Eifer begleitet wird. Dieß war gewissermaßen das Unglück Warburton's. So wie Swift und der grosse Herzog von Marlborough, versank er nach und nach in einen Zustand, in welchem es eine Ermüdung für ihn war, wenn er sich in eine allgemeine Unterredung einlassen sollte. Er hatte indessen doch einige alte und schätzbare Freunde, in deren Umgange seine Seelenkräfte sich bis zu seinem Ende in ihrer gewöhnlichen Stärke zeigten; und zu solchen Zeiten konnte er ver-

andere Schriften. Da Warburton seine Klage vortrug, und dem Gedichte sowohl, als den Anmerkungen feyerlich entsagt hatte, so versicherte er, daß das Erstere des Teufels würdig sey; nach einer kurzen Pause aber setzte er hinzu: „nein, ich bitte den Teufel um Vergebung; er ist nicht im Stande es zu schreiben."

*) Die 4. Ausgabe hat ansehnliche Vermehrungen, z. B. über die Vortheile, welche das gemeine Wesen aus der Religion zieht; aber das Fragment des Sanchuniathon's, der Widerlegung der Gegner des Verf. nicht zu gedenken.

schiedene Stunden munter seyn, und bey dem Abschiede seiner Freunde gleichsam in sich selbst zurückkehren. Diese traurigen Umstände wurden durch den Verlust seines einzigen Sohnes, eines sehr hoffnungsvollen jungen Mannes, verschlimmert, der an der Schwindsucht starb, und zwar kurz vorher, als der Bischof selbst am 7. Juny 1779 im 81. Jahre seines Alters die Welt verließ. Man hat ihm bald darauf in der Kathedralkirche zu Glocester ein schönes Monument von Marmor errichtet, mit folgender Schrift:

„Dem Andenken Wilhelm Warburton's, Doctors der Gottesgelahrtheit, und mehr als neunzehnjährigen Bischofs dieser Stadt. Ein Prälat vom scharfsinnigsten Geiste und auserlesener Gelehrsamkeit. Beyde Talente wendete er durch ein langes Leben an zur Vertheidigung der christlichen Religion, die er fest glaubte, und zur Unterstützung der Englischen Kirche, die er für die beste hielt. Er war zu Newark an der Trent am 24. December 1698 geboren, am 20. Januar 1760 zum Bischofe von Glocester eingeweiht; starb in seinem Palaste in der Stadt am 7. Juny 1779, und liegt hier nahebey begraben."

Des berühmten Dr. Johnson's Schilderung von diesem Prälaten ist zu merkwürdig, als daß sie hier ausgelassen werden sollte. „Um diese Zeit (1738), sagt er, fieng Warburton an, sich unter den Gelehrten emporzuheben. Er war ein Mann von grossen Fähigkeiten, von einem eifrigen und heftigen Gemüthe, durch unaufhörliches und unumschränktes Nachforschen mit einem bewundernswürdigen Umfange und Manchfaltigkeit von Kenntnissen versehen, die doch aber seine Einbildungskraft nicht unterdrückt, noch seine Deutlichkeit verdunkelt hatten. Zu einem jeden Werke brachte er ein schwer beladenes Gedächtniß mit, nebst einer Einbildungskraft, die an originellen Verbindungen fruchtbar war; und strengte zugleich die Kräfte der Gelehrsamkeit, der Beurtheilung und des Witzes an. Allein seine Kenntnisse waren zu manchfaltig, als daß sie immer genau seyn konnten, und sein Bestreben zu heftig, als daß es allezeit vorsichtig seyn sollte. Seine Geschicklichkeiten gaben ihm ein stolzes Zutrauen, das er zu verbergen oder zu mäßigen verachtete; und seine Ungeduld bey Widerspruch verleitete ihn, seine Gegner mit solcher verachtenden Ueberlegenheit zu behandeln, die seine Leser gemeiniglich zu seinen Feinden machte, und die Wünsche Mancher, die seiner Sache wohlwollten, wider ihn erregten. Er scheint jenes Römischen Kaisers Grundsatz: oderint, dum metuant, angenommen zu haben. Er bediente sich keiner Reize einer höflichen Sprache, sondern wollte viel mehr zwingen, als überreden. Seine Schreibart ist wortreich ohne Auswahl, und stark ohne Schönheit; er nahm die Wörter, wie sie sich ihm darstellten; seine Diction ist rauh und unrein, und seine Sentenzen sind nicht abgemessen. In seinen jüngern Jahren hatte er an der Bekanntschaft mit niedrigen schönen Geistern Vergnügen, und wechselte mit Pope's

feinden Briefe. Man zeigte einen Brief von ihm auf, da er ihn vielleicht schon selbst vergessen hatte, in welchem er an Con:anen schrieb: Milton habe aus Affectation geborgt, Dryden aus Faulheit und Pope aus Nothwendigkeit. Und als Theobald, dem Pope zum Trotz, den Shakespeare herausgab, wurden die besten Anmerkungen von Warburton geliefert. Allein die Zeit war nun gekommen, da Warburton seine Meynung änderte, und Pope an ihm einen Vertheidiger finden sollte, der zu der Erhöhung seines Nebenbuhlers*) so Viel beygetragen hatte. Von dieser Zeit an lebte Pope in der vertrautesten Freundschaft mit seinem Commentator, und belohnte seine Liebe und seinen Eifer reichlich. Denn er machte ihn bekannt mit Murray (dem nachherigen Grafen Mansfield), durch dessen Vermittelung er Lincolns-Innprediger ward, wie auch mit Allen, der ihm seine Nichte und sein Vermögen gab, und in der Folge ein Bisthum. Als Pope starb, vermachte er ihm das Eigenthum seiner Werke; ein Vermächtniß, das man füglich 4000 Pfund Sterl. schätzen kann." Des Bischofs Newton Schilderung von Warburton wird kein schlechtes Gesellschaftsstück zum Johnson seyn. Er sagt: „Der Bischof Warburton war, einige Jahre vor seinem Tode, für die Welt und für seine Freunde, wegen der Abnahme seiner Verstandeskräfte, größtentheils verloren; denn der Leib drückte die Seele nieder, die über Vieles nachdachte; in welchem Falle sich mancher grosse Geist eben so wohl befunden hat, als er. Denn er war in der That ein grosser Geist von der ausgebreitetsten Belesenheit, von dem glücklichsten Gedächtnisse, von der fruchtbarsten Erfindung, von der lebhaftesten Einbildungskraft, von dem schärfsten Urtheile, von dem schnellsten Witze, und von der fertigsten und glücklichsten Anwendung seiner grossen Erkenntniß auf die gegenwärtige Materie und Gelegenheit. Er war ein solcher allgemeiner Leser, daß er auch an Romanen Vergnügen fand; und es giebt schwerlich einen von einiger Bedeutung, unter den alten oder neuern, den er nicht gelesen hatte. Er sagte selbst, er habe das Spanische gelernt,

*) „Denn er errettete ihn, nach Johnson's Ausdruck, aus Crousaz's Klauen. — Durch eine begierige Aufnahme eines rechtfertigenden Commentars bezeugte Pope, daß, von welcher scheinbaren oder wirklichen Bedeutung auch die von Bolingbroke erhaltenen Grundsätze seyn möchten, er doch nie absichtlich die Religion angegriffen habe; und wenn Bolingbroke meynte, ihn ohne seine Einstimmung zu einem schädlichen Werkzeuge zu machen, so fand er ihn jetzt mit seinen eigenen offenen Augen auf die Seite der Wahrheit gezogen. Es ist bekannt, daß Bolingbroke für Pope seine wahren Meynungen verborgen habe. Er entdeckte sie einstmahls Hooke'n, der sie Pope'n wiedersagte, und von ihm versichert ward, daß er die Meynungen dessen, was er gehört hatte, nicht recht verstanden haben müsse; und als Pope's Unruhe den Lord bewog, eine Erklärung von ihm zu verlangen, so bezeugte er, das Hooke ihn unrecht verstanden habe. Bolingbroke haßte den Warburton, der ihm seinen Zögling genommen hatte, und kurz vor Pope's Tode hatten sie einen Wortwechsel, und schieden mit wechselseitigem Widerwillen von einander."

um das Vergnügen zu haben, den Don Quixote in der Ursprache zu verstehen. Er war vortrefflich und bewundernswerth, beydes als Gesellschafter und als Freund. Als Gesellschafter hielt er sich nicht bey kleinen geringfügigen Materien auf, sondern bahnte der Unterredung einen bessern Weg, war lebhaft und unterhaltend lehrreich und nützlich, unerschöpflich an angenehmen Erzählungen und merkwürdigen Anecdoten. Zuweilen aber zog er das Gespräch zu sehr an sich, wenn man von einem solchen unerschöpflichen Schatze von Verstande und Gelehrsamkeit sagen kann, daß er zu Viel geredet habe. Als ein Freund war er offenherzig und mittheilend, bereit, auf jede Frage zu antworten, jede Zweifel aufzulösen, sein ganzes Herz aufzudecken; und die Beschreibung, die er von Pope zu machen beliebte, daß er die Seele der Freundschaft sey, paßte sich mit mehrerem Rechte auf ihn, und war mehr sein eigener Character. Derselbe Eifer des Gemüths, der seine Freundschaft belebte, schärfte auch seine Empfindlichkeit; aber selbst mit seinen Feinden ward er, wenn er leicht zum Zorn gereizt war, auch leicht wieder ausgesöhnt, in's Besondere wenn man sein Unrecht erkannt und um Vergebung gebeten hatte. Seine Freunde wendeten daher mit Recht den Ausspruch auf ihn: Irasci facilis, tamen ut placabilis esset. Er war ein langer, starker Mann, von starken Knochen, und von einem Bau, der zu seiner Erhaltung einen grossen Vorrath von Nahrungsmitteln zu erfordern schien; allein er sah sehr wohl ein, daß, wenn er wie andere Leute gelebt hatte, er sehr viele Bewegung nöthig gehabt haben würde, und wenn er sich viele Bewegungen gemacht hätte, so würden sie sein Studieren unterbrochen haben, dem er so sehr ergeben war, daß er sich ein jedes andere Vergnügen versagte, und so ein besonderes Beyspiel nicht nur der Mäßigkeit, sondern auch der Enthaltsamkeit im Essen und Trinken ward; und dennoch wurden seine Lebensgeister durch solche schlechte Lebensart nicht niedergedrückt oder erschöpft, sondern vielmehr erhöht und vermehrt. — Die besten und schätzbarsten Denkmähler von **Warburton** werden seine eigenen Werke seyn; und doch ist sein Hauptwerk: **Die göttliche Sendung Mosis**, zum Schaden und Bedauren aller derer, die für Religion und Gelehrsamkeit einige Achtung haben, unvollendet geblieben. Es ist in der That ein Verlust, der sehr zu bedauren ist, was auch die Ursache davon seyn mag; es sey nun, daß er durch die schlechte Aufnahme, die sein Werk bey Verschiedenen von der Geistlichkeit fand, zu deren Besten und Nutzen es hauptsächlich bestimmt war, unwillig gemacht ward, oder daß er durch die vielen Streitigkeiten, in welche die Vertheidigung desselben ihn verwickelte, davon abgeschreckt ward. Allein er hätte aus dem Allen sich Nichts machen, sondern geradesweges und standhaft bis zum Ende fortfahren sollen. Die Otter hätte an seine Hand fahren mögen; er hätte aber, wie Paulus, das Thier sollen in's Feuer geschleudert haben, so würde ihm, wie Jenem, nichts Uebels widerfahren seyn. Dem

sey aber, wie ihm wolle, das Unglück ist, daß von neun Büchern nur sechs zu Stande gekommen sind. Von den drey übrigen hielt er das neunte für das wichtigste, und hatte es daher schon ganz, oder den größten Theil davon, niedergeschrieben, würde es auch haben drucken lassen, wenn man ihn hätte bewegen können, es bey seinem Leben herauszugeben. *) Es ist zu wünschen, daß Einige von seinen Freunden, und solche, die es angeht, zu ihrem eigenen Nutzen sowohl, als zum allgemeinen Besten, von allen seinen Werken eine hübsche Ausgabe, als ein κτημα ες αει, besorgen möchten.“ An einem andern Orte sagt Newton: „Die Werke des Bischofs **Warburton** und des Dr. Jortin's werden für sie besser, als irgend eine Privatempfehlung, reden. Sie waren wirklich zwey sehr ausserordentliche Männer; und obgleich ihre Charactere in einigen Rücksichten sich sehr ähnlich waren, so waren sie doch in andern Rücksichten sehr verschieden. Beyde waren Männer von grossen Fähigkeiten und Geschicklichkeiten, beyde Männer von ungemeiner Kenntniß und Gelehrsamkeit, beyde geschickte Kunstrichter, beyde fruchtbare Schriftsteller. Allein der Eine war allgemeiner, der Andere vielleicht ein besserer Griechischer und Lateinischer Gelehrte; bey dem Einen war ein grösserer Umfang von Sachen, der Andere hatte eine genauere Kenntniß von Wörtern; der Eine hatte seine Gelehrsamkeit mehr wie baares Geld in Bereitschaft, der Andere hatte die seinige mehr wie Banknoten in seinem Collectaneenbuche; der Eine war ein mehr hinreißender und fließender Schriftsteller, der Andere schrieb zierlicher und correcter; der Eine war fähiger, den Plan und das System eines grossen Werkes zu entwerfen, der Andere that sich mehr in kleineren Schriften hervor; die Predigten des Einen sind eben nicht die schätzbarsten seiner Schriften, die des Andern sind von allen seinen andern Werken die vortrefflichsten. Was ihre Person betrifft, so war der Eine offener und mittheilender, angenehmer und anlockender in seinen Manieren, der Andere war verdeckter und zurückhaltender, scheuer und wegscheuchender in seinem Aeussern; der Eine war hitziger in seinen Empfehlungen, ein eifrigerer Freund und ein edelmüthigerer Feind, der Andere war sparsamer mit seinem Lobe, kälter in der Freundschaft sowohl, als in der Feindschaft, und pflegte mehr zu spötteln und zu untergraben, als frey zu urtheilen, oder zu tadeln. Allein ihre kleinen Fehler werden mit ihnen sterben, ihre grossen Vollkommenheiten werden aber in dem Munde und Gedächtnisse der Menschen leben.“

Wie wir schon bemerkt haben, war **Warburton** ein Mann von einem bewundernswürdigen Umfange der manchfaltigsten Kenntnisse; aber auch ein Mann, der Alles umfassen wollte, und daher nicht immer genau und bestimmt schrieb.

*) Dieses 9. Buch ist zwar nachher unter dem Titel: A supplemental Volume of Warburton Works. London 1788. 8. herausgekommen, aber unvollständig.

S. biogr. und litter. Anecdoten von den ber. Grosbritann. Gelehrten, Bd. 1. S. 1. Unpart. Kirchengesch. Th. 3. S. 767. Th. 4. S. 293. Schlegel's Kirchengesch. des 18. Jahrh. Bd. 2. S. 766.

Ward, Johann, Doctor der Rechte, Professor der Rhetorik bey dem Greshams-Collegium, Vicepräsident der Königl. Societät der Wissenschaften und der Gesellschaft der Alterthumsforscher zu London, dieser gelehrte Mann war der Sohn eines Presbyterianischen Predigers gleiches Namens, und ward um das J. 1679 zu London geboren. Er war einige Jahre Schreiber bey dem Schiffsamte, in müssigen Stunden setzte er aber seine Studien mit grossem Fleiße fort, unter der Anleitung des Johann Ker, Doctors der Heilkunde und Verfassers der selectarum de lingua Latina Observationum Libri II. der zu London eine Akademie hielt. Er blieb in seiner Bedienung bey dem Schiffsamte bis zum Sommer 1710, da er, um sein Verlangen nach mehreren Kenntnissen zu befriedigen, sich bewegen ließ, die Erziehung einer gewissen Anzahl von Kindern seiner Freunde zu übernehmen; denn er wollte lieber, wie er sich in einem Briefe an einen Freund ausdrückt, sich auch nur mit Knaben über Gegenstände der Litteratur unterreden, als unter Männern die gewöhnlichen Angelegenheiten des Lebens verrichten. Zu dem Ende eröffnete er eine Schule zu London in der Gegend von Moorfields, die er viele Jahre hielt. Im J. 1712 ward er Eines von den ersten Mitgliedern einer Gesellschaft, die aus einigen vornehmen Gottes- und Rechtsgelehrten bestand, und die sich wöchentlich einmahl, oder so oft es ihre Geschäffte zuließen, versammelte, um, ein Jeder in seiner Ordnung, Abhandlungen über das bürgerliche Gesetz, wie auch über das Recht der Natur und der Völker, zu ihrer wechselseitigen Unterhaltung und Vervollkommnung auszuarbeiten und vorzulesen. Diese Gesellschaft ward, mit einigen gelegentlichen Unterbrechungen, bis Michaelis 1742 fortgesetzt. Verschiedene von den Mitgliedern waren Personen von grossem Ansehen in der Kirche sowohl, als im Staat, und Ward stand unter ihnen, so lange die Gesellschaft fortdauerte, in ausnehmender Achtung. In eben diesem J. 1712 gab er eine kleine Schrift heraus, die zu London in 8. unter dem Titel gedruckt ward: De ordine, sive de venusta et eleganti tum vocabulorum, tum membrorum sententiae collocatione. His quaedam adjiciuntur de vitiis ordinis; item de variis modis, quibus, pro verborum numero, ordo sententiae transponi potest. Als Robert Ainsworth eine sehr gut ausgearbeitete Beschreibung von Kemp's Alterthümern aufgesetzt hatte, lieferte sein Freund und Nachbar Ward dazu nicht nur die Beschreibungen und Erläuterungen der in dieser Sammlung befindlichen Bildsäulen und Götzenbilder, sondern auch die Abhandlung de vasis et lucernis, de amuletis, de annulis et fibulis, und in's Besondere den gelehrten Commentarium de asse et partibus ejus,

der 1719. 8. war gedruckt worden. Ward war wegen seiner Kenntnisse in den schönen Wissenschaften sowohl, als in den Alterthümern so berühmt geworden, daß er 1720 zum Professor der Rhetorik bey dem Greshams-Collegium erwählt ward, und sein Amt mit einer Rede de usu et dignitate artis dicendi antrat. Als Mead in eben diesem Jahre zu London in 8. seine Abhandlung über die Pest herausgab, beschenkte Ward 1723 das Publicum mit einer Lateinischen Uebersetzung der 8. Ausgabe derselben, weil Mead mit der Uebersetzung der 1. Ausgabe von Maittaire, die nie gedruckt ward, nicht zufrieden war. Im J. 1723 wählte die Königliche Societät der Wissenschaften unsern Ward zu ihrem Mitgliede. Er ward hernach oft unter die Rathsglieder dieser berühmten Gesellschaft aufgenommen, und endlich 1752 zu einem ihrer Vicepräsidenten ernannt, in welchem Amte er bis an seinen Tod blieb. Von Gerh. Ioh. Vossii Elementis rhetoricis ließ er 1724 zu London eine Ausgabe drucken, und vermehrte dieselbe mit einer vortrefflichen Abhandlung de ratione interpungendi, die ein System von deutlichen und leichten Regeln, die Interpunction betreffend, enthielt, und Alles, was man bisher über diese Materie gehabt hatte, weit übertraf. Als Middleton 1726 zu Cambridge in 4. eine Abhandlung de medicorum apud veteres Romanos degentium conditione herausgab, ließ Ward eine Antwort darauf in 8. unter dem Titel drucken: Ad viri reverendi Con. Middletoni, S. T. P. de medicorum apud veteres Romanos conditione Dissertationem, qua servilem et ignobilem eam fuisse contendit, responsio. Middleton gab in demselben Jahre eine Vertheidigung seiner Abhandlung heraus, auf welche Ward in einer Schrift, die zu London 1728. in 8. unter dem Titel: Dissertationis V. R. Con. Middletoni, S. T. P. de medicorum Romae degentium conditione ignobili et servili defensio examinata; ubi omnia, quae contra responsionis auctorem disserit, infirmata sunt et refutata, herauskam, antwortete. Middleton hatte auch auf diese letzte Schrift von Ward eine Antwort aufgesetzt; als er aber Mead bey dem Lord Orford antraf, ließ er sich bewegen, seinen Aufsatz dem Lord zu überliefern. Nachdem endlich Alle, die an diesem Streite Antheil genommen hatten, gestorben waren, glaubte der Dr. Heberden, es könne keinen Schaden thun, wenn er einige Exemplare von einer Schrift, die bloß die Litteratur betraf, 1761 drucken ließ, die aber nur verschenkt wurden. — Der Verf. der Brevium Notarum über Middleton's Abhandlung 1727 war Dr. J. Wigan, ein Schottländer. Middleton beantwortete sie, als ob sie von Ward wären. Middleton schrieb selten anders, als aus Streitsucht. Der gegenwärtige Zwist entstand von seiner Seite aus einer zu Cambridge gehabten Unterredung, in welcher, nachdem er die heutigen Ausüber der Heilkunde auf Kosten der Alten gelobt hatte, er von der Gesellschaft aufgefordert ward, seine Meynung gegen Mead, der öffentlich das Gegentheil versichert habe, zu behaupten. Im J. 1728 half Ward

an der Ausgabe des Thuanus, und übersetzte aus dem Englischen Buckley die Zueignungsschrift an den König, und seine drey Briefe an Mead, die neue Ausgabe betreffend; welche Uebersetzungen derselben 1733 vorgesetzt wurden. Im August dieses Jahres unternahm er eine Reise durch Holland und Flandern nach Paris, von welcher er in dem darauf folgenden October zurückkehrte. Im J. 1732 ward ihm, von den Buchhändlern, die das Privilegium zum Druck der lateinischen Sprachlehre vom Lilly hatten, aufgetragen, eine verbesserte Ausgabe derselben, die von den unzähligen Fehlern, die in alle die vorhergehenden eingeschlichen waren, gereinigt wäre, zu liefern. Dieses führte er mit grosser Sorgfalt aus, und setzte in der Vorrede eine genaue und lesenswürdige Geschichte dieser Sprachlehre hinzu. Der gelehrte Verfasser eines Briefes an den Erzbischof Canterbury, der einen Vorschlag zur Verbesserung der lateinischen Schulen enthält, London 1748. 8. bemerkt, S. 20. „Wir haben dem letzten Herausgeber der Sprachlehre Lilly's, Herrn Ward, wegen der vielen schätzbaren Verbesserungen derselben, in der That Vieles zu danken. Es ist mir aber Leid, daß dieser gelehrte Mann nur eines Andern Arbeit verbessert, und uns nicht lieber seine eigene gegeben hat." In eben diesem J. 1732 half er dem Georg Thompson, Lehrer der lateinischen Schule zu Tottenham, bey seinem Apparatu ad linguam Graecam ordine novo ac facili digesto, 8. Als auch in diesem Jahre Horsley's Britannia Romana zu London in Fol herauskam, ward darin ein „Versuch über Peutinger's Tafel, sofern sie sich auf Britannien bezieht," von Ward mit eingerückt, der dieses mühsame Werk von Horsley in der Handschrift durchgesehen, und ihm zu dessen Verbesserung viele wichtige Anmerkungen mitgetheilt hatte. Zum Mitgliede der Gesellschaft der Alterthumsforscher ward er 1736 erwählt, und als Birch das Amt als Director derselben niedergelegt hatte, ward er 1747 dazu ernannt; ja 1753 erhielt er sogar die Stelle eines Vicepräsidenten bey dieser Gesellschaft, die er bis an seinen Tod verwaltete. Ainsworth ward ihm 1736 wegen seines gelehrten Beystandes zu seinem Wörterbuche abermahls verpflichtet, so wie auch hernach Patrik und Young in den folgenden Auflagen desselben. In eben diesem Jahre ward er zu einem Mitgliede des ersten Ausschusses der Gesellschaft zur Aufmunterung der Gelehrsamkeit erwählt, und er war es auch bey verschiedenen folgenden, so lange diese Gesellschaft dauerte; die unter andern Werken auf ihre Kosten zwey drucken ließ, die unserm Ward Ehre machen; denn die Zueignungsschrift vor der neuen und schönen Ausgabe des Maximus Tyrius war von ihm, der die Ausgabe besorgte, geschrieben; und in der Vorrede zu der Ausgabe des Aelianus de animalibus erkannte der Herausgeber Abraham Gronov, mit vielem Danke Ward's Hülfe bey diesem Werke und bezeigte auch seine Achtung gegen denselben dadurch, daß er ihm seine Ausgabe des Pomponius Mela, Leyden 1743. 12. in einer langen Zuschrift zueignete. Im J. 1746 gab er seine

„Lebensbeschreibungen der Professoren des Greshams-Collegiums" heraus, London, Fol. ein Werk, das einen beträchtlichen Beytrag zur Geschichte der Gelehrsamkeit seines Vaterlandes enthält. Ein Exemplar von diesem Werke mit vielen Zusätzen des Verfassers findet man im Brittischen Museum. Das Leben des Dr. Johnston's, das vor Benson's Ausgabe der Uebersetzung der Psalmen von diesem Verfasser steht, übersetzte **Ward** 1741 in's Lateinische. Im Gentlemans-Magazin 1740. S. 30 fgg. wird **Ward's** Erklärung von einem Römischen Altare, den man in Cumberland gefunden hatte, aufbewahrt; und in eben diesem Magazin 1743. S. 528 fgg. beweist er, daß die Werke des berühmten Sydenham's von ihm im Englischen abgefaßt, und vom Dr. Maxletoft und Havers in's Lateinische übersetzt worden wären. Im J. 1751 gab Dr. Wishart, Principal der Universität von Edinburg, eine neue Edition von des Florentin Volusenus, oder Wilson's, Buche de animi tranquillitate heraus, vor welcher ein Lateinischer Brief von **Ward** an den Herausgeber steht. In eben diesem Jahre wiederfuhr ihm die Ehre, von der Universität zu Edinburg die Würde eines Doctors der Rechte zu erhalten. Bey der Anlegung des Brittischen Museums ward er zu Einem der Aufseher desselben erwählt, in welchem Amte er zur Einrichtung dieser Anstalt, und bey Bestimmung der Gesetze, nach welchen sie für das Publicum vortheilhaft werden konnte, durch seine fleißige Aufsicht, Rath und Beystand, besonders nützlich war. Im folgenden Jahre erschien von ihm eine Ausgabe der Institutio Graecae grammatices compendiaria in usum scholae Westmonasteriensis; die von Camden, als er als Lehrer bey der Westmünsterschule stand, abgefaßt war. Das letzte Werk, das er selbst herausgab, waren seine „Vier Versuche über die Englische Sprache" 1758. Er starb 1758, im 80. Jahre seines Alters.

Zum Druck hatte er fertig:

System der Redekunst, in einer Folge von Vorlesungen im Greshams-Collegium öffentlich vorgetragen; dieses wurde nach seinem Willen 1759 zu London in 2 Octavbänden gedruckt. Ein anderes nach seinem Tode gedrucktes Werk kam zu London 1761 und 1774 ebenfalls in 2 Octavbänden heraus, unter dem Titel: Abhandlungen über verschiedene Stellen der heil. Schrift 2c. Von einem Römischen Mosaischen Pflaster, das man in der Grafschaft Wils entdeckt hatte, gab er auf 2 grossen Bogen eine ausführliche Beschreibung mit den Anfangsbuchstaben seines Namens heraus. Er war auch der Verfasser der Zueignungen, Vorrede und Anmerkungen der Ausgabe des Horaz, die von Pine in Kupfer gestochen ward. Er schrieb auf seine Freunde und andere in der gelehrten Republik berühmte Personen, besonders auf seinen vortrefflichen Freund Mead, viele Grabschriften, die wegen ihrer Zierlichkeit und Schicklichkeit sehr bewundert werden. Seine Frömmigkeit war aufrichtig und ungeheuchelt. In seinem äusserlichen Bekenntniß als ein Christ hielt er sich zu

den protestantischen Dissentienten mit einer Mäßigung und Bescheidenheit, die ihn der Hochachtung aller der Mitglieder der herrschenden Kirche empfahl, die das Vergnügen seiner Bekanntschaft oder Freundschaft hatten. Seine Kenntniß des Alterthums war sehr groß und genau; und er war in den Römischen Rechten ungemein bewandert, welches ihm in seinen Untersuchungen über die Verfassung, Gewohnheiten und Geschichte des Römischen Reichs keinen geringen Vortheil gewährte. Seine Bescheidenheit war so groß, wie seine Gelehrsamkeit, und seine Bereitwilligkeit zu einem jeden gelehrten Werke Etwas beyzutragen, war so bekannt, als seine Geschicklichkeit dazu. Unter andern Gelehrten, denen er seine Kenntnisse von solchen Materien, die sie bearbeiteten, mittheilte, war Lardner ihm für seine Anmerkungen verpflichtet, die im 1. Band seines vortrefflichen Werkes über die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte eingerückt wurden, wie auch für eine Muthmaßung im 7 Bande des 2. Theils. In den Werken des Dr. Georg Benson's findet man auch drey Abhandlungen von Ward, doch ohne seine Namen. „Eine Betrachtung über die Beschaffenheit der zwey Gefangenschaften Pauli zu Rom" steht im Anfange zu seiner „Erklärung des Briefes an den Philemon." Eine andere Abhandlung „über die Personen an welche Paulus den sogenannten Brief an die Epheser schrieb," findet man in Benson's Geschichte der ersten Pflanzung des Christenthums, wie auch eine Nachschrift zu dieser Abhandlung. Von den Abhandlungen, die er als ein Mitglied der Königlichen Societät der Wissenschaften vorgelesen hat, findet man in den Philosophical Transactions folgende: 1) Eine Lateinische Abhandlung de equulis, oder von den hölzernen Pferden der Römer. 2) Anmerkungen über eine alte Jahrzahl, die man in der Grafschaft Hertford zu Widgal-Hall auf einem eichenen Brete gefunden hat. 3) Anmerkungen über eine alte Jahrzahl über einem Thorwege, nahe bey der Kathedralkirche zu Worcester. 4) Eine Nachricht von einer Abhandlung, die Dr. Weidler in Lateinischer Sprache über die gewöhnlichen Zahlfiguren herausgegeben hat; nebst einigen Anmerkungen über eine Inschrift, die in einem Fenster der Pfarrkirche von Rumsey, in der Grafschaft Hamps, eingeschnitten ist. 5) Eine Erklärung einer alten Inschrift, die man unlängst zu Silchester in Hampshire entdeckt hat. 6) Eine kurze Untersuchung über die Lesart zweyer Jahrzahlen in Arabischen Figuren, die auf in Irland gefundenen Steinen eingeschnitten sind. 7) Ein Versuch, einige Ueberreste des Alterthums, die man neuerlich in der Grafschaft Hertford entdeckt hat, zu erklären. 8) Eine kurze Beschreibung von einer Römischen Tessera. 9) Eine Beschreibung des Städtchens Silchester in seinem gegenwärtigen Zustande, nebst einer kurzen Erklärung einer alten Jahrzahl in Arabischen Figuren zu Shalford, in der Grafschaft Berks. 10) Anmerkungen über eine in Italien gefundene, und der Göttin Flora errichtete Inschrift. 11) Auszug aus einer Französischen Abhandlung über die Münzen des Pescennius

Niger, und über einige Umstände in der Geschichte seines Lebens, von Claude Gros de Boze. 12) Ein Versuch zur Erklärung einer alten Griechischen Inschrift auf einem Becher von Bronze, die nebst einer Zeichnung des Bechers vom Dr. Pococke in seiner Beschreibung des Morgenlandes gedruckt ist. 13) Eine Nachricht von einem Altare, nebst einer Inschrift auf demselben, den man neuerlich zu York gefunden hat. 14) Auszug aus einer Französischen Abhandlung, betitelt: Die Geschichte des Kaisers Tetricus, aus Münzen erklärt, von Claude Gros de Boze. 15) Ein Versuch zur Erklärung einer alten Röm. Inschrift, die man auf einem Steine neuerlich zu Bath gefunden hat. 16) Eine Beschreibung von einer zu Malton, in der Grafschaft York, 1753 gefundenen Inschrift. 17) Eine Nachricht von vier Römischen Inschriften, die, auf drey grosse Steine gegraben, nahe bey Wroxeter, in der Grafschaft Shrop, 1752 entdeckt worden sind. 18) Ein Versuch zur Erklärung zweyer Römischer Inschriften, auf zwey Altäre gehauen, und unlängst zu Bath ausgegraben. 19) Einige Betrachtungen über eine Zeichnung von zwey grossen Stücken von Bley mit Römischen Inschriften, die man vor einigen Jahren in der Grafschaft York gefunden hat. Als ein Mitglied der Gesellschaft der Alterthumsforscher lieferte Ward auch verschiedene Beyträge. In den vetustis Monumentis dieser Gesellschaft wurden von ihm gedruckt zwey Abhandlungen, nämlich de codice Geneseos Cottoniano Dissertatio historica; und eine kurze Beschreibung von den Gerichtshöfen der Vormünder und Livreymen. Seine andern Beyträge sind: 1) Abdruck eines Briefes von Ward an Folkes, eine zu Chichester gefundene Inschrift betreffend. 2) Eine kurze Untersuchung über das Alterthum einer alten Karte von London und Westmünster, die aus 6 Bogen besteht, wie auch einige Nachrichten von verschiedenen alten Kupferstichen der von Gresham erbauten Königlichen Börse. 3) Auszüge aus den Rechnungen der Kirchenvorsteher des Kirchspiels von St. Helens zu Abingdon, in der Grafschaft Berks, von dem ersten Jahre der Regierung Elisabeth's, mit einigen Anmerkungen von Ward. 4) Eine Abhandlung über die Wachsener.

S. biogr. und litter. Anecdoten von d. ber. Großbritann. Gelehrten, Bd. 1. S. 435.

Wargentin, J. W., Mitglied des Königlich Schwedischen Nordsternordens, und beständiger erster Secretär der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Stockholm, geboren 1717 zu Jemtland, wo sein Vater Pastor war. Die Sonnenfinsterniß 1729 erweckte bey ihm eben so, wie 170 Jahre vorher, ein gleiches Phänomen bey Tycho Brahe, den Hang zur Astronomie, welche sein Lieblingsstudium ward, und um die er sich hernach, besonders durch seine Beobachtungen und Tafeln der Trabanten Jupiters, so ungemein verdient gemacht hat. Er hatte das Unglück, daß ihm auf einer Reise von Upsala nach Stockholm sein

mit diesen so mühsam ausgearbeiteten Tafeln gestohlen
; hier blieb ihm also weiter Nichts übrig, als sie aufs
auszuarbeiten: er machte aber bey der Gelegenheit noch
re neue Entdeckungen. Man hat vier Auflagen von seinen
, wovon jedoch die letztere zu Berlin herausgekommene sich
von der Parisischen, die de la Lande zugleich mit seinen
n astronomischen Tafeln herausgab, unterscheidet. Aber er
uch noch nach der Zeit nicht aufgehört, an deren Verbesse
zu arbeiten. Er hat die Abhandlungen der Akademie der
nschaften mit 60 eigenen Ausarbeitungen bereichert, welche
ebenfalls die Theorie der Jupitermonde, theils die Ge
te der Wissenschaften, besonders der mathematischen, als
hermometer, Logarithmen, der Ebbe und Fluth, der Kome
des Nordscheins u. s. w. theils der verschiedenen Klimaten
deren Unterschied betreffen, theils verschiedene astronomische
vationen liefern, theils das Tabellenwerk angehen.
Man sah es ihm nicht an, was er war, und sein Beyspiel
st, daß man sich betrügt, wenn man Talente und Fertig
nach dem äusserlichen Ansehen beurtheilen will. Er wurde
Hohen und Niedrigen sehr geachtet und geliebt, und starb
3. December 1783 zu Stockholm.
S. Ladvocat, Th. 8. S. 891.

Warnekros, Heinrich Ehrenfried, Magister der Philos
Rector der Schule zu Greifswalde, mit dem Titel eines
glichen Professors, und seit 1799 auch Director des dortigen
glich Schwedischen Consistoriums, geboren am 8. October
zu Stralsund. Er stand zwar nicht mit der Greifswalder
rsität in genauerer Verbindung; er hielt aber doch zuwei
Vorlesungen, und starb an seinem Geburtstage 1807 in sei
54. Lebensjahre.

Wir nennen von seinen schätzbaren Schriften:
Commentatio philologico-historica de Palaestinae fertili
praecipuisque illius dotibus cum Aegypto comparatis.
bise 1778. 4. Verbessert und erweitert in Eichhorn's Re
rium für bibl. und morgenländ. Litteratur, Th. 14. (1784).
Entwurf der Hebräischen Alterthümer, zum Gebrauch akade
er Vorlesungen; Weimar 1782. 8. — Apologie und Le
Epikur's, Greifsw. 1795. 8. — Aufsätze aus der Littera
Weltweisheit und den schönen Wissenschaften, ebend. 1796.
. — Historia naturalis Sycomori, ex veterum Botani
n monumentis et itinerariis conscripta; im Eichhorn a.
. Th. 11. u. 12. (1782 u. 1783).
S. Meusel's gel. Teutschl. Bd. 8. S. 348.

Warner, Ferdinand, ein gelehrter Englischer Prediger und
asser mehrerer theologischer und historischer Schriften, wurde
geboren, und starb 1768. Er versah verschiedene Pfarr
n, und war nicht, wie man glaubt, wenn er als Doctor

aufgeführt wird, Doctor der Theologie, oder der Philosophie, sondern Doctor der Rechte, zu welcher Würde er in dem J. 1754 befördert wurde. Er war Curate of Queenhithe.

Von seinen Schriften führen wir an:

System der Gottesgelahrtheit und Sittenlehre, enthaltend eine Folge von Abhandlungen über die vornehmsten und wichtigsten Lehren der natürlichen und geoffenbarten Religion, gesammelt aus den Werken der berühmtesten Gottesgelehrten der Englischen Kirche, 1750. 5 Duodezbände. Eine neue Aufl. erschien 1756. in 4 Quartbd. — Bolingbroke, oder ein Gespräch über den Ursprung und das Ansehen der Offenbarung, 1755. 8. — Kirchengeschichte des 18. Jahrhunderts, Bd. 1. 1756. Bd. 2. 1757. Fol. — Denkwürdigkeiten des Ritters Thomas More, Großcanzlers von England unter der Regierung Heinrich's VIII. 1758. 8. — Anmerkungen über die Geschichte Fingal's und andere Gedichte von Ossian, vom Macpherson übersetzt, 1762. 8. — Die Geschichte von Irland, Bd. 1. 1763. 4. Er gab nicht mehr heraus, weil ihm das Parlament nicht die Hülfe leistete, die er erwartet hatte. — Die Geschichte der Rebellion und des bürgerlichen Krieges in Irland, 1767. 4. Um zu seiner Geschichte von Irland die Materialien zu sammeln, that er dahin eine eigene Reise um das J. 1761. — Vollständige und deutliche Beschreibung des Podagra, aus welcher die Thorheit oder die Niederträchtigkeit aller derer, welche dieses Uebel haben heilen wollen, deutlich erhellen wird, und in welcher alles Wichtige, was die besten Schriftsteller darüber gesagt haben, angezeigt, und mit einigen neuen und wichtigen Belehrungen zur Abhelfung desselben begleitet wird, welche des Verfassers mehr als 30jährige Erfahrungen im Podagra ihn mitzutheilen bewogen haben, 1768. 8. Durch seinen Tod wurde der Ruf des Mittels, welches er für das Podagra empfohlen hatte, vereitelt. Sein Buch ward auch bald vergessen.

S. Anecdoten von Großbritann. Gelehrten, Bd. 1. S. 425.

Warner, Joseph, Mitglied der Königlichen Societät der Wissenschaften zu London, geboren 1717 auf der Insel Anticyra, und gestorben am 24. July 1801 zu London. Von diesem berühmten Wundarzt, der nach Reuß, als Surgeon to Guy's Hospital in the Borough of Southwark, dem Staate diente, zeigt das gelehrte England eine Reihe von Schriften an, welche in den Götting. gel. Blättern zur Ehre des Verfassers beurtheilt werden. Es sind auch einige übersetzt worden, als Account of the testicles, their common coverings and coats and the diseases, to which they are liable, 1774. 8. übersetzt von J. C. F. Scherf, Gotha 1775. 8.

S. Reuß's gelehrt. England, S. 423. und allg. Litt. Zeit. Nr. 43. J. 1801. S. 365.

Warner, Richard, ein berühmter Engländer, war der

jüngere Sohn eines Wechslers, dessen irgendwo vom Addison oder Steele gedacht wird, weil er allezeit schwarzlederne Gürtel trug, die unter dem Knie zugeschnallt waren; ein Gebrauch der auch von seinem Sohne Richard gewissenhaft beobachtet wird, der sonst in keinem andern Falle, wie gewöhnlich Engländer, eine Sonderlichkeit hatte, oder gar affectirte.

Richard Warner sollte ein Rechtsgelehrter werden. Man liest auch in Wilhelm Bowyer's Anecdoten, daß er die Rechtswissenschaft studiert hat, und schon in Lincolns Inn Zimmer besaß; da er aber ziemlich begütert war, so wohnte er gemeiniglich in einem guten alten Hause, mit einem dazu gehörigen grossen Garten, zu Woodford Green in Essex. Er unterhielt daselbst einen botanischen Garten, und zog seltene ausländische Gewächse mit vielem Glücke. Er war aber auch mit der einheimischen Botanik nicht unbekannt. Die Excursionen der Gesellschaft der Apotheker wurden jeden Sommer einmahl gewöhnlich in der Nähe von Woodford angestellt, wo nach den Arbeiten des Tages die Producte der Flora an Warner's Tafel gezeigt wurden. Das Resultat der in dieser Gegend angestellten Untersuchungen machte Warner selbst unter folgendem Titel bekannt: Plantae Woodfordienses, or a Catalogue of the more perfect plants growing spontaneously about Woodford in Essex. London 1771. 8. pagg. 238. Da sich in diesem Verzeichnisse Nichts von den Grasarten und cryptogamischen Pflanzen findet, so enthält dasselbe nicht über 518 Arten. Die Ordnung ist alphabetisch nach den Namen in Ray's Synopsis. Auf die Benennung folgt der specifische Character ausführlich, welchen der Verfasser aus Hudson's Flora Anglica entlehnt hat, die Linneische Classe und Ordnung, der Englische Name, der Geburtsort und die Blüthezeit. In der Vorrede führt der Verfasser die Namen von mehr als zwanzig seiner Freunde an, worunter sich Viele der obgedachten Männer befinden, deren Beyhülfe ihn in den Stand setzte, seinem Werke eine grössere Ausdehnung zu geben, als er sonst, wenn er auf seine eigenen Beobachtungen eingeschränkt gewesen wäre, hätte thun können. Warner zeichnete sich durch seine Kenntniß der schönen Wissenschaften aus. Vorzüglich hatte er sich mit Shakespeare critisch bekannt gemacht, und er hatte sich lange Zeit mit dem Plane beschäfftigt, eine neue Ausgabe seiner Schauspiele zu liefern, gab aber denselben auf, als Steevens die seinige ankündigte. Im J. 1768 erschien von ihm: A letter to David Garrick, Esq. concerning a glossary to the plants of Shakespeare, 8. Dieses Glossarium fuhr er fort bis auf die letzten Tage seines Lebens zu vermehren. Er übersetzte die Lustspiele des Plautus, welchen Thornton in das Englische zu übersetzen angefangen, aber nicht beendigt hatte. Seine Uebersetzungen erschienen in den J. 1772 und 1774.

Warner war in seiner Jugend, was auch von dem grossen Linné erzählt wird, ein ungemeiner Liebhaber vom Tanzen gewesen, und erst dann, als sich seine Leidenschaft für dieses Ver-

gnügen abkühlte, verwandelte er das größte Zimmer seines Hauses in einen Bibliotheksal.

Sein obgedachtes Glossarium, mit welchem er sich bis auf die letzte Stunde seines Lebens beschäfftigte, ist eine Arbeit, welche, nach der Erscheinung jenes grossen dramatischen Schriftstellers in 10 Octavbänden 1778, nebst noch 2 anderen Supplementbänden, als ein Opus superrogatorium angesehen werden kann. Er starb am 11. April 1775, und vermachte seine schätzbare Büchersammlung dem Wadhamcollegium zu Oxford, wo er seine gelehrte Bildung genossen hatte; auch hinterließ er demselben Collegium einen Jahrgehalt für botanische Vorlesungen.

S. und vergl. Pulteney's Geschichte der Botanik, Bd. 2. S. 469. Anecdoten von Großbritann. Gelehrten, Bd. 2. S. 58. und Reuß's gel. England, S. 424.

Warnery, Carl Immanuel von, Königlich Preussischer Oberster, Chef eines Husarenregiments, Ritter des Verdienstordens, nachmahls Königlich Pohlnischer Generalmajor, als Krieger und als militärischer Schriftsteller gleich berühmt.

Er wurde im März 1720 aus einer im Pais de Vaud blühenden adelichen Familie im Canton Bern, wo sein Vater Gouverneur war, geboren. Sehr jung trat er, seit 1733 bey dem Regimente Desportes, in Sardinische Kriegsdienste, und wohnte in seinem 14. Jahre, im Kriege zwischen Frankreich und Spanien, mit den Sardinischen Hülfstruppen am 29. Juny 1734 dem Treffen bey Castagnetta, und am 19. September dieses Jahres der Schlacht bey Guastalla bey. Als im folgenden Jahre Friede gemacht wurde, nahm er als Fähnrich den Abschied, und 1737 in dem Kriege, den Oestreich mit den Türken angefangen hatte, Kaiserliche Dienste an, und ward Lieutenant beym Regimente Königsegg, und Adjutant des Generals Lentulus. Als Solcher befand er sich im J. 1738 bey verschiedenen wichtigen Vorfällen, verließ aber darauf die Armee, und übernahm bey der Russischen als Hauptmann eine Grenadiercompagnie, die er 1740 in dem Feldzuge gegen die Schweden anführte. Im J. 1742 verließ er auch die Russischen Dienste, und kam, bey seiner Reise durch Berlin, auf Vermittelung des Französischen Gesandten am Preussischen Hofe, Grafen von Courten, eines gebornen Schweizers, in Preussische. Friedrich der Grosse gab ihm bey dem Natzmerischen Husarenregimente, welches damahls auf 10 Schwadronen gesetzt wurde, davon die letzte. Im zweyten Schlesischen Kriege diente er mit Beyfall seiner Oberen in den Schlachten bey Striegau und Sorr, und erhielt auch den Auftrag, das Schlesische Gebirge, in welchem ein feindlicher Oberstlieutenant mit 300 Pferden umherstreifte, nur mit 100 Pferden zu decken. So schwer dieß war, so führte er doch Alles mit so vieler Vorsicht und Klugheit aus, daß er seinen Gegner in der Nacht, durch die gefährlichsten Gebirgspassagen, im Rücken überfiel, und mit Anbruch des Tages so unvermuthet überraschte, daß er nicht Zeit

übrig hatte, mit seinen Leuten aufzusitzen, und Warnery ihn nebst sieben Officieren und 160 Mann gefangen nahm, die übrigen aber zerstreuete. Zur Belohnung dieser wackern That erhob ihn der König vom jüngsten Rittmeister zum Major. Eben so muthig bewies er sich am 23. November 1745 in dem Gefechte bey Katholisch-Hennersdorf, worin der König drey Sächsische Kürassierregimenter über den Haufen warf. Als der siebenjährige Krieg ausbrach, befand er sich als Oberstlieutenant bey der Colonne, welche der Generallieutenant von Lestewitz aus Schlesien nach Sachsen führte, und machte sich durch die persönliche Einnahme der Bergfestung Stolpen ausserordentlich berühmt. Obgleich diese Begebenheit hier und da erzählt worden ist (man findet sie unter andern in dem Berlinischen genealog. militärischen Taschenkalender für das J. 1787 mit einer Abbildung im Kupfer), so verdient sie doch auch hier auf's Neue eine Wiederhohlung. Als die Preussen in die Gegend gedachter Festung gekommen waren, berathschlagte man sich darüber, ob man, um schußfrey zu seyn, so nahe, als möglich, am Fuße des Berges wegmarschiren, oder einen grossen Umweg machen sollte; als sich Warnery von dem Obersten von Szekuly einen Trompeter und einen Husaren, welchen in der Nähe ein Officier und 20 Husaren folgen sollten, ausbat; indessen sollten die Regimenter nur Rechts marschiren, da er denn den Commandanten mit Capitulationsvorschlägen aufhalten, und verhindern wollte, daß er nicht schießen lasse. Ein sonderbarer Fall wäre es, fügte er seinem Antrage zu, wenn sich die Festung an Husaren ergäbe. Man gestand ihm Alles zu, zog aber, ohne daß er es merkte, die 20 Husaren zurück. Unterweges stieß Warnery auf einen Soldaten aus der Festung, der ihm sagte, wie stark die Besatzung sey, und daß sie zwar scharfe Patronen, aber keine geladenen Gewehre hätte. Mit seiner Begleitung, und dem Major von Bavac, der sich freywillig zu ihm gesellt hatte, ritt er also getrost auf einem Wege, der im Zickzack nach der Festung führte, und ehe er es sich versah, befand er sich vor dem Schlagbaume, und vor zwey Schildwachen mit aufgepflanzten Bajonets. Er hielt ihnen die Pistolen vor die Stirn, und zwang sie ihre Gewehre in den Graben zu werfen, worauf er sie mit der Abfertigung, sie sollten hingehen, wohin sie wollten, nur nicht wiederkommen, sonst würde er sie zusammenhauen oder gefangen nehmen, um sie alsdann unter die Preussische Armee zu stecken, fortschickte. Er ritt weiter; kam an den Schlagbaum einer Zugbrücke, und behandelte die daselbst stehende Schildwache eben so. Nachdem er drey Brücken passirt war, und das Seil einer Sturmglocke, welche die Schildwache anziehen wollte, abgehauen hatte, so kam er endlich bey dem Thore an, wo er die Schildwache ebenfalls ohne Lärmen entwaffnete. Hierauf rief er den 20 Husaren, die er nicht weit hinter sich zu seyn glaubte, aus vollem Halse: Marsch! Marsch! zu. Auf dieses Geschrey kam ein Unterofficier aus der Thorwachstube, und wollte Lärm machen.

Warnery setzte ihm aber die Pistole auf die Brust, und trieb ihn auf diese Art wieder in die Wachstube zurück, wo er ihn so lange einsperrte, bis sein Husar die Gewehre sämmtlich in den Graben geworfen hatte. Dann ließ er den Unterofficier und alle seine Soldaten heraus, und befahl ihnen ihre Patronen ebenfalls in den Graben zu werfen, und nachher die Festung zu verlassen. An dem Thore ließ Warnery den Husaren zurück. Er selbst aber begab sich nach dem Paradeplatze. Als er Appell blasen ließ, erschien der General von Liebenau, Commandant der Festung, dem er mit Ungestüm den Degen abforderte, weil, wie er sagte, die Festung nunmehr den Preussen gehöre. Allein der Sächsische General zog den Degen, und schrie: man sollte die Feinde entweder gefangen nehmen, oder vor den Kopf schießen. Die bisher unbemerkt gebliebene Hauptwache sprang hierauf aus einem Keller hervor, und griff nach den Gewehren, die in einem breternen Verschlag lagen. Warnery, den diese Gefahr zum Aeussersten brachte, drückte seine Pistole auf den Commandanten, und schoß ihn in den Leib, daß er fiel: dieß war der erste Schuß, der in diesem Kriege fiel. Die andere Pistole richtete er auf die Wache. Wider seinen Willen gieng sie los. Solches, und der Fall des Generals, bewog die Wache, die plötzlich von einem panischen Schrecken überfallen wurde, sich zu ergeben, und Warnery schickte sie eben so, wie die anderen, aus der Festung. Indessen kamen die Husaren noch nicht, ob er gleich schon den Trompeter und den Major Bayac nach ihnen geschickt hatte. Daher war er fest entschlossen, eher zu sterben, als seine Beute fahren zu lassen, und blieb deßhalb wohl eine Stunde auf dem Platze, wo er noch einige vorübergehende Soldaten nach und nach gefangen nahm. Als endlich Niemand mehr zum Vorschein kam, so kehrte er nach dem ersten Schlagbaume zurück. Von hier sah er einen einzelnen Husaren herumflankiren, welchen er an den Obersten von Puttkammer schickte, der selbst, bey Anbruch der Nacht, mit 30 Husaren in die Festung kam. Durch diese wunderbare Einnahme gedachter Bergfestung geriethen 4 Officiere und 74 Gemeine in die Preussische Kriegsgefangenschaft, und 12 Kanonen wurden erbeutet. *) Als

*) Fast eben so war diese Anecdote auch in der ersten Ausgabe von Leonhardi's Erdbeschreibung der Churfürstl. und Herzogl. Sächsischen Lande, S. 289 fg. auf Treu und Glauben Warnery's, der diese Begebenheit selbst erzählt, nacherzählt worden. Allein ganz anders lautet sie nach der Aussage eines Augenzeugen im 10. Stück des Lausitzischen Magazins, von 1788. und in der 2. und 3. Aufl. des Leonhardischen Werkes. Wir theilen nur das Wesentlichste davon mit. Mehrere Jahre vor dem Ausbruche des 7jährigen Krieges war die Bergfestung Stolpen mit einer Compagnie Invaliden besetzt, und ihr Commandant der Generalmajor von Liebenau. Dieser ließ, auf erhaltenen Befehl, am 31. August 1756 die Garnison ab- und auf die damahlige Festung Sonnenstein marschiren, so daß nur er nebst einem älteren Capitän und einem Artillerielieutenant, die insgesammt in der Festung ihre Wohnung hatten, in derselben zurückblieben. Hierauf mußten die Einwohner des Dorfes Altstadt einige Mann zur Bewachung der Festung stellen. Bis

sich hierauf der Oestreichische Feldmarschall Brown, nachdem er die Sächsische Armee bey Pirna vergeblich zu befreyen gesucht hatte, aus den Gegenden von Schandau an der Elbe zurückzog, und eine Arriergarde von 500 Husaren und 200 Grenadieren gebildet hatte, verfolgte **Warnery** solche mit weniger als 400 Husaren, und sah endlich den glücklichen Augenblick ab, die 500 feindlichen Husaren bis hinter die Grenadiere zu treiben. Er schickte ihnen zwey Trupps nach, die sie bis in ein Gehölz verfolgten. Dadurch wurden die Grenadiere, bey welchen Laudon, im Angesichte der Husaren und 12 anderer Grenadiercompagnieen, die schon jenseits des Défilees waren, in die Pfanne gehauen. Da nun **Warnery** von diesem Vorfalle dem Könige, der sich auf dem Marsche befand, schriftlichen Bericht abstattete, schrieb ihm derselbe mit Bleystift auf dem Couvert zurück: Vous ayés fait des merveilles. Dem Monarchen blieb diese That unglaublich, bis er sich von der Zuverlässigkeit derselben unterrichtet, und sie bewunderte. Er umarmte **Warnery**, als er sich selbst bey ihm meldete, und hieng ihm den Verdienstorden, welchen er einem anwesenden General abnahm, persönlich um. Einige Tage vor diesem Vorfall machte das kleine Corps, bey welchem er stand, einen Rückzug, und nahm ein Lager, in dem es gefangen genommen werden, und der Sächsischen Armee Gelegenheit geben konnte, zu entwischen. Da er nun den commandirenden General, der dieß angeordnet hatte, nicht überreden konnte, in seiner bisherigen Stellung eine Aenderung vorzunehmen, so erstattete er darüber einen etwas zu aufrichtigen Bericht an den Generallieutenant von Winterfeld, der die Blokade von der Sächsischen Armee besorgte. Auf dessen Befehl mußte das alte Lager noch in der nämlichen Nacht bezogen werden, und **Warnery** wußte in der Eile nichts Besseres, als den König von dieser Sache, durch Winterfeld's eigenhändigen Brief über gedachte Veranstaltung, zu unterrichten. Die Ungnade, worein der commandirende General bey dem Könige fiel, war die Folge

zum 3. September war Alles ruhig und Niemand vermuthete die von Bischofswerda her am gedachten Tage Abends gegen 6 Uhr ankommenden Husaren. Fast zu gleicher Zeit war auch der Commandant von seinem in Langenwolmsdorf liegenden Gute zurückgekommen, und man hatte die Zugbrücke niedergelassen, damit er hereinreiten könnte. Dieser zufällige Umstand allein machte den Husaren die Eroberung leicht und möglich. Am Stadtthore hatte Warnery zwar einen alten Bürger und auf der Festung 10 oder 12 Bauern von Altstadt mit ungeladenen Gewehren, aber keine Soldaten von den eingegangenen Kreisregimentern angetroffen. Die Schildwachen mit aufgepflanzten Bajonets, der Unterofficier und die Wachen unter dem gewölbten Thore, so wie auch die übrigen Umstände, sind Erdichtungen. Hierauf ließ Warnery Appell blasen, und der Commandant kam herunter in den Schloßhof. Hier forderte ihm nun Warnery den Degen ab, und schoß dem Commandanten, als er eben im Begriff war, denselben abzugeben, mit der Pistole eine Kugel in den Leib. Die von Warnery erzählten Gefangenen, die grosse Anzahl Beute gemachter Kanonen rc. fallen gleichfalls als Erdichtungen weg.

von dieser Handlung. Dieser Mann hatte aber hohe Gönner, und bediente sich ihrer, um die unversöhnliche Feindschaft, welche er von dieser Zeit an auf Warnery geworfen hatte, ihm recht fühlbar zu machen, trug auch das Meiste dazu bey, daß er nachmahls mit dem Könige zerfiel. Während des Treffens bey Reichenberg war Warnery mit 600 Pferden zur Reserve postirt, um den Rücken der Preussischen Armee zu decken, und ihre Wagen, so wie solche ankommen würden, in Empfang zu nehmen. In dem Augenblick, da die Armee gegen den Feind anrücken wollte, erfuhr er, daß ein Corps Oestreicher von 8000 Mann, unter dem General Maquire, hinter derselben, eine halbe Meile vom Schlachtfelde, in Schlachtordnung stände, und sich bereits der Wagen bemächtigt hätte. Um nun zu verhindern, daß der Feind dem Herzoge nicht in den Rücken fiel, und, wo möglich, die Wagen wieder zu gewinnen, beschloß Warnery alles Aeusserste zu versuchen, und zog ein Bataillon von Münchow, welches zur Escorte der Wagen bestimmt war, an sich, und mit dieser Hand voll Leute zwang er den Feind, mit Verlust eines Detaschements, den Weg, welchen er gekommen war, wieder zurückzunehmen, und 500 bereits eroberte Wagen im Stich zu lassen, ohne sich etwas mehr als der Carosse des Prinzen Friedrich's von Wirtemberg bemächtigen zu können; wogegen aber der Karren des Generals von Maquire mit dessen Feldtoilette den Preussen in die Hände fiel. In dem Treffen bey Prag stand Warnery mit 5 Schwadronen des Regiments, welches er commandirte, hinter dem linken Flügel der Infanterie; da er aber hier sobald keinen Nutzen schaffen konnte, so näherte er sich persönlich der ersten Linie, um die Stellung der Feinde und die der Preussen zu untersuchen. Er fand der Letzteren ihre fehlerhaft, weil die Preussische Cavallerie, die an einen See stieß, nicht über 150 Schritte vorrücken konnte, ohne von den feindlichen Husaren, die einen Haken gebildet hatten, in die Flanke genommen zu werden. Er beschloß daher den See zu umgehen, dem Feinde in den Rücken zu fallen, und dadurch den Angriff der diesseitigen Cavallerie auf denselben zu erleichtern. Um dazu keinen Augenblick zu verlieren, kehrte er sogleich zu seinem Trupp zurück, und commandirte: Links um! — Er mußte ihn, da er etwa nur aus 380 Pferden bestand, auf zwey Glieder setzen, und gieng darauf längs dem See, ihn Rechts lassend, herauf. Als dieß der feindliche Befehlshaber von Haddick bemerkte, zog er, ohne seine Stellung zu verrücken, etwa 8 Schwadronen aus dem zweyten Treffen, um Warnery zu beobachten. Beyde näherten sich dabey unmerklich, und blieben einander zur Seite. Da Warnery der schwächere Theil war, so mußte er grosse Lücken lassen, um nicht überflügelt zu werden. Indem sah er, daß seine linke Flügelschwadrone der feindlichen rechten zuvorgekommen war, und solche sogleich überflügeln konnte, er commandirte also: Front, und vorwärts Marsch! und nun griff er mit dem Säbel in der Faust an. Seine Schwadronen waren

gut gerichtet und geschlossen, die feindlichen aber weniger. Beyde waren einander schon so nahe, daß Frontmachen und Einhauen fast eine und eben dieselbe Bewegung waren. Der Choc war äusserst lebhaft, hartnäckig und sehr streitig; es kostete auf beyden Seiten viele Menschen, dem Feinde aber dennoch mehr; denn überall ward er geworfen, und Warnery schickte ihm auf der Flucht 2 Schwadronen nach. Indessen entdeckte er auf's Neue, daß 180 feindliche Pferde durch eine seiner Intervallen ihm im Rücken gekommen waren. Daher ließ er 2 Schwadronen Rechts umkehrt machen, und trieb damit die feindlichen Husaren gegen den See, wo sie sich zu Kriegsgefangenen ergaben. Nachdem er sich hierauf wieder formirt hatte, so fiel er in den Haken der feindlichen Husaren, die 5 Schwadronen von Wartenberg und 200 Dragoner am See eingeschlossen hatten, welche sich nicht vertheidigen konnten. Diese befreyte Warnery, und zwang überdieß 200 feindliche Husaren sich zu ergeben. Da er von diesen keine mehr sah, so formirte er die seinigen, so gut er konnte, und rückte gegen den linken Flügel der Oestreichischen Cavallerie an. Wie ihn diese erblickte, machte sie Halt. Warnery that desgleichen, weil seine Husaren sich um die Hälfte vermindert hatten. Indessen hielt er doch dadurch diese Cavallerie auf, und sie rückte keinen Schritt vorwärts, sondern blieb unthätig. Ausser diesen rühmlichen Thaten, die er ausführte, befand er sich noch bey anderen wichtigen Vorfällen, und besonders in der Schlacht bey Kollin. Nach dem widrigen Ausgange derselben, machte er mit 5 schwachen Schwadronen die Arrieregarde, bis auf der Sächsischen Gränze, wobey verschiedene Actionen vorfielen, in welchen er sich sämmtlich brav hielt. Als der König zur Armee kam, ernannte er ihn zum Chef des Wartenbergischen Husarenregiments. Mit der Hälfte desselben ward er in die Festung Schweidnitz commandirt, und in derselben, bey der erfolgten Uebergabe, von den Oestreichern gefangen. Diesen Vorfall benützten seine Widersacher ihm zu schaden, indem sie ihm zur Last legten, er habe sich diese Gefangenschaft selbst zugezogen. Warnery, als er Solches erfuhr, drang auf eine Untersuchung, und berief sich auf eine schriftliche Ordre, deren Befolgung sein Betragen rechtfertigen sollte. Diese Untersuchung zog sich aber sehr in's Weite, und es wurden so viele Personen darein verwickelt, daß der König, um der Sache nur ein Ende zu machen, Warnery'n den von ihm aus Verdruß gesuchten Abschied bewilligte. Hierauf begab er sich auf sein Gut Langenhof in Schlesien, wo er blieb, bis der nachherige König von Pohlen Stanislaus August ihn als Generalquartiermeister in seine Dienste nahm, und nachmahls ihn zum Generalmajor beförderte. Als ihm aber der Dienst wegen seiner schwachen Gesundheit beschwerlich wurde, so erlaubte ihm der König von Pohlen, die Pensionen, welche er von ihm und dem Fürsten Czartorіski empfieng, bey seiner Familie in Schlesien verzehren zu können. In der Folge verkaufte er auch sein gedachtes Gut,

und begab sich nach Breßlau, wo er am 8. May 1786 im angetretenen 67. Jahre seines Alters starb. Während seines Aufenthaltes in Breßlau, besuchte er, wenn das Wetter es erlaubte, täglich die Parade, und unterhielt sich mit den Officieren munter und scharfsinnig über militärische Gegenstände.

Er hat sich durch seine bekannten militärischen Schriften, besonders über den dritten Feldzug König Friedrich's II. (Campagnes de Frederic II. 1756 — 62. 1788. 8.), die mit grosser Freymüthigkeit und Beurtheilungskraft, aber auch mit einiger Parteylichkeit und nicht völliger Richtigkeit niedergeschrieben sind, einen allgemein vortheilhaften Ruf erworben, und pflegte von sich selbst zu rühmen, daß er niemahls einen vorgenommenen Streich aufgegeben habe; daß ihm nie ein Angriff mißlungen, und daß er nie geschlagen worden sey. Dieß schrieb er dem gründlichen Studium seines Fachs, und den Localkenntnissen, die er sich von den verschiedenen Gegenden, in welchen er thätig war, zu verschaffen gesucht hatte, zu. Viele von seinen Unternehmungen hat er selbst in seinen Werken beschrieben, über die von Anderen geurtheilt, besonders auch in seinem neuesten vorhin gedachten Werke. Seine Anmerkungen sind oft kühn, wie seine Thaten. Daß er seine Plane zuweilen mit zu vieler Eigenliebe Anderen vorzog — wer kann das läugnen? Wer wird es nicht erwarten? Wer, wenn es mit Einsicht geschieht, nicht selbst thun?

Seine sämmtlichen Schriften, aus dem Französischen übersetzt von Schwenke, Lieutenant beym Estorf. Cavallerieregimente, und mit Planen und Erläuterungen versehen, 9 Theile. Hannover 1785 — 1791. kl. 8.

Seine Lebensbeschreibung befindet sich in den Schlesischen Provinzialblättern für das J. 1786. St. 5. S. 473. S. auch militär. Pantheon, Th. 4. S. 156. 167. und Meusel's gelehrt. Teutschland.

Warnstädt, von, Herzoglich Braunschweig-Lüneburgischer Generallieutenant, verdient wegen seiner 67jährigen ehrenvollen Dienste für das Haus Braunschweig, dessen letztem preiswürdigsten Regenten er Einer der ältesten Jugendfreunde war, wegen seiner Reisen mit dem Prinzen Leopold, dessen liebenswürdigem, vortrefflichen Character er noch auf seinem Todtenbette Lobreden hielt, und den er nach seinen Reisen dem Könige Friedrich dem Grossen zuführte, der seinem Neffen ein Regiment bestimmt hatte, und wegen seines Umganges mit Männern, wie Lessing, mehr Aufmerksamkeit: er wohnte auch mit dem gedachten Prinzen Leopold der Zusammenkunft Friedrich's des Grossen mit dem Kaiser Joseph zu Neustadt bey. Im J. 1788 zog er mit dem Corps des Herzogs von Braunschweig, welchem er in mehreren Schlachten zur Seite war, nach Holland.

Er starb am 10. März 1808 zu Braunschweig, in dem hohen Alter von 83 Jahren.

S. den Biograph, Bd. 8. St. 2. S. 226.

Wartenberg, Hartwig Carl von, Königlich Preussischer Generalmajor, Chef eines Husarenregiments, Ritter des Verdienstordens, Canonicus zu Magdeburg, Mitbelehnter des im Perlebergischen Kreise gelegenen Männerlehns Unze und Rebelin, Erbherr auf Schönfeld im Kreuzburgischen Kreise. Er war ein Sohn des 1733 am 4. May verstorbenen K. Preuss. Rittmeisters, Alexander Wicharts von Wartenberg, und dessen zweyten Gattin, Catharinen Dorotheen von Platen, aus dem Hause Kuhwinkel, geboren am 3. April 1711. Nach einer guten häuslichen Erziehung kam er 1725 zu dem Cadettencorps, und befand sich 1730 in dem Gefolge König Friedrich Wilhelm's I. der ihm sehr gnädig war, im Lustlager bey Mühlberg. Im J. 1731 ward er gleich Secondlieutenant, und in demselben Jahre als solcher nach Rußland gesandt, um die Russische Armee auf Preussischen Fuß bringen zu helfen. Bey seiner Ankunft erhielt er den Character eines Premierlieutenants bey den Russisch Kaiserlichen Cadets, und wohnte mehrentheils unter dem berühmten General Münnich, in den J. 1732 bis 1739, den Feldzügen wider die Pohlen, Tataren und Türken bey, und fand dabey Gelegenheit, sich auf eine vorzügliche und manchfaltige Art in der Kriegskunst zu üben, und die Vortheile zu erwerben, die ihn nachmahls als einen geschickten General von der Cavallerie bekannt machten. Friedrich II. rief ihn nach seiner Thronbesteigung in seine Dienste zurück; er ward Major, und that so lange bey dem Natzmerischen Ulanenregimente Dienste, bis ihn der König 1741 bey dem neuerrichteten Bandemerischen Husarenregimente als Oberstlieutenant anstellte. Im ersten Schlesischen Kriege diente er mit vielem Eifer, und machte sich dadurch rühmlich bekannt. Im J. 1744 im December focht er wider die Insurgenten in Oberschlesien, nahm die Stadt Plesse ein, wo er, ohne einen grossen Verlust, eine beträchtliche Anzahl der Feinde theils tödtete, theils gefangen nahm, und glücklich nach Cosel brachte. Diese That verschaffte ihm den Verdienstorden. Im Januar des folgenden Jahres that er sich unter dem General Nassau, bey verschiedenen gefährlichen Gefechten, die in Oberschlesien bis im April in Menge vorfielen, mit ganz besonderm Muth und Tapferkeit hervor. In demselben Jahre ward er Oberster und Chef des Malachowskyschen Husarenregiments. Der König bezeigte ihm über dieß, wegen seines Wohlverhaltens, seine Zufriedenheit, in sehr aufmunternden Handschreiben, die seinen bewiesenen Muth lobten, und schenkte ihm nicht allein 1750 das Gut Golmenglin im Zerbstischen, das er mit Königlicher Bewilligung an einen Grafen von Metsch verkaufte, und erklärte ihn 1751 zum Generalmajor, sondern befahl auch, daß sich jährlich Officiere, von den in der Mark Brandenburg und in dem Magdeburgischen stehenden Cavallerieregimentern, nach Schlesien zu **Wartenberg's** Regimente begeben mußten, um dessen vorzüglichen Manövres zuzusehen, und daraus Vortheile für den Dienst zu ziehen. Im J. 1753 beschenkte ihn der Monarch wieder mit einer ansehn-

ichen Präbende im Stifte Essen, und bey dem bekannten Cam-
ement bey Spandau mit einem Türkischen reich mit Steinen
esetzten Säbel, auch, da er 1755 das Gut Schönfeld von ei-
em Grafen von Pückler kaufte, mit dem Schlesischen Einzögs-
ingerechte. Im J. 1756, als der Krieg ausbrach, stieß er mit
einem Regimente zur Armee des Generalfeldmarschalls, Grafen
on Schwerin, bey welcher er die Avantgarde machte, und den
Feind in Respect erhielt. Er befand sich bey diesen Unterneh-
mungen sehr oft in grosser Gefahr, wie denn sein Pferd bey
Schmirsitz zweymahl in den Kopf geschossen wurde. Beym Rück-
uge aus Böhmen in die Winterquartiere, die in der Grafschaft
Glatz bezogen werden sollten, machte er wieder die Arriergarde,
mit so vieler Geschicklichkeit und Klugheit, daß die Feinde den
Preussen Nichts anhaben konnten. Der König, der davon un-
terrichtet worden war, schenkte ihm, noch vor Ende des Jahres,
ein Canonicat zu Magdeburg. Im J. 1757 bahnte er dem Schwe-
rinischen Heere den Weg beym Einrücken in Böhmen. Bey Alt-
bunzlau an der Elbe fand er 1500 Panduren und Husaren vor,
die den Weg streitig machen wollten. Wartenberg griff sie
mit dem größten Feuer an, verlor aber, durch eine feindliche
Musketenkugel, am 2. May erwähnten Jahres sein Leben, wel-
ches bey längerer Fortdauer den Preussischen Waffen noch viele
Vortheile verschafft haben würde; weßhalb denn auch sein Ver-
lust vom Könige und von der Armee sehr bedauert wurde. Sein
Körper ward zu Altbunzlau bey den Petrinern begraben. War-
tenberg besaß viele Vollkommenheiten: er war Menschenfreund
und ein eifriger Christ; sprach Französisch und Russisch, verstand
die Kriegsbau- und Befestigungskunst und überhaupt den Caval-
leriedienst so vollkommen, daß er zum Muster für die Königl.
Preussische Armee ward. Sein früher Tod ward daher mit Recht
als ein grosser Verlust betrachtet.

S. Pauli's Leben gr. Helden, Th. 2. S. 153. wo sich auch
sein Bildniß befindet.

Wartensleben, Alexander Hermann, Graf von, Herr zu
Freyendorf, Königlich Preussischer Generalfeldmarschall, geheimer
Conferenzrath, Gouverneur der Residenz Berlin, Ritter des
schwarzen Adlerordens, und Chef eines Regiments zu Pferde rc.
ward am 16. December 1650 zu Lippspring in Westphalen, aus
der Ehe Hans Hermann's von Wartensleben, auf Eckstein,
Ottleben und Nordholt Erbherrn, und Elisabeth von Haxthau-
sen, aus dem Hause Lippspring, geboren, und durch die Für-
sorge des Bischofs von Paderborn, Ferdinand's von Fürstenberg,
erzogen, aber auch von ihm zur Annahme der katholischen Reli-
gion gereizt, welchen Versuchungen aber der junge Wartensle-
ben standhaft auswich. Vermuthlich war dieß mit ein Bewe-
gungsgrund, daß ihn die Landgräfin Sophia von Hessen-Cassel,
Schwester des Churfürsten Friedrich Wilhelm's von Brandenburg,
nicht lange darnach an ihren Hof nahm, und mit dem jungen

Landgrafen gemeinschäftlich erziehen ließ. Seine ersten Kriegsdienste nahm er bey zuwachsenden Jahren bey den Truppen, welche Herzog Johann Friedrich von Hannover der Republik Venedig nach Candia zur Hülfe sandte. Zu Costnitz am Bodensee befiel ihn aber eine Krankheit, die verhinderte, daß er sein Vorhaben ausführen konnte, und deßhalb begab er sich, nach seiner Wiederherstellung, mit Empfehlungen an den grossen Türenne, und den Pfalzgrafen Christian von Birkenfeld, nach Frankreich, wo er bey den Grand-Mousquetaires Dienste annahm. Der erwähnte Pfalzgraf sorgte in der Art für ihn, daß er ihn in sein Gefolge als Freywilligen mit nach Arras nahm, und ihm bald darauf bey einem Regimente im Elsaß eine Fahne gab. Im J. 1667 marschirte er, unter Türenne's Anführung, in die Spanischen Niederlande, wohnte daselbst der Belagerung von Ryssel bey, wobey er verwundet wurde, und ward 1668 Lieutenant und Adjutant des Regiments Elsaß. Als 1672 König Ludwig XIV. die Holländer mit Krieg überzog, half er unter Chemilly's Commando Maeyk erobern, und befand sich bey verschiedenen auf einander folgenden Belagerungen. Im J. 1673 rief ihn Churfürst Friedrich Wilhelm, der den Holländern Hülfe leisten wollte, als einen angebornen Vasallen in seine Dienste zurück. Wartensleben erhielt den Abschied erst nach vielen überstandenen Schwierigkeiten, die ihm gemacht wurden. Nachdem er aber entlassen worden war, diente er als Freywilliger bey der Brandenburgischen Garde zu Pferde am Oberrhein. Bey seiner nachherigen Anwesenheit in Cassel beförderte ihn seine Patronin, die obgedachte Landgräfin, zum ältesten Hauptmann des Hessischen Infanterieregiments von Brügge, und sandte ihn 1674 an den Marschall Crequi ab, um denselben, wegen der vom Französischen Heere stark ausgeschriebenen Contributionen, zu einer gelinderen Behandlung der Grafschaft Schaumburg zu bewegen; welches Geschäfft er zur Zufriedenheit seiner Principalin sehr gut ausführte, bey dieser Gelegenheit auch den ganzen Sommer über bey der Französischen Armee blieb, und während dieser Zeit vielen adelichen Häusern die Erlassung der ausgeschriebenen Lieferungen bey den commandirenden Generalen bewirkte. Nach diesem begab er sich wieder zur Armee am Oberrhein, that sich bey manchen Vorfällen hervor, ward aber auch einige Mahle verwundet. Im J. 1675 überließ Hessen-Cassel dem Könige Christian V. von Dänemark, wider die Schweden, das Regiment von Offenkeller zum Dienst, mit welchem Wartensleben als Major nach Dänemark gieng, 1676 bey Ystadt in Schonen landete, Helsingborg, Landskron und Christianstadt erobern, und sodann Malmoe einschließen half, auch dem Treffen bey Lunden und Landskron beywohnte. Desgleichen war er bey der Einnahme der Insel Rügen gegenwärtig, und ward in der für die Dänen unglücklichen Schlacht 1678, in welcher sie der Graf von Königsmark schlug, verwundet und gefangen. Er erhielt aber bald seine Freyheit wieder, und ob ihm gleich König Christian V.

nach erfolgtem Frieden, seine Dienste, und das Commando über die Garde anbot, so schlug er Solches dennoch aus, und gieng wieder nach Cassel zurück. Hier ernannte ihn der Landgraf 1680 zum Oberstlieutenant bey dem Regimente seines Bruders, des Prinzen Philipp, übertrug ihm auch bald darauf die Anführung der Garde. Im J. 1683 wohnte **Wartensleben**, als General-Adjutant des Fürsten von Waldeck, dem Entsatze von Wien bey, und war 1684 bey der Belagerung der Festung Ofen gegenwärtig. Im letztgedachten Jahre ward er Oberster, und erhielt des Prinzen Philipp's Regiment, nebst der Oberamtmann- und Commandantenschaft von Ziegenhayn. Als die Venetianer den Landgrafen um Hülfe wider die Pforte ersuchten, ward er nach Venedig gesandt, um deßhalb mit ihnen Unterhandlungen zu pflegen, und da solche zu Stande gekommen wären, führte er das Regiment des Obersten du Mont, 1687, persönlich nach Morea, wo er sich bey verschiedenen Vorfällen zeigte und hervorthat, bald aber Befehl zur Rückkunft erhielt. Indessen hatte Frankreich seine Waffen gegen Teutschland gewendet, der Landgraf gab **Wartensleben** den Auftrag, ein Leibregiment Dragoner zu errichten und solches dem Kaiser zu Hülfe zu geben, und da solches zu Stande gebracht war, führte er es seiner Bestimmung zu, und leistete damit bey den darauf gefolgten Begebenheiten wichtige Dienste. Im J. 1688 hatte er das Unglück durch sein Pferd, bey Laufen, von einer über den Neckar gehenden Brücke in den Strom geworfen zu werden, und in Gefahr, sein Leben einzubüßen, zu gerathen. Glücklich aber ward er gerettet und wohnte darauf 1689 der Belagerung und Eroberung von Maynz bey. Sein Diensteifer zog ihm eine Krankheit zu, die ihn nicht in geringe Gefahr setzte; da er aber wieder hergestellt worden war, ernannte ihn der Landgraf 1690 zum Generalmajor, in welcher Würde er die Hessische Infanterie gegen die Franzosen anführte, und ihnen dann nicht Wenig zu schaffen machte. Im J. 1691 trat er als General in die Dienste des Herzogs Friedrich von Sachsen-Gotha, und bekam als Chef ein Kürassier- und Infanterieregiment, nebst dem Oberbefehl über sämmtliche Gothaische Truppen, und die Einrichtung des Kriegsstaats, den er auch gleich abänderte, und in einen besseren Stand, als zuvor, versetzte, auch eine ansehnliche Truppenvermehrung veranstaltete. Diese Völker sollte er dem Kaiser Leopold I. der sich darum beworben hatte, an den Rhein zuführen; er war aber kaum bis Nürnberg gekommen, als er den Tod des Herzogs von Sachsen-Gotha erfuhr, und daß er bey dessen nachgelassenen beyden Prinzen zum Vormund ernannt worden war. Dieß veranlaßte seine Rückkehr, wodurch bey dem kaiserlichen Heere eine grosse Lücke entstand, die der Kaiser nebst den Fränkischen und Schwäbischen Kreisen durch ein neues Bündniß mit dem Gothaischen Hofe wieder auszufüllen suchte. Derselbe ließ sich Solches auch gefallen, und **Wartensleben**, der dazu nicht Wenig beygetragen hatte, ward vom Kaiser 1691

zum Generalfeldmarschallieutenant bestellt. Im J. 1692 begab er sich mit den Gothaischen Truppen zur Reichsarmee, welche der Markgraf von Bayreuth commandirte. Während des vorhergehenden Feldzuges that er sich in Flandern und am Oberrhein auf eine auszeichnende Art hervor und verlor bey einem Angriffe der Französischen Verschanzungen durch eine Kanonenkugel das Pferd unterm Leibe, so, daß er zur Erde fiel, und viele harte Quetschungen bekam. Im J. 1693 diente er am Oberrhein unter dem Markgrafen Ludwig von Baden, und ward von demselben an den Kaiser nach Wien gesandt, um demselben, statt seiner Person, von dem Zustande des Reichsheeres Nachricht zu geben, bey welcher Gelegenheit er sich denn die Achtung des Kaisers in einem hohen Grade zu erwerben wußte. Nach seiner Zurückkunft bey der Armee beförderte er die Vereinigung der Chursächsischen, Brandenburgischen und Hessischen Truppen, mit den Reichsvölkern, und vermittelte mit besonderer Klugheit den Streit zwischen dem Churfürsten von Sachsen, dem Markgrafen Ludwig von Baden, und dem Landgrafen von Hessen, wegen Oberbefehls bey der Reichsarmee. Sowohl in diesem, als dem folgenden Feldzuge führte er eine Brigade von drey Regimentern an und wohnte mit derselben den vorzüglichsten Actionen mit Tapferkeit bey. Im J. 1694 verlangten ihn die Venetianer unter sehr vortheilhaften Bedingungen in ihre Dienste, welches aber Churfürst Johann Georg IV. von Sachsen, und der Prinz von Baden zu hintertreiben bemüht waren. Der Erstere suchte ihn in die seinigen zu ziehen, starb aber während der darüber angestellten Unterhandlungen. Daher blieb **Wartensleben** im Dienst des Kaisers, der ihn 1695 zum Generalfeldzeugmeister erhob, welches er bis zu dem 1697 erfolgten Ryswickischen Frieden blieb. Venedig sowohl, als auch der König von Pohlen, bewarben sich hierauf wiederhohlt um seine Person, welches jedoch die Anerbietungen König Friedrich's I. von Preussen überwogen, der ihn 1702 in seine Dienste als wirklichen geheimen Kriegsrath, Generalfeldmarschall und Gouverneur von Berlin zog. Einige Tage nachher erhielt er die aus 4 Bataillons bestehende Leibgarde, welcher er durch den König selbst vorgestellt wurde, und von ihm im folgenden Jahre den schwarzen Adlerorden, nebst dem Regimente zu Pferde erhielt, welches bis dahin der Generalfeldmarschall von Barfus gehabt hatte. Diese gedachte Leibgarde nahm darauf den Namen von ihm an. Für die Preussischen Hülfstruppen in den Niederlanden, am Rhein und an der Donau, hatte **Wartensleben** in der Residenzstadt Berlin eine Menge wichtiger Besorgungen, wovon noch die vorhandenen geheimen Kriegsraths-Protokolle von diesen Jahren zeugen. Im J. 1705 ward er Amtshauptmann zu Saarmund und Potsdam, und erhielt den Gehalt von 4000 Thlrn. Brandenburg. Währung, welchen der Graf von Barfus bisher genossen hatte. Im J. 1706 bekam er, da ihn seine übrigen Aemter genug beschäfftigten, auf sein Ansuchen die Entlassung als geheimer Con-

ferenzrath, und Kaiser Joseph I. erhob ihn in den Reichsgrafenstand. Im J. 1708 begleitete er den König von Preussen in das Carlsbad, und suchte nachher bey demselben verschiedentlich die Anführung einer Armee im Felde nach, welches ihm aber nicht bewilligt ward, da der König seines Raths und seiner Einsichten in der Nähe benöthigt war. Nach Absterben König Friedrich's I. bestätigte dessen Nachfolger auf dem Thron, Friedrich Wilhelm I. **Wartensleben** in seinen Ehrenstellen und Aemtern, und bediente sich seiner, während des Pommerischen Feldzuges 1715, zu Berlin mit Nutzen, indem er für die Armee und deren Unterstützung sorgen muste. Bis zum J. 1723 bemühte er sich noch sehr, sich in seinen hohen Aemtern thätig zu beweisen; aber nun fiengen seine Kräfte an sich zu verlieren, und ihn besonders das Gehör zu verlassen. Daher bat er um seine Dienstentlassung, worauf er 1723 die Erlaubniß erhielt, sein Regiment abzutreten, um sich nach seinen Gütern in Sachsen begeben zu können. Im folgenden Jahre kam er wieder zu Berlin an, und hier erhielt er sich bey einer sehr schwächlichen Gesundheit bis zum J. 1734, in welchem er am 26. Januar, in einem Alter von 83 Jahren, die Welt verließ. Sein Bildniß ist von A. B. König, nach einem vortrefflichen Porträt von Pesne, sehr gut in Kupfer gestochen.
S. militär. Pantheon, Th. 4. S. 176.

Waser, Anna, eine vortreffliche Miniaturmahlerin, geboren in Zürich 1679, war von ihrem 13. Jahre an des jüngern Joseph Werner's Schülerin in Zürich, unter dessen Anweisung sie die Oehl- und Miniaturmahlerey lernte, und in kurzer Zeit solche Fortschritte machte, daß sie viele ausgezeichnete Miniaturstücke verfertigte, und so berühmt wurde, daß ihre meiste Arbeit, die gemeiniglich in Floren- und Schäferstücken bestand, ausser Landes verkauft und wohl bezahlt wurde: die besten sind nach England, Teutschland und Holland gekommen. Vom J. 1699 war sie einige Zeit an dem Gräflich Solms-Braunfelsischen Hofe. Sie war auch mit den schönen Wissenschaften bekannt; verstand und schrieb das Lateinische, Französische und Italienische sehr wohl. Sie starb schon 1713 an einem Falle.
S. Füßli's Leben der Mahler, Th. 2. S. 224.

Waser, Johann Heinrich. Dieser unglückliche Prediger, Pfarrer in dem Schweizerdorfe Creuz, ein geborner Züricher, war von einer ehrlichen Bürgerfamilie, sein Vater ein Bäcker. Er wählte den geistlichen Stand, obgleich Politik für ihn einen ausserordentlichen Reiz hatte: ausserdem machte er Physik und Mathematik zu seinem Lieblingsstudium, und wurde auch schon sehr jung zum Mitglied der physikalischen Gesellschaft erwählt, welche ihm auch die Aufsicht über ihre Bibliothek, Naturalien und physikalischen Instrumente anvertrauete. Seine Pfarrstelle zu Creuz erhielt er bald, und er versah solche ohne Tadel, auch als guter Prediger; allein da er bey der, seiner Pflicht gemäß

vorgenommenen Untersuchung der Almosenrechnungen mit den Unter- und Obervögten dieses Dorfs in Zwist gerieth, und diese beym Rathe zu Zürich verklagte, ohne Beweise für seine Beschuldigungen vorbringen zu können; so wurde er, der Verfassung gemäß, seines Amtes entsetzt, und dadurch zu einem unversöhnlichen Haß und einer unvertilgbaren Rachbegierde gegen Rath und Chorherren gereizt. Sein Herz, das sonst viel Güte und Leutseligkeit gezeigt hatte, kannte jetzt Nichts als Rache, deren Befriedigung ihn einzig beschäfftigte. Da er sein Amt verloren hatte, so lebte er bloß von dem durch seine Frau, aus guter Familie, erhaltenen Vermögen. Füglich konnte er anderwärts sein Brod verdienen, oder auch sonst durch seine Schriften einträglichen Erwerb sich verschaffen; allein, theils zu stolz, Etwas von einem Verleger anzunehmen, theils aus Eigensinn blieb er in Zürich, und brachte sogar auch seine Frau durch Vorspiegelungen und erdichtete Scheine um dieses Vermögen. Bald aber sollte er nun, freylich zu seinem Verderben, eine wichtigere Rolle spielen. Der Bürgermeister Heidegger zu Zürich, ein kluger und vorsichtiger Mann, war noch unter den Wenigen, welche Waser'n, der immer mehr durch unbesonnenes rachsüchtiges Betragen seine Mitbürger wider sich aufbrachte, ihre Freundschaft und ihr Vertrauen schenkten. Als nun in der Folge bey Erneuerung der Allianz zwischen Frankreich und der Schweiz, die Heidegger am Stärksten betrieben hatte, mehrere Parteyen entstanden, so trat Waser öffentlich auf die Seite der Mißvergnügten, und sprach heftig wider jene Allianz, ja er machte in einer engen Versammlung sogar den Vorschlag zu einer Rebellion; allein — Alles nur zum Schein, indem er den Spion von Heidegger machte, um diesem jene Berathschlagungen zu hinterbringen. Wenigstens glaubte man diese Absicht in dem Character Waser's voraussetzen zu dürfen, der zu Allem fähig war, und vielleicht lieber Alles in allgemeine Verwirrung gesetzt hätte, um seinen väterlichen Staat dem Sturze entgegen zu führen. Gleich schändliche Absicht mochte er bey dem zwischen Zürich und Schweiz über den Züricher See entstandenen Processe hegen, indem er in einem Aufsatze darüber aus bloß zusammengesetzten Scheingründen das Recht bloß für den Canton Schweiz gegen seinen väterlichen Canton darzuthun suchte. Immer mehr Verdacht und Widerwillen lenkte er auf sich bey der nachher so bekannt gewordenen Nachtmahlvergiftung, indem man sehr viele Ursache zu haben glaubte, Waser'n für den Thäter anzusehen, indessen konnte in Rücksicht dieses Argwohns Nichts erwiesen, und Nichts gegen ihn vorgebracht werden; auch bewies er kurz vor seinem Ende, wo man deßhalb auf ihn hindeutete, standhaft den größten Abscheu vor einer solchen That. Reifer wurde er aber nun zur Strafe der Landesverrätherey. Der Stadtschreiber Landold nämlich, der Waser'n ebenfalls als Freund behandelte, und zu mehreren Arbeiten hinzuzog, hatte diesem, freylich unvorsichtig genug, mehrere wichtige Documente aus dem Archive und unter

ndern auch den Cessionsbrief Kaiser Otto's, von der Grafschaft
ɔyburg, eines der ansehnlichsten Stücke des Cantons, zum Ver-
leichen mit den Copieen anvertraut, welche denn Waser, der
renlich zu solchen Arbeiten am Geschicktesten war, mit nach Hause
ahm. Da dieser nach einiger Zeit sie Landold'en unversiegelt
urückschickte, und dieser kurz darauf beym Durchsehen der
Papiere gerade das wichtigste Document, nämlich das Original
on jener Kyburger Cession, vermißte, so läugnete Waser,
er von dem bestürzten Stadtschreiber mehrmahls darum ange-
angen wurde, die Zurückbehaltung unter empfindlichen Antwor-
en, und Landold, der nun zu spät seine als Archivarius began-
ene Unvorsichtigkeit mit Schrecken einsah, mußte vor der Hand
chweigen. Nach anderthalb Jahren erschienen in einem auswär-
igen Journale Aufsätze über die Verfassung der Schweiz von
Vaser; und jetzt entdeckte sich Landold dem geheimen Rathe,
ind bat um Verhaftsbefehl gegen Waser, der denn auch voll-
ogen, Waser sofort arretirt, auf's Rathhaus gebracht und un-
er Wache gesetzt wurde. Seiner Papiere bemächtigte man sich;
ind das Document von Kyburg fand sich — in dem Bette der
Magd versteckt — ob er gleich schon eine Verhaftung vermuthet,
und mehrere Tage lang viel wichtige Papiere verbrannt hatte,
so hatte er doch in der Verwirrung die Hauptschriften zu vertil-
gen vergessen. Jetzt machte er in der Nacht einen Versuch, sich
durch Herablassung aus den Fenstern seines Gefängnisses, welche
auf ein vorbeyfließendes Wasser führten, durch die Flucht zu
retten, allein die zusammengebundenen Betttücher rissen, er stürzte
in's Wasser; die Wache, durch den Lärm aufmerksam gemacht,
hohlte ihn zurück, und er kam nun auf einen Thurm in engere
Verwahrung. Der Proceß wider ihn dauerte lange, da er ver-
schmitzt genug war, die Richter irre zu führen; endlich aber
wurde er auf eigenes Geständniß, ausser anderen Verbrechen,
z. B. der Entwendung wichtiger Bücher und Manuscripte von
der Züricher Bibliothek, bedeutender optischer Instrumente, ferner
der Plane und Zeichnungen von der militärischen Gesellschaft —
besonders der Landesverrätherey schuldig erklärt, indem er sein
Vaterland zu verrathen, zwischen diesem und den übrigen Schwei-
zercantonen, ja im Lande selbst Unruhen und bürgerliche Kriege
anzuzetteln beabsichtigt habe, und dem gemäß durch 12 Stim-
men gegen 8 zum Tode verurtheilt. Dieß Urtheil wurde noch
denselben Vormittag unter der geistlichen Begleitung der Predi-
ger Lavater, Heß rc. die er sich selbst erbeten hatte, vollzogen,
und er starb des verdienten Todes am 27. May 1780 mit ziem-
licher Fassung auf dem Schaffote. So endete ein Mann, der
bey den herrlichsten Anlagen und vorzüglichen Eigenschaften den-
noch auf der andern Seite so viel Niederträchtigkeit und Bosheit
hatte, daß diese jene ganz unterdrückten, und ihn dahin brach-
ten, den Tod selbst als die vollkommenste Strafe anzusehen.
Ruhmsucht und übelgeordnete Ehrbegierde, mit einem sehr weit-
gehenden Steifsinn verbunden, waren seine herrschenden Leiden-

schaften geworden. — Unter seinen Schriften ist die wichtigste, die seinen Namen erhält: Historisch-diplomatisches Jahrzeitbuch, zur Prüfung der Urkunden, auch einzelner Begebenheiten der heiligen und Weltgeschichte ꝛc. Mit Kupf. und Tabellen. Zürich 1779. Fol.

S. merkwürd. Schriften und Anecdoten von dem am 27. May 1780 in Zürich enthaupteten Prediger Waser, Berlin 1780. 8. Teutsch. Mus. 1784. St. 6. S. 511. Ephemer. der Menschh. J. 1780. St. 10. Bd. 2. St. 2.

Washington, Georg, oberster Befehlshaber sämmtlicher Kriegsvölker der vereinigten Nordamerikanischen Staaten, dann Präsident der vereinigten Staaten, dessen Thaten, Geistesgröße und Character hier in einem Kleingemählde dargestellt werden, gehört unter die seltenen Männer der Weltgeschichte, bey denen unter Leitung der Vernunft die nach Aussen wirkende Menschenliebe mit der Anziehkraft der Selbstliebe in einem der glücklichsten Verhältnisse stand. Sein Herz glich einem Compasse, dessen Nadel unwandelbar nach dem Pole des Gesammtwohls hinwies, und nie vermochte die Selbstliebe, ihn eine andere Bahn wählen zu lassen, als die sein Gemeingeist ihm vorzeichnete. Dadurch gelang es ihm, das Steuerruder der Regierung von dreyzehn Staaten durch stille und durch stürmische Zeiten glücklich hindurch zu führen, und, ohne Muster seyn zu wollen, in der Geschichte grosser Weltbegebenheiten unter den Männern, mit welchen sich eine neue Reihe von Begebenheiten anhebt, als Muster wahrer Grösse hervorzuragen, einer Grösse, die nicht auf dem Triebsandboden der Selbstsucht, sondern auf dem Granit der Rechtschaffenheit ruhte.

Beynahe drey Menschenalter waren seit der Ankunft des Washingtonischen Geschlechts in Amerika und dessen Niederlassung in Virginien verflossen, als Georg **Washington** in diesem Lande am 23. Februar 1732 geboren wurde. Die Kämpfe über die Rechte des Volks, und die Gränzen der Königlichen Macht, welche seit dem unglücklichen Carl eine Menge Engländer bewogen, die noch rauhen, zum Theil öden, zum Theil von wilden Völkern bewohnten, östlichen Küstenländer von Nordamerika gegen den vaterländischen Boden zu vertauschen, stimmten auch **Washington's** Aeltervater, sich dort einen Wohnplatz zu suchen, und zwar in Virginien, wohin die Freunde des Stuartischen Hauses und sehr viele von Cromwell's Gegnern sich begeben hatten. Wie der Zustand Virginiens in Ansehung der öffentlichen Anstalten zur Geistesbildung etliche 60 Jahre vor unseres **Washington's** Geburt gewesen ist, leuchtet aus einem in den Urkunden der Geschichte aufbewahrten Briefe Sir William Berkeley's, Statthalters von Virginien, hervor, welcher an die Lords des die Colonieangelegenheiten besorgenden Parlamentsausschusses (1671) schrieb: „Noch giebt's hier, Gott sey Dank, keine Freyschulen, keine Druckereyen, und wir werden auch hoffentlich in

00 Jahren noch keine haben. Denn die Gelehrsamkeit ist die Mutter des Ungehorsams, der Ketzerey, und der Secten in der Welt, und die Buchdruckerkunst hat sie nebst den Schriften wider die Regierung erst recht umher verbreitet. Gott bewahre uns vor Beyden." *) Was hier Berkeley, in seinem Irrwahne, der Gelehrsamkeit, den Freyschulen, und der Buchdruckerkunst zur Last legt, das bewirkte in weniger als 100 Jahren Mutter Natur. An ihrer Brust gesäugt, athmeten die in Amerika gebornen Kinder der aus England und andern Orten angekommenen Ansiedler die Luft der Freyheit, und wuchsen, nicht in enge, den Eindrücken der Vernunft widerstehende Systempanzer eingeklemmt, gesund und kraftvoll auf. Ein grosser Theil der Eingewanderten waren Leute von Kenntnissen. Fanden sie bey ihrer Ankunft keine Schulen, so waren sie doch selbst im Stande, ihren Kindern diejenigen Kenntnisse beyzubringen, welche für die neuen Verhältnisse hinreichten, in denen Kenntnisse Römischer und Griechischer Litteratur unnöthig waren. Die Ursachen, welche Manchen während seines ehemahligen Aufenthalts in England diese oder jene Partey, diese oder jene Meynung mit Eifer ergreifen und vertheidigen hießen, hörten in Amerika auf. Sein Verstand sah jetzt heller, als im Mutterlande. Der junge Anflug ihrer in dem neuen Welttheile aufwachsender Kinder waren junge kraftvolle Pflanzen, die in dem Anbau der den wilden Urbewohnern um eine unbedeutende Kleinigkeit abgekauften Ländereyen hinlängliche Beschäfftigung fanden. Der Unterschied von Rang und Titel hörte allmählich auf, und nur in Virginien, wo sich die Vornehmen und Reichen niedergelassen, und grosse Ländereyen an sich gekauft hatten, bemerkte man einen etwas merklichern Unterschied zwischen den Reichern und Aermern; indem das Vermögen einigermaßen die Stelle des Ranges vertrat. „Aber nirgends drückten Feudalbande den Geist der Freyheit nieder; nirgends leistete Jemand Frohnen, oder war gezwungen, wider Willen die Flinte zu nehmen, und sich für den obersten Lehnsherrn todt schießen zu lassen. Jeder wählte sich selbst die Laufbahn, die mit seinen Anlagen am Besten zusammenstimmte." **) Unter denen, die von wohlhabenden und gebildeten Aeltern entsprossen waren, gab es Viele, die Lust hatten, sich den Wissenschaften zu widmen, und bald wurden auch Anstalten dazu getroffen, in den nördlichen Colonieen jedoch eher, als in den südlichen, weil es in den erstern, ob sie gleich weniger fruchtbar, als die südlichen waren, keine Negern gab, die man zuerst in Virginien eingeführt hatte und in Tabakspflanzungen brauchte. In Massachusetsbay wurde schon im J. 1638 das Harvards Collegium errichtet, und erst unter Wilhelm's III. Regierung das Wilhelms- und Mariencollegium in Virginien; ob sich gleich die reichen Virginier durch feine Lebensart, und einen etwas Aristokratie athmenden Geist auszeichneten, so daß in Virginien alle

*) Chalmer's Political Annals, unter Virginia.

**) So Humphreys.

Einrichtungen und Anstalten von einigen Wenigen, denen die Uebrigen folgten, geleitet wurden.

Unseres Washington's Aeltern gehörten unter die reichsten Bewohner Virginiens, welche beträchtliche Tabakspflanzungen hatten, die sie größtentheils von Negern bearbeiten ließen. Georg genoß eine dem ehemahligen Range und Reichthum seiner Familie angemessene Erziehung und Bildung. Er wurde, wie alle Jünglinge von Vermögen in diesem Lande, unter den Augen des Vaters erzogen. Ein Hausinformator brachte ihm zuerst eine geringe Kenntniß der Lateinischen, eine gründliche grammatikalische seiner Muttersprache, und etwas Mathematik bey. Wenige Jahre nachher schaffte man diesen ab, und Georg übte sich practisch in der Mathematik, die hier jeder Länderbesitzer verstehen muß. Er widmete sich zunächst der Verwaltung seiner Pflanzungen, dabey aber auch, wie die republikanischen Römer, die vom Pfluge zum Kriegsdienste übergiengen, wenn der Staat sie dazu aufforderte, den Kriegswissenschaften und allen den Geist auf eine wohlthätige Weise erweiternden Kenntnissen. Das Wilhelms- und Mariencollegium *) war bereits in einem solchen Zustande, daß Wißbegierige für jede Art von Kenntnissen, denen sie sich widmen wollten, gute Lehrer und hinlängliche Hülfsmittel fanden, ihre Wünsche zu befriedigen. Wie nützlich Washington seine Zeit daselbst angewendet hat, beweist die ganze folgende Lebensgeschichte. Dabey wuchs Geist und Körper unter solchen äusserlichen Verhältnissen auf, die unserm Welttheile fremd sind, und bis jetzt nur in den vereinigten Staaten Statt finden. Jede Stadt kann man daselbst als einen kleinen Freystaat betrachten, wo jeder einzelne Bürger seine Meynung über Dinge, welche Staat und Regierung betreffen, so laut und kräftig sagen kann, als ihm beliebt, ohne befürchten zu dürfen, daß ihm von Reichern oder Angesehenern der Mund gestopft werde. Jeder Bürger hat das Recht, bey den allgemeinen Zusammenkünften (town meetings) gegenwärtig zu seyn, in welchen über Angelegenheiten, welche die Stadt, die Wahl von Vorstehern und öffentlichen Beamten, vorzüglich die Wahl ihrer Repräsentanten betreffen, berathschlagt wird. Diese städtischen Volksversammlungen sind gleichsam die grossen Uebungsschulen, wo jeder Amerikaner von früher Jugend an sich Kenntniß von öffentlichen Angelegenheiten und zugleich die Fertigkeit erwirbt, darüber zu berathschlagen, und die Gründe für oder wider eine Meynung zu untersuchen. Ferner ist jeder Bürger, er sey Kaufmann, Künstler oder Handwerker, zugleich Landeigenthümer. Die Kauf-

*) William- und Marycollege zu Williamsburg, gestiftet im J. 1692. Collegium ist in den vereinigten Staaten, was wir eine Universität nennen, wo man die höhern Wissenschaften lehrt, und akademische Würden ertheilt. — Akademieen hingegen sind Erziehungsanstalten, die von einzelnen Männern unternommen werden, so wie die Salzmannische Anstalt zu Schnepfenthal. Die Regierung und andere wohlhabende Männer unterstützen sie, und man weiß fast keine Anstalt, die eingegangen wäre.

eute und übrigen städtischen Gewerbsleute machten vor dem Unabhängigkeitskriege nicht den 15. Theil der sämmtlichen Bewohner aus, welches der Fall auch noch jetzt ist. Fabriken und Manufacturen können wegen Mangel und des theuren Lohnes der Arbeiter noch nicht gedeihen. Alles legt sich daher auf den Landbau, da jeder Landeigenthümer so frey als ein Teutscher Edelmann ist, der jedes Wild, das sich auf seinem Gebiete sehen läßt, schießen, und in dem Flusse, der durch seinen Boden fließt, fischen kann. Es ist Niemand, der ihm Zehnten und Steuern abfordert. Reichlich seinen Unterhalt findend wächst auch der Geringste kraftvoll und stark in vollem Gefühl der Freyheit auf, und den Reichen entnervt kein Luxus, der sich erst jetzt in einigen grössern Städten einzuschleichen scheint. Ist in Europa der Landbauer der Gedrückteste, so ist er in Amerika der Freyeste: er glaubt, daß jeder Künstler und Kaufmann der gehorsame Diener seiner Kunden, hingegen nur der Landbesitzer der wahre freye Mann sey, der von keinem Menschen in der Welt abhänge.

Seit dem J. 1688, wo die Gränzen der Königlichen Macht und der bürgerlichen Rechte in Großbritannien näher bestimmt wurden, verbreitete sich auch der Geist der Duldung in denjenigen Colonieen, wo bisher die Episcopalen die größte Anzahl ausgemacht hatten; und jetzt wird auf Religionsunterschied nicht mehr geachtet, obgleich jede Secte ihrem Glauben mit vieler Wärme ergeben ist. Diese fast allgemeine Denkart konnte bey einem jungen Manne von so glücklichen Anlagen wie **Washington**, unter Anleitung einer guten Erziehung, keine anderen, als die besten Wirkungen hervorbringen. Er war kaum 22 Jahre alt, als er beym Anfange der Zwistigkeiten zwischen den Franzosen und Engländern am Ohioflusse, welche zu dem folgenden achtjährigen Kriege (den man in Teutschland den siebenjährigen nennt) Veranlassung gaben, die ersten Proben seiner Liebe für's Vaterland und ächtamerikanischer Denkart ablegte.

Die Franzosen, welche Canada und die beyden Ufer des Missisippiflusses besaßen, suchten ihre Besitznahme allmählich bis zum Ohioflusse auszudehnen, und Pflanzungen in einem Striche Landes anzulegen, den man in London bereits einer Gesellschaft, welche sich die Ohiocompagnie nannte, abgetreten hatte. Der Gouverneur von Canada, welcher die Ansiedlungen der Engländer in diesem Landstriche verhindern wollte, ließ eine Reihe Schanzen oder Forts in der Nähe des Ohio anlegen, und alle Englisch-Amerikanischen Kaufleuten gehörige Kähne, welche den Fluß befuhren, wegnehmen.

Sobald man von diesen Kapereyen Nachricht erhielt, beschloß der Englische Gouverneur Dinwiddie von Virginien einen Abgeordneten an den Französischen Befehlshaber zu senden, und sich nach den Ursachen dieses Verfahrens zu erkundigen. Der junge zwey und zwanzigjährige **Washington** erbot sich zu dem beschwerlichen Geschäffte, die Reise nach dem 400 Englische Meilen entlegenen Wohnsitze des Französischen Befehlshabers St. Pierre

anzutreten, und man nahm sein Anerbieten mit desto grösserm Vergnügen an, weil er als der einsichtsvollste und geschickteste junge Mann bekannt war, und sich die allgemeine Achtung bereits so sehr erworben hatte, daß er die Stelle eines Majors bekleidete. In einer rauhen Jahreszeit gegen Ende des J. 1753 trat Washington die Reise von Winchester, in Gesellschaft eines einzigen Reisegefährten, zu Fuße an. Nöthigen Mundvorrath und ein Paar Hemden trug er in einem Tornister selbst auf seinem Rücken; denn die Hälfte dieses 400 Englische Meilen langen Weges gieng durch unwirthbare wilde Gegenden, wo er eine und zwey Tagereisen zurücklegen konnte, ehe er einen mit einigen Hütten bebaueten Ort antraf. Bey der Ankunft übergab er sein Beglaubigungsschreiben dem Französischen Befehlshaber, erkundigte sich nach den Ursachen des feindlichen Betragens und der errichteten Forts im Innern des Landes, das zu Folge des Friedens den Engländern gehöre. Allein St. Pierre behauptete, daß das Recht auf seiner Seite sey, daß der Strich Landes seinem Könige gehöre, und daß er Jeden, der sich unterstehen würde, auf dem Ohio zu fahren, gefangen nehmen, und nach Canada schicken würde. Als Washington sah, daß der Franzose durch keine Vorstellungen und Gründe von dem Vorhaben abzubringen war, trat er die Rückreise wieder an. Unterweges traf er Franzosen, die noch vor seiner Rückkehr auf Befehl des Französischen Commandeurs abgegangen und eben beschäfftigt waren, am Zusammenflusse des Ohio und Monongahela ein Fort anzulegen. Er beschleunigte jetzt seinen Weg noch mehr, kam nach vielen ausgestandenen Beschwerden gesund und wohl in Williamsburg, dem Sitze des Gouverneurs von Virginien, am 14. Februar 1754 an, und erstattete von dem Erfolge seines Auftrages Bericht. Es wurde beschlossen, sich den Unternehmungen der Franzosen auf dem Brittischen Gebiete mit den Waffen zu widersetzen. Virginien sammelte 300 Mann, und vertraute sie Washington's Befehlen an, welcher mit diesem Haufen ausmarschirte, einen an Zahl ihm überlegenen Trupp Französischer Soldaten am Ohio antraf, ihn angriff, und in die Flucht jagte. Allein die Franzosen hatten sich auf diesen Angriff bereits gefaßt gemacht. Den vor Washington fliehenden Truppen kam ein Haufen von 900 Mann Franzosen, nebst noch einigen 100 Indianern zu Hülfe. Behutsam zog Washington sich zurück, warf sich in ein noch nicht vollendetes Fort, und vertheidigte sich, ungeachtet seines gegen eine so überlegene Macht geringen Kriegsvorrathes, mit so viel Klugheit, daß man ihm eine ehrenvolle Capitulation bewilligte. Man konnte leicht voraussehen, daß diese kleinen Händel bald grössere nach sich ziehen würden, da beyde Theile, Engländer und Franzosen, auf ihren Behauptungen beharrten, und die Letzteren die Schifffahrt auf dem Ohio durch Wegnahme aller Kähne, die sich auf demselben sehen ließen, gänzlich hinderten. Ob gleich der Krieg noch nicht erklärt war, so wurde doch General Braddock von Irland aus mit zwey

Regimentern im J. 1755 nach Virginien geschickt. Man beschloß, die Franzosen am Ohio zu vertreiben, und Niagara, Crown Point, und die von den Franzosen angelegten neuen Forts wegzunehmen. In Vereinigung mit den Virginischen Truppen sah sich Braddock im Stande mit 2200 Mann gegen den Feind zu gehen. Er war ein muthvoller Soldat, dem aber die nöthigen Eigenschaften fehlten, die zu einer Befehlshaberstelle, wie diese war, gehörten. Wegen der zu grossen Strenge war er von den gemeinen Soldaten mehr gehaßt, als geliebt; sein stolzes Wesen beleidigte die Indianer, so wie die Virginischen Truppen, und sein Eigendünkel machte, daß er den Rath der Virginischen Officiere nicht achtete. **Washington** bekleidete die Stelle eines Obersten, und war Braddock's Adjutant *), als dieses kleine Corps unter Braddock's Aufführung gegen das Fort du Quesne (jetzt Fort Pitt) marschirte. Er bat den General, ihm zu erlauben, vorauszugehen, um die Waldungen und Gebüsche von versteckten Feinden zu reinigen; aber Braddock lächelte über diese Vorsicht. Vergebens baten mehrere Officiere den General, daß er wenigstens die bey dem Corps sich befindenden freundschaftlichen Indianer vorausschicken, und die Wege durch die Waldungen möchte erforschen lassen. Sorglos und im stolzen Wahn, durch seine Tapferkeit Alles auszurichten, gieng er mit der ersten Abtheilung von 1400 Mann rasch vorwärts, bis er sich am 14. July unvermuthet von einem versteckten Haufen größtentheils feindlicher Indianer auf zwey Seiten angegriffen sah, welche nicht in Gliedern, sondern vertheilt hinter Erdhaufen und Buschwerk mit ihren weit und gewiß treffenden Röhren auf seine im Marsch begriffenen Truppen feuerten, so daß schon eine ziemliche Anzahl Soldaten todt oder verwundet niederstürzte, ehe man noch einen Feind erblickt hatte, dessen Gegenwart nur der Knall der Schüsse und die Menge der von den feindlichen Kugeln Getödteten und Verwundeten anzeigte. Braddock war selbst unter der Zahl der tödtlich Verwundeten. Die regulären Truppen, welche mit der Art, wie die Indianer Krieg führen und angreifen, nicht bekannt waren, geriethen in ein panisches Schrecken, und ergriffen bestürzt die Flucht, auf welcher von den weitreichenden Kugeln der ihnen folgenden Indianer noch Viele getödtet wurden. Jetzt eilte **Washington** mit den Virginischen Scharfschützen, die unter seinen Befehlen standen, und den Nachzug ausmachten, herbey, deckte den Rückzug, und rettete die regulären Truppen, von denen, weil sie die Kriegsart der Indianer noch nicht kannten, ohne diesen Beystand Wenige würden entflohen seyn. So begann **Washington** im 24. Jahre seines Alters die kriegerische Laufbahn, entwickelte und vervollkommnete in dem nun beginnenden Kriege seine Talente, und zeigte sich bey vielen Gelegenheiten, da er die Corps von Freywilligen und Scharfschützen commandirte, nicht nur als einen muthvollen entschlossenen Be-

*) Colonel and Aid de Camp to General Braddock. — Life of Franklin, Vol. I. p. 253.

fehlshaber, sondern zugleich als Einen der geschicktesten und vorsichtigsten Parteygänger, ganz dazu gemacht, eine Armee in Amerika anzuführen.

Im J. 1759 legte er sein Commando nieder, und heirathete eine junge Witwe Custi's, mit welcher er 20,000 Pfund Sterl. an barem Gelde, und ein sehr schönes Gut im besten Theil Virginiens erhielt. Er begab sich, gekrönt mit der verdienten Achtung aller seiner Landsleute, auf seine Pflanzungen, und studierte neben den ländlichen Beschäfftigungen die Geschichte, die Staatenkunde, die Kriegswissenschaften mit ausgezeichnetem Fleiß: er wollte seinem Vaterlande als Staatsmann dienen. Seine Bibliothek schmückten die besten Werke der gebildeten Nationen vom Herodot bis zum Hume: ein Kopf, wie der seinige, konnte ohne prophetische Eingebungen schon voraussehen, daß sich in wenig Jahren Begebenheiten in seinem Vaterlande ereignen würden, wobey die Pflicht gegen seine Landsleute ihn auffordern könnte, die Waffen für sie zu ergreifen. Bis kurz vor dem sogenannten siebenjährigen Kriege hatte England die Amerikanischen Colonieen mehr als einen Gegenstand des Brittischen Handels, als der Regierung betrachtet. Der Vortheil, der Großbritannien daraus zufloß, daß die Colonieen allen Bedarf von Waaren aus keinem andern Lande als Britannien ziehen durften, hatte zeither der Englischen Regierung wichtig genug geschienen; allein kurz vor dem Ausbruche des erwähnten Krieges entstand bey ihr der Gedanke, die Colonieen mittelst Anlegung einiger Abgaben dem Mutterlande noch einträglicher zu machen. Der Widerstand, den man aus gegründeten Ursachen befürchtete, hinderte indeß wegen des bevorstehenden Krieges, zu dessen glücklicher Beendigung der Beystand der Colonieen nöthig war, die Ausführung dieses Gedankens. Nach geschlossenem Frieden wurde aber die Einführung von Abgaben einer der ersten Gegenstände von Debatten im Englischen Parlamente.

Die Colonie Massachusets war die erste, welche durch ihren Agenten in London Nachricht von den Absichten des Parlaments erhielt, und es wurden sogleich in der Landboten- oder Landständeversammlung (assembly of representatives) Berathschlagungen darüber angestellt. Man erwählte einen besondern Ausschuß, der an alle übrige Provinzialregierungen schreiben, und sie mit den einmüthigen Beschlüssen von Massachusets bekannt machen sollte, welche darin bestanden, daß das Englische Parlament kein Recht habe, irgend eine Colonie mit Abgaben zu belegen, da die Colonieen keine Stellvertreter im Parlamente hätten; daß sie gleiche Freyheiten mit den übrigen Engländern hätten; und daß nur ein Parlament, dessen Glieder von den Colonieen selbst gewählt worden, berechtigt sey, die zu Bestreitung nöthiger Ausgaben erforderlichen Abgaben festzusetzen. Falls England daher seine Absichten auszuführen gedächte, so müsse man jedem solcher Versuche kräftige Maßregeln entgegen setzen. Alle Provinzen billigten die Beschlüsse von Massachusets, und man erwählte in allen

Provinzialversammlungen Ausschüsse, welche sich einzig mit diesem Gegenstande beschäfftigen sollten, und diese Einrichtung der mit einander in Briefwechsel stehenden Ausschüsse kann man als die Hauptquelle der Amerikanischen Revolution ansehen. Die Agenten der Colonieen reichten Vorstellungen bey dem Parlamente ein, und im Unterhause entstanden grosse Debatten. Die Colonieen fanden wichtige Vertheidiger darin.

Schon im J. 1754 hatte man eine Stempelabgabe als die leichteste und bequemste Abgabe in Vorschlag gebracht. Jetzt erinnerte ein Mitglied des Unterhauses wieder an eine solche Stempelabgabe. *) Man schlug daher den Agenten der Colonieen vor, sie möchten solche bey den Colonieen in Vorschlag bringen, und der Minister Greenville ließ ihnen wissen, daß, wenn sie für diese Stempelabgabe eine andere wünschten, sie sich darüber nur erklären möchten, nur müsse es eine solche seyn, die nicht unter 300,000 Pfund einbrächte, denn diese Summe sey jährlich nöthig. Allein die Colonieen wollten von der Stempelabgabe Nichts wissen, und Franklin, der Agent von Pensylvanien, äusserte gegen den Minister, daß er Auftrag habe, denselben zu versichern, daß man gar nicht abgeneigt wäre, die Krone zu unterstützen, nur müsse das, was man von ihnen fordere, auf einem verfassungsmäßigen Wege geschehen. Dieß verdroß Greenvill'en, und die Stempelabgabe wurde in Vorschlag gebracht, und genehmigt. Ausserdem würde noch beschlossen, daß die Colonieen auf ihre Kosten den Truppen Wohnungen bauen, ihnen Holz, Betten, Bier und Licht geben sollten. Kaum war es in Amerika bekannt geworden, daß die Stempelabgabe am 1. November 1765 eingeführt werden sollte, so entstand ein allgemeines Murren; in Boston erregte der Pöbel einen Aufruhr, riß das Haus, das zur Stempeleinnahme bestimmt war, nieder, bemächtigte sich aller Stempelgeräthschaften, zernichtete sie, und zog mit der Stempelverordnung, die auf einer Stange an einen Todtenkopf geheftet war, unter dem Geschrey: „Folly of England and the ruin of America,“ durch die Gassen. Die wohlhabendere Classe von Bostons Bewohnern hatte an diesem leidenschaftlichen Ausbruche des Freyheitsgefühls keinen Antheil genommen, aber doch mit geheimem Vergnügen ihm zugesehen. Es entstanden in allen Colonieen enge Verbindungen, daß man, bevor die Verordnung wegen der Stempelabgabe nicht aufgehoben worden, keine Englischen Waaren mehr brauchen, sondern sich Alles selbst verfertigen wolle. Die Amerikanischen Frauenzimmer vereinigten sich, lieber in das gröbste Zeug sich zu kleiden, als ein Englisches Stück zu tragen. Man beschloß sogar, weil es an Schafwolle fehlte, kein Hammelfleisch mehr zu essen, um desto mehr

*) Nicht der Minister Greenville war es, der zuerst die Stempelabgabe in Vorschlag brachte, wie Büsch in der Geschichte der neuesten Welthändel glaubt. Man sehe Gord. Americ. Revol. Vol. I. p. 157. und John Lendrum History of the American Revol. Boston, 1795. Vol. I. p. 261.

Wolle zu gewinnen. — Der 1. November zu Einführung der Stempelabgabe kam, aber man bekümmerte sich nicht um sie. Man bediente sich bey keinem Geschäffte des Stempelpapiers, und die Zeitungen wurden ohne Stempel gedruckt und ausgegeben. Die Manufacturisten in England litten durch die patriotischen Entschließungen der Amerikaner, und übergaben Bittschriften, daß man die Stempelacte wieder zurücknehmen möchte. Die Colonieen fanden im Ober- und Unterhause Vertheidiger. Lord Camden sagte im Hause der Lords: „Ich werde bis zum letzten Hauche meines Lebens nie von dem Satze abgehen, daß Landstände (Volksvertreter), und das Recht Auflagen zu machen, zwey unzertrennliche Dinge sind. Dieser Satz gründet sich auf das Recht der Natur, ja, er ist selbst ein Gesetz der Natur. Kein Mensch kann einem Andern wider dessen Willen Etwas nehmen, und wer es thut, ist ein Räuber." Und der große Pitt (Vater des Letztverstorbenen) sagte im Unterhause mit bewundernswürdiger Freymüthigkeit: „Wir haben kein Recht, Amerika zu beschatzen. Ich freue mich, daß es sich widersetzt. Drey Millionen unserer Mitbrüder, die alles Gefühl von Kraft und Würde so sehr verloren hätten, daß sie sich geduldig ihre Freyheit nehmen ließen, würden geschickte Werkzeuge abgeben, uns Uebrigen zu Sclaven zu machen." Nun setzte er die Gründe, warum England nicht nur ungerecht, sondern auch unbillig handle, wenn es Amerika mit Abgaben belegen wolle, aus einander, und schloß endlich: „Ich glaube dreist behaupten zu können, daß der Gewinn Großbritanniens aus dem Handel mit seinen Colonieen jährlich zwey Millionen Pfund beträgt. Dieser Gewinn setzte uns in den Stand, den letzten Krieg mit so viel Ruhm zu endigen. Güter, die vor 60 Jahren bey uns 2000 Pfund Einkünfte brachten, geben jetzt 3000 Pfund. Dieß haben wir Amerika zu verdanken. Dieß ist der Lohn, den es uns für unsern Schutz bezahlt. Um wie-Viel dieser Gewinn sich noch vermehren könne, will ich jetzt nicht versuchen, im Voraus zu bestimmen. Laßt uns daher zwar den Colonieen unsere Oberherrschaft in Hinsicht auf Gesetzgebung zeigen, um ihrem Handel und Gewerbe eine unserem Lande vortheilhafte Richtung zu geben, aber ihr Geld dürfen wir ihnen nicht wider ihren Willen aus der Tasche nehmen."

Nach vielen Debatten wurde alsdann die Stempelacte am 19. März 1766 aufgehoben, zugleich aber in einer besondern Bill (der sogenannten Declaratory-Bill) die Abhängigkeit der Colonieen von Großbritannien gehörig erklärt und aus einander gesetzt. Da in dieser letztern Erklärungsbill den Colonieen mit bestimmten Worten das Recht zugestanden wurde, sich selbst Abgaben aufzulegen, so ist es fast unbegreiflich, wie man schon im folgenden Jahre auf einige nach dem Brittischen Amerika gehende Waaren, nämlich Glaswaaren, Papier, Mahlerfarben und Thee, eine neue Abgabe legen konnte, welche von den drey erstern Waaren in England bey ihrer Ausfuhr nach Amerika, von dem

[...]ee aber bey dessen Ankunft in Amerika dort gehoben werden [s]ollte. Man hätte sich's vorher sagen können, daß der kaum [b]eygelegte Zwist von Neuem, und mit noch grösserer Heftigkeit [a]usbrechen würde. Pitt, welcher in der kurzen Zwischenzeit zum [L]ord erhoben und Minister geworden war, hatte keinen Theil hieran; denn seine Gesundheitsumstände waren so schlecht ge[-]worden, daß er sich von den Regierungsangelegenheiten entfernte, und durch seine Beredtsamkeit nicht mehr im Parlamente wirken [k]onnte. In allen Colonieen entstanden Zusammenkünfte. Man [m]unterte sich auf, von den Englischen Waaren so Wenig, als möglich zu nehmen; allen Bedarf an Papier, Glaswaaren und Mahlerfarben selbst zu verfertigen, durchaus gar keinen Thee mehr in's Land zu lassen, sondern alle Ladungen sogleich bey ihrer Ankunft aus England wieder dorthin zu schicken. Es ent[-]standen zwischen den Gouverneuren und Provinzialversammlungen [h]eftige Mißhelligkeiten, welche zuletzt in Boston von einem gros[-][s]en Aufruhre begleitet waren, an welchen sich nach und nach die Revolution knüpfte. Es machte einen unauslöschlichen Eindruck, [d]aß einige Soldaten eines neuangekommenen Regiments bey dem [A]ufruhre am 5. März 1770 geschossen, 3 Bürger getödtet und [e]inige verwundet hatten. Mehr als 4000 Menschen, die in der Nähe von Boston wohnten, griffen am folgenden Tage zu den Waffen, marschirten gegen die Stadt, und nöthigten, in Verei[-][n]igung mit den Bürgern derselben, den Gouverneur, das Regi[-]ment, von welchem einige Soldaten geschossen hatten, aus Bo[-]ston wegzunehmen. Die getödteten Bürger wurden mit der [g]rößten Feyerlichkeit, woran die ganze Stadt Theil nahm, be[-][g]raben; alle Glocken wurden geläutet, alle Kaufläden geschlossen. Der Tag ihres Todes wurde für die Zukunft zu einem Trauer[-][u]nd Bußtage bestimmt. Alle Colonieen, das neueroberte Canada [a]usgenommen, nahmen Theil an dieser Begebenheit. Die Gäh[-][r]ung war allgemein, und die zeitherige Vermehrung der Trup[-][p]en, welche nach und nach aus England angekommen waren, [g]ab neuen Stoff zum Unmuthe, weil nach den Gesetzen kein [s]tehendes Heer gehalten werden durfte. Während dieser Gährung [k]am die Nachricht, daß die Abgabe auf Glaswaaren, Papier und Mahlerfarben vom Parlamente aufgehoben worden, und nur [n]och eine unbedeutende Abgabe vom Thee gegeben werden sollte. [F]reylich war diese unbedeutend in Hinsicht auf die Summe, [w]elche dadurch einkam, aber desto wichtiger in Ansehung des [R]echts, welches, wenn die Colonieen sich diese Abgabe gefallen [l]ießen, dadurch dem Englischen Parlamente eingeräumt wurde, [d]ieselben in Zukunft bey günstiger Gelegenheit mit noch grösseren [z]u beschweren. Dieses Recht war es ja, um welches bisher ge[-][s]tritten worden, und das Parlament hatte bereits in der erwähn[-][te]n Declarations-Bill eingestanden, daß ihm dieses Recht nicht [ge]bühre, da die Colonieen keine Stellvertreter im Parlamente [h]ätten. Es war daher die übereilteste Handlung, die der Hof [u]nd das Parlament auf Lord North's Anstiften unternahm, daß

man diese Abgabe auf den Thee nicht zugleich mit aufhob. Statt die Unruhen, wie man wähnte, durch Aufhebung jener Abgaben zu dämpfen, gab man dem glimmenden Feuer durch die bleibende Theeabgabe frische Nahrung. Das Band der Vereinigung der Brittischen Colonieen wurde durch eine andere Handlung des Parlaments in Ansehung Canada's ebenfalls noch fester geknüpft. Der Hof und das Parlament gaben nämlich dem neueroberten Canada, dessen Bewohner größtentheils Franzosen und Katholiken waren, eine neue, von der bisherigen, in dem übrigen Amerika gewöhnlichen, ganz abweichende Verfassung, und erklärten die Katholische Religion dort zur herrschenden. Diese neue in Canada eingeführte Verfassung, wodurch diese Provinz vom Englischen Parlamente ganz abhängig wurde, konnte den ursprünglich Brittischen Colonieen ihr künftiges Schicksal leicht voraus sehen lassen, wenn sie sich nicht genau mit einander verbänden. Ein neuer Schritt der Bostonianer beschleunigte diese engere Vereinigung. Es war bereits beschlossen, durchaus keinen Thee mehr ausladen zu lassen; indeß befürchtete man, daß dieß heimlich dennoch geschehen möchte. Siebzehn als Indianer verkleidete Bostonianer giengen Abends am 16. December 1773 auf drey größtentheils mit Thee beladene Schiffe, warfen die sämmtlichen Theekisten, 326 an der Zahl, in's Meer, und verließen dann in der Stille, ohne irgend weiter einigen Schaden an anderen Waaren zu verursachen, wieder die Schiffe. Sobald die Nachricht hiervon in England angekommen war, dachte man im Parlamente darauf, die Bostonianer, wie überhaupt die Bewohner von Massachusetsbay, zu bestrafen, den Hafen der Stadt Boston zu sperren, und die Bewohner zu zwingen, den Werth des in's Meer geworfenen Thees zu bezahlen. Allein die Sache Bostons war die Sache aller Amerikaner. In allen Provinzen wurden Abgeordnete zu einer allgemeinen Zusammenkunft erwählt, die in Philadelphia, als der vorzüglichsten und im Mittelpuncte der Colonieen gelegenen Stadt, gehalten werden sollte. Diese unter dem Namen Congreß gehaltene Zusammenkunft begann am 5. September 1774, und bestand aus 51 Abgeordneten von den Colonieen: Newhampshire, Massachusetsbay, Rhode-Island und Providence, Connecticut, Newyork, Newjersey, Pensylvanien, Newcastle, Kent und Sussex am Delaware, Maryland, Virginien, Nord- und Südcarolina.

Einmüthig verfertigte man eine Erklärung der Rechte der Brittischen Colonieen, worin man überein kam, daß, da wegen der Entfernung vom Mutterlande die Amerikanischen Colonieen keine Stellvertreter im Englischen Parlamente haben könnten, in Amerika für jede Provinz keine andere gesetzgebende Macht als die Provinzialversammlung nebst dem Königlichen Gouverneur Statt fände. Man bestimmte ferner die Gränzen der Macht des Parlaments über die Colonieen und die Freyheiten der Letztern, wobey man die Rechte eines Britten zum Grunde legte. Jedoch beschränkte man die Freyheiten der Colonieen mit dem

Zusatze: „daß man gern alle Beschlüsse des Parlaments befördern wolle, welche dem Handel der Colonieen eine zum Besten des Mutterlandes abzweckende Richtung zu geben suchten, nur müßten diese Beschlüsse nicht dahin gerichtet seyn, den Colonieen wider ihren Willen, d. h. wider die Einwilligung Amerikanischer Stellvertreter, Abgaben auflegen zu wollen." Um diesen Punct drehten sich alle zeitherige Unruhen und Zwistigkeiten; alle andere Veranlassungen zu Beschwerden, zum Beyspiel die stehenden Truppen, die Vermehrung derselben, die den Generalen überlassene Gewalt, u. s. w. waren größtentheils Wirkungen des vom Englischen Parlamente beabsichtigten Zweckes, sich die Macht zu verschaffen, die Amerikaner mit Abgaben zu belasten; willigten diese in die unbedeutende Theeabgabe, so war der Weg geöffnet, sie nach und nach zu gewöhnen, die sämmtlichen Nationalschulden Großbritanniens mit zu übernehmen.

Wir glaubten, diese kurze Darstellung der eigentlichen Veranlassung der Amerikanischen Revolution, die in so manchen Schriften unrichtig, oder nicht deutlich genug, vorgetragen wird *), der Würde **Washington's** schuldig zu seyn; da auf

*) Wir wollen hier nur bey Büsch, Einem der einsichtsvollsten Männer, über dessen Grundriß einer Geschichte der merkwürdigsten Welthändel neuerer Zeit (3. Ausgabe 1796) an einigen Orten gelesen wird, stehen bleiben. Er scheint zwar recht gesehen zu haben, führt aber die, welche nicht bereits gehörig unterrichtet sind, nicht auf die richtigste Ansicht der Dinge. Wenn er S 383 sagt: „Die Englisch-Ostindische Compagnie brachte, um ihren grossen Vorrath von Thee in Etwas aufzuräumen, es bey der Regierung dahin, daß der nach Amerika bestimmte Thee von der hohen Auflage in England befreyt, in Amerika aber drey Pence vom Pfunde gehoben werden sollten. Daß die Veringerung einer Auflage Empörung erregen kann, ist unerklärlich; wenn man nicht das Entstehen und die Verfassung dieser Colonieen weiß und betrachtet rc." so ist es erstlich ganz unrichtig, daß die Ostindische Compagnie verlangt hätte, man sollte in Amerika drey Pence vom Pfunde nehmen; und zweytens hat er die Gründe der Empörung nicht gehörig, und dann auch nicht richtig angegeben. Büsch spricht dem Lord North nach, welcher im Parlamente sagte: „It was to serve them (nämlich the East-India Company) that nine pence in the pound weight drawback was allowed, and it was impossible for me, to foretel, that the Americans would find fault with being able, to drink their tea at nine pence per pound cheaper than before." Diese witzige Wendung des Lords North machte, daß der Gouverneur Johnson, ein Mann, der wegen seiner Kenntnisse der Indischen Angelegenheiten sehr geschätzt war, und bey der Ostindischen Compagnie gegen Lord North aufstand, und kraftvoll sagte: „That he could not sit still and hear the noble Lord plume himself upon actions, which, of all others were the most reprehensible in his train of political absurdities: that it was unbecoming to alledge, that this dangerous measure had been adopted to serve the East-India Company when it was notorious, that the Company had requested the repeal of the three pence per pound, and felt and knew the absurdity of giving a drawback here, and giving a duty there. That the company affered their consent, that Government should retain six-pence in the pound on the exportation, if the three-pence was remitted in America: That he himself had formerly in his place requested and entreated the noble Lord, to remove the Cause of dispute and that he then foretold to him the consequence of persevering

der Wichtigkeit der Sache, für welche er die Waffen ergriff, die Würde der Denkweise dieses Mannes beruht. War die Sache, für welche er focht, nicht eines edlen und grossen Mannes würdig, so war er selbst kein edler und grosser Mann, sondern vielleicht nur ein Anführer von Rebellen. Wenn aber der grosse Pitt im J. 1765 (wie oben bereits erwähnt worden) den Widerstand der Amerikaner gerecht fand, wenn er sagte: „Die Amerikaner müßten gar kein Gefühl von Kraft und Würde gehabt haben, wenn sie sich den Parlamentsschlüssen in Ansehung des Rechts, ihnen wider ihren Willen Steuern und Abgaben aufzulegen, geduldig unterworfen hätten," so muß man den Mann achten, der, seit 9 Jahren auf seinem Landsitze den Unternehmungen des Hofes und Parlaments gegen Amerika ruhig zusehend, und, gleich einem vorsichtigen Brutus, den gefahrvollen Gang der Ereignisse beobachtend, endlich bey der steigenden Gefahr, die Rechte seiner Mitbürger nicht nur gekränkt, sondern ihre Freyheiten durch Heeresgewalt unterdrückt und unterjocht zu sehen, die behagliche Ruhe verließ, seine Fürstlichen Besitzungen gleichenden Reichthümer auf's Spiel setzte, und alle seine Geisteskräfte zusammennahm, die Gefahr von seinen Mitbürgern abzuwehren, und der Brittischen Oberherrschaft über die Amerikanischen Colonieen gehörige Gränzen zu setzen.

In Virginien waren die Ländereyen nicht vertheilt, wie in den nördlichen Colonieen. Einzelne Männer besaßen grosse Strecken von 50,000, von 10,000, und mehreren 100,000 Aeckern. Man baute auf den Pflanzungen vorzüglich Tabak durch Negersclaven. Dieß hinderte freylich die schnellere Ausbreitung der Bevölkerung, vergrösserte aber desto mehr den Reichthum der schon reichen Pflanzer. Um so ehrenvoller war der Schritt, den man in Virginien im J. 1774 that, daß man keine Neger aus Afrika in Zukunft mehr kommen lassen wollte. Washington war Einer der thätigsten Beförderer dieses Entschlusses, wodurch der Sclaverey am Besten nach und nach ein Ende gemacht werden könnte. Er besaß selbst gegen 400 Neger mit über 200,000 Acker Land, und schien seit mehrerern Jahren nur Reichthümer aufgehäuft zu haben, um sie, wenn es die Umstände erforderten, zum Besten seines Vaterlandes zu verwenden. Sobald daher die Unruhen eine solche Höhe erreicht hatten, daß man einem Kriege entgegen sehen konnte, nahm er den wärmsten Antheil an den Beschlüssen Virginiens, daß man nämlich, wenn das Brittische Parlament den Beschwerden bis zum 10. August nicht abhelfen würde, alsdann gar keinen Tabak, wie überhaupt

in error. The supporting the authority of parliament was the only cause, assigned by the minister himself, for retaining the duty on tea." — Diese Absicht des Parlaments durchschauten auch die Amerikaner recht gut, und sie ist der einzige und wichtige Grund der Amerikanischen Revolution. Lord North und das Ministerium ließen sich nicht auf die Widerlegung dieser Thatsachen ein, und wir wundern uns, wie dem vortrefflichen und aufmerksamen Büsch dieß hat entgehen können.

ar keine Waaren mehr nach England führen, und statt des
abaks mehr Getreide und andere zur Errichtung von Manu-
acturen nöthige Bedürfnisse bauen, und die Schafzucht mehr
etreiben wolle, um sich dadurch die unentbehrlichen Waaren zu
erschaffen, welche man bisher von England hatte hohlen müssen.
Vorzüglich besorgte Washington alle Anstalten, welche er zur
Vertheidigung der Provinz Virginien für nöthig erachtete, legte
Pulvermühlen an, ließ auf eigene Kosten eine beträchtliche An-
ahl Gewehre nach eigenen von ihm angegebenen Verbesserungen
verfertigen, schaffte aus eigenem Vermögen nöthige Kleidungs-
tücke für eine Anzahl Freywilliger, die jeden Augenblick marsch-
fertig waren, übte sie in den Waffen, und versah sie mit Feld-
stücken nach Bernoulli's Erfindung. Diese Anstalten, die er mit
der größten Schnelligkeit und mit so viel Aufopferung von sei-
ner Seite betrieben hatte, erwarben ihm die Achtung und das
Zutrauen aller Provinzen. Der 19. April 1775 war der merk-
würdige Tag, an welchem zuerst die freywillige Miliz von Mas-
sachusetsbay mit den Englischen Truppen, die sich einiger der
Provinz zugehöriger Kanonen und eines Pulvervorraths bemäch-
tigen wollten, zusammengerieth, und das erste Blut in dem nun
ausbrechenden Kriege vergossen wurde. Von beyden Theilen gab
jeder dem Anderen Schuld, daß er der Urheber des Blutver-
gießens gewesen wäre, aber es ist längst erwiesen, daß die
Schuld auf der Seite der Königlichen Truppen war. Dieser Tag
trennte auf Immer die im Aufstande begriffenen Staaten von
dem Mutterlande. Ueberall bildeten sich Compagnieen; Leute
von Vermögen und aus den besten Familien ergriffen die Flinte,
und dienten nicht etwa als Anführer, sondern als gemeine Sol-
daten, und überließen gern die Anführung Männern, denen sie
mehr Fähigkeit und Erfahrung zutrauen konnten. So vereinig-
ten sich unter Anführern, welche den Titel der Obersten (Colo-
nel) führten, unter denen sich vorzüglich Putnam, ein verdienst-
voller Officier, und Einer der tapfersten und kühnsten Menschen,
die es jemahls gegeben hat, auszeichnete, mehrere Haufen aus
der Provinz Massachusets, und marschirten gegen Boston, dem
Vereinigungspuncte der Königlichen Truppen. Alle übrige Pro-
vinzen folgten dem Beyspiele Massachusets, so wie sich die Nach-
richt von dem Scharmützel bey Lexington in denselben verbreitete,
und Washington stellte sich an die Spitze der von ihm gesam-
melten größtentheils aus seinem Vermögen gekleideten, mit Waf-
fen und Kriegsvorrathe versehenen Miliz, um nach verschiedenen
getroffenen Vertheidigungsanstalten, welche die Provinz Virgi-
nien betrafen, ebenfalls gegen die zu Boston bereits versammel-
ten und sich beständig verstärkenden Königlichen Truppen zu
marschiren.

Am 10. May 1775 waren bereits aus den Provinzen Abge-
ordnete zu einer allgemeinen Nationalversammlung in Philadel-
phia versammelt, und hielten ihre erste Sitzung. Ein Hauptge-
genstand dieser Berathschlagungen war die Errichtung eines festen

und von allen Provinzen besoldeten Heeres, der Herbeyschaffung alles nöthigen Mund- und Kriegsvorrathes, und der dazu nöthigen Summen. Die Versammlung selbst nannte sich allgemeiner Congreß der dreyzehn vereinigten Staaten, zum Unterschiede von den Provinzialversammlungen. Man hielt es auch vor Allem nöthig, einen Heerführer zu wählen, und alle Stimmen vereinigten sich sogleich in Washington, der durch seine in dem vorigen Kriege bewiesene Tapferkeit, vorzüglich aber durch seine bewiesenen Einsichten gezeigt habe, daß er alle zu Anführung eines grössern Heeres erforderliche Fähigkeiten und Kenntnisse in einem vorzüglichen Grade besitze, und durch seine uneigennützigen großmüthigen Aufopferungen zur Vertheidigung des Vaterlandes diese Stelle auch am Meisten verdiene. Im Anfange des Junius geschah seine Wahl zum obersten Feldherrn aller Truppen der vereinigten Staaten, und zu gleicher Zeit wurden Ward, Lee, Schuyler, Putnam, zu Generalmajors, und Gates zu Washington's Generaladjutanten erwählt. Allgemein in allen Provinzen und bey allen Truppen fand diese Wahl Beyfall. Nirgends regte sich der Neid, da Washington's anspruchlose uneigennützige Denkart allgemein bekannt war. Am 24 Juny war er mit einigen, dem bereits vor Boston versammelten Heere zu Hülfe eilenden Truppen in Newyork, und schrieb als oberster Feldherr seinen ersten Brief an den Congreß zu Philadelphia. Jetzt besitzen wir Washington's eigene Briefe an den Congreß, die schönste und reichste Quelle zur Geschichte des Amerikanischen Krieges, die noch aufrichtigere Commentarien von seinen Thaten sind, als die, welche der grosse Cäsar von den seinigen uns hinterlassen hat; indem sie nicht in der Absicht geschrieben wurden, einst dem Publicum vorgelegt zu werden, sondern bloß um dem Congresse von der jedesmahligen Lage der Dinge den nöthigen Bericht zu erstatten, und darnach erforderliche Maßregeln zu ergreifen. *) Aus diesen Briefen sehen wir den eigentlichen wahren Zustand der Amerikanischen Vertheidi-

*) Die ersten beyden Bände kamen unter dem Titel: Official letters to the honourable American Congress, written during the War between the united Colonies and great Britain by his Excellency George Washington, Commander in Chief of the continental forces, now president of the united states — Copied, by special permission, from the original papers preserved in the Office of the Secretary of state, Philadelphia, zu Boston 1795 heraus. Ausser diesen gab es bereits einige Briefe, die Washington geschrieben haben sollte, und schon 1776 erschienen waren; allein in der United states Gazette machte Washington kurz vor seiner Abdankung bekannt, daß einige Briefe, welche datirt wären, Newyork am 12. Juny 1776, an den Congreß, Mount Atry in Maryland, am 18. July 1776, an John Parke Custies, Newyork am 6. July 1776, an Lund Washington, Newyork am 15. July, an ebendenselben, Newyork am 15. July, an ebendenselben, Newyork am 16. July, an ebend. und endlich am 24. Juny an seine eigene Gemahlin, unächt wären, und fügt die Ursache hinzu, warum er sich bey Erscheinung dieser Briefe im J. 1777 nicht die Mühe genommen, die Unächtheit derselben anzuzeigen, jetzt aber es bey seinem Abgange vom öffentlichen Schauplatze (1797) für nöthig halte,

zungsanstalten, welche in allen vor Erscheinung dieser Briefe herausgekommenen Revolutionsgeschichten ganz und gar nicht von der gehörigen Seite vorgestellt sind; und man muß gewiß Washington's und der übrigen Anführer Muth und Klugheit nur noch mehr bewundern. Bey seiner Ankunft im Lager fand er die Truppen zwar voll Muth; aber in Ansehung der nöthigen Mund- und Kriegsvorräthe, und der zu Unterhaltung seines Heeres im Angesicht der feindlichen nöthigen Anstalten Alles weit unter der Vorstellung, die er sich gemacht hatte. Es fehlte an zulänglichen Zelten, denn die aus den benachbarten Seeplätzen zur Verfertigung derselben angekommenen alten, zum Theil abgenutzten Segeltücher reichten bey Weitem nicht hin. Es fehlte an Pulver für das schwere Geschütz, und das andere Pulver war nur auf eine kurze Zeit für das kleine Gewehr hinreichend. Es fehlte an Kleidungsstücken, an einer Kriegscasse, und an Commissarien, welche für Anschaffung der Bedürfnisse sorgten. Leute, welche Kanonen laden und abschießen konnten, waren wohl vorhanden, aber von dem, was zur Geschütz- und Befestigungskunst gehört, verstanden sie Nichts. Bey nicht pünctlicher Befolgung gegebener Befehle durfte man nicht an Ausübung strenger Kriegsgesetze denken, denn die sämmtlichen Glieder des Heeres waren vermischte, aus allen Gegenden freywillig zusammengekommene Menschen, von denen sich Keiner auf länger als bis zum 6. Januar des folgenden J. 1776 zum Dienst anheischig gemacht hatte. Man mußte säuberlich mit ihnen verfahren, und allmählich durch Anwerbung für Sold auf eine bestimmte längere Zeit ein Heer zu erhalten suchen, das mehr an Kriegsordnung gewöhnt würde. Bisher hatte der Geist der Freyheit alle Mängel ersetzt. Dieser vermochte einen kleinen Haufen 14 Tage vor Washington's Ankunft mit solchem Muthe zu beseelen, daß er einen zwischen dem Lager der Amerikaner und den Engländern in Boston gelegenen Hügel, Bunkershill, gegen eine viermahl überlegene und mit gutem Geschütz versehene Anzahl Engländer, die der General Howe dazu beordert hatte, auf das Hartnäckigste vertheidigte, und nicht eher wich, als bis die Engländer bereits 500 Todte und 600 Blessirte auf dem Platze gelassen hatten (am 17. Juny). General Howe bekam dadurch so viel Achtung vor den unter Washington's Befehle stehenden Amerikanern, daß er es nicht eher wagen wollte, angriffsweise zu verfahren, bis er Verstärkung erhalten hätte, und so wurde es Washington möglich, unter den mühseligsten Erschwernissen, bey dem Mangel der nöthigsten Bedürfnisse im Anfange des J. 1776 an den Congreß zu schreiben: „Die Geschichte liefert vielleicht kein Beyspiel, wie das unsrige, einen Posten innerhalb eines Flintenschusses vom Feinde 6 Monathe lang, ohne *) — — zu behaupten, und zu

dieses zu thun. — Hieraus leuchtet die Aechtheit der zu Boston herausgekommenen Briefe deutlich ein.

*) Nämlich Pulver. — Der Herausgeber hat die Briefe so abgedruckt, wie sie geschrieben waren. Im Englischen steht: It is not in the pages

gleicher Zeit in dieser Nähe von einigen und 20 Brittischen Regimentern eine Armee zu verabschieden, und eine zweyte zu errichten, ist Mehr, als vielleicht jemahls versucht worden," — denn es kamen beständig frische Truppen, worauf alsdann andere in ihre Heimath zurückkehrten. Nachdem Washington endlich die nöthigen Kriegsbedürfnisse bekommen hatte, machte er Anstalt, den General Howe in Boston selbst anzugreifen, ehe derselbe noch Verstärkung erhielte. Er rückte gegen die Dorchester Höhe, die ihm sehr wichtig war, und ließ zu gleicher Zeit Boston bombardiren. Die Dorchester Höhe wurde von den Engländern, wider Vermuthen, verlassen, und das Bombardement setzte sie in nicht geringes Erstaunen, denn sie hatten nicht geglaubt, daß das Amerikanische Heer mit dem dazu nöthigen Geschütz versehen sey. Der General Howe war zwar Willens, die ihm gefährliche Dorchester Höhe wieder wegzunehmen, fand aber die auf derselben von Washington angelegten Werke so gut eingerichtet und befestigt, daß er es für zu gefährlich hielt, und beschloß, Boston ganz zu verlassen. Er beschleunigte seinen Abzug, und nach Verlauf von 10 Tagen, binnen welcher Zeit Washington, um Boston zu schonen, die Stadt nicht weiter beschoß, war kein Engländer mehr darin. Washington rückte nun am 17. März als Sieger in die Stadt zur Freude der patriotisch gesinnten Einwohner. Der Abzug der Engländer war in solcher Eile geschehen, daß sie eine Menge schöner Kanonen, obgleich vernagelt, einen Mörser, und noch beträchtliche Vorräthe aller Art zurückgelassen hatten. Washington ließ die Stadt und die umliegenden Anhöhen befestigen, ließ unter dem Befehle des Generals Ward eine hinlängliche Besatzung darin, und marschirte nach Newyork, um diese Stadt und Gegend sowohl, als Long-Island, wohin, wie er sehr richtig voraussah, die künftigen Angriffe der Engländer gehen würden, zu decken. Sein Heer war, nachdem er einige Provinzialmiliz an sich gezogen, gegen 20,000 Mann stark. Gebessert hatte sich der Zustand desselben. Der grössere Theil bestand aus solchen Truppen, die vom Congresse besoldet wurden, der übrige hingegen aus der sogenannten Miliz, oder den Provinzialtruppen. Zweytausend davon hatten noch keine Flinten, und einer grossen Menge Gewehre fehlte es an Bajonets. Die übrigen Kriegsbedürfnisse waren auch nur zur höchsten Nothdurft vorhanden. Er besetzte Newyork, führte alsdann den größten Theil des Heeres nach der gegenüberliegenden Insel Long-Island, und legte Schanzen an, in der höchst wahrscheinlichen Vermuthung, daß der General Howe gegen diese Insel den Angriff richten würde: welches auch am 22. August an einem Orte, der von den Truppen nicht besetzt war, und zu einer Zeit, da Washington in Newyork sich aufhielt, geschah. Das Heer der Engländer bestand aus 36,000 Mann, von denen zuerst 9000

of history perhaps to furnish a case like ours — to maintain a post within musket shot of the ennemy, for six months together without . . . ., and at the same time etc.

Mann auf Einmahl an's Land gesetzt wurden. Am 27. August eschah der Angriff gegen die Amerikaner mit sehr glücklichem Erfolge, denn sie wurden aus mehrern Verschanzungen mit vie- em Verluste getrieben. **Washington** kam selbst aus Newyork nit Verstärkung, sah aber zu seiner größten Bekümmerniß, daß r auf Nichts, als einen guten Rückzug denken könne, und traf eine Anstalten bey einem günstigen Nebel so gut, daß er seine ämmtlichen Kriegs- und Mundvorräthe, nebst den Truppen, hne den mindesten Verlust über die Meerenge nach Newyork inüber führte. Mit Erstaunen sahen am Morgen, nachdem sich er Nebel verloren hatte, die gegen einige starke Verschanzungen egenüberstehenden Engländer keinen Amerikaner, und auch nicht as mindeste Zurückgelassene mehr vor sich, sondern erblickten ur auf der Meerenge einen kleinen Haufen, welcher gegen New- ork steuerte, und einigen noch zurückgelassenen Vorrath von ong-Island abgeholt hatte.

Ungeachtet dieses glücklichen Rückzuges von Long-Island efand sich **Washington** in einer sehr üblen Lage. Der Verlust atte eine Menge Truppen muthlos gemacht; die Miliz *) war iedergeschlagen; Viele davon giengen fort; ja ganze Compag- ieen kehrten in ihre Heimath zurück. Ihr Beyspiel steckte das brige Heer an, und Strenge durfte man nicht gebrauchen, weil on den an Kriegsordnung noch nicht gewohnten Leuten zu be- ürchten war, daß sie sämmtlich den Dienst verlassen würden. **Washington** mußte die äusserste Vorsicht gebrauchen, die Sol- aten beysammen zu halten. Alle seine Briefe, die voll von Schilderungen des Zustandes der unter seinem Befehle stehenden Truppen sind, dienen zu eben so viel Beweisen seiner festen, ent- schlossenen, unwandelbaren Denkart, und zugleich seiner Klug- eit und Weisheit. Er verachtete nie den Rath Anderer, hörte eden Grund für eine Meynung an, betrachtete jede Sache von llen möglichen Seiten, bestand nie auf einem Entschlusse aus Eigenwillen, sondern wählte stets nach den besten Gründen, den Zweck des allgemeinen Besten immer vor Augen habend.

Washington war Willens, sich in Newyork zu halten; ber die überlegene Macht der Engländer und der Zustand sei- es Heeres erlaubte dieß nicht. Er mußte sich aus der Stadt, ie bey dem wechselseitigen Schießen in Brand gerieth, zurück- iehen, und nahm alsdann etwas nördlicher eine solche Stellung, aß man nicht ohne vielen Verlust ihn anzugreifen wagen konnte. Die Bewegungen der Englischen Armee nöthigten ihn, diese Stel- ung zu verlassen. Kleine hierbey vorgefallene Scharmützel gaben einen Truppen zwar wieder einigen Muth, aber bey dem Dorfe Whiteplains, das von den dabey liegenden Anhöhen diesen Na- men hat, litt er einen Verlust, der die Miliz wieder in eine solche

*) Die, wie schon erinnert worden, aus jeder Provinz zusammengekom- mene, und von derselben verpflegte Mannschaft. — Die andern Trup- pen standen im Dienste des Congresses, d. h. der sämmtlichen Colo- nieen.

Muthlosigkeit setzte, daß die Meisten ihn verliessen. Sein kleines Heer nahm, als er sich tiefer zurück in's Land zog, so ab, daß die Lage für einen Mann von weniger festem und beharrlichem Muthe und minderer Klugheit die verzweiflungsvollste gewesen seyn würde. Aber Washington verlor nie die nöthige Gegenwart des Geistes, um jederzeit mit Klugheit zu handeln. Er gab dabey dem Congresse von seiner Lage beständig Nachricht, und rieth ihm zugleich, was nach seiner Meynung durchaus geschehen müsse, wenn man der Macht des Feindes nicht unterliegen, sondern den einmahl angefangenen Kampf glücklich beendigen wolle. Er bat um eine ausgedehntere Vollmacht als die bisherige, weil, wenn er über jede Maßregel, die an sich einleuchte, erst an den über 130 oder 140 Englische Meilen entfernten Congreß schreiben, und dessen Genehmigung einziehen müsse, so viel Zeit verloren gienge, daß der beabsichtigte Zweck nicht mehr zu erreichen seyn werde.

„Man könnte hier vielleicht einwenden, fügt er hinzu, daß ich eine Macht begehrte, welche Jemanden anzuvertrauen gefährlich sey. *) Ich kann darauf bloß antworten, verzweifelte Krankheiten erfordern verzweifelte Mittel; und ich erkläre mit Aufrichtigkeit, daß ich gar kein Gelüst nach Macht in mir fühle, sondern so innig, als irgend Jemand in diesem grossen Erdstriche wünsche, bald Gelegenheit zu haben, das Schwerdt zur Pflugschaar umzuwandeln. Aber mein Gefühl, als Officier und als Mensch, zwingt mich zu dem Geständnisse, daß nie ein Mensch zwischen grössern Schwierigkeiten zu wählen hatte, als ich. Es ist unnöthig zu wiederhohlen, daß Soldaten, nur auf so kurze Zeit geworben, und eine Miliz, von deren guten Willen wir abhängen, die Quellen alles unseres Unglücks und der grossen Anhäufung unserer Schuld gewesen sind — des Feindes Macht wächst wie ein fortgewälzter Schneeball. Unsere Miliz kann ihr wohl einige Zeit widerstehen, aber auch nur einige Zeit. Unsere Sache wird so lange auf einem schlechten Grunde stehen, bis eine hinlängliche, stehende, Armee da ist, auf welche man sich besser verlassen kann.“ Er setzt dieß noch mehr aus einander, und sagt alsdann: „Man könnte vielleicht denken, ich gienge wohl etwas über die Gränzen meiner Pflicht, daß ich solche Maßregeln freymüthig anrathe. Allein mein Character, mein Vermögen, der unschätzbare Segen der Freyheit, mein ihr geweihtes Leben steht auf dem Spiel, dieß sey meine Entschuldigung.“

Noch an dem Tage, da er diesen Brief geschrieben hatte, vereinigten sich die Generale Gates und Sullivan mit ihm, er munterte die Truppen, welche durch diese Verstärkung wieder einigen Muth erhielten, noch mehr auf, gieng in der Christnacht vom 23. bis 24. December ungeachtet des vielen Eises über den Delaware, und überfiel bey Trenton ein Corps von 1400 Mann Hessen, die, auf ihr zeitheriges Glück sich verlassend, im trunkenen Wahne des bis fast zu einem Nichts geschmolzenen Wa-

*) S. den Brief vom 20. December 1776.

ingtonischen Heeres unbesorgt in ihren Winterquartieren lagen, nd an einen Ueberfall gar nicht dachten. Hätte der Uebergang der den Delaware nicht so viel Schwierigkeiten gemacht, so ürde Washington die Hessen schon beym Anbruche des Tages reicht, und sie gehindert haben, einigen Widerstand zu thun. iesen konnten sie indeß auch nur versuchen. Nachdem sie ihren bersten tödtlich verwundet, etliche 30 Mann getödtet, und sich reits von drey Seiten umgeben sahen, streckten gegen 1000 Mann das Gewehr. Die übrigen entwischten durch die Flucht, men aber größtentheils in den Morästen und dem von Menschen entblößten Lande um.

Einige Tage später gelang Washington eine fast ähnliche Unternehmung. Durch glückliche Schwenkungen und Märsche vermied er ein Gefecht mit dem sich zusammenziehenden nglischen Heere, und überfiel ein zu dem Heere marschirendes orps von drey Regimentern Infanterie, und einiger Cavallerie, o Princetown, tödtete davon ein Paar Hundert, und nahm o gefangen. Durch diese glücklichen Vorfälle stärkte er den uth seines kleinen Heeres, welches sich sehr gut bey diesen ngriffen benommen hatte, noch mehr, prägte dem Feinde Achung ein, und verschaffte sich ein so grosses Zutrauen, daß aus len Gegenden wieder frische Miliz herbey eilte, und in wenig Wochen die Zahl seiner Truppen von 3000 bis zu 12,000 anuchs.

Um diese Zeit bekam er auch, mit umgehender Antwort auf in Gesuch, eine ausgedehntere Vollmacht von dem Congresse, ach seinem Gutbefinden handeln zu können. Und nun gewann le Lage der Dinge eine günstigere Aussicht, als sie vor dem age, an welchem er die Hessen gefangen nahm, hatte. General owe suchte ihn zu einem Haupttreffen zu nöthigen, aber dieß ußte Washington stets zu vermeiden. Eine einzige von ihm ewagte und verlorne Hauptschlacht würde die Colonieen in grosses Unglück gebracht haben. Er wollte den Krieg in die Länge zu ziehen suchen, und hatte die Vortheile hiervon sehr gut berechnet. Die ungeheure Ausdehnung der Amerikanischen Colonieen, die natürliche Beschaffenheit derselben, die Waldungen, Seen, Berge, Moräste, welche den Engländern überall grosse Hindernisse in den Weg legten, wurden den Amerikanern nützlich, wenn sie sich zum Zurückzuge genöthigt sahen. Sie waren it dem Lande bekannter als ihre Feinde. Die Entfernung Amerika's von England machte ferner den Krieg für Letzteres äusserst ostbar, und der Mangel des Absatzes Englischer Waaren ihn ür einen grossen Theil der Bewohner Englands äusserst drückend. Hauptschlachten mußten daher, so viel als möglich, vermieden weren, und der Plan Washington's, nach welchem er den Kampf wischen den Colonieen und dem Mutterlande glücklich zu endien hoffte, war daher Letzteres zu ermüden, und nur da anzugreifen, wo er den guten Erfolg entweder wahrscheinlich voraussah, oder, wenn er wider Vermuthen nicht erwünscht ausfiele,

sich doch ohne grossen Nachtheil zurückziehen konnte. Ein grosser Vortheil für ihn waren die Gesinnungen der Landesbewohner, welche durch das übermüthige Betragen der feindlichen Truppen äusserst aufgebracht wurden. Die Engländer glaubten, wenn sie überall Furcht und Schrecken verbreiteten, so würden die Amerikaner desto schneller sich unterwerfen; allein ganz das Gegentheil wurde dadurch bewirkt. Washington, der sich durch seine wohlwollende Denkart, durch seine Bereitwilligkeit und sein Bestreben, überall zu helfen, allgemeine Liebe erworben hatte, erfuhr auf das Schnellste jedes Unternehmen der Feinde. Die Stellung, die Stärke derselben wurde ihm verrathen, und dadurch gelang es ihm, mit einem an Zahl schwächern Heere, dem es oft an den dringendsten Bedürfnissen fehlte, einer an Zahl überlegenen und mit allen Bedürfnissen überflüssig versehenen Armee gewachsen zu seyn. Anfänglich war er zwar nicht im Stande, zu verhindern, daß General Howe bis Philadelphia vordrang, und diese Stadt besetzte, aber er bewirkte durch seine klugen Maßregeln, daß dem Englischen General die Einnahme Nichts half.

Obgleich die beyden Angriffe, am 11. September 1777 bey Brandywine (wo La Fayette, der als Freywilliger unter Washington diente, am Schenkel verwundet wurde), und bald nachher am 14. October bey Germantown, nicht den gehofften Erfolg hatten, so waren sie doch Aufmunterungen für seine Truppen, welche dadurch den Krieg besser führen lernten. Ihre Tapferkeit stieg mit jedem Tage, seit der angelangten Nachricht, daß General Bourgoyne auf seinem Zuge gegen Neu-England durch einen Aufstand fast aller Bewohner genöthigt worden sey, sich am 19. October mit seinem bis auf 5752 Mann zusammengeschmolzenen Heere, das beym Ausmarsch aus Canada gegen 10,000 Mann stark gewesen war, an den General Gates und Arnold zu ergeben. Zu dem glücklichen Erfolge seiner Unternehmungen im folgenden Feldzuge des J. 1778 trug auch die unter den Englischen Truppen herrschende Pockenkrankheit Viel bey, vor welcher Washington sein Heer zu schützen wußte. Er ließ nämlich allen Angeworbenen, wie sie ankamen, in einem besondern dazu errichteten Hospitale die Blattern einimpfen, wodurch er sich sehr viele Leute erhielt, indeß eine grosse Menge unter dem Englischen Heere theils weggerafft, theils auf eine längere Zeit zum Dienst unbrauchbar gemacht wurden. Ohne eine Schlacht zu wagen, zwang er bloß durch geschickte Bewegungen und Stellungen die Engländer, Philadelphia zu verlassen, von dessen Besitze, weil es der Aufenthalt des allgemeinen Congresses gewesen war, man sich zum Vortheile des Krieges sehr grosse Hoffnungen gemacht hatte. Allein Philadelphia war nicht der hundertjährige Sitz von Despoten gewesen, mit dessen Sturze auch das Reich zusammen fiel. So stürzten wohl mit den Residenzen Babylon, Constantinopel, und andern Residenzen ähnlicher Reiche die Reiche selbst. Allein Camill wußte die Gallier zu besiegen,

nachdem sie das freye Rom bereits verwüstet hatten, und Washington besiegte die Britten, nachdem sie Philadelphia einige Monathe vergeblich besessen hatten. Großbritannien sah sich durch diesen Fabius der Amerikaner (denn mit diesem Namen des grossen Gegners von Hannibal beehrte Europa ihn) gezwungen, Friedensvorschläge zu thun, und den Amerikanern diejenigen Bedingungen, welche sie vor dem Ausbruche des Krieges verlangt hatten, zu bewilligen. Allein jetzt hatten sich die Umstände geändert. Frankreich hatte bereits die Unabhängigkeit der Colonieen anerkannt, leistete ihnen Beystand, und die Colonieen wollten jetzt eher keinen Friedensanträgen Gehör geben, bevor nicht ihre Unabhängigkeit anerkannt würde.

Durch den Abfall des Generals Arnold, der sich durch ein Urtheil des Congresses wegen beschuldigter Erpressungen für beleidigt hielt, zu den Engländern übergieng, und durch seine Tapferkeit den Amerikanern ausserordentlichen Schaden zufügte, verschlimmerte sich zwar die Lage der Dinge; aber Washington wußte durch seine unermüdete Thätigkeit, und durch die kräftigsten Maßregeln den übeln Folgen davon vorzubeugen. Ein durch Arnold's Abfall dem Englischen Generaladjutanten Major André begegnendes trauriges Schicksal gab Anlaß, Washington's menschlichen und zugleich festen Character, der unverrückt den Beschlüssen der ruhigen Vernunft folgte, darzustellen. André hatte mit Arnold einen Briefwechsel geführt, dessen Inhalt die Vertheilung der unter Arnold's Befehle stehenden Truppen betraf, um den Brittischen General in den Stand zu setzen, sie zu überfallen, und gefangen zu nehmen. Da die nöthigen Vorbereitungen gemacht waren, so kam André in der Nacht vom 21. September bey Arnold an. Unglücklicher Weise vertauschte André seine Uniform, die er unter einem Ueberrocke getragen hatte, mit einer andern gemeinen Kleidung, wovon die Ursache nicht bekannt geworden ist. Arnold wurde verhindert, ihn selbst wieder bis an das Schiff, auf welchem er gekommen war, zu begleiten, und gab ihm ein Pferd und einen Paß mit. André kam glücklich durch alle Posten der bereits vertheilten Truppen, als er unvermuthet von 3 Freywilligen der Miliz, welchen eigentlich die Pflicht dazu nicht oblag, angehalten, und befragt wurde. Er zeigte seinen Paß, und sie ließen ihn Anfangs gehen; Einer von den 3 Freywilligen, der dem André bestürzt vorgekommen war, bestand aber darauf, ihn wieder zurückzurufen. Jetzt befragten sie ihn genauer, und André, welcher befürchtete, von ihnen nicht fortgelassen zu werden, bot ihnen eine goldene Uhr und einige Guineen an. Dadurch wurde er aber diesen Leuten noch verdächtiger; sie schlugen sein Anerbieten aus, und nahmen ihn mit. Die Papiere, welche André bey sich hatte, enthielten eine genaue Verzeichnung der Truppen, und ihrer Stellung, nebst andern wichtigen Nachrichten, welche ihn in den Verdacht brachten, daß er Spion sey. Er hätte sich von dem Verdachte gleich befreyen können, da alles Geschriebene

von Arnold's Hand war, allein er wollte lieber den Tod eines Spions sterben, als Arnold'en verrathen. Washington kam am 25. September im Lager an, als André bereits 48 Stunden im Verhaft gewesen war. Arnold hatte ein Paar Stunden vor Washington's Ankunft André's Gefangenschaft vernommen, und sich sogleich auf die Flucht begeben. Washington, der noch von Nichts wußte, glaubte indeß, Arnold sey nur zur Besichtigung der Truppen fortgeritten; als er ihn aber den ganzen Tag nicht wiederkommen sah, und ihm die bey André vorgefundenen Papiere gebracht wurden, so schöpfte er Verdacht, und ließ ihn verfolgen; aber Arnold entkam glücklich. Bey der schnellen Flucht hatte Arnold seine Papiere mitzunehmen vergessen, aus welchen Washington dessen Verrätherey entdeckte. Der General Clinton forderte den Adjutanten André zurück, weil derselbe mit einem Cartelschiffe angekommen sey, und einen Paß vom General Arnold gehabt habe. Washington, welcher bey allen wichtigen Angelegenheiten nie eigenwillig und eigenmächtig handelte, ernannte ein Gericht von 14 Officieren, unter welchen der Generalmajor von Steuben, ein verdienstvoller Officier, der die Preussischen Dienste verlassen hatte, und unter vortheilhaften Bedingungen in Amerikanische gegangen war, ferner der Marquis La Fayette, als Ausländer sich auszeichneten. Es würde dem Major André auch jetzt sehr leicht gewesen seyn, sich herauszuwickeln, da man ihm beym Verhör keine Fragen vorlegte, durch die er in Verlegenheit kommen konnte; allein er sagte zu seinem Nachtheil Sachen, um die er gar nicht befragt worden war. Er schien gar nicht für sein Leben, sondern nur für die Angelegenheiten Anderer besorgt zu seyn, und alle Schuld auf sich nehmen zu wollen. Er sagte, daß er nicht mit einem Cartelschiffe angekommen sey, daß er einen Ueberrock über seine Uniform getragen habe, und daß ein Brief aus Newyork, mit dem Namen John Anderson unterzeichnet, von seiner Hand sey. Dieser eigenen Aussage zu Folge, bey welcher die ihn verhörenden Officiere seine Aufrichtigkeit bewunderten, konnte er nicht anders als ein Spion betrachtet werden, und man fällte daher das Urthel, Major André sey nach dem bey allen kriegführenden Mächten angenommenen Kriegsrechte des Todes schuldig. Es war nicht ein Einziger, der nicht bey Unterzeichnung dieses Urtheils Thränen vergossen hätte. Innigst gerührt über des Majors Edelmuth und Seelengrösse glaubte Washington dennoch von einem Urthel nicht abgehen zu dürfen, welches der Drang der Umstände zu erfordern schien. Er schrieb den Verlauf der Sache an den Englischen General Clinton, der wegen seines Adjutanten dringende Vorstellungen that; allein Washington konnte ihnen kein Gehör geben. Das Wohl Amerika's schien die Vollziehung des strengen Rechtes zu verlangen. Er durfte dem Rufe seines Herzens, das den Major André gern gerettet hätte, nicht folgen. Als man ihm von der am 2. October 1781 geschehenen Hinrichtung des Majors Bericht erstattete, stand sein Auge voll

Thränen, die er dem Andenken eines edlen Mannes weihte, den das Schicksal für einen Verräther sterben ließ, der glücklich entkam, und den Amerikanern unsäglichen Schaden zufügte.

Indeß Washington die von Arnold vertheilten Truppen zusammenzog, und Anstalten traf, den Folgen von dem, was letzterer gethan hatte, vorzubeugen, war Arnold, von Clinton zum Englischen Brigadechef erklärt, bereits auf dem Wege nach Virginien, wo er nach seiner Ankunft entsetzliche Verwüstungen anrichtete. Zugleich drang Cornwallis in Carolina ein, war in allen Gefechten glücklich, und trieb die Amerikaner vor sich her. Washington schickte den General Greene nach Carolina, welcher nach ihm für den besten Amerikanischen General gehalten wurde. Greene hatte keine Truppen bey sich, sondern löste nur den General Gates ab. Er lieferte Cornwallis eine Schlacht, in welcher der Letztere zwar siegte, doch aber sich so geschwächt sah, daß er den Sieg nicht verfolgen konnte, sondern wegen Mangel an Mundvorrath sich zurückziehen mußte. Auf wiederhohlte unangenehme Nachrichten sendete Washington den Marquis La Fayette mit einer Verstärkung von 2000 Mann, und einiger Miliz ab, um Arnold'en aus Virginien zu treiben, und alsdann Green'en zu unterstützen. Es wurden von vertheilten Corps mehrere Scharmützel mit abwechselndem Glücke geführt, bis so viel Truppen zusammengezogen waren, daß die gegen Cornwallis stehende Armee stark genug war, den beständigen Fortschritten dieses klugen und bisher glücklichen Englischen Generals endlich Einhalt zu thun. La Fayette, in Vereinigung mit Wayne, glaubte sich sogar stark genug, ihn angreifen zu können, allein sie wurden zurückgeschlagen. Die Sachen schienen wirklich mißlich zu stehen, als Washington den grossen Plan entwarf, den er so glücklich ausführte, und wodurch er auf Einmahl den Amerikanischen Waffen ein so grosses Uebergewicht verschaffte.

Nachdem er seinen Plan reiflich durchdacht hatte, schrieb er Briefe an den General Greene, und einige andere Officiere in den südlichen Provinzen, daß es ihm durchaus unmöglich sey, Virginien auf eine andere Art zu helfen, als daß er in Vereinigung mit dem Französischen Heere Newyork angriffe. Er setzte die Schwierigkeiten dieser Unternehmung in das helleste Licht, so daß es einleuchtete, er unternehme diesen Angriff nicht sowohl in Hoffnung eines glücklichen Erfolgs, als aus Nothwendigkeit, weil ihm ausserdem weiter kein Mittel übrig bleibe, Virginien einige Hülfe zufließen zu lassen. Diese Briefe, welche mit andern an den Französischen Residenten zu Philadelphia völlig übereinstimmten, wurden von ihm auf eine solche Art abgeschickt, daß sie aufgefangen werden mußten. Der Brittische Obergeneral ließ sich täuschen, und berief einige Truppen aus Virginien zurück, die er dort nicht mehr für nöthig hielt, weil Cornwallis nach mehreren glücklichen Gefechten in Virginien bis an die Chesapeakbay vorgedrungen war. Im Anfange des Julius brach Washington sein Lager bey Newwindsor ab, marschirte gegen

Whiteplains, und vereinigte sich mit den unter Rochambeau stehenden Truppen. Um den Englischen General desto gewisser zu täuschen, nahm er, in Vereinigung mit Rochambeau, eine solche Stellung, wodurch er die Vorposten von Newyork und des Corps zu Kingsbridge in beständigem Alarm erhielt, bis er glaubte, er würde die Täuschung nun nicht weiter treiben können. Am 19. August brach er plötzlich auf, gieng über den Trenton, und nachher über den Nordfluß, und nahm eine solche Stellung, als ob er Staaten-Island angreifen wollte. Nachdem alle nöthige Kriegsbedürfnisse herbeygeschafft, und auf Umwegen schon vorausgeschickt waren, wandte sich das vereinigte Heer schnell gegen Trenton, und gieng über den Delaware. Indeß war Clinton so fest in seiner Meynung, daß er den Marsch gegen Trenton für eine Finte hielt, bis die Nachricht einlief, daß das vereinigte Heer über den Delaware gegangen sey. Washington gieng am 3. und 4. September durch Philadelphia, von wo er gerade nach dem Elk marschirte, an der Chesapeakbay, um von dort zu Schiffe nach Virginien zu segeln. Alle Umstände sollten sich vereinigen, Washington's Plan zu begünstigen, denn der Englische Admiral Hood war am 25. August mit 14 Linienschiffen und einigen Fregatten in der Chesapeakbay gewesen, um sich dort mit dem Admiral Graves zu vereinigen, als er ihn nicht fand, schickte er eine Fregatte an diesen Admiral, und segelte nach Sandyhook, wo er am 28. August ankam, denn unglücklicher Weise war vom Admiral Rodney der Befehl noch nicht angekommen, daß Hood in der Chesapeakbay bleiben sollte.

Einige Tage, nachdem Hood fortgesegelt war, traf der Französische Admiral Grasse, in Vereinigung mit einer andern zu Rhode-Island bisher gelegenen Flotte, in der Chesapeakbay ein, und schnitt dem General Cornwallis in Yorktown alle Zufuhr zur See ab. Hood hatte bald Nachricht erhalten, daß die zu Rhode-Island gelegene Flotte nach Chesapeakbay gesegelt sey, und folgte mit dem Admiral Graves sogleich nach, fand aber zu seinem Erstaunen schon am 4 September auch den Admiral Grasse dort, so daß die Französische Flotte um 6 Linienschiffe stärker als die Englische, und in einer solchen Stellung sich befand, in welcher Hood sie nicht ohne Gefahr angreifen konnte. Dessen ungeachtet versuchte er es, sah aber bald, daß er Nichts ausrichten konnte.

Washington war Willens gewesen, sein Heer zu Wasser nach Virginien zu bringen; allein aus Mangel an Schiffen konnte nur ein Theil desselben übergebracht werden; mit dem andern marschirte er zu Lande, und traf gegen Ende des Septembers bey Yorktown ein. Das vereinigte Heer bestand aus 8000 Franzosen, 8000 Mann von der Amerikanischen Landarmee, 5000 Mann Miliz, und hatte funfzehn 24 Pfünder, achtzehn 18 Pfünder, acht 16 Pfünder, eilf 12 Pfünder, 26 Mörser, und 32 Haubitzen von verschiedener Grösse bey sich. Mit dieser Macht,

die der schlaue Washington durch seine verstellten Märsche, wodurch Clinton auf eine fast unbegreifliche Art getäuscht worden war, zusammengezogen hatte, griff er Cornwallis in Yorktown an. Da er leicht denken konnte, daß Clinton, wenn er den Irrthum eingesehen, mit möglichster Schnelligkeit dem General Cornwallis zu Hülfe kommen würde, so strengte er alle seine Kräfte an, ihn zur Uebergabe zu zwingen. Sein überlegenes Geschütz brachte das Englische bald zum Schweigen, und Cornwallis war nach der tapfersten Gegenwehr von 18 Tagen genöthigt, sich am 19. October 1781 unter eben den Bedingungen zu ergeben, wie das Englische Heer unter Bourgoyne sich hatte ergeben müssen. Die Stärke des Englischen Heeres belief sich auf 5 bis 6000 Mann Landsoldaten, und 1500 Matrosen; die ausgestandenen Mühseligkeiten waren indeß so groß gewesen, daß nicht mehr als 3800 im Stande waren, Dienste zu thun.

Diese merkwürdige Begebenheit wurde allgemein in Amerika und Europa als eine solche betrachtet, wodurch die Unabhängigkeit der Colonieen von England völlig gesichert sey. In allen Kirchen der vereinigten Provinzen wurden Danklieder angestimmt, als ob die Unabhängigkeit der Colonieen bereits von England wäre bestätigt worden. Der Finger Gottes, sagten die Prediger, habe augenscheinlich alle Umstände bey diesem merkwürdigen Ereignisse so geleitet, daß Alles einen glücklichen Ausgang habe nehmen müssen. Washington bezeugte sein [illegible]gefühl dadurch, daß er alle Verhaftete in Freyheit setzte, weil, wie er sagte, kein Amerikaner seyn sollte, der nicht an der allgemeinen Freude Theil nehmen könnte. Zwey Tage nach der Capitulation wurde von allen Amerikanischen Regimentern ein Dankfest gefeyert. Washington erhielt von allen Colonieen die größten Danksagungen und Lobsprüche, und der Congreß gab ihm seinen Dank für die so behutsame und muthvolle Ausführung dieser glücklichen Unternehmung auf's Wärmste zu erkennen. Auch den Französischen Generalen und Admiralen stattete der Congreß seinen Dank feyerlich ab.

Clinton war mit 7000 Mann der besten Truppen, die Alles zu wagen entschlossen waren, imgleichen mit 25 Linienschiffen, 2 Schiffen von 50 Kanonen und 8 Fregatten unterweges, um Cornwallis zu retten; aber das Schicksal des Letztern war schon entschieden. Zu spät sah Clinton jetzt ein, wie sehr er sich von Washington habe überlisten lassen.

Washington hatte durch diese Besiegung des Heeres unter Cornwallis auch zugleich das ganze Englische Ministerium besiegt; denn kaum war die Nachricht von diesem Unglück in England angekommen, als die furchtbarsten Gegner gegen das Ministerium aufstanden. Noch hatte man nie so viel grosse und verdienstvolle Männer so einmüthig handeln sehen. Man hielt es nicht nur für unmöglich, die Colonieen zu bezwingen, sondern auch den Krieg gegen sie für ungerecht. „Ich habe als General gegen die Amerikaner gedient, sagt Bourgoyne, der jetzt ein Mitglied

des Parlaments war, und war in Ansehung der Ursachen dieses Krieges getäuscht. Aber ich habe seitdem Gelegenheit gehabt, das Verfahren der Minister zu untersuchen, nachdem die Zeit den Knanel ihrer Entwürfe entwickelt, und gezeigt hat, daß der Amerikanische Krieg nur angesponnen wurde, ihre Absichten gegen die Constitution von Großbritannien, und gegen die unverjährbaren Rechte der Menschheit zu verbergen."

Lord North sah sich sammt allen seinen Anhängern genöthigt, abzudanken, und ein neues Ministerium trat an seine Stelle. „Friede mit den vereinigten Staaten, und Anerkennung ihrer Unabhängigkeit; Verminderung des Einflusses der Krone," dieß war jetzt die allgemeine Losung. So hatte Washington nicht nur die Unabhängigkeit Amerika's erkämpft, sondern auch die Schlinge zerhauen, mit welcher die Minister die Freyheit der Engländer knebeln wollten.

Nach Cornwallis Schicksal waren die übrigen Englischen Truppen ausser Stande, Etwas zu unternehmen. Die Friedensunterhandlungen nahmen ihren Anfang, und die Unterzeichnung der vorläufigen Friedensartikel zwischen Großbritannien und Amerika geschah am 20. November 1782. Die 13 vereinigten Staaten wurden für unabhängig erkannt, eine neue Gränzlinie wurde zwischen den Englischen Besitzungen und denen der vereinigten Staaten zum Besten der letztern gezogen, und das ganze südliche Gebiet der Seen auf beyden Seiten des Ohio, und gegen Westen alles Land bis zum Missisippi ihnen abgetreten. Zugleich erhielten sie die Freyheit der Fischerey an den Küsten von Newfoundland, und in dem Meerbusen von St. Lorenz selbst mit der Freyheit, die Fische, auf Brittischem Boden zu trocknen, wo kein Anbau sich fände. Der berühmte Dr. Franklin unterzeichnete diese Präliminarien, die in dem bald darauf folgenden Versailler Frieden bestätigt wurden.

Die Unterzeichnung der vorläufigen Friedenspräliminarien hatte bereits grosse Freude in Amerika erregt; aber der bestätigende Friedensschluß erhob sie auf den höchsten Gipfel. Als die Nachricht davon bey den Englischen Truppen eintraf, räumten sie Newyork, Charlestown und Savannah, die einzigen Oerter, welche sie noch inne hatten. In den erstern Ort hielt Washington mit dem Amerikanischen Heere einen feyerlichen Einzug, so wie die Engländer ausmarschirten. Man empfieng ihn mit einem Ausdruck von Freude und einer Wärme, welche Vaterlandsliebe, Gemeingeist und innigste Dankbarkeit den gesammten Bewohnern einflößten.

Washington genoß jetzt die Glückseligkeit, deren ein Mensch fähig ist, wenn er in dem Bewußtseyn und dem Gefühl seiner Rechtschaffenheit den Zweck seines Strebens und seiner Thaten zum allgemeinen Wohl mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt sieht. Nachdem er an den gemeinschaftlichen Freuden Theil genommen hatte, erklärte er seinen Freunden und Kriegsgefährten, daß er Willens sey, nach dem nunmehr geendigten Kampfe wieder auf

ein Landgut Mount Vernon zurückzukehren. Er dankte ihnen für die ihm und dem Lande geleisteten Dienste, und nahm dann von Allen den zärtlichsten Abschied. Hierauf begleiteten sie ihn bis zum Gestade des Flusses. Als die Barke vom Ufer stieß, schwenkte er seinen Hut, und rief ihnen noch einmahl: „Lebt immer wohl!“ zu. Ihre Blicke folgten dem Schiffe, so lange ihre Augen es erreichen konnten, und unter Thränen und Schluchzen wünschten sie ihm immerwährendes Glück und Heil. In allen Städten, in allen Dörfern, die er auf dieser Reise nach seiner Heimath berührte, erhielt er Beweise der höchsten Dankbarkeit und Freude.

Als er nach Annapolis kam, zeigte er dem Congresse an, daß er Willens sey, die bisher geführte Oberbefehlshaberstelle über die Truppen der vereinigten Staaten, womit man ihn zeither beehrt hatte, niederzulegen; er bäte sie daher, zu bestimmen, wenn und wie dieß geschehen könne: und der Congreß beschloß, daß dieß in einer öffentlichen Audienz geschehen solle. An dem dazu bestimmten Tage versammelten sich auf dem Rathssale so viele der vorzüglichsten und angesehensten Personen, daß der Saal gedrängt voll war. Washington hielt an den Präsidenten eine kurze Rede, die, ungekünstelt ohne gesuchten Schmuck, ganz dem schlichten gefühlvollen Herzen und der Würde des Redners entsprach, worin er den in dem Congresse vereinigten Staaten für das zeither ihm geschenkte Zutrauen dankte, und sie ersuchte, das ihm anvertraute Amt, dessen Zweck jetzt aufhöre, ihnen wieder zurückgeben zu dürfen, weil er zu den stillern Geschäfften des Landbaues zurückkehren wolle. Zuletzt empfahl er das Wohl seines Vaterlandes der Vorsehung, und denen, die unter deren Zulassung die Obervorsteher desselben wären.

Hierauf antwortete der Präsident: „Die in dem Congresse vereinigten Staaten sind innigst gerührt über Ihre Aeusserung, daß Sie ein Amt, unter dessen Ansehen Sie die Truppen der vereinigten Staaten so glücklich durch einen gefahrvollen Krieg geführt haben, jetzt niederlegen wollen. Auf Bitten Ihrer Mitbürger, gekränkte Rechte vertheidigen zu helfen, übernahmen Sie dasselbe, ehe noch irgend ein auswärtiger Beystand sich fand, ehe sich eine kraftvolle, Sie unterstützende, regierende Macht gebildet hatte. Sie haben den Kampf des Krieges mit Weisheit und Muth gekämpft, und sahen bey allen Unfällen, bey so manchen widrigen Ereignissen unverrückt auf Erhaltung der Rechte der gesetzgebenden bürgerlichen Macht. Sie erwarben sich die Liebe und das Zutrauen Ihrer Mitbürger, halfen die kriegerischen Fähigkeiten derselben entwickeln, und führten sie auf die Bahn eines unverwelkenden Ruhmes. Sie haben die Freyheit dieser neuen Welt vertheidigt, haben den Unterdrückern, wie den Unterdrückten, eine nützliche Lehre gegeben. Sie kehren jetzt in Ihre Heimath, begleitet von den Segenswünschen Ihrer Mitbürger, zurück; der Ruhm Ihrer Tugenden wird aber nicht mit diesem Amte sich endigen, sondern bis in die spätesten Zeiten

fortdauern. Möge der Himmel Ihnen ein Leben, das uns Allen so schätzbar ist, noch lange erhalten, und es unter seine besondere Obhut nehmen! Mögen Ihre künftigen Tage eben so glücklich seyn, als Ihre bisherigen ruhmvoll gewesen sind!"

Die merkwürdigen und grossen Ereignisse während des eben geendigten Kampfes um bürgerliche Freyheit, welche dem General und dem Präsidenten vorschwebten, erlaubten, wegen des Dranges ihrer Gefühle, ihnen kaum die Worte ihrer Reden deutlich hervorzubringen: und die sich durchkreuzenden Empfindungen von Wonne, von Bewunderung und von Schmerz über das Abgehen des Generals drückten sich in den Mienen und Gebärden der Zuschauer so stark aus, als Worte es nicht vermocht hätten.

Sogleich nach Niederlegung der Befehlshaberstelle gieng **Washington**, „mit unaussprechlichem Vergnügen," wie er sich selbst ausdrückt, nach seinem Landsitze Mount Vernon an den Ufern des Potowmac. Mount Vernon ist, nach Brissot's Beschreibung, welcher es auf seiner Reise im J. 1788 besuchte, ein nicht prächtiges, sondern einfaches, aber schön sich darstellendes Schloß, dessen umliegende dazu gehörige Ländereyen ungefähr 10,000 Acker betragen. Aus dem Wohnhause, das sehr nett und bequem eingerichtet ist, genießt man eine reizende Aussicht über den Potowmac hin. An der einen Seite des Wohnhauses sind Pferde- und andere Stallungen, und auf der andern Seite ein Gewächshaus und die Wohnungen der Neger, deren Zahl im J. 1788 sich noch auf 300 belief. Hier beschäfftigte sich **Washington** mit dem Anbau seiner Ländereyen. Vor dem Freyheitskriege hatte er meistens den Tabacksbau getrieben; jetzt aber gieng er seinen Landsleuten mit seinem Beyspiele vor, und baute mehr andere Getreidearten, obgleich der Tabaksbau damahls noch einträglicher war, weil das Getreide noch nicht hinlänglichen Absatz fand, der jedoch mit jedem Jahre wegen der unaufhörlich steigenden Bevölkerung, und vorzüglich seit dem Ausbruche der Französischen Revolution sehr zugenommen hat. Um die Zeit, als Brissot zu Mount Vernon sich aufhielt, hatte **Washington** eine neue Scheune bauen lassen, wozu der berühmte Arthur Young ihm den Riß geschickt, den er aber umgeändert und verbessert hatte. Diese Scheune kostete ihm 300 Pfund: „in Frankreich, sagt Brissot, würde sie 80,000 Livres gekostet haben." Er ließ auch damahls Ställe für Esel bauen, deren Geschlecht er in Virginien, wo sie bisher noch unbekannt waren, verbreiten wollte.

So durchlebte **Washington** die Zeit in nützlicher Beschäfftigung mit Verbesserung seiner Ländereyen, und in einer friedlichen zufriedenen Ehe, welcher, um sie vollkommen glücklich zu machen, Nichts als Kinder fehlten. Diejenigen Stunden, welche die Besorgung seiner Ländereyen ihm übrig ließen, widmete er dem Studium; seine Büchersammlung enthielt die Werke der vorzüglichsten Schriftsteller der Römer, Griechen, und der neuern

gebildeten Nationen. Vier Jahre hatte Washington unter solchen Beschäfftigungen in häuslicher Glückseligkeit auf seinem Lieblingssitze zugebracht, als er von Neuem, auf den Ruf seiner Landsleute, an die Spitze der öffentlichen Geschäffte trat, und die Stelle eines Präsidenten einer neuen Bundesverfassung übernahm, welcher die vereinigten Staaten noch jetzt ihren Wohlstand verdanken.

Nach dem Frieden mit England machten die Bewohner der unabhängigen Colonieen die Erfahrung, daß eine durch einen blutigen und harten Kampf errungene Freyheit nicht sogleich von höherm Wohlstande begleitet sey: ja, daß Aufopferung desjenigen Wohlstandes, der vor dem Kampfe vorhanden war, der Preis ist, womit die Freyheit erkauft werde. Die Schulden, womit die in dem Congresse vereinigten Staaten belastet waren, beliefen sich auf 40 Millionen Dollars, und der Congreß hatte sich verpflichtet, sie zu bezahlen, konnte aber vermöge der Verfassung keine Auflagen zu deren Tilgung festsetzen. Jeder von den 13 vereinigten Staaten sollte seinen bestimmten Theil dazu beytragen, und die Regierung eines jeden Staates zu Aufbringung desselben die nöthigen Maßregeln ergreifen. Diese konnten keine andern seyn, als gewisse Abgaben, und deren beste, am Wenigsten drückende Anlegung. Sehr vorsichtig mußte hierbey zu Werke gegangen werden, da in den Colonieen der Streit mit England nur wegen der ihnen zugemutheten Abgaben entstanden war. Viele Menschen, die nicht fähig genug waren, die Ursachen der jedesmahligen Lage der Dinge zu überschauen, äusserten daher eine Unzufriedenheit, daß sie nach erlangter Freyheit sich mit Abgaben beschwert sahen, die sie unter Englands Herrschaft nicht gekannt, um derentwillen sie, daß sie sich keine wollten auflegen lassen, einen blutigen und verheerenden Krieg geführt hatten. Hierzu kamen noch einige andere Ursachen. Jeder Krieg setzt die meisten Menschen in ihren Vermögensumständen zurück, und macht dagegen einige Wenige reich. Dieß war nun der Fall vorzüglich in Massachusets und in den nördlichen Colonieen gewesen. Viele, die vor dem Kriege Nichts gehabt hatten, traten als reiche Leute auf, und lebten in Pracht und Wohlleben, weil sie das Geld leicht erworben hatten. Der Reichere hat in allen freyen Volksstaaten mehr Einfluß auf die Classe der Wählenden. In Amerika fielen die Wahlen daher auch auf die Wohlhabendern, und mancher Aermere kam auf die Gedanken, als ob von den durch die Abgaben aufgebrachten Geldern wohl Einiges in die Casse der Repräsentanten flösse. Der Aufwand der Reichern steckte an; und durch den Ausfluß des Geldes für fremde Waaren nahm das baare Geld immer mehr ab. Die Landbesitzer wollten, man sollte die Abgaben daher nicht sowohl auf die Grundstücke, als auf die zur Pracht und zum Wohlleben dienenden Waaren legen; die Kaufleute waren dagegen. Bey der allgemeinen Preßfreyheit wurde über diese Gegenstände in den öffentlichen Blättern mit der größten Heftigkeit und Bitterkeit

gestritten. Indeß blieben bey den Abgaben immer Rückstände an die Regierungen der einzelnen Staaten, und daher auch wieder Rückstände von den Regierungen der einzelnen Staaten an den Congreß. Der Congreß bemühte sich um Erweiterung seiner Macht, besonders des Rechts, in Ansehung des Handels heilsame Maßregeln ergreifen zu können; allein man wurde nicht einig. Die Armuth nahm in mehrern Staaten zu, und so auch das Murren. Ueberall ist der Arme ein Diener der Reichen, und wird von denselben ausgesogen. In Massachusetsbay gab es unzählbare Processe zwischen Gläubigern und Schuldnern, wobey sich Niemand besser stand, als die Advocaten und die Gerichte. Es entstand ein entsetzlicher Haß gegen Beyde, da der Schuldner ausser der Schuld noch Advocaten- und Gerichtsgebühren bezahlen mußte. Aufgebracht durch die vielen Executionskenntnisse, vereinigte sich die ärmere Classe, schritt zu Thätlichkeiten, besetzte an Tagen, wo Gerichtssitzungen gehalten werden sollten, die dazu bestimmten Plätze, und litt nicht, daß Gericht gehalten wurde. Endlich wurde der Aufruhr in Massachusets so allgemein, und die Aufrührer rotteten sich so zahlreich zusammen, daß die Regierung die Miliz aufbieten, und ein kleines Heer gegen sie marschiren lassen mußte. Das Murren in den übrigen Staaten war nicht so groß, aber doch von der Art, daß man die Nothwendigkeit einer allgemeinen Regierungsgewalt einsah. Ein Congreßdeputirter von Virginien, Madison, schlug daher den Staaten einen Convent oder eine Reichsversammlung vor, um über eine gemeinschaftliche Bundesregierung zu rathschlagen. Zwölf Staaten genehmigten den Vorschlag, nur Rhode-Island trat ihm nicht bey. **Washington** wurde einmüthig zum Präsidenten dieser Reichsversammlung berufen, und im Anfange des Septembers 1787 hielten unter seinem Vorsitze die Abgeordneten von Newhampshire, Massachusets, Connecticut, Newyork, Newyersey, Pensylvanien, Delaware, Maryland, Virginien, Nordcarolina, Südcarolina, Georgien, ihre erste Sitzung, und entwarfen die Verfassung, welche gültig seyn sollte, wenn 9 Staaten sie annehmen würden. Am 17. September wurde der Entwurf der neuen Verfassung den Staaten vorgelegt. Sie wich von der alten darin ab: daß der ehemahlige Congreß Nichts für die allgemeine Sicherheit und die Bezahlung der Schulden thun konnte; seine Beschlüsse waren in keinem einzelnen Staate gültig, sofern dieser nicht seine Einwilligung gegeben hatte. Aber nach der neuen Verfassung gab es nur Eine Gesetzgebung, nur Eine richterliche und ausübende Gewalt durch alle Staaten, ohne jedoch deren besondere Verfassungen zu stören. Dem Volke wurde kein einziges Recht genommen oder eingeschränkt. Die Gesetzgebungen der einzelnen Staaten traten dem Congresse nur einige Rechte ab, theilten andere mit ihm, und die vereinigten Staaten wurden dadurch gegen das Ausland zu einem Ganzen. Anfangs bestätigten nur Delaware, Pensylvanien und Newyork die neue Verfassung; allmählich gaben die Uebrigen, ausser Nordcarolina

und Rhode-Island, auch ihre Einwilligung. Nachdem 11 Staaten gewilligt hatten, wurde ein neuer Congreß gewählt, und im April 1789 geöffnet.

Der Congreß besteht aus zwey Kammern, der Kammer des Senats, und der Kammer der Repräsentanten. *) Zu dem Senate schickt jeder Staat zwey Senatoren, der Vicepräsident des Congresses ist Präsident des Senats, hat aber nur Eine Stimme zur Entscheidung bey gleicher Stimmenwahl. Die Kammer der Repräsentanten besteht aus den Abgeordneten, die jeder Staat nach Verhältniß seiner Volksmenge wählt. Jeder Staat soll wenigstens Einen Repräsentanten haben. Ein Repräsentant vertritt die Stelle für wenigstens 30,000 Staatsbürger. Die Kammer der Repräsentanten wählt sich seinen Sprecher, seinen Secretär und andere Beamte. Der Senat wählt sich auch seine Beamte. Der Senat richtet über alle Staatsklagen. Wird der Präsident der vereinigten Staaten angeklagt, so hat der Oberrichter (Chief Iustice) den Vorsitz. Das Urthel wird erst durch Einstimmung von zwey Dritteln der gegenwärtigen Senatoren gültig. Die Urthel selbst erstrecken sich nur auf Absetzung und Unfähigmachung zu Staatsämtern. Der Congreß muß wenigstens Einmahl im Jahre zusammenkommen, und das geschieht alsdann am ersten Montage im December. Die Repräsentanten werden alle zwey Jahre erwählt. Die Senatoren hingegen sind in drey gleiche Classen getheilt. Die von der ersten behalten 2, die von der zweyten 4, die von der dritten 6 Jahre ihre Stelle. Die Senatoren und Repräsentanten erhalten aus dem Schatze der vereinigten Staaten einen bestimmten Sold, und dürfen kein anderes Amt haben. Alle Bills, welche die Erhebung von Einkünften betreffen, entstehen in der Kammer der Repräsentanten; allein der Senat kann Veränderungen vorschlagen. Eine Bill, welche in beyden Kammern durchgegangen ist, wird nicht eher zum Gesetze, als bis der Präsident sie gebilligt und unterzeichnet hat. Will er sie nicht unterzeichnen, so schickt er sie mit seinen Gründen an die Kammer zurück, in welcher sie entstanden ist. Diese untersucht die Gründe, und wenn zwey Drittel dennoch dafür sind, so geht die Bill zu der andern Kammer, und wenn sie hier auch von zwey Dritteln angenommen wird, so wird sie zum Gesetz. Auch wird jede Bill zum Gesetz, wenn der Präsident sie nicht in 10 Tagen zurücksendet. Der Congreß hat das Recht, Zölle, Accisen, Abgaben rc. zu Bezahlung der Schulden, und zu Bestreitung des Aufwandes zur gemeinen Sicherheit aufzulegen und einzuheben, Geld für die vereinigten Staaten auf-

*) S. Laws of the united States of America Vol. I. containing the federal constitution, the Acts of the three Sessions of the first Congress, the treaties existing between the united States and foreign nations etc. The whole collated with and corrected by the original Rolls in the office of the Secretary of state, agreeably to a resolve of Congress, passed February 18. 1791. — Newyork printed and sold by Chils and Swaine.

zunehmen, das Münzrecht, die Anordnung und Einkünfte der Posten, die Errichtung von Gerichtshöfen; das Recht Krieg und Frieden zu schließen, Heere aufzubringen, wozu aber die Gelder nur auf zwey Jahre bewilligt werden, die Besorgung der Flotte, das Recht die Uebungen der Miliz anzuordnen, wozu die Staaten die Officiere ernennen; eine Miliz aufzufordern, um Empörungen und feindliche Anfälle abzuwehren. Der Präsident, welcher, wie der Vicepräsident, alle vier Jahre gewählt wird, hat die ausübende Gewalt in Händen. Er ist Obergeneral und Admiral aller Truppen und Flotten, hat das Recht, Verbrechen gegen die vereinigten Staaten zu verzeihen, ausser bey öffentlichen Anklagen. Er kann, wenn zwey Drittel der Senatoren darein willigen, Tractaten schließen, mit Einwilligung des Senats Abgesandte, Consuln, Richter des Obergerichts, und verschiedene andere Bediente der vereinigten Staaten ernennen. Er nimmt Gesandte an, ruft bey nöthigen Fällen den Congreß zusammen, und schlägt demselben vor, worüber zu rathschlagen ist. Er muß darauf Acht haben, daß die Gesetze erfüllt werden u. s. w. Die richtende Gewalt der vereinigten Staaten ist dem Obergerichte anvertraut, welches die Untergerichte ernennt. Sie erstreckt sich über alle den Staatenbund, wie auch auswärtige Sachen, betreffende Klagen, Seesachen, und alle Streitsachen, wenn die vereinigten Staaten Parten sind, über Streitigkeiten zwischen zwey Staaten, zwischen einem Staate und dessen Bürgern, oder dessen Bürgern und fremden Staaten, zwischen Unterthanen zweyer verschiedener Staaten des Bundes. Alle Bürger des einen Staates haben die Bürgerrechte in dem andern. Neue Staaten können aufgenommen werden, aber keine, die ein Theil eines andern sind. Die vereinigten Staaten gewähren jedem einzelnen Staate die Form eines Freystaates. Wenn zwey Drittel des Congresses, oder zwey Drittel der einzelnen Staaten, Verbesserungen der Bundesverfassung vorschlagen, so wird ein Convent dazu berufen; werden die Verbesserungen des Convents von zwey Dritteln der Staatengesetzgebung angenommen, so gelten sie. Die Habeas Corpus Acte darf nicht aufgehoben werden, als zur Zeit der Rebellion; keine Ausfuhrzölle und keine Abgaben von Schiffen und Gütern aus einem Staate in den andern werden bezahlt, keine Adelsbriefe ertheilt, und kein Congreßbeamter darf von fremden Mächten Titel oder Geschenke annehmen.

Dieß ist der vorzüglichste Inhalt der Bundesverfassung, welche **Washington** als Präsident des Convents gründen, und als Präsident des darauf folgenden Congresses ausführen half, und zwar mit dem einstimmigen Beyfalle aller Staaten die ersten 4 Jahre seiner Präsidentschaft, so daß er nach Endigung derselben von Neuem wieder gewählt wurde. Gleich im Anfange der zweyten brachen Unruhen aus, welche gefährlich zu werden drohten, aber durch **Washington's** weise Maßregeln glücklich gedämpft wurden. Diese Unruhen entstanden in den vier westlichen Grafschaften von Pensylvanien, nämlich Fayette, Westmore-

fand, Washington und Alleghenny. Während des Congresses im J. 1790 fand man es für nöthig, die gesetzliche Gewalt, welche die Verfassung der vereinigten Staaten ertheilt, „Accise aufzulegen und zu heben," auszuüben. In einigen Staaten verursachte dieß zwar einige Unruhe, die aber doch nach geprüfter Untersuchung verschwand; nur in den oberwähnten Grafschaften fand die Hebung der aufgelegten Accise von Branntwein Widerstand. Nach einigen wiederhohlten gütigen Vorstellungen trug der Senat dem Marschall auf, gegen die Empörer und die Branntweinbrenner, welche die Accise zu bezahlen verweigerten, gerichtlich zu verfahren; aber die Aufrührer nahmen den Marschall gefangen, und zwangen ihn, durch Bedrohung ihn zu tödten, allem gerichtlichen Verfahren auf der Westseite des Alleghennygebirges zu entsagen. „Bey dieser wichtigen Aufforderung, sagt **Washington** in seiner am 29. November 1794 an den zusammenberufenen Congreß gehaltenen Rede, glaubte ich, daß einer solchen Wuth eines so kleinen Theils des Volks der vereinigten Staaten nachgeben, den Grund unserer Bundesverfassung untergraben heiße, welche befiehlt, daß der Wille der Mehrheit gelten solle. Auf der andern Seite aber Bürger gegen Bürger bewaffnen, die Schande einer solchen Ausschweifung bekannt machen, die grossen Kosten und andern Beschwerden eines so fernen Zuges veranlassen, alles dieß waren zu bedenkliche, zu genau mit andern, das Herz angreifenden Betrachtungen verbundene Schritte, als daß man sich so leicht hätte dazu entschließen können." **Washington** verschob es daher noch, die Miliz in's Feld rücken zu lassen, schickte Abgeordnete in die Grafschaften, welche den Auftrag hatten, durch Vorstellungen die Empörer zu bewegen, daß sie zu dem Betragen guter Bürger zurückkehrten. Da aber alle Vorstellungen vergebens waren, bot er 15,000 Mann Miliz auf, und die Folge bewies, wie nöthig diese Zahl gewesen war, um ohne Blutvergießen diesen Aufruhr zu endigen. **Washington** hatte sich selbst an die Spitze der Miliz gestellt. „Dieses Heer war ein Anblick, sagt er in erwähnter Rede, der den Werth der republikanischen Regierung zu ihrem höchsten Vortheile zeigte, den reichsten und den ärmern Bürger in einem Gliede als gemeine Soldaten zu sehen, hervorragend dadurch ausgezeichnet, daß sie das Heer der Bundesverfassung ausmachten, unabgeschreckt durch einen Zug von 300 Meilen *) über rauhe Berge, bey herannahender sehr ungünstiger Witterung. Auch darf ich die kraftvolle patriotische Mitwirkung nicht vergessen, die ich von den Oberhäuptern der Staaten, an welche meine Aufforderung der Miliz ergieng, erfahren habe. Jede Classe von Bürgern überhaupt verdient bey dieser Gelegenheit gepriesen zu werden. Aber ihre Zuneigung wird in der Wachsamkeit über die Bundesverfassung der Amerikanischen Staaten, diesen kostbaren Schatz der Amerikanischen Glückseligkeit, verhar-

*) 65 geographische.

ren müssen, auch um derer willen, die aus allen Weltgegenden täglich einen Wohnplatz bey uns suchen, weil sie ihnen theuer seyn muß. Und wenn sie in den Augenblicken ruhiger Betrachtung dem Ursprunge und Fortgange dieses Aufstandes nachforschen, so mögen sie entscheiden, ob er nicht durch Verbindungen von Menschen angefacht sey, die unbesorgt wegen der Folgen, und ohne Rücksicht auf die unträgliche Wahrheit, daß diejenigen, welche innerliche gewaltsame Bewegungen erregen, nicht allemahl im Stande sind, sie wieder zu stillen, aus Unwissenheit oder Verdrehung von Thatsachen, Argwohn, Mißtrauen und Beschuldigungen gegen die ganze Regierung verbreitet haben."

Solchem Argwohn und Mißtrauen war **Washington** vorzüglich seit Dämpfung dieser Unruhen ausgesetzt. Unter seiner Präsidentschaft waren folgende Quellen der Einkünfte eröffnet worden: Die Einfuhrzölle, das Tonnengeld von Schiffen und Fahrzeugen, Abgaben von den geistigen Getränken, welche in den vereinigten Staaten gebrannt werden, Briefporto, Abgabe für Ausfertigung der Bestallungen, Dividend von den Bankactien, Auflagen auf Schnupftabak, der in den vereinigten Staaten verfertigt wird, auf geläuterten Zucker von gleicher Art, auf Versteigerungen, für Erlaubnißscheine Wein und Branntwein auszuschenken, und auf Fuhrwerk für Reisende. Die Summe aller dieser Einkünfte betrug jährlich Etwas über 6½ Million Dollars; davon mußten bestritten werden 3,143,753 Dollars Zinsen der Staatsschulden, 475,249 Dollars Regierungskosten und auswärtige Angelegenheiten, 1,963,484 Dollars Kosten der Armee und Schiffe, 109,357 vermischte Ausgaben, folglich 5,661,843 Dollars Ausgaben, die übrige Summe sollte zur Tilgung der Staatsschuld angewendet werden. Dieses überlegte eine Menge Menschen nicht, und bildete sich ein, der Congreß suche unter **Washington's** Schutze sich zu bereichern, obgleich alle Einnahmen und Ausgaben den Staaten öffentlich vorgelegt werden. Hierzu kam der Tractat mit England, welcher die vereinigten Staaten in eine so unangenehme Lage mit Frankreich brachte. Beym Anfange der Französischen Revolution gab es in Amerika nur Eine Stimme, Jedermann war für dieselbe. Seitdem aber Robespierre sich der Alleinherrschaft bemächtigt hatte, seitdem man sah, daß die Französische Nation sich in dem Zustande einer hitzigen Krankheit befand, in welcher sie zwar, wie ein solcher Kranker, der bey Paroxysmen 3 und 4 Menschen bezwingt, von denen Jeder ihm ausser der Zeit eines solchen Paroxysmus überlegen ist, fast unglaubliche Kraftäusserungen zeigte, aber nach völliger Ermattung die leichte Beute eines schlauen August oder eines kühnen Soldaten werden würde; seit dieser Zeit fiengen die Stimmen an sich zu theilen. Der das künftige Schicksal Frankreichs ahnende **Washington** betrachtete den größten Theil der Französischen Nation mit dem Spruche der Bibel: „Der Herr hat sie stinkend gemacht." Dabey war

es ihm indessen äusserst schmerzhaft zu sehen, daß das Verfahren einiger kriegführenden Mächte Alles dazu beytrug, die Französische Nation in einem solchen Zustande zu erhalten; und er gerieth in nicht geringe Verlegenheit, als Großbritannien die Schiffe der neutralen vereinigten Staaten eben so auffieng, wie die der andern neutralen Mächte, das Recht der Schifffahrt möglichst störte, und die Zufuhr von Lebensmitteln nach Frankreich zu Folge des — man kann jetzt wohl sagen lächerlichen — Aushungerungssystems zu hindern suchte. Der Verlust so vieler Schiffe, und die Störung des Handels war für die vereinigten Staaten sehr beträchtlich, und man war in denselben sehr für einen Krieg mit England gestimmt, den auch der Brittische Gouverneur von Canada zu wünschen schien, indem er wegen bisher nicht genau bestimmter Gränzen in einigen nördlichen Gegenden den vereinigten Staaten einige Bezirke streitig machte, wo sie einige Pflanzungen anlegen wollten. **Washington** war nicht für einen Krieg mit England, das zur See so grosse Uebermacht hatte; er suchte ihn möglichst zu vermeiden, und schickte mit Einstimmung des Senats den Bevollmächtigten Jay ab, einen Tractat mit England einzuleiten. Unter den 17 Artikeln des zu schließenden Tractats waren folgende, die **Washington** Ursache gehabt hätte nicht einzugehen: 1) daß die Vergütung des Schadens von den Brittischen Kapern der Entscheidung einer Commission unterworfen werden sollte (dieß hätte müssen eine genaue Friedensbedingung seyn); 2) daß Großbritannien das Recht der neutralen Flagge nicht anerkennen wolle. (Da nun die vereinigten Staaten mit Frankreich darüber einverstanden waren, so war vorauszusehen, daß Frankreich dieß sehr übel nehmen würde.) 3) daß die vereinigten Staaten bis zwey Jahre nach dem künftigen Frieden die aus den Antillen gehohlten Waaren, als Baumwolle, Kaffee, Cacao, Zucker und Melasse, nicht wieder in Amerikanischen Schiffen nach Europa ausfahren sollten.

Washington sah den Nachtheil dieser Bedingungen ein, und er war gar nicht geneigt, den Vertrag zu bestätigen; Händel mit Frankreich mußten daraus entstehen; allein, wenn einmahl ein Krieg unvermeidlich war, so wollte er doch, wegen der Ueberlegenheit der Engländer zur See, lieber Krieg mit Frankreich, als mit England. In jüngern Jahren würde er Englands Zumuthungen die Spitze, und wahrscheinlich mit glücklichem Erfolge, geboten haben; aber jetzt gieng es ihm, wie es gewöhnlich älter werdenden berühmten Generalen zu gehen pflegt, welche das Spiel des Glücks kennen, welche selbst erfahren haben, daß, ungeachtet ihrer Tapferkeit und ihrer Klugheit, sehr oft die gehoffte Ausführung ihrer herrlichsten Unternehmungen vom Zufalle abhieng, und daher stets vorsichtiger werden, und nicht mehr so viel wagen. **Washington**, zwischen Krieg und Frieden mit England schwankend, willigte in den Tractat, fühlte aber das Harte desselben so sehr, daß er mit der öffentlichen Bekanntmachung zauderte, und einen günstigen Augenblick abwartete. Am

2 Februar 1796 kam General Wayne nach einer dreyjährigen Abwesenheit aus dem eben geendigten Kriege gegen die westlichen Indianer zurück, und wurde in Philadelphia unter dem Geläute der Glocken und dem Freudenrufe vieler Tausenden empfangen, und am 22. Februar wurde **Washington's** Geburtstag in vielen Orten feyerlich begangen. Der Senat, die fremden Minister und alle Beamte begaben sich zu ihm, und wünschten ihm Glück; und das Volk versammelte sich vor dessen Wohnung. Merkwürdig ist hierbey Folgendes: Smith aus Südcarolina that im Hause der Repräsentanten den Vorschlag, die Sitzung eine halbe Stunde aufzuschieben, um noch vor Tische dem Präsidenten Glück zu wünschen, aber Parker aus Virginien und Andere widersetzten sich, weil das Haus erst seine gesetzgebenden Geschäffte vollenden müsse, ehe es darauf denken dürfe, Complimente abzustatten. Welch ein vortrefflicher Grundsatz! — Die Freyheit ist hin, wenn man den Verehrungen oder vielmehr Vergötterungen der erhabensten Menschen keine Gränzen setzt, und edle entschlossene Männer ihnen nicht Einhalt thun.

Den Tag nach der Feyer des Geburtstages des Präsidenten wurde in den Philadelphischen Zeitungen die Bestätigungsacte des Englischen Tractats bekannt gemacht, obgleich der Tractat selbst schon in den Charlestownischen Zeitungen vom 1. Februar gestanden hatte. Indeß waren von Französischer Seite die Kapereyen schon angegangen, und der Französische Minister fieng an, sich wegen des Tractats sehr zu beschweren; der Amerikanische Handel litt grosse Noth, und man sah einem Kriege mit Frankreich entgegen. **Washington** wurde, als ein Freund Englands, als ein Feind der Franzosen (denen die vereinigten Staaten doch die Freyheit mit verdankten), als ein Aristocrat betrachtet, der Lust habe, bey Gelegenheit eines Krieges mit Frankreich, mit Hülfe des dazu ausgerüsteten Heeres die Verfassung der vereinigten Staaten in eine Aristocratie zu verwandeln. Es wurden in manchen Zeitungen gegen ihn und seine Freunde die heftigsten Ausdrücke gebraucht. **Washington's** Präsidentschaft gieng mit dem März des folgenden Jahres zu Ende, und es wurden in öffentlichen Zeitungen Fragen aufgeworfen, ob **Washington** verdiene, wieder gewählt zu werden, und wer es wohl verdiene? Man fällte dabey die freyesten Urtheile über die angesehensten Männer. „Was meynen Sie, wer wird wohl bey der künftigen Wahl Präsident werden?“ fragte im independent Gazetter Jemand. „Mir ist es gleichviel, antwortete ein Anderer, wenn es nur **Washington** nicht wird; denn weiter giebt es keinen Mann, der unserm Bundesstaate sehr gefährlich werden könnte!“ **Washington** führte über Alles, was gegen ihn gesagt wurde, nicht die mindeste Beschwerde. „Ich habe vielleicht durch den Tractat mit England einen grossen Fehler gemacht, mein Alter macht mich vielleicht etwas zu besorgt,“ dachte er bey sich; seine Handlungen bewiesen es, daß er so dachte. — „Ich darf es nicht versuchen,

Präsident zu bleiben, dieß würde an und für sich nicht erlaubt seyn, und wenn man mich ohne mein Bestreben wieder wählte, so würde es vielleicht nicht gut seyn." Er benachrichtigte daher die Staaten, daß er kein Mitwerber bey der nächsten Wahl des Präsidenten seyn würde, denn er habe beschlossen, seine übrige Lebenszeit in stiller Musse auf seinem Landsitze Mount Vernon zuzubringen. Dieses Betragen des verehrungswürdigsten Mannes riß den Argwohn aus den Herzen aller seiner Gegner. Man erkannte nur in ihm den Mann, der die vereinigten Staaten durch seine Klugheit und Tapferkeit gegen Großbritanniens Macht beschützt hatte, und eine vortreffliche Verfassung hätte gründen helfen, welche die vereinigten Staaten so schnell zu einem hohen Gipfel von Glückseligkeit erhoben.

Am 3. März 1797, als den Tag der Endschaft seines hohen Amtes, legte er diese nun acht Jahre getragene Würde nieder, und gieng bald darauf nach seinem Landsitze Mount Vernon, wohin er, wie der Bischof White im Namen der Pensylvanischen Geistlichkeit am Tage vor Niederlegung der Präsidentenwürde in einem Schreiben an ihn sich ausdrückte: „das Bewußtseyn eines redlich geführten Amtes, die Dankbarkeit der gesammten vereinigten Staaten, und den Beyfall der ganzen Welt mit sich nahm," und auf welches Washington antwortete: „Da ich stets der Meynung war, daß nur diejenige Regierung den Beyfall des Himmels erhalten könnte, welche den Bürgern Schutz und Frieden verschafft, so ließ ich mir während meiner Staatsverwaltung es stets angelegen seyn, dieses Ziel zu erreichen, und da zu dem Bewußtseyn der Redlichkeit meiner Absichten noch der Beyfall meiner Mitbürger hinzukommt, so hoffe ich in meinem Aufenthalte der stillen Musse eine so innige Zufriedenheit zu genießen, welche nur durch die Hoffnung einer künftigen Glückseligkeit übertroffen werden kann." *)

Diese innige Zufriedenheit genoß er nicht volle drey Jahre. Er starb am 14. December 1799 auf seinem Landgute in einem Alter von 67 Jahren. Am 19. December wurde in Philadelphia die Nachricht verkündigt: „Vergangenen Sonnabend am 14. December um 11 Uhr starb zu Mount Vernon nach einer Unpäßlichkeit von 24 Stunden Georg Washington, Oberbefehlshaber des Bundesheeres der vereinigten Staaten, während der Revolution, welche die von Großbritannien erlittenen Bedrückungen erzeugten. Unter diesem ehrenvollen Namen wird sein Name unter den größten Männern, welche die Freyheit ihrer Mitbürger gegen Tyranney schützten, bis auf die späteste Nachwelt kommen. — Da wir zu dem Lobe eines Mannes, den Glück, Fähigkeiten, und die allgemeine Stimme aller Staatsbürger auf die hohe Stufe eines Wohlthäters der Menschheit erhoben haben, weiter Nichts hinzuzusetzen vermögen, so empfehlen wir die sorgfältige Bewahrung und Ausübung der Grundsätze, für die

*) S. Independ. Gazetter, March 3. 1797.

er mit so viel Ehre zu seiner Mitbürger Wohl focht, denen, die ihn überleben." Er wollte als Privatmann, prunklos und ohne Leichenrede begraben werden. Man hielt aber gleichwohl am 26. December ihm zu Ehren einen feyerlichen Leichenzug, und General Lee sprach mit Rührung eine Leichenrede, worin er die Verdienste des Verewigten in gedrängter Kürze darlegte.

In Frankreich feyerte Bonaparte, der jetzige grosse Kaiser der Franzosen, seinen Tod, und Louis Fontanes hielt im Temple am 8. Februar 1800 ihm eine vortreffliche Lobrede. Zu seinem Begräbnisse strömten von vielen Meilen her Zeugen herbey; die Provinz Maryland beschloß zu seinem Andenken die Feyer eines Trauer- und Bußtages, der Congreß in Philadelphia verordnete eine monathslange Trauer im ganzen Lande und ein Denkmahl in der Stadt seines Namens. Vermöge seines Vermächtnisses erhielten seine Sclaven die Freyheit: er verordnete auch nach demselben sowohl die Anlegung einer Freyschule für arme Kinder, zu welcher er einen Fond von 4000 Dollars, d. i. 5500 Thalern, aussetzte, als auch einer hohen Schule zu Columbia, ebenfalls mit einem von ihm ausgesetzten Fond von 5000 Pfund, d. i. mehr als 31,000 Thalern.

Washington war ein grosser Mann sowohl der Seele, als dem Leibe nach; er hatte ein männliches Gesicht voll Ernst, aber mit Freundlichkeit gemildert, war blatternarbig und verbrannt; auf seinen Wangen blühte ein reines Roth, seine blauen Augen waren voll Feuer, schöne braune Haare zierten sein Haupt. In seinem Gesicht bemerkte man viel Ausdruck, und sein Blick verrieth einen denkenden Kopf. Nie hat er seinen grossen Verstand gemißbraucht. Er war gerecht, tapfer, wohlthätig, freygebig, ein zärtlicher Gemahl, ein aufrichtiger und edelmüthiger Freund, ein wahrer Vater seiner Untergebenen, und ein wahrer practischer Philosoph. Seine Sitten waren mild und angenehm; sein kaltes Temperament ließ sich nicht in Hitze bringen. Er wußte Nichts von Religionsvorurtheilen. Sein Lebenswandel war ganz unbescholten, und kaum konnte man ihm eine Uebereilung zur Last legen. Aufrichtigkeit, Gefälligkeit, ehrliche Einfalt, kaltblütige Tapferkeit waren die Hauptzüge seines Characters. Ohne Cimon's Schicksal zu haben, vereinigte er Dessen, und des Cincinnatus Person in der seinigen.

Sein edler Character leuchtet aus dem Kupferstiche deutlich hervor. Diejenigen, welche ihn persönlich kannten, versichern, daß dieser grosse Mann sprechend getroffen sey.

S. Gallerie aller merkwürdigen Menschen, die in der Welt gelebt haben, Heft 14. S. 1. und Georg Washington's Lebensbeschreibung. Nach den Originalpapieren unter der Aufsicht des Hrn. Bushrod Washington zusammengetragen. Aus dem Engl. übersetzt, 4 Theile. Hamb. 1805 — 6. gr. 8.

Wasse, Cornelia von, oder Cornelia Wouters, aber bekannter unter dem Namen der Frau von Wasse, ward 1739 zu

Brüssel geboren, und starb am 3. April 1802 zu Paris. Sie machte mit dem Baron von Wasse, an den sie zeitig verheyrathet war, lange Reisen durch den größten Theil von Europa, und ihre zahlreichen eigenen Schriften und Uebersetzungen wurden sehr geschätzt und gern gelesen. Selbst während der Revolution, die sie in grosse Dürftigkeit versetzte, wurden von ihr Schriften gefertigt.

S. den Biograph, Bd. 1. St. 4. S. 481.

Wasse, Joseph, Mitglied des Königin-Collegiums zu Cambridge, und Kapellan des Marquis von Kent, ein gelehrter Englischer Critiker, der sich durch einige Ausgaben und Sammlungen um die alte Litteratur verdient gemacht hat, als: Sallustius, Iulius Exuperantius, Porcius Latro, cum Sallustii aliorumque historicorum fragmentis, Cantabr. 1710. 4. Recudi curavit Sigeb. Havercampius, Amstelod. 1742. 4. Tomi II. — Thucydides, Graece et Latine, ex rec. et cum notis edidit C. A. Ducker, Amstel. 1731. fol. Auch eine Bibliotheca litteraria (die er entweder ordnete, oder verfertigte, s. Bibliotheque Angloise T. X. p. 501.) a Collection of Inscriptions, Medals, Dissertations, Nr. I — X. London 1722 — 24. 8. schrieb er.,

Nach Saxe lebte er noch im J. 1731; wie aus Ducker's Vorrede erhellt, wo dieser schreibt: qui (*Wasse*) eo ipso tempore, quo his scribendis occupabar, haec quoque misit, et hic inseri voluit."

S. Saxii Onomast. litter. P. VI. p. 162.

